Die Gesellschaft

Michael Georg Conrad, Arthur Seidl

902
89
PT.1-2

Library of

Princeton University.

Blau Memorial Collection

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet von M. G. Conrad.

Schriftleitung:

Hans Merian.

Jahrgang 1895. Erstes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Conrad, Michael Georg, Jugend 1
Aus dem Münchener Kunstleben 110
Dichteralbum, Unser, mit Beiträgen von Wilhelm Arent, Emanuel von Bodman, Paul Bornstein, Carl Busse, Juliane Déry, Otto Fischer, B. Golz, Raoul Hall, Margarethe Halm, Rudolf Hirschberg, Jul. Konst. von Hoeßlin, Theodor Lessing, Oskar Linke, Thomas Mann, Konrad Nies, Hermine von Preuschen, Emil Rechert, Heinrich von Reder, Johannes Schürmann, Walter Seeck, A. von Sommerfeld, Wilhelm Unfeld, Günter Walling und Wilhelm Walloth 29, 178, 313
Eppstein, Dr. S. S., Die Erstaufführung von Hauptmanns „College Crampton" in der Schweiz 112
Eschwege, Ludwig, Die Enterbten 226
Haefker, H., Aus dem Berliner Kunstleben 259, 407
Heinrich, Curt, Bürgerweisheit 145
Hellwieg, Oscar, Frohschammers Weltphantasie 379
Hiller, Olga, Dr. Burckhardt 43
Hoffmann, Max, Die Mission 38
Hofmiller, Jos., Anläßlich des „Hymnus an das Leben" von Friedrich Nietzsche 376
Kadettenkorps und die „Zukunft", Unsere, von *** 105
Kritik: Romane und Novellen: S. 114, 269, 416. — Lyrik und Epos: S. 117, 271, 418. — Dramen: S. 120, 273, 419. — Volkswirtschaft: S. 121, 275. — Soziale Litteratur S. 420. — Sozialpolitik: S. 122. — Litteraturgeschichte: S. 126, 422. — Goethe-Litteratur: S. 423. — Graphologie: S. 424. — Vermischte Schriften: S. 128. — Französische Litteratur: S. 278. — Englische Litteratur: S. 133. — Holländische Litteratur: S. 427. — Spanische Litteratur: S. 429. — Portugiesische Litteratur: S. 135. — Skandinavische Litteratur: S. 137. — Ungarische Litteratur: S. 281. — Soziale Dokumente: S. 142. — Umsturz: S. 431. — Vermischtes: S. 283, 436. — Bibliographie: S. 144, 287, 439.
Kuhn, Emil, Die psychologische Seite der kirchlichen Gottesverehrung 247
Lacroma, Paul Maria, Das Choleragespenst 324
Lessing, Th., Beschauliche Briefe eines Münchener Eremiten 252, 384
Mauch, Theodor, Stuttgarter Theater 410
Merian, Hans, Blind geladen 186
Holger Drachmann 232
Paul Maria Lacroma 352
Ein jüdisch-deutsches „Leben Jesu" 364

(RECAP) 0902 .389 v. 11, pt. 1-2

559208

Seite

Nieſle, Charlotte, Die Gedankenhändler 218
Panizza, Oskar, Bayreuth und die Homoſexualität 88
Panloff, Andrea, Unweiblich 382
Poſſidens, Beatus, Vom Doktorexamen und von den Idealen. Eine Plauderei über Einiges und Anderes 356
Ramſtein, E., Guſtav Ruhland 85
Reisner-Čepinsky, Victor von, Jang-kia und Tſchi-fa. Eine Liebesgeſchichte aus Korea 333
Richter, Konrad, Klein Eyolf 241
Ritter vom Schuſterleiſten. Von H. E. B. 108
Ruhland, Dr. G., Die Agrarfrage als ſoziale Frage 4
Satisfaktion. Eine kritiſche Betrachtung des Duellweſens mit beſonderer Berückſichtigung akademiſcher Verhältniſſe. Von einem alten Couleurſtudenten 298
Schwann, Dr. M., Individuum und Volksleben 92
Das Gottesgnadentum in der Geſchichte 152
Starkenburg, Heinz, Darwinismus und Sozialismus 289
Wald, Fritz, Aus dem Berliner Kunſtleben (Freie Volksbühne) 266
Zaunkönig von Bulgarien, Der. Von einem Bulgaren 7

Porträts:

Guſtav Ruhland.
Holger Drachmann.
Paul Maria Lacroma.

Dr. K. Albert und Co., München.

Die Gesellschaft.

Januar 1895.

Inhalt:

Bildnis von Gustav Ruhland.

	Seite
Conrad, Michael Georg, Jugend	1
Ruhland, Dr. G., Die Agrarfrage als soziale Frage	4
Der Zaunkönig von Bulgarien. Von einem Bulgaren	7
Unser Dichteralbum:	
Reder, Heinrich von, Im Wald	29
Auf der Heide	29
Die Zigeunerin	30
Busse, Carl, Die Bacchantin	30
Nies, Konrad, Schneeverweht	31
Arent, Wilhelm, Antinous	33
R. K., Mein Ideal	33
Sommerfeld, A. von, Bootfahrt	34
Mann, Thomas, Siehst du, Kind, ich liebe dich	34
Linke, Oskar, Das Hofkleid	35
Hoffmann, Max, Die Mission	38
Hiller, Olga, Dr. Burckhardt	43
Ramstein, E., Gustav Ruhland	85
Panizza, Oskar, Bayreuth und die Homosexualität	88
Schwann, M., Individuum und Volksleben	92
„Unsere Kadettenkorps" und die „Zukunft". Von ***	105
H. E. B., Ritter vom Schusterleisten	108
Conrad, Michael Georg, Aus dem Münchener Kunstleben	110
Eppstein, Dr. S. S., Die Erstaufführung von Hauptmanns „College Crampton" in der Schweiz	112
Kritik: Romane und Novellen: S. 114. — Lyrik und Epos: S. 117. — Dramen: S. 120. — Volkswirtschaft: S. 121. — Sozialpolitik: S. 122. — Litteraturgeschichte: S. 126. — Vermischte Schriften: S. 128. — Englische Litteratur: S. 133. — Portugiesische Litteratur: S. 135. — Skandinavische Litteratur: S. 137. — Soziale Dokumente: S. 142. — Bibliographie: S. 144.	

In diesem Hefte befindet sich eine Beilage der Firma **Wilhelm Friedrich** in Leipzig, betr. **Hermann Heibergs Werke** in Lieferungen, auf die wir besonders aufmerksam machen.

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift behält sich die Verlagshandlung ausdrücklich vor.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.

XXI. Jahrgang. XXI. Jahrgang.

Deutsche Rundschau.

Herausgeber: **Julius Rodenberg.** Verleger: **Gebrüder Paetel in Berlin.**

Die **„Deutsche Rundschau"** steht jetzt in ihrem einundzwanzigsten Jahrgange, und es ist wohl überflüssig, nochmals das Programm dieser angesehensten und verbreitetsten Revue darzulegen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Litteratur und der Wissenschaft ist die **„Deutsche Rundschau"** bestrebt, das Organ zu sein, welches dem hohen Bildungsstande der Gegenwart nach beiden Seiten hin entspricht. Über den Kontroversen, welche den Tag bewegen, und den Parteien hält sie fest an Dem, was unser Aller unveräußerliches und gemeinsames Eigentum ist: an dem nationalen Gedanken, der sich im deutschen Reich verwirklicht hat, und an den Überlieferungen unserer Klassiker. Auf diesem Boden sucht die **„Deutsche Rundschau"** zu fördern, was immer unserem nationalen und Geistesleben neue Kräfte zuführt, und keinem Fortschritt in den Fragen der humanitären und sozialpolitischen Bewegung, der Erziehung, der Wissenschaft, der Kunst, der Litteratur verschließt sie sich.

Die **„Deutsche Rundschau"** erscheint in zwei Ausgaben:

a) Monats-Ausgabe in Heften von mindestens 10 Bogen. Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

b) Halbmonatshefte von mindestens 5 Bogen Umfang. Preis pro Heft 1 Mark.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probehefte sendet auf Verlangen **zur Ansicht** jede Buchhandlung, sowie die Verlagshandlung von

Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstr. 7.

XXI. Jahrgang. XXI. Jahrgang.

FÜR DAMEN

Ein prächtiges Festgeschenk!

Sorgfältige Auswahl aus

sämmtlichen Gedichten

Heinrich Heine's

mit Vorrede und Biographie von

DIETRICH ECKART.

Preis eleg. geb. ℳ 3.50; in Halbfranzbd. ℳ 4.50; in weißem Ganzlederbd. ℳ 5.50;

In allen Buchhandlungen vorräthig,

oder direkt zu beziehen von

Constantin Wild's Verlag, Leipzig und Baden-Baden.

Ein prächtiges Festgeschenk!

f.d. REIFERE JUGEND

Januar 1895.

Jugend!

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Unsere Zeitschrift hat ihr zehntes Jahr vollendet. Und sie fühlt sich jung, heiß, zukunftsfroh wie am ersten Tag: sie glüht im Kampfe wie damals, als sie auf den Schauplatz trat, wie damals wehen heute die Fahnen, wirbeln die Trommeln, blasen die Trompeten, blinken und flammen Lanzen und Degen.

Mit uns ist die Jugend, mit uns ist die Kraft, mit uns Krieg und Sieg!

Das ist unser Geheimnis, das Geheimnis aller Lebendigen und Zukünftigen: Wir wollen vom Leben leben, und darum müssen wir in der Zukunft leben.

Und die Jugend ist mit uns nicht bloß als eigene, persönliche Verjüngung im nimmerrastenden Kampfe, sie ist mit uns in den Scharen jener, die, nach dem Gesetze ewiger Wiederkehr, täglich neu dem Leben und seinen hehren Idealen geboren werden, in den Scharen jener Herrlichen und Fröhlichen, auf deren Scheitel zwar die Reflexe der großen Vergangenheit glänzen, in deren Augen aber der Morgenschimmer der noch größeren Zukunft leuchtet und Sonnenaufgänge sich ankündigen, wie in solcher Kraft und Schönheit die Menschheit sie noch nicht gesehen.

„Es giebt noch viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben," spricht Nietzsche.

Mit ihm stehen wir auf der Linie des aufsteigenden Lebens. Mit ihm haben wir uns in kein abstraktes Ideal, in kein papiernes Prinzip, in kein ertötendes Dogma, in keine heimlich mordende, vampyrartig blutaufsaugende Autorität eingesponnen und eingekapselt.

Wir sind die Freien, die nach eigenem Trieb, nach eigenem Geist und Herzen leben und sich nicht zu jenen gesellen, deren neuestes Gesetz sich sofort zu einer Mode von gestern wandelt, deren ruhmrediger Aufschwung zugleich ihr stiller Verfall ist.

Das Ideal ist uns nicht ein Lehrsatz, sondern ein Persönliches, nicht eine ewig vorgekaute Forderung, sondern eine Erscheinung in Fleisch und Blut.

Buntscheckiger Trödel und Narrentand blenden und verführen uns nicht, wir haben keine Liebe für das Perverse und Kulturwidrige — Uniformstücke, Gefreitenknöpfe, Achselschnüre, Kammerherrenfräcke, Priestermützen, Zunftsymbole und das ganze Inventar herdenmäßig gedrillter und aufgeputzter, der wahren, schlichten Geistnatur des Menschlich-Persönlichen und Volkstümlichen entgegengesetzter Staatsmaschinenmacherei imponiert uns nicht.

Wer sein Ideal im Persönlichen erschaut, kann es nicht im Staatlichen sehen, denn der Staat ist das unpersönlichste und unorganischste Ding, ein zeitlich notwendiges Übel, auf dessen Überwindung die Kulturmenschheit hinarbeiten muß, will sie nicht daran zugrunde gehen. Als Programm der Pflichten der aus Notwendigkeit des Erwerbs und gegenseitigen Schutzes Zusammenwohnenden ist das Staatliche nichts weniger als eine „ewige Ordnung" oder gar eine „sittliche Weltordnung", sondern ein Kompromiß, der von Jahr zu Jahr, von Entwicklungsstufe zu Entwicklungsstufe wechselt, und der zu Aufruhr und Umsturz führen muß, sobald er das Gegenwärtige, Bestehende, Lastende als ein Dauerndes, Unbewegliches, gewaltsam festhalten und dem Zukünftigen, dem Werdenden damit den Weg verlegen will.

„Alles was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht," davon läßt sich das große Gesetz des Wechsels und der Erhaltung der Kraft im Wechsel nichts abhandeln.

Im Kampfe gegen Versumpfung oder Versteinerung, gegen Unduldsamkeit und Verfolgung, gegen staatlichen oder kirchlichen oder proletarischen Geistesdruck wird die Jugend immer auf dem Posten sein.

Und wiederholen sich heute in Deutschland Vorgänge, wie man sie sonst nur aus den traurigsten Zeiten der preußischen Geschichte in der ersten blödsinnig reaktionären Hälfte dieses Jahrhunderts gewohnt war, mit dem ganzen Gemeinheitsapparat des Schnüffel- und Denunziantentums, der Schweifwedelei und blutigen Hanswursterei, so wird die idealgestimmte deutsche Jugend sicher ihren Mann stellen. Der Staat wage es einmal, dem Mucker- und Sykophantentum seine Straf- und Zuchtmittel auszuliefern, und er wird seine blauen Wunder erleben. Er wage es einmal, Dauerbündnisse

mit den Epigonen der Raubritter und Volksaussaugern aller Schattierungen sich träumen zu lassen, und er wird kuriose Erfahrungen machen.

Preußen, dem führenden Staate, erwächst heute schon wieder, da man ihm die reaktionärsten Rückfälligkeiten zutraut, eine Unpopularität in den weitesten Kreisen der geistesfreien Welt, die ihm über kurz oder lang vereisend in die Knochen fahren und seine stolzen Stechschrittbewegungen bös beeinträchtigen kann. Mit Maßregelungen und Chikanen und den gottesgnadentümlich aufgefrischten Mittelalterlichkeiten läßt sich die Sehnsucht der modernen Welt nicht mehr äffen, mit schäbigen Resten aus der Vergangenheit das neue Lebensbedürfnis nicht mehr narren.

Wir sehen uns die Männer, die sich in Herrscherwürde kleiden, scharf auf das an, was sie wirklich sind und bedeuten, nicht was sie zu sein und zu bedeuten sich einbilden. Hier verfängt kein Kommando, keine allerhöchste Kleiderordnung, keine Berufung auf einen historischen Hausgott: wenn der Glaube an die Befugtheit des jetzt herrschenden Systems in die Brüche gegangen ist, wer dünkt sich stark genug, ihn wieder aufzurichten?

Wie in allem Politischen und Sozialen, so in allem Wissenschaftlichen und Künstlerischen, die aufstrebende Jugend, kühn durch den Gott in ihrer Brust, läßt sich von den Alten und Abgelebten kein X für ein U machen. Sie wird ehrlich und echt, heldenhaft und stürmisch fein auch da, wo es ihr nach der Krämerkalkulation von äußerstem materiellen Vorteil wäre, verlogen und verheuchelt, schlaff und kopfhängerisch zu sein. Denn der gesunde Idealismus der Jugend ist die Befähigung zum Höchsten und Kühnsten. Und darum wird sie der Zukunft dienen, indem sie in allen Stücken Zukunft fordert, unerbittlich, Ideen und Werke, Männer und Zustände, von denen sie die sichere Empfindung hat, daß sie das neue, stärkere Leben, das Reich Gottes auf Erden, die diesseitige Beseligung in sich tragen, die Beglückung unseres Geschlechtes in voller Schönheit und Freiheit.

So treten wir mit der „Gesellschaft" in fröhlicher Hoffnung den elften Jahrgang an. —

Die Agrarfrage als soziale Frage.

Von Dr. G. Ruhland,

Privatdozent an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich.

Man hat sich ja leider ganz allgemein daran gewöhnt, die soziale Frage als die im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens stehende zu betrachten. Das Streitproblem zwischen Kapital und Arbeit fehlt heute in keiner politischen Volksversammlung mehr. Und eine schwere Menge der dickleibigsten Arbeiten unserer „hervorragendsten Nationalökonomen" weist bis zur Verscheuchung auch der leisesten Zweifel nach, daß der soziale Friede zwischen Kapital und Arbeit am besten dadurch hergestellt werde, daß man dem Vorbilde Englands folge und für die Arbeit die Organisation der Gewerkschaften und für das Kapital die Organisation der Unternehmerverbände einführe, um zwischen beiden Parteien dann die Friedensbrücken der Schiedsgerichte und Einigungsämter zu bauen.

Mir hat diese ganze Theorie schon bei dem erstmaligen Lesen vor Jahren nicht gefallen wollen. Die Erfahrungen der ganzen Menschheit schienen mir zu bestreiten, daß man den Frieden zwischen zwei feindlichen Parteien dadurch herstelle, daß man jeder einzelnen derselben eine möglichst gute, kampfesdienliche Organisation gebe. Wenn auch gelegentliche Verhandlungen die Streitursache über kleinere Dinge beseitigen können, der eigentliche Gegensatz bleibt, und es bedarf offenbar nur eines genügenden äußeren Anlasses, um den Kriege in desto verheerenderer Weise losbrechen zu sehen. Das Kapital hat deshalb wohl in seinem dunklen Gefühle stets richtig gegen die Schaffung der Arbeiterverbände opponiert. Und die neueren und neuesten Erfahrungen Englands sind doch eigentlich die denkbar schärfste Verurteilung unserer Nationalökonomen à la Brentano und Konsorten. Zahl und Umfang der Strikes haben zugenommen. Die Gewerkschaften sind mit fliegenden Fahnen in das sozialistische Lager abgeschwenkt, nachdem sie sich allgemein davon überzeugt hatten, daß ihr bisheriger Standpunkt unhaltbar sei. Und ein Industriezweig nach dem andern beginnt seine Auswanderung aus England. Doch das ganze Maß voll Irrtum, welches in der heute herrschenden Auffassung der sozialen Frage von unseren „Fachleuten" zusammengetragen ist, erkennen wir erst dann, wenn die Betrachtungsweise nicht mehr an den bloß oberflächlichen Erscheinungen hängen bleibt, sondern sich den tieferliegenden logischen Elementen des Grundes zuwendet.

England hat heute so gut wie keinen produktiven Mittelstand mehr. Er hat sich aufgelöst in Kapitalisten und Arbeiter — aus Gründen der Technik, wie unsere Gelehrten sagen! Der Bauernstand ist vollständig verschwunden. An Stelle der Gemeindefluren und Bauerndörfer sind Schlösser mit Wildparks und Villen mit Gärten getreten. Das in den Städten angesammelte Kapital hat das platte Land ganz aufgefressen. Und damit ist die Brotversorgung des Volkes der englischen Nation verloren gegangen. Das Brot ist dem Golde geopfert. Die englische Jahresernte reicht heute kaum mehr für die Ernährung auf zwei Monate. Man lebt nur noch von Hand zu Mund. England ist heuer mit einem Getreidevorrat auf sechs Wochen in den Winter gegangen! Noch beruhigt man sich diesen Zuständen gegenüber mit dem Hinweis auf die Überproduktion an Getreide und mit dem Grundsatz der internationalen Arbeitsteilung. Aber beide Behauptungen sind falsch. Wir haben keine Überproduktion an Brotgetreide trotz fallender Getreidepreise, wie ich das an anderer Stelle nachgewiesen habe. Und es ist nicht wahr, daß irgend ein Staat der Welt länger als absolut notwendig auf der niedrigeren Entwicklungsstufe eines Agrikulturstaates beharrt. Überall — und zwar selbst in Rußland und Japan — steuert man mit voller Energie der industriellen Entwicklung entgegen. Überall folgt man dem Vorbilde Englands in der Jagd nach dem Golde. Ein Staat nach dem andern verliert deshalb seine nationale Brotversorgung, wie Deutschland namentlich so unverkennbar zeigt. Und schon deshalb kann es nur eine Frage der Zeit sein, daß jeder Staat in der Brotversorgung des Volkes wieder auf sich angewiesen ist. Was aber soll *dann* aus diesem heute so vielbewunderten England werden? Und wer glaubt, daß, wenn die organisierten Arbeitermassen an ihrem eigenen Leibe empfinden, daß die Jagd nach dem Golde sie um das Notwendigste betrogen hat, was wir Menschen kennen, nämlich um das „tägliche Brot", *dann* die Abrechnung mit den Kapitalisten eine unblutige sein könnte? — — —

Der Hauptirrtum der herrschenden nationalökonomischen Schule liegt wohl darin, daß man die englischen Zustände als eine höhere Stufe volkswirtschaftlicher Entwicklung betrachtet, während sich in denselben nur eine durchaus krankhafte volkswirtschaftliche Hypertrophie erblicken läßt. Was *jene* als die Anzeichen eines kräftiger pulsierenden Lebens feiern, betrachte *ich* als Begleiterscheinungen des Absterbeprozesses im volkswirtschaftlichen Körper. Und wo *jene* ihr ganzes Ansehen und all' ihre Beredsamkeit aufbieten, um die deutsche Politik zu einer möglichst energievollen Nachfolge zu bestimmen, glaube *ich* allerdings nicht entschieden genug warnen zu können. Denn das Ende mit England ist bereits nur noch ein Ende mit Schrecken.

Was ich also meinen Gegnern hauptsächlich vorwerfe, das ist der

Mangel einer Unterscheidung zwischen „gesund“ und „krank“. Dort wo sie an dem Auflösungsprozeß des englischen Mittelstandes mit der Phrase vorübergehen: das sei der Einfluß der Technik, der sich mit fast naturgesetzlicher Notwendigkeit vollziehe — bleibe ich stehen und sage: der Mittelstand allein ist die dauernd friedliche Lösung zwischen Kapital und Arbeit. Der Mittelstand ist der ideale Arbeiter, weil er zugleich Eigentümer seiner Produktionsmittel ist und deshalb sein Arbeitsprodukt sich mit seinem Arbeitslohne deckt. Der Mittelstand ist aber auch der ideale Kapitalist, weil er bei mäßigem Besitz zugleich sein erster Arbeiter selbst ist. In ihm allein finden wir eine organische Vereinigung von Kapital und Arbeit in der Einheit seiner Persönlichkeit. Und in der organischen Einigung allein liegt der dauernde Friede. Im Mittelstand erblicke ich deshalb die gesunden Zellen des volkswirtschaftlichen Körpers. Sobald nun aus irgend welchem Grunde diese gesunden Zellen sich zu zersetzen beginnen in die Kapitalisten auf der einen und die Arbeitermassen auf der anderen Seite, sobald beginnt auch die konstitutionelle Erkrankung des sozialen Körpers. Und in dem Maße, als dieser Auflösungsprozeß des Mittelstandes fortschreitet, wird der Krankheitszustand immer bedenklich, bis dann eines Tages das Sterbestündlein geschlagen hat. Ich halte deshalb — nebenbei bemerkt — auch den sozialistischen Zukunftsstaat für aussichtslos. Denn an die Einführung desselben kann ja erst gedacht werden, wenn die kapitalistische Gesellschaft bereits in den letzten Zügen liegt. Dann aber werden alle künstlichen Mittel höchstens ein letzten Aufflackern der noch vorhandenen Lebensreste bewirken können.

Es giebt auf dieser Welt nach meiner Meinung nur eine Lösung der sozialen Frage, und das ist die Verhütung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit als Gegensatz zwischen verschiedenen Personengruppen. Eine Sozialpolitik, welche auf die Gesundung des sozialen Körpers abzielt, kann lediglich und allein eine energievolle Mittelstandspolitik sein. Und nachdem die Geschichte aller Völker und aller Zeiten gezeigt hat, daß sich der gewerbliche Mittelstand nur auf dem Rücken eines kräftigen Bauernstandes halten kann, sage ich: Die soziale Frage ist — in der rechten Weise verstanden — die Agrarfrage.

Der Zaunkönig von Bulgarien.

Ein Beitrag zur Frage der Anerkennung des Fürsten Ferdinand I. von einem Bulgaren.

> Man kann einem Fürsten oder seinem Volke keinen schlechteren Dienst erweisen, als wenn man den Monarchen in Stand setzt, in eigener Person zu regieren und die Befehle seiner Heftigkeit und Laune durch Diener zu diktieren, welche zwar seine Maßregeln mißbilligen, sich aber dennoch zu ihrer Ausführung als Werkzeuge hergeben.
>
> Brougham.

Als man vor nun acht Jahren mit dem damaligen Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg wegen Annahme des Thrones von Bulgarien unterhandelte, entwickelte man dem Prinzen eingehend das Programm, nach welchem in Zukunft in Bulgarien regiert werden sollte. In diesem Programme war der Thätigkeit des zukünftigen Fürsten nur ein sehr bescheidenes Plätzchen eingeräumt; man hatte ihm eine mehr passive als aktive Rolle zugeteilt. Das war sehr begreiflich; denn man wußte in Bulgarien sehr gut, daß dem Prinzen Ferdinand nicht nur die bulgarischen Verhältnisse völlig fremd waren, sondern daß er in politischen Dingen überhaupt von geradezu schülerhafter Unwissenheit war. In Österreich ging die Sage, Prinz Ferdinand sei nicht imstande, einen gewöhnlichen politischen Zeitungsartikel richtig aufzufassen, und in Ungarn sagte man von ihm, er sei wegen allgemeiner Unwissenheit im Armee-Avancement immer wieder übergangen worden. — Prinz Ferdinand, dem, wie die bulgarische Deputation genau wußte, alles daran lag, regierender Fürst zu werden, war damals mit allem, was man von ihm wollte, einverstanden; er hatte also auch an dem ihm vorgelegten Regierungs-Programme nichts auszusetzen. Unter den vielen Beteuerungen, mit welchen der Prinz die Mitglieder der bulgarischen Deputation für sich einzunehmen suchte, kehrte die immer wieder, daß er als Fürst von Bulgarien seine vornehmste Aufgabe darin suchen werde, die Ziele der von der Regentschaft eingeleiteten und von ihr für recht erkannten Politik zu den seinen zu machen. Auch später, als die Entscheidung schon gefallen war, verharrte der Prinz auf diesem weisen Standpunkte. Bei Gelegenheit eines festlichen Diners, das kurz vor seiner Abreise nach Sofia zu Ehren der Vertreter Bulgariens in Wien stattfand, ließ sich Ferdinand ungefähr so vernehmen: „Ich lege mein Geschick, wie das meines neuen Vaterlandes ruhig in Ihre bewährten Hände. Nehmen Sie mein Wort, daß ich niemals andere

Wege zu gehen versuchen werde, als diejenigen, welche Sie mir weisen werden ....."

Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß Prinz Ferdinand als Fürst von Bulgarien diesem seinem Versprechen durch lange Zeit nachgekommen ist. Er war Jahre hindurch sanft wie eine Taube und von exemplarischer Fügsamkeit. Denn er hatte bald erkannt, daß Fügsamkeit und Nachgiebigkeit gegenüber den wohlerwogenen Vorschlägen seiner Minister sehr seinem eigenen Vorteile dienten; und sein Vorteil stand und steht dem Fürsten Ferdinand in allen Dingen in allererster Reihe.

Der eigentliche Leiter der bulgarischen Staatsgeschäfte während der sieben ersten Regierungsjahre des Fürsten war Stambulow. Dieser Mann hat, lange bevor der Name des jetzigen Fürsten in Bulgarien genannt wurde, in die Geschicke seines Vaterlandes bestimmend eingegriffen; ein junger Mann noch, hat er für die Freiheit und den Ruhm Bulgariens gestritten und gelitten, und bis zum heutigen Tage glüht nur Ein Wunsch in seiner Seele: der, das Volk von Bulgarien zu einer von Europa geachteten und der allgemeinen, wie der eigenen Achtung würdigen Nation zu machen. Ungleich dem Fürsten Ferdinand hat Stambulow bei keinem seiner Schritte eigenen Vorteil irgendwelcher Art im Auge gehabt. Hätte er nach Reichtum gestrebt — er, der so lange Zeit als fast unbeschränkter Herr in Bulgarien gebot, hätte mit leichter Mühe Millionen ansammeln können; wäre sein Ehrgeiz darüber hinausgegangen, seinem Vaterlande zu dienen — es wäre ihm ein Leichtes gewesen, an Stelle Ferdinands über dasselbe herrschen zu dürfen. Es ist nach all' dem sehr begreiflich, daß Stambulow kein Fürstendiener sein konnte. Der in Bulgarien mit der Herrschermacht Bekleidete war ihm, dem Manne, der so tiefen Einblick in die Verhältnisse hatte, zu keiner Zeit ein Sendling von Gottes Gnaden, sondern ein Werkzeug, geschaffen, damit es an der Erhöhung des Vaterlandes mitarbeite. Und weil es das Wohl des Vaterlandes zu fördern schien, daß das glänzende Werkzeug auf dem Fürstenthrone machtvoll dastehe vor aller Welt, hat Stambulow Jahre hindurch rastlos und — bei Verleugnung seiner eigensten Interessen — mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln daran gearbeitet, die Stellung des Fürsten Ferdinand in Bulgarien zu festigen. Nicht alle von den zu diesem Zwecke angewendeten Mitteln lassen sich in den Rahmen der gewöhnlichen, spießbürgerlichen Moral hineinpassen, allein die besonderen Verhältnisse, welche in jenem, der Kultur erst halb erschlossenen Lande vorlagen, erforderten auch ein besonderes Vorgehen, und es darf darum an gewisse Maßregeln, zu welchen sich Stambulow gezwungen sah, nicht derselbe Maßstab gelegt werden, den man anderwärts in Europa in öffentlichen Dingen anzuwenden gewöhnt ist.

Genug an dem: Stambulow hoffte seinem Vaterlande zu dienen, indem er seinem Fürsten die Steine aus dem Wege räumte. Wann immer eine Gelegenheit sich bot, die Popularität Ferdinands zu erhöhen, war Stambulow sofort zur Hand, den so unliebenswürdigen Fürsten dem Volke im liebenswürdigsten Lichte erscheinen zu lassen; wo immer ein Feind Ferdinands das Haupt hob, Stambulow ruhte nicht, bis er ihn niedergeschmettert hatte. Dabei war Stambulow der Person des Fürsten keineswegs Freund — im Gegenteil! Das eingebildete, von Eitelkeit und lächerlichem Hochmute überfließende Wesen des Fürsten war dem einfachen Bulgaren geradezu widerwärtig. Persönlichen Neigungen oder Abneigungen hat aber Stambulow niemals irgendwelchen Einfluß auf sein Verhalten der Öffentlichkeit gegenüber eingeräumt.

Sieben Jahre lang diente also Stambulow unverdrossen dem Fürsten Ferdinand, indem er dem Vaterlande diente. Auf Dank von Seite des Fürsten hat er dabei niemals gerechnet. Was hätte auch Ferdinand seinem ersten Ratgeber zu bieten vermocht, um ihn würdig zu belohnen? So mächtig ist nicht der mächtigste Herrscher dieser Erde, um Verdienste, wie sie Stambulow in zahllosen schlaflosen Nächten und unter tausend Gefahren in Bulgarien sammelte, durch Gnadenbezeigungen wett zu machen. Fürst Ferdinand allerdings war nicht einmal imstande, die Höhe dieser Verdienste zu ermessen. — Aber Stambulow war ja auch vollkommen zufrieden damit, daß Fürst Ferdinand sein Wort hielt, indem er „die Wege ging, die man ihm wies".

Es gab, so lange Fürst Ferdinand nicht von dem, in seinen Verhältnissen doppelt thörichten Ehrgeize besessen wurde, aktiv in die bulgarische Politik einzugreifen, keine Fehlschläge in derselben, weil es keine unvermittelten Sprünge gab. Man ging Schritt für Schritt, langsam, sehr langsam, aber man kam vorwärts, man gewann unverkennbar an Terrain. Die westeuropäischen Großmächte waren Freunde Bulgariens geworden, weil die Stabilität in seinen Verhältnissen Vertrauen erweckte. Und da man das Wohlwollen mächtiger Nachbarn gewonnen hatte, durfte man auch daran denken, die Türkei mit den in Bulgarien geschaffenen, nun einmal bestehenden Zuständen auszusöhnen. Im Wege ruhiger Entwicklung wäre man naturgemäß und ganz ohne Zweifel endlich auch dahin gelangt, die Anerkennung Rußlands, ja, dessen Freundschaft — diese selbstverständlich auf ganz anderer Basis, als sie bis zum 19. September 1883 bestanden hatte — zu erringen.

Während aber Stambulow in aller Stille seine Fäden spann und den großen Zielen, die er im Auge hatte, entgegen arbeitete, begann der Fürst eigenwillig die Kreise der bulgarischen Politik zu stören.

* * *

Stambulow erhielt durch vertraute Agenten sehr bald Kenntnis davon, daß der Fürst über die Köpfe seiner Minister hinweg an verschiedene hohe und höchste Persönlichkeiten des Auslandes herangetreten sei, um sie zu einer ihm günstigen Intervention in der Anerkennungsfrage zu bestimmen. In seiner Herzenseinfalt hatte er sich, um nur ein Beispiel herauszugreifen, auch an den Prinzen von Wales, als den Schwager des Zaren Alexander III., in dieser Angelegenheit gewendet, obwohl dem Fürsten, wie aller Welt, bekannt sein mußte, daß der starre Charakter des Zaren für von Verwandten geübte Einflüsse am allerwenigsten zugänglich war. Stambulow sah in derlei heimlichen Schritten des Fürsten anfänglich keine Gefahr für die bulgarische Politik und beruhigte sich vollends bei der Erwägung, daß Ferdinand sich notwendigerweise die Nase bald derart anstoßen werde, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß der Weg durch die Wand für einen Fürsten nicht weniger unpassierbar sei, wie für alle anderen Sterblichen.

Eben damals war es den Bemühungen Stambulows gelungen, dem Fürsten die Möglichkeit zu schaffen, daß er eine Prinzessin aus einem westeuropäischen Fürstenhause eheliche.

Stambulow hatte bei verschiedenen Gelegenheiten dem Fürsten gegenüber eine solche Verbindung als das Mittel bezeichnet, die „Dynastie der Koburger" in Bulgarien feste Wurzel treiben zu lassen. Fürst Ferdinand hatte zu solchen und ähnlichen, auf die „Dynastie der Koburger" bezüglichen Bemerkungen stets beifällig genickt. Als aber Stambulow eines Tages, zu einer Zeit, da die Vermählung des Fürsten mit der Prinzessin Maria Louise von Parma schon unmittelbar bevorstand, wieder von der „Dynastie der Koburger" sprach, warf der Fürst mit Heftigkeit ein: „Sprechen Sie nicht von meiner Dynastie in Bulgarien. Ich bitte Sie: eine Dynastie von heute auf morgen! Helfen Sie mir zur offiziellen Anerkennung, dann wollen wir weiter reden. Ich muß sie haben! Ich muß sie haben!"

Diese Bemerkung gab zu denken. Im Zusammenhalte mit früheren Geschehnissen, von welchen Stambulow, wie bereits erwähnt, die Kunde war zugetragen worden, ließ sich mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß der Fürst auf seiner Brautfahrt sich zu allerlei auf seine Machtstellung in Bulgarien bezughabenden Versprechungen habe hinreißen lassen, welche zu erfüllen er jetzt alle Hebel in Bewegung zu setzen entschlossen sei. Daß er bei Verfolgung derartiger Absichten keinerlei Rücksicht auf Bulgarien und die daselbst bisher mit so unverkennbarem Erfolge verfolgte Politik nehmen werde, mußte bei dem Charakter des Fürsten für jeden, der ihn kannte, von vorneherein feststehen. Stambulow war daher auch keineswegs überrascht, als man ihm hinterbrachte, der Fürst habe sich bei irgend einer an sich ge-

ringfügigen Gelegenheit einem seiner Vertrauten gegenüber in wütendem Zorne, und, wie es bei Anlässen dieser Art seine Gewohnheit ist, mit den Füßen stampfend, geäußert: „Ich bin es satt, ein Instrument in den Händen dieser Halbwilden zu sein ..... Ich will regieren, nicht regiert werden ..... Hundertmal lieber von Rußland abhängig, als von diesen ....."

Unter solchen Umständen ist es nicht wunder zu nehmen, daß die Beziehungen zwischen dem Fürsten und seinem ersten Minister sich bald trübten und dann rasch immer unfreundlicher und endlich gänzlich unleidlich wurden. Mit jedem Tage deutlicher trat das Bestreben des Fürsten hervor, sich des ihm unbequem gewordenen Stambulow, von welchem mit Sicherheit anzunehmen war, daß er sich jedem Schritte, der die bulgarischen Interessen schädigen könnte, mit Entschiedenheit widersetzen werde, so schnell, als es sich irgend thun ließ, zu entledigen. Daß er selber, und auf sich allein gestellt, in Bulgarien nichts weiter sein würde, als ein hilfloser Spielball in den Händen der Parteien, ein Fürst, hinter dem kein Volk steht, das übersah Ferdinand dabei vollkommen. Seine maßlose Eitelkeit bestärkte ihn immer mehr in dem Wahne, daß alles, was ringsum für Bulgarien geschehen, im Grunde doch sein ureigenstes Werk sei, und daß es ihm daher auch ohne Stambulow an blendenden Erfolgen keineswegs fehlen könne.

Am liebsten hätte der Fürst schon damals mit Stambulow schroff gebrochen. Aber den Mut, dem Schöpfer der bulgarischen Geschichte der letzten Jahre schlankweg ins Gesicht zu sagen: „Stambulow, ich will jetzt meine eigenen Wege gehen — gehen Sie die Ihrigen," vermochte er doch nicht aufzubringen, und so zog Ferdinand ein anderes, seiner ganzen Charakteranlage besser entsprechendes Mittel vor, um Stambulow vom Halse zu bekommen. Dieses Mittel bestand darin, daß der Fürst mit jedem Tage widerwilliger den Ratschlägen seiner Minister folgte und immer dickköpfiger auf seinem jeweiligen selbstherrlichen Willen bestehen blieb. Das mußte notwendigerweise zu unangenehmen Reibereien und ärgerlichen Szenen führen und — der Fürst wußte sehr wohl, daß Stambulow nicht der Mann war, derlei lange ruhig über sich ergehen zu lassen. — Die Liebediener des Fürsten haben die Sache später so darzustellen versucht, als wäre Stambulow aus gekränkter Eitelkeit mit dem Fürsten in Zwiespalt geraten. Nichts könnte unrichtiger sein! Stambulow sah das Werk, das er in langen Jahren angestrengter Thätigkeit mühsam aufgebaut, durch den Egoismus des Fürsten gefährdet, er sah den Fürsten Wege einschlagen, die unmöglich zum Heile Bulgariens führen konnten, und dem aus allen Kräften sich zu widersetzen, war er, was immer auch kommen mochte, fest entschlossen. Niemand sollte je sagen dürfen, daß Stambulow, um einem

Fürsten gefällig zu sein, mit verschränkten Armen zugesehen habe, wie man sein Vaterland ins Unglück stürzte. —

Im November 1893, nachdem Stambulow schon mehrmals nahe daran gewesen war, seine Entlassung zu nehmen, kam es endlich zu einem so überaus heftigen Auftritte zwischen dem Fürsten und dem auf dessen gegebenes Wort hinweisenden Stambulow, daß dieser, aus dem Palaste heimgekehrt, sich hinsetzte und sein Entlassungsgesuch zu Papier brachte. Zwei Stunden später befand sich dieses in den Händen des Fürsten, und Stambulow harrte nun der Erledigung, überzeugt, daß ihm dieselbe die Erlösung aus einem Verhältnisse bringen werde, das völlig unhaltbar geworden war. Aber Tag um Tag verrann, ohne daß die Entscheidung des Fürsten erfolgt wäre.

Es ist gewiß nicht dem blinden Zufalle zuzuschreiben, daß eben damals — am zweiten Tage nach Überreichung des Entlassungsgesuches — eine in Sofia ansässige Persönlichkeit, deren Beziehungen zu der russischen Regierung offenkundige sind, bei Stambulow erschien, um ihm eine sehr bedeutende Jahresrente — hunderttausend Francs — dagegen anzubieten, daß Stambulow seinen Wohnsitz im Auslande nehme und auf jede fernere Einmischung in die bulgarischen Angelegenheiten für immer verzichte. Es ist nur selbstverständlich, daß Stambulow diesen Antrag mit der Entrüstung eines ehrlichen Mannes von sich wies.

Am vierten Tage nach Überreichung des Entlassungsgesuches, dem zweiten nach dem eben geschilderten Ereignisse, wurde Stambulow zum Fürsten berufen. Der Minister erwartete heftige Vorwürfe, erneute Hinweise auf die hohe, unantastbare Stellung eines Herrschers, schlecht verhüllte Drohungen — aber nichts von alledem geschah. Lächelnd und mit ausgestreckten Händen kam der Fürst seinem Minister entgegen. Wie Stambulow sich könne in den Sinn kommen lassen, zu glauben, der Fürst werde seinen treuesten Berater so ohne weiteres ziehen lassen? Bulgarien könne Stambulows Dienste nicht missen und er — der Fürst — dürfe darum nicht daran denken, dem Entlassungsgesuche stattzugeben. Stambulow dürfe all sein Leben lang auf den Dank des Fürsten, wie auf dessen vollste Gnade rechnen — kleine Meinungsverschiedenheiten, die nun einmal, wie ärgerlich sie auch momentan seien, nicht zu vermeiden wären, würden daran nichts ändern .....

Stambulow wußte ganz genau, was er von diesen Versicherungen zu halten hatte. Wären sie aus dem Herzen des Fürsten geholt worden, so hätten nicht vier Tage vergehen müssen, ehe sie von den Lippen flossen. — Trotzdem hielt es Stambulow für seine Pflicht, die schon aus der Hand gelegten Zügel der Regierung neuerdings aufzunehmen. Er that dies in-

dessen schon in der festen Überzeugung, daß der Fürst nur auf eine günstige Gelegenheit (die Entbindung der Fürstin stand damals noch bevor!) lauere, sich seiner zu entledigen.

Wochen vergingen nun, ohne daß es zu erheblicheren Dissonanzen gekommen wäre. Bestand Stambulow in irgend einer Sache entgegen dem Willen des Fürsten auf seiner Ansicht, so kniff der Fürst die Lippen zusammen und erledigte den betreffenden Gegenstand hastig, um nie mehr darauf zurückzukommen ..... Aber jedesmal nach solchen widerwillig erteilten Zugeständnissen kam der Fürst unter schweren Seufzern auf die noch immer fehlende Anerkennung seitens Rußlands zu sprechen. Es war, als hoffte er, Stambulow durch Nachgiebigkeit für seine Pläne zu gewinnen.

Am 18. (30.) Januar 1894 erfolgte die Niederkunft der Fürstin: ein Prinz und Thronfolger wurde geboren. Entgegen von verschiedenen Seiten erfolgter Einsprache überhäufte der Fürst in seinem Vaterstolze den Neugeborenen mit Gnadenbezeugungen, die, wenn im Schoße uralter Herrschergeschlechter geübt, schon eines komischen Beigeschmackes nicht entbehrt hätten, in den engen Verhältnissen des bulgarischen Hofes aber geradezu lächerlich waren. Nach der Entbindung erkrankte die Fürstin nicht unbedenklich, und der Fürst war trostlos darüber; denn er sah damit alle seine stolzen Pläne gefährdet. Endlich genas die Fürstin, und der Fürst geleitete sie nach Österreich. Auf der Rückreise hatte Ferdinand wieder mit verschiedenen Persönlichkeiten geheime Besprechungen. Es scheint, daß er aus denselben ganz gewaltigen Mut für die Zukunft schöpfte, denn bald nachher rückte er auch Stambulow gegenüber mit den abenteuerlichen Plänen heraus, welche sich in seinem Kopfe festgesetzt hatten.

Was der Fürst in der Unterredung, in welcher dies geschah, sprach, giebt so recht den Schlüssel für die Ereignisse, welche sich später in Bulgarien abspielten. Es soll demnach das betreffende Gespräch zwischen dem Fürsten und Stambulow hier möglichst wortgetreu wiedergegeben werden.

Nachdem er mit Stambulow die laufenden Geschäfte des Tages erledigt hatte, begann der Fürst davon zu sprechen, mit welcher Unzufriedenheit ihn die Lage erfülle, in welcher er sich in Bulgarien befinde. Er, der Sohn eines uralten vornehmen Hauses, das mit den höchsten Herrscherfamilien Europas vielfach verschwägert ist, sei heute nichts weiter, als ein Fürst „von des Zufalls Gnaden“. Irgendeine politische Konstellation, die dies Rußland, oder auch einem anderen Großstaate wünschenswert erscheinen lasse, und man treibe ihn ohne viel Federlesens aus dem Lande. Das sei ein unwürdiger Zustand, und er sei es seinem Sohne schuldig, daß demselben so bald wie möglich dauernd abgeholfen werde. — Stambulow kannte diese Weise von früheren Unterredungen her. Er erkundigte sich, wie der Fürst

ſich die „Abhilfe", von der er geſprochen hatte, vorſtelle? Darauf der Fürſt: „Ich habe Gelegenheit gehabt, mit verſchiedenen Perſönlichkeiten über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, und man hat mir die verſchiedenſten Ratſchläge erteilt. Ich möchte aber Ihre Anſicht hören."

Stambulow: „Nun wohl, Königliche Hoheit: Meine Anſicht iſt, daß ſich in dieſer Sache nichts überſtürzen läßt. Der einzig richtige Weg ſcheint mir zu ſein, daß man in Ruhe und Geduld die Entwickelung der Dinge abwartet und ſich einſtweilen darauf beſchränkt, jede Gelegenheit, die eigene Poſition zu verſtärken, möglichſt zu benützen."

Der Fürſt: „Es dauert mir zu lange, Stambulow. Jahre lang habe ich geduldig gewartet — jetzt aber bin ich preſſiert."

Stambulow: „Ich habe nur nochmals zu wiederholen . . . . ."

Der Fürſt: „Daß ſich nichts überſtürzen läßt . . . . . Das predigen Sie mir ſeit ſieben Jahren. Ich habe aber in dieſer Zeit die Überzeugung gewonnen, daß, wenn wir auch noch weitere ſieben Jahre geduldig zuwarten, ſich in der Sache nichts weſentliches ändern wird. Ich bin des Abwartens nun gründlich überdrüſſig. Laſſen Sie uns die Sache ohne Voreingenommenheit nach der einen oder anderen Seite hin beſprechen: Was würden Sie ſagen, wenn ich mich entſchlöſſe, mich Rußland zu nähern? Das ſcheint mir die natürlichſte Art, der Löſung der Frage näher zu kommen."

Stambulow: „Wenn Sie mit leeren Händen kommen, wird man Sie zurückweiſen."

Der Fürſt: „Vielleicht! — Gewiß aber dann nicht, wenn ich mich zu ein paar kleinen Zugeſtändniſſen verſtehe."

Stambulow: „Mit kleinen Zugeſtändniſſen werden Sie gewiß nichts erreichen."

Der Fürſt: „Nun denn mit größeren! Was, zum Donner, kommt denn auf ein bißchen mehr oder weniger an, wenn ich nur meinen großen Zweck erreiche! Sehen Sie, ich allein habe ja alles in Geduld ertragen, wenn auch manches ſchmerzhaft war; jetzt aber habe ich eine Frau und einen Sohn, da liegt die Sache für mich anders, und ich muß daran gehen, mein Haus zu beſtellen . . . . . Ich meine ja natürlich nicht, daß wir uns deshalb den Ruſſen gleich vollſtändig in die Arme werfen ſollen — aber andererſeits kann ich kein Bedenken dagegen finden, daß wir uns dem Reiche, dem Bulgarien ja thatſächlich ſo vieles verdankt, ſo gefällig erweiſen, als es uns irgend möglich iſt."

Stambulow: „Sie kennen eben die Leute an der Newa nicht ſo genau, wie ich ſie kenne: bietet man ihnen den kleinen Finger, ſo faſſen ſie ſofort nach der ganzen Hand."

Der Fürſt: „Nein, man wird ſich mit wenigem zufrieden geben, und uns — ich weiß es — mit offenen Armen empfangen.“

Stambulow: „Wer Ihnen das geſagt hat, will Sie entweder abſichtlich irreführen, oder iſt mit den beſtehenden Verhältniſſen nur ſehr ungenügend vertraut.“

Der Fürſt: „Nicht doch! Ich darf meiner Sache völlig ſicher ſein. — Es würde ſich alles verhältnismäßig leicht und zu aller Zufriedenheit machen laſſen — leider aber ſind Sie ein fanatiſcher Ruſſenhaſſer.“

Stambulow: „Herr, dieſer Haß hat für einen Bulgaren hiſtoriſche Berechtigung!“

Der Fürſt: „Gehabt — ja! Aber die Zeiten ändern ſich, und in ihnen die Menſchen . . . . . Mein Gott, ich kann Ihnen das alles nicht ſo eingehend erklären. Aber glauben Sie mir, der Zar iſt nicht mehr der, der er einmal war. Die Zeit hat ihn milder und zugänglicher gemacht. Auch habe ich einflußreiche Freunde am ruſſiſchen Hofe.“

Stambulow: „Sie vergeſſen, daß man mir ruſſiſcherſeits Millionen geboten hat, wenn ich Sie aus dem Laude brächte — und das iſt noch gar nicht lange her!“

Der Fürſt: „Was beweiſt das? Ich war Rußland unbequem, und man wollte mich aus dem Lande haben; in Zukunft aber will ich Rußland ſo viel ich kann zu willen ſein, und man wird daher froh ſein, wenn ich bleibe. Nein, nein, man wird gegen ein Entgegenkommen nicht unempfänglich ſein . . . . . Und ich brauche Rußland dringender, als Sie ſich vorſtellen können! Denn, um ganz offen mit Ihnen zu ſprechen: die Anerkennung iſt nicht mein letztes Ziel.“

Stambulow: „Ich denke, dieſes Eine Ziel iſt ſchon ſo weit geſteckt, daß Sie nach keinem weiteren zu verlangen haben. Wonach könnten Sie ſonſt noch ſtreben?“

Der Fürſt: „Mein Gott, es iſt ſo naheliegend — ich wundere mich, daß Sie als bulgariſcher Patriot nicht ſelbſt auf den Gedanken gekommen ſind! Serbien und Rumänien haben uns das Beiſpiel gegeben. Beide waren unbedeutende Fürſtentümer; jetzt ſind ſie Königreiche, deren Stimme in Europa gehört wird. Glauben Sie, daß ich allein Luſt habe, als Fürſt hinter dem Zaun mit meiner Nachkommenſchaft eine wenig beneidenswerte Exiſtenz zu führen?“

Stambulow: „Wie? Sie können daran denken, ſich zum König . . . .“

Der Fürſt (lächelnd): „Gemach! — Das ſieht ſo aus, als ſtünde ich ſchon vor der Königskrönung. Bis dahin iſt noch ein weiter Weg. Ich will Ihnen nur andeuten, wohin ich — nicht heute und nicht morgen, aber doch in abſehbarer Zeit — zu gehen gedenke . . . . . Sie begreifen

nun, daß ich die Anerkennung haben muß um jeden Preis. Bin ich einmal anerkannt, so sollen Sie sehen, wie ich alle übrigen Schwierigkeiten wegblase; denn alles andere ist Nebensache ..... Und nun sagen Sie mir: wollen Sie mir helfen?"

Stambulow, grenzenlos überrascht, ließ diese letzte Frage wiederholen, ehe er antwortete. Dann aber sagte er im entschiedensten Tone ungefähr folgendes:

„Ich kann und darf Ihnen nicht verhehlen, Königliche Hoheit, daß die Idee von dem Königreiche Bulgarien, zum mindesten wie jetzt die Dinge liegen, nichts weiter ist, als ein Nebelschloß, erbaut im Mondschein. Ich will mir eine Hand abhacken lassen, wenn es Ihnen gelingt, die Anerkennung Rußlands zu erringen, ohne daß Sie gewaltige Opfer bringen. Nur, wenn Sie freiwillig alles dahingeben, wenn Sie Ihre äußere Politik in die Hände des Zaren legen, wenn Sie Rußland den Einfluß auf unsere Armee zurückgeben und mit ihm einen Militärvertrag für alle Eventualitäten abschließen, mag es Ihnen gelingen, beim Zaren Gnade zu finden. Aber auch wenn Sie dies alles thun würden und thun könnten, werden Sie niemals König von Bulgarien werden — niemals, so lange es einen Zaren in Rußland und einen Großsultan in der Türkei giebt!"

Der Fürst fuhr nach diesen Äußerungen Stambulows nicht auf, wie wohl hätte erwartet werden können, sondern begnügte sich damit, überlegen zu lächeln. Schließlich sagte er:

„Ich kann Ihnen unmöglich alles sagen, überlegen Sie sich aber die Sache noch einmal."

Stambulow bemerkte hierauf:

„Es scheint mir, daß es mein Recht als Leiter der bulgarischen Politik wäre, alles zu wissen, was auf diese Bezug hat."

Der Fürst ließ diese Bemerkung unbeachtet, und so erübrigte Stambulow nichts, als sich zurückzuziehen.

Da die vorstehend wiedergegebene Unterredung unzweifelhaft festgestellt hatte, daß Stambulows Politik nicht mehr die des Fürsten war, hätte Stambulow eigentlich ohne weiteres Zögern sein Demissionsgesuch überreichen und auf dessen Bewilligung bestehen müssen. Aber der Steuermann verläßt nicht gerne seinen Platz, wenn er den Sturm heranbrausen sieht. So blieb auch Stambulow vorläufig noch auf seinem Posten. Obwohl überzeugt, daß der Fürst durch bloße Überredung nicht mehr von seinen phantastischen Ideen abzubringen sei, unterzog sich Stambulow doch der Mühe, in einem längeren Memorandum auseinanderzusetzen und umständlich zu beweisen, was er dem Fürsten schon in kurzen Worten klarzulegen versucht hatte. Am Schlusse dieses Schriftstückes wies Stambulow

darauf hin, daß es eigensüchtige Motive seien, welche diejenigen leiteten, die den Fürsten so gefährliche Wege führen wollten; der Rat dieser Leute aber könne unter Umständen Bulgarien, wie auch dem Fürsten teuer zu stehen kommen.

Wie vorauszusehen war, blieb dieser Mahnruf ohne jede Wirkung. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Fürst Ferdinand das Aktenstück gar nicht gelesen, wie es ja überhaupt seine Gewohnheit ist, Einreden gegen seine Wünsche und Absichten, wo es irgend angeht, zu ignorieren.

Nur wenige, aber sehr fatale Tage noch hatte Stambulow das Martyrium seiner Ministerpräsidentschaft zu tragen — dann kam die Erlösung. Sie kam in der Weise, wie der Fürst es gewünscht hatte: d. h. nicht er mußte Stambulow den Stuhl vor die Thüre stellen, sondern Stambulow zog sich selbst zurück, als ihm — nach all' dem Vorerwähnten! — gesagt wurde, der Fürst sei entschlossen, die Regierungsgeschäfte in Zukunft selbst zu leiten. —

* * *

Nachdem der offizielle Jubel der Anhänger des „neuen Regime", wie der private Jubel derer, die Stambulow sich im Dienste des Fürsten zu Feinden gemacht hatte, verrauscht war, ging die neuernannte Regierung an ihre „reformatorische" Arbeit.

Am eiligsten hatte man es damit, den Sympathiebeweisen für Rußland Ausdruck zu geben. Allein diese Eilfertigkeit erntete geringen Dank. Die Annäherungsversuche des Fürsten wurden kühl und unhöflich zurückgewiesen, und die Regierung — oder besser: der Fürst, denn dieser regierte fortab, und nicht die Marionetten, die er in sein Kabinett berufen hatte — sah sich bald gezwungen, vor aller Öffentlichkeit einen schmählichen Rückzug anzutreten. Man sah sich sogar, wenn auch ungern, zu der Erklärung veranlaßt, daß die Haltung der Zankowisten an Hochverrat grenze und die völlige Unkenntnis der wahren Verhältnisse Bulgariens bekunde. — Was aber thaten die Zankowisten anderes, als daß sie aus der Haltung der Regierung und ihres Oberhauptes die ganz natürlichen Konsequenzen zogen? ..... Es ist im übrigen unnötig, hier auf alle Phasen der wahrhaft blamablen Regierungsexperimente hinzuweisen, welche die Zeit unmittelbar nach Stambulows Rücktritt kennzeichnen. Die Geschichte dieser Zeit ist in ihrer ganzen Lächerlichkeit aller Welt noch wohl in Erinnerung.

Die Vorbereitungen zu den Sobranjewahlen wurden von Beginn an mit großem Eifer betrieben. In ganz Bulgarien stieß man auf harmlos rundreisende Minister und endlich ließ sich sogar der Fürst herbei, in eigener Person „Stimmung" zu machen. Trotzdem wurde immer aufs neue wieder-

holt, das Miniſterium übe nicht den geringſten Nachdruck auf die Wähler aus, es laſſe den Dingen einfach ihren Lauf. — Man weiß heute auch ſchon im Auslande, was von dieſer Verſicherung zu halten iſt, wenn man auch noch nicht den ganzen Umfang des fürchterlichen Druckes kennt, der bis zur Wahl von oben herab auf das bulgariſche Volk ausgeübt worden iſt. Stambulow wird nachgeſagt, daß er einer der rückſichtsloſeſten „Wahlmacher" geweſen ſei, die es jemals gegeben habe. Die ſolches behaupten vergeſſen aber hinzuzufügen, daß Stambulow, wenn er in Wahlzeiten ein eiſernes Regiment führte, unbequeme Präfekten abſetzen und durch gefügige Individuen erſetzen ließ oder widerwillige Gemeindevertretungen beſeitigte, immer nur im Intereſſe des Landes handelte, dem er diente. Die jetzigen bulgariſchen Miniſter aber, die auf ähnliche Weiſe vorgingen, indem ſie ſich auf das von Stambulow gegebene Beiſpiel beriefen, handelten dabei keineswegs im Intereſſe des Landes, ſondern ausſchließlich in dem ihres Brotherrn, des Fürſten. Der Fürſt aber, ihr Auftraggeber, hat, wie jeder weiß, der dieſen zu Fleiſch gewordenen Egoismus kennt, bei allem, was er thut oder thun läßt, immer allein ſein perſönliches Intereſſe im Auge.

Die Wahlen fielen im Sinne der Regierung, d. h. des Fürſten aus, und man verſäumte nicht, das vor Europa als einen großen Erfolg der bulgariſchen Regierungskunſt ausposaunen zu laſſen. Man hatte natürlich lange vor den Wahlen erkannt gehabt, daß die ruſſenfeindliche Politik Stambulows nicht dem Willen des Volkes entſpreche, und der Ausfall der Wahlen beſtätige nur, daß man damals recht geſehen. — Wie aber iſt dieſer „große Erfolg" zuſtande gekommen? Das Ausland würde ſchaudern, wenn es auch nur zum Teile die unerhörten Gewaltthaten kennte, die im Sinne des Fürſten, ja, zum Teile wenigſtens, mit des Fürſten Vorwiſſen, zur Wahlzeit überall verübt wurden, wo man die Befürchtung hegte, daß man auf gütlichem Wege nicht erreichen würde, was zu erreichen man ſich vorgeſetzt hatte. Der wildeſte Deſpotismus könnte nicht ſchlimmer vorgehen, als die angeblich „volksfreundliche", immer nur die Wünſche des Volkes im Auge habende Regierung des Fürſten von Bulgarien damals vorgegangen iſt. Zur Wahlzeit war jeder Gensdarm, jeder Soldat, jeder Beamte ein Henkersknecht im Dienſte dieſer ſamoſen Regierung und der von ihr eingeſetzten Präfekten. Mit Kolbenſtößen und Peitſchenhieben wurden die Leute zu den Wahlplätzen getrieben. Widerhaarige, die ſich den Wünſchen der Präfekten um keinen Preis fügen wollten, wurden durch wilde Drohungen von Haus und Herd getrieben, andere unbarmherzig bis aufs Blut geprügelt. Einflußreiche Leute, die man auf andere Weiſe nicht unſchädlich zu machen wagte, wurden kurz vor der Wahl fingierter Verbrechen beſchuldigt und in Haft genommen. Viele davon befinden ſich heute noch in „Unterſuchung",

weil man das Toben fürchtet, mit welchem sie das Land erfüllen würden, falls man sie freiließe. Mancher, der sich gegen die Gewaltakte der Regierungsbeamten auflehnte und auf das durch die Verfassung den Bürgern gewährleistete Recht der freien Meinungsäußerung pochte, kam noch übler weg. Denn die Bravos, welche von den Präfekten unter dem Titel „Wahlagitatoren" in Sold genommen waren, wußten mit Messer und Revolver vortrefflich umzugehen und dem Gewissen dieser Schufte bereitete es keinerlei Unbequemlichkeiten, irgend jemanden durch Schuß oder Stich aus dem Wege zu räumen. In mehreren Ortschaften kam es zu Aufruhr und wilder Empörung; in allen solchen Fällen thaten aber die Truppen „ihre Schuldigkeit", indem sie mit Säbeln und Bajonetten in das glückliche Volk des Fürsten Ferdinand einhieben. — Alle diese Dinge wurden natürlich totgeschwiegen, so gut sich derlei eben totschweigen läßt. Der Fürst aber wußte darum und billigte ganz unverhohlen das Vorgehen „seiner Leute".

„Im Kriege ergeht es auch manchem schlimm," sagte er gleichmütig, als man ihm meldete, der Ortsvorsteher eines Dorfes bei Bubnitza sei von einem Unteroffizier am Wahltage an die Wand gespießt worden.

Und das ist ein treffendes Wort des zukünftigen Königs von Bulgarien. Bei den Wahlen, wie im Kriege ergeht es manchem schlimm — und das Unheil macht manchmal nicht einmal vor den Herrschern Halt!

Der Fürst, dem seine Höflinge Potemkinsche Dörfer zu zeigen verstehen, hat nicht die entfernteste Vorstellung von der Riesensumme von Haß, die sich seit der Wahlzeit gegen ihn in dem sonst so gutmütigen bulgarischen Volke aufgetürmt hat. Denn jeder, der diesem Volke übles thut — und ungeheuer viel übles wird täglich von den zuchtlosen Kreaturen der Regierung verübt — wälzt die Schuld auf den Fürsten ab: Der Fürst hat es so angeordnet, der Fürst befiehlt es, der Fürst will es so . . . . .

Rußland sah selbstverständlich dem allen keineswegs mit verschränkten Armen zu, sondern machte sich die Lage, welche die Verblendung des Fürsten geschaffen hat, sofort schlau zu Nutzen. Allerorts in Bulgarien begaben sich russische Agenten an die Arbeit: als Händler mit Krammaren für die Weiber, als Roßtäuscher oder Gaukler ziehen sie von Dorf zu Dorf und wühlen gegen den Fürsten unter dem im Guten, wie im Bösen leichtgläubigen, vertrauensseligen Volke. So wurde dem Fürsten, der ohne nach rechts oder nach links zu sehen, mit verbohrtem Eifer an der „Festigung seiner Dynastie" arbeitete, langsam der bulgarische Boden unter den Füßen gelockert, und der Zusammenbruch der kernfaul gewordenen Herrlichkeit stand schon näher in Aussicht, als der Fürst oder irgend jemand in seiner Umgebung ahnen mochte. Da kam eine unerwartete Wendung: Der unerbittliche Gegner des Fürsten, Zar Alexander III., erkrankte schwer. Wenige Tage

nach dem Einlaufen der ersten alarmierenden Nachrichten wußte man am bulgarischen Hofe schon, daß Alexander rettungslos verloren, daß sein Hinscheiden innerhalb der kürzesten Zeit zu gewärtigen sei. Nun, da der blinde Zufall dem Fürsten zu Hilfe kam, setzte dieser alle seine Hebel in Bewegung. Er wußte, daß der Thronfolger Nikolaus ihm seit jeher gut gesinnt war und suchte diesem sich und seine Angelegenheiten in jeder möglichen Weise in freundliche Erinnerung zu bringen. Solange Alexander III. atmete, war ein günstiger Erfolg dieser Bemühungen natürlich nicht zu verzeichnen. Die von dem Fürsten an den Großfürsten-Thronfolger gerichteten Briefe und Depeschen blieben durchweg unbeantwortet. Da starb Alexander III. Der Fürst zögerte nicht, sein „Beileid" in möglichst ostentativer Weise kund zu geben, und nun ließ der langersehnte Erfolg nicht länger auf sich warten: Der junge Zar erwiderte die Beileids-Depesche des Fürsten mit freundlichem Danke.

War auch dieser Dank des Zaren Nikolaus nicht an den Fürsten von Bulgarien, sondern einfach an den „Fürsten Ferdinand" gerichtet, so wurde er doch vom Fürsten mit Jubel aufgenommen: war doch damit bewiesen, daß man ihn in Rußland, für das er so lange Zeit tot gewesen, wieder zu den Lebenden zählte! — In der Freude seines Herzens verkündete er die große Neuigkeit sofort allen Völkern durch die bulgarische Presse, wie durch Telegramme, welche die offiziöse bulgarische Telegraphen-Agentur „Agence Balcanique" in alle Welt versandte. Da der Fürst nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne einem, wenn auch schon am Boden liegenden Gegner einen Eselstritt zu versetzen, so knüpfte er in den erwähnten Mitteilungen an die Bemerkung, daß man nun die Überzeugung schöpfen dürfe, es werde sich der Weg zu einem Einvernehmen zwischen den beiden Staaten wieder eröffnen, den hämischen Nachsatz, daß die bisherigen feindseligen Beziehungen ohne irgend welchen ernsten Beweggrund waren, sondern einzig und allein die Folge „unwürdiger Umtriebe von Seiten gewisser russischer und bulgarischer Intriguanten gewesen seien".

Wer unter den „gewissen bulgarischen Intriguanten" verstanden werden soll, kann nicht einen Augenblick verkannt werden. So lohnt ein Fürst, der sich in seinem Stolze den würdigsten Herrschergeschlechtern der ganzen Welt zur Seite stellt, treue Dienste!

Es ist nicht zu verkennen, daß in den Artigkeitsbezeugungen, welche zwischen dem jungen Zaren und dem Fürsten gewechselt wurden, thatsächlich die ersten Anzeichen einer nicht mehr einseitigen, sondern gegenseitigen freundlichen Annäherung liegen. Jeder bulgarische Patriot dürfte sich dessen freuen, wenn nicht eine alte Erfahrung lehrte, daß bei derlei Annäherungen zwischen Fürsten die Völker in der Regel übel wegkommen. In dem vor-

liegenden Falle wird natürlich das Volk von Bulgarien die Zeche bezahlen, wenn es sich nicht rechtzeitig wahrt. Denn mögen die Gesinnungen des Zaren Nikolaus für den Fürsten Ferdinand noch so freundliche sein, sie werden doch nicht hindern können, daß Rußland die gebotene Gelegenheit, der Freiheit Bulgariens die schönsten Federn auszurausen, sei es nun vor aller Öffentlichkeit, oder auf dem Wege geheimer Verträge mit dem Fürsten, ausgiebig benützt. Nun hat allerdings der Fürst vor noch nicht allzulanger Zeit verkünden lassen, daß seine Regierung „in erster Linie die Unabhängigkeit Bulgariens unter der Dynastie des Fürsten Ferdinand schütze". Allein man weiß, was man von derlei Versicherungen aus diesem Munde zu halten hat, und man wird sie insbesondere unter den gegenwärtig in Bulgarien gegebenen Verhältnissen auf ihren richtigen Wert zurückzuführen verstehen. Denn was ist dem Fürsten Ferdinand die Unabhängigkeit Bulgariens, wenn seine persönliche Machtstellung dagegen in Frage kommt! Ohne mit der Wimper zu zucken, würde er ruhig einen nach dem anderen von den mit so schwerer Mühe errungenen politischen Vorteilen dahingeben und dem Lande die schwersten Opfer auferlegen, wenn man das einerseits von ihm als Preis begehrte, und wenn ihm andererseits gestattet wäre, in Bulgarien ganz nach seinem Belieben zu schalten und zu walten.

Das letztere ist nun aber, dem Himmel sei Dank, keineswegs der Fall. Es könnte, wenn es der Fürst auf eine Kraftprobe wollte ankommen lassen, leicht zu Tage treten, daß seine Macht und sein Einfluß in Bulgarien nur sehr enge Kreise umspannt. In Wirklichkeit hat nämlich der Fürst niemanden hinter sich, als die Schar der Höflinge, die von seinen Gnaden lebt, und einen Teil der unter seiner Peitsche zusammengejagten Sobranje. Das große Volk hängt ihm nicht an, und ebensowenig steht irgend eine der einflußreichen Parteien an seiner Seite. Am allerwenigsten mögen ihn „seine" Russophilen, welche er für die festeste Säule seiner Herrschermacht in Bulgarien hält. Denn die Russophilen — das sind die reichen Leute — wollen zwar die Freundschaft mit Rußland dauernd aufgerichtet sehen, aber darüber hinaus mögen sie nicht gehen; ihrem Eigennutze würde es ja wenig dienen, wenn Rußland heute wieder, wie in vergangenen Tagen, in Bulgarien als Herr auftreten könnte. Sie denken also nicht daran, Bulgarien an Rußland auszuliefern und würden sich gegen jeden dahin zielenden Versuch entschieden zur Wehre setzen. — Aber auch die Armee, in welcher noch die Traditionen Alexanders v. Battenberg fortleben, wird der Fürst, der ebenso wenig ein hervorragender Soldat ist, als er sich einen hervorragenden Staatsmann nennen darf, niemals für Rußland gewinnen können. Die Armee will bulgarisch bleiben und würde dem Fürsten nicht folgen, wenn er sie russifizieren wollte. — Die Jugend endlich glüht vor

allem für die Freiheit und die Unabhängigkeit Bulgariens. Sie würde sich bei dem ersten Versuche, das Vaterland in die alten Fesseln zu schmieden, erheben, und die große Masse des Volkes mit ihr . . . . . Wollte also auch der Fürst etwas Ernstes gegen Bulgarien und für Rußland thun — es würde ihm nicht gelingen; denn in dieser Sache hat er alle, die sich Bulgaren nennen, gegen sich. Hat Zar Nikolaus die Absicht, den Fürsten mit der so heiß ersehnten Anerkennung zu beglücken, so mag er es immerhin thun — aber an den Rechten und Freiheiten des Landes Bulgarien, wie seiner Bürger darf darum nicht gerüttelt werden, oder es wird sich in Bulgarien ein Kampf auf Leben und Tod entspinnen, und es müßte erst bewiesen werden, ob der Fürst in einem solchen Falle stark genug ist, den Sieg auf seine Seite zu bringen.

* * *

In dem Augenblicke, da diese Blätter zur Presse gehen sollten, hielt die bulgarische Sobranje jene denkwürdige Sitzung ab, in welcher der Ministerpräsident Herr Stoilow seine „Stellung zur äußeren Politik Bulgariens" erläuterte. Der Tenor der Rede ging dahin, daß Bulgarien im Sinne des Berliner Vertrages, seine Aufgabe auf dem Gebiete der äußeren Politik lediglich in der genauesten Verfolgung der Verträge suchen müsse. Stambulow sei nicht wegen auswärtige Angelegenheiten betreffender Fragen, sondern allein wegen seiner inneren Politik gestürzt worden. (!?) Bulgarien habe seine vornehmste Aufgabe darin zu suchen, durch eine dem Fortschritte dienende innere Politik den Mächten Vertrauen und Achtung abzugewinnen, dann würden auch die Erfolge der äußeren Politik nicht ausbleiben. Anders, wie allen anderen Mächten, stehe Bulgarien Rußland gegenüber. Der Fürst habe nichts gethan, um die Kluft, welche zwischen den beiden Reichen gähnt, zu erweitern. Es gäbe auch keinen Grund, der sie, die durch so viele gemeinsame Interessen verbunden seien, dauernd trennen könnte. Stoilow gab sodann im Namen der Gesamtregierung das Versprechen, alles daranzusetzen, um freundschaftliche Beziehungen zwischen Bulgarien und Rußland herzustellen. Seine Politik werde keine Gefahren herbeiführen, wie dies von mancher Seite behauptet werde . . . . . Abenteurer und fremde Journalisten hätten sich wiederholt als Träger unannehmbarer russischerseits gestellter Bedingungen ausgegeben und viel Irriges verbreitet. Seine Überzeugung sei, daß Rußland nur zu einem selbstständigen Bulgarien normale Beziehungen unterhalten könne. Die kompetente Person für Entscheidung dieser Frage sei jedoch der Fürst selbst, der auch gemäß der Verfassung das Land nach außen hin vertrete. Alle Bulgaren seien von der Notwendigkeit der Freundschaft zu Rußland durch-

drungen . . . . . Nach dieſer Rede des Miniſters hielt ein Sozialiſt eine Kontrarede. Als der Redner aber ausſprach, er könne keinen Vorteil für Bulgarien in dem Frieden mit Rußland ſehen, ſo lange dort nicht eine Verfaſſung eingeführt ſei, da brüllten die Mitglieder der wackeren „Volksvertretung" Bulgariens von des Fürſten Gnaden „Schmach", „Schande" und „Hinaus". — Das Reſultat der Abſtimmung über die von Stoilow geſtellte Vertrauensfrage konnte bei dieſer Art „Volksvertretung" natürlich keinen Augenblick zweifelhaft ſein: man entſchied ſich mit weitaus überwiegender Majorität für Gutheißung von Stoilows äußerer Politik.

Der Leſer der vorliegenden Blätter wird vielleicht bemerkt haben, daß der Verfaſſer ſich bisher in Nennung von Namen auf das Notwendigſte beſchränkt hat: So wurde auch der Name des derzeitigen bulgariſchen Miniſterpräſidenten, ehe von deſſen eben zitierter Rede geſprochen wurde, nicht ein einziges Mal erwähnt. Jetzt aber, da Herr Stoilow ſich nicht ſcheut, ſich vor aller Öffentlichkeit in ſolcher Weiſe zu proſtituieren, ſoll nicht länger verſchwiegen werden, daß er es war, der bei den unerhörten Vorgängen, welche die letzte Wahlkampagne in Bulgarien kennzeichnen, als oberſter Scherge des fürſtlichen Willens fungierte. Und dieſer ſelbe Mann wagt es, als einen großen Erfolg zu preiſen, daß die von ihm zuſammengepeitſchte Sobranje ſeiner Politik Beifall klatſcht! — Herr Stoilow hätte noch um einen Schritt weitergehen dürfen: er hätte ungeſcheut einräumen können, daß die Zurückberufung der ruſſiſchen Offiziere und die Verletzung des bulgariſchen Territoriums keineswegs ausgeſchloſſen, ſondern vielmehr nur eine Frage der allernächſten Zeit ſeien — und dieſe Sobranje, dieſe ſervilen Knechte des Fürſten und ſeiner Regierung hätten ohne Zweifel auch dann mit Jubel ſeine Politik gutgeheißen.

Es lohnt ſich nicht der Mühe, auf die Ausführungen Stoilows näher einzugehen. Jeder, der die thatſächlich beſtehenden Verhältniſſe kennt, weiß, daß ſie nichts mehr ſind, als ein Gewebe aus unverſchämten Verdrehungen und offenkundigen Lügen; und dieſes Gewebe wurde nicht einmal ſonderlich ſchlau ausgearbeitet. Überall ſieht des Fürſten plumpe Hand hindurch. Von Stoilow ſelbſt mag allein der Satz ſein, daß die kompetente Perſon, zur Entſcheidung der Frage, ob Rußland thatſächlich nur zu einem ſelbſtändigen Bulgarien normale Beziehungen unterhalten könne, allein der Fürſt ſei, der gemäß der Verfaſſung des Landes dasſelbe nach außenhin vertrete. Dieſer Satz aber iſt nichts anderes, als eine von den Rückendeckungen, welche ſich Stoilow als ein würdiges Mitglied der gegenwärtigen bulgariſchen Regierung zu ſchaffen weiß.

Man glaubt, wie aus der Rede Stoilows hervorgeht, die Anerkennung Rußlands ſchon in der Taſche zu haben und man berauſcht ſich in dem

Glücke darüber. Allein es ist noch eine Frage, ob, wenn die Anerkennung eine vollzogene Thatsache sein wird, diese wirklich dem Fürsten zum Heile gereichen wird. Denn, abgesehen von eventuellen fatalen Bedingungen, die Rußland aller Wahrscheinlichkeit nach daran knüpfen mag, würde das Einlenken Rußlands den Fürsten nötigen, die Emigranten zurückzurufen. Und unter diesen befinden sich viele, mit denen der Fürst unmöglich lange wird in Frieden leben können. Wie erinnerlich, hat einer der Emigranten erst vor wenigen Monaten im Namen aller seiner Schicksalsgenossen erklärt, daß sie den Fürsten Ferdinand niemals anerkennen würden und nach wie vor seine Entfernung verlangten. Die veränderte Lage in Rußland wird nun allerdings auch eine Wandlung in dem äußeren Verhalten der bisherigen Kostgänger Rußlands hervorbringen; doch aber würde der Fürst gegebenen Falles sehr bald finden, daß in allen ernsten Lagen mit diesen Elementen überaus schwer zu verkehren ist. — Mit den anderen würde auch Dragan Zankow wieder in Bulgarien einkehren, und dieser alte Verschwörer läßt sich, wenn es ihm einmal gelingt, seine Hand in etwas zu stecken, nicht so leicht wieder abschütteln. Bisher hat es Zankow Vergnügen gemacht, zu sehen, wenn Ferdinand sich grimmig ärgerte, und nur aus diesem Grunde warf er dem Fürsten „Parteibeschlüsse" an den Kopf, von welchen jeder Zankowist im vorhinein wußte, daß der Fürst ihnen ganz unmöglich nachkommen könnte. Erscheint aber der alte Fuchs innerhalb der bulgarischen Grenzpfähle, so wird er sich alsbald im Sattel zurechtsetzen und den Weg reiten, der ihm gefällt — unbekümmert darum, was der Fürst dazu sagen wird. — Das Geschenk des Zaren Nikolaus wird demnach immer einige Schattenseiten haben — auch für den nach der Anerkennung so heiß lechzenden Fürsten.

* * *

In Bulgarien konnte man noch vor kurzem von den verschiedensten Seiten die Befürchtung aussprechen hören, der Fürst werde nicht eher vom Schauplatze verschwinden, als bis der Staatswagen rettungslos bis an die Achsen im aufgewühlten Kote stecke. Dann werde Rußland kommen und sich nehmen, was ihm noch zu nehmen übrig bleibt. Im gegenwärtigen Augenblicke, wo das Ministerium Stoilow die Welt mit seinem Triumphgeschrei erfüllt, sind allerdings viele von dieser Befürchtung zurückgekommen. Ein Teil aber hängt, trotz der zu erhoffenden Anerkennung Rußlands, noch immer an der früheren Überzeugung. Thatsächlich ist auch keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß das Land, wenn man den Fürsten frei schalten und walten ließe, aus den Aufregungen nicht herauskommen würde. Denn mit derselben wütenden Gier, mit welcher der Fürst heute nach der An-

erkennung Rußlands ſtrebt, mit derſelben Gier würde er morgen der Königskrone nachſtreben. Gelänge es ihm jemals, dieſe zu erreichen, ſo würde er alsbald die Jagd nach irgendeinem anderen, jetzt noch gar nicht auszudenkenden Projekte beginnen. Und nach all dem würde er mit der ganzen Rückſichtsloſigkeit ſeines Charakters ſtürmen, alles zertretend und verwüſtend, was ihm im Wege ſteht .... Zum Glücke für den Frieden des Landes traut man dem Fürſten nicht mehr recht, und man wird ihm immer weniger trauen, je ungenierter er ſich im Vertrauen auf die Freundſchaft Rußlands geben wird. Das ganze Volk begann ſich ſchon gegen den Fürſten zu ralliieren, kurz bevor Zar Alexander ſtarb. Die „großen Erfolge“ des Kabinetts Stoilow haben in dieſe Ralliierung nur einen momentanen Stillſtand gebracht. Aber man wird in den kommenden Tagen wieder dringender das Bedürfnis fühlen, ſich enge zuſammenzuſchließen, und gewiß iſt — auch wenn die Regierung des Fürſten in Rußland die merkwürdigſten Erfolge erzielen ſollte — der Tag nicht mehr ferne, wo der Fürſt ſich einer energiſchen und zielbebewußten Fronde gegenüber finden wird. Man würde dann die Arme heben und trotz Rußland den Fürſten aus dem Lande jagen, wenn er es wagte, der Freiheit des Landes oder ſeiner Bürger Gewalt anzuthun.

Darum und weil man vom politiſchen Glück nirgends ſo ſchnell verlaſſen wird, als am Balkan, iſt wohl auch jetzt, wo die Sonne des Fürſten Ferdinand ſcheinbar ſo freundlich leuchtet, die Frage nicht müßig, wer etwa berufen wäre, an ſeine Stelle zu treten, wenn Ferdinand aufhören würde, Fürſt von Bulgarien zu ſein.

Und auf dieſe Frage hat man in Bulgarien längſt eine Antwort gefunden. So wie man in bulgariſchen Häuſern noch heute viel häufiger das Bildnis des Fürſten Alexander als das des Fürſten Ferdinand findet, ſo hört man auch viel häufiger den Namen Battenberg nennen, als den des regierenden Fürſten. Der Name des „Battenbergers“ lebt unvergeſſen im Volke fort, und da der heldenhafte Alexander durch ein tragiſches Geſchick den Kämpfen dieſer Welt entrückt wurde, denkt man an des Toten Bruder, an den Prinzen Franz Joſeph von Battenberg. Und das iſt ſehr erklärlich. Denn der Prinz hat ſich während ſeines kurzen Aufenthaltes in Bulgarien die Sympathien aller erworben durch ſein liebenswürdiges, beſcheidenes Auftreten, wie durch ſeinen ritterlichen Sinn. Von dieſem Manne darf man überzeugt ſein, daß er niemals und unter keinen Umſtänden etwas gegen die Intereſſen derer thun würde, die ſich ſeinem Schutze und ſeiner Führung anvertrauen. Er würde gewiß niemals nach der Königswürde ſtreben, ſondern allein darnach, die Hoffnungen, die ein junges, in der Entwickelung begriffenes Volk auf ihn geſetzt hat, zu erfüllen.

Träte also Fürst Ferdinand zurück und wollte Prinz Battenberg nach Bulgarien kommen, so würde er da nur offene Arme finden. Selbst russischerseits würde dem Prinzen kein Gegner erstehen. Der nun verstorbene Zar soll in seinem letzten Lebensjahre wiederholt geäußert haben, er bedauere es tief, daß er, durch die Verhältnisse gezwungen, so streng gegen Alexander von Battenberg vorgehen mußte, und er sei bereit, wenn Franz Joseph von Battenberg nach Entfernung des Koburgers als Kandidat für den bulgarischen Thron auftreten wolle, dessen Kandidatur zu unterstützen. Es kann als gewiß angenommen werden, daß Zar Nikolaus II. unter den gleichen Bedingungen ebenfalls nicht zögern würde, den Prinzen Battenberg zu fördern.

Einen schlechten Dienst aber würde der Zar dem bulgarischen Volke erweisen, wenn er die derzeit in Bulgarien bestehenden Verhältnisse durch die Anerkennung des Fürsten Ferdinand zu stabilen machte. Denn wenn sich Fürst Ferdinand einmal ganz sicher fühlt, wird er erst ganz seine Rücksichtslosigkeit herauskehren, und der Unruhe und Aufregung wird dann in Bulgarien kein Ende sein. Und da Fürst Ferdinand den Begriff der Dankbarkeit nicht kennt, würde der Zar durch die Anerkennung des Fürsten den Interessen Rußlands ebensowenig dienen, wie denen Bulgariens. Noch hält der mächtige Herr in Petersburg die Entscheidung in seiner Hand: Fällt sie so, wie die große Masse des bulgarischen Volkes es wünscht, so ist Fürst Ferdinand wie eine überreife Frucht, die locker am dürren Stengel hängt. Der nächste stärkere Luftzug wird ihn zu Boden bringen. Dann erst werden die Verhältnisse in Bulgarien eine Wendung zum Besseren nehmen und die „bulgarische Frage" wird ganz von selbst aus der Welt verschwinden.

* * *

Zum Schlusse noch einige Worte über Ferdinand von Koburg als Menschen.

Vor kurzem ereignete es sich in Serbien, daß die Ansichten des jungen Königs mit denen seines Ministerpräsidenten nicht mehr übereinstimmten. Infolgedessen erbat dieser seine Entlassung. Der König ließ Nicolajevic zu sich berufen und legte ihm die Frage vor, ob nichts seine Absichten erschüttern könne. Da der Ministerpräsident die Frage mit „nein" beantwortete, nahm der König das Entlassungsgesuch an. Er umarmte den aus dem Amte Scheidenden und erkundigte sich teilnehmend nach den Plänen Nicolajevic' für die Zukunft. Da dem Könige bekannt war, daß sein bisheriger Ministerpräsident kein reicher Mann sei, bot er ihm eine reichlich bemessene Pension an, welche Nicolajevic indessen mit Dank zurückwies.

Zum Schluſſe der Audienz umarmte der König nochmals ſeinen bisherigen Berater und dankte ihm in bewegten Worten für ſeine dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Dienſte.

So der König von Serbien.

Als Stambulow entlaſſen wurde, hatte der Fürſt von Bulgarien kein Wort des Dankes für ihn. Er wurde entlaſſen wie ein Lakai, der dem Herrn Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Und als Stambulow gegangen war, da wurde das Mißtrauen des Fürſten lebendig: Er ließ jeden Schritt Stambulows überwachen und beſchränkte in jeder Weiſe deſſen perſönliche Freiheit. So durfte nach 10 Uhr abends niemand Stambulows Haus betreten oder verlaſſen. Auch der briefliche Verkehr, den Stambulow mit ſeinen Freunden unterhielt, wurde beargwohnt, und manches an Stambulow gerichtete Schreiben wurde im Kabinette des Fürſten geleſen, ehe es in die Hände des Adreſſaten gelangte. Als endlich Stambulow einem ausländiſchen Journaliſten gegenüber ſeinem berechtigten Grolle Luft machte, da beeilte ſich der Fürſt, die gegen ihn gerichteten Beleidigungen zu rächen, indem er Stambulow verhaften und unter Anklage ſtellen ließ.

So der Fürſt von Bulgarien . . . . . .

Von Großmut und Dankbarkeit wohnt nichts in der Bruſt Ferdinands, der ſich rühmt, der Sproſſe eines der älteſten und berühmteſten Geſchlechter Europas zu ſein. Sein hervorſtechendſter Charakterzug iſt maßloſe, in Bulgarien geradezu ſprichwörtlich gewordene Eitelkeit. Sie erfüllt ſein ganzes Sein und tritt in großen, wie in kleinen und kleinlichen Dingen zu Tage. So bereitet es dem Fürſten — um nur ein Beiſpiel für die in ihm wohnende, krankhafte Eitelkeit zu geben, — unamenloſes Vergnügen, ſich in die goldſtrotzende Uniform zu werfen, ſich mit allen Orden zu behängen und ſich ſo halbſtundenlang im Spiegel zu beſehen . . . . Seine Eitelkeit war es auch, die dem Fürſten ſo tiefen Haß gegen Stambulow einflößte. Neben der Bedeutung Stambulows verſchwand ſeine eigene vollkommen; und da die auswärtige Preſſe nicht müde wurde, Stambulows ſtaatsmänniſche Bedeutung anzuerkennen und ſeine Schritte zu loben, während ſie den Fürſten als eine nebenſächliche Puppe anſah, erwachte in dieſem eine zornige Eiferſucht, und er dachte immerfort darau, ſich ſo bald als irgend möglich in den Vollbeſitz der fürſtlichen Macht zu ſetzen. Der Ehrgeiz, der ihn antreibt, ſich den Königstitel zu gewinnen, iſt natürlich auch nichts weiter als ein Ausfluß ſeiner tollen Eitelkeit. — Man mag daraus erſehen, daß die Eitelkeit der Regierenden nicht ohne Gefahr für die Regierten iſt. Denn da des Fürſten Eigenliebe ſchon ſo weit geht, wird ſie gegebenen Falles auch darüber hinausgehen. Seit langem ſchon laſſen die kriegeriſchen Lorbeeren, die ſein Vorgänger ſich auf dem Schlachtfelde geholt, den Fürſten

nicht ruhen — so mag es wohl eines Tages geschehen, daß er aus blanker Eitelkeit sein Volk in die Gefahren und Schrecknisse eines Krieges stürzt.

Engherzig und selbstsüchtig ist der Fürst auch in Bezug auf die Verwendung seiner Einkünfte. Seine Höflinge behaupteten wiederholt, Ferdinand opfere sein Vermögen für Bulgarien. Das ist erlogen. In seinen ersten Regierungsjahren, während der Zeit, da seine Mutter in Bulgarien weilte, wurden allerdings beträchtliche Summen ausgegeben. Allein diese flossen eben aus der Kasse der Mutter, die alles daran setzte, um den Sohn populär zu machen. Als sie sich aus Bulgarien zurückzog, hörten auch die großen Ausgaben auf. Das Vermögen des Fürsten ist in der Bank von England sicher angelegt, und die Zinsen werden zum Kapital geschlagen. Auch von der Apanage, die der Fürst vom Prinzen Philipp bezieht, giebt er keinen Centime aus. Er bestreitet die Kosten seines Hofhaltes allein von der Civilliste, die er sich hat erhöhen lassen, und über welche hinaus er fast alljährlich noch größere Geldanforderungen stellt und auch bewilligt erhält. Die Summen, welche er für Arme spendet, sind äußerst geringfügig, und ebensowenig wird sein Ausgaben-Budget durch die Kosten für Geschenke an Freunde und Diener belastet. Er ist auch in dieser Beziehung ein absoluter Gegensatz zu dem Fürsten Alexander, der, obwohl er kein nennenswertes Vermögen besaß, doch großmütig und freigebig bis zum Unsinn war.

Alexander war vom Scheitel bis zur Sohle ein ritterlicher Fürst. Sein Herz und alles, was er sein nannte, gehörte ganz dem Volke, das ihn an seine Spitze gerufen hatte, ihm diente er mit allen seinen Kräften. Darum auch hatte er, wenn man von den verräterischen Söldlingen Rußlands absieht, in Bulgarien keinen Feind. Das Volk vergötterte ihn und wäre unter seiner Führung und für ihn durchs Feuer gegangen. — Fürst Ferdinand hat in ganz Bulgarien keinen einzigen, wahren Freund. Das Volk scheut ihn noch, aber es wird ihn niemals lieben. —

Es liegt heute klar zu Tage, daß die provisorische Regierung Bulgariens einen schweren Fehler beging, als sie dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg die Candidatur für den erledigten bulgarischen Thron antrug. Man hat zu wenig Rücksicht auf die persönlichen Eigenschaften des Prinzen genommen, die, wie man schon damals recht gut wußte, nicht von der Art sind, daß sie das Vertrauen in ihren Träger hätten festigen können. Ist also die damalige Regentschaft, und nicht in letzter Linie Stambulow als ein Mitglied derselben, in diesem Sinne mitschuldig an dem Unheile, das der Fürst vielleicht in Zukunft noch über Bulgarien bringen mag, so dient andererseits zur Entschuldigung der Männer der Regentschaft, daß sie infolge des von dem Prinzen gegebenen Versprechens, sich in allen Regierungs-

angelegenheiten den Entſcheidungen des bulgariſchen Miniſteriums unterzuordnen, annehmen durften, daß die unangenehmen Eigenſchaften in dem Charakter des Prinzen nicht zur Geltung kommen und ſich vielleicht mit der Zeit abſchleifen würden.

Es iſt anders gekommen. Vorläufig trägt den Schaden das Land, endlich aber wird ihn der Fürſt tragen müſſen, wenn er, getrieben von ſeiner Eitelkeit und ſeiner Selbſtſucht, dem Volke untreu wird. Das Volk von Bulgarien iſt ſtark genug, um ſeine Freiheit und ſeine Unabhängigkeit auch in den ſchwerſten Stürmen aufrecht zu erhalten. Es wird ſeine herrlichen Errungenſchaften gegen jeden Feind zu ſchützen wiſſen, wenn es ſein muß auch gegen den mächtigen Zaren Rußlands, wie gegen den eigenen Zaunkönig.

Unſer Dichteralbum.

Im Wald.

Schweigend war die Nacht gebreitet,
Als ich dir zur Seite ſaß,
Leiſe zirpten nur die Grillen
In dem hohen Halmengras.

Schweigend ſind wir noch gegangen,
Hand in Hand, den ſchmalen Weg,
Nur die Turteltauben girrten
Noch im dunkeln Waldgeheg.

Schweigend ſind wir dann geſchieden,
Und es trug daran die Schuld:
Grillenzirpen, Taubengurren
Und der Liebe Ungeduld.

Auf der Heide.

Geſchwind, mein Kind, noch weit iſt's über die Heide
Zur Herberghütte unter der alten Weide.
Nun laß uns eilen, wenn liſcht im Fenſter das Licht,
Dann finden wir die rechte Richtung nicht
Und irren im Finſtern vom Wege.

O Mutter, wozu den eiligen Schritt, wenn's dunkelt,
Was liegt daran, wenn auch das Licht nicht funkelt,
Hell leuchten am blauen Himmel der Mond und die Stern'
Und hell noch meine Augen. Ich hatt' ihn gern
Und brauchte dazu keine Hütte.

Die grüne Heide mit ihrem geblümten Bette
Hängt feſt an meinem Herzen wie eine Klette,
Die weiß verſchwiegen, daß ich ſein eigen ward
Am Föhrenbaum mit dem grauen Flechtenbart
An einem ſonnigen Maitag.

Die Zigeunerin.

Ein fahrend Mädchen ſang im Krug
Ein jeniſch Lied vom Streunen:
Mit flatterndem Haar dem Winde nach,
Vorbei an Höfen und Zäunen.

Sie ſprach: Ich hab's vom Wind gelernt,
Nur will mir nicht gelingen,
Die wilde Wut der Leidenſchaft
Ihm jauchzend nachzuſingen.

Wenn ich dahin, dann ſingt der Wind
Mein Grablied auf der Heide,
Das zieht durch Wieſen, Wald und Feld,
Verklingend leiſ' ins Weite.

München. Heinrich von Reder.

Die Bachantin.

Es dunkelt ſchon. Nur ſchwach, von fernen Blitzen,
Manchmal ein Schein . . dazwiſchen fliegt der Staub,
Und über ſchmale goldne Gitterſpitzen
Spannt ſich erſchauernd ſüdlich-fremdes Laub.
Gewundne Gänge, voll von Abendſchatten,
Verdämmern rings und führen ſacht mich fort,
Bang ſchlägt mein Herz, es rauſchen die Rabatten,
Und vor mir liegt ein nie betretner Ort.

Da ſteht ein Bild: auf braunem Sandſteinfuße
Emporgereckt den weißen Marmorleib
Jauchzt wild und lachend, zum Bachantengruße
Den Mund geſpannt, ein nacktes Griechenweib.
Noch liegt der Glanz lichtvoller Heimatzonen
In ihrem Blick — und im erfüllten Grund
Stehn um ſie her mit dunkelroten Kronen,
Kaum voll erblüht, die Roſen von Burgund.

Was ſtarrt mein Blut? — Dies Antlitz muß ich kennen!
Beim heil'gen Gott, wie mich ein Grauſen packt!
Es grollt von fern — und wie der Blitze Brennen
Mit blauem Glanz den Marmor überflackt, —
Da ſchrei ich auf: In Blitz und Wettertoſen
Du biſt es — Du! Mit wild entblößter Bruſt,
Von Gier zerquält, berauſcht vom Ruch der Roſen,
Gellſt Du empor den ſüßen Pſalm der Luſt!

Du biſt es — Du! Lüg' nicht, bethörte Dirnel
Und doch — und doch — Dein Herz war groß und voll,
Ich ſeh Dich noch, wie um die Kinderſtirne
Der fromme Weihrouch kühler Kirchen quoll.
Du warſt kein Reis von unſerm Sünderſtamme,
Still gingſt Du hin, von eignem Glanz umſchmiegt,
Wie eine reine, nie getrübte Flamme
Durch Nocht und Wind ſich über Sümpfen wiegt.

Die Flamme ſchied. Zerſchellt, in Schlomm geſunken
Dos Diodem, das leuchtend Dich umgobl —
Nun iſt Dir wohl, nun raſ' nur toll und trunken
Und zuck' im Tanz und ſchwing' den Thyrſosſtobl
Doch mich laß geh'n! — Ich will von Blumen träumen,
Die nie geblüht; von einem Sternenzug,
Der weltenweit zu überglänzten Räumen
Die goldnen Spuren ſeines Pfades trug.
Denn was uns eigen: ob errungne Sterne,
Ob Frühlingsblumen, — es verſtaubt, verweht,
Nur dos bleibt rein, was unerfüllt und ferne
In ſtiller Nocht durch unſre Träume geht.
Um Erdenſchönheit ſchwimmt ein Irrlichtglänzen —
Fort, trunknes Weib! Auch Deine Luſt entflieht,
Wenn einſt noch Feſten und zerriſſ'nen Kränzen
Dein Blick verglaſt in ewiges Dunkel ſieht. —

Bong ſtöhnt es ouf. Wie ſich die Wipfel biegen!
Der Regen rinnt — das tropft im Loub ſo ſacht,
Ich hobe Furcht, denn och, die Roſen wiegen
Sich ſüß und ſündig durch die Sommernocht . . .

Berlin. Corl Buſſe.

Schneeverweht.

Der Lenz verblüht, und dos Glück zerſchellt,
Und die Nocht ſo noh', und ſo öd' dos Feld,
Und die Stimmen des Toges ſo fern, ſo fern,
Und ouf Erden kein Licht, und om Himmel kein Stern,
Nur Winterſtille und Flockengeweh',
Und ſteigender Nebel und ſtiebender Schnee. —
Greif aus, mein Roß, du treues Tierl
Die ondern gingen. Du folgteſt mir.
Du einziger Freund, der von ollen mir blieb, —
Du edles Tier, wie hob ich dich lieb! —
Greif aus, greif ous! — Aus Lärm und Leid
Trog mich fort in die ſchweigende Ewigkeit,
Trag mich fort durch die eisumgürtete Nocht,
Aus des Lebens Müh'n, aus der Menſchen Macht;

Auf verwehtem Pfad, auf verſchneiter Flur,
Such du, mein Roß, die letzte Spur.
Wohin du mich trägſt, nicht macht es mir Pein;
Nur tiefer in Schnee und Nacht hinein,
Nur weiter von aller Daſeinsnot,
Nur näher dem Hell, nur raſcher zum Tod . . . . .

Wie fallen die Flocken ſo weich und dicht,
Wie wird es im Herzen ſo leicht und licht;
Noch einmal hebt ſich's aus Schnee und Nacht,
Wie prangende, blühende Frühlingspracht;
Noch einmal winkt es mit weißer Hand,
Wie Liebe, die mit dem Lenz entſchwand;
Noch einmal grüßte es ſonnenfroh,
Wie Freundſchaft, die mit der Sonne entfloh —

Vorbei . . . . vorbei . . . Greif aus mein Roß! . . .
Es kam und ging der täuſchende Troß.
Er zog mit mir im Sonnenſchein:
In Nacht und Winter zieh ich allein. —
Nur du, mein Roß, du folgteſt mir,
Mein einziger Freund, mein edles Tier!
Die Treue, die nimmer bei Menſchen ich fand,
Du haſt ſie gehegt, du haſt ſie gekannt;
Und ob auch die Welt verſchneit und vereiſt,
Nicht fühl ich bei dir, mein Roß, mich verwaiſt.
Du ſchüttelſt die Mähne, du ſpornſt den Lauf,
Frei richtet und ſtolz dein Nacken ſich auf,
Ein freudiges Beben die Glieder dir rührt, —
Mein heimliches Sehnen, du haſt es verſpürt:
Nicht ſchreckt mehr der Winter, nicht hemmt mehr die Nacht,
Wer mutig und ſtolz aus der Täuſchung erwacht, —
Du haſt mich verſtanden, du biſt bereit
Zum Ritt nach dem Frieden aus ſiegloſem Streit.
. . . Verweht iſt der Abgrund, zerbrochen der Steg.
Nicht leit' ich dich ferner. Such' du den Weg! . . . . .

Wie fallen die Flocken ſo weich und dicht,
Wie wird es im Herzen ſo leicht und licht,
Wie löſt ſich in Wonne das ſchwindende Weh,
Wie ſchmiegt um uns beide ſo warm ſich der Schnee.
Wir ſinken und ſinken und fühlen es kaum —
O ſüßes Entſchlafen, o ſeliger Traum,
Draus nimmer das ſchlummernde Leben erwacht! . . .

Rings wehender Schnee und ſchweigende Nacht . . . . .

New-York. Konrad Nies.

Antinous.

Knabe, wenn ich dich betrachte,
Deines Mundes ſüße Schwermut,
Iſt es Liebe? ſag', verachte
Ich dein frühvergoſſ'nes Blut?
In dem Land der Pyramiden
Gabſt du Hadrian, dem Kaiſer,
Deiner Unſchuld ſchönen Frieden — —
Leiſer flüſtern, immer leiſer
Jetzt des Nils dunkle Wellen,
An dem Bau des niedern Fella,
Am Khediv-Palaſt zerſchellen
Sie; kein menſchlich' Auge ſah
Deines ſchönen Leibes Reſte,
Der das Rätſel deines Leibes
Du hinabnahmſt und das beſte
Deiner Seele nie im Kuß des Weibes
Du verlorſt! Du ſchöner Knabe,
Der du deiner Seele Frieden,
Deiner Seele ganze Habe
Und den ſchönen Leib, den müden,
Senkteſt in die dunklen Fluten,
Die an Thebens Tempelthoren
Gleich dunklem Rubin verbluten,
Unter rieſ'gen Sykomoren . . . .

Berlin. Wilhelm Arent.

Mein Ideal.

Kein Bürgermädchen mit Hausverſtande,
Das Strümpfe ſtoppt und zu Markte geht,
Den Schlüſſelhaken am Schürzenbande
Mit rotem Kopf vor dem Kochherd ſteht;

Auch keine konventionelle Dame,
Die Gartenlaube-Romane lieſt
Und einen Lieutenant zum Bräutigame
Als Lebensziel ſich zuletzt erkieſt —

Ein wild' Geſchöpfchen mit ſiebzehn Jahren,
Die Augen dunkel, die Lippen heiß,
Umweht von finſter gelockten Haaren,
Und Arm und Bruſt wie ein Staubbach weiß,

Das an mich glaubt und an düſtern Tagen
Mich tröſtet und meine Lieder ſingt;
Das mir zur Seite den großen Fragen
Der Zeit Verſtändnis entgegenbringt;

Das tags mein fröhlicher Kamerade,
Mein zärtlich Weib in der Liebesnacht —
Und das ich doch auf der Barrikade
Einſt ſuchen muß, wenn die Bombe kracht,

Vielleicht auch finde, das blutverpichte
Gelock im Staub, mit gebrochnem Blick . . . . . .
Zu meines Lebens wildem Gedichte
Sei die Begleitung wilde Muſik!

München. R. K.

Bootfahrt.

Ich fuhr auf's Meer in einem leichten Boot.
Mit jungen Lippen küßte roſenrot
Der Morgen eine Welt, die g'rad erwacht
Aus einem Traum von ſehr phantaſt'ſcher Pracht.

Bei mir im Boote ſaß ein bleicher Mann,
Der ſah mich kalt mit grauen Augen an,
Es hielt die Hand das Steuer feſt gefaßt.
So blieb der bleiche Mann mein ſtiller Gaſt.

Sein graues Auge war wie Wahrheit kalt,
D'rin ſich ein Stückchen Luſt hineingekrallt,
Der Mund gekniffen wie im herben Hohn,
Die Haltung ſtolz, als käme er vom Thron.

Nach langem Warten hub ich an und ſprach:
„Was folgſt Du mir ſo wie mein Schatten nach?
Mein Kahn will hin zu Luſt und frohem Tanz,
Zu junger Schönheit und zu Hochzeitsglanz."

Der aber ſprach und hohl erklang ſein Wort:
„Ich bin der Spott und reiſe mit Dir fort,
Ich bin die Gier und folge Deinem Weg,
Ich bin Dir Forſcher auch auf jedem Steg.

Mein Auge bohrt ſich kalt in jedes Licht
Und ſchaut der Wahrheit wahres Angeſicht.
So fahr ich mit Dir übers weite Meer
Und komm' mit Dir von Schutt und Trümmern her."

Er ſprach's und ſtierte vor ſich in das Boot,
Und wickelte ſich in den Mantel rot.
Und ſprach nicht mehr und blieb bei mir zu Gaſt
Und hielt das Steuer meines Boots gefaßt.

Porto do Cachoeiro. A. v. Sommerfeld.

Siehſt du, Kind, ich liebe dich.

Siehſt du, Kind, ich liebe dich,
Da iſt nichts zu machen;
Wollen halt ein Weilchen noch
Beide drüber lachen.

Aber einmal, unverhofft,
Kommen ernſte Sachen, —
Siehſt du, Kind, ich liebe dich,
Da iſt nichts zu machen!

München. Thomas Mann.

Das Hofkleid.

Eine chineſiſche Geſchichte.

Zu Peking thront, noch jung und ſchön,
Von Sonne Gnaden aus Himmelshöh'n

Der Kaiſer Tſchin, ein Wortdonnerheld,
Daß mancher darob auf den Rücken fällt.

Treu auch gedeiht in ſeinem Land
Der bezopfte Unterthanenverſtand.

Confutſe, ſingt er, ein Weiſer iſt —
Confutſer noch unſer Kaiſer iſt.

Noch niemanden hat der Hungertod
Im drachenheiligen Land bedroht,

Wenn er bei Zeiten vor Not und Bedrängnis —
Sich ſelber hineinſtahl ins Staatsgefängnis . . .

Beim Kaiſer von China im Thronſaal war
Der Mandarinen ehrwürdige Schar

Verſammelt an einem Vormittag,
Als Tſchin, der wortprunkmächtige, ſprach:

Wir haben mit Drachenorden beehrt
Die beſten Köpfe, vielbewährt;

Wir können Eigen-äugig bekunden,
Noch hat man nie Miniſter gefunden

Samt Generalen in Meinem Land,
Die liefen ohne Ordensband.

Doch fehlt noch einer: Das iſt der Dichter!
Es ſind nicht alle Böſewichter;

Noch mancher lebt, ein großer Poet,
Der ſtets mit Seinem Kaiſer geht.

Ihr, Mandarine, Meine Getreuen,
Sollt nimmer Kopf und Mühſal ſcheuen,

Sucht Mir den größten Dichter zur Stund':
Ihm werde der Tau der Gnade kund.

Habt ihr ihn gefunden in Unſ'rem Land,
Dann heftet ihm auf ſein Feſtgewand

Hier dieſen Orden und führt ihn zu Mir
In ſeiner glanzvoll prangenden Zier.

Die Mandarine neigten die Köpfe
Und ſchüttelten ihre duftglänzenden Zöpfe.

Bald auf die Suche gingen ſie:
Den größten Dichter fingen ſie.

Sie fanden den hohen Zeitgenoſſen —
Deß Bild noch nicht in Erz gegoſſen....

Sechs Monde blieben die Edlen fort.
Sie kehrten wieder. Da nahm das Wort

Vor'm Kaiſer von China im weiten Saal
Der erſte von ihnen: ein General,

Ein alter Mann, der von lyriſchen Dingen
Den einen Vers nur wußte zu ſingen,

Zwei Zeilen: Heil Dir im Zopfesglanz,
Tſchin, Tſchin, o Herrſcher des Vaterlands!

Und alſo ſprach er, mit ein'ger Beſchwerde,
Rechtwinklig den Körper gebeugt zur Erde:

O ſonnenhellige Majeſtät,
Ganz nahe bei Peking ein Dörflein ſteht;

Da fanden wir endlich den großen Poeten,
Halbnackt, Reis bauend, in Jammer und Nöten.

Er ſelber bemerkte wenig davon —
Ein echter Himmelsſonnenſohn!

Er ſchreibt auf die Helmat einen Sang,
Sobald er die Arbeit des Tages bezwang.

Chineſiſche Tuſche hat er verbraucht
Schon manches Pfund und darin getaucht

Manch Dutzend von Pinſeln für ſein Gedicht —
So lautete ſeiner Nachbarn Bericht,

Die von dem Manne ſo verzückt ſind,
Als wär' er der Kaiſer ..... natürlich verrückt ſind!

Wie er uns ſah im würdigen Lauf
Zur Hütte kommen, lacht' er auf.

Ich ſchien ſamt andern Hofesgrößen
Ihm wenig Achtung nur einzuflößen.

Doch — als ich endlich vor ihm ſtand,
Da fragt' ich: Wo haſt Du Dein Feſtgewand,

Daß ich drauf hefte den Drachenorden,
So huldreich Dir zu teil geworden

Vom Kaiſer, dem Du das Leben nicht minder
Verdankſt wie andre Landeskinder?

Er aber wandt' uns den Rücken zu,
Den nackten, und ſprach mit teufliſcher Ruh:

Mein Feſtgewand? Das iſt der Schweiß,
Den ich mir ſammle von jenem Reis;

Ohne den Reis hier müßt' ich verhungern
Oder als Bettler im Lande lungern.

Sagt Kaiſer Tſchin, hat er nicht gebracht
Ein Feſtgewand voll höfiſcher Pracht,

Iſt hier auch auf nackter Bruſt kein' Platz
Für eures Drachenordens Schatz.

Auch kann ich, bei Licht beſehn, in Ehren
Die ſämtlichen Drachenorden entbehren.

In Gnaden entlaſſ' ich euch hiermit, o Herrn —
Hoch lebe die Heimat, mein Herzensſtern! . . .

Der Kaiſer von China ſenkte den Kopf
Und regte den jugendlich glänzenden Zopf.

Er wog den Orden in ſeiner Hand,
Dies Kleinod, ſo ſchnöde zurückgeſandt,

Schier in den Schmutz der Verachtung getreten
Von einem armen Hungerpoeten!

War nicht die chineſiſche Rechtsverfaſſung,
Der Dichter hätte mit Hinterlaſſung

Des Heldenepos, noch unvollendet,
Sein Leben am höchſten Galgen geendet.

Doch fand ſich nicht einmal ein Paragraph,
Wonach ihn der Bambus ſchulmeiſternd traf . . .

Und wer den Drachenorden bekam,
Der blitzte, ſchimmerte wunderſam?

Ein blutjunger Leutnant erhielt ihn zum Lohn —
Als eines Mandarins Schwiegerſohn;

Und weil er war im Zopfwackeltanz
Zugleich ein Moltke der Eleganz.

Berlin. Oscar Linke.

Die Mission.

Von Max Hoffmann.

(Berlin.)

Ordentlich wollte er's ihm geben! Ganz gehörig! Er hatte es sich fein zurecht gelegt! Famos! Er würde schon kein Blatt vor den Mund nehmen und frisch von der Leber weg sprechen! Von Menschenrechten, von Ehre und Pflicht, und ganz im Hintergrunde von Gesetz und Alimentation und dergleichen. Haha! Er würde ihn schon fassen. Ganz klein sollte er werden! Dieser reiche Protz dachte wohl, er könne so ein Proletariermädchen einfach verführen und dann sitzen lassen? O nein, so haben wir nicht gewettet, mein Herr, blechen sollen Sie an meine Schwester und zwar ganz gehörig, und dann nicht so ein für alle Mal von wegen lumpiger Abfindung, nein, ordentlich wie es sich gehört, in Raten, monatlich!

Mit solchen Gedanken war Karl Pfund — Mauer-Karl hieß er kurzweg bei seinen Arbeiter-Kollegen — allmählich bis zur Karlsbrücke gekommen, wo er eine Weile Halt machte, um über das Geländer gebeugt einem rasch dahinfahrenden Polizei-Dampfer zuzuschauen. Ja, ja, Polizei und Gesetz überall! Die wollte er auch mal hier unterstützen.

Es war doch recht vernünftig, daß er sich an dem Strike beteiligte; denn nun hatte er Zeit, den weiten Weg vom Gesundbrunnen nach der Tiergartenstraße gemächlich zurückzulegen und dem Herrn in seiner Sprechstunde auf den Hals zu rücken.

Aber er mußte ihm doch etwas sagen? Na, zu sein brauchte es nicht zu sein, so große Vorsicht ist da nicht nötig. Er entsann sich seiner von einem einmaligen flüchtigen Zusammentreffen: Groß — wohlgenährt — gut gepflegter Bart — goldner Kneifer — weiße Weste mit schöner blitzender Uhrkette — es war ihm alles eingeprägt, also sein Anblick würde ihn schon nicht überraschen. Und dann wollte er sagen:

„Mein Herr, Sie werden wissen, in welcher Angelegenheit ich hier bin. Mein Name ist Karl Pfund, und das wird Ihnen jedenfalls genügen. Meine Schwester ist jetzt ordentlich geworden" — ach nein, das war nicht richtig, er strich also diesen Satz in Gedanken und setzte dafür: „Seitdem meine Schwester wieder bei uns, das heißt der Mutter und mir wohnt, sind die Folgen des Verhältnisses zu Ihnen" — auf diese zarte Ausdrucksweise that er sich besonders etwas zu gute — „sind die Folgen des Verhältnisses zu Ihnen zu Tage getreten, und wir erwarten von Ihnen, daß Sie Ihren Verpflichtungen nachkommen."

Und dann würde der Mann ſchon freundlich werden und ihm Vorſchläge machen. Und ſollte das nicht der Fall ſein, ſo wollte er energiſcher vorgehen. Er hatte eine gute Lunge, und es ſollte ihm nicht darauf ankommen, ihm ſeine Fauſt unter die Naſe zu halten und auf den Tiſch zu ſchlagen, daß alles dröhnte. Einen Mordſpektakel würde er machen. Hier war mal ſo ein Reicher an den Rechten gekommen! Er wollte gewiſſermaßen als ein Rächer all der Enterbten, von denen er ſo viel in den Verſammlungen gehört hatte, auftreten. Und bei dieſem Gedanken fühlte er ſich ordentlich erhaben in ſeiner großen Miſſion und ſchwenkte erhobenen Hauptes in die Tiergartenſtraße ein.

Endlich an Ort und Stelle.

Er ſtand vor einem durch ein eiſernes Gitter von der Straße abgeſchloſſenen Garten, in deſſen Hintergrund eine Villa mit verſchnörkelter Façade ſichtbar war. Er öffnete die Gitterthür und ſchritt hinein, dreiſt um ſich ſchauend, um gegenüber der hier herrſchenden vornehmen Stille ſeine Entſchloſſenheit zu zeigen und das Bewußtſein ſeiner gerechten Miſſion nicht zu verlieren. Auf einem großen Meſſingſchilde hatte er den wohlbekannten Namen geleſen, und ſo konnte er das auf ſein Klingeln öffnende Mädchen, das ihm im hellen Kattunkleide, weißer, ſpitzenbeſetzter Schürze und kleinem Häubchen ganz reizend erſchien, ſogleich mit Beſtimmtheit fragen, ob Herr Eichelhaus zu ſprechen ſei. Sie muſterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen und ſagte:

„Ich glaube kaum. Wen darf ich melden?“

Als er ſeinen Namen nannte, blickte ſie ihn ironiſch an. Offenbar war ſie gewöhnt, die Karte des zu Meldenden zu erhalten. Sie ließ ihn aber doch in den zu einer Art Vorzimmer eingerichteten geräumigen Korridor eintreten, wo eine reichgeſchnitzte Holzbank, ein geräumiges Paneel-Sofa, ein großer Spiegel und viele bronzene Kunſtwerke einen Vorgeſchmack von dem im Innern vorhandenen Luxus geben konnten.

Er hatte kaum ſeine Blicke rings ſpazieren geführt, als das leiſe entſchwundene Mädchen eine Zimmerthür öffnete und ihn mit einem ſchnippiſchen „Bitte!“ zum Eintreten aufforderte.

„Pikfein!“ dachte er, als er das ſehr große Zimmer betrat. Er wagte kaum, ſich recht umzuſchauen und war froh, als ihm Herr Eichelhaus entgegenkam und ihn mit höflicher Handbewegung einlud, auf einem Divan Platz zu nehmen. Er ſelbſt lehnte ſich bequem in einen großen Schaukelſtuhl, den er in ſanft ſchaukelnde Bewegung brachte.

„Nun, Herr Pfund, was führt Sie zu mir?“

Karl Pfund war etwas aufgebracht über dieſe Frage. Jener mußte doch ganz genau wiſſen, weshalb er kam! Am liebſten wäre er deshalb

gleich derb vorgegangen, aber die ganze Umgebung und die ruhige, freundliche Art des feinen Mannes vor ihm schien ihm das zu verbieten. Er versuchte, sich auf seine gut einstudierte Rede zu besinnen, aber sie war wie weggeblasen, und er brachte nur in etwas barschem Ton, um nicht ganz aus der Rolle zu fallen, hervor:

„Sie haben gewisse Verpflichtungen, Herr Eichelhaus, meiner Schwester gegenüber, und ich hoffe, daß sie daran denken werden."

„Gewiß, gewiß, junger Mann, aber bitte reden Sie weiter."

Offenbar war diese letzte Redewendung gebraucht, um ihn weiter aus der Fassung zu bringen. Aber da hatte sich jener doch verrechnet! Er, Karl Pfund, war nicht der Mann, mit dem man spielen konnte. Sein Blut begann in Wallung zu kommen, und indem er gar nicht mehr bemüht war, seine einstudierte Rede herzusagen, fühlte er sich sicher geworden, und ganz er selbst, rief er:

„Machen Sie doch keine Fisematenten! Sie wissen ganz genau, was wir wollen. Zahlen sollen Sie, Alimente, und ganz gehörig, wie sich's gehört. Sie wissen doch! Oder denken Sie, mit Arbeitermädchen kann man machen, was man will?"

„So ist es recht, werter Herr Pfund, ich merkte gleich, daß Sie so etwas auf dem Herzen hatten. Ich bin ganz Ihrer Meinung, aber wir können die Sache ruhig besprechen. Bitte bedienen Sie sich!" Und damit hielt er ihm eine Kiste voll Cigarren hin, von denen er sich selbst eine auswählte und anzündete.

Donnerwetter! Das hatte er nicht erwartet. Diese Ruhe! Diese Höflichkeit! Nein, dieser freundliche Herr hier im dunkelbraunen Samtjackett konnte kein ganz schlechter Mensch sein. Und er setzte ebenfalls eine Cigarre in Brand und sog den feinen Duft mit weitgeöffneten Nasenflügeln ein.

Herr Eichelhaus drückte auf den Knopf einer elektrischen Klingel und befahl dem sogleich erscheinenden Mädchen:

„Eine Rheinwein und zwei Gläser!"

„Sie werden auf dem weiten Wege hierher etwas Durst bekommen haben," fügte er hinzu, als das Gewünschte erschienen war, „darf ich mir erlauben?" Und er tippte mit einem der vollgeschenkten Gläser an das andere, Karl Pfund dadurch zum Trinken einladend.

Das konnte man doch unmöglich ablehnen! Er griff zu und leerte sein Glas auf einen Zug. Das konnte nicht schaden. Im Gegenteil! Das mußte ihm Feuer und Kraft geben!

„Also, was ich sagen wollte, Herr Eichelhaus, meine Schwester sitzt mit einem Jungen bei mir und wartet der Dinge, die da kommen sollen."

„Ja, sehen Sie, ich lernte Ihr Fräulein Schwester an einem Abend

in Schöneberg kennen. Sie war reizend. Wir verabredeten ein Wiederſehen und traten uns näher . . . Nach einiger Zeit mußte ich eine größere Reiſe antreten . . . Erſt bei meiner Rückkehr erfuhr ich . . . hm! Das Geſetz ſchreibt in dieſem Falle eine geringe Summe vor, mit der Ihnen durchaus nicht geholfen ſein kann."

„Freilich! Aber ich denke, Sie werden Ihren Vermögensverhältniſſen entſprechend zahlen."

„Erſtens haben Sie von den Vermögensverhältniſſen eines auf der Höhe der Geſellſchaft ſtehenden Mannes jedenfalls ſehr falſche Vorſtellungen, und zweitens könnte Ihnen mit einer fortlaufenden Zahlung wenig gedient ſein. Denn bedenken Sie, wenn ich z. B. ſterbe, ſo fällt die Unterſtützung ſofort weg. Ich ſchlage Ihnen deshalb eine einmalige Summe vor."

„Dafür danke ich."

„Und warum?"

„Weil das die gewöhnliche Art iſt, die mir durchaus nicht gefällt."

„Ich verſtehe. Sie meinen, Ihr Fräulein Schweſter könnte die Summe nehmen, ſich vielleicht verheiraten, und dann hätten Sie und Ihre Mutter das Nachſehen. Aber die Summe ſoll nicht unbedeutend ſein, und ſie würde Ihre ganze Familie in den Stand ſetzen, ſich eine ſichere Exiſtenz zu begründen. Außerdem werde ich Ihnen ſelbſtverſtändlich für Ihre heutige Bemühung und Arbeitsverſäumnis hundert Mark extra geben. Proſit!"

Wie? Was? Hundert Mark extra? Karl Pfund tanzte es vor den Augen. Er ſtieß an und trank wieder ein ganzes Glas.

„Und wie hoch," fragte er ziemlich leiſe, „würde ſich die Summe beziffern?"

„Ich will es Ihnen durch ein einfaches Rechenexempel zeigen. Geſetzlich müßte ich monatlich dreizehn Mark fünfzig zahlen, das würde in vierzehn Jahren ſo um zweitauſend Mark ausmachen, wobei immer noch das Riſiko iſt, daß durch mein oder jenes Kindes Ableben ein Strich durch die Rechnung gemacht wird. Sagen wir alſo, ich gebe ein für allemal eintauſend Mark . . . Der Wein iſt gut, nicht wahr? Proſit!"

„Ja. Proſit! Na — und die hundert Mark für mich?"

„Die ſollen Sie ſogleich erhalten."

Herr Eichelhaus langte aus ſeinem Portefeuille einen Hundertmarkſchein, den Pfund gierig ergriff und zuſammengefaltet in ſeiner Weſtentaſche verſchwinden ließ.

Sehr ſicher und beſtimmt fragte nun Eichelhaus:

„Wünſchen Sie die Auszahlung in Papier oder in Gold?"

Pfund ſaß da, weit zurückgelehnt, in jeder Hoſentaſche einen Daumen, wie ein kleiner Kröſus. Er fühlte ſich. Nun war ihm für längere Zeit

geholfen. Nun wollte er auf die Hungerlöhne ſchimpfen und kräftig ſtriken! — Und Mutter und Schweſter? Die waren nun auch geborgen, das war plauſibel! Und ganz ruhig antwortete er:

„In Papier!“

Herr Eichelhaus verſchwand auf einige Augenblicke im Nebenzimmer, wo offenbar ein Geldſchrank ſtand, und zählte dann zehn Hundertmarkſcheine auf den Tiſch.

Pfund benutzte eine Pauſe, um ſich wieder von dem Wein einzuſchenken, der ihm immer beſſer ſchmeckte.

Ehe er das Geld nahm, bat ihn Herr Eichelhaus, ein ſchnell hingeworfenes Schreiben zu unterzeichnen. Es lautete:

Im Namen der Familie Pfund und als Bevollmächtigter meiner Schweſter erkläre ich Endesunterzeichneter, daß meine Schweſter durch die einmalige Zahlung von tauſend Mark ein für allemal abgefunden iſt und auf jede weitere Unterſtützung für jetzt und künftig verzichtet.

Er machte aus Unachtſamkeit einen kleinen Klecks, entſchuldigte ſich und unterſchrieb dann mit großen Krähenfüßen.

Herr Eichelhaus reichte ihm ein großes Couvert zum Einpacken der Scheine. Dann ſchenkte er ihm noch eine Cigarre, und Pfund verabſchiedete ſich mit tiefen Bücklingen ...

Als er ſich die Havannah draußen auf der Straße an dem Stummel eines vorübergehenden Arbeiters angezündet hatte, ſchritt er ſeelenvergnügt und völlig befriedigt durch den Verlauf ſeiner Miſſion nach Hauſe.

Dr. Burckhardt.

Novelle von Olga Hiller.

I.

Goldene Morgenfrühe breitete ſich über einen blühenden Frühlingsgarten, der ſich an der Hinterfront einer Villa ausdehnte. Lautloſe Stille lag ausgegoſſen über blühenden Fliederſträuchern und taufunkelndem Raſen; kaum daß das träumeriſche Zwitſchern eines eben erwachten Vogels oder ein unmelodiſcher Hahnenſchrei die Ruhe unterbrach. Die Fenſterläden des Hauſes waren geſchloſſen.

Da trat aus der Glasthür, die auf eine laubumrankte Veranda führte, eine junge Frau. Ein müdes, trauriges Antlitz, überwachte, vom Weinen gerötete Augen, die mit erloschenem Blick hinaus schweifen in den lachenden Maimorgen. Sie kam aus ihrem Schlafgemach, wo sie während einer bangen Nacht keine Ruhe hatte finden können, und lechzend nach Licht, Luft und Einsamkeit war sie hinausgeflüchtet aus dem Raum, der noch widerzuhallen schien von ihren Schmerzensseufzern.

Sie stieg langsam schleppenden Schritts die Stufen hinab auf einen Kiesweg, der von hochstämmigen Rosensträuchern eingefaßt in eine Fliederlaube mündete. Dort hielt sie inne und sank mit einem Aufstöhnen auf die Gartenbank nieder; — denn hier war es, an dieser Stelle, wo gestern Abend ihr Glück und ihres Herzens Frieden in Trümmer stürzte.

Ein heftiges Schluchzen erschütterte ihre zarte Gestalt. Hier draußen hatte sie ihren Qualen entrinnen wollen, und nun drang mit erneuter Gewalt alles Furchtbare des gestrigen Abends auf sie ein. Ihre grübelnden Gedanken, wie dieser erbarmungslose Streich sie hatte treffen können, schweiften zurück.

Eine Woche mochte es her sein — war es nicht eine Ewigkeit? — da ihre liebste Jugendfreundin aus der Residenz zurückgekehrt war in die Heimatstadt. Reich an Lorbeeren und Erfolgen, eine Sängerin, deren herrliche Stimme bereits die Welt von sich reden machte! Was war aus der großen überschlanken Helene mit den eckigen Backfischformen geworden? Eine schöne, elegante Großstädterin mit gewandten Künstlerallüren, denen gegenüber sich Frau Nora beinahe steif und ungelenkig vorkam.

Nicht mit allem in dem Benehmen der zurückgekehrten Freundin ist die junge Frau einverstanden. Wie sie von ihren Erfolgen erzählt und fast zu viel von der Talentlosigkeit anderer Sängerinnen spricht, wie sie mit ihren schöngeformten Händen die mattblonden Stirnlocken zurechtzupft, mit ihren unzähligen Armbändern klappert und sie unausgesetzt am feinen Handgelenk hin- und herschiebt, das alles ist der bescheidenen und zurückhaltenden Nora unsympathisch. Auch das viele und überlaute Lachen, das ungenierte Hintenüberwerfen, wobei allerdings die tadellose Büste zur Geltung kommt, erscheint ihr ungewohnt, fremd, gemacht an der Schulfreundin, deren Sichgehenlassen ehedem so ganz anderer, harmloserer Art war.

Doch wie Nebel vor der Sonne schwinden alle diese Äußerlichkeiten dahin, wenn Helene singt. Zu einer Gottheit wächst sie empor vor jedem, der sie hört! Wie ein goldener Strom dringt das herrliche Organ aus der Brust der Künstlerin.

Neidlos, glücklich, begeistert war Nora, die der unbemittelten Freundin das Musikstudium ermöglicht hatte, in Hören versunken, als Helene am ersten

Tag des Wiederſehens ihr nun auch zeigen wollte, daß ſie ein klein bißchen von den Lehren ihres Meiſters angenommen habe.

Vergeſſen, ach, vergeſſen ſein
Vom liebſten Herzen auf der Welt,
Das iſt gewiß das größte Leid,
Das auf ein Menſchenherze fällt.

Wie ſie dieſes Lied geſungen und dem feinfühligſten aller Komponiſten nachempfunden hat — Nora wird es nimmermehr vergeſſen — ahnte die Freundin, daß ſie ihr ein Sterbelied ſang?

Da war ſie der Sängerin in dankbarem Entzücken um den Hals gefallen: „Helene, daß ich das an dir erlebe, daß ich das jetzt immer mit Dir genießen ſoll!“

Und Helene blättert in ihren Noten, wirft der jungen Frau Kußhände zu, trällert eine Koloratur, und ruft dann, ihr über den Flügel die Hände entgegenſtreckend: „Süße Nora, ich habe ja alles Dir zu verdanken!“

Da tritt Noras Gatte ins Zimmer. Er ſtutzt, als er Helene ſieht: was iſt aus dem Mädchen geworden? Früher hat er ſie kaum beachtet.

„Gelt, ſie hat ſich herausgemacht?“ ruft die junge Frau.

Der ſonſt ſo gewandte Ehemann mit der hohen ſtattlichen Geſtalt und den heiteren lebensluſtigen Zügen kämpft mit einer leichten Verlegenheit.

Schönen und eleganten Frauen gegenüber ſind oft die erfahrenſten Männer befangen; doch Helene hatte eine Art, über die peinlichen erſten Augenblicke nach der ſteifen Begrüßung hinwegzukommen, die, im Verkehr mit Künſtlern angenommen, ſchnell eine zwangloſe Unterhaltung in Fluß brachte.

Sie lacht, ſie plaudert, erzählt Künſtleranekdoten, und wie einige hohe Perſönlichkeiten ſie ausgezeichnet hätten, alles mit jener eleganten Läſſigkeit, die ihr einen beſonders pikanten Reiz verleiht. Zum Singen hat ſie leider keine Zeit mehr, ſie muß aufbrechen.

„Wie ſchade, daß Heinrich Dich nicht hört!“ klagt Nora.

„Das ſpare ich mir für ein andermal auf,“ antwortet Helene und nickt dem Mann ihrer Freundin zu — „jetzt ſind Sie doch nicht in der Stimmung, mich zu würdigen, ſo kurz vorm Diner, da ſind Ihnen Ihre Koteletten mit Spargel viel lieber, als meine ſchmelzendſten Liebeslieder!“ Damit geht ſie lachend vor den Spiegel, ſetzt ein reizend geſchmackvolles Hütchen auf die lockige Haarfriſur und hebt mit unnachahmlicher Bewegung die Arme.

Nora verſucht, ihr den weißen Schleier am Hinterkopf zu knüpfen; ihre zierliche Geſtalt erweiſt ſich indes als zu klein für die Hilfeleiſtung.

„Heinrich, da mußt Du helfen,“ ſagt ſie, und Heinrich thut es mit einer zuſtimmenden Verbeugung und dem größten Vergnügen, und während ſeine Finger verwirrt im goldenen Haar und in dem weißem Schleiertüll

neſteln, begegnen ſeine Augen im Spiegel einem koketten Blick hinter halbgeſchloſſenen Wimpern.

Dann kommt Helene tagtäglich, und Heinrich iſt nun auch nicht mehr verlegen. Nora vergegenwärtigt ſich alles.

Wie waren ſie alle drei mit einander harmlos vergnügt geweſen, wie hat ſie ſich ahnungslos über die kleinen Neckereien zwiſchen Mann und Freundin amüſiert!

In ihrer ſiebenjährigen Ehe war es ihr öfter begegnet, daß ſie ihren Mann mit hübſchen und koketten Weibern hatte ſcherzen ſehen, und nie hatte ſich in ihrem Herzen eine Spur von Eiferſucht geregt, ſie war ja der Liebe ihres Heinrich ſo ſicher. Aber als er Helene zum erſtenmal ſingen hörte!

Ein ſchneidendes unſagbares Weh läßt ſie zuſammenzucken, wenn ſie an jenen Moment zurück denkt! Bei dem Aufſchrei:

„Vergeſſen, ach, vergeſſen ſein,
Vom liebſten Herzen auf der Welt, —“

den die Sängerin mit leidenſchaftlicher Empfindung und erſchütternder Wahrheit zum Ausdruck brachte, da ſieht Nora, wie auch über ihres Mannes Antlitz ein Schauer der tiefſten Ergriffenheit hingleitet, wie er erbleicht, wie ſein leuchtendes blaues Auge in heißerem Blick aufglüht.

Als ſie geendet, ſagt er kein Wort, aber es ſenkt ſich auch nicht, wie ſonſt wohl bei etwas gemeinſam Empfundenen, ſein Auge verſtändnisinnig in das ſeines Weibes. Er ſieht zur Erde, bleich, ſtumm, finſter. Sie fühlt nur Befremden, noch nichts von dem troſtloſen Jammer, deſſen Beginn dieſer vergeſſene Blick ſein ſollte!

Nach einigen Minuten des Schweigens trat er auf Helene zu und richtete das Wort an ſie, es war im Flüſtertone geſprochen; Nora hatte es nicht verſtanden, jetzt aber erinnerte ſie ſich an den Tonfall der Leidenſchaft, der daraus hervorgeklungen war.

Wo nur hatte ſie an jenem Abend ihre Augen, ihre Sinne gehabt, daß ſie, als Helene gegangen war, ſich zärtlich an ihres Mannes Bruſt lehnen und in heller Begeiſterung von der Freundin Geſang ſchwärmen konnte? Heinrichs Einſilbigkeit war ihr nicht beſonders aufgefallen; er, mit ſeinem überwallenden Gefühl für alles Schöne und Erhabene, war öfter ſo nach großen Kunſtgenüſſen. Wie hatte ſie ſo ruhig ſchlafen können in jener Nacht, da ihrer Liebe Blüten bereits geknickt waren?

Dann der Abend, wo ihr Herz brach!

Die junge Frau auf der Bank im Fliedergebüſch ſchauerte im Übermaß von Leid zuſammen. Mit einer Geberde voll unnennbaren Jammers hob ſie die Hände empor.

Geſtern Abend war's! Sie hatten der jungen Sängerin zu Ehren ein kleines Feſt veranſtaltet. Nach dem Souper vereinigte eine Sektbowle, in deren Zubereitung Heinrich Meiſter war, die Gäſte auf der Veranda.

In den laubumrankten Niſchen, die die Ausſicht nach dem mondbeſchienenen Garten frei laſſen, hängen farbige Ballons. Im leichten Abendwind hin und her ſchaukelnd, beleuchten ſie eine lachende ausgelaſſene Tafelrunde. Das feurige Getränk, in den Adern wie in den Gläſern prickelnd, läßt die Lebensgeiſter ſprühen, die Pulſe höher klopfen; dazu berauſchender Flieder- und Maiglöckchenduft, den die Abendlüfte herübertragen zu der fröhlichen Geſellſchaft!

Und eine der fröhlichſten war Nora geweſen.

Freilich, Helene blieb der Mittelpunkt der Geſellſchaft! Wie die meiſten Künſtlerinnen, die gewohnt ſind, auf dem Podium des Konzertſaals oder auf der Bühne Gegenſtand eines ausſchließlichen Intereſſes zu ſein, langweilt ſie ſich, wenn von Dingen die Rede iſt, die ſich nicht um ſie drehen — das war früher auch anders geweſen — doch Nora hält es dem Genie zugute, und ganz von dem Wunſche beſeelt, der Freundin einen amüſanten Abend zu bereiten, gelingt es ihr, neidlos und zartfühlend, das Geſpräch immer auf Helenens Terrain zu erhalten.

Schwer und mühſam iſt das freilich nicht, denn die Sängerin ſprudelt von kapriziöſen Einfällen und iſt brillanter Laune. Auch Heinrich, der neben ihr ſitzt, ſowie alle übrigen Gäſte, amüſieren ſich vortrefflich.

Einmal erzählt ſie die lange Lebensgeſchichte eines ihrer Armbänder. Ein Fürſt hatte es ihr zum Geſchenk gemacht, nachdem ſie in Dresden mit unerhörtem Erfolge konzertiert.

„Sehen Sie das Feuer der Diamanten" — damit hält ſie ihren ſchönen, halb entblößten Arm dicht vor Heinrichs Augen.

Er faßt ihn und hält ihn eine Weile feſt, die Edelſteine betrachtend. Helene ſieht mit einem unbeſchreiblichen Lächeln auf — noch verſteht Nora dies Lächeln nicht — dann nach minutenlangem Schweigen: „Geben Sie acht, daß Sie ſich an dem Feuer nicht verbrennen!"

Da beugt er ſich noch tiefer und drückt einen blitzſchnellen Kuß auf das ſchneeige Handgelenk.

Sie entzieht ihm den Arm und macht mit der anderen Hand eine leichte Bewegung darüber hin, als wolle ſie den Kuß wegwiſchen.

In dieſem Augenblicke legte es ſich wie ein Nebel vor Noras Augen und etwas Quälendes, nie vorher Empfundenes beklemmt ihr die Bruſt.

Helene aber ſpringt nach dieſer Szene von ihrem Sitz auf, eilt die in den Garten führenden Stufen hinab und ruft den anderen zu, auch herunter zu kommen, man müſſe eine Mondſcheinpromenade unternehmen.

Die Gäſte folgen der Aufforderung, nur Nora bleibt zurück. Sie bittet einen Bekannten, der ihr den Arm bietet, ſie auf einen Augenblick zu entſchuldigen, ſie wolle nach ihrem Töchterchen ſehen.

Doch ſie denkt nicht an ihr Töchterchen — woran denkt ſie denn eigentlich?

Sie hat das Gefühl, als müſſe ſie ſich ſammeln, das Häßliche, das ſich plötzlich wie Meltau auf ihre eben noch ſo fröhliche Stimmung gelegt hat, abſchütteln.

„Wie abſcheulich, auch nur an ſo etwas zu denken," murmelt ſie gleich darauf, dann fährt ſie mit der Hand über die Augen, wie um etwas fortzuwiſchen, und folgt den anderen in den Garten, geſellt ſich zu ihnen und plaudert und lacht wie vorher mit ihren Gäſten, bis alle ſich wieder an der behaglichen Tafel zuſammenfinden.

Alle, nur Helene und Heinrich nicht!

Nora kann ſich von dieſem Zeitpunkt an nicht mehr genau an alles erinnern, ſie weiß nur noch, daß ſie wie von einer höheren Macht getrieben der Fliederlaube am Ausgang des Gartens zutaumelt; ein Blick, ein leiſer Aufſchrei, ein Zurückbeben — dann nichts mehr! Alles Denken iſt fort, wie ſie auf dem Kiesweg zu Boden ſinkt. — —

Nach einigen Minuten erhebt ſie ſich und betrachtet einen langen Riß, der beim Hinfallen ihr Kleid beſchädigt hat.

Sie weiß es heute noch genau, wie ſie darüber nachgedacht, ob der Schaden ſich wohl noch beſſern ließe. Dann aber tritt mit erbarmungsloſer Klarheit das Bild vor ihre Seele, das von nun an, ein fürchterlicher Schatten, ihr Leben verdunkeln, zerſtören würde. Ein Menſchenpaar in glühender Umarmung — eine andere an ihres Mannes Bruſt! —

Sie ſchwankt vorwärts, halb beſinnungslos, bei jedem Schritt ſtrauchelnd, und gelangt auf einem Umweg durch den mondhellen Garten ins Haus, in ihr Schlafzimmer.

Sie läßt ſich bei den Gäſten entſchuldigen, ein plötzliches Unwohlſein habe ſie befallen, und ſchließt ſich ein. Ihr Denken iſt immer noch wie fortgeweht. Sie geht im Zimmer auf und ab, öffnet die Fenſterflügel, ſchließt ſie wieder, ſteht mitten im Zimmer ſtill und verrichtet, wie abweſend, lauter mechaniſche Dinge, bis ſie endlich vor einem ſpitzenbehangenen Kinderbettchen in ihrem Gemach in die Knie ſinkt, mit zitternder Hand nach dem dunkellockigen Haupt des dort ſchlummernden Engels taſtet und ſchluchzend in die Worte ausbricht:

„Eva, Eva, weißt Du es ſchon, er hat uns belogen und betrogen, er liebt uns beide nicht mehr!"

So liegt ſie eine Zeitlang, und die furchtbare Spannung, die ſie ſeit dem Fall im Garten gefangen hielt, löſt ſich in einem Strom von Thränen.

Nach einiger Zeit klopft es an die Thüre. Sie fliegt empor, trocknet die Augen, ſtreicht mit beiden Händen die wirren dunklen Haare glatt, richtet ſich mit einem tiefen Atemzug, als wolle ſie Faſſung gewinnen, auf und öffnet!

Vor ihr ſteht ihr Mann!

Iſt das ihr Mann? Der Mann, der ihr Liebe und Treue geſchworen, mit dem ſie ſich eins gefühlt in innigſter Verſchmelzung ihrer gleichgeſtimmten Seelen? Iſts nicht ein Fremder? Was will er hier? und ſie ſieht an ihm vorbei mit einem leeren toten Blick.

Er zieht die Thüre hinter ſich zu, und obgleich keiner ein Wort ſpricht, fühlen doch beide den unbeſchreiblichen Aufruhr, in dem ihre Herzen bis zum Zerſpringen ſchlagen. —

„Nora, was fehlt Dir? Du ſeiſt nicht wohl, ſagte man mir.“

Seine Stimme klingt heiſer vor innerer Erregung.

Sie ſchweigt.

Er reißt mit ſchnellem Griff ihre eiſigen Hände in ſeine fieberheißen, und ſie heftig preſſend fragt er noch einmal dringender: „Nora, was fehlt Dir?“

Da ringt ſich ein ſchluchzender Ton aus ihrer Kehle, der ihm alles ſagt. Noch immer ihre Hände haltend, zieht er ſie auf den Divan nieder und gleitet zu ihren Füßen hin. „Nora — kannſt Du mir verzeihen?“

„Gott erbarme ſich meiner!“ ſtöhnte ſie auf.

„Nora, ich liebe Dich heute noch ebenſo, wie vor dieſer unglückſeligen Stunde — dieſes Weib — ſie hat nur einen tollen Augenblick lang meine Sinne verwirrt mit ihren koketten Reizen, die uns eitle thörichte Männer ſo oft ins Verderben locken. — Nora, Geliebte, ſüße Frau, ſag ein Wort, ein einziges, mildes, entſündigendes — Du allein, Du reiner Engel, kannſt mich Abgeirrten wieder auf den rechten Pfad zurückgeleiten!“

Flehenden Blicks und auf das milde Wort von ihren Lippen wartend, hebt er das Antlitz zu ihr empor, doch ſie antwortet nicht.

„Kannſt Du Dich denn nicht in die Seele eines Mannes verſetzen, der plötzlich hineintaumeln muß in die Flamme, die ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt in ihren ſengenden Lichtkreis reißt und ihn erſt dann, wenn er ſich die Flügel verbrannt hat, zum Bewußtſein kommen läßt, welch blinder Thor er war?“ —

Sie ſchüttelt langſam den Kopf, richtet ſich auf und antwortet mit hohler, ganz veränderter Stimme:

„Nein, nein, das kann ich nicht, dazu fehlt mir jede Fähigkeit!“

„Und Du willſt mir nicht verzeihen, wenn ich Dir ſchwöre, ſchwöre, hier angeſichts unſeres Kleinods, unſerer Eva, daß ich Dich mit der gleichen Liebe liebe und lieben werde, wie ehedem und daß ich tief und ſchmerzlich meinen Fehltritt bereue?“

Mit plötzlich ausbrechender Leidenschaft springt er auf und ruft: „Wo hatte ich meine Sinne, daß ich Dir das anthun konnte!“

„Und Du liebst sie nicht einmal?“ fragt Nora aus ihrer Divanecke mit dem Ton der Resignation, aus dem völlige Hoffnungslosigkeit herausklingt.

„Nora, ich liebe Dich allein!“ antwortet er. „Vergieb mir, und dieser häßliche Fleck wird nach kurzer Zeit aus unserm Leben weggewischt sein. Meinst Du, eine Seligkeit, wie wir sie in unserer Liebe, unserem Leben empfunden haben, gäbe sich so leicht auf? Nein, mein geliebtes Weib!“

Er lehnt ihren Kopf an seine Brust und streichelt fortwährend mit linder Hand ihren Scheitel: „Unsere Liebe ist größer, als mein Frevel; der ist schwer, aber nicht unsühnbar, und ich werde ihn sühnen — nur vergeben mußt Du mir!“

„Ich will es versuchen,“ flüstert sie mit erstickter Stimme an seiner Brust — ach, wie die sanfte Berührung seiner Hand an ihren schmerzenden Schläfen ihre Wunden lindert, — „ich will es versuchen, doch gönne mir Zeit, mich zu finden.“

Sie steht auf, und bittet ihn dann, schlafen zu gehen, sie sei todmüde. Nachdem sie noch stumm eine Minute am Bett des Kindes gestanden, gehen sie zur Ruhe.

Ruhe! Noras Lippen verziehen sich höhnisch, wenn sie sich die Bedeutung dieses Wortes vorstellt.

Ruhe! Heinrich fand sie, er war ein Mann, und eines Mannes Seele wird niemals von einer Gemütserregung so in ihren Tiefen aufgewühlt werden, wie die einer Frau.

Das war eine Nacht!

Das junge Weib auf der Gartenbank schaudert in der Erinnerung daran! Noch eine solche Nacht, bevölkert von Dämonen und grauenvollen Fantasien — und sie würde zu Grunde gehen!

Was helfen alle Sophismen, alle Beschönigungsvergleiche von der sengenden Flamme, der sinnverwirrenden Gewalt koketter Reize, er hat die andere doch in den Armen gehalten, und der Augenblick des Strauchelns kann sich für ihn wiederholen, sobald er wieder in Helenens Bannkreis tritt.

Und als der Morgen kommt, und ihr Jammer mit erneuerter Gewalt sie erfaßt, da ist sie, als Mann und Kind noch schliefen, hierher gewandert, um Kraft und Mut zu finden für die Pflichten des Tages, die, sonst so freudig erfüllt, ihr nun eine unerträgliche Last dünken.

Doch sie rafft sich empor, drinnen im Haus wird's lebendig; die Fensterläden werden geöffnet, die Dienstboten beginnen mit Besen und Scheuertüchern herumzuhantieren. Wie sie das alles anwidert. Wenn sie nie wieder zurückzukehren brauchte in das freundliche, sonnenbeschienene

Haus da drüben, in dem ihr nun jeder Winkel wie das Grab ihres verlorenen Glücks erſcheinen wird!

Doch dann dachte ſie an ihr Kind, das nun aufgewacht ſein und nach ihr verlangen würde, und müden, langſamen Schritts wandte ſie ſich dem Hauſe zu.

II.

Doktor Heinrich Burckhardt ſaß in ſeinem Studierzimmer. Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſchien in ſchwere Gedanken verſunken; denn ſein ſonſt ſo heiteres, liebenswürdiges Geſicht war ſehr verändert, und ſeine blauen Augen ſtarrten mit düſterem Blick ins Weite.

Als er heute zur gewohnten Stunde aufgeſtanden war, hatte man ihm geſagt, die Frau Doktor ſei im Garten. Seitdem war eine Stunde verfloſſen, und er wartete immer noch auf ſie; denn er ſelbſt fühlte ſich nicht tapfer genug, ihr entgegen zu gehen.

Was ſollte er ihr auch ſagen? Sie ſelbſt hatte ihn ja gebeten, ihr Zeit zu laſſen, ſich zu finden.

Er kannte ſeine Frau — ihre Sanftmut, ihre Hingebung, ihre Herzensgüte; er wußte, ſie würde ſich finden und liebevoll wie ehedem in ſeine Arme zurückkehren. —

Doch daß es dahin gekommen war, betrübte ihn aufrichtig, und er ſchalt ſich abſcheulich, daß eine ſinnliche Regung ihn derart hatte übermannen können. Doch ſo tragiſch, wie ſeine liebe, kleine Frau konnte er den Fall nicht nehmen, ſein bewegliches, heiteres Temperament war nicht dazu imſtande. Eine kleine, leichtfertige Falte, die ſeinem Antlitz einen unwiderſtehlichen Reiz verlieh, vertiefte ſich bei dieſem Erwägen um ſeine Mundwinkel. — Helene war ein verführeriſches Weib und kokett — den Teufel auch! — wer hatte den Gleichmut, den Zauberkünſten dieſer Valentinne ſtand zu halten?

Er ſeufzte auf, und eine ſchwüle Unruhe ergriff ihn, wenn er ihrer gedachte und der zwingenden Gewalt, die ſie vom erſten Augenblick des Wiederſehens an auf ihn ausgeübt hatte. —

Es war der erſte Schritt vom Wege ſeit ſeiner Verheiratung; die glückliche Ehe mit der beſten, edelſten ihres Geſchlechts war noch nie durch einen Schatten ähnlicher Art verdüſtert worden. Er ſagte ſich, daß er als Arzt doch hätte gefeit ſein müſſen gegen ſolche Gefahren; denn was waren dieſe heißen Blicke, dieſe feurigen Küſſe anders als die Taktik genußſüchtiger Weiber, die nur das Gelüſt treibt, möglichſt viele Thoren an ihren Triumphwagen ſpannen zu können.

Verdammt! Heinrich ſprang auf und ging unruhig im Zimmer auf

und ab. Daß er die Gedanken an dies Mädchen nicht los werden konnte — dieſe göttliche Geſtalt, dieſe heißen Lippen! Dann ballte er die Fäuſte und machte eine Bewegung, als ſchüttle er etwas von ſich ab. Arme, geliebte Nora, murmelte er, ich ſchwöre Dir, daß es auf ewig vorbei ſein ſoll, ich wäre ja ein Schurke!

„Darf ich, Papa?"

Ein helles Kinderſtimmchen war es, das ihn unterbrach, und ein dunkellockiger Kinderkopf kam in der Thürſpalte zum Vorſchein.

„Komm herein, mein Herzblatt!"

Ein kleines Mädchen ſchlüpfte durch die Portiere ins Zimmer, eine reizende Elfengeſtalt in weißem, geſticktem Kleidchen, mit langen ſchwarzen Strümpfen und gelben Lederſchuhen angethan. Weiche, braune Locken kräuſelten ſich tief in die Stirn hinein und fielen lang auf die Schulter herab.

Es gab eine außerordentlich zärtliche Begrüßung zwiſchen Vater und Tochter. Der Mann, im Gefühl, als würde die ſchwüle unruhige Atmoſphäre ſeiner Gedanken durch die Anweſenheit dieſer reinen Kinderſeele geklärt und gereinigt, hielt ſein Kleinod lange in den Armen. Dann ſchob er das Kind eine Spanne weit ſanft von ſich weg, betrachtete es mit gerührten, innigen Blicken und fragte: „Hat meine Eva gut geſchlafen, und iſt ſie brav geweſen?"

„Brav bin ich geweſen, Papa, ganz gewiß, Du kannſt es glauben; aber gut geſchlafen habe ich nicht."

„Nicht — warum denn nicht?" fragte der Papa mit ungläubigem Lächeln, „mein kleiner Schatz hat doch recht tapfer geſchnarcht."

„Ja, aber —" das kleine Mädchen blickte mit einem nachdenklichen Ausdruck ihrer großen blauen Augen eine ganze Weile ſtarr auf einen unbeſtimmten Punkt, dann fragte ſie plötzlich: „Papa, können Väter auch lügen?"

Er ſchaute die Kleine befremdet an. — „Sag doch, Papa," drang ſie in ihn.

„Nein, mein Kind, Väter lügen nicht," kam es unſicher von ſeinen Lippen.

„Ja, Papa, Du darfſt nicht böſe ſein, aber heute Nacht hat die Mama vor meinem Bett geſtanden und geſagt, Du hätteſt gelogen; dabei weinte ſie ſehr."

Doktor Burckhardt hielt ſeinem Töchterchen erſchrocken den Mund zu: „Kind, Kind! was redeſt Du da für Sachen, das haſt Du nur geträumt."

„Nein, nein, Papa," rief ſie, „es war wirklich ſo, die Mama ſagte auch noch, Du hätteſt uns nicht mehr lieb, das aber" — indem ſie einen großen vertrauenden Blick zum Vater aufſchlug — „das habe ich doch wohl geträumt."

„Und das andere auch, mein Kind. Du darfſt es niemand erzählen, daß Du ſo häßliche Dinge geträumt haſt, hörſt Du?"

Die Kleine nickte zum Zeichen ihres Gehorſams mit dem Kopf, dann aber dachte ſie nach Art lebhafter Kinder nicht weiter über dieſe Dinge nach. „Papa, ſpielſt Du nachher mit mir Verſtecken oder Mutter und Kind? — nachher Papa, oder gleich, oder in einer Viertelſtunde?"

„Später, mein Schatz, Du weißt, daß ich jetzt Sprechſtunde habe und arme, kranke Leute geſund machen muß; geh nun zur Mama."

„Ach, die Mama hat Kopfweh!" rief die kleine Egoiſtin, aber gleich darauf mit einem mitleidigen Ausdruck: „Willſt Du der armen Mama nicht Medizin geben, damit ſie wieder geſund wird?" — Ohne eine Antwort abzuwarten, wirbelt das ſüße Perſönchen im Zimmer auf und ab, bald dies, bald jenes betaſtend, prüfend und tauſend Fragen an den Vater ſtellend: „Papa, iſt der Kirchturm eben ſo hoch wie der Himmel? Papa, wohnt nur ein einziger lieber Gott in dem ganzen großen Himmel? Papa, kannſt Du alle kranken Leute wieder geſund machen? aber wenn ſie ſehr, ſehr krank ſind, dann hilft Dir der liebe Gott dabei, nicht wahr?"

Und der Vater, beſeligt über ſeinen Beſitz, beobachtet das holde Kind, und unausſprechlich ſüße Hoffnungen ſchwellen ſeine Bruſt. „Jetzt wird Eva brav ſein und zur Mama gehen, ich habe keine Zeit mehr für meinen kleinen Sauſewind." Damit ſchob Doktor Burckhardt ſein Töchterchen durch die Portiere. Die Kleine verſteckte ſich darin, warf noch ein paar ſchelmiſche Kußhände zum Papa hinüber, verſchwand dann aber gehorſam.

— — — —

Nora ſtand im Eßzimmer am gedeckten Frühſtückstiſch. Noch hatte trotz der vorgerückten Morgenſtunde kein Mitglied der kleinen Familie irgend etwas von dem appetitlichen Imbiß angerührt, und die junge Frau, die, einen offenen Brief in der Hand, regungslos gegen die Kante des Tiſches gelehnt ſtand, ſchien am wenigſten zu einer Mahlzeit aufgelegt. Ihr zartes, feingeſchnittenes Geſicht hatte die eine furchtbare Nacht gealtert, und Falten des Kummers waren mit ſcharfem Meißel unverwiſchbar in ihre bleichen Züge gegraben. Das Billet, das ſie eben geleſen, und von deſſen Duft ſie wie angewidert, ein paarmal mit einer Geberde des Abſcheus den Kopf wegwendete, war ein eleganter fliederfarbener Karton mit goldenem Monogramm. Sein Inhalt lautete:

Liebe Nora!

Ganz untröſtlich, daß ich wie ein Dieb in der Nacht, ohne Dir Lebewohl ſagen zu können, abreiſen muß, ringe ich den paar freien Sekunden, die ich noch habe, dieſe Zeilen für Dich ab. Geſtern Abend fand ich

nämlich ein Telegramm vor, das mich sofort nach Baden-Baden beruft. Ein Konzert findet zu Ehren mehrerer dort anwesender Fürstlichkeiten schon morgen abend statt. Du entsinnst Dich, daß es eigentlich erst im Juli veranstaltet werden sollte. Was bleibt mir übrig? Ich muß fort, sonst engagiert mein Agent einen anderen Star. Wenn es gilt, vor Potentaten zu singen, sind wir ja alle weiches Wachs! Meine gute Mutter hat denn in fliegender Hast ein paar Toiletten in meinen Reisekoffer gepackt — nein, geworfen, gestopft, oder wie man so etwas in fliegender Eile besorgt — und wenn Du diesen Brief erhältst, sitze ich bereits halb tot vor Hast und Überstürzung in einem Damencoupé, bekanntlich der amüsanteste Aufenthalt, den es auf Erden giebt, und denke an das reizende Fest von gestern abend, das Du mit gewohntem Geschick so zauberisch arrangiert hast. Wie schade, daß Du schließlich abfielst — sollte meine kleine, solide, ehrenhafte Nora vom Pfade der Tugend abgewichen sein und der schweren Bowle am Ende zu fleißig zugesprochen haben? Wer weiß? es giebt Beispiele, daß stille Wasser tief sind! na, na, dann giebt's einen kleinen Kater, nachher ist man doppelt fidel — als wenn ich das nicht auch schon durchgemacht hätte! Jetzt natürlich bin ich durch die Macht der Gewohnheit im Punkt des Alkohols kapitelfest! Daß Du morgen abend — wie wir in der Schule thaten, wenn wir unsere Vokabeln nicht gelernt hatten — den Daumen kneifst, damit ich dem Parterre von Königen gefalle, darum brauche ich Deine Freundesseele nicht erst zu bitten; ich weiß, wie Deine Gedanken mich begleiten. Von meinem Erfolg in Baden-Baden hängt nämlich mein Engagement zum kölnischen Musikfest ab, und mein ganzer Ehrgeiz gipfelt darin, der Stern dieser Musteraufführung zu werden. — Nun leb wohl, geliebte Freundin, von Baden-Baden erhältst Du ausführliche Nachricht von

Deiner treuen Helene.

Nora lächelte, als sie gelesen hatte, ein schneidendes Lächeln der Bitterkeit. Deine treue Helene! Das war die Freundin, der sie seit ihrer Kindheit mit aufopfernder Liebe zugethan gewesen, der sie, die Reichere, Bessergestellte, energisch geholfen hatte, sich aus drückenden Verhältnissen emporzuringen zu dem, was sie heute geworden. Die treue Helene! Der insolente Ton dieses Briefes! Nora ballte den Karton zu einem Knäuel zusammen. Und der ihr mit diesem Mädchen die Treue gebrochen, ist ihr Mann! Liebe und Freundschaft auf einmal verloren, ist es nicht alles?

„Mama, Mama, sei doch wieder fröhlich, thun denn die Kopfschmerzen so sehr weh?“ so stürmt die kleine Eva ins Zimmer, die Ärmchen zu der blassen Frau emporstreckend und sie mit Liebkosungen bedeckend.

Nein, nicht alles hatte ſie verloren! Ein koſtbarer Schatz, ein Heil, ein Troſt blieb ihr noch. Hier in ihren Händen hält ſie ihn, preßt ihn ans Herz, und dankt Gott für dies unſchätzbare Gut, das einzige, was ihr noch Erſatz bieten kann für das, was ſie zu Grabe getragen hat.

„Nicht wahr, Mama," plauderte das Kind, „Du ſpielſt doch mit mir? Papa hat keine Zeit, er muß wieder Leute geſund machen."

Und Nora nahm die Kleine von neuem in ihre Arme, zupfte an den Spitzen und Schleifchen ihres Kleides zurecht, fuhr liebkoſend durch die braunen Locken, um ſie noch vorteilhafter für das ſüße Geſichtchen zu ordnen, und das Lächeln, das nun über ihre Züge glitt, hatte nichts mehr von Bitterkeit, es war das verſöhnende, heilige Lächeln der Mutterliebe.

In Noras reine unerfahrene Seele war ein Schatten gefallen. Häßliche Gedanken, deren Möglichkeit ſie in glücklicheren Zeiten nie geahnt, wühlten die Tiefen ihres Inneren auf und verdunkelten, was einſt ſonnig und ſchön geweſen war. Gerade das, wodurch ſie ſich ſo hoch über anderen Frauen wähnte, war in ihr ertötet, der Glaube an ihres Gatten Treue! Wie hatte ſie ihn ſonſt ſo vertrauend gehen ſehen. Und nun, wenn er ſie beim Abſchied zärtlich in die Arme ſchloß, da kroch's einer giftigen Schlange gleich durch ihr Herz: Wohin geht er, was wird er beginnen, wenn er mich verlaſſen hat? — Und wenn er heim kam, ſo ſah ſie ihm mit einem Blick des Argwohns nach den Augen: Wo warſt Du? haſt Du mich wieder betrogen?

Heinrich merkte nichts von der inneren Zerriſſenheit ſeines Weibes; denn Nora beſaß nach Art zarter und körperlich ſchwacher Naturen eine Kraft der Selbſtbeherrſchung, die ihre ganze Umgebung vollſtändig täuſchte.

Dies glückliche Paar, ſagte die Welt, dieſe neidenswerten Menſchen! wie er ſie auf den Händen trägt, und wie ſie ihm alle Wünſche an den Augen abſieht! —

Hierin hatte die Welt recht. In Nora war ein Gefühl erwacht, deſſen wahre Natur ſie ſelbſt nicht klar erkannte, von dem ſie ſich indes inſtinktiv leiten ließ. War ſie ſchon ehedem das Muſter einer Gattin und Hausfrau geweſen, ſo ſtrebte ſie jetzt nach einer immer größeren Vollkommenheit aller Eigenſchaften, die ihren Mann beglücken konnten, als wollte ſie ihm recht zum Bewußtſein bringen, was er an ihr beſitze, und was er ſo leichtſinnig hatte verlieren wollen.

Aber ohne Freudigkeit erfüllte ſie ihre Pflichten, müde, reſigniert, und das Lächeln, womit ſie ihren Mann empfing, war eine Maske, hinter der ſich verſtohlene Thränen bargen.

Und diese Nächte! Sie fühlte, wie ihre zarte Gesundheit unter dieser zehrenden Unruhe litt, aber sie wollte nicht Einhalt thun — wozu auch? Wo war das sonnige Glück geblieben, das ihr das Leben, seit sie mit Heinrich vereinigt war, wie ein Göttergeschenk des Himmels erscheinen ließ? Was that es, wenn dies Leben dahinschwand, wie ein versiegender Bronnen im Sand verrann, ein Leben, das seines Werts beraubt war? Wenn sie sich an diesen verzehrenden Qualen der Eifersucht fortwährend weiter verbluten sollte, dann lieber fußtief unter der Erde und Ruhe vor all den Dämonen, denen sie verfallen schien mit Leib und Seele.

Oft auch ergriff sie ein Abscheu vor sich selber, wie eben jetzt, wo sie bleich und zitternd vor dem Schreibpult ihres Mannes stand und getrieben von dem wahnwitzigen Verlangen, ihn bei irgend etwas, das sie sich nicht klar vorstellte, zu ertappen, seine Briefe und Papiere durchwühlte, suchend, spionierend, in Todesangst etwas Furchtbares erwartend, das sie finden werde, finden müsse!

Doktor Burckhardt war heute in seinen Klub gegangen, nachdem er zärtlich von Frau und Kind Abschied genommen hatte.

Am Vormittag schon hatte er, in zarter Fürsorge, damit Nora nicht allein sei, einen Platz im Theater besorgt. Sie hatte ihm versprochen, hinzugehen, doch als er fort war, da war, wie immer in seiner Abwesenheit, der ganze künstliche Aufbau erheuchelten Seelenfriedens und erlogenen Glücks, mit dem sie sich den Tag über geschleppt, zusammengesunken, die alten, täglichen Qualen hatten sie überschauert, sie hatte angefangen zu grübeln, sich einzuwühlen in ihr Elend und sich mit häßlichen Vorstellungen seiner Untreue zu plagen.

So hatte es sie an seinen Schreibtisch getrieben; sie lechzte nach Gewißheit, die, sei sie noch so fürchterlich, ihr erträglicher erschien, als diese Marter grausamer Zweifel. — Sie fand nichts! Und wie leicht wäre es gewesen, in seinen Papieren etwas zu finden.

War es argloses Vertrauen auf die Anständigkeit seiner Umgebung, oder die Sicherheit eines reinen Gewissens, an Doktor Burckhardts Schreibtisch war alles unverschlossen und zugänglich. Mit grenzenloser Scham wird sie sich ihres Beginnens plötzlich bewußt, und wie sie auf den durchwühlten Berg gleichgültiger Briefe und Postkarten, Rezepte, Prospekte und medizinischer Broschüren vor sich niederblickt, ergreift sie Zerknirschung, grenzenloses Entsetzen vor ihrer häßlichen Handlungsweise. „Was habe ich gethan, daß ich auch noch schlecht werden muß!“ schluchzt sie auf. „Mein Gott, gieb mir doch Kraft zum Überwinden, laß mich wieder an ihn glauben, ich will es ja — ich will wieder glücklich sein, ich liebe ihn ja!“

Und sie verläßt das Zimmer und eilt an ihres Kindes Bettchen, weil

ſie weiß, daß dort beſſere Gedanken ſie überkommen; und hier angeſichts des ſchlafenden Engels thut ſie den Schwur, ein anderes Leben zu beginnen, nicht freoentlich das Glück, das ihr geblieben, mit Füßen zu treten, ſich dieſem Kinde zu erhalten, und ihm, der ſie jahrelang ſo unbeſchreiblich glücklich gemacht, auf ewig zu vergeben.

Als Doktor Burckhardt um zwölf Uhr in heiterer und angeregter Stimmung heimkam, fand er ſeine Gattin in ihrem reizenden Boudoir, in eine Lektüre vertieft ſich im Schaukelſtuhl wiegend. Wie er ſie dort ſah, das ſeine liebenswürdige Antlitz überhaucht von dem ſanften Schimmer der rot verhangenen Lampe, die zierliche Geſtalt in unbewußter Anmut hingeſtreckt, da überkam ihm ein Gefühl der Rührung und des Glücks, und auf ſie zueilend, nahm er ihr Haupt voll überſtrömender Zärtlichkeit in ſeine Hände und rief: „Das freut mich aber, daß Du noch auf biſt, haſt Du auf mich gewartet, mein Lieb?“ Sie richtete ihre großen, dunklen Augen mit einem langen, ernſten Blick auf ihn und flüſterte dann, ihren Kopf an ſeiner Schulter bergend: „Heinrich, geliebter Mann, ich will wieder glücklich ſein!“

III.

Helene hatte ſeit ihrer Abreiſe nach Baden-Baden keine Nachricht von ſich gegeben und beſtätigte dadurch nur, was Nora von vornherein vermutet hatte. Aus der Zeitung erfuhren Burckhardts, daß Fräulein Helene Frank, „unſere hochbegabte Landsmännin“, nach einem durchſchlagenden Erfolg in Baden-Baden für das rheiniſche Muſikfeſt engagiert worden ſei.

Von Baden-Baden aus hatte die Künſtlerin, die nun bereits auf der Liſte der Berühmtheiten ſtand, eine Tour durch die größeren Badeorte Süddeutſchlands unternommen. Dieſe Tour glich einem Triumphzug, man jubelte ihr zu, man lag ihr zu Füßen, man vergötterte ſie.

Dieſer Liebling der Götter und Menſchen war die Tochter einer armen Beamtenwitwe, die in einem Häuschen in der Vorſtadt eine kleine billige Wohnung inne hatte. Dieſe Stübchen mit den bunten Cretonnevorhängen und den braunen, verſchoſſenen Möbeln, auf deren Lehnen grobgehäkelte Schoner prangten, mit den Photographien und Daguerrotypen aus Frau Franks Jugendzeit an der hellblau tapezierten Wand und den großen Porzellanvaſen auf der Kommode, waren früher der Zielpunkt häufiger Spaziergänge für Nora geweſen, und niemals kam die junge Frau mit leeren Händen zu der in bedrängten Verhältniſſen lebenden Witwe.

Nun waren ſchon Wochen vergangen, ohne daß Nora ihre Schritte dorthin gelenkt hatte. Es that ihr leid, die alte Frau vergebens auf den Korb Spargel warten zu laſſen, der jedes Jahr ſonſt aus dem Burckhardtſchen Garten in ihre Hände gelangt war, oder ſpäter auf den pracht-

vollen Rosenflor und die Fülle köstlichen Obstes; aber es widerstand ihr, irgend welche Beziehungen mit der Familie Frank aufrecht zu erhalten.

Es schien ihr selbst nicht edel, nicht groß gedacht, die Mutter leiden zu lassen für den Frevel der Tochter; doch hier war die Grenze ihrer sonst so schrankenlosen Herzensgüte. Ein wahrer Schauder ergriff sie, wenn sie an die Möglichkeit dachte, die Räume wieder betreten zu müssen, in denen sie dereinst in jugendlich überwallender Mädchenfreundschaft mit der angebeteten Helene die innigsten Gefühle und unschuldig holde Geheimnisse ausgetauscht und hochfliegende Zukunftspläne geschmiedet hatte.

Der Abscheu, worin diese Empfindungen umgeschlagen waren, übertrug sich auf alles, was zu Helene in irgend welcher Beziehung stand und was die Erinnerung an sie wachrief: auf ihre Mutter, auf die Räume, worin sie gelebt, auf die Straße, in der sie wohnte.

Als sich Frau Frank über das Ausbleiben der Frau Doktor Burckhardt eine Zeitlang gewundert hatte, glaubte sie nach Art engherziger und kleingeistiger Naturen, die unerhörten Erfolge ihrer Tochter hätten am Ende doch den Neid der Freundin erregt, und da außerdem Helene, seitdem ihre künstlerischen Erfolge ihr auch materiellen Gewinn brachten, ihre Mutter reichlich mit Geldmitteln versah, so waren die Unterstützungen der Burckhardts jetzt entbehrlich.

Heute hatte Noras vielbeschäftigter Mann in der Gegend, wo Frau Frank wohnte, einen ärztlichen Besuch zu machen, und als er seine Frau fragte, ob sie ihn bei dem herrlichen Wetter nach der Gartenstraße begleiten wolle, sah sie ihn erst mit einer plötzlich aufsteigenden Traurigkeit an, dann aber nickte sie: „freilich geh' ich mit Dir." Eva erhielt die Erlaubnis, die Eltern zu begleiten, worauf sie sich unter höchst aufregender Anspornung zur Eile, weil sonst, so meinte sie, die Eltern ohne sie fortgehen könnten, von ihrer Kindergärtnerin ankleiden ließ. Bald darauf strebten alle drei durch die menschenleeren Straßen den schattigen Anlagen zu. Eva trippelte nebenher, hing sich bald an Mamas, bald an Papas Hand, freute sich über die blühenden Kastanien, über die Blumen auf der Wiese und die gaukelnden Schmetterlinge.

Als sie die Gartenstraße erreicht hatten, und an der Frankschen Wohnung vorüber wollten, kam ihnen aus der Gitterthür, die ein Vorgärtchen abschloß, Helenens Mutter entgegen. Ein freudiges Lächeln erhellte die derben Züge der Frau, als sie die Burckhardts erkannte.

„Herr Doktor, Frau Doktor," rief sie, die Hände zusammenschlagend, das freut mich aber, daß Sie sich wieder mal bei mir sehen lassen, ich habe schon gedacht: was hat nur die Frau Nora, daß man sie weiß Gott gar nicht mehr zu Gesicht bekommt. Deshalb" (mit diesem Wort die ganze

Stufenleiter von Helenens beispielloser Karriere bezeichnend) „ist meine Tochter nicht stolz geworden, das braucht Frau Doktor nicht zu denken, so schnell vergißt man alte Freunde nicht; und die kleine Eva, ein schönes Kind, und so groß geworden! Kennst Du denn die alte Tante Frank noch, mein kleiner Engel?“

Vergebens versuchte Nora ein paarmal, den sprudelnden Redestrom zu unterbrechen und der Alten zu gestehen, daß ihr Weg sie eigentlich nicht zu ihr führe, es war aber nicht möglich; der Schwall ihrer Rede ergoß sich unaufhaltsam weiter. Hatte sie in der letzten Zeit doch förmlich darauf gebrannt, Nora alles erfahren zu lassen, wovon ihr Herz voll war. Nun hatte sie sie zur Stelle, und ihr Mund floß über.

„Und was sagen Sie, gestern hat meine Tochter geschrieben, sie kommt in einigen Tagen zurück, und ich soll alles einpacken, alles bezahlen, was ich etwa schuldig sei — na, Gott sei Dank, Schulden haben wir nie gemacht, das litt schon mein seliger Frank nicht — was die Lene sich eigentlich denkt! — — und soll die Wohnung kündigen, denn denken Sie nur, wir wollen nach Berlin ziehen! hier könne eine Künstlerin nicht leben, die Stadt sei zu engherzig, ja, so schreibt sie, sie habe hier keine Anregung, oder sowas ähnliches. Na, mir soll's recht sein. Helene verdient das Geld, und sie hat zu bestimmen. Hoch hinaus wollte sie ja immer, aber wer hätte denn gedacht, daß sie solche große Künstlerin werden würde!“

Und mit dem Gesichtsausdruck des mütterlichen Stolzes setzte sie hinzu: „In Köln hat sie ja so schön gesungen, daß alles starr gewesen ist, und ein russischer Fürst hat ihr eine Liebeserklärung gemacht!“

Bei diesem Knalleffekt hielt die begeisterte Mutter erschöpft inne und beobachtete gespannt, welchen Eindruck ihre Mitteilungen auf Nora machen würden.

Die Hand der jungen Frau zitterte leise auf dem Arm ihres Mannes; mit zärtlichem Druck zog Burckhardt sie fester an sich. „Ich gratuliere, liebe Frau Frank, besonders zu der fürstlich russischen Liebeserklärung,“ sagte er mit leichter Ironie, „doch wir müssen weiter, ich habe hier nebenan einen Besuch zu machen.“ Damit grüßte er und zog seine Frau, die das Gefühl hatte, Helenens Mutter noch irgend etwas Angenehmes, Freundliches sagen zu müssen, mit sich fort. —

Verblüfft sah die alte Frau ihnen nach, dann mit langsam aufsteigendem Verständnis kombinierte sie so: „Das mit dem schönen Gesang konnte sie noch allenfalls vertragen, aber der Fürst, das war ihr doch zu viel. Sie hat eben nur einen simplen Doktor gekriegt.“ Und in dem erhebenden Gefühl unendlichen Mutterstolzes und der Perspektive einer märchenhaften, zukünftigen Standeserhöhung eilte die kleine Beamtenwitwe in die Stadt, um ihre Vorbereitungen zur Abreise nach Berlin zu treffen.

Nora wandelte mit ihrem Töchterchen vor dem Hauſe, das ihr Mann eben betrat, langſam auf und ab. Von Zeit zu Zeit preßte ſie das kleine warme Kinderhändchen, oder ſie ſchaute mit einem ſtrahlenden Blick und einem tiefen glücklichen Aufatmen in den blauen Himmel. Was war's, das ihr plötzlich die Bruſt ſo weitete, daß ſie hätte aufjubeln mögen, wie einſt in glücklichen Zeiten? Kamen ſie wieder dieſe Zeiten? was ließ ſie denn dies jauchzende Glücksgefühl empfinden? Ihres Mannes faſt humoriſtiſche Ruhe bei der Erinnerung an Helene! Das war es, das bezeugte ihr ja mehr als alle Verſicherungen ſeiner Liebe, daß ſein Herz frei war von dem gefährlichen Zauber, dem er einſt erlegen. Und nun zerfloß auch noch das Schreckensgeſpenſt der Vorſtellung in nichts, mit der ehemaligen Freundin wieder in derſelben Stadt zu leben, ſie überhaupt wiederzuſehen; denn daß Helene ſich noch einmal in ihre Nähe wagen würde, hielt Nora nicht für möglich. Bald würde ſie losgelöſt ſein von jeder Feſſel, die ſie an dieſe Unwürdige band, und im Wiederbeſitz der Liebe des geliebteſten Mannes ſollte ihr dann ein neues, herrliches Lebensglück erblühen.

Aber Nora hatte ſich getäuſcht, Helene wagte es doch! Es war ein paar Tage ſpäter, um die Mittagsſtunde. Der Doktor hatte mit Eva einen Spaziergang unternommen, ſeine Frau lehnte ab, mitzugehen, da ſie lang aufgeſchobene Korreſpondenzen erledigen wollte. Aber kaum war ſie allein, da öffnete ſich die Thüre ihres Boudoirs, und (Fräulein Frank brauchte niemals gemeldet zu werden) hereinrauſchte in einer Atmoſphäre von Ylang-Ylang, Reispuder und Heliotrop, wovon ſie Blüten an der Bruſt trug, die berühmte Künſtlerin Helene Frank in einem fliederfarbenen Foulardkleid mit koloſſalen Puffärmeln und einem hochaufgeſchlagenen eleganten Hut, deſſen violette Federn kokett in das gelockte Stirnhaar nickten. Sie eilte auf Nora zu, die erſchrocken und ſprachlos von dem Sitz vor ihrem Schreibtiſch emporgeſchnellt war, und drückte ihr den Judaskuß auf die erbleichenden Lippen.

„Nun, was ſagſt Du zu dieſer Überraſchung?“ rief ſie lachend. „Höre mal, ich glaube, Du freuſt Dich gar nicht, Deine alte Lena wiederzuſehen? Es war ja abſcheulich, ſo lange nichts von mir hören zu laſſen, aber, mein Gott, Du müßteſt eben eine Künſtlerin ſein, um das zu begreifen.“

Nora war niemals eine Meiſterin im Punkt der Geiſtesgegenwart geweſen, nach Helenens Begrüßung fehlte es ihr aber gänzlich daran, ſo daß ſie ſprachlos die glänzende Erſcheinung anſtarrte und vergebens nach Worten rang.

„Helene — Du — ich wußte nicht —“ dazu ein jähes Wechſeln der Farbe und ein nervöſes Zittern der Mundwinkel, das ihr jede Faſſung gänzlich benahm.

Helene warf ſich in einen Seſſel. „Aber ſage mir, liebe Nora, was fehlt Dir? Du machſt ja das reine Leichenbittergeſicht! Was haſt Du? So kenne ich Dich ja gar nicht! Biſt Du krank?“ Sie ſprang wieder auf, faßte die junge Frau an beiden Schultern und betrachtete ſie von oben bis unten; dann ihr mit einer Protektorgeberde das Kinn emporhebend und ernſter werdend: „Haſt Du Kummer gehabt, armer Keri? das ſollte mir leid thun — aber nun laß Dir meine Erlebniſſe erzählen, das heitert Dich auf, ich ſchwöre es Dir!“ Sie lachte ausgelaſſen, leichtſinnig auf, und zog Nora mit ſich auf das Sofa.

„Ja, erzähle mir,“ ſagte die junge Frau, die langſam ihre Selbſtbeherrſchung wiederfand. „Du irrſt Dich übrigens, Helene, wenn Du denkſt, daß ich Kummer habe, ich war nur ſo überraſcht.“

„Nun, um ſo beſſer,“ fiel ihr die Künſtlerin ins Wort, und begann dann von ihrem intereſſanten und ereignisreichen Leben zu erzählen. Nora hörte nur zerſtreut zu und grübelte fortwährend über die Möglichkeit nach, wie ſie der ihr an Sicherheit ſo ſehr überlegenen einſtmaligen Freundin klar machen ſollte, daß von einem ferneren Verkehr zwiſchen ihnen keine Rede mehr ſein könne.

„Wenn Du mich in Köln gehört hätteſt — na, Du es war beiſpiellos, meinen Erfolg meine ich, beſonders mit Deinem Liebliingslied: Vergeſſen, ach, vergeſſen ſein. Wie mir die Menge zujubelte; ich mußte das Lied wiederholen.“

„Ja, das glaube ich, es war ja immer Deine Glanznummer.“

„Und die Männer, nein Nora, die Männer!“ Helene betrachtete kokett lächelnd die Fingerſpitzen ihrer tadelloſen, ſilbergrauen Handſchuhe, dann warf ſie den Kopf in den Nacken und rief übermütig: „Sie ſind alleſamt toll, verrückt!“

Selbſt in dem Herzen der neidloſeſten Frau wird ſich ein Gefühl des Ärgers regen, hört ſie eine ihrer Schweſtern ſich mit den Erfolgen bei den Männern brüſten, und ſo konnte auch Nora ſich nicht enthalten, mit einem Anflug echt weiblicher Bosheit der Sängerin zu erwidern: „Ich weiß, ein ruſſiſcher Fürſt hat Dir eine Liebeserklärung gemacht!“

„Ah bah — das hat Dir meine Mutter erzählt, der imponiert ſo etwas natürlich, ich ſchrieb es ihr, um ihr eine kleine Freude zu machen, aber wenn ich Dir erzählen wollte“ — Helene ſprang auf: „Höre, Nora, Du biſt heut geradezu ſtumpfſinnig — ich gehe und komme wieder, wenn Du beſſerer Laune biſt; übrigens weißt Du doch, daß wir heute abend um ſechs Uhr nach Berlin reiſen, um dieſem elenden Neſt für immer den Rücken zu kehren?“

Das elende Neſt war Helenens Lieblingsausdruck, ſie hatte ihre Heimat-

ſtadt, in der ihr niemals Böſes widerfahren war, von früh auf mit dieſem Epitheton beehrt.

Jetzt iſt in Nora der Entſchluß gereift. Sie faßt ſich ein Herz, und mit einer ſtarken Anſtrengung das Zittern in ihrer Stimme beherrſchend, ſagt ſie: „Ich weiß es, doch es verſchlägt mir nichts mehr, ich hätte Dich auch ſonſt bitten müſſen, unſer Haus nie wieder zu betreten.“

Die kluge Helene hatte längſt begriffen. Daß indes Nora, die gutherzige zaghafte Nora, die ſich immer von der ſchönen Freundin hatte beherrſchen laſſen, ihr das bieten würde, das begriff ſie nicht, ihr, der gefeierten, vergötterten Künſtlerin, unerhört! Doch es gehörte zu Helenens vornehmſten Prinzipien, ſich nie verblüffen zu laſſen, außerdem vertraute ſie ihrem guten Stern; es würde ihr ſchon gelingen, ſich irgendwie aus der Affaire zu ziehen, nur die Haltung bewahren, das war jetzt die Hauptſache.

Sie machte ein unſäglich erſtauntes Geſicht und fragte:

„Euer Haus nicht wieder betreten, was heißt das, was meinſt Du damit?“

„Ich meine,“ antwortete Nora bebend, „daß mein Haus derjenigen verſchloſſen iſt, die — die“ — ſie kommt nicht weiter, ſie rang vergebens dem frivolen Lächeln Helenens gegenüber nach Worten, dann faſſungslos brach ſie aus: „Das war Deine Freundſchaft, daß Du meinen Mann in Deine Netze lockteſt und —“

„Nora, hör auf!“ — Helene ſagte es lächelnd, überlegen, ganz ruhig, und kehrte noch einmal in die Mitte des Zimmers zurück. „Du biſt nicht recht klug, was heißt das: ich habe Deinen Mann in meine Netze gelockt? Kann ich dafür, wenn er mir den Hof macht? Weißt Du, wenn ich mir um jeden Ehemann, der mir ſchon zu Füßen gelegen hat, Skrupel machen ſollte —“

Ein Ausdruck, der bei dieſen Worten in Noras Augen erſchien und ſie verdunkelte, machte die Sprecherin innehalten; ſie war nicht ohne Gutherzigkeit, und getrieben von einer beſſeren Regung fuhr ſie fort: „Nora, Du bleibſt auch ewig ein Kind, wenn Du Welterfahrung hätteſt, würdeſt Du die Sache nicht ſo tragiſch nehmen. — Alſo adieu, wenn es doch zwiſchen uns aus ſein ſoll!“ — Sie rauſchte aus der Thüre, dann wandte ſie noch einmal den Kopf und rief über die Schulter: „Heute abend kannſt Du ſchon ruhig ſchlafen, da bin ich über alle Berge, Gott ſei Lob und Dank!“

— — — —

Nora iſt allein. Sie ſteht wie betäubt, ſie hat nur das Gefühl einer gänzlichen Niederlage. So alſo müſſen die Weiber beſchaffen ſein, denen alle Männer zu Füßen liegen!

Dann ſchreckt ſie auf. Gott im Himmel, wenn Heinrich ihr jetzt begegnete, er wäre verloren, ſie ſelbſt wäre verloren!

Sie fliegt ans Fenſter, reißt es auf, ob ſie ihn kommen ſieht — nein! an der Biegung der Straße nur noch ein violetter Schimmer, der um die Ecke verſchwindet. Gott, mein Gott, verhüte es, murmelt ſie, ſchlägt die Hände vors Geſicht, und alle Qualen der verfloſſenen Zeit, alles, was ſie überwunden zu haben glaubt, ſtürmt mit neuer Gewalt auf ſie ein. Da hört ſie Schritte.

„Mama, Mama, wir haben die Tante Helene geſehen!“ ſo ſtürmt die kleine Eva ins Zimmer, in der Mutter Arme.

„Und — und — habt ihr ſie geſprochen?“ bebt es von den Lippen der Geängſtigten.

„Nein, ich wollte ihr guten Tag ſagen, aber da meinte der Papa, es wäre Eſſenszeit und Du würdeſt warten, und wir wollten ſehr ſchnell nach Hauſe marſchieren. Ach, Mama, ich habe aber auch einen ſchrecklichen Hunger!“

Nora preßte ihr Töchterchen mit einem Jubellaut an ſich! — — —

Doktor Burckhardt trat, vom Spaziergang heimgekehrt, in ſein Arbeitszimmer, ehe er ſeine Frau begrüßte. Er mußte ſich ſammeln. Er hatte Helene geſehen, und jene ſchwüle Unruhe, die ihn ſchon ehedem in ihrer Nähe ergriffen hatte, bemächtigte ſich ſeiner. In einer verkehrsreichen Straße war ſie ihm plötzlich erſchienen. Er ſah ſie auf dem gegenüberliegenden Trottoir daherkommen, ſelbſt unbemerkt von ihren ſtolzen Blicken, womit ſie die ihr nachgaffende Menge ſtreifte, ſiegesbewußt und hochmütig zugleich. Und dieſer wiegende, ſtolze Gang, dieſer göttliche Wuchs! — Sein Fuß hatte gezuckt, ſich zu wenden, ihr nachzueilen, ſie zu erinnern an jene ſüße, unſelige Stunde — ob ſie noch daran dachte? — — Aber dann hatte ſeine edlere Natur die momentane Schwäche überwunden, und er war, die Rechte ſeines Töchterchens krampfhaft preſſend, im Sturmſchritt nach Haus geeilt.

Jetzt ſchritt er ruhelos im Zimmer auf und ab. Ob ſie noch daran dachte? Dann ſchämte er ſich wiederum dieſes Gedankens, und ſuchte ihn abzuſchütteln durch die Erinnerung an das, was er ſeinem Weibe geſchworen.

Doch die Erregung, in die der Anblick der verführeriſchen Geſtalt ihn verſetzt hatte, wich nicht ſo leicht von ihm, ob er auch verzweifelte Anſtrengungen machte, ſeiner erregten Sinne Herr zu werden. —

Bei Tiſch heuchelte er die harmloſeſte Heiterkeit, ſcherzte mit Eva und befleißigte ſich der liebevollſten Rückſicht gegen ſeine Frau, die heute ſo beſonders ſanfte, gütige Augen hatte.

Nach Tiſch verſuchte er wie immer, bei der Zeitungslektüre einen kurzen Mittagſchlummer zu halten, vergebens — nach fünf Minuten ſprang er wieder auf, von Vorſtellungen geplagt, die ſein Blut in unruhige Wallung brachten. Dann nahm er eine wiſſenſchaftliche Arbeit vor. Seit Monaten

hatte sie brach gelegen, jetzt las er den letzten Abschnitt durch und knüpfte bei der abgebrochenen Stelle wieder an; aber was er schrieb, trug den Stempel der Zerstreutheit, so daß er selber lächelte, als er durchlas, was er zustande gebracht hatte. Er schob das Manuskript ungeduldig in eine Ecke seines Schreibpults und begann von neuem eine ruhelose Wanderung durchs Zimmer. Ob sie noch daran dachte? Schon wieder dieselbe unselige Richtung seiner Gedanken, dieselbe Erregung seiner Phantasie; schon wieder die Vorstellung dieses berückenden Antlitzes, dieser stolzen, herrlichen Glieder!

Er war froh, als seine Sprechstunde begann, und leidende Menschen seines Rates, seiner Hilfe bedurften. Da wich nach und nach die Spannung von seinen Nerven, und mit besonderer Geduld hörte er heute die oft so weitschweifigen Krankenberichte seiner Patienten an und bemühte sich, seiner mit Recht gerühmten Samariterart noch einen besonderen Nachdruck durch größere Milde und freundlicheres Entgegenkommen zu verleihen.

Um fünf Uhr nachmittags rüstete er sich zu seinem täglichen Ausgang, um Krankenbesuche zu machen. Er hatte sich in seiner Sprechstunde verspätet und nahm daher nur flüchtig von Frau und Kind Abschied. Er merkte es nicht, wie Nora ihm aus dem offenen Fenster die Straße herab nachblickte mit glücklich strahlenden Augen, deren Glanz verstärkt schien, seit sie durch Evas Botschaft vernommen, wie ihr Gatte männlich und mutvoll der ihm drohenden Gefahr getrotzt hatte. Sie wußte es jetzt, und heute sicherer denn je, seine Liebe gehörte nun und alle Zeit ihr, nur ihr allein! Sie blickte in den sonnigen Augustnachmittag hinaus, und als sie daran dachte, daß Helene in einer halben Stunde ihrem und ihres Mannes Gesichtskreis entrückt sein würde, kam ein tiefer Seelenfrieden und eine stillselige Glücksempfindung über sie.

Doktor Burckhardt hatte es heute eilig und kürzte seine Krankenbesuche auf ein Minimum von Zeit ab. Seine Patienten, die seiner als eines Freundes und Tröfters auf ihrem Schmerzenslager zu harren pflegten, wurden diesmal arg enttäuscht. Er setzte sich nicht wie sonst an dieses oder jenes Bett, und nahm nicht wie sonst tröstend und zusprechend die heiße Hand des Fiebernden in seine Rechte. Stehenden Fußes, in nervöser Hast erteilte er seine Verordnungen, stürzte die Treppe hinunter und hatte endlich das, was er sonst mit der Freudigkeit eines liebevoll erfüllten Berufs verrichtete, wie eine peinliche Arbeit abgethan. Er erschien sich selbst wie ein Fiebernder, als er den Weg nach der Gartenstraße einschlug. Dort wohnte die Patientin, zu der ihn Nora vor acht Tagen etwa begleitet, und bei der er als einer völlig Genesenen seine Besuche eingestellt hatte. Es däuchte ihm doch notwendig, sich noch einmal nach ihr umzusehen, dabei

ſchämte er ſich der Täuſchung, in die er ſich ſelbſt hineinlog, und mit der er ſeine wahren Impulſe verhüllte. Ein paarmal auf dieſem Wege ſchöpfte er tief Atem, als wenn er ſich dadurch zur Ruhe zwingen könne; denn ſeine Sinne befanden ſich in einem beiſpielloſen Aufruhr, ſeine Stirn glühte, er nahm den Hut hin und wieder ab, um ſeine pochenden Schläfe von der weichen dämmrigen Luft kühlen zu laſſen. — Nun ging er an der Wohnung der Witwe Frank vorbei, die Fenſter waren geöffnet. Ob Helene zu Haus iſt? Er wußte von ihrer heute geplanten Abreiſe nichts. Er blieb ſtehen, und ſein ſcharfes Auge verſuchte, durch die Vorhänge hindurch, ein Antlitz zu erſpähen, ein Antlitz, nach deſſen Anblick er ſchmachtete, lechzte — doch er riß ſich los, noch einmal verſuchte er, ſtark zu ſein — eilte vorüber, in das benachbarte Haus, zu ſeiner Patientin. Sie war ausgegangen.

Als er wieder auf die Straße hinaus trat, tönte leiſer Geſang aus dem jetzt geöffneten Fenſter der Frankſchen Wohnung; abgeriſſene Töne, nur eine Solſeggienfigur, von einem Klavierakkord begleitet — und dann — wie Orgelton und Glockenklang — mit mächtiger Tonfülle der herrlichen Stimme das Schumannſche Waldesgeſpräch:

Es iſt ſchon ſpät, es iſt ſchon kalt,
Was reit'ſt Du ſo einſam durch den Wald?

Wie feſtgewurzelt, von einem Zauberbann gefeſſelt, blieb der Mann dort unten ſtehn — ſein Denken war plötzlich ausgelöſcht, ſeine Sinne nahmen nichts anderes wahr, als dieſe hinreißende Götterſtimme, die mit dämoniſcher Gewalt alle ſeine Vorſätze, gut, ſtark und treu zu ſein, vernichtete.

Gott ſteh mir bei,
Es iſt die Hexe Lorelei!

Ein Schauer rieſelte ihm kalt den Rücken herab. Wußte denn das lockende Zauberweib dort oben, daß hier unten ein armer Sterblicher wie in einem Taumel umherirrte, einer von denen, die die ſchöne Hexe Lorelei langſam in ſüße verführeriſche Träume ſingt, um ihn dann mit grauſamer Sicherheit in die ewige Verdammnis hinabzureißen!

Es iſt ſchon ſpät, es iſt ſchon kalt,
Kommſt nimmermehr aus dieſem Wald!

„Nein, nimmermehr!“ ſtöhnte er auf, in Qual und Wonne zugleich, und im nächſten Augenblick ſtürzte er die Treppe hinauf.

Auf dem halbdunklen Flur öffnete ſich eine Thüre; Helene erſchien darin; ſie ſtutzte, als ſie den Mann erblickte, kniff mit halbem Erkennen die Augen ein wenig zuſammen und ſagte dann leiſe und zögernd:

„Sie, Herr Doktor? ich irrte mich nicht? Sie haben mir schon unten zugehört?“ Sie ließ ihn, wie ganz selbstverständlich ins Zimmer treten, zog die Thüre hinter sich zu und fuhr fort: „Eine innere Stimme sagte es mir, daß ich nicht nur meinen vier Wänden etwas vorsang.“

Dann schüttelte sie ihm kameradschaftlich die Hand, auf die er sich niederbeugte. Er murmelte etwas Unverständliches; das Sprechen wurde ihm schwer, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, desto wohlthuender empfand er es, daß sie so harmlos plauderte. —

„Seien Sie herzlich willkommen in dieser schrecklichen Ungemütlichkeit, sagte sie, aber Sie wissen, die bevorstehende Abreise; wir ziehen morgen in die weite Welt. Die Mutter ist mit ihren Vorbereitungen nicht fertig geworden, sie muß natürlich noch bei ihren sämtlichen Freundinnen, Kränzchen- und Kaffeeschwestern den ganzen Abend Besuche machen und ist schon seit Mittag unterwegs. — Nun seien Sie aber nett und nehmen Sie Platz — so, in diesem hocheleganten Lehnstuhl. Diese ganze großartige Einrichtung wird nämlich nicht nach Berlin mitgenommen, sie ist verkauft.“ —

„Warum gehen Sie so plötzlich fort, Helene?“ fragte er, indem er nahe an sie herantrat, und seine Augen in die ihren senkte.

„Warum? ach fragen Sie mich jetzt nicht darnach.“ Sie blickte einen Augenblick wie träumerisch ins Weite, dann warf sie den Kopf zurück: „Es muß sein. — Nun setzen Sie sich aber endlich.“ Sie rollte mit einer schnellen Bewegung ihres geschmeidigen Körpers den Fauteuil mit dem fadenscheinigen Überzug an ihn heran. Und nun werde ich Ihnen etwas vorsingen; soll ich Licht machen, oder wirkt die Musik besser auf Sie im Zwielicht?“

Er setzte sich und starrte ihr unverwandt nach, wie sie sich allerlei im Zimmer zu schaffen machte. War ihre Gestalt wirklich noch schöner, noch üppiger, noch stolzer geworden, oder schien es ihm nur so?

„Machen Sie kein Licht,“ antwortete er auf ihre Frage, „die Dämmerung hat etwas Beruhigendes.“ Es war nur so hingesprochen, ohne Überlegung und Nachdenken; denn die Abendschatten, die sich langsam, müde, süß erschlaffend über alle Gegenstände des Zimmers breiteten, beruhigten ihn durchaus nicht.

Helene setzte sich ans Klavier und begann die Melodie eines französischen Volksliedes zu trällern. Nach der ersten Strophe wandte sie sich zu ihm: „Nun, wie gefällt Ihnen das?“ Dann sprang sie wieder auf und schloß das offene Fenster, und während sie den Riegel vorschob, flüsterte sie leise zu ihm hin: „Es soll mir niemand da unten zuhören, ich will nur für Sie singen, für Sie allein!“

Als sie wieder an ihm vorbeiging, haschte er nach ihrer Hand und drückte sie wiederholt stumm an die Lippen. Dann, Heliotropblüten an ihrer Brust

bemerkend, bat er: „Nehmen Sie die Blüten fort, Helene, der Duft macht mich nervös.“

Sie blickte erſtaunt an ſich hernieder. „Mein Himmel, habe ich die noch immer an mir? ſie ſind ja ſchon ganz welk.“ Sie neſtelte an den Falten ihres Kleides herum, aber das verdorrte Sträußchen wollte ſich nicht löſen. „Nehmen Sie es ſelbſt fort,“ flüſterte ſie lächelnd und beugte ſich zu ihm herab. Mit zitternder Hand griff er darnach — in der nächſten Sekunde zog er ſie auf ſeine Knie nieder und preßte ſie mit wilder Leidenſchaft an ſeine Bruſt! — —

Eine Stunde ſpäter wankt ein gebrochener Mann durch dunkle, menſchenleere Straßen. Erbärmlicher Schwächling! Das iſt alles, was er zu denken vermag. — Was nun? —

— — — —

Nora hielt, was ſie ſich an jenem Abend am Bette ihres Kindes gelobt: ein anderes, neues Leben zu beginnen, ihr Glück feſtzuhalten mit ſtarker Hand, und wieder glücklich zu ſein an der Seite des Mannes, der liebevoller denn je ihr den Lebensweg ebnete, ſie mit rührender Sorgfalt umgab und nur ihr und ihrem Kinde ſein Leben weihte — Immer mehr und mehr verflüchtigten ſich die Schatten, die einſt ihr Daſein zu verdunkeln gedroht hatten, und die Sonne ſeligen Vertrauens und hingebender Liebe leuchtete wieder in ihrem Herzen. Sie hatte vergeben und vergeſſen!

IV.

Auf dem Kirchhof an einem Grabhügel, der mit Epheu überwuchert iſt und den Cypreſſen und Lebensbäume wehmütig beſchatten, ſteht ein Mann. Er hat ſoeben mit einem Kranz weißer Roſen das ſchwarze Marmorkreuz geſchmückt, worauf mit Goldbuchſtaben zu leſen ſteht: Nora Burckhardt, darunter das Bibelwort: Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich Dir die Krone des Lebens geben. — Heute iſt ihr Sterbetag. Zehn Jahre ſind verfloſſen, ſeit ſie ihre Lieben auf ewig verlaſſen, ſeit ein ſchuldloſes Menſchenleben mitten in der Daſeinsfreude verlöſchen mußte.

Doktor Burckhardt läßt ſich auf dem Sitz nieder, der vor der peinlich gepflegten Grabſtätte angebracht iſt. Er hat ſtark gealtert, und ein paar ſcharfe Falten verborgenen ſtillen Grames haben ſich in ſein einſt ſo ſonniges Antlitz gegraben. Doch ſeine Augen leuchten noch immer mit jugendlichem Glanz, trotzdem er bereits an der Schwelle der Fünfzig angelangt. Seine Gedanken, nur der Erinnerung an Nora gewidmet, ſchweifen zurück zu jenen glücklicheren Zeiten, da ihr ſanfter Hauch ihn umwehte, und ihre rührende Geſtalt noch auf Erden wandelte. Ihr Bild umſchwebt ihn wie

das einer Heiligen, und wie einer Heiligen gedenkt er ihrer, von deren Tugend, Sanftmut und Liebe er sich entsündigt gefühlt hat, seit ihrer Sterbestunde.

„Dank Dir, daß Du mich so glücklich gemacht hast!“ so hatten ihre letzten Worte gelautet.

Liebe und Selbstverleugnung war ihr Leben gewesen, bis zu ihrem Tode. — Kaum hatte sie durch die unermüdlichste Pflege ihre Tochter Eva der Diphtherie entrissen, als sie selbst der mörderischen Krankheit zum Opfer fiel. Noch jetzt nach zehn Jahren ergriff Heinrich Burckhardt eine tiefe Rührung, wenn er sich die furchtbare Scheidestunde vergegenwärtigte, in der sie nur an ihn und seinen Frieden gedacht, ihn an den Trost gemahnt hatte, den er nun in Eva finden müßte. — Und er hatte ihn in ihr gefunden. — Was wäre auch aus ihm geworden, wenn er das Kind nicht gehabt hätte! Täglich dankte er Gott für das Kind, das er noch immer mit diesem Liebeswort benannte, trotzdem es bereits eine junge Frau von zwanzig Jahren war.

Das Kind war bei dem Tode der Mutter zehn Jahre alt gewesen. Frühreif und über ihre Jahre intelligent, hatte Eva schon genug Verständnis, um zu empfinden, was ihr entrissen wurde. Der lindernde Einfluß der Zeit, der besonders Kinder so schnell vergessen lehrt, kam ihr aber nicht zu statten; denn der Vater wurde nicht müde, ihr die Schwere des unersetzlichen Verlusts immer wieder nahe zu legen, die Trauer, den Schmerz um die Dahingeschiedene immer wach zu halten, und so hatte sich Eva durch die Einwirkung dieser wehmütigen Schatten zu einer völlig anderen entwickelt, als man es von dem lebhaften kleinen Wirbelwind mit dem zerzausten Lockenkopf erwartet hatte, zu einem ernsten, stolzen, scheinbar kühlen jungen Mädchen, aber mit heißer verborgener Glut des Empfindens im innersten Herzen.

Und wie schön sie war! Über Doktor Burckhardts Züge glitt ein stolzes Lächeln, wenn er der hinreißenden Schönheit seiner Tochter gedachte. Wäre sie nur weniger schön gewesen, dann hätte sie ihm noch länger angehört, jetzt (seinem Schwiegersohn gegenüber kann er sich niemals eifersüchtiger Regungen erwehren), seit ihrer Verheiratung hat er unaussprechlich viel verloren.

Denn was war ihm diese Tochter von dem ersten himmlischen Augenblick ihres Daseins an? was war sie ihm nach dem Tode seines Weibes? Trost, Stütze, Wonne und Glückseligkeit!

Nur für diese Tochter hatte er weiterleben mögen, hatte er gedacht, gearbeitet, denkt und arbeitet er noch. Jeden leisesten Wunsch hatte er ihr zu erfüllen getrachtet, darnach trachtet er noch, und nichts, meinte er, sollte für

das Kind unerreichbar sein. Daß er ihrem Stolz dadurch neue Nahrung verlieh und sie zu dem gefährlichen Glauben erzog, ihr könne und dürfe im Leben nichts fehlschlagen, das achtete seine blinde Vaterliebe nicht.

Bei dieser Erziehung leitete ihn nur ein Instinkt: seinem Kinde zu geben, was er seinem Weibe entzogen hatte: ein Übermaß von Liebe, das keine Grenzen kannte, und das allein imstande war, ihn, den Treulosen, Wortbrüchigen, der völligen Vergebung, mit der seine holde Nora von ihm gegangen war, wert zu machen.

Und Evas starke, edle Natur vergalt diese väterliche Liebe durch rührende Hingebung, durch ein völliges Einssein mit ihrem Vater — bis jener Mann in ihren Gesichtskreis trat, der sie, ein erbarmungsloser Eroberer, von dem Herzen reißen sollte, dessen Liebe nicht übertroffen werden konnte. Kein Mensch ahnte es, wie unaussprechlich Heinrich Burckhardt gelitten, als das stolze Mädchen ihrem Vater und zugleich vertrautesten Freund erglühend um den Hals gefallen war und ihm ins Ohr geflüstert hatte, er, der Herrlichste von allen, der gefeierte Künstler, der berühmte Maler, dessen Bilder so ungeheures Aufsehen in der Kunstwelt erregten, habe um ihre Liebe geworben!

Die Kapazitäten der Universitätsstadt, in der Burckhardts lebten, hatten eine Ausstellung der merkwürdigen, in einer etwas übertriebenen Pleinairmanier gemalten Bilder des Malers Günter Roland veranstaltet. Der Künstler war selbst gekommen, um die Aufstellung und Beleuchtung seiner Werke zu überwachen. Dann am Eröffnungstag, als er sich unerkannt in den Ausstellungsräumen aufhielt, hatte er Eva Burckhardt gesehen.

Diese siegende Schönheit mit der junonischen Gestalt und dem Marmorantlitz einer griechischen Göttin hatte seine impulsive, schnell auflodernde Künstlerseele zu hellen Flammen entfacht. Als er sie vor einem seiner Gemälde, das in der Nähe wie eine abscheulich bekleckte Malerpalette aussah, in der Ferne aber durch technisch vollendete Perspektive und koloristische Effekte erstaunlich wirkte, ein paarmal in augenscheinlicher Bewunderung versunken fand, drängte er sich in ihre Nähe und wagte es mit der Kühnheit des von Frauen verwöhnten, berühmten Mannes, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Im Anfang über diese Keckheit einigermaßen entrüstet, verzieh sie doch und war liebenswürdig, als er sich als Schöpfer dieser Kunstwerke vorstellte. Am nächsten Tage machte er im Burckhardtschen Hause Besuch, in einer Woche waren Eva und Günter Roland ein glückliches, zärtliches Brautpaar, in sechs Wochen Mann und Frau.

Ach, sie ahnten in ihrem selbstsüchtigen Glücks- und Liebestaumel nicht die Leiden des armen, gequälten Vaterherzens, die sich zur Unerträglichkeit steigerten, wenn Heinrich Burkhardt oft unfreiwilliger Zeuge der glühenden

Umarmungen ſein mußte, mit denen der junge, feurige Künſtler das ſchöne Weib umſtrickte. Eine Art Haß, deſſen er vergebens Herr zu werden ſtrebte, erfüllte ihn ſeinem Schwiegerſohn gegenüber; er ſchalt ſich ſelber thöricht und ſagte ſich, daß er mit dieſen unmotivierten Gefühlen ſich viel beſſer zur Schwiegermutter geeignet hätte; doch es gelang ihm nicht, dieſe Empfindungen zu unterdrücken.

Als ſich das junge Paar verheiratete, machte er es ihnen zur Bedingung, daß ſie bei ihm wohnen ſollten, und da ſeit dem Tode Noras viele Räume der geſchmackvollen Burckhardtſchen Villa verödet ſtanden, ſo nahm der junge Maler das Anerbieten ſeines Schwiegervaters an, mit ſeiner Frau das alte Heimathaus der Burckhardts zu beziehen, das ſeinen Kindern, wie der Doktor ſagte, ja doch dereinſt als Erbe zufallen würde. Im Frühjahr wohnten ſie nun in der zwar kleinen, aber landſchaftlich intereſſanten Provinzialſtadt, deren Umgebung Günter viel Anregung für ſeine Studien bot, im Winter in München und im Hochſommer in irgend einem maleriſchen Gebirgswinkel.

Doktor Burckhardt hatte in den letzten Jahren ſeine ärztliche Thätigkeit faſt ganz aufgegeben und ſich hauptſächlich wiſſenſchaftlichen Arbeiten gewidmet. So konnte er, da er ein unabhängiges Leben führte, ſeine Kinder auf ihren Reiſen begleiten. Beide wußten, daß des Vaters Lebensglück davon abhing, und da ſie beide dem ſchöngeiſtigen, herzensguten Mann in inniger Liebe zugethan waren, ſo empfanden ſie ſeine Gegenwart ſtets nur als Annehmlichkeit.

Wie ſehr Dr. Burckhard unter der Trennung von ſeinem Kinde litt, das hatte er bis zur Unerträglichkeit empfunden, als das neuvermählte Paar ſeine Hochzeitsreiſe machte. Schlechterdings konnte er ſeine Tochter dabei nicht begleiten, und ſo flüchtete er mit ſeinen Qualen an die Nordſee, wo er in der grandioſen Einſamkeit des flutenden und ebbenden Meeres, in der ſchwermütigen Scenerie des Strandes die richtige Tonart für ſeinen Gemütszuſtand zu finden glaubte. Einige Zeit hatte er es ausgehalten, gänzlich abgeſchloſſen von jeglicher Geſelligkeit, in der Natur, der Tröſterin aller Unglücklichen, Genuß und Genüge zu finden.

Da eines Tages war ihm am Strand eine Frau begegnet; es war Helene Frank; ſehr gealtert, ſehr geſchminkt und mit jenem Raffinement gekleidet, das verblühte Schönheiten erfinden, um ſich mit einer trügeriſchen Jugend zu ſchmücken. Sie ging an der Seite eines Mannes, deſſen greiſes Wüſtlingsgeſicht ſich vergebens hinter allerlei Toilettenlügen zu verbergen ſtrebte. Seit Jahren nannte man den Namen der Sängerin in Verbindung mit einem in der Lebewelt berüchtigten Ariſtokraten. Sie hatte ihn erkannt, war auf ihn zugeſtürzt und hatte ihn mit jener Unverfrorenheit begrüßt, die ſtets

eine Signatur ihres Naturells geweſen war; ſein Herz war aber kalt geblieben wie Eis. Der Dämon, der ihm jahrelang die Ruhe ſeines Herzens und ſeines Gewiſſens geraubt hatte, war längſt aus ſeinem Leben entwichen, und alle Glut, die einſt für dieſes Weib bis zur Sünde in ſeinem Innern gelodert, war zu toter Aſche zuſammengeſunken.

Am nächſten Morgen war er abgereiſt, zurück in ſeine Heimat, wo er mit täglich ſich ſteigernder fieberhafter Ungeduld die Rückkehr des Kindes erſehnte. Wie es ihr ergehen möchte, ob Günter ein Bewußtſein deſſen hätte, was der Vater ihm mit ſeinem Kleinod anvertraut, ob er ſie auf Händen trage, ob er ſie ſo glücklich mache, wie ſein Kind, ſeine Eva glücklich gemacht werden mußte? Die allerdings täglich einlaufenden Poſtkarten oder Briefe waren nur ein armſeliger Troſt.

Und endlich kam ſie zurück an der Seite ihres angebeteten Gatten, ein glückliches ſtrahlendes Weib, und wenn auch vieles verändert war in dem einſtigen, unvergleichlich ſchönen Verhältnis zwiſchen Vater und Tochter, ſo hatte er ſie doch um ſich, ſah ſie täglich, konnte ſich, ſeine egoiſtiſchen Regungen heldenmütig bekämpfend, an ihrem himmeljauchzenden Glück erfreuen und über des Kindes Leben und Geſundheit wachen.

— — — —

Vor einigen Tagen waren nun alle drei von einem längeren Aufenthalt in München, wo Rolands Bilder wieder, wie überall, einen Sturm von Meinungsverſchiedenheiten in Preſſe und Künſtlerkreiſen hervorgerufen hatten, zurückgekehrt, um den Sterbetag der Mutter hier zu begehen und dann ſich in der heimatlichen Villa von den Zerſtreuungen der Großſtadt zu erholen. — — —

Doktor Burckhardt erhob ſich von dem Ruheplätzchen am Grabe ſeiner Frau, entfernte noch einige welke Blätter von dem grünen Geranke des Epheuteppichs und ſtrich mit liebkoſender Hand über den Hügel, worunter ſo viel edles, gutes, treues ruhte. Dann ſchaute er ſpähenden Blickes die Ulmenallee hinauf, von wo ſich ein junges Menſchenpaar der Grabſtätte näherte.

Die Dame, in ſchwarzer eleganter Trauertoilette, die die Marmorbläſſe ihrer wunderbar edlen Züge auffallend hervortreten ließ, eilte mit entſchuldigenden Worten, daß es etwas ſpäter als verabredet geworden ſei, auf ihren Vater zu. Wie immer, wenn er ſeine Tochter eine Zeitlang nicht geſehen hatte, warf er einen prüfenden Blick auf ſie, ob ſie geſund, ob ſie glücklich ſei, und wie immer verſtand ſie dieſen Blick, und ihre von tiefdunkeln Wimpern umſchatteten blauen Augen erwiderten ihn ſtumm, als wolle ſie ſagen: Du kannſt beruhigt ſein, es iſt alles gut!

Dann wandte ſie ſich dem Grabe zu, während ihr Mann ſeinen Schwiegervater begrüßte.

Rolands kühne unregelmäßige Züge mit dem ſtark-ſinnlichen Ausdruck um Mund und Naſe, dem unruhigen verzehrenden Feuer in den leuchtenden Blicken bildeten den kraſſeſten Gegenſatz zu der harmoniſchen Erſcheinung ſeiner Frau; aber dies markige Antlitz, das man faſt unſchön nennen konnte, trug ſo recht den Typus deſſen, was dem weiblichen Herzen gefährlicher wird als tadelloſe Männerſchönheit. Mit unverkennbarer Ungeduld wartete er, bis ſeine Frau ihre Andacht vollendet hatte, und da auch ſein Schwiegervater ſich wieder dem Grabe zuwandte, ging er mit auf dem Rücken zuſammengelegten Händen zwiſchen den benachbarten Grabſtätten umher und betrachtete die roh, aber oft nicht ohne Talent gefertigten Marmorfiguren, die hie und da das ſchwermütig tiefe Grün des Friedhofs unterbrachen.

Scheinbar ganz vertieft in eine ziemlich mangelhafte Kopie des Thorwaldſenſchen ſegnenden Chriſtus ſchien er die Schritte der ſich Nahenden zu überhören. Erſt als ſein Schwiegervater ihn anredete, wandte er ſich um.

„Unſer Grab hat wohl kein Intereſſe für Dich?“ fragte der Doktor, den längſt ein verbiſſener Groll quälte, daß ſein Schwiegerſohn ſich nicht an ihrer Andacht beteiligt hatte.

Ein unverhohlenes Entſetzen malte ſich auf des Künſtlers Zügen, dann ſagte er kopfſchüttelnd: „Allen Reſpekt vor Eurer fabelhaften Familienpietät, aber was Ihr auch alles von einem nun zufällig zu Euch Gehörigen verlangt! ich habe ja abſolut nichts dagegen, wenn ich heute Luſt für Euch bin, und Ihr nur Euren Erinnerungen lebt, aber von mir könnt Ihr doch nicht das Gleiche verlangen.“

„Nun ich dächte doch“ — Eva warf ihrem Vater einen flehenden Blick zu, der ihn verſtummen ließ.

Dann zog der Maler den Arm ſeines jungen Weibes durch den ſeinen, und ſie verließen ſchweigend den Kirchhof. Zuweilen blieb Roland ſtehen und ſchaute ſeiner Frau mit einem ſeiner glühenden Blicke in die Augen.

Sie erwiderte dieſen Blick mit einem Anflug ſtiller Trauer, die der heutige Tag über ihre Züge gebreitet hatte.

„Natürlich iſt heute auch jegliches Gefühl für meine unbedeutende Perſon in Deiner Bruſt erloſchen,“ flüſterte der Maler ſeiner ſchönen Frau ins Ohr, „aber Du ſollſt mich heute nicht weniger lieben als ſonſt, hörſt Du, Eva!“ — dabei preßte er ihren Arm, daß ſie einen leiſen Schmerzenslaut hören ließ, aber ſie ſah glücklich aus.

Es war ein Sonntagnachmittag, und viele geputzte Leute begegneten ihnen. So oft Roland ein hübſches Mädchen entdeckte, ſtarrte er ihr ungeniert ins Geſicht und erging ſich in entzückten Ausdrücken: „Iſt das nicht ein reizendes Mädel? wie gefällt Dir dies Madonnengeſichtchen? Schau,

Everl, das gäb ein Modell!" und so fort. Und Eva gab jedesmal nach einem derartigen Ausbruch mit kühler Passivität ihre Zustimmung, während Doktor Burckhardt etwas Bissiges in seinen Bart brummte.

Als sie die Villa erreicht hatten, hielt der Maler seine Frau auf der Terrasse fest und betrachtete trunkenen Künstlerauges den mit der Glut der untergehenden Sonne gefärbten Horizont.

„Das ist schöner, das ist malerischer und mehr wert als die ganze Kirchhofstimmung des heutigen Tages," sagte er, mit der Hand über die Balluſtrade nach dem Firmament weisend. „Sieh nur dies goldumsäumte Violett, das hat kein Maler auf der Palette — siehst Du, das ist die sogenannte Farbensymphonie, von der die Kunstkenner faseln, ohne sie jemals in dieser Herrlichkeit erfaßt zu haben — wer nur diese Tinten festhalten könnte!"

„Du hast sie längst festgehalten, mein Schatz! erwiderte das junge Weib mit dem ganzen Stolz der Künstlerfrau; denke doch nur an Deinen Sonnenuntergang in Amalfi —"

„Aber das Schönste auf Erden bist Du, mein süßes, wonniges Weib!" unterbrach er sie plötzlich und riß sie in seine Arme, sie mit ausbrechender Leidenschaft liebkosend. Gleich darauf aber ließ er sie los: „Hu, kalt wie der Nordpol!" rief er und schüttelte sich — „ich erstarre noch zum Eisklumpen bei Dir."

Die junge Frau, die vor dieser stürmischen Zärtlichkeit unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen war, wiegte traurig den Kopf: „Was Du nur immer willst, Günter — giebt es denn keine anderen Liebesbeweise, als die in glühender Leidenschaft getauschten?"

Ein ärgerliches Lächeln flog über sein Gesicht.

„Adieu, Vestalin, ich werde Dich heute abend ganz Deinem frommen Dienst überlassen!"

„Du willst fortgehen?" fragte sie erschrocken.

„Freilich — Ihr könnt mich bei Eurem Trauerkult doch nicht gebrauchen; ich werde im Löwenkeller ein paar Schoppen trinken." Damit stieg er die Terrasse herab, sich von seinem Schwiegervater zu verabschieden, der im Garten seine Rosen beschnitt.

In Evas Augen stiegen ein paar zornige Thränen auf, aber schnell und energisch unterdrückte sie diese. Deshalb weinen? Stolz warf sie den Kopf in den Nacken und ging ins Haus.

Der Vater eilte ihr nach, um bekümmerten Herzens zu erforschen, wie das Kind diese Rücksichtslosigkeit ertragen würde; er richtete ihr Gesicht zu sich empor und sagte, als ob er sie trösten müsse: „Er ist eben eine unberechenbare Künstlernatur."

Da nickte sie still mit dem Kopf: „Brauchst Du mir das zu sagen, Vater?"

Im Löwenkeller ſaß Maler Roland eine Viertelſtunde ſpäter unter einer Corona junger Studenten, die den berühmten Künſtler mit Halloh empfangen und ihm den Ehrenſitz an ihrem Stammtiſch eingeräumt hatten.

Der Wirt des Lokals war ein Münchner; ſeine Tochter, ein reizendes junges Mädchen von feinem Wuchs, mit rotem Haar, ſchneeweißer Haut und einigen pikanten Sommerſproſſen, bediente die jungen Herren, die alle ohne Ausnahme in die junge Münchnerin verliebt waren.

Sie verſtand auch ihr Geſchäft. Mit der Virtuoſität der bayeriſchen Kellnerinnen balancierte ſie ſechs Bierſeidel in jeder Hand, ohne einen Tropfen zu verſchütten; ihr rotlockiges Köpfchen kam wie ein irrender Lichtpunkt in der zum Durchſchneiden dicken Atmoſphäre immer wieder zum Vorſchein, und ſo oft ſie in dem rauchigen Raum auftauchte, folgten ihr die begehrlichen und bewundernden Blicke der meiſten Anweſenden.

Durch ihre Art, die nicht immer zarten Handgreiflichkeiten der Muſenſöhne energiſch abzuwehren, hatte ſie ſich in den acht Tagen, die ſie dieſe Stellung bekleidete, einen gewiſſen Reſpekt verſchafft, zugleich aber auch die Begierde aufs Höchſte angeſtachelt, bei dieſer Spröden der Auserwählte zu ſein. — —

„Das is halt mal a Vernünftiger, der Herr Maler," dachte das junge Mädchen, als bereits zwei Stunden verfloſſen waren, ohne daß Günter Roland verſucht hätte, ſie in die zarte roſige Wange zu zwicken, oder den Arm um ihre Taille zu legen, wie ſie es doch ſonſt kannte. Die glühenden Blicke, die er der reizenden Geſtalt hin und wieder nachſandte, bemerkte ſie nicht, und wenn ſie ſie bemerkt hätte, ſo würde ſie dieſe Art der Anbetung für höchſt platoniſch gehalten haben.

Bei Roland aber ſtand es feſt, daß er dies gemütliche Lokal, wo es ſo ausgezeichnetes Bier gab, recht oft beſuchen wollte.

Eva hatte unterdeſſen mit ihrem Vater gemeinſam das Abendeſſen eingenommen. Es verlief in ziemlich gedrückter Stimmung, trotzdem die junge Frau ſich energiſch zwang, ihre trüben Gedanken zu bemeiſtern. Jetzt ſaßen beide im Studierzimmer des Doktors. Er lehnte rauchend in der Divanecke, und ſie las mit ihrem ſchönen, ſonoren Organ aus einem Roman von Dickens vor, deſſen klaſſiſcher, von Burckhardts ſo oft herzlich belachter Humor heute ganz eindrucklos an ihre Ohren tönte.

Die junge Frau ſchob das Buch beiſeite und meinte, das Leſen ſtrenge ſie ſo ſehr an, ihre Stimme klänge ſo belegt, ob der Vater es nicht auch fände?

Ja, er fand es auch. Unzählige Male hatte er ſie ſchon gefragt: „Biſt Du vergnügt, mein Kind?" und jedesmal hatte ſie müde geantwortet: „Gewiß, lieber Vater!"

Eva erhob ſich, und da ihr Vater das Buch aufnahm und darin blätterte, ſo glaubte ſie, er merke nicht, wie ſie ans Fenſter trat und auf die dunkle Straße hinabblickte. Doch gleich ſtand er neben ihr: „Kind, er kann noch nicht da ſein, Du mußt noch ein bißchen Geduld haben.“

„Ich erwarte ihn ja auch noch nicht,“ entgegnete die junge Frau mit dem müden Lächeln, das ihrem Vater ſo unerträglich ſchmerzlich war, „ich wollte nur ſehen, ob der Mond ſchon aufgegangen iſt.“

Der Doktor legte den Arm um ſeiner Tochter Nacken und führte ſie ins Innere des Zimmers zurück. „Wollen wir in unſerem Olliver Twiſt fortfahren?“ fragte er mit tröſtender Milde. Ein ungeduldiger Zug glitt über Evas Züge, er bemerkte es, und ſie in ſeine Arme nehmend wie ein betrübtes Kind, ſagte er: „Du darfſt deshalb nicht traurig ſein, mein Liebling, es giebt Schwereres im Leben.“

„Wie Du mich quälſt, Vater!“

Sie hatte es mit einem Seufzer ausgeſtoßen; ſie ſehnte ſich ſo heiß darnach, allein zu ſein, aber ſie durfte den Vater nichts merken laſſen, und dieſer Kampf marterte ſie unbeſchreiblich.

Endlich ſchlug die Stunde, wo die Familie zur Ruhe zu gehen pflegte. Eva verabſchiedete ſich zärtlich von ihrem Vater und dankte ihm, daß er ihr Alleinſein geteilt.

Die Zimmer des jungen Ehepaars befanden ſich im erſten Stock, und Eva ſtieg langſam die Treppen hinauf. Zum erſten Mal in ihrem Leben hatte ſie heute des Vaters Gegenwart als eine Laſt empfunden — wie wunderbar! im Überſchwang ihres Glücks dagegen hätte ſie ihn immer neben ſich haben mögen, bedurfte ſie ſeiner Nähe.

Aber glücklich ſcheinen, lächeln, wenn bittere zornige Thränen die Augen verdunkeln, das war unerträglich.

O, dieſer Abend, er war furchtbar geweſen!

„Aber was iſt mir denn? bin ich denn nicht glücklich?“ reflektierte das ſchöne junge Weib, indem ſie vor dem Spiegel ihres raffiniert ausgeſtatteten Schlafgemachs die dunklen Flechten löſte und ihre Trauergewänder ablegte, „er liebt mich doch nach wie vor,“ und ſie vergegenwärtigte ſich die täglichen Beweiſe der glühenden Leidenſchaft ihres Gatten, und ein ſtolzes Lächeln umſpielte ihre Lippen.

Wie ſie ihr Spiegelbild betrachtete, dies wunderbare Antlitz, umwallt von der Mähne ihrer braunen Locken mit den ſtrahlenden großen Augen und dem hinreißend lächelnden Mund, dieſe Göttergeſtalt mit den ſchneeigen Schultern und den klaſſiſch geformten Armen, die er täglich in überſchwenglicher Begeiſterung beſungen, geprieſen und, wie er ſelbſt ſagte, zum unerſchöpflichen Studium ſeiner Kunſt gemacht, da hob ein ſtolzes Selbſt-

bewußtſein ihre Bruſt, und die Macht ihrer Schönheit ahnend, empfand ſie es wie eine große Seligkeit: auch ich bin geſchaffen, ihn glücklich zu machen!

Um ſo kränkender drängte ſich ihr gleich darauf wieder die Thatſache auf, daß er ſie heute verlaſſen konnte, ſein geliebtes ſchönes Weib, ſeine lilienarmige Göttin, wie er ſie nannte. War ich wirklich kalt und unfreundlich? kalt? — mein Gott, gegen ihn, dem mein ganzes Herz entgegenlechzt, dem jede Fiber meines Seins zuſtrebt?

Da öffnete ſich die Thür, und Günter Roland trat ein.

Aber anſtatt ihm hingebend in die Arme zu ſinken, wie ſie es ſich noch eben vorſtellte, ſtreckte ſie ihm mit einem kühlen Lächeln, ohne einen Anflug von Empfindlichkeit, eine Hand entgegen.

„Alſo noch immer Veſtalin?“ fragt er, ſie von oben bis unten betrachtend, mit leiſem Hohn in der Stimme. Er hatte geglaubt, mit Vorwürfen empfangen zu werden, und das — er wußte ſelbſt nicht weshalb — hätte ihm heute beſſer zugeſagt, als dieſe gleichgültige Ruhe, die ihn, den nervöſen widerſpruchsvollen Mann, ſchon oft zu heimlichem Verdruß gereizt hatte.

„Haſt Du Dich gut amüſiert, Günter?“

„Nein!“ Er ſtieß es ärgerlich, brüsk heraus, dann betrachtete er ſtumm, finſteren Blicks, die blendende Erſcheinung dieſes unvergleichlichen Weibes, ſeines Weibes.

Sie fing ſeinen Blick auf und erſchrak vor der tiefen Verſtimmung, die ſich darin abſpiegelte. Mit herzlich mitleidigem Ton fragte ſie deshalb:

„Dir iſt doch nichts Unangenehmes paſſiert? Du ſiehſt ſo finſter aus?“

Da riß er ſie in ſeine Arme und flüſterte der Erglühenden ins Ohr: „Galathee, himmliſches, göttliches Marmorbild, ſei immerhin kalter Stein, ich werde Dir Leben, Glut, Liebe einhauchen!“

— — — —

Im untern Stockwerk wandelte noch lange ruhelos ein einſamer Mann. Nur ein Gedanke arbeitete quälend hinter ſeiner Stirn: Wenn ſie unglücklich würde! wenn Gott mir an ihr vergelten, meine an der Toten begangene Miſſethat an ihr rächen wollte! — Gott, Gott, nur das nicht — lieber martere mich tauſendmal, aber Barmherziger, — ſie laſſe nicht leiden!

Ach, ſie litt dennoch!

Unbemerkt, ungeſehen von ihrer Umgebung, doch darum um ſo bitterer. Günters Rückſichtsloſigkeiten nahmen täglich zu. Daß er ſie faſt allabendlich verließ, um im Löwenkeller Anregung zu finden, hätte ſie ertragen können, daß er aber, wenn ſie ihn bat, dies oder jenes gemeinſchaftlich mit ihr zu unternehmen, tauſend Vorwände zur Ablehnung bereit hatte, oder ihr

in unzarter Weise entgegnete, sie habe gar kein Verständnis dafür, daß ein Künstler keine Eindrücke sammeln könne, wenn er fortwährend, wie Herkules am Spinnrocken im Schoß der Familie hocke, das schnitt ihr ins Herz.

Früher hatte er sie doch seine Muse genannt! Das war vorbei! Was aber ihr Leiden schier unerträglich machte, das war die Maske fröhlicher Seelenruhe, die sie vor ihrem Vater tragen mußte. Günter sei ein großer Künstler und müsse mit anderem Maß gemessen werden, als andere Menschen, damit tröstete sie ihn, wo sie selbst so sehr des Trostes bedurfte.

Doktor Burckhardt aber ließ sich nicht täuschen. Als Arzt verstand er auch die Seelenregungen der leidenden Menschheit seiner Diagnose zu unterziehen, und so erkannte er, daß seines Kindes Seele krank war.

In schlaflosen Nächten befiel ihn oft eine Todesangst vor den Geißelhieben einer rächenden, die Frevelthaten der Menschheit unerbittlich wiedervergeltenden Nemesis. Die Falten des Grams gruben sich täglich tiefer um den einst so lebensfreudig lächelnden Mund.

Heute hatte Eva ihren Gatten gebeten, am Nachmittag mit ihr einige seit Wochen aufgeschobene Besuche bei alten guten Freunden des Burckhardtschen Hauses zu erledigen, aber Günter hatte spöttisch lächelnd abgelehnt. Ob sie im Ernst verlange, daß er sich von Spießbürger zu Spießbürger schleppen und ausfragen lasse, wie teuer ihm der Meter bemalte Leinwand bezahlt würde. Sie solle ihre lieben Freunde allein besuchen und bestens von ihm grüßen.

Evas geklärte, gefestigte Natur war nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, auch verhinderte sie ihre stolze Willenskraft, sich die empfundenen Kränkungen immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, um sie später als Trumpf gegen ihren Mann auszuspielen. Das überließ sie schwächlichen, empfindlichen Ehegattinnen. Aber sie mußte doch die Zähne zusammenbeißen, um nicht einen Schrei der Wut, des Schmerzes auszustoßen, als sie ihren Mann mit dem Selbstbewußtsein eines Menschen, der sich völlig in seinem Recht befindet, das Zimmer verlassen sah.

Vor ihrem Vater spielte sie dann wie immer die alte Komödie, und so begann sie eine Kette zu schleppen, deren eiserne Ringe auch die innigste Vaterliebe nicht zu lösen vermochte.

Roland kam heute zeitig nach Haus und traf seine Frau im Wohnzimmer ihrer eigenen Räume allein; der Vater hatte unten Besuch von einigen befreundeten Herren.

Der Künstler sah bleich und aufgeregt aus, doch zwang er sich zu ungewöhnlicher Ruhe, was Eva mit dem feinen Instinkt des liebenden Frauenherzens sofort bemerkte. Sie hatte längst gefühlt, daß er in den letzten Tagen irgend etwas vor ihr verberge. Auch die elementaren Ausbrüche

seiner Zärtlichkeit, die ihre reine Seele als Beweis seiner Liebe erachtete, hatten aufgehört. Was es aber sein könnte, ahnte sie nicht im Entferntesten. Jetzt, wo es ihr schien, als litte er unter etwas Unausgesprochenem, wallte plötzlich ihre heiße Liebe zu ihm empor und eine stille Hoffnung beseelte sie, daß er sich ihr, seiner Muse, seinem Glück, seinem zweiten Ich, oder wie er sie sonst genannt hatte, wieder anvertrauen würde.

„Hast Du Deine Besuche gemacht?" fragte er nach einer Pause, ohne sie anzusehen.

Sie versuchte, ihm in die Augen zu blicken, in dem Bestreben, sich seinen Gemütszustand zu erklären, doch er vermied konsequent ihren Blick.

„Nein, Günter, ohne Dich —"

„Mein Gott," fuhr er heftig auf, „dieser Zwang, der hier im Hause auf mich ausgeübt wird, ist ja unerträglich — und deshalb, Eva, daß Du es nur gleich erfährst — ich werde morgen nach München reisen." —

„Wie Du willst, Günter," entgegnete sie mit sanfter Ruhe, „ich bin ebenso gern in München als hier."

Wieder wichen seine unstäten Augen ihrem großen, klaren Blick aus.

„Das heißt — es geht diesmal nicht anders — da ich ungestört arbeiten muß und will — ich — ich reise diesmal allein!"

„Allein?" Wie ein Schmerzensschrei rang sich das Wort von den Lippen des plötzlich erblassenden jungen Weibes. „Allein" — wiederholte sie noch einmal leise, tonlos; und dann ganz ungläubig: „Ohne mich, Günter, habe ich Dich denn verstanden?"

„Natürlich," lachte er auf, „das hätte ich mir ja denken können, daß Du für derartige Forderungen eines schaffenden Künstlergeistes kein Verständnis hast; Dir fehlt eben alles zu einer Künstlerfrau!"

Diese Vorwürfe, die sie so wenig verdiente, sprudelte er hervor nach Art der Menschen, die eine unschöne Handlung begehen wollen und ihr Gewissen dadurch zu beruhigen suchen, daß sie dem Gekränkten eine erfundene Schuld aufbürden.

Eva sagte kein Wort. Weil sie fühlte, daß sie in Verzweiflung ausbrechen müßte, wenn sie den Mnnd öffnen würde, und weil sie das nicht wollte, darum schwieg sie.

Auch er sprach nichts. Nach einer Pause begann er in dem gleichen, herzlos trockenen Tone wie vorher: „Und zwar reise ich schon morgen abend. Bitte, laß mir mein Gepäck bis dahin herrichten."

Den Abend verbrachte er damit, seinen Schreibtisch zu ordnen, seine Malergerätschaften und seine angefangenen Skizzen und Arbeiten, die in regellosem Durcheinander auf Staffeleien herumstanden, einzupacken. Er sprach fast nichts. Eva, scheinbar mit einer Handarbeit beschäftigt, beobachtete ihn

fortgeſetzt und wartete noch immer mit einem Schimmer von Hoffnung darauf, daß er irgend etwas ſagen würde, was dieſe furchtbare Spannung zwiſchen ihnen löſen müſſe.

Vergebens — er ſagte nichts, und ihr Stolz hinderte ſie, ihn zu fragen. Sie war es ja gewöhnt, daß er täglich irgend eine unberechenbare Handlung beging, ſie war es gewöhnt, ihn in Widerſprüchen ſich verlieren zu ſehen, die ſelbſt ihre harmoniſche Natur nicht immer zu klären vermochte — aber dieſe Reiſe nach München ohne ſie, die er doch angebetet hatte, und die es nicht glauben konnte, daß er plötzlich aufgehört haben ſollte, ſie zu lieben! —

Wie erſchrak ſie zu Tode bei dem Gedanken an das Aufhören ſeiner Liebe! Nein, nein, ſein verändertes Weſen wird in einer ſeiner häufigen Verſtimmungen ſeinen Grund haben; vielleicht wieder eine Streitigkeit mit ſeinen Kunſtgenoſſen, die ſeine oft ſo tolle Richtung anfeindeten. Sie wußte, wie ihn das raſend machen konnte! — Vielleicht — ach gewiß deshalb dieſe Reiſe, auf der er ſie nicht brauchen konnte. Aber warum, warum in aller Welt vertraute er ſich ihr nicht an? Sie begriff es nicht, hörte aber nicht auf zu hoffen, daß es vor der Abreiſe noch zur Ausſprache kommen würde.

Sie hoffte vergebens! Kein Wort der Aufklärung! Auch dem Vater, der ihn wiederholt nach den Gründen dieſer Reiſe fragte, antwortete er, er müſſe ungeſtört arbeiten, etwas Großes ſchaffen, damit er die Welt von ſich reden mache; — dazu bedürfe er völliger Ruhe und Abgeſchloſſenheit, die könne er aber nur finden, wenn er keine Familienrückſichten zu nehmen habe.

„Welch thörichte Übereilung, mein lieber Sohn, war es doch von Dir, zu heiraten," war alles, was ihm Burckhardt darauf erwiderte.

Eva bewahrte eine bewunderungswürdige Faſſung, ob auch ihr Herz zu ſpringen drohte, als ihr Gatte meinte, es ſei höchſt überflüſſig, daß ſie ihn zum Bahnhof begleite, das ſei nur eine ſentimentale und künſtliche Verlängerung des Abſchiednehmens. —

„Ich werde doch mitgehen," entſchied ſie mit einem bitteren Lächeln, „nachher, wenn Deine unbegreifliche Verſtimmung vorbei ſein wird, wirſt Du bereuen, mir ſo weh gethan zu haben."

Das junge Ehepaar beſtieg den Wagen.

Doktor Burckhardt, der eine unbezwingliche Luſt empfand, ſeinen Schwiegerſohn an der Gurgel zu packen, reichte ihm zum Abſchied kühl ſeine Rechte, während er die Linke in aufwallendem Haß zur Fauſt ballte. Wenn Du ſie unglücklich machſt — ich morde Dich! Das waren ſo ungefähr ſeine Gedanken, die er dem davonrollenden Coupé nachſandte.

Gleich darauf machte er ſich zu Fuß auf den Weg, um das Kind, wenn es vereinſamt und betrübt zurückkommen würde, in ſeine tröſtenden Arme zu nehmen. —

Es regnete in Strömen, als Eva und Günter den Bahnsteig betraten. Eilende Menschen mit triefenden Regenschirmen, eine Atmosphäre von Rauch und Kohlendunst, ein betäubender Lärm von schreienden Gepäckträgern, die mit ihrem Warnungsruf: „Vorsicht! Vorsicht!“ ihre hochaufgetürmten Kofferwagen über den Bahnsteig rollen, übereilige Passagiere mit dem sogenannten Eisenbahnfieber behaftet, immer fürchtend, den Zug zu versäumen und mit ihrer Aufregung auch andere ansteckend, das Drängen, Schieben, Hasten einer rücksichtslosen Menschenmenge — wer kennt sie nicht, diese Bahnhofsstimmung, die je nach dem Gemütszustand des Zuschauers so froh und humoristisch oder so grenzenlos niederdrückend wirken kann.

Eva hatte geglaubt, daß in diesen letzten Augenblicken vorm Scheiden Günters Liebe und Zärtlichkeit noch einmal aufflammen würde — es war doch nicht anders möglich!

Doch sie täuschte sich!

Er schien sich in einer ungemein zerstreuten und aufgeregten Stimmung zu befinden, ließ fortwährend seine Blicke unruhig umherschweifen und übersah augenscheinlich, daß das zitternde junge Weib an seiner Seite sich im Übermaß des Abschiedswehs nur mühsam aufrecht erhalten konnte.

„Erwartest Du jemand?“ fragte sie endlich, da sie seine Unruhe nicht begreifen konnte.

Er biß die Lippen zusammen, dann plötzlich zwang er seinen Blick mit einem tiefen Aufatmen auf sie. Soeben hatte er — endlich! endlich! — bemerkt, wie eine tiefverschleierte zierliche Mädchengestalt in scheuer Eile in ein Coupé geschlüpft war. Dann antwortete er auf Evas Frage:

„Gott bewahre, ich mache nur Studien, kein übles Motiv, ein Bahnhof im trüben Laternenlicht mit hastenden Menschen bei regnerischem Wetter, doch es ist Zeit zum Einsteigen, leb' wohl, mein Schatz, in zwei Monaten bin ich wieder bei Dir!“

Er springt in das Coupé, die Wagenthür wird zugeschlagen, fort braust der Zug in die dunkle Nacht hinein.

Ist es Betäubung, Verzweiflung, in der die hohe Frauengestalt regungslos dem enteilenden Zug, der ihr Glück hinwegführt, nachstarrt mit thränenlosen Blicken? Nur eines fühlt sie in diesem Zustand schmerzvoller Erstarrung mit grausam quälender Deutlichkeit: den kühlen Abschiedskuß auf ihren zuckenden Lippen, und der diesem Mund nun auf ewig das liebesselige Lächeln geraubt hat, mit dem sie sonst seine Küsse erwidert hatte.

Jetzt lechzte sie darnach, allein zu sein, um all die ausgestandene Qual der letzten Tage einmal hinausschluchzen zu können, von niemand gesehen,

von niemand bemitleidet. Sie flieht den ſchnell einſam und leer gewordenen Bahnſteig und eilt nach dem Droſchkenhalteplatz, wo ihr Wagen wartet. Sie will dem Kutſcher befehlen, einen Umweg zu machen, dann wird ſie in dem engen dunklen Raum, wo ſie noch eben ſeine Nähe gefühlt, allein ſein und erlöſende Thränen finden können.

„Eva, mein Kind!“

Ihr Vater iſt es, der ſie ſeit einer Weile im Fond des Wagens erwartet. Mit einem Gefühl bitterer Enttäuſchung reicht ſie ihm ſtumm die Hand, ſteigt ein und ſinkt wie erſchöpft neben ihm in die Kiſſen. —

Wieder die Maske vors Geſicht, wieder Selbſtbeherrſchung! denkt ſie, laut aber ſagt ſie: „Wie lieb von Dir, Vater, mich hier zu erwarten, ich wäre auch ſonſt ſo allein geweſen.“

Burckhardt bemerkt in der Dunkelheit nicht den bitteren reſignierten Zug um die Lippen ſeiner Tochter, mit dem ſie den Kopf in die Ecke des Wagenpolſters ſinken läßt. Er nimmt ihre Hand, deren Zittern ſie zu bemeiſtern nicht mehr fähig iſt.

„Ich denke, Vater,“ ſagt ſie mit erneuerter Anſtrengung, „die Reiſe wird ihm gut thun, ſeine Nerven waren total herunter.“

„Kind, Kind,“ flüſterte der erſchütterte Mann an ihrer Seite, „bediene Dich keiner frommen Lüge vor Deinem Vater, denn er weiß doch, wie unglücklich Du biſt. Was aber in meiner Macht ſteht, ſoll geſchehen, Deine Wunden — wenn auch nicht zu heilen, denn ach, das wird mir nicht gelingen — aber ſie zu lindern!“

Eva richtete ſich auf: „Nein, Vater, Du irrſt, ich bin nicht unglücklich!“ Dann mit einem herzzerreißenden Lächeln: „Noch nicht, Vater, nur betrübt, ſehr, ſehr traurig, aber ich weiß“, — und aufſchluchzend ſank ſie an ihres Vaters Bruſt — „wenn es einen Troſt giebt, hier, hier nur werde ich ihn finden!“ —

Burckhardt war in rührender Selbſtloſigkeit um ſein Kind bemüht; ihre ſtarke, edle Natur, meinte er, ihre Jugend würden ſiegen, und ſie würde trotz der Trennung vom Geliebten wieder Freude und Genuß am Leben finden. Sogar ein kleiner Bruchteil von Egoismus regte ſich in ihm, als ihm Eva am nächſten Morgen in gewohnter Ruhe mit den Worten begrüßte: „Jetzt, lieber Vater, gehöre ich auf einige Zeit wieder ganz Dir.“

Ihrer großen Charakterſtärke gelang es ihr fürs erſte auch wirklich, ihren Vater über ihren wahren Gemütszuſtand zu täuſchen und ihn nicht merken zu laſſen, daß die Abſchiedsſzene auf dem Bahnhof ihr einen unheilbaren Todesſtreich verſetzt hatte. Wenn ſie ſich zuweilen ein Alleinſein erringen konnte, dann ſtand ſie vor Günters ſprechend ähnlichem Selbſt-

porträt, in Erinnerungen an süße Stunden der Wonne versunken, um dann in heftiger Seelenqual emporzuschrecken, weil sie plötzlich seinen eisigen Abschiedskuß auf ihren Lippen zu fühlen glaubte. —

So stand sie auch jetzt, Wonne und Elend im Herzen, vor seinem Bild. Sie wollte sich ihren Empfindungen einmal ganz hingeben, und heute durfte, konnte sie es; denn der Vater war ausgegangen. Sie atmete auf, als sie sich allein befand.

„Armer, guter Vater, verzeih," dachte sie, „aber Du quälst Dein armes Kind mit Deiner Liebe, Deinem Mitleid — doch wenn es ein Unrecht ist, soviel edles, gutes, wie ich von Dir täglich empfange, als Last zu empfinden, ich sühne es, da ich Dich mit meiner frommen Lüge glücklich mache."

Und so sank sie in einen Sessel, das Bild seines kühnen, leidenschaftlichen Antlitzes vor sich auf einem Tischchen, und fühlte eine schmerzliche Wollust, in Erinnerungen an ihn zu schwelgen.

Da hörte sie draußen den scharfen Ton der elektrischen Hausglocke. Sie sprang auf, so sollte sie niemand überraschen. Gleich darauf trat der Bediente ein und meldete, ein Herr Lechner sei draußen, der Wirt des Löwenkellers, setzte er erklärend hinzu, und er wünsche die gnädige Frau dringend zu sprechen. Ob er eintreten dürfe?

Ja, er solle nur kommen, und während Eva darüber nachdachte, was der Wirt der Löwenkellers mit ihr zu sprechen haben könne, ob es sich vielleicht um eine vergessene Zeche Günters handle, trat Herr Lechner ein.

Der echte Typus eines Bierwirts, sehr dick, sehr rot, mit der Treuherzigkeit eines Naturmenschen und einem bescheidenen Auftreten, das Eva sofort für diese, in ihren Salons sonst ungewohnte Erscheinung einnahm.

„Verzeihens, gnä' Frau, daß i so frei bin," begann er mit großer Verlegenheit und vielen höflichen Verbeugungen, „aber schauens, i hab mir denkt —"

„Setzen Sie sich doch, Herr Lechner," unterbrach ihn Eva freundlich, indem sie sich selbst niederließ und mit einer einladenden Handbewegung auf einen der kostbaren Seidensessel hinwies.

Der Wirt nahm mit einem Gesichtsausdruck höchsten Respekts vor dem eleganten Möbel auf der äußersten Kante des Stuhles Platz und fuhr fort: „Da hab' i mir denkt, 's is halt besser, Sie erfahrn gleich alles, wias is und wias kemma is, von mir, als von die Leut, die bloß was vom Hörensagn wissen und noch Lügen erfinden obendrein und Sachen dazusetzen, die nit wahr sind."

„Was haben Sie mir denn zu sagen?" fragte Eva, erstaunt über diese Vorrede, deren Sinn sie nicht begriff.

„Na schauens, gnä' Frau, i hab' a Tochter, a blitzsaubers Maderl, a

Staat is gweſen, ſo anſtändig und brav wie koa zweite, und ſeit 's Dirndl im Gſchäft gholfen hat, da hab' i a Zuſpruch kriegt! Nit gnug Bier war herzuſchaffen! Aber koaner von all die Studenten und junge Leut, die bei mir verkehren, hat ihr nah kommen dürfen, da is gleich grantig worden. Wie die Verdrahten habens ihr nachgſtellt, aber i kanns beſchwören: mei Kind is brav bliebn, bis — bis —"

Dem dicken Löwenwirt perlten die hellen Schweißtropfen von der Stirn, er hielt erſchöpft inne. Eva wußte und ahnte nicht, wo der Mann hinaus wollte, aber ſie hörte geduldig zu.

„Alſo weiter, Herr Lechner!"

Herr Lechner ſtand auf: „Ach, gnä Frau, es will mir nit über die Lippen. Wie is halt möglich, ſo a ſchöne junge Frau! — — aber ſchauens, nur Sie können mirs Maderl wieder herſchaffen — denn —" und der Alte wiſcht ſeine Augen und ſeine Stimme zittert: „Die Reſi is fort, fort! auf und davon! — Wie der Herr Roland kommen is, da wars vorbei mit ihr, da is halt aus Rand und Band gweſn, alles is drunter und drüber gangen — da hab i dem Dirndl ins Gewiſſen gredt: Reſi, beſinn Di, 's is a Ehemann! alles war umſunſt!"

Eva überfiel plötzlich ein heftiges Zittern. Sie ſtand ebenfalls auf, wollte etwas ſagen, brachte aber kein Wort über die Lippen.

Herr Lechner fuhr fort:

„Wie i die beiden 's erſte Mal derwiſcht hab, drunten im Garten in der Gaisblattlaubn is gweſen, da hab i dem Maderl a Ohrfeigen gebn, an die denkts heut noch — aber es hat halt alles nix geholfen.

„Vorgeſtern abend is geweſen, zum Brechen voll wars im Keller, alles hat nach der Reſi gruſen, aber wer nit da war, war d' Reſi. Ich nauf in ihre Stuben, durchs ganze Haus, 's Dirndl is nit da. Da kommt mir d' Loni entgegen, dös is a Küchnmagd, die lacht ſo recht damiſch und ſagt zu mir: Zwegn der Reſi brauchens nit lang z'ſuchen, Herr Lechner, die is fort! mit dem Herrn Roland is nach München greiſt, ausgriſſen heißt mer dös — ja, das war immer ſo a feine! — Na, gnä Frau, was ſoll i Ihna weiter ſagn."

„Sagen Sie kein Wort weiter!" — Wie eine hohle Grabesſtimme tönt es von den Lippen des todesbleichen Weibes. „Ich weiß genug. Gehen Sie, ich verſpreche Ihnen, daß Ihre Tochter in kurzer Zeit zurückkommen und Ihr Geſchäft — zu alter Blüte bringen wird — adieu!"

„I dank vielmals, i habs ja gleich gwußt, 's is das Beſte, i geh zu ſeiner Frau, die wirds leicht ſchon wiſſen und Mitleid habn mit ſo einem armen, verlaſſenen Vater. Grüß Gott, gnä Frau, und i bitt ſchön, ſeiens nit bös."

Er ſagt noch einiges, aber Eva hört nicht mehr. Sie weiß nicht, wie der Alte hinausgekommen iſt. Sie ſteht da, wie von ſtarrem Entſetzen gelähmt, unfähig ſich zu rühren. Dann plötzlich kommt eine grauenvolle Klarheit des Denkens über ſie, mit der ſie, noch ſtark genug, überlegen, kombinieren kann, um zu dem Schluß zu kommen, daß alles, was der alte Mann ihr geſagt hat, grauſame entſetzliche Wahrheit iſt, und daß deshalb etwas fürchterliches geſchehen muß.

Sie ſchellt dem Diener und fragt, ob ihr Vater ſchon daheim ſei. „Nein, der Herr iſt noch nicht zu Haus.“ Dann befiehlt ſie, man ſolle ſie ungeſtört laſſen, und wenn ihr Vater nach Hauſe käme, ihm ſagen, ſie ſei erſt in einer Stunde zu ſprechen. —

Was kümmert ſie das erſtaunte Geſicht, womit der Bediente das Zimmer verläßt. Sie ſchließt hinter ihm zu. Allein geblieben, ſieht ſie mit einem irren Blick um ſich, dann ſchlägt ſie beide Hände vor die hämmernde Stirn. „Ich bin wahnſinnig!“ ſchreit ſie auf.

Sie ſtürzt in ihres Mannes Atelier, dort wo Porträts, Modellſkizzen, Photographien von ihr in allen möglichen Stellungen und Koſtümen die Wände und den Schreibtiſch ſchmücken, dort rafft ſie alles zuſammen, und immer mit der unheimlichen Starrheit eines Meduſenantlitzes reißt ſie ein Blatt nach dem andern mitten durch.

Dann läßt ſie ſich am Schreibtiſch nieder und wirft in fliegender Eile ein paar Zeilen an ihren Vater aufs Papier.

Nun bricht die Dämmerung herein. Durch die zurückgezogenen Vorhänge des großen Spiegelfenſters ſieht ſie, wie das goldene Tagesgeſtirn in blutroter Glut am Horizont verſinkt, und blitzartig durchzuckt ihr Hirn für einen Moment die Erinnerung an einen ähnlichen Sonnenuntergang. Ein wildes Hohnlachen gellt furchtbar durch das dämmerige Gemach — dann öffnet ſie ihre erloſchenen Augen plötzlich mit einem verzweifelten Aufleuchten groß und weit. Sie reißt aus der Taſche ihres Kleides einen Schlüſſelbund und öffnet ein Fach in Günters Schreibpult. Zu dieſem Fach, wo er verſchiedene wichtige Papiere und Dokumente verwahrt, hatte er ihr bei ſeiner Abreiſe den Schlüſſel übergeben.

Aber nicht nur wichtige Papiere enthält das Fach, noch etwas anderes, koſtbares, unſchätzbares!

Eva zerrt es mit zitternder Hand heraus und drückt es mit einer wilden Luſt an ſich. Ein Käſtchen iſt's mit einer kleinen Waffe. Einſt als Spielerei auf einer Reiſe gekauft, hatte Günter damit in vergangenen Stunden des Glücks ſein lächelndes liebeſeliges Weib auch — laden und zielen gelehrt.

Doktor Burckhardt war heute ganz ungewohnter Weise allein ausgegangen, um sich mit einem alten Studienfreund, der auf der Durchreise begriffen war und sich einige Stunden im Städtchen aufhielt, ein Rendezvous zu geben.

Zu diesem Zweck war eine Weinstube auserwählt, wo die beiden Männer, die sich seit Jahren nicht gesehen, eine herzliche Wiedersehensstunde feierten. Man plauderte von ausgelassenen glücklichen Studienjahren, und wie nun alles mit den grauen Haaren so anders geworden sei, von den gegenseitigen Familienverhältnissen, von Plänen und Aussichten, und so verflossen bei einer und der anderen Flasche Rüdesheimer die wenigen Stunden mit Windeseile.

Als die beiden Männer neun Uhr schlagen hörten, sahen sie sich mit komischem Entsetzen an; es wäre nicht möglich, meinten sie. Doch dann, nachdem sie sich von ihrem Staunen über die Thatsache, daß die Zeit unaufhaltsam fortschreitet, erholt hatten, bestiegen sie eine Droschke, die sie nach dem Bahnhof brachte. Hier verabschiedete sich Burckhardt herzlich von dem Freund, der seine Reise fortsetzte und trat dann den Heimweg an.

Wie er so einsam durch den milden weichen Sommerabend der Stadt zuwanderte, war sein oft so trauriges Vaterherz, gewiß dank der eben genossenen Anregung, von tröstlichen Hoffnungen geschwellt. —

Als er seine Eva heute verlassen hatte, war auch sie ihm so heiter, so beruhigt erschienen. Gewiß, es würde noch alles gut werden, Evas starke Seele würde überwinden, Günters bizarre Natur sich mit der Zeit abklären, um sein Kind, seinen Abgott, so glücklich zu machen, wie sie es verdiente. Nur Geduld — Geduld — nicht das Glück vom Himmel herniederreißen wollen in den Schoß der angebeteten Tochter; es würde schon kommen, sollte es auch, wie der Dichter sagt, nur mit Wagen und Entsagen erstritten sein.

So erreichte er die Villa. Ein Gefühl der Enttäuschung beschlich ihn, als er beim Betreten des Eßzimmers, wo unter der freundlich hellen Gaskrone der einladend gedeckte Tisch stand, seine Tochter nicht vorfand.

„Wo ist Frau Roland?" fragte er den Diener, der ihm Hut und Überzieher abnahm.

„Die gnädige Frau sind im Atelier und wären erst in einer Stunde zu sprechen," meldete gehorsam seiner Instruktion der Gefragte.

Das ist etwas ungewohntes! sollte sie nicht wohl sein? Die Stunde, nach der sie zu sprechen sein würde, war doch wohl schon verstrichen? Etwas unheimliches, angstvolles beschlich ihn.

Ohne das Essen zu berühren, stieg er die Treppe zu den Zimmern seiner Tochter empor. Die ganze Reihe der Gemächer lag öd und dunkel.

Er ſchlug den Weg nach dem Atelier ein, er mußte ſich an den Möbeln entlang taſten, ſo finſter war es. Da — was war das? — barmherziger Himmel — ein dumpfer Knall — ein Schuß!

Burckhardt taumelt auf die Thüre zu. Sie iſt verſchloſſen. Einen Moment ſteht er beſinnungslos, gelähmt von Entſetzen. Dann rüttelt er, ein von plötzlicher Todesangſt Gepeitſchter, an dem Schloß. Es wankt und weicht nicht!

Des Mannes Knie zittern, eiskalt wie Wahnſinn krallt ſich etwas um ſeine keuchende Bruſt! Wie ein Raſender rüttelt er an der Thüre — vergebens!

„Gerechter Gott — das iſt die Vergeltung!“ ſtöhnt er auf, und kalter Schweiß, der Schweiß des Gefolterten bedeckt ſeine Stirn. Dann wirft er ſich noch einmal mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Thüre — da giebt das Schloß nach, mit einem Krach ſpringt die Thüre auf.

Mit trübem Schimmer erhellt eine halb herabgebrannte Kerze ſpärlich das Gemach. — Eine weiße Geſtalt, die Waffe in der krampfhaft geſchloſſenen Rechten, mit einem nach oben gerichteten, blutüberſtrömten, ſchmerzverzerrten Totenantlitz liegt hingeſtreckt auf dem Teppich.

Dies alles verſchwimmt in einer blutigen Nebelwolke, die ſich vor die erſtarrenden Augen des unglücklichen Mannes legt, ihn überrieſeln die Schauer der Verdammnis, und mit einem wilden Aufſchrei bricht der Vater über der Leiche ſeines Kindes zuſammen!

Guſtav Ruhland.

Biographiſche Skizze von E. Ramſtein.

(Berlin.)

Guſtav Ruhland wurde im Juni 1860 in Heſſenthal im Speſſart in einem Einödhof geboren, der möglicherweiſe das „Wirtshaus im Speſſart“ von Hauffs Märchen iſt. Er abſolvierte die Realſchule in Mainz, ging dann nach Beendigung des Militärdienſtes zwei Semeſter auf das Technikum Langenſalza, war nachher als Volontär und Verwalter auf verſchiedenen größeren Gütern Norddeutſchlands und kehrte im Jahre 1879 in die Heimat zurück, um nach dem Tode des Vaters als älteſter Sohn in die Wirtſchaft des Gutes einzutreten. Die Armut der Speſſarter Kleinbauern, wie die, namentlich

unter Freiherr von Thüngen-Roßbach, in Franken damals erwachte agrarische Agitation veranlaßten Ruhland sehr bald, sich der Frage nach der Besserung der bäuerlichen Zustände mit ganzer Energie zuzuwenden. Die Absicht, sich selbst als Landwirt zu verselbständigen, gab ihm Gelegenheit, nicht bloß die Mängel der bäuerlichen Erbrechtsverhältnisse am eigenen Körper zu empfinden, sondern auch in einer Reihe von Ertragswertberechnungen den zerstörenden Einfluß der heutigen freien Marktpreisbildung der landwirtschaftlichen Grundstücke kennen zu lernen. Ein väterlicher Freund vermittelte die wissenschaftliche Litteratur, um diese aus dem Leben geschöpften Anregungen geistig verarbeiten zu können. Und so entstanden mitten in der praktischen Berufsthätigkeit als Landwirt, mit dem Pflug und mit der Sense in der Hand, die beiden in Tübingen erschienenen Erstlingswerke: „Agrarpolitische Versuche vom Standpunkt der Sozialpolitik" 1883 und „Das natürliche Wertverhältnis des landwirtschaftlichen Grundbesitzes" 1884, bei welchen kein Geringerer als der bedeutendste der heute lebenden Nationalökonomen, nämlich Alb. E. F. Schaeffle, ratend und fördernd zur Seite gestanden.

Bald nach Veröffentlichung der zweiten Schrift wurde Ruhland von der Generalversammlung der bayerischen Landwirte zu Tölz eingeladen, das Referat über die Reorganisation des landwirtschaftlichen Kredits zu übernehmen. Im Verfolg dieses Vortrages wurde eine Kommission zur weiteren Untersuchung dieser Frage ernannt, in welcher Ruhland als Referent fungierte und in der Schrift: „Die Lösung der landwirtschaftlichen Kreditfrage im System der agrarischen Reform" seinen Bericht an die nächstjährige Wanderversammlung in Augsburg erstattete. Da diese Kommission zumeist in München tagte, begann Ruhland jetzt seine nationalökonomischen, juristischen und naturwissenschaftlichen Studien zunächst in München und später in Tübingen. In diese Zeit fällt die preisgekrönte Untersuchung über die Frage: „Welchen Einfluß hat die Reichsgesetzgebung auf die Entwickelung der bayerischen Landwirtschaft gehabt?" und die Ausarbeitung einer amtlichen Denkschrift über „Die Entwickelung von Handel und Verkehr mit Getreide in Bayern in den letzten hundert Jahren."

Durch eine glückliche Verkettung von Umständen ward Ruhland namentlich die Unterstützung des Fürsten Bismarck zur Ausführung einer Studienreise durch die Getreideproduktionsländer der Erde zu teil, worauf in den Jahren 1888, 1889 und 1890 seine Reisen durch Rußland, England, Indien, Australien, Nordamerika und die Donauländer folgten. Nach Beendigung derselben hatte der „neue Kurs" bereits begonnen. Es erschienen die größeren Reiseberichte: „Über Wirkung und Bedeutung der Schutzzölle", „Über die Zukunft des Goldes und Süß'sche Theorie", „Über den achtstündigen Arbeitstag und die Arbeiterschutzgesetzgebung der australi-

schen Kolonien", „Über die australische und nordamerikanische Landgesetzgebung" und „Über das Verfassungs- und Verwaltungsrecht des anglo-indischen Kaiserreichs".

Und dann finden wir im Herbst 1890 Ruhland plötzlich als Generaldirektor eines neu zusammengekauften österreichischen Großgrundbesitzes. In dieser abermaligen praktisch landwirtschaftlichen Thätigkeit verweilte Ruhland bis zum Sommer 1893 und aus derselben stammt seine Schrift: „Aus der Praxis eines neugegründeten landwirtschaftlichen Großbetriebes". Dann erfolgte seine Habilitation als Dozent für Nationalökonomie an der Universität Zürich mit einer Rede „Über die Grundprinzipien aktueller Agrarpolitik". Ein wissenschaftlicher Streit, namentlich mit Professor Dr. Lujo Brentano, folgte, woraus die Schrift: „Agrarpolitische Leistungen des Herrn Lujo Brentano" (1894) entstand, der bald die weiteren Arbeiten „Über das nahende Ende der auswärtigen Getreidekonkurrenz" und „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik" (Berlin, 1894) folgten.

Augenblicklich weilt Ruhland als wissenschaftlicher Berater des „Bundes der Landwirte" in Berlin, und seine allerneueste Schrift trägt den merkwürdigen Titel: „Die Wirtschaftspolitik des Vaterunser." (Verlag von E. Hofmann, Berlin.) In derselben versucht der Verfasser aus der Bitte: „Unser tägliches Brot gieb uns heute!" eine neue Nationalökonomie im Geiste des Christentums abzuleiten. Wir werden eingeführt in die fortschreitende Vertiefung der Interpretation dieser Stelle im Verlaufe der christlichen Zeitrechnung, die seltsamer Weise mit Augustin schon ihren Höhepunkt erreicht hat, um nach der Reformation sich wieder mehr und mehr zu verflachen.

Ruhland schreibt, namentlich in Anlehnung an die Augustin'sche Philosophie, eine moderne Interpretation dieser Stelle und damit zugleich eine neue Nationalökonomie. Jedenfalls wird auf diese Weise die Einheit zwischen der theologischen und der nationalökonomischen Wissenschaft wieder hergestellt, und die materiellen Güter erscheinen hier in einer ungleich schärferen Weise, als das irgend sonstwo unter den Modernen zu lesen wäre, als Mittel zum Zwecke einer möglichst menschenwürdigen Entfaltung Aller. Der herrschenden nationalökonomischen Schule gegenüber nimmt damit Ruhland freilich mehr als je zuvor eine strenge, oppositionelle Stellung ein.

Bayreuth und die Homosexualität.

Eine Erwägung von Dr. med. Oskar Panizza.

(München.)

„Ihm hilft nur der Eine."
Parsifal.

In der Morgennummer der distinguiertesten Zeitung Süddeutschlands und alten Weltblattes stand am 21. Juli 1894, kurz vor der ersten Parsifal-Aufführung in Bayreuth, folgendes Inserat:

„Welcher junge Bicyklist, Christ, bis 24 J., aus sehr gut. Hause, würde sich ebensolchem (Ausländer) anschließen, um im August eine schöne Radreise nach Tirol zu unternehmen. Erwünscht sehr hübsches Äußere, distinguierte Manieren, schwärmerisch angelegt. Charakter. Beantwortet werden nur Anträge mit Photographie, die sofort retourniert wird, unter „Numa 77" postlagernd Bayreuth." —

Was für geistige Unterströmungen gehen mitten in unserem offenen und offiziellen Tagesleben einher, von deren Existenz wir keine Ahnung haben!? Das offizielle Tagesleben heißt auf erotischem Gebiete: Mann wirbt um Weib, und Weib verlockt Mann. Was auf künstlerischem, poetischem, legislativem, diplomatischem, geschäftlichem Gebiete sich in dieser Richtung, in diesem Schema bewegt, es ist legitim, es darf mit der ganzen Brutalität offenbart werden, es geschieht am hellen Tageslicht, und Ernst, Tragik, Humor, Lyrik bis in seine letzten und tiefsten Nüancen beteiligt sich an dieser großen Kopulation. Es ist das Schema unseres Erdenlebens. Nicht der Natur. Hier haben wir Parthenogenesis, Hermaphroditismus, Konjugation, Metamorphose und alle möglichen Formen des sexuellen, wie des Fortpflanzungsverkehrs. Aber bei uns Menschen ist es das große Schema, um das sich alles dreht. — Alles? —

Nicht ganz alles. Aber was außerhalb der großen Formel liegt, ist zerstampft, zertreten, beschmutzt, verachtet und in Finsternis gestoßen: der homosexuale Verkehr; sei es bei Weibern, sei es bei Männern. Bleiben wir bei den letzteren.

Nehmen wir den schlimmsten Fall in der Knabenliebe: den karnalen Verkehr; schließlich ist er nichts anderes als der karnale Verkehr zwischen Mann und Weib auch. Nur daß ihm der teleologische Faktor im Hinblick auf die Fortpflanzung fehlt. Dieser liegt aber bei Mann und Weib in den meisten Fällen ebenfalls außerhalb ihrer direkten Absicht. Und die Naturwissenschaft wie Philosophie hat sich längst gewöhnt, den teleologischen Faktor, den Zweckbegriff, der „Natur" im allgemeinen zuzuschreiben, wenn

ihn nicht ganz zu leugnen. Wir sagen: Die Natur bezweckt Fortpflanzung der Gattung, indem sie an die Pforte ihres Mysteriums die libidinöse Regung setzt. — Also Mann und Weib sind herzlich unschuldig im Hinblick auf einen von der „Natur" ihnen imputierten „Zweck" der Veranstaltung. Zu geschweigen von dem irregulären Verkehr zwischen Mann und Weib, wie irrumatio und anderes, wo von „Zweck", von „Naturzweck" — außer dem individuellen, libidinösen — keine Rede sein kann.

Also karnal ist karnal. —

Und trotzdem ist der homosexuale Verkehr zwischen Mann und Mann — außer vom Arzt und Philosophen — als das Schimpflichste angesehen, was auf unserer Erde passieren kann. Ein flotter Mord ist eine Heldenthat dagegen.

Nun kommt aber etwas ganz anderes:

Aus der wertvollen Studie Krafft-Ebings (Psychopathia sexualis) — wo eine große Reihe dieser Bedauernswerten mit ihren biographischen Darlegungen, zwar anonym, aber direkt zum Wort kommen — wissen wir, daß bei homosexual veranlagten Männern der karnale Verkehr die große Seltenheit bildet; daß der Schwerpunkt zweifellos fast nur im Gemüt liegt, und daß die ganze Richtung entschieden als eine vorwiegend geistige angesehen werden muß. Es ist eine sublime Verbindung zwischen einem meist reiferen und einem jüngeren Mann, die sich, soweit die Sinne in Betracht kommen, meist in der Empfänglichkeit durch Auge und Ohr erschöpft (Ludwig II. wurde vorwiegend durch sonore Organe scharmiert), selten zu taktilen Annäherungen schreitet, außer solchen, die rein symbolische Bedeutung haben (Händedruck, Kuß, Umarmung), im übrigen als ein geistiges Verhältnis sich darstellt, in dem, bei aller körperlichen und Altersverschiedenheit, die Freude der Konsonanz ihres Gemüts, die Freude des Gebens und Empfangens neben der Ausbildung einer philosophisch-pantheistischen, hyperhumanen, sentimentalen, kunstschwärmenden Weltanschauung die Hauptpunkte bilden.

Die Anhänger dieser erotisch-psychischen Richtung gehören, wenigstens soweit der jeweilig ältere Part in Betracht kommt, einer ihrer Lebensstellung, wie ihrer Bildung nach ausgezeichnetsten Gesellschaftsklasse an.

Zweifellos hat die ganze Richtung, bei allem geistigen Aufschwung, bei aller Idealität und Sublimität etwas Kraftloses, Verschwommenes, Weichliches, dem Grobsinnlichen Widerstrebendes, die Öffentlichkeit Meidendes, Scheues und Feiges.

Zweifellos deckt sich diese ganze psychische Disposition vielfach mit dem, was wir nach seinen Vorzügen wie Fehlern den jüdischen Charakter nennen.

Zweifellos bilden Angehörige oder Mischlinge älterer Völkerstämme, wie Semiten, Romanen, Orientalen das Hauptkontingent zu dieser psy-

chiſchen Klaſſe, während nordiſche Völker, wie Engländer und Skandinaven, einen geringen Prozentſatz dazu ſtellen dürften; ein Unterſchied, der ſich auch in der geſetzgeberiſchen Behandlung wie öffentlichen Kritik des betreffenden Landes kundgiebt; derart, daß was z. B. in Neapel, in Rom, am päpſtlichen Hof In Bezug auf karnale, mann-männliche Vermiſchung als etwas Gang und Gäbes gilt, in England als das denkbar ſchlimmſte Vorkommnis im Leben eines Mannes angeſehen wird, das durchaus irreparabel iſt und dementſprechend beſtraft wird.

Schließlich: Was im Leben der Völker zuletzt der Ausdruck einer Ermattung auf grobſinnlichem Gebiet iſt, wiederholt ſich im Leben des Einzel-Individuums: der Greis, oder ſchon der alternde Mann, wendet ſich von den hetero-ſexualen Neigungen ſeiner Jugend ab und wendet ſich Jünglingen und Knaben zu; eine Wendung, die um ſo hoch-geiſtigeren, eventuell künſtleriſchen, poetiſchen Ausdruck finden wird, je höher die Bildung und Weltanſchauung des Werbenden Iſt (ſiehe Schopenhauer).

Und nun kommen wir zu unſerer eingangs mitgeteilten Annonce. Ein junger Mann ſucht nach einem anderen ſchwärmeriſchen jungen Mann und thut dies unter dem Stichwort „Numa“. Unter dieſem Pſeudonym hat bekanntlich der Verteidiger der Urnings-Liebe, und ſelbſt Urning, C. H. Ulrichs zu Beginn der ſechziger Jahre mehrere Schriften in deutſcher Sprache erſcheinen laſſen. Was alſo der junge Mann wollte, und ſehr geſchickt hinter der Übung des Bicykle-Fahrens — man fährt doch immer zu zwei! — verbarg, war klar. Und ſoweit wäre das Inſerat keiner weiteren Beachtung wert. Aber es kommt ein Wort hinzu, welches der Sache eine ganz neue Note hinzufügt, einen ganz neuen Klang giebt, das Schlußwort, unterſtrichen: „Bayreuth“. Und knapp vor der erſten „Parſifal“-Vorſtellung erſcheint dieſes Inſerat In einer hoch-ariſtokratiſchen Zeitung. Und ein Ausländer iſt es, der inſeriert. Und „Parſifal“ iſt doch jene Oper, derentwegen man nach Bayreuth geht. So ſehr, daß gerade vergangenen Sommer die Feſtſpielverwaltung ihren ausländiſchen Kunden ſchrieb, ſie müßten zu ihren Beſtellungen auf „Parſifal“ noch die auf „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“ hinzufügen, um ſicher bedient zu werden.

Daß „Parſifal“ eine geiſtige Koſt für Päderaſten ſei, — der Gedanke, den ich nicht rief, ſondern der zu mir kam, machte mich ſelbſt anfangs zurückſchaudern. Was! dieſes edle Werk — wird der Leſer ſagen — voll der höchſten Aſpirationen, welches die letzten Fragen der Menſchheit behandelt! — Der Meinung bin ich auch. Aber gerade „edel“ und „höchſte Aſpiration“ und philoſophiſche Behandlung der Menſchheitsfragen, das iſt das, was wir gerade auch beim Konträr-Sexualen, beſonders auch beim nicht karnal ſich Gebenden finden. — Aber das grandloſe Werk des Mitleids! —

Ganz recht. Eben dieses Mitleid, diese sentimentale Weltanschauung, dieses Edeltum, dieses Bewundern par distance ist gerade einer der charakteristischen Züge des Urning, der psycho-erotischen Rasse, die ich oben kennzeichnete. — — Parsifal, der Held des Alterswerkes Richard Wagners, an dem die höchste künstlerische Höhe und philosophische Vertiefung ebenso wenig bezweifelt werden kann, wie das Nachlassen wirklicher Schöpferkraft, hat keine sinnlichen Triebe; die Liebschaft fehlt; aus dem historisch-poetischen Charakter Parsifals bei Wolfram von Eschenbach hat der alternde Wagner die Liebes-Episoden gestrichen. Seine, Parsifals, Entwicklung im Musikdrama ist rein psychisch, fast übersinnlich, transcendental. Die Liebeswerbungen der Blumenmädchen (die bekanntlich im ersten Entwurf Wagners „Freudenmädchen" waren) in Klingsors Zaubergarten haben keine Macht über ihn. Das ist derselbe Zug, dem wir in der Therapie der Konträr-Sexualen bei Krafft-Ebing regelmäßig begegnen, daß man den armen, perversen Kerl in ein Freudenhaus schickt: wenn es ihm dort einmal gelungen, dann ist vielleicht Rettung vorhanden. Aber leider, es gelingt eben nicht. — Und so gelang es nicht in Klingsors Zaubergarten. — Im „Parsifal" wird der Verkehr mit dem Weib als „Sünde", als „Vergehen", als „Frevel" gegen den — Männer-Orden des Gral konstruiert. Durch Sinnenlust, durch Verkehr mit dem Weib, hat Amfortas die Lanze, die Herrschaft im Gralsreich, das Königtum über die Männer verloren. Der junge Parsifal ist sexuell indifferent. Dies genügt. Damit ist er nolens volens homosexual. Er liegt auf der anderen Seite. Seine Bestimmung ist, Andere, Männer, zu erlösen. Die Quelle dieses Erlösungsdranges ist „Erbarmen", „Mitleid", „Sehnen", „Schmachten", und zwar alle diese Qualitäten „rein", oder „reinst", d. i. ohne sinnliche Beimischung, kurz die ganze sublime Gefühlsskala, die wir immer in den Ausbrüchen der Urninge wiederfinden. Esoterische Kenntnisse werden im „Parsifal" für die Inhaber dieser vom Weib abgewandten Gefühle angedeutet. Nämlich ein besonderes „Wissen", welches man durch „Mitleid" erringt. Dieses „Wissen" ist „reinstes Wissen". Und sein moralischer Wert „reinsten Wissens Macht". Auch der Urning höhnt gelegentlich über die niedere Stufe der tierischen, grob-sinnlich liebenden Menschheit und fühlt sich mit seinem feineren Verkehr, feiner höheren Auffassung, seinem Wissen, welches er auch geheim hält, über die Anderen erhaben. — In der Gralsburg ist Alles männlich. Ritter wie Bedienung. Der Zugang wird bewacht. Die Kleidung und das Gebahren nach dem Vorbild der Templerherren, die ebenfalls das Keuschheitsgelübde abgelegt. Während Wagner noch im „Lohengrin" den Gralsritter, entsprechend der historischen Überlieferung, nach der Lohengrin verheiratet war und Kinder zeugte, sich sinnlich in Elsa verlieben läßt; während er noch

im „Triſtan" die Liebe, wenn auch mit Aufwand aller Machtmittel ins Geiſtige getrieben, zu Iſolde gelten läßt; iſt im „Parſifal" der Held und der Gralsritterverband vollſtändig homoſexual gedacht. Sie ſind Brüder. — Parſifal „erlöſt" denn auch letztlich einen alten, weltmüden, durch eine jugendliche Sinnenluſt „zu Fall gekommenen" Mann (Amfortas), und bringt ihm dadurch „Heil". Ein junger Mann bringt einem alten Manne „Heil". Und zwar durch geſchlechtliche Enthaltſamkeit und Indifferenz dem Weibe gegenüber (Klingſors Zaubergarten) bewirkt der junge Mann ſolche Erlöſung an dem alten Mann. — Die Homoſexualen perhorreszieren es bekanntlich aufs äußerſte, daß ihre jüngeren Schutzbefohlenen anderweitig, mit Weibern etwa, ſich ergötzen. Sie betrachten dies als ein ſchweres Vergehen und Entehrung ihrer Perſon. — Parſifal „erlöſt" alſo den kranken Amfortas und mit ihm die ganze Gralsgeſellſchaft. Und damit erlöſt er ſich ſelbſt endgültig aus den (ſinnlichen) Banden der Welt und wird Gralkönig. „Erlöſung dem Erlöſer." — Wagner faßte bekanntlich in dieſem ſeinem letzten Werk ſein Verhältnis zur Menſchheit auf wie das des jungen Parſifal zur Gralsritterſchaft. Und ſo faſſen es die Wagnerianer auf: Er, Wagner, erlöſte die Menſchheit durch ſeine Kunſt. Da aber der alternde Wagner, ebenſo wie Schopenhauer, als natürliches Altersprodukt, homoſexual (rein geiſtig geſprochen) geworden war, ſo ſymboliſierte er ſeine Theſe auf homoſexuale Weiſe; ebenſo wie Schopenhauer ſeinen bekannten „Nachtrag" zur Metaphyſik der Geſchlechtsliebe über die Päderaſtie ſchrieb. —

Wie wir einmal im Alter ſein werden, das wiſſen wir nicht. Aber jetzt, wo wir noch jung ſind, wollen wir auch geſund ſein. Und das deutſche Volk, welches immer jung ſein wird, wird ſich, quoad Wagner, an den jungen, geſunden, ſinnlichen „Tannhäuſer"-Wagner halten; „Parſifal", die homoſexuale Oper, den Flennern, den Bußfertigen, den Eſoteriſchen, den Alten überlaſſend. Zieht hin! — könnte man in Traveſtierung einer bekannten Stelle ihnen zurufen — Zieht hin! Zieht in den Berg der Venus masculinus ein! —

Individuum und Volksleben.

Von Dr. M. Schwann.
(Zürich.)

Wenn man nur ein wenig hinaushorcht in das Leben und die maſſenhaften Ratſchläge hört, welche hier und dort und von allen Seiten gegeben werden zur Beſſerung der ſozialen und politiſchen Lage, ſo wird man geſtehen, daß die bewegende Kraft der Wünſche heute eine unendlich

große geworden, eine größere, wie sie vielleicht je gewesen. Aber sofort möchte man dann auch fragen: woran liegt es, daß diese Wünsche sich nicht oder nur zum allergeringsten Teil in Thaten umsetzen, was ist die Ursache, daß diese ideale bewegende Macht nicht in die Wirklichkeit Formen schaffend hinausströmt? Die Antwort auf diese Frage ist nicht allzuschwer: den Wünschen steht ein Hindernis im Wege, welches nicht fortgewünscht werden kann, sondern mit aller, mit angestrengtester Thatkraft beiseite geschoben werden will. Und dieses Hindernis ist nicht mehr und nicht weniger als der kolossale Trümmerrest einer früheren historischen Entwicklung, der unserigen sowohl, als im weiteren Sinne der historischen Entwicklung Europas. So findet und fand die demokratische Entwicklung Frankreichs und der Schweiz ihr Hindernis an dem konstitutionellen Europa, dieses wieder das seinige an dem Despotismus Rußlands. Es läge an dieser Abstufung an sich nichts, wenn der reine Fluß der Ideen und Thaten von Westen nach Osten erhalten bliebe, wenn kurz gesagt eine ungestörte Fortentwicklung der europäischen Gesamtkultur, deren Ziel nun einmal die Befähigung der Völker zur Selbstbestimmung geworden ist, möglich wäre. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall. Rußlands negativer Despotismus bildet nicht nur das natürliche Hindernis der Fortentwicklung im konstitutionell-monarchischen Europa, sondern er wirkt auch negativ nach Westen weiter: die konstitutionellen Monarchien bedienen sich des russischen Despotismus als einer moralischen Stütze gegen ihre eigene Fortentwicklung und zur Erhaltung, zur Konservierung eigener überlebter Zustände. Diese reaktionäre Haltung in Ost- und Mitteleuropa wirft ihre Wellen gegen Westen fort. Hier wird, da die ganze Entwicklung am weitesten fortgeschritten ist, diese nunmehr vollkommen unterbundene Entwicklung auf den Kopf gestellt: die Demokratie des Westens, die ungeheuere Wucht des ihr zunächst entgegenstehenden Hindernisses fühlend, welches der Völkerstillstand in Mitteleuropa ihr entgegentürmt, greift über Mitteleuropa hinüber nach dem Osten und sucht diesen zur Beseitigung des Hindernisses, zur Zerschmetterung des Dreibundes an ihre Seite zu ziehen. Diese Tendenz ist nicht neu, sondern sie begegnet uns in der Geschichte in gewissen Abständen immer wieder. Sie sprach sich z. B. aus in dem Kaisertum der Böhmen-Luxemburger, dann in den folgenden Versuchen, auf die Throne Ungarns, Böhmens, Polens französische Prinzen zu erheben, zuletzt begegnet sie uns in anderen Formen sowohl in dem Bunde Napoleons I. mit Alexander von Rußland, wie in den Agitationen der französischen Demokratie für die polnische Revolution.

Die Entwicklung der Völker will Luft haben, und der Sturz des Dreibundes würde der Entwicklung Frankreichs und Rußlands zunächst wohl Luft geben. Was allerdings dann kommt, ist eine fürchterliche Frage,

fürchterlich insofern, als der Bund dieser beiden Völker nicht auf einer großen Position, sondern auf einer großen Negation beruht. Es ist andrerseits aber gar keine Frage, daß eine natürliche Vermittlung von Westen nach Osten durch Mitteleuropa der französischen Entwicklung, wie der russischen ebenso Luft verschaffen würde; es ist gar keine Frage, daß ein inniges Zusammengehen Deutschlands mit Frankreich der europäischen Entwicklung das Thor nach Osten, das einzig natürliche Thor, durch welches diese Entwicklung zu gehen vermag, sofort erschließen und die materielle und geistige Hebung und Befreiung des russischen Volkes zur Folge haben müßte. Warum dieses Zusammengehen Deutschlands mit Frankreich nicht möglich ist, wissen wir alle. Elsaß-Lothringen liegt als unbeweglicher Klotz dieser Freundschaft im Wege. Die Franzosen schreien über „Raub", die Deutschen pochen auf ihr „Recht". Allein wo derartige Gegensätze sich aufthun, ist das Recht niemals allein auf einer Seite, und wir wollen darum der elsaß-lothringischen Frage, dieser leidigsten Frage der Neuzeit einmal etwas näher auf den Leib rücken, selbst auf die Gefahr hin, von den sogenannten Patrioten als Feind des Vaterlandes verschrieen und angeklagt zu werden. Ist diese Frage zu lösen? — Wie ist sie zu lösen?

Sehen wir zurück! Ursache der Kriege in früherer Zeit war das überschüssige Wachstum einer Volksnatur. Stieg dieses Wachstum bis zu dem Punkte, daß es innerhalb der eigenen Grenzen keinen hinreichenden Boden mehr fand, so brach es über diese Grenzen hinaus. Entweder wurde nun der Überschuß im Kampfe mit einem Nachbarvolke, welches noch stark genug war, sich des Angriffs zu erwehren, für die nächste Zeit vernichtet, so daß eine Ruhepause eintreten konnte, oder aber das fremde Volk wurde besiegt, und der Sieger nahm dem Besiegten ein Stück Land weg, rottete das fremde Volkstum aus oder machte es zum Sklaven. Das siegreiche Volk dehnte sich in dem also gewonnenen Gebiete aus. Diese Praxis war barbarisch, aber eben darum der barbarischen Kultur jener Zeiten angemessen, auf Grund der damaligen Völkerentwicklung war sie eine natürliche und konsequente. In unserer Zeit trifft diese Anschauung nicht mehr zu, aber die Praxis ist geblieben. Man nimmt auch heute noch das Land, aber Ausrottung des fremden Volkstums, Vertreibung desselben oder Unterwerfung in Sklaverei — das paßt zu unseren Kulturbegriffen nicht mehr. Folgerichtig sollte man also auch dem Besiegten kein Land nehmen; denn nimmt man es, wird trotz unserer Kulturbegriffe die dementsprechende Praxis sich einstellen, welche auf Ausrottung des fremden Volkstums ausgeht. Man bedient sich dabei heute wohl anderer Mittel, aber die Sache ist doch dieselbe. Nun aber ist die Ursache der Kriege auch heute noch im Wesen die gleiche, wie früher. Eigenes Wachstum — fremder Niedergang! Das natür-

liche Geſetz der Völkerentwicklung läßt die Völkerkräfte ſich ſtets aus dem Übervollen in ein Leeres ergießen. Wie alſo müßte man die Frage heute löſen, wenn ſie unſeren Anſchauungen von Civiliſation entſprechen ſollte? —

Öffnung der Grenzen! Frankreich wurde beſiegt. Elſaß-Lothringen konnten wir unbeſchadet unſerer eigenen Entwicklung im franzöſiſchen Staatsverbande laſſen, aber da kam der romantiſche ſogenannte Ehrbegriff, ein für unſere Zeit und ihre Erkenntnis vollkommener Völkerrechtsunſinn dazwiſchen und verwirrte uns das Konzept. Das eine hätten wir von Frankreich fordern können, daß es unſerer Entwicklung keine Hinderniſſe bereitet und geſtattet hätte, daß Deutſche, welche ſich in ſeinem Staatsgebiete niederlaſſen und ſeine Verfaſſung anerkennen wollten, dies ohne jede Schwierigkeit und mit dem Vollrecht franzöſiſcher Bürger hätten thun können. So hätte der Krieg uns das gebracht, was er naturgemäß hätte bringen ſollen: den Frieden, die Möglichkeit eines langſamen Ausgleichs der nationalen und kulturellen Gegenſätze, die Entfernung und Abſchleifung aller jener Spitzen und Ecken, an denen die fernere Entwicklung beider Völker ſich fortwährend blutig reibt, und Frankreich hätte einen Sieger kennen gelernt, der in dem geſunden Wachstum des franzöſiſchen Volkes nicht ſeinen Nachteil, ſondern ſeinen höchſten Vorteil erblickt; es wäre vor jener nationalen Hypertrophie bewahrt geblieben, welche heute ſein ganzes Unglück ausmacht. Statt Abſchließung hätten wir die Brücke geſchlagen zwiſchen zwei Volksnaturen, die Brücke, über welche der Austauſch der Ideen, des Handels und Wandels ſich zu vollziehen vermocht hätte. Wie es jetzt geworden iſt, haben wir der Kultur und naturgemäßen Fortentwicklung beider Völker nicht die Bahn geebnet, ſondern ihr neue Hinderniſſe bereitet. Aber die Kultur läßt ſich eine derartig brutale Vergewaltigung auf die Dauer nicht gefallen. Wird ihr in dieſer Weiſe von der Unvernunft Gewalt angethan, ſo ſteigert ſie die Unvernunft fort und fort, bis jene Grenze erreicht iſt, an der die brutale Gewalt nunmehr der Unvernunft das Ende macht. Wo Gegenſätze nicht friedlich zu löſen ſind, wird aus dem Gegenſatz ein weiterer geboren, und ſo fort, bis endlich die Frage da angelangt iſt, wo es heißt: entweder ich oder du. Dieſe Wendung, eine barbariſche und jeder Civiliſation widerſprechende, ſcheint nun die Entwicklung Europas nehmen zu wollen, weil nicht die Vernunft, die Erlöſerin aus jeder Not, den Frieden machte, ſondern der aus einer ataviſtiſchen Erbſchaft erzeugte Irrtum, der romantiſche Barbarismus, der aus einer kriegeriſchen Vorzeit überkommene Geiſt des junkerlichen Militarismus das Wort führte. Die ganze Kultur, die Vernunft drängen auf den erſten Weg zurück. Schrifttum, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel und Verkehr bewegen ſich auf den natürlichen, für Europa nun einmal unumgänglichen Bahnen des gegenſeitigen Austauſches,

während die historischen Eierschalen einer vergangenen, aber noch nicht geistig überwundenen Zeit sich als hemmender Ballast an das kulturelle Leben beider Völker hängen.

Also das „Recht" ist nicht auf einer Seite allein in diesem Streite. Frankreich hat sich unserer Entwicklung in den Weg geworfen. Wir wiesen es zurück, thaten aber dann den weiteren Schritt, der Entwicklung Frankreichs ein Hindernis zu errichten, indem wir dasselbe zu isolieren und uns gegen dasselbe abzuschließen suchten. Daß das Militär das große Wort hatte und nicht der denkende, die Entwicklung beider Völker berücksichtigende Staatsmann, ist der große Fehler, den wir begingen. Denn in dauernder Freundschaft und im Frieden mit Frankreich verbunden, mit ihm nach den gleichen kulturellen Zielen strebend, wie es die natürliche Entwicklung Europas nun einmal fordert, würde die uns dann rein formelle Frage: „wem gehört Elsaß-Lothringen?" keine Kopfschmerzen machen. Elsaß-Lothringen gehört sich selbst, und es ist auch eine historische Unwahrheit, daß Elsaß-Lothringen einst in der Weise dem Reiche angehört habe, wie es dann später zu Frankreich gehörte. Elsaß-Lothringen ist, historisch besehen, wie schon der Name des letzteren sagt, ein Überbleibsel jenes alten lotharingischen Reiches, welches die natürliche Völkerentwicklung zwischen die reindeutschen und reinfranzösischen Stämme hineinschob zur Vermittlung zweier verschiedener Kulturzonen. Seine Entwicklung folgte den Pfaden, welche die anderen Überbleibsel dieses Vermittlungsgebietes eingeschlagen, den Pfaden zur Selbständigkeit; die Schweizer, Luxemburg, Holland, Belgien haben dieses Ziel erreicht. Elsaß-Lothringen aber verfiel der Gewalt der französischen Könige. Aber weder diese Gewalt, noch die formale Einziehung in die Reichsgrenzen, noch eine Überlassung an Frankreich können Elsaß-Lothringen in seinem Rechte, sich selbst anzugehören, jemals kränken. Rein atavistische Erkenntnisgrundsätze sind es, welche da etwas anderes stipulieren wollen, und wollten wir auf der Basis des „Rechtes" bleiben, so konnten wir nichts anderes thun, als die Gewaltthat des französischen Königtums aufheben und Elsaß-Lothringen seiner Freiheit wiedergeben. Bis dahin ging unser „Recht", was weiter kam, war Gewaltthat, die sich in garnichts von dem Charakter jener ersten Vergewaltigung durch Frankreich unterscheidet. Und diese unsere Gewaltthat ist es, welche den dauernden Kriegszustand zwischen Deutschland und Frankreich geschaffen hat. Chauvinismus und junkerlicher Militarismus haben diese Frage geschaffen, der Unvernunft entstammt sie, und sollte die Vernunft nicht die Aufgabe haben, das Werk der Unvernunft rückgängig zu machen?

Woran aber liegt es nun, daß bis heute in der großen Mehrheit des deutschen Volkes an dieser falschen Erkenntnis festgehalten wurde, daß man

sich bis heute niemals ernstlich gefragt hat, ob wohl auch ein Teil der Schuld an dem immer unerquicklicher werdenden Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland auf unserer Seite liegen könne? Mit dieser Frage gelangen wir zu unserem Thema:

„Der Gegensatz von Volksleben und Individualleben ist an sich ein vollkommen natürlicher. Das Volksleben als Ganzes hat einen bestimmten Altersgrad erreicht. Bis zu diesem hat sich nun jedes Einzelleben zu entwickeln, um die Harmonie zwischen sich und dem Volksleben herzustellen. Je älter ein Volk wird, um so langsamer schreitet seine Entwicklung fort, um so schwerer entschließt es sich zu neuem. Seine Rezeptionsfähigkeit erlahmt. Es zwingt also auch alles junge Leben zur Verlangsamung und Zurücklenkung seiner Triebe, d. h. es veraltert die Jugend und drängt sie aus den natürlichen subjektiven Bahnen in die objektiven, aus den Bahnen des Egoismus in die des Altruismus.“*) Ein schwaches Jugendleben wird verkümmern und verkrüppeln. Eine geistige und moralische Verflachung tritt ein. Ein starkes Jugendleben wird durch diese Zurücklenkung seiner Triebe zunächst gehaltvoller. Eine geistige und moralische Vertiefung tritt ein. Und mit dieser Mehrung der eigenen Kraft wird nun das Individuum der Volksentwicklung abermals gegenübertreten und so seinen Einfluß zur Geltung zu bringen suchen. Geht es auf geradem Wege durch Zufall oder Gunst des Geschicks in selbsteigener Entfaltung zur Höhe, so werden wir einen Führer des Volkes entstehen sehen. Muß das Individuum sich krümmen und suchen nach dem Spalt, durch den es zu Luft und Licht gelangen kann, so wird ein Revolutionär das Produkt sein.

Der gleiche Gegensatz und der gleiche Werdeprozeß offenbart sich natürlich auch da, wo eine veralterte Generation das Leben beherrscht in Wissenschaft, Politik, Kunst, Litteratur, in Handel und Wandel. Auch dieser Gegensatz treibt alles jugendliche Leben in den Konflikt mit sich und seiner Umgebung. Und diesen Zustand haben wir heute.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß Staat und Volksleben einander befruchtend durchdringen sollen. Das aber geschieht nie, wo der Staat nach einem unumstößlichen Rezept formuliert wurde und in Erstarrung geriet, wo also eine jüngere Generation alle ihre Kräfte umsonst zu vergeuden gezwungen wird. Fortbildung und Fortentwicklung auf beiden Seiten muß Prinzip bleiben; denn das allein ist das Prinzip des Lebens. Dem Leben eine Stätte zu bereiten zu harmonischster Entfaltung, das und nur das ist der Zweck des Staates, und diese Fortbildung erreicht man ebenso

*) An anderer Stelle habe ich diesen Erkenntnissatz ausgeführt und seine Folgen beleuchtet.

wieder nur, wenn die Adern des Staates dem treibenden Leben des Volkes geöffnet bleiben. Das aber ist unmöglich, wenn das Alter den Staat beherrscht.

Es besteht ferner wohl kein Zweifel mehr, daß die Kräfte, welche ihre höchste Entwicklungsfähigkeit erreicht haben, auch allein zur That, zum Schaffen berufen sind. Diese natürlichen Kräfte sind aber allein die des Mannes. Bei ihm drängt die Triebkraft der Jugend zur That, zum Schaffen in der Wirklichkeit. Also sollte auch kein andrer im Staatsleben zur Verwendung kommen, als der Mann, der Mensch, welcher auf der Höhe seiner Kraftentwicklung steht. Alle Staatsdiener sollten nicht unter dreißig, nicht über fünfzig Jahre alt sein. Pensionieren wir mit fünfzig Jahren, so behält das kräftige Mannesalter Platz zur Entwicklung und Wirkung. Wer mit fünfzig Jahren nicht verbraucht ist, hat alsdann eine Schule hinter sich und eine Lebenskenntnis, die ihn befähigen, als wirklicher geistiger Senator, als Ratgeber und weiser Helfer aus freischöpferischer Erkenntnis heraus dem Volke sein Bestes zu geben, während die Verbrauchten ohnehin weder dem Staate noch dem Volksleben mehr zu nützen vermögen. Die Vorteile der dem mit fünfzig Jahren nicht Verbrauchten zurückgegebenen Freiheit werden für Staats- und Volksleben weit größer sein, als das heute beliebte Ausschinden der letzten Menschenkraft im formalen Dienste des erstarrenden Staatsgebildes. Diese Praxis eines Ausschindens der Staatsdiener, um an Pensionen zu sparen, ist eine grundfalsche, denn gespart wird damit nichts.

Denn was die Pensionierung mit fünfzig Jahren betrifft, so bedeutet sie absolut keinen wirtschaftlichen Nachteil. Zwar soll

1. der Pensionierte soviel erhalten, daß er, wenn arbeitsunfähig, zu existieren vermag, aber auf ein Mehr, als die Zinsen eines in redlicher Lebensarbeit errungenen Kapitals hat kein Mensch Anspruch;

2. bedarf es jener hohen Pensionen, wie sie heute vielfach hinausgeworfen werden, nicht mehr, schon aus dem einfachen Grunde, weil ja die Sorge um die Existenz der Nachkommen eine weit geringere wird dadurch, daß diesen nun die Aussicht auf ein rascheres Selbstleben eröffnet wird. Gehen die Greise, wird Platz für die Jugend;

3. ist ein Mann mit fünfzig Jahren gewöhnlich noch nicht verbraucht. Er wird auf diesem oder jenem Gebiete, welches er sich wählen mag, arbeits- und erwerbsfähig sein und zu seiner Pension ein Überflüssiges erringen können;

4. wird der Staat dadurch, daß er nun nur die besten Manneskräfte in seine Dienste zieht, selbst kräftiger und leistungsfähiger, er wird für die im ganzen vermehrten, im einzelnen verringerten Pensionen mit Leichtigkeit aufzukommen vermögen;

5. könnte diese Art der Pensionierung niemals als Schimpf oder Zurücksetzung betrachtet werden;

6. könnte die Pensionierung kein „zur Ruhe setzen", keine Unfähigkeitserklärung, kein Alterspatent bedeuten, sondern der Pensionierte erhält in Ehren seine Freiheit wieder. Gearbeitet hat er; er kann seine Freiheit verschlafen oder im Spiel verbringen, oder aber, was in dem Alter weit wahrscheinlicher ist, er wird nun auf Grund seiner Erfahrung und Lebenskenntnis die Arbeit, welche er noch zu leisten vermag und zu leisten wünscht, in der Freiheit und gesichert vor Not weit intensiver zu leisten vermögen, als belastet mit dem formalen Geschäftsdienste des Tages. Und damit er diese *seine* Arbeit leisten könne, sollen dem „Senator" alle staatlichen Institute, Laboratorien, Museen, Bibliotheken u. s. w. in unbeschränktem Maße zur Arbeit offen stehen, nur daß er in ihnen zunächst für sich und in freier ungebundener Schöpfungskraft weiterarbeitet und nicht mehr wie bisher zu einem direkten Zweck der Verwaltung, Erziehung, des Unterrichts u. s. w.;

7. würde der von den formalen Geschäften entlastete Senator einen Teil seiner Zeit und seiner Kraft wiedergewinnen und, was das Alter ihm, dem doppelt Belasteten, bisher unmöglich machte oder erschwerte, diesen freigewordenen Zeit- und Kraftteil dazu verwenden können, mit dem Leben weiter Schritt zu halten;

8. würde die Ermöglichung eines rascheren Aufsteigens der jüngeren Kräfte manche wunderbare Kraft, die heute im Subalterndienst zu Grunde geht, zur Entfaltung bringen;

9. würde das Streben der Strebsamen durch die lockende Aussicht erhalten und gehoben, das Streben der Gemütlichen angefeuert, das ruhige Warten auf die Erfüllung der Dienstjahre und damit einer ruhigen und ungestörten Faulenzerei auf Staatskosten aber würde zur Unmöglichkeit. Denn solche Herren, deren Prinzip ist: man kann im Staatsdienst nie zu *wenig* thun — dieses Prinzip ist keineswegs der Einbildung entsprungen, sondern lebt, und wir könnten „Staatsdiener" mit Namen nennen, welche sich uns persönlich gegenüber dazu bekannten — solche Herren in ihrer Übergemütlichkeit würden eben einfach in Zukunft über den Subalterndienst nicht hinauskommen und bei Zeiten hinausbefördert werden. An dem Schritte des *Mannes* gemessen würde sich eben sehr bald die Unfähigkeit dieser Leute unzweifelhaft darthun, gleichen Schritt halten zu können, während sie sich heute kaum anzustrengen brauchen, um mit der an der Spitze einherhumpelnden Greisenhaftigkeit im Gleichtakte zu bleiben.

Die gezeigten Vorteile, denen sich andere anreihen ließen, wären sicher. Aber was bedeutete eine solche Praxis für das allgemeine Volksleben?

Nicht mehr und nicht weniger, als zunächst einmal einen gänzlichen Umschwung in der Ansicht vom Staatsdienste. Er würde für die allerbesten Kräfte das lockende Feld einer Bethätigung bleiben, während er heute die wirklich schöpferischen Elemente zurückstößt oder zu Grunde richtet. Die aber, welche heute den Staat für eine große Fütterungsmaschine und Versorgungsanstalt seiner Beamten halten, würden ihre Rechnung nicht mehr finden und dem Staate fernbleiben. Damit gewänne der Staat, wie jeder Organismus gewinnt, dem die Zufuhr von Mittelmäßigem und Faulem abgeschnitten wird. Das Volk würde im Staate wieder das zu sehen vermögen, was er sein soll: die höchste, Leben spendende, weil selbst lebendige Organisation seiner eigenen Lebenskräfte. Die Jugend würde mit vollerer Zuversicht ihrer Ausbildung nachstreben, da sich die Aussicht eröffnete, mit ihrem Wünschen und Sehnen zu einer frühen und umfassenden Wirklichkeitsgestaltung zu gelangen. Unser heutiges Wünschen und Sehnen besitzt ja kaum ein Mittel, sich in Thaten umzusetzen, und darum, weil es beim Wünschen und Sehnen bleibt, überspringen Wünsche und Sehnsucht die Wirklichkeit und begeben sich auf das freie Feld der Illusion. Wünschen und Sehnsucht wächst hier immer weiter und weiter, je weniger sich die Aussicht auf Erfüllung bietet. Unerfüllte Wünsche aber sind die Glutherde, in welchen die Waffen der Revolution geschmiedet werden. Die erste Generation wird die Nichterfüllung ihrer Wünsche hinnehmen und an ihr zu Grunde gehen, die zweite Generation aber muß schon aus der ererbten und eigenen hinzukommenden Wunschmasse und ausgerüstet mit einem frischeren, naiveren Thatendrange einfach zur That schreiten, und diese That wird erfolgen, sie erzeugt den Wetterschlag der Revolution.

Das Alter ist es, welches dem Alten und Abgelebten die Stütze bietet, welches die Entfaltung neuer Lebensanschauungen und ihre Überführung in die Wirklichkeit verhindert. Das Alter ist es, welches der natürlichen Entwicklung der Jugend alle und die größten Hemmnisse bereitet. An dem Alter eines Kaiser Wilhelm ist die Jugendkraft des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu schanden geworden, und es wird die Zeit kommen, da man über die letzten zwanzig Jahre der Regierung Wilhelms I. ein anderes Urteil fällt, als es die Gutmütigkeit, welche nur die Person des greisen Kaisers in Betracht zieht, nicht aber die Wirkungen seines Alters auf das Volksleben heute noch thut, wie heute schon die Zeit dicht vor der Thüre steht, da man Bismarcks Walten in den letzten zwanzig Jahren einer anderen Kritik unterzieht. Reform war der Ruf, als Wilhelm II. zur Regierung kam. Und da er dem Rufe zu folgen begann, fehlten ihm die ausführenden Kräfte, welche niemals bei alten Geheimräten und Professoren zu finden sind. Er überkam eine mit alten Kräften durchsetzte Staatsmaschine, und

die Maschine blieb hinter seinem Wollen weit zurück. Er bezichtigte die Schule des Versäumnisses, daß sie ihm unter seinen Altersgenossen keine Mithelfer erzogen. Nein, nicht die von einer Greisengeneration und einer greisenhaften Anschauung geleitete offizielle Schule hat diese Kräfte erzogen, wohl aber das Leben. Dahin jedoch vermag ein Kaiser, der selbst doch wieder in seiner Umgebung steckt und von ihr abhängig ist, nicht zu sehen. Im Heere räumte er auf mit den Alten. Aber weiter ging sein gesunder Trieb nicht. Wollte man ihm vorschlagen, einen Dreißigjährigen zum Reichskanzler zu machen, er würde zurückweichen vor dieser „Unmöglichkeit", und doch ist er selbst als Dreißigjähriger Kaiser geworden.

Das Alter beherrscht unsern Staat, und das ist seine Krankheit. Die Manneskraft oerkommt, weil die Greisenhaftigkeit ihr nicht weichen will. Sie sitzt fest in ihren Fauteuils und haspelt ihr Tagwerk herunter. Im Reichstage sitzen die alten Parlamentarier seit mehr als einer Generation. Das ist der Grund, daß die aus diesen Persönlichkeiten zusammengesetzten und oon ihnen beherrschten Parteien zu zerbröckeln beginnen. Neues Leben floß nicht hinzu. Einzig die Sozialdemokratie hat sich diesen Boden, aus welchem neues Leben fließt, erhalten. Ob sie aber nicht ebenso durch die Praxis ihrer Konkurrenten gezwungen wird, die Praxis derselben aufzunehmen und das Loch wieder zu schließen, müssen wir abwarten. Unsere Professoren, Litteraten, Künstler sind alte Männer. Sie halten die ersten Lehrstühle, die renommiertesten Zeitungen und Zeitschriften u. s. w. besetzt. Jugendliches Leben und Denken kann kaum irgendwo ankommen, und so bleibt es bei der alten Weisheit überall, auf den Lehrstühlen und in der „staatserhaltenden", d. h. die Greisenhaftigkeit beschützenden Presse. So geht es fort durch das ganze Volk hindurch. Der alte Bauer hält seinen Hof fest. Der Sohn vagiert draußen herum oder ist als Dienstbote bei dem Vater. Sein eigenes Dasein zu gestalten, findet er keine Gelegenheit. Die alte natürliche Praxis, daß der Vater abtritt und sich auf den Altenteil zurückzieht, kommt immer mehr ab. Und da wundert man sich über die Wirkung, daß die Söhne es zu keiner Selbständigkeit zu bringen vermögen?

Zu jeder Selbständigkeit gehört doch eine wirtschaftliche Grundlage. Wo diese vorenthalten bleibt, kann von einer naturgemäßen Entfaltung jungen Lebens, welches sich nach Thaten sehnt, nicht die Rede sein. Der Sohn geht auf die Wanderschaft und sucht irgendwo anzukommen, wo ihm wenigstens die persönliche Freiheit in größerem Maßstabe vergönnt ist. Indessen geht die Wirtschaft des Vaters, dessen Schultern für die Last zu schwach und immer schwächer werden, rückwärts, und schließlich, wenn er die Augen zumacht, ist die Frucht seiner Lebensarbeit beinahe oder ganz verzehrt. Den Söhnen ist nichts geblieben, sie sind Proletarier, die sehen müssen, wie sie etwas anfangen.

Und weiter! Diese wirtschaftliche Praxis, dieser wirtschaftliche Verfall hat den moralischen und geistigen im Gefolge. Wohl hält das natürliche Gefühl meist noch vor, die Familie äußerlich zusammenzuhalten. Aber wie lange kann das sein? Die Familie ist kein rein ethisches, sondern ein natürliches und darum wirtschaftliches Produkt, wie es die Gesellschaft, wie es der Staat ist. Und sie muß in die Brüche gehen, wo ihre wirtschaftliche Grundlage zerstört wurde. In unserer Bauernschaft fristet sich diese wirtschaftliche Grundlage heute noch kümmerlich fort, aber in den andern Schichten der Gesellschaft auch? Ja, vielleicht bei den Juden! Da hält der alte Familiengeist, der Geist der Zusammengehörigkeit noch fester vereint, da bleibt auch die wirtschaftliche Grundlage noch erhalten und erringt den Juden zum großen Teil jenes nicht zu leugnende wirtschaftliche Übergewicht. Aber bei den Deutschen, die nicht Bauern, die nicht Juden sind, ist das anders. Da reißt bald alles auseinander. Der Vater wirtschaftet fort in dem falschen Glauben, seine Existenz sei die sicherste Grundlage der Existenz seiner Söhne. Aber wer nie ohne Stütze gehen gelernt, fällt um, sobald die Stütze einmal bricht. Die Söhne gehen indes ihrer eigenen Nase nach, sich „eine Existenz zu gründen". So heißt das „schöne" Wort. Existenz gründen — mit nichts, als einer Arbeit, die hundert andere Enterbte ebenso leisten können, wo gerade der Erzeuger des Sohnes das erste Hindernis ist, an welches er bei seiner Existenzgründung anstößt.

Das Alter beherrscht den Staat, die Gesellschaft, den Einzelnen, und an diesem unnatürlichen Gegensatze des Alters zur Jugend bricht die ethische Kraft der Familie, der Volksgenossenschaft in Scherben. Die Teile wenden sich gegen das Ganze, und die allgemeine Unordnung ist da. Die Gesetzmäßigkeit der Natur, welche an die Wiege des einzelnen wie der Völker eine ältere und höhere Erfahrung als Leukerin stellt und sich also für die Zeit, da die Thatkraft der älteren Bildungen zu erlahmen beginnt, eine neue Kraft zu weiterer Fortentwicklung erzeugt und erzieht, verkehrt sich in ihr Gegenteil. Das Alter residiert weiter und behält das Szepter in Händen, und die Thatkraft der neuen Generation geht zu Grunde, weil ihr der Boden der Wirklichkeit, die wirtschaftliche Grundlage entzogen bleibt, auf der eine Entfaltung möglich wäre. Die Genußgreise sind wohl das widerlichste Produkt aller Entwicklung, und wo dieses Produkt zu Tage tritt, ist die Entwicklung in falschen Bahnen. Heute haben wir das Produkt nicht einzeln, sondern häufig, wie wir andrerseits alle Tage ein zweites Produkt unsrer Entwicklung „bewundern" können, die greisenhafte Blasiertheit der Jugend, ihre Verkommenheit, die Wendung ihrer Kräfte nach unten. Andere machen wieder die tollsten Gehirnsprünge, und ihr Gefühl, ihr Drang zu einem Selbstleben gelangt zum verrücktesten Ausdruck.

Und sehen wir nur einmal dahin, daß ein Fünfziger den Sohn wohl versteht und seinen Drang zum Selbstleben natürlich findet, ein Siebenziger aber nur noch Tollheit und Übermut da sieht, wo das Leben sich regt, daß er von diesem Leben verlangt, dieselben Pfade einzuschlagen, die der Greis, dessen Leben in der Vergangenheit liegt, so bedächtig und unbekümmert einherwandelt — so haben wir alles. Der Greis versteht die Jugend nicht. Folgte sich aber, wie es sein sollte, Generation um Generation in der Ablösung der formschaffenden Arbeit, so würde der Abstand niemals ein so großer werden können, und das Verständnis, weil eben von Generation zu Generation *vermittelt*, könnte auch dem Alter nicht fehlen. An dem fünfzigjährigen Sohne hätte der fünfundsiebenzigjährige Greis den Vermittler zum fünfundzwanzigjährigen Enkel. Aber heute? Das Alter entbehrt dieses Vermittlers, da es ja selbst den Sohn zur Unthätigkeit zwang und ihn in Wege drängte, die er niemals gegangen wäre, hätte er die Bahn *seiner* Entwicklung frei gefunden. Ist doch die Praxis die einzige Lenkerin aller Ideen. Sie ist der natürliche Regulator aller Überschwenglichkeit. Wird dieser aber die Wirklichkeit, an der sie sich erproben könnte, entzogen, so wird sie eben Überschwenglichkeit bleiben, sie wird als solche weiterwachsen und Jugend und Alter in ihren Anschauungen immer weiter auseinanderführen.

Darum zunächst einmal die Praxis dem Manne, nicht dem Greise! Auf allen Gebieten! Wer dreißig Jahre alt geworden ist, soll die Sicherheit haben, schaffen, seinen Ideen einen festen Boden, auf dem sie zu wurzeln und wachsen vermögen, erringen zu können. Und schaffen wir diese Praxis zuerst einmal bei uns, so werden wir sie auch andern Völkern gegenüber üben lernen; denn ob Völkerleben oder Individualleben — sie vollziehen sich nach denselben Gesetzen. Ein älteres Volk steht uns im Westen, ein jüngeres im Osten zur Seite. Jenes erhebt den Anspruch, sich ausleben zu können, und wir dürfen ihm dieses Recht nicht verkümmern. Dieses erhebt den Anspruch, zum Leben und Schaffen zugelassen und zugezogen zu werden. Wir haben kein Recht, ihm dieses zu verweigern. Wir selbst aber haben, weil noch im Wachstum begriffen, den Drang, uns auszudehnen. Das können wir. Wir können unsere Kräfte entfalten nach Westen, um zu lernen von einem älteren, erfahreneren Volke, nach Osten, um zu lehren bei einem jüngeren Volke. Und in diesem gegenseitigen Austausche von Kräften wird uns und den Nachbarvölkern die Erkenntnis aufgehen, daß der Vorteil keines Volkes darin liegt, ein anderes zu hindern, sondern im Gegenteil darin, seiner möglichst natürlichen und gesunden Entwicklung die Bahn zu ebnen und zu derselben alles, was in unsern Kräften steht, beizutragen, wie es der Vorteil des Greises ist, wenn sich die Jugend

kräftig und gesund entwickelt, wie es der Vorteil der Jugend ist, wenn ihr dazu von einer älteren Generation die Bahn geebnet, nicht aber verrammelt wurde.

Was endlich für die Entwicklung der Individuen und Völker gilt, das gilt in dem gleichen Maße für die Entwicklung der Gesellschaftsschichten eines einzelnen Volkes. Auch sie sind Ablagerungen historischen Werdens, auch sie repräsentieren uns die verschiedenen Alter dieses Werdens von der Natur aufwärts bis zur höchsten Kulturstufe und von hier wieder abwärts bis zur traurigsten Dekadenz. Sie alle haben nur ein großes natürliches Interesse, und darum gilt auch für sie alle das gleiche Gesetz der Ergänzung, der Befreiung des jugendlichen Lebens und der Eröffnung aller Bahnen, welche seiner Fortentwicklung dienen können. Das heute in der Sozialdemokratie organisierte Proletariat ist die jüngste dieser gesellschaftlich-historischen Ablagerungen, und sie hat das gleiche Recht der Existenz, wie alle ihre Vorgänger. Kastenmäßige Abschließung ist ein Produkt der Greisenhaftigkeit, der Impotenz und Dekadenz. Das Volk muß freie Bahn haben, sein Leben ausströmen zu lassen in die diesem Leben entsprechenden natürlichen Formen. Nicht Abschließung der gesellschaftlichen Schichten gegen einander, sondern sperrangelweite Öffnung aller Schranken ermöglicht dem gesunden Leben, welches niemals von oben, sondern stets nur von unten, aus dem Volke heraus, aus dem Erdboden strömt, seine gesunde und natürliche Entfaltung. Und diese gesunde Entfaltung ist doch dasjenige, worauf es ankommt, nicht aber die Erhaltung eines eingebildeten, oder auf einer gestorbenen Wirklichkeit, auf altem Unsinn begründeten Vorurteils. Und Vorurteil ist eine aus Theorien, nicht aus der Wirklichkeit, aus dem lebendigen Volkswillen geschaffene künstliche Staats- und Lebensform.

In der Befreiung der Manneskraft liegt das Heil aller, nicht aber in dem traurigen Festhalten der Greise in Staat und Gesellschaft an ihren Liebhabereien. Nur die Jugend kann die wirkliche Stütze des Alters sein und sollte sie sein nach dem Gesetze der Natur. Denn aus der Jugend heraus fließt alles Leben, alle Lebenserneuerung. Wo aber das Alter sich auf sich selbst zu stützen sucht, da wird es zusammenbrechen unter der fortwährend wachsenden Last, und ein Zusammenbruch wird alles, Jugend und Manneskraft, das ganze Volk begraben. Also noch einmal: die Praxis, die formschaffende Arbeit dem Manne in Staat und Gesellschaft! Ihm steht die Jugend noch nahe genug, daß er ihr Fühlen und Wollen versteht und empfindet, und er ist reif genug, den Rat der „Senatoren" zu verstehen und zu beherzigen. Und wer dem Manne diesen ihm allein gebührenden Wirkungskreis entzieht, begeht ein Verbrechen an ihm, an der Gesamtheit!

„Unſere Kadettenkorps“ und die „Zukunft“.

Ein Wort der Entgegnung auf die Kritik des Herrn Eduard Goldbeck.*)

Von *,*.

„Wer vermag zu ſagen, was Alles im dunklen Schoße der Zukunft ſchlummert!“

An dieſen Spruch mußte ich heute denken, als ich im Heft Nr. 8 der „Zukunft“ die Kritik meiner Broſchüre „Unſere Kadettenkorps“ von einem Herrn Eduard Goldbeck las. In einem Fach meines Schreibtiſches befindet ſich nämlich eine gewiſſe Zuſchrift eines gewiſſen Maximilian Harden, Herausgeber und Redakteur der Zukunft, in welcher er mir mitteilt, daß er die intereſſante Arbeit „Unſere Kadettenkorps“ leider nicht bringen könne, nur weil dieſe für eine Wochenſchrift viel zu umfangreiche, Fortſetzungen aber den Geſamteindruck ſtören würden, „indeſſen,“ fährt Herr Maximilian Harden, Redakteur der Zukunft, fort, „Monatsſchriften werden gewiß den erforderlichen Raum freimachen können“ und im Anſchluß hieran empfiehlt mir genannter Herr einige diesbezügl. Redaktionen. — Das geſchah vor knapp drei Monaten und heute? — ja, der alte Spruch hat ſchon recht: Wer vermag zu ſagen, was alles im Schoße der Zukunft ſchlummert! —

— Ich habe damals Herrn Maximilian Hardens Rat nicht befolgt, ſondern „Unſere Kadettenkorps“ gleich als Broſchüre erſcheinen laſſen. Nun hat ſich ein Herr Eduard Goldbeck gemüßigt befunden,, in eben dieſer „Zukunft“ eine längere Zerfaſerung meiner Broſchüre in der gegenwärtig beliebten Manier vorzunehmen, die den Schein objektiver Kritik vorzutäuſchen ſucht. Wenn ich hierdurch Herrn Eduard Goldbeck überhaupt antworte, ſo geſchieht dies lediglich deshalb, weil mir die betreffende Entgegnung von mir maßgebender Seite nahegelegt wurde.

Herr Eduard Goldbeck, der gewiß zu den Generalpächtern unſeres heutigen litterariſchen Marktes zählt, vermutet in mir „einen Gaſt auf dem Gebiete der Publizliſtik“. — Schön, er erwarte deshalb von mir auch keine modern-pikante Sauce voll Paprika in Geſtalt von Redewendungen wie „wirkungsvoller Coup“, „Schlager“, „Ambigu“, „Farceur“ — derartiges Zeug iſt meiner „emphatiſchen Darſtellungsweiſe“, die keine „ſtiliſtiſche Ökonomie“ kennt, fremd. Herr Eduard Goldbeck verſteht eben nicht, wie einem richtigen Kerl bei einer ihm werten Sache mal das Herz warm werden kann. — Ehrlicher Schiller, Du eiferteſt einſt gegen das Kaſtratenweſen, ſei froh, daß Du unſere Tage nicht erlebteſt. Ich bin der feſten Überzeugung, würde heute jemand vom Saturn auf unſre Erde herabfallen und hier ſeine Memoiren herausgeben, Herr Eduard Goldbeck würde dieſen Bericht mit genau derſelben — — Harmloſigkeit kritiſch beträufeln, mit der er ſich erlaubte über „Unſere Kadettenkorps“ den Stab zu brechen. Irgendwelche Vertiefung iſt ja nicht nach heutigem Geſchmack, immer hübſch oberflächlich, vor allem aber elegant und pikant!

Zur Sache: Herr Eduard Goldbeck ſchreibt: „Der Zweck dieſer Zeilen wird es ſein, nachzuweiſen, daß die Broſchüre von falſchen Angaben wimmelt.“ — Du lieber Himmel, und dabei giebt der Mann ganz naiv zu, daß er ſelbſt nie Kadett, ja, wie das ſeine Faſeleien über Strafrapporte (zu ſeiner Beruhigung teile ich ihm mit, daß deren der Kadett-Stubenälteſte 3, der Feldwebellieutenant 4, der Abteilungsoffizier 5 verhängen

*) Unſere Kadettenkorps. Von *,*. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.) Preis Mk. 1,—.

kann, die in das Strafbuch eingetragen werden müſſen) beweiſen, höchſtwahrſcheinlich nicht einmal Soldat geweſen iſt. Nur an einer Stelle erlaubt ſich Herr Eduard Goldbeck „aus perſönlichen Erfahrungen zu ſprechen", und dieſe „perſönlichen Erfahrungen" beſtehen in den für mich geradezu niederſchmetternden fünf Worten: „Ich habe viele Offiziere gekannt" — — —

Die Berufung auf jahrelange, perſönliche Erfahrungen an Leib und Seele, auf mein genau geführtes Tagebuch, alles das muß meinem famoſen Kritiker natürlich unbequem ſein, doch er weiß ſich auch hierüber elegant hinwegzuſetzen, er ſchreibt nämlich flott und munter: „Auf die perſönlichen Erfahrungen des Verfaſſers werde ich nicht eingehen. Der Namenloſe verlangt vergeblich von mir Vertrauen: nicht in jeder Tarnkappe verbirgt ſich ein Siegfried." — Ich bin der feſten Überzeugung, wären „Unſere Kadettenkorps" nicht anonym erſchienen (für die Redaktion der Zukunft im Speziellen exiſtiert dieſe Anonymität beluſtigender Weiſe nicht einmal!), Herr Eduard Goldbeck hätte eine andere Redewendung flugs zur Hand gehabt.

Zufällig bin ich in der angenehmen Lage, nun, wo ich mich einmal zu einer Entgegnung herbeigelaſſen, für die Wahrheit meiner Angaben auch einen abſolut unanfechtbaren Bundesgenoſſen gegen den Herrn Berufskritikus ins Feld führen zu können, unanfechtbar deshalb, weil dieſer mein gezwungener Verbündeter eigentlich gleichfalls mein Gegner iſt, nämlich den Königlich Sächſiſchen Major z. D. Herrn Adolf Bock von Wülfingen, deſſen Schrift „Die geſchmähten Kadettenkorps — Ein Wort der Entgegnung zu der Schrift „Unſere Kadettenkorps" von *,*" — gewiß alles eher denn eine Lobpreiſung meiner Broſchüre darſtellt. — Was der Herr Major ſchrieb, das hat mich allerdings tief erſchüttert, nicht weil es mir um die Stichhaltigkeit meiner Gründe bangt, ſondern weil ich geſehen, wie furchtbar ſich meine trüben Ahnungen, verkannt zu werden, erfüllten. Gegen den mir von dieſer Seite gemachten, mehr das perſönliche Gebiet ſtreifenden Vorwurf, mich ſeiner Zeit zu verteidigen, halte ich für meine Pflicht, daß ich heute Herrn Eduard Goldbeck antworten muß, erfüllt mich mit Widerwillen. —

— Abgeſehen von allgemeinen Redewendungen und öden Witzeleien — ſelbſt ein unſchuldiges Ausrufungszeichen muß Stoff zu acht vollen Druckzeilen liefern — geht Herr Eduard Goldbeck nur zweimal wirklich näher auf das eigentliche Hauptthema ein, und zwar geſchieht dies beim Kapitel der „Neuenſchindung" und dann bei Kritiſierung der Schlußforderung, die ich an meine Broſchüre knüpfte.

Herr Eduard Goldbeck ſchreibt nämlich:

„Das zweite Kapitel heißt: „Der Neue im Korps", und man errät bereits bei der Überſchrift, daß wir jetzt in die Sphäre ſenſationeller Enthüllungen vorgedrungen ſind. Sie erweiſt ſich denn auch als „Traum- und Zauberſphäre", obwohl der Verfaſſer verſichert, er ſchreibe ſeinen Aufſatz nur zu einem Zweck — „die Wahrheit zu ſagen". Freilich, er gebraucht dieſe Wendung nur im volkstümlichen Sinne, wie etwa jemand äußert: „Dem habe ich aber mal gründlich die Wahrheit geſagt", — denn von dieſem Kapitel an beginnen erſt recht eigentlich die Schmähungen und die Unwahrheiten. Der Verfaſſer erklärt, daß die Neuen im Kadettenkorps auf das Raffinierteſte geſchunden werden . . ." —

Dann folgen 49 Druckzeilen, durch die mich Herr Eduard Goldbeck als Lügner brandmarken will. — „Nichts leichter als das" hat er bereits bei der Einleitung zu ſeiner famoſen Kritik geſagt. Nun, wir werden ſehen! vorläufig habe der Herr Major Bock von Wülfingen das Wort. Ganz anders als der Lale Goldbeck läßt ſich dieſer Kenner hören, er ſchreibt nämlich:

„Das Schinden der Neuen iſt ein häßliches Ding, und es iſt traurig, daß derartige

Übel unausrottbar zu ſein ſcheinen. Ich halte es für einen Vorzug des Schriftchens „Unſere Kadettenkorps“, daß es die Vorgeſetzten der Kadetten von neuem darauf hinweiſt. Mit aller Energie muß dieſem Unweſen geſteuert werden und „die Fleiſchhauer vom Fleiſcherklub“ müſſen ohne Gnade und Barmherzigkeit aus den Korps entfernt werden; denn nicht genug, daß ein unglücklicher Neuer ſchon moraliſch unter Heimweh und der Ungewohntheit der Verhältniſſe und Anforderungen leidet, ſo laſſen ihn ſolche rüde Geſellen noch phyſiſche Folterqualen dulden.“

Am Schluß ſeiner Broſchüre ſchreibt ferner Herr Major Bock von Wülfingen:

„Immerhin iſt ſeine Schrift (Unſere Kadettenkorps) nicht ohne Verdienſt, ſie wird erneut die Direktionen der Kadettenkorps darauf hinlenken, mit Energie zu erſtreben, daß Gemeinheiten, wie ſie der Verfaſſer der Broſchüre „Unſere Kadettenkorps“ ſchilderte, nicht wieder vorkommen . . . .“

— Nun, mein hochverehrter Herr Kritikus — wer hat geflunkert? — ich oder Sie? — Nein, Herr Eduard Goldbeck, ich will gerecht ſein, geflunkert haben Sie nicht, Sie hielten es nur mit Ihrem modernen journaliſtiſchen Gewiſſen für vereinbar, über ein Thema zu kritteln, von dem Sie auch kein Jota verſtehen, über das Sie nur gelegentlich hin und wieder einmal einen Brocken glücklich aufgeſchnappt, den Sie aber nicht zu verdauen vermochten.

Wäre letzteres nicht der Fall, ſo hätten Sie auch nicht 49 Druckzeilen lang recht von oben herab über „Vorkorps“ und „Selektaner“ doziert — zwei Dinge, die in meiner ganzen Schrift auch an keiner einzigen Stelle erwähnt ſind. Einen logiſch denkenden Kopf, den Sie doch jedenfalls beſitzen, hätte ſo etwas ſtutzig machen müſſen. Jetzt, wo ich Sie ſelber auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht, will ich Sie auch gleich der Mühe entheben, hierüber bei den vielen Offizieren, die Sie gekannt, und bei dem ernſten, ſchnapsliebenden Mathematiker Nachfrage zu halten, und Ihnen ſagen, daß die übrigens ganz ſpeziell preußiſchen Einrichtungen der Vorkorps und der Selekta durchaus nicht, wie Sie glauben, untrennbar mit der eigentlichen Kadettenerziehung verbunden ſind; im Gegenteil, der weitaus größte Teil der Kadetten tritt in die Armee *ohne* der einen oder der andern, reſp. auch *ohne* allen beiden Inſtitutionen angehört zu haben. Ich glaubte mir im Intereſſe der Überſichtlichkeit ein näheres Eingehen auf dieſe, wie geſagt nur ausnahmsweiſe in Kraft tretenden Einrichtungen umſo eher ſchenken zu können, als ſowohl das Vorkorps, wie auch die Selekta die Hauptnachteile jeder Kadettenerziehung nur noch graſſer zum Ausdruck bringen, erſteres, indem es das Kind in noch früheren Lebensaltern dem Elternhauſe entzieht, letztere, indem ſie den weltunerfahrenen Kadetten auch noch der zwar ſehr kurzen, aber recht heilſamen Schulung der Fähnrichszeit beim Regiment beraubt. Wie viel zu roſig der Laie Goldbeck bei dieſer Gelegenheit ſich die disziplinellen Einrichtungen der Korps denkt, und wie viel richtiger meine Schilderung iſt, möge aus der Zuſtimmung hervorgehen, welche Herr Major Bock von Wülfingen meinem hieran geknüpften Änderungsvorſchlag entgegenbringt, wenn er ſchreibt:

„Der Reform, welche der Verfaſſer vorſchlägt, daß man immer nur gleichaltrige Kadetten in einer Stube unter Aufſicht eines zuverläſſigen Primaners als Stubenälteſten vereinige, kann man nur zuſtimmen . . .“ —

— Wo eine Reform nötig, iſt auch ein Übelſtand vorhanden.

Nun zur zweiten thatſächlichen Widerlegung:

Am Schluß ſeiner, für mich vernichtenden Kritik leiſtet ſich Herr Eduard Goldbeck folgenden köſtlichen, innigen Mitgefühl für meine geiſtige Umnachtung atmenden Paſſus:

„Zum Schluß kommt der Autor zu ſeiner praktiſchen Forderung. Der Zweck ſeiner Broſchüre iſt nämlich der, „wirkliche Erfolge“ zu erzielen. Ich kann ſagen, ich war

gespannt. Kritik, als schaffende Kraft, ist mir heilig. Man höre und staune. Er verlangt „nur das Eine“: „Man treffe Maßnahmen, daß die Austrittsprüfung des Kadettenkorps eo ipso zum Eintritt in eine andere Lehranstalt resp. zum Universitätsstudium berechtige.“

Parturiunt montes! Ich kann den Herrn Verfasser beruhigen.

„Dieses Ziel, an das er auf neunundvierzig Seiten soviel erhabenes Pathos, soviel sprühende Laune verschwendet hat, ist, Dank der vielgeschmähten Heeresverwaltung, seit Jahr und Tag erreicht. Das Kadettenkorps steht im Range eines Realgymnasiums, hat sein Abiturientenexamen und berechtigt jeden, der diese Laufbahn einschlagen will, zum Universitätsstudium . . . .“ —

Gnade, Gnade, Herr Eduard Goldbeck! ich erkläre mich ja schon für zermalmt. Gestatten Sie nur gütigst, daß ich noch schüchtern den Schlußpassus der Gegenschrift des Herrn Major Bock von Wülfingen anführe, dieser lautet:

„Der Vorschlag des Verfassers, daß die Austrittsprüfung des Kadettenkorps eo ipso zum Eintritt in eine andere Lehranstalt resp. zum Universitätsstudium berechtige, ist sehr schön und ließe sich vielleicht insoweit realisieren, als auch Realgymnasiasten gewisse Studien auf der Universität freistehen. Das Vorrecht der Lateinschulen kann den Korps aber nicht eingeräumt werden, so lange sie nicht Gymnasien werden — wozu weder Grund noch Bedürfnis vorliegt.“ —

— Und nun, mein Herr Eduard Goldbeck, haben Sie die Stirn, jetzt Ihren stolzen Satz:

„Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß die Broschüre des namenlosen Verfassers zahlreiche Irrtümer enthält“

noch aufrecht zu erhalten!? — — —

Ritter vom Schusterleisten.

Von H. E. B.

Es lohnt die Mühe, von Zeit zu Zeit die Gegner und Alles-besser-Wisser in eigenen Äußerungen aus Privat- oder Preßleben einer weiteren Öffentlichkeit vorzuführen, und fast scheint es am angebrachtesten, ohne viel kommentierende Begleitung sie ihr Solo singen oder blasen zu lassen: es tönt lauter und nachhaltiger und rührt drum mehr zum Lachen oder — Zähneknirschen.

Über das, was sich „schickt“, spricht der am meisten, dem's zuvörderst geziemte, bescheiden zu schweigen. Und als vor 3, 4 Jahren der Streit um „die Ehre“ im allgemeinen und die Sudermanns im besonderen tobte, rissen die das Maul am weitesten auf, welche außer der Reserveoffiziers-Visitenkarte oder dem farbigen Band nichts von bürgerlichen oder allgemein-menschlichen Verdiensten aufzuweisen hatten.

Sie sind bis heut noch nicht zur Ruhe gekommen, und so macht's denn Vergnügen, wieder einmal einen typischen Ehrenschwätzer am steif „gebögelten“ Kragen zu nehmen und auf den Plan zu stellen. Es handelt sich da, wie gesagt, bloß um einen Menschentypus, der so und gerade so bleibt, ob er nun gegen einen Sudermann oder für die Reize eines konservativen Regimes krakehlt.

Also: Silentium! Ein „alter Herr“ in der Bezeichnung glatzköpfigstem Sinne hat's Wort!*)

„Sudermann ist ein Künstler, das kann heute kein Mensch mehr bestreiten; er ist ein Künstler, aber ein Künstler in der Form, kein Künstler im Inhalt. Das wußten wir, als wir seine „Ehre“ zum ersten Male auf der Bühne gesehen hatten, das sagten wir uns wieder, als wir „Sodoms Ende“ und die „Heimat“ gesehen hatten; das sagten wir uns auch jetzt, als wir seinen letzten Roman „Es war“ gelesen hatten. Die Technik der „Ehre“ ist meisterhaft, der Inhalt unhaltbar. Was soll das Fangballspiel mit dem Begriff Ehre auf der Bühne? Wer es nicht weiß, was Ehre ist, der kommt durch S. dem Wissen nicht einen Zoll näher; und was hat es für Berechtigung, die Lösung des Begriffs Ehre (!) in Kreisen zu suchen, für die die Frage herzlich wenig Sinn hat. Wenn S. der Zeit einen Spiegel vorhalten wollte, dann hätte er sich für die Ehre die Kreise suchen müssen, in denen der Begriff Ehre (!) eine brennende Frage ist — unsere Offizier-, Studenten- und sonstigen (!) Kreise. Und die Lösung, die er giebt? Für Ehre sollen wir Pflicht setzen? Als ob nicht die Pflicht ein ebenso dehnbarer Begriff wäre wie Ehre! Wer nicht weiß was Ehre ist, der weiß auch nicht, was Pflicht ist.“

Drauf kommt des neuen Romans Inhalt, und eine böse Stelle drin regt den „alten Herrn“ zu nachfolgender Apostrophe an und auf:

„Herr Sudermann! Sie wollen über Ehre schreiben und so etwas behaupten?! Wenn Einer Einen haut und verweigert dem Gehauenen nachher die Satisfaktion, dann hält ihn kein Mensch für einen Ehrenmann. Es sei denn, der Gehauene hätte eine Gemeinheit begangen, die ihn eo ipso als herausgethan aus der guten Gesellschaft hinstellte. Kurt Brenkenberg hat mit Ella korrespondiert, das ist seine Sünde. Und wenn den ein Adeliger haut, dann muß der vor die Flinte, sonst hält ihn keine Seele für einen Ehrenmann, Herr — Sudermann.

Wie gesagt: S. ist ein Künstler in der Technik, ein Meister meinetwegen; der Inhalt ist — unhaltbar.“

Amen, Verehrtester.

Man mag sich ausmalen, mit welcher Begeisterung die Bundesbrüder, sonderlich jüngerer Generation, JHM im Geiste auf die höchsten Höhen des Gedankens nachgeklettert sind; nun ist ein Urteil zur Hand, an dem man vergnügt durch die beste Gesellschaft gehen kann.

Als Zweiten lassen wir auftreten einen Herrn Dr. med. M. Birnbaum; der schrieb im „Magazin“ (1894, Nr. 34) gegen das Frauenstudium und brachte dabei einige Gedanken vor, die schließlich so übel nicht waren. Dann aber bläht auch in ihm sich die Stütze der Gesellschaft, und man vernimmt nun die nachfolgenden dumpfen, gruseligen Töne, die mit der Würde und Arroganz eines Geheimrats die Ignoranz eines Bier- und Präparierfuchsen anmutig vereinen.

„ . . . . Allein man erwäge, daß bei der Freigabe des ärztlichen Berufes an das weibliche Geschlecht nicht nur einzelne bevorzugte Frauen, an das medizinische Studium herangehen werden, sondern auch, und zwar in der großen Mehrzahl, die Masse der körperlich wie geistig schwachen Frauen. Diese Inferiorität des weiblichen Geschlechts in seiner Gesamtheit gegenüber dem männlichen ist erwiesen.“

Daran möchte ich in der Geschwindigkeit die fürtrefflichste aller Bemerkungen anschließen, die ich je in dieser Frage las**):

*) Akademische Monatshefte. Organ der deutschen Korpsstudenten Heft 124.

**) Hygieia. VII. Heft 6. (Gaius: Die Ärztin.)

„Große Änderungen im Stand unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt braucht man davon nicht zu erwarten. Von den Tauſenden der ledigen Mädchen werden nur einige Hundert Medizin ſtudieren, und von den Hunderten wird nur die eine oder andere etwas leiſten, genau ſo wie auch unter den Männerärzten nur ein paar Köpfe ſind. Das liegt in der Natur des Menſchen, und die Vorrechte der Frau, Hingebung und Geſchicklichkeit, werden daran nichts ändern. Wirkliche Ärzte ſind eben ſeltene Vögel."

Unſer entrüſteter mediziniſcher Atta Troll und Tendenzbär brummt des weiiern:

„.... Es iſt doch bekannt, daß ſie — die jetzigen weibiichen Medizin Studierenden — in ihrer Mehrzahl nach modernen (!) Anſchauungen nicht geſellſchaftsfähig ſind. Sie ieben in Paris mit Studenten und auch anderen Männern zuſammen und beſchäftigen ſich neben ihrem Studium mit einer Poiitik, die von den europäiſchen Regierungen nichts weniger ais gebilligt wird. (!) Man kann dies Verhaiten der Studentinnen, dieſes Hinwegſetzen über die Anſicht der Mehrheit (!) nur durch einen Vorgang im Gehirn erklären, der von Ärzten als nicht mehr ganz normai bezeichnet werden dürfte. Das weibiiche Gehirn iſt aber dem männiichen im Durchſchnitt nicht ebenbürtig und vermag in ſeiner Faſſungskraft nicht ſoviei zu ieiſten. (!) Der Verſuch, es den männiichen Kameraden gieich zu thun, führt oft zu einer Überanſtrengung des Gehirns und in der Folge zu falſcher Auffaſſung der Dinge, was der Arzt „Geiſteskrankheit" nennt."

Pſychiatrie ſchwach — eine gieich häufige wie beklagenswerte Mediziner-Untugend — aber dafür iſt Herr Dr. Birnbaum ein ehrenwerter Mann: ſittenſtreng wie eine Konfirmandin und ein warmer Verehrer der warmen kompakten Majorität.

Es iſt die aite Geſchichte: fehit's an Vernunftgründen, ruft der Spießbürger nach der Sittenpoiizei. Und war's nicht Krafft-Ebing, der Soziaiismus und Anarchismus ais aus einer pſycho-(nicht bloß neuro-)pathiſchen Grundiage erwachſen darſtellte?

Biedermännern ſoichen Kaiibers — und allenthaiben tönt ihr Geſchrei aus blödem Sinn und biöder Kehie durch's Land — hat M. G. Conrad einen trefflichen Namen erſonnen: Herrgottſchwätzer. Ans Licht mit ihnen und ans Kreuz; und nicht bloß kleine Diebe ſollen hangen!

Aus dem Münchener Kunſtleben.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Ein Jubiläum ums andere. Man wird ait und äiter, und die Zeitgenoſſen ſollen uns ſagen, daß wir uns ewiger Jugend erfreuen, daß wir bei reiſem Leibe Unſterbiichkeit erieben. Es iſt immer eine hübſche, anregende Komödie, was die Sauertöpfigen auch ſagen mögen. Ohne Jubiläen würden die heutigen Menſchen das Lachen, Grüßen und Danken noch raſcher veriernen. Und daß der Jubilierte ſelbſt noch dabei und nicht ſchon ſeine runde ein, zwei, drei, vier Hundert tot iſt, wahrhaftig, das iſt noch das Schönſte bei der Sache. So hat er doch was davon, eine Aufregung, einen Anſporn, eine ſatte Freudenſtunde, einen humoriſtiſch verklärten Kater u. ſ. w.

Ernſt Poſſart, der Generaldirektor der k. Theater, hat ſein Schauſpielerjubiläum

mit großem Pomp gefeiert. So entſpricht's ſeiner Natur, die auf ſtarke äußerliche Wirkungen, auf das Packende und Impoſante geſtellt iſt. Er iſt in ſeiner Art ein Renaiſſance-Menſch. Mit all' den Wunderlichkeiten der modernen Mache als Zuſatz. Man muß ihn und ſeine Kunſtweiſe ſummariſch nehmen und nicht kritiſch-analytiſch an den Details haften bleiben. Und aus einer gewiſſen Ferne und im rechten Licht, wie im Theater. Oder im Milieu und mit dem Apparate der Repräſentation, weit weg von aller elementaren Intimität. Niemand iſt ein Held vor ſeinem Kammerdiener, ſoll der erſte Napoleon geſagt haben. Und der verſtand ſich darauf.

Als Jubiläumsrolle im Theater gab Poſſart jedoch nicht ſeinen Napoleon, ſondern ſeinen Manfred. Die große Sehnſucht, die nie aus Eigenem zu ſtillen iſt, das Feuer, das ſich an Schatten nährt und verzehrt, die Tragik, die lyriſch zerfließt, ſtatt eine Welt in Stücke zu reißen. Mit dem Schumann'ſchen Orcheſter, das nur ein überſetztes Klavier iſt. Byronismus in dieſer Geſtalt iſt Geſchmacks- und Stimmungsſache. Man kann ihn ſogar auch für Kunſt nehmen.

Sudermanns „Schmetterlingsſchlacht", die man uns im Reſidenztheater in tadelloſer Aufführung gezeigt hat, iſt nächſt „Sodoms Ende", das man uns aus fragwürdigen Gründen nicht zeigt, wohl die beſte Leiſtung dieſes zeitgemäßen und darum ſo überaus erfolgreichen Dichters. Ein Stück aus lauter Epiſodenfiguren und Redenſcenen. Und als Hauptträger der Handlung lauter Karikaturen, wie aus einem engliſchen Gouvernantenroman geſchnitten. Ganz merkwürdig. Aber nun fürchte ich faſt auch, daß Sudermann einſt mit dem Ruhme Kotzebues in der Litteraturgeſchichte ſich wird begnügen müſſen. Es müßten denn Zeichen und Wunder geſchehen, an die ich vorläufig nicht glaube.

Die drei Töchter wurden von den Damen Dandler, Schwarz, Brünner, die Mutter von Frau Herzfeld-Link geſpielt. Fräulein Dandler hatte nur ſchön und dumm, Fräulein Schwarz nur lüſtern, luſtig, verlogen und verliebt, Fräulein Brünner nur ein wunderlich verdorbener Backfiſch mit Gewiſſensbiſſen und Liebesviſionen zu ſein — und das iſt den Damen beſtens gelungen. Schwarz und Brünner gaben ſogar mehr, als zur theatraliſchen Wirkung nötig war, ſie gaben echte Kunſt, ſoweit es ihnen der Dichter zuließ. Frau Herzfeld-Link war in allem ſehr gut, in allem, was ſie ſagte und nicht ſagte — die weiſe Regie hatte ihr die herrliche Standrede am Schluſſe, bis auf einige ſentimentale Moralitäts-Tiraden, vom Munde weggeſtrichen. Die Männer waren in ihrem Elemente: Herr Keppler als Kommis und Sultier, Herr Trautſch als Apothekerlehrling, Herr Baſil und Herr Rémond als Vater und Sohn Winkelmann. Wie geſagt, es wurde tadellos Komödie geſpielt. Aber iſt das neue, moderne Kunſt, was hier Sudermann den Schauſpielern als Aufgabe ſtellt?

Wahrhaftig, da ſprach uns das dramatiſche Erſtlingswerk der Frau Karoline Brachvogel „Vergangenheit" im Gärtnertheater moderner an. Gewandtheit der Mache wie bei Sudermann, ſceniſche Effekte, Aktſchlüſſe und dergleichen wie bei Sudermann. Dazu aber noch einiges, was man nur beim beſten Ibſen findet, Schärfe der Charakteriſtik ohne Karikatur. Freilich, der Piſtolenſchuß, den die Heidin auf ſich abfeuert, macht das Stück aus, ohne das Drama in runder Motivierung zu beendigen. Das letzte Wort hätte dem Gatten, nicht dem Revolver der Gattin gehört. Die begabte Dichterin iſt uns eigentlich den letzten Akt ſchuldig geblieben. Sehr gut geſpielt, namentlich von den Damen Frank und Engl, fand das Stück die verdiente beifällige Aufnahme.

Ebenſo im gleichen Theater der neue Schwank „Loreley" von Joſef Dachs. Die Geſchichte iſt ein wenig klebrig, aber techniſch flott gemacht. Von da bis zum geſunden deutſchen Schwank in Hans Sachſens biderber Holzſchnittmanier iſt freilich

noch himmelweit. Dachs iſt ein Schüler der bekannteſten franzöſiſchen Poſſenreißer. Warten wir's ab, ob er's zum ſelbſtändigen deutſchen Poſſenmeiſter bringt.

Das Hoftheater giebt ſich jetzt viele Mühe, die Molière'ſchen Luſtſpiele in Fuldas Überſetzung dem Publikum beizubringen, findet aber noch wenig Gegenliebe. Die Fulda'ſchen Nachdichtungen ſind, bis auf einige Geziert- und Gezwungenheiten, litterariſch allerdings wertvoller, aber durchaus nicht ſo ſchlagend theatergerecht wie die alten, grobkörnigen Bühnenbearbeitungen erfahrener Regiſſeure. An den Fulda'ſchen Nachdichtungen merkt man erſt, daß der gute Molière weitaus nicht mehr ſo lebendig und modern iſt, wie gewiſſe Franzoſenſchwärmer vorgeben. Für unſere deutſche Bühne iſt er überhaupt nicht ſo wichtig.

Herrlich machte ſich Smetanas lyriſch-heroiſche Oper „Dalibor" in der wunderfeinen Aufführung auf unſerer k. Muſikbühne. Die Muſik iſt ſo lieb und ſchön, bald ſo ritterlich mutig, bald ſo ſentimental zerſchmelzend, daß man über alle Stilwidrigkeiten und Anlehnungen und über alle Buſchiaden im Text hinweghört.

Im Konzertleben gings wieder hoch her.

Ich notiere nur drei gewaltige Leiſtungen: Die Wiederholung von Beethovens Missa solemnis im Porges'ſchen Chorverein, den Händel'ſchen „Judas Makkabäus" im Oratorienverein (Leiter Prof. Gluth) und Liszts Fauſtſymphonie in der muſikaliſchen Akademie (Leiter Hofkapellmeiſter Richard Strauß.)

Ich komm darauf, wie auf einige Heldenthaten der nicht genug zu rühmenden Kaim-Konzerte zurück.

Auch was uns der Kunſtverein in den letzten Wochen Herrliches gezeigt (u. a. Uhdes vollendet meiſterhafte, tiefergreifende „Grabtragung Chriſti") will ich für meinen nächſten Bericht aufſparen.

Die Erſtaufführung von Hauptmanns „Kollege Crampton" in der Schweiz.

Von Dr. S. S. Epſtein.

(Bern.)

Alſo haben wir es doch erlebt, daß die moderne Komödie nicht nur bis zu uns gedrungen, ſondern auch mit jubelndem Beifall aufgenommen worden iſt! Ich erinnere mich noch lebhaft, welcher Pourparlers es voriges Jahr bedurfte, bis es der hochweiſen Theaterkommiſſion gefiel, die geplante „Weber"-Aufführung — nicht zu geſtatten; die einen meinten, das Stück würde nicht einſchlagen, die anderen ſagten, die Einſtudierung verlohne nicht der Mühe; aber ſpeziell einer der Herren, welcher nicht nur innerhalb, ſondern auch außerhalb ſeines Berufes für das Heil der Menſchheit ſorgen zu müſſen glaubt, traf den Nagel auf den Kopf; er rief aus: „Der Staat iſt in Gefahr!" und das

war ausſchlaggebend. Die „Weber“ wurden nicht aufgeführt und durften auch in keiner abſehbaren Zeit ihren Einzug in die Bundeshauptſtadt der Schweiz halten.

Item, freuen wir uns, daß wir „Kollege Crampton“ zu ſehen bekamen, und dies umſomehr, als es das erſte Mal iſt, daß dieſes Stück in der Schweiz aufgeführt wird.

Die Stimmung war eine geteilte; während ein erleſenes Publikum mit hochgeſpannten, freudigen Erwartungen da ſaß und ſeine Blicke auf die anweſenden Vertreter der anderen Schweizerbühnen richtete, prophezeite man in leitenden Theaterkreiſen dem Stück einen nur ſehr mäßigen Erfolg und ephemeres Daſein. Aber diesmal behielt das Publikum ausnahmsweiſe Recht! Das Stück wurde mit einem wahren Jubel aufgenommen, nach jedem Akt mußte der Vorhang mehrere Male in die Höhe, und am Ende ging gar niemand weg, alles blieb ruhig ſitzen oder ſtehen und applaudierte.

Auf Inſzenierung und Einſtudierung des Stückes wurde viel, ſehr viel liebevolle Sorgfalt verwendet; Prof. Hans Auer, welcher in der Theaterkommiſſion nicht nur das ſtaatserhaltende, ſondern auch das künſtleriſche Prinzip repräſentiert, hatte die geſamte Ausſtattung ſeines Ateliers hergegeben, und ſo machte die Bühne einen wirklich ſtimmungsvollen Eindruck. Was die Darſtellung anbelangt, ſo war ſie für Bern, wo man ſich in Klaſſikervorſtellungen am liebſten die Haare ausraufen möchte, durchwegs befriedigend, in der Titelrolle ſogar hervorragend. Herr Franz Bonn, ein Bruder von Ferdinand Bonn, ſpielte den Crampton mit ſoviel Wärme, mit ſoviel feiner Pointierung, mit ſo großer Hintanſetzung aller perſönlicher künſtleriſcher Eitelkeit, daß der jubelnde Beifall bei der erſten, die Kranzſpenden bei der zweiten Aufführung nicht nur dem Schauſpieler Bonn, ſondern überhaupt der modernen Darſtellungskunſt zur Ehre gereichen. Man konnte da wiederum die Beobachtung machen, wie wenige Darſteller eigentlich für die moderne Spielweiſe reif ſind, und wie viele es noch als unveräußerliches Attribut ihrer Kunſt anſehen, die Aktſchlüſſe ins Publikum hineinzubrüllen und dann in maleriſcher Poſe ſtehen zu bleiben, bis der Vorhang niedergeht. —

Mit geradezu rührender Verſtändnisloſigkeit ſtand ein Teil der Kritik dem Stück gegenüber. Ich hatte Gelegenheit, den Referenten eines viel geleſenen Blattes zu beobachten, der das Stück ſchon vor der Aufführung „nicht erbaulich“ fand, und ſeine erſte Notiz erſt in dem Augenblick machte, da Strähler zu ſeiner Schweſter ſcherzend: ‚Du Schafskopf!‘“ ſagt. Und das will moderne Kunſt beurteilen! Es ſah aber auch danach aus: Crampton ſei pſychologiſch ganz verfehlt, er hänge in ſeiner Handlungsweiſe ganz in der Luft, man wiſſe eigentlich nicht, warum er dem Trunk verfalle, man wiſſe ebenſowenig, warum und wieſo er ſich wiederfinde, man wiſſe auch nicht, ob dieſe Beſſerung anhalten werde, ja es ſei nach der Entwickelung geradezu ſicher, daß er ſehr bald wieder in den alten Fehler verfallen werde etc. etc. Überdies noch einige Fußtritte an die Adreſſe der Moderne im allgemeinen und ſpeziellen! Wie meint doch Profeſſor Crampton am Schluſſe des Stückes? .... doch nein! das darf man als wohlerzogener Mann nicht ſagen, und gute Erziehung iſt doch die Hauptſache, nicht wahr? —

Kritik.

Romane und Novellen.

Konrad Telmann: Unterm Strohdach. Roman in drei Bänden. (Leipzig, Karl Reißner.)

Konrad Telmann: Auf eigener Scholle. Roman in zwei Bänden. (Leipzig, Karl Reißner.)

Konrad Telmann: Schattenpflanzen. Novellen. (Leipzig, Karl Reißner.)

Rein dichterlich kedt sich Telmann in seinen Novellen wohl am charakteristischsten aus. Auch sein künstlerisches Wachstum läßt sich in allerlei neuen Feinheiten der Technik in diesen kleinen Werken am besten verfolgen. Im breit angelegten Roman bewährt sich wohl seine unermüdliche Fabulierlust, die wie ein Erbstück des jüngeren Spielhagen in die moderne Prosa-Epik hereinragt, aber in der Masse des Stoffes verliert der Leser leicht den dankbaren Blick für die reich ausgestreuten einzelnen Feinheiten. „Auf eigener Scholle" erscheint uns weniger wertvoll, als „Unterm Strohdach". Die von den Jüngsten so übermäßig bevorzugte psychologisierende Atelierkunst hat mit diesen weitausgesponnenen, ein wenig zu übersichtlich nach altbewährten Grundsätzen komponierten Erzählungen freilich sehr wenig Berührungspunkte. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Kritik der Jüngsten dem Telmannschen Schaffen nicht immer verständnisinnig und sympathisch gegenübersteht. Telmann ist moderner, als die älteren Prosa-Epiker Wilbrandt, Jensen, Franzos, er hat mehr Wärme und lebendigen Geist, als sie, auch sieht man seinen Werken, trotz ihrer Glätte und Klarheit in der Form, nicht so sehr das Konstruktive und Absichtliche an. Verblüffende Fehler, wie z. B. daß die Menschen im Augenblicke höchster Erregung noch lange, wohlgesetzte Reden halten und im Aufruhr des Gemüts Ideen mit logisch-nüchterner Folgerichtigkeit entwickeln, sind bei ihm seltener. XYZ.

Juliane Déry: Katastrophen. Neue Novellen. (Stuttgart, Bonz & Co.)

Die Reihenfolge der von der deutsch-ungarischen Dichterin veröffentlichen novellistischen Sammelbände ist die: „Hoch oben" — „Ohne Führer" — „Katastrophen". Daß alle künstlerisch gleich vorzüglich sind, hat fast etwas Beängstigendes, wie ein Typus, dessen Vollkommenheit nicht zu steigern ist. Nirgends merkt man die Feder, nirgends die Person des Autors — es scheinen lauter absolut objektive Gebilde unbewußten Künstlertums. Und dennoch sind sie voll stürmischen Lebens, denn sie packen, fesseln, reißen mit fort, atemlos. Und alle haben, was als persönlichstes Kennzeichen aller echt empfundenen Dichtung gilt, quellfrische Laune, goldigen Humor. Wir werden uns angesichts dieser merkwürdigsten Erscheinung unter den jungen Dichterinnen die Mühe nicht verdrießen lassen, die kritischen Urteile zu sammeln und zu überprüfen. Denn es steht wohl zu befürchten, daß man für die Déryſche Dichtung, die so viel Natürlichkeit, Gesundheit und Sonnenschein ausstrahlt, bei der heutigen Haltlosigkeit der kritischen Rechts- und der Zerfahrenheit der Geschmackspflege nicht leicht das zutreffende Wort finden wird. Was man in gewissen Kreisen als Genialität anstarrt: Geschraubtheit, Geziertheit, Unvolkstümlichkeit, hysterische Sinnlichkeit, Nerven überreiztheit, blutigen Wahnsinnskitzel einerseits und parfümierten Neuakademismus, gespenstigen Neuromantismus andererseits, von alle diesen traurigen Dekadenzlereien findet man bei Juliane Déry keine Spur. Ihre Kunst ist naiv, kein Produkt der Klique, der Schule des Ateliers, des Museums. Sie ist auf freier Erde gewachsen, umleuchtet von weiten Horizon-

ten, umbraust von fröhlichen Wetterstürmen. XYZ.

Arthur Achleitner: Grüne Brüche. Schilderungen und Erzählungen aus dem Wild- und Waidmannsleben des Hochgebirges. Mit Illustrationen von Huga Engel. (Stuttgart, Benz & Co.) Preis Mk. 2.50.

Mehr vom Tage für den Tag geschaffen als für die Litteratur im exklusiven Sinne. Fesch hingehauen, ohne viel Besinnen. Manches nach altbewährten Formeln und Madeln à la Schmidt, Rasegger; anderes wieder nach der Mamentaufnahme. Die Bilder desgleichen. Grüaß Enk Gott mitanand'. Z.

Stimmungsbilder aus dem Buchhandel. (Leipzig, Peter Hobbing.) — 110 Seiten.

Ja warum denn nicht? Viele Berufsschriftsteller stimmen und bilden nicht besser, als diese schreibenden Buchhändler — in Deutschland, wo alles schreibt. XYZ.

Es fällt heutzutage kaum jemand ein, einen Tendenzroman schon deshalb abzuweisen, weil er eben eine Tendenz hat. Der Verfasser von „Und Bebel sprach!" gilt sogar dem Leipziger Tageblatt als „echter, gottbegnadeter Poet". Aber die Art und Weise, wie der Herr X, der nicht den Mut hat, sich zu nennen, in seinem neuesten Opus Unter dem roten Zwang! Wahre Geschichten (Leipzig, A. Bergmann) die Tendenz fingerdick aufträgt, wie er seinen Abscheu vor der schlechten Sozialdemokratie in die Welt hinausschreit, geht denn doch wahrlich über das Maß des künstlerisch Zulässigen meilenweit hinaus. Ich greife ein paar Fälle heraus. Ein Arbeiter verläßt sein Weib und sein krankes Kind, um den ersten Mai zu feiern. Die Frau bleibt allein zuhause und hängt trüben Gedanken nach. Da tritt Herr X hervor und predigt, daß die Parteiführer von dem wahren Elend im Volke keine Ahnung hätten, und setzt unter Weise hinzu: „Ach, diese Gedanken stiegen in dem bekümmerten Herzen des armen Weibes nicht empor." Aber Herr X hatte diese Gedanken auf Lager und mußte sie irgendwie an den Mann bringen. Als Herr X dann schildert, wie bei der Maifeier das Volk dem Redner zuhört, dann kann er sich's wieder nicht verkneifen, er muß über die Führer schimpfen, die Ausbeuter, die zwanzigfach höhere Steuern von den Arbeitern eintreiben als der Staat. Und wenn all diese Expektorationen des Herrn X wahr wären, und wenn sie geistreich wären, daß man sich vor lauter Bewunderung des vielen Geistes nicht zu helfen wüßte, das eine wäre doch sicher, daß er alles andere, nur kein Dichter ist. Wahl giebt die sozialdemokratische Parteibewegung Stoff zu Dutzenden von Romanen, wohl können diese Romane Bilder geben, die recht unangenehmer Natur für die Genossen sind — sobald sie aber mit Predigtbruchstücken geschmückt sind, kann die litterarische Kritik sie mit gutem Gewissen links liegen lassen.

Ich will, auf die Gefahr hin, von freundlichen Leuten mißverstanden zu werden, hier gleich den neuesten Roman von Minna Kautsky: Helene (Stuttgart, J. H. W. Dietz) besprechen. Das Buch ist sozialistisch. Man merkt es, auf welcher Seite die Sympathien der Verfasserin sind. Aber sie predigt nicht. Sie stellt sich nicht hin und verkündet wie Herr X: in dem Augenblicke hätte nun eigentlich mein Held das und das denken müssen — vorausgesetzt, daß er so klug wäre wie ich. — Die Tochter eines kleinen Beamten kommt durch Heirat in aristokratische Kreise. Ihr inneres Leben droht zu verflachen. Sie hat es dem Einflusse von Nihilisten und Sozialdemokraten zu verdanken, daß sie neue Lebenskraft und neuen Lebensmut gewinnt als Vorkämpferin der sozialdemokratischen Frauenbewegung. Das kommt nicht von heut auf morgen. Sie hat viele Bitternisse zu kosten, manchen Schmerz hinunterzuschlucken. Allen Respekt vor der Verfasserin, die Helenes Entwicklung in

ihren einzelnen Stadien wahrscheinlich schildern konnte. Man kann ja Ausstellungen machen, man kann sagen, daß sie die Kreise, die sie liebt, auch besser verstanden hat. Das tritt am klarsten im dritten Buche zutage. Da schildert sie das Leben und Treiben der Sozialdemokraten in Zürich; den Wydener Kongreß, daneben die eigenartigen Typen russischer Revolutionäre. Da bekommt die ganze Darstellung Farbe, sie wird anschaulicher und frischer, die persönliche Wärme der Darstellung wirkt unwillkürlich auf den Leser. Ich glaube, dieses dritte Buch wird noch lange mit Interesse gelesen werden, wenn die beiden ersten schon längst verblaßt sind.

Eine Tendenzgeschichte ist auch die „moderne" Novelle von A. v. Villámosy: Verführt, verlassen, verloren. (Berlin, Bibliographisches Bureau.) Stofflich berührt sich das Buch mit Hans Lands Novelle Mutterrecht. Nur daß hier die Verlassene ins Wasser springt und den Verführer mit sich reißt. Innerlich begründet, psychologisch vertieft ist die Handlung bei Villámosy ebenso wenig, wie bei Hans Land, an künstlerischem Werte stehen beide gleich tief. Aber Land hat seinen Stoff mehr durchdacht und wahrscheinlichere Konsequenzen gezogen. Das Thema ist ja unerschöpflich, weil es dem Schriftsteller im Leben auf Schritt und Tritt in immer neuen Gestalten und Schicksalen entgegentritt, und Hans Land und Villámosy werden sicherlich noch manche Nachfolger finden — bis endlich einer kommt, der den Stoff in künstlerische Form gießt.

Ernst Ewert: Najas Seele. Novelle. (Dresden und Leipzig, E. Pierson. Preis 1 Mk.) — „Er war mittelgroß, gedrungen, mit unschönen Gesichtszügen, breiter Nase, derbem Kinn und glattgescheiteltem Haar. Er trug einen schwarzen Rock, der sauber war, aber nicht den modernsten Tagen entstammte, auch schlecht saß; die Wäsche des Eintretenden war von blendender Weiße. Er verneigte sich ein wenig schwerfällig, sandte einen prüfenden Blick in die anheimelnde Einfachheit des Stübchens, dann stellte er sich vor . . ." Wann werden wir wohl endlich solche banale Personenbeschreibungen los, die die Phantasie des Lesers niemals dazu vermögen, sich den Mann klar vorzustellen? Das ist ja nichts als Journalistenarbeit. Ich weiß nicht, ob der Verfasser aus dem Journalistenton herauskommen wird. Er versucht es hin und wieder in Naturschilderungen. Journalistenmäßig effektvoll ist auch die Anordnung der Fabel. Ein Schulmeister hat eine Sängerin geliebt, die mit seiner Liebe spielte. Er wird fast wahnsinnig vor Gram. In der Familie eines Bahnwärters findet er Frieden; er heiratet seine Tochter. Aber am Hochzeitstage stirbt die alte Schwiegermutter, und die alte Geliebte telegraphiert, daß sie im Sterben liege — da reist der Bräutigam schleunigst zur Dirne. Ein Knalleffekt wird auf den andern gehäuft; je unwahrer und je weniger innerlich begründet, um so besser. Voigtländer.

Stanisław Przybyszewski: Vigilien. (Berlin, S. Fischer.) — Eine eigentümliche Verfasserphysiognomie, deren bizarre Art mir noch nicht klar geworden ist. Ich komme mir seitenlang wie ausgeschlossen vor, da ich einfach nicht mit kann. Und dann plötzlich flammen Lichter auf, die die tiefsten Abgründe der Seele erleuchten. Es ist ein Buch, das man um und um lesen kann, man wird sich immer an einzelnen Stellen festhaken und den größten Respekt vor der Künstlerschaft des Dichters bekommen. Und doch — das Ich, das hier beichtet, giebt sich so seltsam, daß es wohl nur von dem Ich selber einigermaßen erfaßt wird. Es fehlt die Perspektive. Stimmungen sind herausgerissen und wie mit Blut hingeschrieben — aber ein Bild der Persönlichkeit fehlt. Hin und wieder hat man das Gefühl, daß die Gedanken- und Gefühlsblitze nichts als theatralische Kunststücke sind, und man will's

wieder nicht glauben. Ein katholiſcher Dunſt ſteigt auf, den proteſtantiſche Nerven nicht vertragen. Deliriumphantaſien quälen das Gehirn. Und es kann wohl ſein, daß man das Buch in weitem Bogen in die Ecke wirft und nach einem einfachen Buche greift, das ein ſchlichtes Menſchenſchickſal ohne große Geberden erzählt. In den Bigllien präſentiert ſich zweifellos einer der eigenartigſten Künſtler — mag man verſuchen, mit ihm fertig zu werden. Ich finde keine Formel für ihn.

Olga Hallin: Evas Sohn. Eine pſychologiſche Novelle. (Leipzig, Schaumburg-Fleiſcher.) — Der Titel pſychologiſche Novelle iſt irreführend. Von tief eindringender pſychologiſcher Verarbeitung des Stoffes iſt kaum eine Spur zu entdecken. Das Rätſel der anima muliebris, virili corpore inclusa iſt ſeiner Löſung nicht näher gebracht, und es war auch unmöglich, da ſich die Darſtellung der Verfaſſerin in hergebrachten Bahnen bewegt.

Morgenſtern.

Lyrik und Epos.

Eros und Eris. Von O. Wilhelmi. (Selbſtverlag: Berlin, Kaiſer Wilhelmſtraße 39.) Preis Mk. 1,50.

Einer, der ſeine eigenen Wege geht, voll ſtolzer Geſinnung und idealer Abſicht — aber ſeine Kunſt hält mit ſeinem Charakter nicht gleichen Schritt.

Kalanyas Völkerſang. Mittelafrikaniſcher Schöpfungsmythus von Fr. W. Helle. (Heiligenſtadt [Eichsfeld], Franz W. Cordier.)

Eine epiſche Dichtung, die mit Gewandtheit und Geſchmack einen intereſſanten Gegenſtand aus dem Geiſtesleben der mittelafrikaniſchen Neger behandelt.

Des gottſeligen Thomas von Kempen Nachfolge Chriſti. In deutſchen Reimen von Dr. jur. Hermann Iſeke, Garniſonspfarrer in Metz. Mit oberhirtlicher Genehmigung. (Heiligenſtadt [Eichsfeld]. Druck und Verlag von F. W. Cordier.)

Es will ſchon ein Lob bedeuten, daß das berühmte Büchlein durch die Verſifizierung nicht verloren hat. Wer die Reimſprache der Originalſprache vorzieht, wird im ganzen befriedigt ſein. Der Verfaſſer handhabt die Form mit Leichtigkeit und künſtleriſchem Gefühl für den rechten Ausdruck. Die Ausſtattung iſt ſehr ſchön.

XYZ.

Ährenleſe. Neue Sprüche von Frida Schanz. (Leipzig, Velhagen & Klaſing.)

Manches gute neue Wort in tadelloſer Reimform.

Fauſt und Prometheus. Eine Dichtung von Hermann Hango. (Wien, A. Hartleben.)

Die Fabel iſt geiſtvoll und giebt dem Dichter zu glänzenden naturwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Exkurſen Gelegenheit. Hango iſt ein zuverſichtlicher Jaſager, kein Lebenswertverneiner. Das iſt ſchließlich Stimmungs- und Kraftſache. Der Peſſimismus läßt ſich nicht aus der Welt hinausdisputieren und hinausdichten. Auch dann nicht, wenn die künſtleriſche Kraft wuchtiger wäre, als es bei Hango der Fall iſt, deſſen Reflexionslyrik des Dämoniſch-Elementaren, aus dem unbewußten Seelenleben einer leidenſchaftdurchwühlten großen Natur genial Eruptiven doch zu ſehr entbehrt, um uns in die Bahnen ihrer ſubjektiven Weltempfindung mit fortzureißen. Darüber täuſchen auch die wohllautenden, geiſtvollen Strophen Hangos nicht: die Löſung des Rätſels aller Rätſel iſt ſeinem „Fauſt und Prometheus“ nicht gelungen. Denn eine dichteriſch ſchöne Variante einer im allgemeinen bekannten philoſophiſchen Lesart im Buche der Lebensprobleme iſt keine grundlegende Löſung. Hango iſt in dieſem Punkte nicht glücklicher, als ſein Landsmann

Carneri, der in ſeinen moniſtiſchen Bedenken über „Empfindung und Bewußtſein“ (Bonn, Emil Strauß) von der philoſophiſchen Seite her ſo wenig poſitiv Befriedigendes über den weltalten Streit zu bringen wußte, wie Hango von der

poetiſchen: Eine neue Orcheſtrierung der alten Partitur, mehr nicht. M. G. C.

Excelſior. Gedicht von E. Saldurg. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria".

Edith Saldurg iſt mir ein neuer Name im deutſchen Dichterwald. Aber ich habe bei dieſem erſten Begegnen den Eindruck gewonnen, daß wir ihn werden im Gedächtnis behalten müſſen. Das Gedicht, epiſch-lyriſcher Natur, von dramatiſchen Blitzen durchzuckt, iſt techniſch meiſterhaft gemacht, verrät aber in ſeinem geiſtigen Weſen Züge, die es uns als jugendliche Entwicklungs- und Durchgangsſtufe einer großangelegten Kämpfernatur erkennen laſſen. Es iſt, als habe ſich die Dichterin mit dieſem prächtig ſchwungvollen „Excelſior" Mut machen wollen, immer ſtolzere, ſteilere Höhen im Geſtalten moderner Empfindung zu nehmen. Wie dem auch ſein möge, Saldurgs Dichtung („Gedicht", wie's auf dem Titel heißt, iſt zu beſcheiden) iſt das Werk einer vom reinſten Idealismus durchglühten, herrlich geſunden, heiligen Künſtlerſeele. M. G. C.

In der lyriſchen Poeſie muß, wenn anders ſie vollwertig ſein ſoll, ein perſönlicher Ton ſtark hervortreten. Aber wenn man die maſſenhafte lyriſche Produktion überblickt, die Monat für Monat dringt — dann wird man immer wieder die Erfahrung machen, daß recht brav gereimt und ſkandiert wird und daß das Reſultat des Reimens und Skandierens in ſchreiendem Mißverhältnis zur aufgewandten Mühe ſteht.

Da bringt z. B. Franz Dittmar ein ſchmales Bändchen Balladen und poetiſche Erzählungen (Dresden und Leipzig, E. Pierſon). Die erſte Ballade iſt eine Fortſetzung von Schillers „Ring des Polykrates" in ſchwungvollen Schillerſchen Verſen — Epigonenverſen; und in gleich guten Verſen ſingt Dittmar von Aldoin und von Carus, von Phidias und Wallenſtein. Ruhig lieſt man das Buch durch, und wenn man es weglegt, ſteht einem die Perſönlichkeit des Dichters ſo ferne wie beim Leſen des Titelblattes.

Wilhelm Pfitzner bringt in ſeiner Sammlung: Friſche und welke Blüten (Dresden und Leipzig, E. Pierſon) nur rein lyriſche Sachen. Da kann ja mehr Perſönlichkeit zum Vorſchein kommen. Nun ja, Mutterliebe, Freundesliebe, ſchlichte Religioſität — lauter brave Gefühle klingen an. Aber die Form — iſt alt und nicht immer rein. Wer das ganze Buch durchwandert hat, ſtolpert zum Schluſſe noch über ein Diſtichon:

Nimmer erreichet der Menſch alle Ziele im Leben,
Nur das eine, der Tod iſt ihm immer gewiß.

Aber glatt iſt der Weg nicht bis zum Schluß; man muß an einer Form denken (für dieſen) vorüber, weil ein Versausgang läuten vorher nicht zu umgehen war. Das ſchöne Journaliſtenwort „unentwegt" muß „voll und ganz" verſchluckt werden einem Reime auf trägt zuliebe — noch dazu in einem religiöſen Gedichte. „Welke Blüten."

Glatte, gefällige Form iſt der Hauptvorzug der Neuen Gedichte von Paul Kunad. Dritte Sammlung. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon.) Hin und wieder gelingt eine einfache Schilderung (z. B. Schlaraffenland). Durchgängig herrſcht ein guter Geſchmack. Aber auch Kunad hat durchgängig alte Töne. Unwillkürlich klingt beim Leſen der Rhythmus bekannter Gedichte an und läßt keine ſtarke Wirkung aufkommen.

Bei den Gedichten von Aidertine Nachtweih: Frühlingsfahrt (Leipzig, Rob. Claußner) haben auch bekannte alte Herrn Pate geſtanden. Nicht als ob bewußte Anlehnung vorläge — aber alle Ausdrucksmittel und Rhythmen, über die die Dichterin verfügt, ſind mehr oder weniger konventionell und ſtimmen darin zu den Stoffen.

Dasſelbe gilt von den Gedichten von Max de la Haye: Studentenleben, Trink- und Liebeslieder. (Fürſtenfeldbruck bei München, Verlag des Verfaſſers.) Friſch ſind die beiden erſten Abteilungen, die Studenten- und Trinklieder; ſie werden ihre Freunde finden, je mehr das freie

Burſchenleben ſchwindet, das hier anachroniſtiſch verherrlicht iſt; ich glaube wenigſtens nicht recht an die Exiſtenz der Burſchenherrlichkeit, wie ſie hier erſcheint.

Pauſanias.

Otto Julius Bierbaum „Nemt, Frouwe, diſen Kranz". Ausgew. Gedichte. (Berlin, G. Schuhr, 1894.) 106 pag., gbd. Mk. 2.—Sollte jemand einmal ſpäter die Geſchichte der Bücher-Ornamentik unſerer Zeit ſchreiben, ſo müßte er Bierbaum einen hervorragenden Platz nicht nur deshalb anweiſen, weil deſſen Bücher mit hervorragender Zier auf dem Markt erſcheinen, ſondern weil es Bierbaums eigenſte Initiative iſt, ſeinen Werken einen ganz perſönlichen Stempel in der Wahl der Ornamente, der Schrift, der Zierleiſten, der Deckfarbe bis zu dem kindlichen Goldpapier, welches den Rücken einfaßt, zu verleihen; weil dies nicht des Verlegers, ſondern Bierbaums Sache iſt; und weil er in dieſer innigen Überdenkung des Kleides, das er ſeinen Kindern anziehen will, der einzige und ſorgfältigſte unter uns modernen Schriftſtellern iſt. Freilich, Gedanken, die ſcheren ſich nicht viel um die Hülle, in der ſie erſcheinen. Und der bittere Pfeffergeruch gar, der in allen neuen engliſchen Büchern ſteckt, ſcheint uns gleich zu Beginn vor aller Gefühlsduſelei warnen zu wollen. Aber Empfindungen, und gar deutſche Empfindungen, und gar ſo zarte deutſche Empfindungen, wie ſie die Bierbaumſche Muſe zu uns herüberträgt, die wollen in köſtlichem Gewand erſcheinen; die ſind wie Weihnachtsgeſchenke und Oſterhas, und müſſen von Tannenduft und Moosgeruch umflort ſein. — Es iſt eine lyriſche Auswahl aus früher veröffentlichten Werken, die uns Bierbaum hier bietet, und in einem Buchbindergewand, ſo zart und fein — an dem allerdings Franz Stuck und Hans Thoma mitgeholfen haben —, daß man, wäre das Ding nicht ſo urdeutſch, an die ſuperfeinen franzöſiſchen Duodez-Ausgaben des vorigen Jahrhunderts denken könnte, die auch bei uns mit Chodowieckiſchen Kupfern verziert nachgeahmt wurden, und in denen unſere Vorfahren z. B. die Geßnerſchen „Idyllen" genoſſen. — So jung Bierbaum iſt, das vorliegende Büchlein läßt ſein Talent in ſcharfem Umriß mit großer Deutlichkeit erkennen. Er archaïſiert gern nach Walther von der Vogelweide zu. Aber der tiefe Ernſt und die ausgeſprochene Melancholie, die über dieſem — nun als Böhme angeſprochenen — Poeten liegt, ſind ihm ganz fremd. Und auch der moderne Liliencron, mit dem er und andere ihn in Verbindung gebracht haben, hat nicht viel über ihn vermocht. Bierbaum iſt weder ſchneidig noch ſeriös, er iſt weder gewaltig noch ſelbſtbewußt; er geht nicht in die Tiefe und hat auch nicht den ſogenannten weiten Horizont. Er ziſeliert ſeine Form nicht ſo ſauber wie Heine, und es fehlt ihm der fortreißende Impuls des Henckell. Aber er hat einen einzigen, ſüßen Gedanken in ſeiner Bruſt, eine Schalmei, mit der er, wie der Rattenfänger von Hameln, uns alle einfängt, mit der er Gegenden verzaubert und Mädchenherzen zu ſich hinüberdiegt. Er iſt ein Sonntagskind. Und da, wo er dieſen einzigen Gefühlston emporkommen läßt, wo er an einem Sommermorgen hinaustritt in die Natur und die Blütenglocken erklingen macht, mit ſeinem Schäferſtab die Königskerzen berührt und Mädchengekicher aus den Büſchen brechen läßt, da iſt ſein Reich, da erklingt ſeine Schalmei, und da berückt er uns alle. — Nicht, daß ihm das Tiefſinnige ganz fehlte und das Myſtiſche ihn nicht berührte; aber — hier wie z. B. in der „Nonne" — bleibt er doch ſozuſagen in der Entfernung ſtehen, berührt den Gegenſtand nur leiſe und läßt ſich nicht weiter ein. — Auch in der „Herrgottsperſpektive" fühlt er weit mehr kindlich, als religiös oder ehrfürchtig, und erſchöpft den Stoff ſozuſagen abſichtlich nicht in ſeiner Tiefe, in die er nicht einmal hinabſchaut. — Schwere, tragiſche Töne ſind

es nicht, die Bierbaum ſeiner Leier entlockt, er geht nicht auf dem Kothurn einher, ſein Handwerkszeug iſt die Flöte der lieblichen Erato oder das Gezink Terpſichorens, und am herzigſten rührt er uns mit ſeiner Melodie:

Wos iſt mein Schatz? Eine Plättmamſell.
Wo wohnt ſie? Unten am Gries.
Wa die Iſor rauſcht, wo die Brücke ſteht,
Wo die Wieſe von flotternden Hemden weht:
Do liegt mein Paradies.

Im allerkleinſten Haule drin,
Mit den Fenſterläden grün,
Da ſtehl mein Schatz am Bügelbrett,
Holho, wie ſie hurtig den Bügelſtahl dreht,
Gott, wie die Backen glüh'n!

Im weißen Röckchen ſteht ſie da,
Ihre Bluſe iſt blumig bunt;
Kein Mieder ſchnürt, was d'runter ſich regt,
Sich wellenwohlig weich bewegt,
Der Brüſte knoſpendes Rund.

Vorüber geh' ich allmorgens früh,
Schau' tief ihr ins Auge hinein.
Do liegt meine Luſt, meine Liebe, mein Glück,
Die lochende Kunde: Komm abends zurück,
Das Woſchermadl iſt Dein.

Panizza.

Dramen.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauſpiel in fünf Akten von Karl Bleibtreu. (Zürich, Verlagsmagazin.)

Das Stück hat bekanntlich am Züricher Stadttheater eine Niederlage erlitten. Maurice v. Stern erklärt dieſe Thatſache u. a. damit, daß Bleibtreu in ſeinen „Weltbefreiern" eine politiſche Satire von unerhörter Dreiſtigkeit vor den Schweizern aufführen ließ, eine Satire auf die Demokratie im allgemeinen und auf die eidgenöſſiſche im beſondern, deren Typen als Narren und Sauſdolde geſchildert werden u. ſ. w. Schließlich geſteht aber Stern, daß er aus dieſem Monſtrum von einem Schauſpiel ſelbſt nicht klug zu werden vermöge: „Es flackert wie Irrſinn darüber hin." Vielleicht hat der Dichter die Gewogenheit, ſeinen ratioſen Kritikern ein aufklärendes Wort zu widmen. XYZ.

Die Varusſchlacht. Ein Faſtnachtsſpiel in drei Aufzügen von Hans Merian. (Leipzig, W. Friedrich.)

In der Zeit der Hans Sachs-Jubiläen iſt es wohl geſtattet, mit warmer Empfehlung auf ein Faſtnachtsſpiel aus der eigenen Zeit und dem eigenen Hauſe hinzuweiſen. Zwiſchen dem Nürnberger Schuſter und dem reichsdeutſchen Berufsſchriftſteller liegt freilich ein beträchtliches Stück Weltgeſchichte van allerlei Couleuren, und mancherlei Humore und Naivetäten ſind inzwiſchen flöten gegangen. Von den ſchönen Reſten, über die wir Modernen in politiſcher und nichtpolitiſcher Spottluſt noch verfügen, giebt hier der bekannte Ebers-Parodiſt ein ergötzliches Beiſpiel. Wie kräftig Merians Art iſt, läßt ſich ganz fidel daran erſehen, daß wir über die Verulkung von Strömungen, Schlagwörtern, Thorheiten u. ſ. w. lachen können, die ſeit ſieben Ewigkeiten „überwunden" ſind. Und das iſt doch wahrlich kein Leichtes, dem heutigen Deutſchen Dinge lebendig und gegenſtändlich zu machen, die er ſeit vorgeſtern abgethan und vergeſſen geglaubt.

Der Vater. Drama in einem Akt von Wilhelm Weigand. (München, G. Franz'ſcher Verlag.)

Ibſens Problem in den „Geſpenſtern", aber umgekehrt, ſozuſagen. Der Vater ſchießt durch die Vererbungsreihe der eigenen moraliſchen und hygieiniſchen Verlumpung ein Loch, indem er ſein Kind und ſich ſelbſt einer prompt wirkenden Revolverkur unterwirft. Alſo nicht für empfindſame Leute gedichtet, die das Elend chriſtlich und ſpitalgerecht fortpäppeln wollen. Das ſtarke Stück erſchien zuerſt in der „Geſellſchaft".

Das Liebes-Konzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen. Von Oskar Panizza. (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz].)

So, damit die Frommen im Lande aviſiert ſind. Der große Heucheltanz der ſittlichen Derwiſche wird ja wohl bald losgehen. Die Beſprechung verſparen wir uns, bis nach der Komödie die kritiſche Tugend ſich tüchtig erbrochen hat. O, Oskar, Oskar, was haſt Du Dir da wieder geleiſtet! XYZ.

Volkswirtschaft.

Über die agrarischen Aufgaben der Gegenwart hat der bekannte landwirtschaftliche Schriftsteller Professor Th. v. d. Goltz, Direktor der Lehranstalt für Landwirte an der Universität Jena, soeben im Verlage von Gustav Fischer in Jena eine Schrift erscheinen lassen. Er faßt darin seine Ansichten über die gegenwärtige Lage der deutschen Landwirtschaft in folgende Sätze zusammen:

1. Die landwirtschaftliche Rohproduktion ist fortdauernd und zwar bis zur Gegenwart gestiegen. Sie bietet an pflanzlichen und tierischen Erzeugnissen mehr wie je zuvor dar, kann daher auch die Nahrungsmittel für eine größere Zahl von Menschen liefern, als sie dies früher je vermochte.

2. Das Wachstum der Produktion an Nahrungsmitteln aus dem Tierreich hat ungefähr gleichen Schritt gehalten mit dem Wachstum der Bevölkerung; dagegen ist die Steigerung des Erzeugnisses an Getreide weit hinter der Vermehrung der einheimischen Bevölkerung zurückgeblieben. Infolge dessen reicht die Gesamtproduktion der deutschen Landwirtschaft bei durchschnittlichen Ernten lange nicht aus, um den Bedarf des deutschen Volkes an Nahrungsmitteln zu decken.

3. Das Sinken der Getreidepreise und das gleichzeitige Anwachsen der Wirtschaftskosten haben bewirkt, daß die landwirtschaftlichen Reinerträge zurückgegangen sind. Der Rückgang ist aber weder so groß, noch so allgemein gewesen, daß er an und für sich eine genügende und vollständige Erklärung für die ungünstige Lage abgeben könnte, in der sich gegenwärtig zahlreiche deutsche Landwirte befinden.

4. Schon vor dem Eintritt des Sinkens der Reinerträge war die Lage vieler deutscher Landwirte eine bedenkliche, und zwar infolge zu hoher hypothekarischer Verschuldung. Diese wurde vorzugsweise durch Überschätzung des Bodenwertes bei Erbteilungen oder Käufen und durch Nichtbeachtung der für die Höhe der zulässigen Belastung maßgebenden Grundsätze veranlaßt. Durch das Hinzukommen des Rückganges der Reinerträge ist dann die jetzige landwirtschaftliche Krisis herbeigeführt worden.

5. Auch in der nämlichen Gegend ist die wirtschaftliche Lage der einzelnen Bodenbesitzer eine sehr abweichende. Die Verschiedenheit wird bedingt einerseits durch das Maß von Geschick, Sorgfalt und Sparsamkeit, welches jeder in seiner Wirtschaftsweise und in seiner Lebenshaltung anwendet, andrerseits durch die Höhe der Hypothekenschulden, welche jeder zu tragen hat.

6. Die Lage der Großgrundbesitzer ist im Durchschnitt eine ungünstigere, als die der Bauern; sowohl deshalb, weil jene mehr unter den niedrigen Getreidepreisen und den hohen Wirtschaftskosten zu leiden haben, als auch deshalb, weil sie höher verschuldet sind.

7. Zum Teil aus den unter 6 genannten Ursachen, zum Teil wegen der ungünstigeren geographischen und klimatischen Lage befinden sich die Landwirte in den östlichen und besonders in den nordöstlichen Gegenden des Deutschen Reiches durchschnittlich in einem gedrückteren Zustande, als die in den mittleren und besonders in den westlichen.

„Die Wirtschaftspolitik des Vaterunser." So betitelt sich das neueste Werk des fruchtbaren, immer auf der Jagd nach Neuem und Originellem pirschenden Dozenten für Nationalökonomie an der Universität Zürich Gustav Ruhland. (Verlag von Hofmann & Co., Berlin.) Die „M. N. N." schreiben darüber: Der Verfasser stellt als Parole auf: „Mit den Waffen des positiven Christentums, unter dem Banner des Reiches, gegen den Umsturz!" Er sagt, die Nationalökonomie der Adam Smith, Malthus und Ricardo habe mit dem heidnischen Römischen Recht die Köpfe verwirrt; vor allem thue not „eine Nationalökonomie im Geiste des

Christentums". Es handle sich darum, zu zeigen, „daß selbst die Nationalökonomie als die exakteste der Wissenschaften sich erst dann zur wahrhaften fruchtbringenden Erkenntnis durchzuringen vermöge, wenn sie vom Born der evangelischen Wahrheiten geschöpft habe." Es handle sich darum, zu erkennen, daß die heute herrschende Schule der Nationalökonomie weder „ethisch", noch „organisch", noch „wahrhaft historisch" sei. Nur wenn es gelinge, vor allem Volk zu zeigen, daß der Geist des Christentums allein uns auf den Weg zum Helle führe schon auf dieser Erde, würden wir die Unzufriedenen von heute erfolgreich bekämpfen ꝛc. Ruhland, der wieder sehr scharfe, kaum besonders christliche Ausfälle gegen anders denkende Nationalökonomen macht, erklärt, „spielend leicht hätten sich ihm unter der Führung des Vaterunser die Grundzüge eines neuen nationalökonomischen und wirtschaftlichen Systems auf christlicher Grundlage entrollt, das seines Erachtens über die nur von Menschenhand geschriebene Nationalökonomie ebensoweit hinausgeht, wie das Christentum über die heidnische Weltanschauung." Schließlich nimmt er gar die Infallibilität des Papstes auch für das nationalökonomische Gebiet in Anspruch; es könne gar keinem Zweifel unterliegen, daß für jeden gläubigen Katholiken in strittigen Fällen die Entscheidung der prinzipiellen Frage: ob ein wirtschaftliches Gesetz dem Geiste des Christentums entspricht oder widerstreitet? im Vatikan in Rom endgiltig getroffen werde. Inwieweit es Dr. Ruhland gelingt, die Aufgabe, die er sich nun gestellt, zu lösen, soll hier nicht weiter untersucht und an seine neuen Thesen keine Kritik gelegt werden. Wir wollten nur auf die neue Erscheinungsphase dieses zweifellos sehr begabten, leider aber nicht zu einer ruhigen und stetigen Entwicklung gekommenen Nationalökonomen hinweisen. Wie wir hören, ist Dr. Ruhland, der seinerzeit auch in die bayerische Bauernbund-Bewegung einzugreifen versuchte und eine Zeitlang der Inspirator des Dr. Ratzinger war, jetzt in Berlin in den Dienst des Bundes der Landwirte getreten. Die Kreuzzeitung läßt seiner Wirtschaftspolitik des Vaterunser bereits lebhafte Anerkennung zu teil werden.

So die „Münchener Neuesten Nachrichten," die selbst schon ausgezeichnete Leitaufsätze aus Ruhlands Feder (über Getreide-Einfuhr u. s. w.) gebracht haben. Das Organ der süddeutschen Sozialdemokratie „Münchener Post" spricht sich noch schärfer gegen Ruhlands Wandlung ins Christentümliche und Papistische aus. Zugleich behauptet das Blatt, Ruhland habe ihm Kapitalien bis zu beliebiger Höhe angeboten, wenn es ihm seine Spalten zur Vorbereitung seiner Ideen zur Verfügung stelle. Wir können, die Wahrheit der Behauptung zugegeben, hierin nichts Schlimmeres sehen als im Opfermute jedes Schwärmers, der Geld und Gut an die Vertretung seiner „Wahrheit" setzt. Wenn die Ökonomie aber doch einmal Farbe haben muß, so ist die rote zweifellos der schwarzen vorzuziehen. XYZ.

Sozialpolitik.

Reform oder Revolution! Von C. v. Massow. (Berlin, 1894, Liedmann.) 4 Mk.

Wenn sich in neuerer Zeit Männer aus den verschiedensten Berufsarten finden, Geistliche wie R. Todt, E. Schall, P. Göhre, Ingenieure wie Otto Bütow, Offiziere wie M. v. Egidy, Schriftsteller wie Carl Jentsch, Dichter wie Gerhard Hauptmann, Ärzte wie der Verfasser von der Not des vierten Standes, die alle die Feder ergreifen, um ein besseres Verständnis für die Leiden des armen Volkes anzubahnen, so ist das ein Zeichen, daß gegenwärtig allmählich dringend das unabweisliche Bedürfnis empfunden wird, endlich einmal den großen Gefahren, die unserem Volke aus den sozialen Wirren entstanden sind, die gehörige Würdigung angedeihen zu lassen.

Es ist hocherfreulich, daß nun auch ein hoher Regierungsbeamter wie C. v. Massow, getrieben von inniger Liebe zum Vaterlande, frei und kühn aus dem Born seiner reichen Erfahrungen schöpft und die tiefen Einblicke, die er von seinem hohen Posten aus in das Getriebe unseres Volks- und Staatslebens gewonnen hat, der Öffentlichkeit in gediegenster Weise mitteilt. Vermöge seiner eingehenden, seltenen Kenntnisse, seiner gereiften Einsicht, seines weiten Gesichtskreises ist C. v. Massow hervorragend geeignet, als Berater in den sozialen Fragen zu dienen, und seine fesselnde und genaue Darlegung unserer Staatsverwaltung mit all ihren überkommenen und zum Teil der Verbesserung bedürftigen Einrichtungen ist äußerst wertvoll für jedermann, der sich mit sozialen und politischen Fragen beschäftigt, zumal da leider bei uns die Kenntnisse darüber, wie eigentlich unsere Staatsmaschine konstruiert ist und arbeitet, im allgemeinen nur sehr spärlich und mangelhaft verbreitet sind. Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, daß er uns ein umfassendes Bild von der praktischen Verwaltung unserer Staatsangelegenheiten giebt, und daß er in staunenswerter Fülle uns treffliche, wichtige Winke bietet, wie durch eine zeitgemäße Verjüngung unserer Regierung den drohenden wirtschaftlichen und politischen Gefahren vorgebeugt werden kann. Der Gedankengang in dem äußerst fleißigen und wohldurchdachten Buche ist in Kürze folgender:

Revolutionen sind nicht plötzlich entstandene Produkte von heute und gestern, sondern die Ergebnisse von langen, ungesunden Zeitperioden. Die von einem eingreifenden Ereignis betroffene Generation greift selten gleich zu den Waffen der Empörung, aber sie erzieht ihre Kinder in Gedanken und Gefühlen, die sich später, wenn diese Kinder herangewachsen sind, in die That umsetzen. Die Revolution von 1848 war die Frucht der Karlsbader Beschlüsse, und Marie Antoinette büßte die Sünden der Pompadour. Darum ist die Revolution nicht sowohl von den Sozialdemokraten der Gegenwart als von ihren Söhnen zu fürchten. Großgezogen mit dem Blicke für die Not des vierten Standes, für sein ökonomisches und soziales Elend, erfüllt von dem glühenden Wunsche, ihm ein besseres Los zu erkämpfen, voll angeerbten Hasses gegen die Bedrücker, ja gegen die ganze jetzt bestehende Ordnung, treten sie in das Leben mit dem einen und bestimmten Ziele: dem Umsturz. Die moderne Erziehung, das Leben der Gegenwart bildet ihre Denkkraft aus, schärft ihr geistiges Auge für den großen Gegensatz zwischen unserer Theorie vom Menschentum und seinen Rechten und der wirtschaftlichen Wirklichkeit. Durch die allgemeine Wehrpflicht waffengeübt, durch die Wissenschaft mit den Zerstörungsmitteln der Neuzeit ausgerüstet, werden sie zu einem mächtigen, feindlichen Heere im eigenen Lande. Ungegliederte Massen sind niemals imstande, die gegliederte Ordnung, wenn diese ihre Schuldigkeit thut, zu besiegen. Darum ist es unnütz, wenn wir uns mit dem sozialdemokratischen Zukunftsstaate beschäftigen. Wohl aber müssen wir erwägen, daß, wenn die eine Hälfte unseres wehrgeübten Volkes gegen die andere kämpft, uns die gewaltsame Unterdrückung des bewaffneten Aufstandes die schwersten Wunden schlagen muß. Darum und weil es sich um die Genossen des eigenen Volkes handelt, müssen wir versuchen, der sozialen Revolution durch Reformen so entgegenzuwirken, daß wir sie verhindern.

Die Sozialdemokraten, die es schon sind, zu bekehren, wird uns nicht mehr gelingen, wohl aber können wir ihnen den Zuwachs abschneiden. Sie erhalten ihn durch die Jugend, welche, kaum dem Knabenalter entwachsen, in hellen Haufen sich den Genossen einreiht und zu den fanatischsten Anhängern der Partei gehört. Sodann strömt, nicht aus Überzeugung, sondern um zu plündern und zu rauben,

während die Organe der Ordnung und der Sicherheit lahmgelegt sind, jeder Revolution die Masse der Verkommenen und der verlorenen Existenzen zu. Es gilt somit, die Erziehung der Jugend aus dem erwerbsarbeitenden Volk anders als bisher zu leiten und die Zahl der Verlorenen und Verirrten zu vermindern. Aber das genügt nicht. Gleichzeitig müssen wir den berechtigten Forderungen des vierten Standes gerecht werden, er darf nicht durch Arbeitslosigkeit und Krankheit in Not geraten, sein Lohn muß ausreichend sein, seine Existenz muß menschenwürdig werden. Beseitigen wir die zweifellos vorhandenen schweren Mißstände und damit die Hauptquellen der Unzufriedenheit, so können wir unberechtigte Mehrforderungen um so energischer zurückweisen. Solche Maßnahmen erfordern bedeutende Geldmittel, dem Staat und den Gemeinden müssen neue Erwerbsquellen erschlossen werden, das wirtschaftliche Gleichgewicht muß hergestellt, dem Anwachsen der Plutokratie Einhalt gedoten werden. Deshalb bedürfen wir einer wirtschaftlichen Reform. Aber auch mit dem benötigten Gelde sind Reformen unausführbar, wenn uns nicht die geeigneten Organe zur Hand sind, darum ist eine Reform der Staatsverwaltung unvermeidlich, und diese reicht wiederum nicht aus, wenn wir nicht aus unseren eigenen Reihen Männer heranbilden, die aus dem vollen Verständnis der Gegenwart heraus der Zukunft die Bahnen vorschreiben, anstatt wie unser gegenwärtiges Geschlecht in seiner großen Mehrzahl apathisch und thatenlos zu warten, was die Entwicklung der Dinge uns bringt. Zu solchen einsichtsvollen und thatkräftigen Männern die Jugend zu erziehen und mit ihnen und durch sie den Geisteskampf gegen den Umsturz zu führen, kann der Nation nur dann gelingen, wenn sie sich der Fesseln endlich erledigt, in welche der Materialismus sie geschlagen hat, wenn sie sich aufrafft und den Blick aufwärts lenkend wieder emporstrebt zu Gott und zu den reinen Lehren des Heilands. —

Das ist der Inhalt des Buches. Auf die einzelnen geistreichen und hervorragend praktischen Reformvorschläge des Näheren einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich, sie sollen nur ganz kurz unter Angabe der Kapitelüberschriften skizziert werden:

I. Neue Männer für das neue Jahrhundert! Parallele Studienpläne für die Jugend aus den oberen Schichten, je nach dem Berufe. Praktische Berufsvorbildung nach dem Verlassen der Universität bis zu dem Eintritt in die selbständige Thätigkeit. Gemeinsame Arbeitspläne sollen das Privatstudium mit umfassen und die für die Lernperiode vorhandene Zeit genau einteilen. Das Ziel dieses Lernplanes soll sein, den deutschen Mann in die Lage zu bringen, die Gegenwart zu verstehen, die vaterländischen Institutionen mit Bewußtsein, Verständnis und Kenntnis gegen den Umsturz zu verteidigen, gleichzeitig aber überall da, wo es nötig, die bessernde Hand anzulegen.

II. Erziehung der erwerbsarbeitenden Jugend. Überwachung der Jugend im Alter von 14 bis 20 Jahren, Einrichtung einer Pflegschaft für junge Arbeiter und Arbeiterinnen, die vom Vater oder Vormund örtlich getrennt oder vernachlässigt sind; obligatorische Fortbildungsschule und zu diesem Zwecke Verstaatlichung der Volksschule.

III. Wirtschaftliche Reformgedanken: Amortisation der Hypothekenforderungen, Reform der Steueradstufung, Erhöhung der Erbschaftssteuer, Monopol des Getreidehandels und Bankwesens.

IV. Reform der Armen- und Schutzpflege: Konzentration der gesamten Fürsorge für Arme, Verlorene, Verirrte, entlassene Gefangene, Arbeitslose u. s. w. in der Art, daß der Staat die Kosten trägt, die kommunalen Organe und Vereine aber die Schutzpflege thatsächlich ausführen.

V. Die Arbeiterfrage: Wohnungsämter

und Arbeitsämter, um dem Arbeiterſtande eine menſchenwürdige Exiſtenz zu ſichern. Obligatoriſche Fürſorge des Arbeitgebers für den Arbeitnehmer.

VI. Reform der Staatsverwaltung: Entlaſtung der Gemeinde- und Amtsvorſteher von Büreauarbeiten für den Staat, Vermehrung des Perſonals der Landratsämter, Reorganiſation der Regierungen, Verminderung des Schreibweſens, Decentraliſation. Anderweite Rangabſtufung der Beamten. Einrichtung eines Verwaltungsſtabes, adäquat dem Generalſtabe der Armee.

VII. Empor zu Gott! Keine Kirche ohne Dogma, aber die Predigt des Dogmas macht nicht religiös. Praktiſche Übung der Religion, ſei ſie, welche ſie wolle. Der Geiſtliche ſoll der Anwalt des armen Volkes ſein. Ausbildung der jungen Theologen für ihren ſozialen Beruf.

Das ſind in ganz kurzen Zügen die Reformvorſchläge des Verfaſſers, die er im einzelnen trefflich begründet und ausführt, nachdem er ihnen jedesmal eine Darlegung des Schadens, um den es ſich handelt, vorangeſchickt hat. Er betont jedoch wiederholt, daß es ſich für ihn nicht um dieſen oder jenen einzelnen Reformvorſchlag, ſondern darum handelt, dem Leſer die Notwendigkeit einer Geſamtreform vor Augen zu führen, damit die Revolution vermieden wird.

Man ſagt wohl nicht zu viel, wenn man nach der Lektüre des hochbedeutenden Werkes ausruft: Hätten wir mehr ſolche einſichtsvollen, praktiſchen und edlen Männer auf den richtigen Poſten, dann ſtände es nicht ſo ſchlimm um uns in Deutſchland, dann wäre die Zukunft für uns nicht ſo unheilſchwanger, und in der Gegenwart könnten unzählige Leiden gelindert, fürchterliche Schäden gemildert werden! Über Einzelheiten und Kleinigkeiten wird man ſich leicht mit dem Verfaſſer verſtändigen können, auch wenn man in manchen Punkten andere Anſichten haben muß. Bei einer zweiten Auflage werden wohl auch die vielen unnötigen und unſchönen Fremdwörter ausgemerzt und der Stil noch mehr geglättet werden. Auf jeden Fall muß man dem praktiſchen, feſſelnden Buche recht viele Leſer und recht großen Einfluß auf die Geſtaltung unſerer Zukunft wünſchen; keiner, der es geleſen haben wird, wird unbefriedigt von dannen gehen, ſondern jeder wird ſehr viel des Guten und Wahren in neuer, ſpannender Form darin finden. Sehr anregend iſt es, daß in dem Maſſowſchen Werke ſich ſo viel Anklänge an „die Not des vierten Standes“*) finden. Was in dem einen Buche nur kurz und flüchtig angedeutet iſt, das wird in dem anderen ausführlich und eingehend beſprochen, ſodaß man alſo ſagen kann, beide Schriften gehören zuſammen. Die Zeiten ſind ernſt, die Zukunft verlangt unterrichtete, billigdenkende Menſchen, darum gehe jeder an die Arbeit und leſe die Werke von zwei Männern, die es ehrlich und offen ſagen, wie es ihnen ums Herz iſt, wenn ſie an die jetzigen beklagenswerten Zuſtände unſeres Vaterlandes denken. Auch die Frauen werden reichen Lohn dabei ernten, wenn ſie weiterhin immer mehr ihren weittragenden, ſegenſpendenden Einfluß dahin geltend machen, daß das Verſtändnis für die wichtigſten Fragen unſeres Lebens geweckt und wach gehalten wird.

Wäre das Maſſowſche Buch, das gegenwärtig berechtigtes, großes Aufſehen macht, in Paris geſchrieben worden, ſo würde der Verfaſſer wohl Deputierter, Senator oder auch Miniſter werden; denn die Macht der Feder iſt dort größer als bei uns. Unſer bureaukratiſcher Beamtenſtaat arbeitet leider zu ſchwerfällig und zu ſehr im althergebrachten Geleiſe, als daß er ſofort den überraſchend reichhaltigen und gediegenen Reformvorſchlägen v. Maſſows die rechte Würdigung zu Teil werden laſſen wird. Aber die Wucht der Thatſachen und die Not des vierten Standes, ja die ſchlimme Lage der ganzen gegenwärtigen

*) Leipzig, Grunow, 1894. 2 Mk.

Gesellschaft wird uns zwingen, auf die ernsten, wohldurchdachten und gehaltvollen Vorschläge dieses geistvollen Kenners unseres Volkslebens schließlich näher einzugehen. Schon jetzt ist das Erscheinen eines solchen vorzüglichen Werkes als eine große politische That zu bezeichnen, die uns befreien und retten kann aus der verhängnisvollen Verständnislosigkeit, mit der bisher sehr viele auch in den oberen Kreisen der sozialen Entwicklung, die wir durchmachen, gegenüberstehen. N. N.

Litteraturgeschichte.

Louis Lewes: Shakespeares Frauengestalten. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 409 S.

Louis Lewes: Goethes Frauengestalten. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 471 S.

Der Verfasser ist am 6. November an seinem 60. Geburtstage in seiner Geburtsstadt Hamburg gestorben. Den größten Teil seines Schriftstellerlebens verbrachte er in München. Er hat in seiner Art, Welt und Menschen zu betrachten, immer mehr süddeutsch Phantasievolles, als norddeutsch Nüchternes gezeigt. Auch seine Spezialität, Frauengestalten in der Dichtung und im Leben der Dichter zu schildern, hat sehr viel warmblütig Künstlerisches. Dabei hat er aber eine seltsame Scheu vor allzu subjektiven Deutungen und Auslegungen. Er ist ungemein behutsam in der Behandlung delikater Fragen, und ungemein diskret. Diese Eigenschaft macht ihn namentlich der deutschen Familie wert, deren Lieblingslitterarhistoriker er in der That zu sein verdient. Er weiß mit Klarheit und Anmut in das Leben der Dichter einzuführen und ihre Schöpfungen aus ihrem Herzens- und Zeitleben in frischer, farbiger Deutlichkeit hervortreten zu lassen. Seine Bücher enthalten mehr als der Titel anzeigt. Abgesehen von den feinsinnigen litterarhistorischen und biographischen Einleitungen versäumt Lewes nirgends, wo sich gute Gelegenheit bietet, die neuesten Streitfragen und Forschungsergebnisse (z. B. bei Shakespeare den blinden Kampf der Bakonianer gegen den Schauspieler-Dichter, oder bei Goethe über die Art seines Liebesverhältnisses mit der Friederike von Sesenheim) einzuschalten. Und ein Duft höherer Humanität liegt über allem, der Abglanz einer vornehmen Seele. Denn Lewes hat sich nicht als Litteraturhandwerker oder öder Berufsmensch mit Dichtern und den Dichtungen beschäftigt, sondern er hat sich mit seinem ganzen Herzen und Gemüt in diese schöne Welt versenkt und ihre herrlichen Wunder mit reinen Blicken geschaut. So hat sich Lewes mit seinem Goethe- und Shakespeare-Buch selbst das schönste Denkmal gesetzt. Sein Gedächtnis wird gesegnet bleiben. M. G. C.

Jahresbericht für neuere Deutsche Litteraturgeschichte, mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt herausgegeben von Julius Elias und Siegfried Szamatólski. (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.) III. Band, I. Abteilung —

Es sollen nur wenige Worte sein, die ich dem neuen Bande dieses Unternehmens heut widmen will. Aber diese wenigen Worte müssen ein uneingeschränktes Lob sein. Welch Riesenfleiß in dem Werke steckt, wie der kolossale Stoff geordnet und mit welcher verblüffenden Sachkenntnis er bearbeitet ist, das kann eben nur wieder und wieder ausgesprochen und muß auf Treu und Glauben hingenommen werden. Aus dem überreichen Inhalt sei hier folgendes erwähnt: Die Beiträge zur Geschichte der Deutschen Philologie bespricht Wolfgang Golther; Schrift- und Buchwesen Karl Kochendörffer; Kulturgeschichte: Georg Steinhausen; Litteratur in der Schule: Paul Goldscheider; Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache: H. Wunderlich; Metrik: Andreas Heusler; Stoffgeschichte: Johannes Bolte; Musikgeschichte: Heinr. Reimann; Geschichte

des Unterrichts und Erziehungswesens: Karl Kehrbach. Über das siebzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts berichten A. Reifferscheid (Allgemeines und Epik), M. von Waldberg (Lyrik), J. Bolte (Drama), B. Michels (Didaktik). Dann folgt der für die meisten wohl interessanteste Teil: „Von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart." Hier führen zunächst Adolf Stern (Litteraturgeschichte und „Die deutsche Litteratur und das Ausland"), Phillippson (Politische Geschichte) und G. Roethe (Allgemeines) das Wort. Adolf Stern nimmt in schneidiger Weise Rudolf v. Gottschalls „Nationallitteratur" mit, teilt einen prächtig sitzenden Hieb gegen das bekannte „Neuland"-Buch von Ella Mensch aus und berührt kurz die allerdings sehr schwache Berg-Lilienthal'sche Anthologie. Die Essays von W. Weigand, Bamberger, Homberger ꝛc. ꝛc. finden eingehendere Würdigung — kurz, A. Stern zeigt sich seiner Aufgabe völlig gewachsen, und man kann das Fortschreiten des Unternehmens nur mit den wärmsten Segenswünschen begleiten. Für jeden, der litterarhistorisch arbeitet, ist es so unentbehrlich wie der Goedeke. Gespannt darf man auf die zweite Abteilung sein; ist sie erschienen, wird sich Gelegenheit geben, auch im einzelnen eingehender über das monumentale Werk zu sprechen.

Carl Busse.

Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Eine litterarische Ketzerei von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, XIX, 5.) Stuttgart, Chr. Belserſche Verlagshandlung.

Eine Ketzerei? Ich verstehe nicht recht, warum gerade diese Etikette. Daß der Herr Verfasser etwas neues vorbringe, kann er doch kaum behaupten; er ist nicht ein Ketzer, der seine ureigene Meinung kühn dem allgemeinen Urteil entgegenhält. Welches ist denn das allgemeine Urteil über den Lyriker Heine? Etwa wirklich, daß er der größte deutsche Lyriker nach Goethe sei? Man kümmere sich doch nicht um den Preßlärm, sondern denke an die eigene Entwicklung und die unsrer Altersgenossen, und man wird finden, daß die Jugenddegeisterung für Heine immer mehr abnimmt und schließlich einem Ekel vor der rein geschäftsmäßigen Liedesliederfabrik Platz macht. Die Thatsache, daß mit der Jugendefeiei auch der Troudadour Heinrich Heine überwunden wird — die Thatsache ist so bekannt, daß man kein litterarischer Ketzer sein muß, um sie auszusprechen. Man ereifere sich doch nicht ohne Grund. Heine hat seine große Bedeutung als Satiriker gehabt und behält sie solange, als noch Zustände andauern, die er in klassischer Weise verhöhnt hat — also noch recht lange. Er behält auch seine Bedeutung als glänzendster Typus eines Lyrikfabrikanten. Wie er das deutsche Volkslied ausgeschlachtet, ein ganzes Arsenal von Kunstmitteln gesammelt hat, die bei geschäftsunkundigen Leuten immer und immer ziehen — das ist einfach mustergültig. Allen, die kein reiches Innenleben, kein intimes Verhältnis zur Natur, kein plastisches Darstellungsvermögen haben und doch große Lyriker werden wollen, allen denen kann nur immer und immer wieder empfohlen werden: geht bei Heinrich Heine in die Schule, und lernt von ihm. Und wenn sie dann Witz haben wie Heine — den rücksichtslosen, nichts verschonenden Witz, die geistreiche Beweglichkeit, wie sie seit Heine niemand wieder gehabt — nun so werden wir sie nur willkommen heißen müssen und sie gern anerkennen, wie eben Heine auch. Das ist das Unglück bei der Beurteilung Heines, daß der Preßlärm der letzten Jahre im Lager der Gegner wie der Freunde die Köpfe irr und wirr gemacht hat. Es ist sicher ebenso verkehrt, Heine wie einen abgekehrten Besen beiseite zu stellen, wie es verkehrt ist, ihn mit Goethe in einem Atem zu nennen. Morgenstern.

Vermischte Schriften.

„Die Geschichte des Erstlingswerks." Von Karl Franzos. (Leipzig, A. Tietze.)

Amuser un moment les âmes délicates et curieuses!
Anatole France.

Die Hauptsache bei den guten Einfällen ist, daß man sie hat. Und so hat auch auf dem Büchermarkte schon bald gewonnen, wer nur das richtige „Unternehmen" unternimmt.

Es mog den Herousgeber der „Deutschen Dichtung" manchen Tretbrief und manche reichliche Höflichkeit gekostet haben, bis er diese neunzehn Aufsätze der jetzigen Oberprima der deutschen Dichterschule zusammen hatte. Aber er hat sie zusammen; er rühmt sich selbst, daß von denen, an die er sich gewandt habe, ihm keiner fehle. Er ist freilich so klug gewesen, an die, die ihn hätten sicher absallen lassen, sich nicht zu wenden: z. B. an Gerhart Hauptmann, an Lilieneron. Denn es ist nicht jedermanns Sache, und jedensalls gewiß nicht die Liedlingsbeschäftigung längst berühmt und dementsprechend immer etwas eigen gewordener Dichter, gestellte Themata zu beardeiten.

So kommt es denn ouch, daß diese Aufsätze beinahe ausnahmelos gleich anfangen mit einer Kritil des Themos, was wenigstens meine ehemaligen Lehrer — wie ich mich ganz genau besinne — mir stets als einen groben Fehler angestrichen haben.

Und doun bekommen wir neunzehn verschiedene Definitionen von „Erstlingswerk". Es ist auch ein dummes Wort, und ich werde mich wohl hüten, eine zwanzigste hinzuzufügen. Aber was schadet es, daß ein Wort ein bißchen dumm ist, wenn es so einen wunderthätigen Titel abgiebt? Bin ich doch selbst durch diesen Titel auf das Sechs-Mark-Buch, um den Kunstausdruck der Buchhändler zu gebrauchen, hereingefallen.

Übrigens bin ich für diesmal nicht weiter traurig. Das Buch hat seinen Wert, wenn auch ganz gewiß nicht den litterarhistorischen, den der Herausgeber ihm gar so gerne zusprechen möchte. Es ist eine lustige, interessonte und vielleicht für manchen jungen Künstler trostreiche Leltüre. Mit welcher verdohrten Kaltblütigkeit die Verleger und Redakteure diesen nun so berühmten Dichtern anfänglich beinahe alles, was ihr Genius geschaffen hotte, zurückgeschickt haben!

Und wenn das Kindlein nun endlich gedruckt war, was haben da selbst Dichter wie Rudolf Baumbach für Rezensionen erleben müssen! „Nicht über dos Niveau der landläufigen Wald-, Feld- und Wiesen-Dichtungen erhebt sich das Gedicht Zlatorop von R. B. Freilich wird hier die ungebührlich prächtige Ausstattung ganz besonders die Kritik herausfordern." Es ist ja unerhört! — Aber wahrscheinlich haben diese Berühmten trotzdem noch renommiert! Wahrscheinlich ist es ihnen noch viel schlechter gegangen! Und — wenn sie auch einmal ehrlich sind — bei den Leuten ist ja die Ehrlichkeit eigentlich keine Kunst mehr! — Die einmal Großen haben gut descheiden sein.

Und amüsant ist das Buch ganz gewiß für wähleriſche, neugierige Geister. Schon einfach darum, weil es immer amüsant ist, von jemand, der's zu was gebracht hot, zu hören, wie er das gemacht hat. Freilich, freilich — in dieser Hinsicht habe ich bei der Leltüre den Eindruck gehabt, als ob die Leute das Beste, was sie wissen mögen, uns doch nicht sagen könnten — oder wollten. Wenigstens einige! Z. B. der Herausgeber! Und es wäre doch so wünschenswert, daß man auch vom Geschäftlichen ein bißchen was lernte! Über das Psychologische bei der Entstehung von Dichtungen haben wir zwar schon so reichliches biographisches und auch outobiographisches Material, daß ich wohl nicht nötig habe, welches aufzuführen; immerhin ist auch in dieser Hinsicht durch das Buch einiges beigebracht,

was nur leider durch den dreiten Strom des Anekdotenhaften faſt ganz verſpült wird.

Von den einzelnen hat mir Hans Hopfen am beſten gefallen. Der iſt prächtig! Auch hier wieder! Wie Goethe! Ordentlich fanatiſch wahr und immer Dichter dabei. Bei dem ſind Referate und Definitionen und alles Poeſie. — Schwärme ich vielleicht ein bißchen für ihn? Ich weiß nicht. Er hat mich ſeiner Zeit mit dem „Hexenſang“ gefangen. — Ich weiß, daß ich ihm gegenüber nun wahrſcheinlich nie mehr ſehr objektiv ſein werde, und ich werde mir auch gar keine Mühe dazu geben. Auch Hopfen quält ſich ganz beſonders redlich ab, zunächſt einmal ſolide zu beſtimmen, was ein „Erſtlingswerk“ ſei, und wie er es nun wirklich hat, was ſeiner Meinung nach allein das Erſtlingswerk iſt, nämlich „das allererſte Werk oder Werkchen, das eine Poetennatur fix und fertig aus ſich herausgebiert“, und wie er dann daraufhin die Geſchichte ſeines Erſtlingswerkes erzählt hat, da erſcheint ihm dieſe Schuljungengeſchichte denn doch ſo nichtsnutzig bedeutungslos, daß er gar nicht anders kann, als uns gewiſſermaßen zur Entſchädigung ſchnell noch ein paar andere Geſchichten zu erzählen. Und die ſind es, die ſo prächtig ſind! Wie der junge an ſeiner Kraft noch zweifelnde Dichter mit einem Heftchen geſchriebener Gedichte den alten Emanuel Geibel aufſucht, klopfenden Herzens, als träte er in die Tempelhalle zu Delphi vor den Prieſter des Apoll, und wie der edle wohlthätige Menſchenfreund, dem der Fall, daß ein deutſcher Lyriker keinen Hunger, keine Not litte, wohl noch nicht vorgekommen iſt, den jungen Dichter zweimal fragt: „Kann ich Ihnen nicht ſonſt irgendwie dienen?“ — Das iſt ſo wunderbar erzählt, daß es wohl wahr ſein muß.

Auch Richard Voß weiß dem Thema einiges Vorzügliche abzugewinnen, indem er eine thüringer Dorf-Idylle mit jähem Abſchluß durch den Ausbruch des franzöſiſchen Krieges erzählt, welche herzbewegliche Ereigniſſe — der Abfaſſung ſeines Erſtlingswerks vorhergingen.

Beſſer zur Sache, aber inſofgedeſſen auch etwas langweiliger, haben Konrad Ferdinand Meyer und Ernſt Wichert geſprochen; etwas luſtiger iſt wieder der Aufſatz von Paul Heyſe zu leſen. —

Als auf ein abſchreckendes Beiſpiel in dieſer Beziehung will ich zum Schluſſe hier nur noch auf den Aufſatz Felix Dahns hinweiſen, der natürlich nicht umhin kann, wieder einiges weniger Geſchmackvolle zu ſagen. Z. B.: „Homer, Leſſing, Schiller und Goethe werden uns durch die Herren Zola, Ibſen, Holz, Schlaf und Mitthäter nicht erſetzt werden.“ Dann über ſich ſelbſt: „Aber wenn „nur die Lumpe beſcheiden“ ſind, bin ich von jeher ein arger Lump geweſen und geblieben bis heute, da ich mich, unerachtet mancher nicht ganz unerheblicher Erfolge, auch jetzt noch, in aufrichtiger Seidſteinſchätzung, lediglich für einen Dichter dritten Ranges halte.“ Na, — ſo gar „arg“ iſt dieſe Beſcheidenheit nicht. Und zum Schluſſe des Aufſatzes bekommen noch die beiden um die Heranbildung der jüngeren Generation und die deutſche Litteraturgeſchichte hochverdienten Kollegen des Herrn F. D., Wilhelm Scherer und Erich Schmidt, auf eine bloße Vermutung hin einen Hieb, deſſen offenſichtliche Unverdientheit und Gehäſſigkeit einen ſehr ſchlechten Eindruck macht.

Auch der Herausgeber wäre vielleicht klüger geweſen, wenn er von ſich in dieſem Falle nicht geſprochen hätte — aber natürlich: die Verſuchung war groß; und am Ende will ich Franzos gerne einräumen, daß ich ihn für mindeſtens ebenſo klaſſiſch halte, wie den guten Julius Wolff, der es mir gewiß nicht übel nehmen wird, daß er mir ſo gerade eben als ein Beiſpiel von Minderwertigkeit eingefallen iſt. Daß ich mit meiner Meinung über ihn im Unrecht bin, beweiſt ja zur Genüge die Unzahl der Auflagen, die ſeine Bücher erlebt haben. „Wat den einen ſin Uhl is, is den annern ſin Nachtigall.“

Der Name Julius Wolff hat einen vollen, vorzüglichen Klang, wie diese neunzehn Namen alle, die wir da auf dem Titelblatte lesen. Es war doch ein guter Einfall, alle diese guten Klänge einmal zu Einem Akkord auf Einem Titelblatte zu vereinigen, und dann mit diesem Titelblatte ein dickes Buch zu schmücken, das wirklich von allen diesen berühmten Männern geschrieben ist. Es sieht fast aus, wie ein Denkmal.

Walter Harlan.

Nikolaus Notowitsch: Die Lücke im Leben Jesu. Aus dem Französischen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) 180 S. Preis Mk. 3.—

Das Buch hat mancherlei Anfechtung erfahren. Am schärfsten ist ihm Karl Blind in London auf den Leib gerückt. Unseres Wissens hat sich der Verfasser bis jetzt schweigend verhalten. Auf uns macht der Ton der Schilderung seiner Reise nach Tibet den Eindruck der Echtheit. Aber damit ist noch lange nicht erwiesen, daß der Reisende hinlänglich geschult und gewitzigt war, um sich von den fremden Pfaffen nicht über die Ohren hauen zu lassen. Interessant sind seine Mitteilungen in jedem Falle, wenn sie auch für das Leben Jesu im Grunde wenig bedeuten. Alles Mythische steckt voll Täuschung und Betrug. Wer die Gabe des Glaubens hat, würgt alles hinunter. Ich halte die „Lücke im Leben Jesu" für Humbug, mag sie litterarisch echt oder gefälscht ausgefüllt werden. Kein Mensch weiß was Sicheres von der ganzen Geschichte, also muß man sie nicht wunderbar, sondern so menschlich als möglich nehmen. C.

Hut ab und eine tiefe Verbeugung gemacht!

Finnland im neunzehnten Jahrhundert. In Wort und Bild dargestellt von finnländischen Schriftstellern und Künstlern. (Helsingfors 1894. F. Tilgmann, Buch- und Steindruckerei.) Preis 36 Mk.

Ein gewaltiges Prachtwerk, das uns mit Bewunderung erfüllt. Wie viel wissenschaftlicher und künstlerischer Geist, welcher Schatz von Vaterlandsliebe und Heimatstreue wird uns in diesem köstlichen Riesenbuche enthüllt! Und wie modern ist alles in tadelloser Anordnung und Ausstattung! Wahrhaftig, hätten die Finnländer das Glück, politisch selbständig und durchaus ihre eigenen Herren im eigenen Hause zu sein, man müßte sie beneiden um ihre reichen Gaben des Geistes und Gemütes, um ihre kernige, herzerfreuende Frische und Tüchtigkeit, um ihren reckenhaften Charakter. Da gehe einer hin und sehe, wie dieses wenig zahlreiche Nordlandsvolk sein Leben führt und ordnet in Phantasie und Wirklichkeit, in Idealismus und Alltagsarbeit. Einfach musterhaft. Ehre und Ruhm den Finnländern für und für. Wir kommen auf dieses Jahrhundert-Denkmal zurück.

M. G. C.

Die Lokalisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. Beispiel: Warum sind wir zerstreut? Vortrag, gehalten in der Münchener Psychologischen Gesellschaft von Georg Hirth. (München, G. Hirths Verlag.) 73 S.

Der weitbekannte Herausgeber und Verleger der „Münchener Neuesten Nachrichten" hat sich auch als Kunstschriftsteller längst einen klangvollen Namen gemacht. Seine Abhandlung über „Die Farbe" ist in 3. Auflage, seine „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung" sind in 4. Auflage erschienen, seine Studien über „Das plastische Sehen als Rindenzwang" und sein zweibändiges Werk „Aufgaben der Kunstphysiologie" sind in französischer Übersetzung auch außerhalb der deutschen Sprachgrenze zu verdienter Anerkennung gelangt. Diesen kraftvollen Arbeiten schließt sich die vorliegende Abhandlung würdig an. In ihr erweitert der Kunstforscher sein Gebiet, ohne den Boden der Anthropologie zu verlassen oder über die sicheren Ergebnisse der Biologie zu nebulosen Horizonten hinauszuschweifen. Hirths künstlerisches Ideal des Neu-

idealismus iſt auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen etwas durchaus Poſitives, in der Feſthaltung einer fortſchrittlichen Entwicklungsmechanik Begründetes. Seine Zuverſicht auf den Höhergang und nie auszurottenden Höhertrieb des Menſchengeſchlechts kleidet Hirth in die ſchönen Worte: „Die Schöpfung iſt noch nicht am Ende ihres Witzes angelangt, noch iſt die Sonne des ſechſten Tages nicht zur Rüſte gegangen, — das iſt der Glaubensſatz, mit dem auch Gläubigere ſich wohl abfinden können, wenn ſie dem Schöpfer nicht die Rolle eines unthätigen Zuſchauers zuerteilen wollen. Wir halten alſo an der Überzeugung feſt, daß alles nicht ſchlimmer werden muß, ſondern beſſer werden kann, und daß der Menſch durch Selbſterkenntnis und Naturforſchung in dem uralten Streben nach Gottähnlichkeit nicht gelähmt wird. Was insbeſondere den Kampf gegen die Degeneration und die erbliche Belaſtung auf rein phyſiſchem Gebiete anbelangt, ſo möchte ich das Entlaſtungsgeſetz etwa in dieſe Formel kleiden: Durch individuelle Einübung werden auch Ideen und ganze Werkſyſteme zu Reflexen; durch den dynamiſchen Reflex wird eine neue anatomiſche Dispoſition geſchaffen, und dieſe Dispoſition wird von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt nach dem Geſetze, daß die jüngſten Erwerbungen die wenigſt haltbaren ſind und um ſo mehr immer erneuter Befeſtigungen bedürfen, wenn ältere (auch ataviſtiſche) Dispoſitionen überwunden werden müſſen, welche den jüngſt erworbenen gegenüber feindliche Ideen begünſtigen.“

Dieſe Stichprobe nebſt den vorausgegangenen Hinweiſen werden genügen, auch die jüngere Generation der deutſchen Dichter- und Künſtlerwelt auf Hirths durchaus wertvolle und beachtenswürdige Forſchungen auf dem Gebiete der pſychologiſchen Probleme aufmerkſam zu machen. Das hier behandelte erſte Beiſpiel „Warum ſind wir zerſtreut?“ bietet in jeder Beziehung viele neue Anregungen und Eindrücke. Was Hirth erſtrebt, liegt ja auch auf dem Wege unſerer Bemühung: Dichten und Denken, Kunſt und Philoſophie als Mittel und zugleich als Ausdruck immer ſtärkerer, edlerer, geſünderer und beglückenderer Daſeinsgeſtaltung des emporſchreitenden Volkstums mit allen Kräften zu fördern. M. G. C.

Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Alfred Bieſe. Zweite Ausgabe. (Leipzig, Veit u. Co.) —

Es gehörte nicht wenig Mut dazu, ſich an ein Thema zu wagen, vor deſſen Bearbeitung Koberſtein zurückſchreckte. Seit ſich Alfred Bieſe endlich daran gemacht, iſt nun auch ſchon eine ganze Zeit vergangen, aber die vorliegende zweite Ausgabe des Werkes beweiſt wenigſtens, daß die Arbeit nicht umſonſt war.

Bieſe iſt alles andere, nur kein „Blender“. Er führt uns nicht wie Brandes auf ſchwindelnde Höhn, aber er iſt auch ein Führer, der uns niemals fallen läßt. Im Vorwort legt er vor allem ſeinen Standpunkt feſt: „Nur unter dem Geſichtspunkte hiſtoriſcher Entwickelung, nicht aprioriſcher Syntheſe ſchien mir die Löſung (der Aufgabe) möglich ... Suchte ich auch die Landſchaftsmalerei und Landſchaftsgärtnerei in ihren tüchtigſten Phaſen zur Vervollſtändigung des kulturhiſtoriſchen Bildes hinzuzuziehn, ſo blieb mir doch die Litteratur und beſonders die Poeſie, als die intimſte Trägerin der Empfindungen eines Volkes, in erſter Linie die Quelle einer Unterſuchung, welche ein Beitrag nicht nur zur Geſchichte des Geſchmacks, ſondern auch der vergleichenden Litteraturgeſchichte ſein wollte.“

Intereſſant iſt es nun zu ſehen, wie das Chriſtentum die Natur mit Füßen tritt, das Naturgefühl erſtickt. Bieſe ſcheut ſich hier vielleicht, die letzten Konſequenzen zu ziehn, aber die Beiſpiele, die er giebt, zeugen laut genug. Die Natur verliert ihre Selbſtändigkeit, ſie iſt nur

Mittel zum Zweck, d. h. zur Erkenntnis und zum Lobe der Größe des Schöpfers. Ja, sie wird auch wohl direkt feindlich empfunden als ein sinnlich-verlockendes, ablenkendes Mittel des Versuchers. Die wenigen Beispiele, die eine reine Freude am Naturschönen verraten, dürften wohl wenig in Betracht kommen. Es handelt sich doch um den Durchschnitt, um das Typische. Ebensowenig läßt sich von einem rein ästhetischen Naturgefühl in der Zeit der Kreuzzüge reden. Schön ist dort, was gut und nützlich ist. Der deutsche Minnesänger bleibt im Naturbild stereotyp, monoton; eine individuelle Auffassung des Landschaftlichen fehlt völlig. Um so mehr überrascht eine Zeile Walthers von der Vogelweide: „Nun schreit die Nebelkrähe wieder." —

Das vierte Kapitel behandelt den Individualismus und das sentimentale Naturgefühl in der Renaissance. Dante und vor allem Petrarca werden herangezogen, — die „Bahndrecher der modernen Denk- und Empfindungsweise". Allerdings scheint Biese, durch den gewiß gewaltigen Abstand dieser Italiener von den deutschen Minnesängern verführt, ihr Naturgefühl doch zu überschätzen. Du Bois-Reymond, der skeptischer ist, scheint mir der Wahrheit näher zu sein.

Es ist nicht möglich, hier noch weiter auf die langsamen Wandlungen, auf das allmähliche Fortschreiten der Entwicklung, das Biese trefflich darstellt, einzugehn. Zu bedauern ist nur, daß er sich so wenig auf die letzte Periode deutscher Dichtung eingelassen hat. Wer scharf zusieht, erkennt in der Landschaftsmalerei einen neuen Zug, der sich zuerst bei Annette v. Droste zeigt, hier und da bei Hebbel auftaucht und von Storm und Liliencron weiter geführt wird. Möglich, daß dieser „neue" Zug nur die schärfst ausgeprägte Spitze des Individualismus ist. Eine weitere Ausbildung erfährt das Naturgefühl durch den Dänen Jacobsen („Mogens"), bis es in seiner modernsten Ausprägung wieder auf die Romantik zurückgreift. (S. Amiel: un paysage est un état d'âme.) Vielleicht macht sich Biese noch einmal an diese Weiterführung. In Summa: ein vortreffliches Buch, bei dem man nicht weiß, ob man die Kenntnisse und den Fleiß oder die geschickte Art der Gruppierung und die lebendige Darstellungskunst des Verfassers mehr bewundern soll. C. B.

Königin Marie Antoinette. Bilder aus ihrem Leben von Robert Prölß. (Leipzig, Karl Reißner.) 244 S.

Ein halbes Dutzend historischer Feuilletons, mit wirksamer Feder geschrieben. Der Gegenstand ist bedeutend genug, um heutigen Lesern, denen ab und zu der Schauer des Gedankens, daß wir der Revolution zutreiben, durchs Gehirn streicht, einige Augenblicke der Aufmerksamkeit zu entlocken. Prölß ist übrigens mit seiner Marie Antoinette sehr gnädig verfahren. Denn alles in allem war sie doch nur ein allerliebstes, allergefährlichstes H—äschen. Was die Köche der Revolution mit ihr angefangen, war ja nicht sehr schön — aber auch die gekrönten Häupter müssen sich unter Umständen auf kapitale Überraschungen gefaßt machen. Trotz aller Gesänge an Ägir und andere Schutzgottheiten. Marie Antoinette war bekanntlich sehr musikalisch. Aber auch das rettete ihr den Kopf nicht. Caligula.

Geschichte und Geschichten neuerer Zeit. Von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst. (Bamberg, C. C. Buchner) 223 S.

Ein feuilletonistisches Potpourri eines gemütlichen österreichischen Historikers, seiner lieben Frau gewidmet. Enthält besonders nach der kulturhistorischen Seite manches Pikante, mit künstlerischem Geschmack vorgetragen. Die Gabe der Verlebendigung und Veranschaulichung ist dem Verfasser in hohem Maße eigen. Die Schreibweise österreichelt und fremdwörtelt zuweilen mehr als billig. XYZ.

Von der Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Theodor Schiemann (Stuttgart, Cotta),

deren erſte Bände bereits an dieſer Stelle empfohlen ſind, erſchienen zwei weitre Bände. Der dritte Band bringt: Nicolai Iwanowitſch Pirogow: Lebensfragen. Tagebuch eines alten Arztes. (Preis 6 Mk.) Zunächſt iſt das Werk für die mediziniſchen Fachgenoſſen Pirogows intereſſant; denn ſeine wiſſenſchaftliche Entwicklung läßt die ganze Entwicklung der modernen Chirurgie verfolgen. Seine Lebensgeſchichte geſtattet aber auch die intereſſanteſten Einblicke in das geſamte geiſtige Leben Rußlands, namentlich in der Zeit des Kaiſers Nikolaus; denn Pirogow iſt ein vielſeitiger Mann, der alle Verhältniſſe des Lebens in den Kreis ſeiner Betrachtungen zieht.

Der vierte Band bringt: Konſtantin Kawelins und Iwan Turgenjews Sozialpolitiſcher Briefwechſel mit Alexander Iw. Herzen. Mit Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Prof. Michael Dragomanow. (Preis 3 Mk.) Dieſer Band und ein weiterer, der die Korreſpondenz Herzens mit Bakunin bringen wird, illuſtrieren den Übergang vom ruſſiſchen Liberalismus zum Radikalismus. Der Herausgeber behauptet mit Recht: ſo draſtiſch und mit gleich authentiſchem Material wie in den vorliegenden Briefen iſt jene auch für das Ausland hochbedeutſame Entwicklung noch nicht gezeichnet worden, und die nahellegende, in ihren Folgen fortwirkende Vergangenheit ein Schlüſſel zugleich zum Verſtändnis der ruſſiſchen Gegenwart.

Dasſelbe gilt von dem Buche: M. G. Tſchernitſchewsky. Eine litterar-hiſtoriſche Studie von G. Plechanow. (Stuttgart, J. H. W. Dietz.) Plechanow ſchildert zunächſt in einem ſehr inſtruktiven einleitenden Kapitel die politiſchen Verhältniſſe, unter denen Tſchernitſchewsky lebte, dann das Leben ſeines Helden. Der zweite Teil iſt eine Kritik ſeiner nationalökonomiſchen Anſichten. Die Schrift iſt jedem, der ſich über den Verfaſſer von „Was thun?“ orientieren will, aufs wärmſte zu empfehlen. ***

Engliſche Litteratur.

Die Romanfabrikation blüht in England ebenſo wie in Deutſchland, und wie den deutſchen, ſo überſchüttet das nicht immer „ſchönere“ oder „ſanftere“, wohl aber „ſchnellfingrigere“ Geſchlecht auch den engliſchen Büchermarkt mit ungezählten neuen Produkten. Die Damen mögen alſo auch hier den Vortritt haben:

Miß Jane Barlow, die Verfaſſerin der ſehr gut aufgenommenen und vielfach gerühmten „Irish Idylls“, verſuchte ſich an einer breiter angelegten Erzählung Kerrigan's Quality betitelt (bei Hodder & Stoughton), ohne jedoch den Erfolg ihrer hübſchen „Iriſchen Idyllen“ wieder zu erreichen. Es ſcheint, als ob die größere Form des Romans die Autorin zu unliebſamer Weitſchweifigkeit verleitet habe, die mit der etwas dünnfadigen Handlung nicht recht ins Gleichgewicht kommen will. — Schon der Titel des neueſten Romans der Mrs. George Corbett zeigt an, weß Geiſtes Kind das Buch iſt; er lautet: „When the Sea Gives Up its Dead. A Thrilling Detective Story“. (Tower Publiſhing Co.) Das mutet uns an wie eine Gartenlauben-Kriminalgeſchichte von Temme. Und wir werden beim Öffnen des Buches nicht ſehr enttäuſcht ſein; wir treffen auf dieſelben, vielleicht möglichen, aber höchſt unwahrſcheinlichen Ereigniſſe und auf den gleichen übermenſchlichen Edelmut, der für den unſchuldig Verurteilten handelnden Perſonen, und wir haben auch wieder einmal alle jene unerwarteten Hinderniſſe zu überwinden, die ſich den letzteren auf Schritt und Tritt entgegenſtellen. Das Ganze glänzt im Schimmer unwahrer Rührung und bildet demnach das hochwillkommene Leſefutter für Leute, die mehr auf bewegte und „ſpannende“ Handlung als auf wahre künſtleriſche Schilderung ſehen. — The Vengeance of Medea von Edith Gray Wheelwright (Digby, Long & Co.) ſcheint das Erſtlingswerk der Verfaſſerin zu ſein.

Sie beſitzt unſtreitig Erzählertalent und weiß trotz der Einfachheit der Fabel — der Roman iſt eine Art von Künſtlergeſchichte — doch das Intereſſe des Leſers ſtets rege zu halten. — Dorothea Gerard erzählte in ihrem „Lot 13“ betitelten dreibändigen Roman, der bei A. D. Innes & Co. erſchien, eine Pflanzergeſchichte, in der das Schickſal (im Sinne der Schickſalstragödie) die Hauptrolle ſpielt. Es handelt ſich um eine Zuckerplantage, die ſchon den Unglücksnamen „Das dreizehnte Landlos“ führt, und auf welcher ſo etwas wie ein Fluch ruht, der dem jeweiligen Beſitzer viel zu ſchaffen macht. Dieſer Gedanke iſt zwar etwas altbacken, aber die Geſchichte iſt flott erzählt und die Verfaſſerin weiß für das böſe „Schickſal“ ihres Helden zu intereſſieren. —

„John Darker“ von Aubrey Lee (Adam & Charles Black) iſt eine jener weitſchweifigen, figurenreichen und abenteuerlichen Geſchichten, wie ſie dem engliſchen Geſchmack immer noch zuſagen. Es wimmelt darin von Originalen und verſchrobenen Charakteren, aber es iſt nicht mehr die ſtarke poetiſche Kraft eines Charles Dickens, die dem wirklichen Leben bis in die äußerſten Schlupfwinkel folgt und das Geſchaute in klaſſiſchen Charaktertypen und ebenſo klaſſiſchen Karikaturen ausprägt, ſondern Komik und Tragik haben etwas Gemachtes, Gequältes, und in dem bunten Wirbeltanz der vorüberhuſchenden Bilder finden wir nichts, woran der nach wirklich künſtleriſchem Genuß verlangende Leſer Freude haben könnte.

In ſeinem neueſten Roman Olga Romanoff; or, the Syren of the Skies (Tower Publiſhing Co. Ltd.) ſetzt George Griffith ſeinen früher erſchienenen Roman „The Angel of the Revolution“ fort. Die höchſt wunderbare und „ſpannende“ Geſchichte iſt ein Gemiſch von Bellamy und Jules Verne, und manche ſeiner phantaſtiſchen, auf dem Erdboden, im Waſſer oder in der Luft ſich abſpielenden Ereigniſſe würden noch viel beſſeren Effekt machen, wenn der Autor nicht ab und zu aus der Rolle fiele und durch trockene Anmerkungen und Erklärungen das Wunderbare in das Gebiet des Alltäglichen herabzöge.

Ein ganz anderer Zug weht durch den dreibändigen Roman von Rita: „Peg the Rake“ (Hutchinſon & Co.). Hier iſt Erdgeruch und Hochlandsluft. Der erſte Band ſetzt zwar etwas düſter ein, aber die Handlung ſteigert ſich prächtig, und beſonders der urwüchſige Charakter der wilden Peg, die weder Gott noch Menſchen fürchtet, und die, um der Tyrannei der bitter gehaßten Stiefmutter zu entgehen, in der Ehe mit einem alten Edelmann unglücklich wird, iſt mit kräftigen Strichen umriſſen.

Eine Abenteurergeſchichte der tollſten und unwahrſcheinlichſten Art iſt „The Beechcourt Mystery“ von Carlton Strange (Georges Newnes); alles dreht ſich um Verbrechen, Gefangenſchaft, Fluchtverſuche und ähnliche Dinge. Männlein und Weiblein ſind alle mit ungemein leicht losgehenden Schießgewehren bewaffnet, und es iſt wirklich ſchwer begreiflich, daß ſich in England für dieſe Art von Litteratur immer noch Leſer finden ſollen; bei uns in Deutſchland ſind die Nähmamſellen ſchon längſt über dieſen „Geſchmack“ hinaus. — Auf das Gebiet der ſozialen Kämpfe der Gegenwart führt uns Alfred Colbeck in Chertons Workpeople (James Clarke & Co.). Er ſchildert uns in ſeinem Herrn Cherton, einem Teilhaber einer großen Gießerei und Maſchinenfabrik, einen jener human denkenden Männer, die das Los ihrer Arbeiter durch allerlei private Mittel zu beſſern ſuchen. Der Roman erzählt, wie er ſeine Partner, die anfänglich Gegner ſeiner Pläne ſind, für dieſe zu gewinnen und die ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen weiß. Wenn in Wirklichkeit dieſe Beſtrebungen ſich auch kaum ſo glatt würden durchführen laſſen, wie auf dem Papier, ſo iſt Colbecks Buch doch leſenswert, weil

es manchen anregenden Gedanken enthält und des Verfaſſers echt humane Geſinnung darthut. Zudem ſcheint Colbeck für ſeinen Roman eingehende Studien gemacht zu haben, ſo daß es ihm gelingt, das Gebahren und die Redeweiſe der Arbeiterbevölkerung in echt realiſtiſcher Weiſe wiederzugeben.

Zum Schluß ſei noch die ſehr ſchöne Ediſon-Biographie „The Live and Inventions of Thomas Alva Edison“ von W. E. L. Dickſon und Antonia Dickſon (Chatto & Windus) erwähnt. Der ſchön ausgeſtattete und mit ca. 200 Illuſtrationen geſchmückte Band giebt nicht nur ein höchſtintereſſantes Bild von dem Leben und den Schöpfungen des amerikaniſchen Erfinders, ſondern bietet auch, da er höchſt anziehend geſchrieben und eine Fülle hübſcher Anekdoten enthält, eine höchſt belehrende und trefflich unterhaltende Lektüre.

Percy.

The new Spirit. By Havelock Ellis. (London, W. Scott.) 250 S.

Von dem Buche iſt in kurzer Zeit die dritte Auflage erſchienen. Doktor Ellis iſt auch in Deutſchland kein Unbekannter. Zahlreiche ſeiner anthropologiſchen und pſychologiſchen Unterſuchungen ſind ins Deutſche überſetzt. Man rühmt, namentlich in der in der Behandlung des Geſchlechtslebens und der Frauenfrage, ſeine unbedingte Vorurteilsloſigkeit. Er iſt ein viel zu geiſtreicher Mann und ehrlicher Eſſayiſt, um in Parteihexerei zu verfallen. Sein Buch „The new Spirit“ hat in England Aufſehen gemacht, man iſt dort weniger ſtumpf, aber ebenſo konventionell verlogen in der „guten Geſellſchaft“ wie bei uns. Das Werk analyſiert in glänzender, origineller Weiſe eine Reihe litterariſcher Charakterköpfe (Heine, Ibſen, Diderot, Toiſtoi, Whitman) und knüpft ſehr intereſſante Schlußfolgerungen daran. C.

Portugieſiſche Litteratur.

„Allein“ (Só) von Antonio Nobre. Wenn das Gedichtbuch mit dieſem Titel den Einfluß in der Geſellſchaft hätte, der von dem Buche erwartet wird, ſo würde „die Menſchheit unſeres Vaterlandes“, wie der arme Jayme Joſe Ribeiro de Carvalho ſagte, für den Selbſtmord reifen durch die entmutigende, verzweifelte, düſtere und hilfloſe Form und den Ton jener Poeſien. Wenn der Dichter aufrichtig iſt, der in zahlloſen Varianten den beſtändigen Gedanken des Todes beſingt, und wenn diejenigen aufrichtig ſind, die ihn leſen und ihn bewundern, muß der Anblick einer Stadt troſtlos ſein, in der „Allein“ von Antonio Nobre geleſen wird.

Was würde der alte Leſage ſehen, wenn er als moderner D. Cleophas die Häuſer von ganz Liſſabon durchginge? Gruppen junger Leute, die alle Thränen ihres Herzens über das japaniſche Papier des von Todesſegnungen erfüllten Buches ergießen, ein Buch, das mit modernem Luxus von einer pariſer Firma auf Befehl eines franzöſiſchen Verlegers veröffentlicht ward! Selbſtmord muß das Ende der Leſenden werden. In der That, in dem ganzen Buche tönt keine andere Saite als die des Lebensüberdruſſes, der Todesbegeiſterung, die Sehnſucht nach dem Sarge, den überirdiſchen Geiſtern, den Cypreſſen! das abſolute Verzichten auf das Daſein, die unendliche, unverbeſſerliche Langeweile!

Wenn die Generation, der Antonio Nobre angehört, wirklich von jener Stimmung oder beſſer von jener Mißſtimmung beherrſcht wird, dekadent, laſtlos, ermattet, ohne gearbeitet, entnervt, ohne gekämpft zu haben, was für eine erbärmliche Generation, was für eine wäſſerige, ſyphilitiſche Generation ohne Muskel, ohne Blut, die ſich mit der Laſt der großen Traditionen der Vergangenheit und der ernſten Probleme der Zukunft zu befaſſen hat! Das iſt eine Generation, die für Kampf und Revolution, für wiſſenſchaftliche Arbeit und moraliſche Kraft unfähig iſt. Sie ſind als Greiſe geboren, ihre erſte Kindheit iſt ſomit die zweite! In dem Alter, in dem die Römer die männliche Toga nahmen, binden ſie

„das Lätzchen“ um. Man hat nicht übel Luſt zu fragen: „Buden, wollt ihr auch — — —?“

Wenn Antonio Nobre von ſich ſpricht, pflegt er zu ſagen: „Der Antonio“ . . . lieber Gott, das Baby.

„Da kommt die Charlotte, in den Armen
‚Das Morgenrot‘, und ſpricht:
„Mein ſchönes Kind, erbarmen
Möge Maria ſich über Dich!“

An einem Dienſtag ward ich geboren.
Die Glocken tönten von fern . . .

Und Antonio wuchs kräftig und gut,
Voll Glück, daß er lebte!
(Und der Schmerz durchfraß ſein Blut,
Seine Seele erbebte.)

Den Bergesgrat ſtieg ich hinan,
An einem Dienstag war's.
Zum Sterben wollt' ich gehen. . .

Warum? iſt das die Krankheit des Jahrhunderts? Muſſet hatte die ſtolze Verzweiflung des Satans, der den Verluſt des Himmels ſeiner Kinder beweint: Schläfſt du zufrieden, Voltaire? Baudelaire hatte das teufliſche Lachen des Satans, der ſich berauſcht an den Blüten des Böſen, die neben der Hölle blühen — dieſe nun machen alberne Klagen, haben den Namen ‚Maria‘ im Munde, beten auf ihre Koſten, brauchen fortwährend Diminutive, ſprechen von dem „kleinen Schattenchen des Bäumchens“ (a sombrinha), von dem „reinen, engelreinen Mägdetein“, und „der kleinen weißen Blume“*). Dieſe Dämonen von Buden machen eine Stammel-Litteratur. Wenn ſie es wirklich ſind, die den Seelenzuſtand einer ganzen Generation ausdrücken, da ſchau mal einer die nette Generation!

Schlimmer noch, wenn das Ganze erkünſtelt und konventionell iſt! Faſt ſcheint es ſo. Unſere Zeit iſt eigentlich keine ſchöpferiſche. Die heutige litterariſche Bewegung iſt Reaktion, eine Art „Kopie“. Wir haben keine Gegenſtände, Möbel ꝛc., die unſere Zeit charakteriſieren, nun, ſo verſuchen wir die wunderbar gearbeiteten und geſchnitzten Sachen unſerer Voreltern auszubeſſern — ſuchen wir die mittelalterlichen Myſterien zu verbeſſern und die Naturbauten aus der Zeit der Kreuzzüge. Ebenſo wie der Romantismus noch in ſeiner Auflöſung in den Minnegeſang überging, ſo will die moderne Poeſie die Naivetät heucheln, wundervoll, wenn ſie ſpontan, lächerlich, wenn ſie erkünſtelt, aus den Sohlen der alten Zeit iſt . . . .

Dann iſt auch die Variation des Druckes unerläßlich . . . einige Strophen in ganz kleinen Typen (ſiehe oben), die anderen regelmäßig. Und ſolch' kindiſcher Unſinn gilt für überaus wichtig.

Wenn all das erkünſtelt und in einer Werkſtätte bereitet iſt, in der man mit todestraurigen Bildern und angſtvollen Gefühlen arbeitet, ſo nenne ich das Entweihung und Geſchmackloſigkeit. Der Schmerz iſt heilig und nicht von Dichtereitelkeits Gnaden, die mit aller Gewalt ihn in originelle Bilder zwängt. Hie und da begegnet man in dem Buche von Antonio Nobre einem wirklichen Gefühl, einem ergreifenden Schmerz, einer aufrichtigen Wehmut. Da er ein außergewöhnliches Talent hat, erweckt dieſe ſchmerzvolle Saite, die er mit unendlicher Zartheit erzittern läßt, die übereinſtimmende Saite in unſerer Seele. . . Ein Gedicht ragt beſonders hervor durch ſeine Klangfülle und ſeine wirklich ergreifende Stimmung: „Die Schwindſüchtige“. Aber auch nur das eine iſt hervorragend mit wahrem Ausdruck, den nur ein großes Talent für ein wahres Gefühl zu finden weiß.

Das Bild muß immer die leicht begreifliche und glänzendſte Formel ſein, durch die der Gegenſtand ausgedrückt oder geſchildert wird. In dem glücklichen Alter, in welchem die Einbildungskraft vorherrſcht, in dem Hirn bevorzugter Völker, drängt ſich das Bild ſpontan auf die Lippen; ſo

*) Ausdrücke, die ſich im Deutſchen ſchwer wiedergeben laſſen: a Antonio sãozinho, a menina purinha, a flor brauquinha (saõ-pura branca).

bildete man aus den eigenen Schauspielen der Natur die wundervolle Mythologie Griechenlands und die reiche, strahlende Mythologie des vedischen Indien. Aber, wenn die gelehrten Dichter anfangen, in ihrem Arbeitszimmer ruhig die kalten wirkungslosen Allegorien zu schmieden, diese Götter, die zwangsweise mit Feile und Hammer und den Figuren der Rhetorik geformt sind, bleiben sie nicht eindruckslos in der Einbildung des Lesers und fallen ins Lächerliche?

Wenn Antonio Nobre uns ein Bild giebt, den spontanen Ausfluß seiner glänzenden Phantasie, seiner wirklichen Sensation, nehmen wir dieses Bild freudig auf, selbst dann, wenn es uns befremdet.

— — — — — — — — — — —

Ein Gedicht ist drin, das uns vor allen außerordentlich belustigte, wenn wir nur an die Arbeit denken, die er seinem Geist geben mußte, um das zu schreiben. Dieses Gedicht heißt „Kadaver". Schon in dem Titel ist die Originalität, die diese Herren suchen —

Ca (ro) Da (ta) Ver (mibus).

Es fängt so an:

Zu den Dämmerstunden, in der Motette,
Wenn der schöne Mond, der Milchmann,
Die Milch in die Häuser des Unendlichen
trägt . . .

Hier begegnet sich Antonio Nobre mit Eugenio de Castro, der hat aus dem Mond einen Bäcker gemacht . . . Nun galt es, eine andere Beschäftigung zu finden, in der das Weiß mitspielte, gut, der Mond ward zum Milchmeier. Was bleibt nun für die andern übrig?

Bestimmt wird die weiße Artemis der Hellenen noch zur Botenfrau des Firmaments. — Dann geht es weiter:

Zur Stunde der „Dreieinigkeit", am Abend,
Wenn Wunder und Erhabenheit sich treffen,
Wenn Nachtigall und Schwalbe sich vermählen . . .

Dies ist das Resultat einer neuen Schweißarbeit des Herrn Antonio Nobre. In den goldenen Zeiten des Romantismus und noch zu den Zeiten der persischen Dichter „umschwärmte die Nachtigall die roten Rosen". Eine neue Lesart mußte ersonnen werden. Antonio Nobre traute Nachtigall*) mit Schwalbe*), ganz grammatikalische Heirat, des männlichen und weiblichen Geschlechts . . . während die Schwalbe schläft, wacht die Nachtigall, — ganz natürlich kann aus solchem Verhältnis keine Nachkommenschaft entstehen.

Es ist sehr gut, ein Talent zu besitzen, wie Antonio Nobre es hat. Vielleicht geht es ihm noch wie Edmund von Harancourt, der anfangs erzwungene und nephelibatische Verse machte und nachher kostbare Poesien schuf oder gar wie Paul Verlaine! . . .

Lissabon. Pinheiro Chagas.

*) O rouxinol (männlich), A andorinha (weiblich im Portugiesischen).

Skandinavische Litteratur.

Peter Nansen: Maria. En Bog om Kærlighed. (Kopenhagen, P. G. Philipsen.)

„Es ist viel Wehmut und viel Ironie in dem Buche," hat ein schwedischer Kritiker von „Julies Tagebuch" gesagt; das gilt auch von „Maria. Ein Buch von Liebe". Dort erzählte eine junge Dame ihre Beziehungen zu einem Schauspieler: eine glückliche, jugendliche, unbekümmerte Liebe, die ein schlichtes Ende nimmt. Hier beichtet ein junger Mann, ein Dichter und Lebenskünstler, wie er „durch viele" zu einer kam. Er ist eine Art Muselmann und in allem, was das weibliche Geschlecht angeht, wohl erfahren. Stellt den Mann vor den grünen Tisch und examiniert ihn in Liebe — er wird nie stocken und nie verlegen werden! In seinem Tagebuch giebt er die besten Lehren, z. B.: „Wer niemals der Toilette seiner Geliebten beigewohnt hat, der kennt sie nicht." Der brave Muselmann beweist denn auch eine staunenswerte Kenntnis weiblicher An- und Entkleidekunst. Er ist auch Philosoph. Wie verhält es sich eigentlich

mit der berühmten weiblichen Tugend? fragt er. Auf der einen Seite verlassen ja sicherlich nur wenige Damen den schmalen Pfad der Tugend; auf der andern leiden die Männer sicherlich nicht unter einem Mangel an Geliebten, wenn auch häufig genug an Geldmangel. Und doch wird der Muselmann eingefangen von einer. Als kluger Meister der Liebe giebt er der Liebsten den Laufpaß, bevor er sich zu sehr an sie gewöhnt hat; denn das könnte gefährlich werden. Aber er hat es zu spät gethan. Vergebens fleht er: „Vergessen, du guter Vogel mit den weichen schwarzen Flügeln, senke dich herab auf das Lager, wo Maria geruht hat. Bewache meine Träume, daß sie sie mir nicht in ihrer nackten Herrlichkeit vorgaukeln. Sing deinen Sang, der meine Sehnsucht stillt, daß sie nicht erwache." An einem Winterabend sieht er träumend über die Straßen nach dem Hafen hinunter. Ein Matrose sitzt dort auf dem Deck eines Schiffes und spielt Harmonika. „Die Musik klagt so offenherzig wie ein Kind. Jeder muß verstehen können, welchen Kummer sie klagt. Ich höre die Melodie wie einen Gesang mit dem einfachsten Text: „Ich sitze in einem fremden Land, wo sie eine Sprache sprechen, die ich nicht verstehe. Ich bin in der großen Stadt gewesen, unter vielen geschäftigen Menschen, die sich nicht um mich kümmern. Ich weiß keinen Ort, wo ich hingehen und mich heimisch fühlen könnte. Da ging ich mit den andern ins Wirtshaus. Da waren viele Mädchen, die mich anlachten und mich gern gewinnen wollten, da ich Geld in der Tasche hatte und groß war und stark. Sie tranken mit mir, und eine setzte sich auf meinen Schoß und nannte mich ihren süßen Schatz. Und ich wurde betrunken und ging mit ihr, und sie nahm mein Geld, aber sie gab mir keine Freude. Nur eine giebt es in der Welt, die mich froh macht, und sie ist viele, viele Meilen entfernt. Ich habe mein liebes Mädchen betrogen, und ich komme arm zu ihr nach Hause. Ich bin unter fremden Menschen, die sich nicht um mich kümmern, und ich weine, daß mein armes Mädchen weit weg ist und sich vielleicht einen andern Liebsten genommen hat, während ich sie betrog." — Es ist schlimm, wenn ein Muselmann so sentimental wird beim Anhören einfacher Musik; und als dann die beiden sich wieder treffen, auf dem Markt, bei entsetzlichem Wetter, da ist's nur natürlich, daß sie lachen, trotz allem Wetter lachen und schleunigst zusammen nach Hause gehen. Und dann — dann kommt ein Freier, ein würdiger Bürger. Die beiden erwägen den Fall mit der nötigen Gründlichkeit; sie kommen zu dem Resultat, daß ein Korb nicht ausgeteilt werden soll. Der Muselmann ermahnt seine Dame: „Wenn Du Dich nun verheiratest, Maria, dann schuldest Du also, nächst mir, Deinem ehrenwerten Manne Gehorsam und Treue. Sei treu, so lange es Dir irgend möglich ist, selbst wenn Dein Mann offenkundig sich Geliebte in Menge hält; wird Dir aber mit der Zeit die Treue zu schwer, dann denke daran, daß Du die Hüterin der Ehre Deines Mannes bist, und sorge rücksichtsvoll dafür, daß sie nicht öffentlich besudelt wird." Er giebt noch viele gute Lehren und fühlt sich erhaben dabei. Aber bald wird es anders. Es kommt das merkwürdige Bekenntnis: „Ich bin verrückt vor Eifersucht," und dann geht es schnell. Das Weltkind spricht bald die Worte der Erlösung: „Durch die vielen zu einer!" und der einen zum Preis, der Mitwelt zur Belehrung und Erbauung schreibt er sein Buch. „Es ist keine kunstfertig geordnete Erzählung. Es ist nur ein Haufen einzelner Blätter von einer Liebesgeschichte, wozu keine andre Kunst erforderlich ist als die, verliebt zu sein. Es handelt davon, wie ich die einfältige und doch nicht leicht faßliche Kunst erlernte."

Nansen schreibt ein vorzügliches Dänisch. Die formvollendeten Sätze erwecken in dem Leser jede Stimmung, die der Verfasser erzeugen will. Seine Ironie wie seine

Sentimentalität kleiden sich in gleich zarte Gewänder, und es ist nicht immer leicht, die beiden Damen von einander zu unterscheiden; sie sind Schwestern.

Chr. Collin: Kunsten og Moralen. Bidrag til Kritik af Realismens Digtere og Kritikere. (Kjøbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag.) — Ein dickes Buch von über 300 Seiten, das sein Thema so breit behandelt, daß es wohl eine längere Kritik vertragen könnte, als sie hier gegeben werden kann. Kunst und Moral, ihr Verhältnis zu einander, ist ein altes Thema, und es wird nicht so bald aus der Welt geschafft sein. Aber über eines sollte doch Klarheit herrschen, darüber, daß die Kunstkritik keinerlei moralischen Maßstab an ein künstlerisches Werk zu legen hat. Was heißt denn fürs erste moralisch? Herr Collin vertritt die Moral der Entwicklungslehre, er steht auf dem Boden der Moral, die die von Amerika und England ausgehende ethische Bewegung auf den Schild gehoben hat; und demgemäß wünscht er die modernen Poeten als Propagandisten dieser Lehren. Sie sollen nicht bloß ein Bild der Gegenwart geben, sie sollen darüber hinausweisen. Thun das die verruchten Naturalisten nicht? Die, die ihre Hauptaufgabe darin sehn, die gegenwärtigen Verhältnisse zu verstehn, die zeigen wollen, wie all das Elend, all der Schmutz entstehn mußte? Collin hält große Stücke auf Jonas Lie, auf den norwegischen Dichter, der der naturalistischen Forderung am besten nachgekommen ist. Aber bei Arne Garborg wird es ihm schon unheimlich; der Mann hat die Schwermut eines Teils des modernen Geschlechts zu sehr „poetisiert". Das klingt etwas merkwürdig; denn Garborg hat gezeigt, wie Gabriel Gram zu dem elenden Schlappschwanz wurde, als den er sich am Schluß der „müden Männer" darstellt. Er hat es sogar hin und wieder überdeutlich, d. h. unkünstlerisch deutlich, merken lassen, daß er einen kranken Menschen schildert. Collin hat zweifellos recht, das Buch zu schreiben war ein Bedürfnis für den Verfasser: er hat selber Stücke von Gram in sich, die er los werden wollte. Ebenso wie sich Goethe Werthers Leiden von der Seele schrieb und — gesundete. Was bedeutet es, daß einige Grünlinge sich daran gefallen, Gram'sche Manieren anzunehmen, ebenso wie sich deutsche Grünlinge im vorigen Jahrhunderte Werther'sche Manieren zulegten? Doch nur das, daß sie das Werk nicht künstlerisch verdauen konnten. Und hier hat die Kunstkritik einzusetzen. Sie hat nichts andres zu thun, als den Leser zu lehren, ein Kunstwerk aus der Zeit und dem Verfasser heraus zu verstehn. Wie kam denn Garborg dazu, seine „Müden Männer" zu schreiben? Weil er sie sah einmal, und andrerseits, weil er fühlte, daß sie bis zu einem gewissen Grade Fleisch von seinem Fleische waren. Die Kunstkritik hat zu fragen, ob er den Typus richtig erfaßt und seine Werdebedingungen richtig klargelegt und endlich und hauptsächlich, ob er den Stoff künstlerisch bewältigt hat — ob dieser Typus „moralisch" erfreulich ist, ist Nebensache. Collin ist degelsterter Björnsonianer, denn er hat ihm Zukunftsgestalten geschaffen, z. B. die Svava. Es ist nun allerdings richtig, daß für einen Moralisten der Schluß des „Handschuhs" eine helle Freude sein muß. Ob aber auch künstlerisch? Hat es Björnson vermocht, seine Svava zu erklären? O nein, er hat einfach eine nach den Grundsätzen der Moral tadellose Puppe auf die Bühne gebracht, die Schritt für Schritt sich als Puppe, nicht als natürlicher Mensch erweist. Wie, wenn uns Björnson eine moralisch wohlerzogne Tochter vorgeführt hätte, die, als die große Leidenschaft über sie kommt, die ganze schöne Moral an den Nagel hängt? Wäre sein Werk dann weniger gut? Vorausgesetzt natürlich, daß er uns die Entwicklung der moralischen Tochter wahrscheinlich gemacht hätte? Dann wäre uns ja exemplifiziert worden, wie die Leidenschaft läutert, d. h. frei macht von

den der Natur aufgeimpften Krankheiten. Natur iſt das höchſte, das der Dichter kennt, und ſolange Natur und Kultur mit einander im Streit liegen, wird er uns immer und immer wieder den Widerſtreit zwiſchen Natur und Kultur vorführen und nie vergeſſen, auf welcher Seite er als Künſtler zu ſtehn hat. Collin iſt ſehr ungehalten über Gunnar Heibergs Balkon; das Lob, das Heibergs Stück fand, hat ihn dazu veranlaßt, ſeine Studie zu veröffentlichen. Ein norwegiſcher Kritiker ſagt: „Julie iſt Weib, junges, liebefähiges Weib.“ Collin ſetzt dagegen die Behauptung: „Nach meiner Anſicht iſt ihre Weiblichkeit und ihre Liebe abnorm.“ Ihm iſt die Auffaſſung der Liebe in Heibergs Stück „falſch“; es erſcheint ihm entſetzlich unmoraliſch, daß „die kranke Liebe, die die Leute dazu treibt, den Balkonweg zu gehn, als die normale und natürliche Liebe dargeſtellt iſt“. Es iſt unmöglich, die Liebe zu civiliſieren, meint Heiberg; Collin betrachtet es als hiſtoriſch erwieſen, daß die Liebe die Menſchen civiliſiert habe (welcher Gegenſatz!). Die Liebe, meint Collin, habe die Familie geſtiftet „und damit die Grundlage und das Vorbild für Geſellſchaft und Staat“. Die wahre Liebe iſt ihm die, die die Familie ſtiftet, die andre, ſagen wir die Heidergſche Liebe, iſt falſch; ſie verroht. Und deshalb macht er ein paar Komplimente vor Heibergs Kunſt und ſchmeißt das Stück auf den Miſthaufen. Eine Kunſtkritik wird gar nicht verſucht. Aber einmal davon abgeſehn. Im erſten Akt iſt Julie durch irgendwelche ſozialen Verhältniſſe an einen elenden Alten geknüpft, dem die Grundbedingung, eine Familie zu ſtiften, fehlt. Wie, wenn wir es höchſt unmoraliſch finden, daß ein alter Tropf ein junges Weib mit regem Geſchlechtsleben an ſich kettet? Wenn wir es ſittlich finden, wenn die Dame ſich einen jungen Liebhaber ſucht, der die ihr von der Natur verliehene Leidenſchaft auslöſt? Oder iſt ihre Leidenſchaft krank und unnatürlich? „Natur, mein Freund, iſt immer ſittlich.“ Ich geſtatte mir, den zweiten Vers etwas zu ändern: „Der Moraliſt iſt unerbittlich,“ wobei ich pflichtſchuldigſt bemerke, daß der deutſche Dichter mit vollem Rechte für Moraliſt Staatsanwalt ſagt; denn im heutigen deutſchen Reiche iſt der Staatsanwalt der ſtaatlich genehmigte, d. h. einzig maßgebende Moraliſt; für Norwegen mögen es die Herren Björnſon und Collin ſein. Aber, man entſchuldige noch eine Parentheſe, Herr Björnſon ſcheint mir nicht mehr ganz unanfechtbar. Früher, ja, da war es etwas andres, als er zum höheren Ruhme der Sittlichkeit verkündete: die Brunſt muß weg. Aber jetzt, ſeitdem er „Abſaions Haar“ geſchrieben? Seitdem er mit ſchmunzelndem Behagen die Jugendliebſchaften von Raſael Kaas geſchildert, die durchaus nicht darauf ausgingen, Familie zu ſtiften? Oder ſeitdem er in „Auf Gottes Wegen“ die Ragni geſchildert hat, die recht wenig kultiviert iſt, im Grunde genommen recht dumm und nur Sinnlichkeit? Bleibt alſo Herr Collin allein übrig als der höchſte Prieſter der Sittlichkeit. Und dieſer ſagt, wir können es nicht dulden, daß ſich die Heidergſche Liebe, dieſe Kulturfeindin, die ſich den Teufel um alle Kultur ſchert, daß die ſich „unter der Maske der Kunſt ausbreitet“. Hat denn Heiberg ſeine Liebe angeprieſen wie ein Pfuſcher, der die Leute beſchwindeln will? Oder iſt er der erſte, der die Leute gelehrt hat, daß die Liebe eine Leidenſchaft iſt, von der Natur eingeſetzt, die kein menſchliches Geſetz, keine Schranke, die Sitte und Geſellſchaft aufgerichtet, anerkennt, wenn ſie geſund und unverkrüppelt iſt? Und wenn ſie das iſt, weiſt dann Heibergs Stück nicht ebenſo gut in die Zukunft wie nur irgend eines von Björnſon — in eine Zeit, wo der Leidenſchaft die Feſſeln abgenommen werden, die ihr jetzt Staat und Geſellſchaft angelegt haben? Wo die Unnatur nicht mehr ſanktioniert iſt, daß zwei, deren Leidenſchaft ſich nicht auslöſt, an einander gebunden ſind? Wenn ich Collin recht verſtehe, ſo wäre ein Stück

nach seinem Herzen, das schilderte, wie ein Mann durch seine Liebe zu allerhand schönen Thaten begeistert wird. Wie nun, wenn Antonio, der Mann, der sich das Weib unterjocht, die Herrschaftsnatur, die den Willen zur Macht hat, glücklich im Volldesitz seiner Julie, daran geht, „Willen zu brechen und Nacken zu beugen“?

Collins Buch ist teilweise zweifellos aus dem richtigen Gefühl herausgewachsen, daß mit der Kunst und der sogenannten Kunst unserer Zeit nicht alles in Ordnung ist, aus einem Gefühle des Abscheus vor dem Atelier-Décadence-Gigerltum, aus einem Gefühl des Widerwillens gegen die Herren, die auf verstimmter Nervenguitarre herumklimpern und Gott weiß welche Großthat zu vollbringen meinen, wenn sie kleine angelernte und abgeguckte Schmerzchen ihrer Seelchen als große Schmerzen besingen, die nie einen vollen großen Ton hervorbringen können. Wohl haben wir gesunde und kranke Kunst. Aber mit moralischem Maßstade ist da nicht auszukommen. Und vollends hat sich Collins in der Wahl seiner Beispiele vergriffen. Er ist kein Wegweiser geworden durch die Menge der litterarischen Charaktere hindurch; seine Urteile sind durchweg schief, weil moraltriefend, und so wird das Buch keine Frucht tragen. Eine klärende erziehende Überschau der modernen Litteratur muß auf rein künstlerischer Betrachtung aufgebaut sein: brave Gesinnungen sind etwas schönes, aber künstlerische Formung des Stoffes ist immer die Hauptsache.

Gunnar Heiberg: Gerts Have. Komedie i fire Akter. (Kristiania og Kjøbenhavn, Albert Cammermeyers Forlag Lars Swanström]). — In diesem Lustspiel bricht Heiberg ebenso bewußt mit der herkömmlichen dramatischen Technik wie in den „Künstlern“ und im „Balkon“. „Gerts Garten“ würde die alte Ästhetik überhaupt nicht als Drama anerkennen. Keine Intrigue. Keine Spannung. Der Gutsbesitzer Gert hat Besuch von zwei Freunden mit ihren Frauen, dazu von drei Anbetern der einen Frau und einer Schwester der andern. Männlein und Weiblein denutzen die Ferienzeit zur Einübung des Kurmachens. Eines versteht es besser als das andre. Die einzelnen Personen sind vorzüglich charakterisiert. Die kokette Frau, die niemals in ihrem Leben ein starkes Gefühl, heiße Sehnsucht gekannt hat, ist meisterhaft gezeichnet. Ebenso die dumme Gans, die die Liebe zu ihrem Manne immer zu Markte tragen muß. Der Backfisch mit seiner Naseweisheit, seinem kecken, draufloßgehnden Wesen. Dasselbe gilt von den Männern, vor allem von der Figur des Ehemanns, der immer mit seinen polygamen Neigungen kämpft und nicht immer siegt. Die guten Leute laufen einander nach. Bild wechselt mit Bild. Eines frischer, kecker hingeworfen als das andere. Die Repliken schwirren nur so hinüber und herüber, geistreich, witzig, schlagend. Flott gespielt, wird das Stück den Zuschauer nicht zur Ruhe kommen lassen. Es streift an die Farce und ist doch immer geistreich. Es verwirrt, verblüfft und bleibt immer auf dem Boden der Wirklichkeit. Die Handlung zu erzählen, ist unmöglich. Alles Erzählen giebt keinen Begriff vom Stück, kann den Eindruck nur schwächen. Einen Übersetzer wird es wohl bald finden; es fragt sich nur, ob das Publikum für diesen leichten, graziösen Humor zu haben ist.

Im Verlage von Wahlström & Widstrand (Stockholm) erscheint seit November eine Halbmonatsschrift: Nordisk Revy för Litteratur och Konst, Politik och sociala ämnen, herausgegeben von Erik Thyselius. Die Zeitschrift umspannt also ungefähr dasselbe Gebiet wie die „Gesellschaft“. Das erste Heft ist einseitig künstlerischer Natur. Welche Stellung die Zeitschrift auf dem Gebiete der Politik einnimmt, muß dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall ist es freudig zu begrüßen, daß nunmehr die junge schwedische Litteratur ein eignes Organ gefunden hat. Glück auf!

G. Morgenstern.

Soziale Dokumente.

Die Epigonen der Raubritter. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte unseres Junkertums. (Stuttgart, Robert Lutz.) 80 S., Preis 75 Pf.

Nach einem Blick auf die Entwickelung der Leibeigenschaft wird die Beraubung der Bauern im Zusammenhang mit der sogenannten Stein-Hardenbergschen Reform dargestellt, die wachsende Ausdehnung der Latifundien und des durch Fideikommisse zusammengehaltenen Familienbesitzes, die erbärmliche Lage der Landarbeiter, die unmoralischen Zustände, die Vergewaltigung der Bauern, die Auspländerung des Volkes durch Prämien, Zölle und Liebesgaben (vielfach durch Zahlen beleuchtet) vorgeführt, schließlich eine genaue Darstellung der neuesten agrarischen Verwaltungs-Gesetzgebung u. s. w. geboten, klar und frisch. Alles mit Hervorhebung der skandalösen Verhältnisse im ostpreußischen Junkerparadies. Die herrlichen Vorgänge im bayerischen Fuchsmühl sollten dem schneidigen Verfasser Veranlassung werden, auch einmal das süddeutsche Junkertum der Herren v. Zoller und Konsorten sachgemäß zu behandeln. XYZ.

Kuhnie, Vier Jahre unschuldig in Irrenanstalten. (Stuttgart, R. Lutz.)

Ein neuer Beitrag zu den vielen, die im modernen deutschen Rechtsstaat die Sicherheit der Person beleuchten. XYZ.

Der „Fall Slevogt" in Bayern steht einzig im heutigen deutschen Rechtsleben da, aber keineswegs deshalb, weil etwa der Oberstlieutenant a. D. Slevogt der Erste und Einzige wäre, dem Recht und Gesetz zu nehmen versucht wird, — das passiert bei uns zu hunderten und tausenden Malen, — sondern einzig deshalb, weil Slevogt nicht zu den Kleinmütigen und Schwachen gehört, die sich, in die persönliche Willkür der Hochgestellten gefügig, ihr Recht nehmen lassen. Ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe, hat er den Kampf aufgenommen, furchtlos und unerschrocken, mit jener unerbittlichen Konsequenz, die nur der zeigt, der weiß, daß er im Recht ist. Unerhört ist der aus diesem Bewußtsein des Rechts resultierende Freimut; unerhört ist das Schweigen derer, gegen die er sich wendet. So schweigt, sollte man meinen, nur die Schuld; so schweigen die, die nicht wagen dürfen, die Wahrheit zu bekennen.

Da man mit offenem Visier, auf dem Boden des Rechts nicht gegen den an seiner Ehre schwer Gekränkten vorgehen konnte, versuchte man es mit anderen Mitteln. Man schreckte nicht vor dem Versuch zurück, den Oberstlieutenant Slevogt für geisteskrank erklären zu lassen, jedoch es wurde von der ersten irrenärztlichen Kapazität Bayerns, Prof. Grashey, die Haltlosigkeit dieses unqualifizierbaren Versuchs mit aller Entschiedenheit nachgewiesen. Die Intrigue scheiterte. Das Volk in seinen weitesten Kreisen hat sein Urteil in dieser Sache längst gesprochen; es lautet: Der Oberstlieutenant Slevogt ist in seinem Recht, und es wurde an ihm mehr als ein bloßer Gewaltakt, es wurde ein Verbrechen, ein moralischer Justizmord begangen.

Eine schwache, mit einem Mindermaß an Energie ausgestattete Natur wäre in diesem jahrelangen aufreibenden „Kampf ums Recht" längst erlegen. Es gehört ein eiserner Wille dazu, hier nicht zu erlahmen; der Oberstlieutenant Slevogt besitzt diesen Willen; er ist gesonnen, sich kein Jota von seinem Recht nehmen zu lassen. Und er wird endlich sein Recht erhalten; denn noch leben wir in einem Rechtsstaat, wo auch der Willkür Grenzen gesteckt sind.

Der „Fall Slevogt" wird also noch öfter zur Erörterung gestellt werden und die deutsche Presse wiederholt beschäftigen müssen. Es ist deshalb gut, wenn wir ihn in Kürze auch dem weiten Leserkreise der „Gesellschaft" klarzulegen versuchen.

Im August 1888 schickte der Oberstlieutenant a. D. Slevogt seine vorher angemeldete, vorzugsweise gegen Oberst Ceila gerichtete Beschwerde wegen vorschriftswidriger Qualifizierung durch den-

ſelben vorſchriftsmäßig an die 3. Infanterie-Brigade in Augsburg ein. Daraufhin wurde O.-L. Slevogt vom Vorſtand des Militär-Untergerichts der k. Kommandantur Lindau, dem Major Dimroth, ohne die geringſte Erforſchung des Sachverhaltes wegen angeblicher Beleidigungen der Oberſten Grünberger (a. D.) und Cella in ſtrafgerichtliche Voruntersuchung gezogen; im Februar 1889 ſah ſich das zuſtändige Militär-Bezirksgericht München veranlaßt, das Strafverfahren gegen O.-L. Slevogt mit Ausſchließung eines ehrengerichtlichen Verfahrens und Spruches rechtskräftig einzuſtellen. Trotzdem wurde darüber, ob Letzterer ſich wegen der in genannter Beſchwerde (angeblich) enthaltenen Beleidigungen früherer Vorgeſetzter eine „dem Ehrgefühl und den Verhältniſſen des Offizierſtandes widerſprechende Handlungsweiſe“ hätte zu Schulden kommen laſſen, das ehrengerichtliche Verfahren gegen denſelben eingeleitet, wobei der von O.-L. Slevogt mitangeſchuldigte Oberſt Melchior ungeſetzlich als Zeuge vernommen wurde. Eine ehrengerichtliche Voruntersuchung aber fand — ordnungswidrig! — nicht ſtatt. Eine ungeſetzliche Handlungsweiſe, eine Verletzung der Standesehre konnte dem O.-L. Slevogt, der die Oberſten Cella und Melchior falſcher Verſicherung an Eidesſtatt bezichtet hatte, ſelbſtverſtändlich nicht nachgewieſen werden. Die Verteidigung Slevogts in der Spruchſitzung am 29. Juli 1889 wurde zwar angehört, aber — geſetzwidrig! — nicht gewürdigt. Im September desſelben Jahres nun wurde dem O.-L. Slevogt von erwähntem Major Dimroth bekannt gegeben, daß der Prinzregent ſich bewogen gefühlt habe, ihm unter Beſtätigung des ehrenrechtlichen Spruches den Offizierstitel und das Recht zum Tragen der Uniform wegen Verletzung der Standesehre unter erſchwerenden Umſtänden zu entziehen. Es hatte alſo der damalige verantwortliche Kriegsminiſter v. Heinleth den unbegründeten Antrag des inkoaipetenten Ehrengerichts dem Prinzregenten zur Beſtätigung unterbreitet. Die angebliche „Allerhöchſte“ Entſcheidung und das Erkenntnis des Ehrengerichts mit den Gründen ſelbſt wurde dem O.-L. Slevogt unter Verletzung verſchiedener Rechtsnormen nicht publiziert, weshalb derſelbe das Eröffnungsprotokoll zerriſſen und dieſen Vorgang „höheren und höchſten Orts“ gemeldet hat. Seine hierauf bezüglichen Bitten und Vorſtellungen bis zum Kriegsminiſterium hinauf blieben fruchtlos.

Des Oberſtlieutenants Slevogt Immediateingabe vom Februar 1890 (gemäß § 62 der Ehr.-Ger.-V.-O., wonach jedem Offizier, der ſich durch einen, wenn auch bereits beſtätigten ehrengerichtlichen Spruch verletzt weiß, das Recht gewährt iſt, die Wiederaufnahme des Verfahrens direkt bei ſeinem oberſten Kriegsherrn zu beantragen) wurde vom Kriegsminiſter Heinleth unterdrückt. Sogar die Möglichkeit, ſich perſönlich an den Prinzregenten zu wenden, gab man ihm nicht.

Was den ehrengerichtlichen Entſcheid betrifft, ſo iſt dazu zu bemerken:

Nach der Schrift des Majors Grafen von Schwerin über Zweck ꝛc. der ehrengerichtlichen Einrichtungen S. 46 Ziff. 2 liegen bei Verletzung der Standes-Ehre „unter erſchwerenden Umſtänden“ ſolche Umſtände da vor, wo ein gänzlicher Mangel an ehrenhafter Geſinnung und ſoldatiſcher Treue trotz angewandter Belehrung, Warnung und eingreifender Befehle in die Erſcheinung treten.

O.-L. Slevogt hat ſich nicht einmal die geringſten Beleidigungen früherer Vorgeſetzter, geſchweige denn derartige Handlungen zu ſchulden kommen laſſen, welche einen ſolchen entehrenden Spruch gegen ihn rechtfertigen, ſondern vielmehr nur ſeine geſetzlichen und ehrengerichtsverordnungsmäßigen Rechte und Pflichten ausgeübt, bezw. erfüllt.

Schließlich hat O.-L. Slevogt ſich gezwungen geſehen, den ihm vom Prinz-Regenten verliehenen und zufolge der obigen

Ausführungen nicht gesetzlich genommenen Offizierstitel aus Notwehr zu führen, wodurch sich zwischen den Zivilgerichten und ihm ein Kampf von solchem Ernst und Umfang entsponnen hat, daß derselbe heute noch nicht beendet ist. F. L.

Bibliographie.

Bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" sind folgende Werke eingegangen:

Armand: Ausgewählte Romane. Liefr. 5 u. 6. (Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.) Je 40 Pf.

Ernst Boettcher: Troja im Jahre 1894. Enthüllungen gegenüber dem Phantasiestück im „Deutschen Reichsanzeiger" Nr. 222. (Schwerin i. M., Ed. Herbergers Buchdruckerei.)

A. v. Falstein: Das Eulennest. (Leipzig, Franz Wagner.)

August Forel: Gehirn und Seele. Ein Vortrag, gehalten bei der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien am 26. September 1894. (Bonn, Emil Strauß.) 1 Mk.

Goethes Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgeg. von Adolf Volgt. Erster Band. 1. Liefr. (Leipzig, Karl Fr. Pfau.) 50 Pf.

Olga Hallin: Evas Sohn. Eine psychologische Novelle. (Leipzig, Schaumburg-Flelscher.)

Georg Hirschfeld: Dämon Kleist. Novellen. (Berlin, S. Fischer.)

Alois John: Litterarisches Jahrbuch. Fünfter Band. (Eger, Selbstverlag des Herausgebers.)

Max Klinger: Malerei und Zeichnung. Zweite Auflage. (Leipzig, Eduard Besold [Arthur Georgi].) 1,50 Mk.

Gustav Kühn: Naturphilosophische Studien. Frei von Mysticismus. (Neuwied und Leipzig, August Schupp.)

Heinrich Löbner: Wintersonnenwende. Erzählungen aus den Kämpfen der Sachsen um Heimat und Glauben. (Berlin, Herm. J. Meidinger.) 3 Mk.

Sigmar Mehring: „Nichts." Reimklänge. (Berlin, Rosenbaum u. Hart.)

Oskar Myfing: Die Bildungsmüden. Roman. (Berlin W, Verein für freies Schrifttum.)

Nietzsches Werke. Erste Abteilung. Bd. VIII. Der Fall Wagner. — Götzen-Dämmerung. — Nietzsche contra Wagner. — Der Antichrist. — Gedichte. (Leipzig, C. G. Naumann.) 8,50 Mk. In Subskription 7,50 Mk.

Anton Freiherr von Perfall: Der Scharfenstein. (Berlin, Verein der Bücherfreunde [Schall u. Grund].)

Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators Assim-Agha Gül hanendé. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhardine Schulze-Smidt. (Leipzig, Schmidt u. Günther.)

Frida Schanz: Neue Gedichte. Mit dem Porträt der Verfasserin. (Leipzig, J. J. Weber.) In Originalleinenband 6 Mk.

Arthur Schnitzler: Sterben. Novelle. (Berlin, S. Fischer.)

Hermann Sudermann: Es war. Roman. Sechste Auflage. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Hector Sylvester: Das goldene Kleeblatt. Phantastische Komödie in einem Vorspiele und vier Akten. (Leipzig, Ernst Ruft.)

Dietrich Theden: Im Banne der Leidenschaft. Novellen. (Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.) 4 Mk.

Francis Viele-Greffin: Il άλαι. (Paris, Edition du Mercure de France.)

Hermann Wette: Widukind. Drama in fünf Aufzügen. (Köln, Rimbach u. Licht.)

Dr. Ernst Fr. Wyneken: Der sozialistische Zukunftsstaat oder die Verstaatlichung der Produktionsmittel. Zeitfragen des christl. Volkslebens XIX, 6. (Stuttgart, Chr. Belsersche Buchhandlung.) 1 Mk.

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Holger Drachmann

Cliche und Druck von Dr. E. Albert & Co., München

Die Gesellschaft.

Februar 1895.

Inhalt:

Bildnis von Holger Drachmann.

Seite

Heinrich, Curt, Bürgerweisheit 145
Schwann, M., Das Gottesgnadentum in der Geschichte 152
Unser Dichteralbum:
Reder, Heinrich v., Zitherspiel 178
Rechert, Emil, Verzweifelte Liebe 178
Halm, Margarethe, Freie Rhythmen 179
Lessing, Theodor, Almfiesta 180
Seeck, Walter, Verschollen 181
Bodman, Emanuel von, Die Insel unserer Träume 181
Geiger, Albert, Saul 182
Hirschberg, Rudolf, Not 183
Déry, Juliane, Pußta-Lied 183
Bornstein, Paul, Gedichte in Prosa 183
Merian, Hans, Blind geladen 186
Niesle, Charlotte, Die Gedankenhändler 218
Eschwege, Ludwig, Die Enterbten 226
Merian, Hans, Holger Drachmann 232
Richter, Konrad, Klein Eyolf 241
Kuhn, Emil, Die psychologische Seite der kirchlichen Gottesverehrung 247
Th. L . . . g, Beschauliche Briefe eines Münchener Eremiten 252
Aus dem Berliner Kunstleben (Malerei — Theater) 259
Kritik: Romane und Novellen: S. 269. — Lyrik: S. 271. — Dramen: S. 273. — Volkswirtschaft: S. 275. — Französische Litteratur: S. 278. — Ungarische Litteratur: S. 281. — Vermischtes: S. 283. — Bibliographie: S. 287.

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift behält sich die Verlagshandlung ausdrücklich vor.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Soeben erschien:

„O herziges Menschenleben!“

Gedichte von **Walter Harlan.**

Hochfeine Ausstattung, Velinpapier, Text-Autotypie der Handschrift des Dichters, Celluloideinband mit origineller Pressung. Preis Mk. 6,—.

„O herziges Menschenleben!“ präsentiert sich als ein Weihnachtsbuch seltsamster Art. Hier sind zwar Stoffe und Stimmungen heterogenster Art beisammen, d. h. *gelebt* sind alle diese lustigen Dinge auf höchst verschiedenartigem Boden, aber *gedichtet* scheinen sie samt und sonders Sonntag morgens zu sein, in einem traulichen Studierzimmer mit Divans und Palmen. An *diesem* „Menschenleben“ wird es wirklich einmal wahr, daß das Glück *immer* da ist, wenn es auch vielleicht erst mit der optimistischen Pincette ans Licht geholt werden muß, wie in dem sorgenvollen Gedichte „Eine Person mehr“, wo der junge Vater ein Luxusbedürfnis nach dem andern sich abgewöhnen muß:

— — — —

„Beschränkt sind meine Rechte.
Eine Windel am Ofen hängt.
Mein Schatz ist Tag und Nächte
Von tausend Geschäften bedrängt. —

Doch, wenn sie dann am Morgen
In ihren Armen wiegt
Den Urquell unsrer Sorgen,
Dann sind wir kreuzvergnügt.

Giebt's auch nichts groß zu brocken,
Was ist da weiter dabei!
Im Nestchen warm und trocken
Lachen wir glücklichen Drei.“

Am bezeichnendsten spricht sich die sonnige Eigenart des Dichters in den Stücken aus, wo es ihm der Stoff gestattet, einmal bloß ganz einfach ein bißchen zu jauchzen, wie in „des Fuchsen Reiselied“:

„O Fuchsenfrühling! o Lust! o Pracht!
Daß ich so leicht mich trenne,
Das hätt' ich nicht von dir gedacht,
Du heimatliche Penne!
Noch nie goß mir der Sonnenschein
Ins Herz so reine Freude!
Doch könnt's auch meinetwegen schnei'n
Und wettern und hageln heute!

In Sexta sitzt noch die Natur,
Kaum sind die Knospen im Werden,
Nur ich, der junge Studio nur
Bin „reif“ schon jetzt auf Erden.

Nun richt' ich meinen Lebensweg
Mir ein nach *meinen* Gründen,
Und *ob* ich morgen ins Kolleg
Schon gehe, — das wird sich finden.

Den treuen Vater, mein Mütterlein,
Die halt' ich hoch in Ehren, —
Doch *unerträglich* würd' es sein,
Wenn heute sie bei mir wären!
Libertas academica!
Wie klingt das so kinderfröhlich,
Und doch so sündhaft stolz beinah —
So gelehrt und doch so selig!

Schon von außen präsentiert sich „O herziges Menschenleben!“ in seiner einfachen, nur gewissermaßen heimlich prunkhaften Ausstattung so vornehm, wie kaum irgend ein goldstrotzendes Prachtwerk. Die Gedichte selbst sind in Harlans klarer Handschrift autotypiert, sodaß der intimere Reiz des Geschriebenen vollkommen erhalten bleibt. An diesem Buche könnte sich ein professionsmäßiger Pessimist zu schanden ärgern.

Februar 1895.

Bürgerweisheit.

Von Curt Heinrich.

Die Arbeiterfrage. — „Die Dummheit, im Grunde die Instinktentartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage giebt. Über gewisse Dinge fragt man nicht: erster Imperativ des Instinktes." (Friedr. Nietzsche, Morgenröte.)

Manch ehrlicher, vorurteilsloser Sohn unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts mag über dieses Wort des großen Denkers den Kopf schütteln, und manch wohlgeborener oder wohlbesitzender Herr wird, falls auch ihm jene Zeilen zu Gesichte kommen, selbstgefällig lächeln. „Bravo, ganz unsere Meinung. Wer viel fragt, bekommt viel Antwort."

Aber wie, sollen plötzlich die Ideen, welche den größten Geistern der Neuzeit mehr oder minder deutlich vorgeschwebt haben, und an deren Verwirklichung mitzuarbeiten, viele der Besten aller Nationen zu ihrem Lebensberuf und Ziel gemacht haben, trügerische Scheinbilder sein? Soll der Strom, der nun seit mehr als hundert Jahren durch die Länder geht und zu allem, was in diesem Zeitraume Großes und Bedeutendes geschehen ist, wenigstens immer den Anstoß gegeben hat, seine Quelle im blöden Zufall haben, um sich jetzt nach zwecklosem Irrelaufen ruhmlos im Sande zu verlieren?

Nicht doch.

Hier irrt Nietzsche, und mit ihm irren (hoffentlich recht empfindlich) die vorlauten Bravorufer.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Nietzsche will die Geistesaristokratie und spottet über die soziale Frage. Das ist seine große

Inkonsequenz. Denn nur eine soziale Bewegung — und diese erst in weiter Ferne — schließt die Mittel in sich, einst zu dem Ziele zu gelangen. Erst wenn jeder, der als Mensch geboren ist, in der Lage sein wird, die in ihm schlummernden Kräfte und Fähigkeiten zu wecken und auszubilden, um dann mit allen unter denselben Bedingungen, von demselben Platze aus den Wettlauf anzutreten, d. h. sich diejenige Stelle in der Gesellschaft zu erringen, welche ihm nach seinen Kräften und seinem Können zukommt, erst bei völliger sozialer Gleichheit durch Geburt und allgemeine Erziehung und ausgeprägtester sozialer Ungleichheit durch Fähigkeit und Verdienst dämmert uns die Aussicht auf eine unbestrittene Herrschaft des Geistes.

Die Tausende von Intelligenzen, welche heute durch materielle Abhängigkeit verkümmert oder doch niedergehalten werden, müssen erst ans Tageslicht gezogen werden, müssen teilnehmen an allen Kämpfen und Errungenschaften der Kultur, um dann, verbunden mit den heute begünstigteren Genossen, Front zu machen gegen die Masse des Mittelmäßigen.

Die Mittelmäßigkeit, aurea mediocritas in des Wortes eigentlichster Bedeutung, beherrscht unsere Zeit und unsere Gesellschaft. Ihrer Charakteristik sind diese Zeilen gewidmet.

Doch zuvor will ich noch auf die Opposition hinweisen, welche sich auf zwei gänzlich verschiedenen Boden gebildet hat und ebenso hier und dort mit verschiedenen Waffen kämpft.

Die eine Richtung wendet sich vor allem gegen die „aurea“, die andere gegen die „mediocritas“; die eine zeigt sich als Haß, die andere als Verachtung; die eine wird repräsentiert von den Massen der Ungebildeten, materiell Gedrückten, die andere von dem kleinen Kreise der geistig Höchststehenden und — eo ipso — ebenfalls Gedrückten. Beide Bewegungen aber haben dasselbe Ziel, die heutige Gesellschaft zu Reformen zu zwingen, welche sie freiwillig nicht vornehmen will.

Was morsch, alt, greisenhaft geworden ist, verfällt dem Tode. Morsche Eichen, greise Menschen, wie veraltete Sitten und soziale Einrichtungen, wie ganze Völker und Kulturen, sie müssen in gleicher Weise den neuen jugendfrischen Gebilden weichen. Gegen dieses Naturgesetz empört sich die herrschende Macht unserer Gesellschaft. Das konservative Bürgertum will die alten unzeitgemäßen, eine höhere Kultur hemmenden Bestandteile nicht ausmerzen, weil es den eignen Untergang mit jeder durchgreifenden Reform verbunden glaubt. Und doch ahnt es, daß gegen Naturgesetze eine Empörung thöricht und aussichtslos ist. Zu dem abwehrenden, ausschließenden Egoismus tritt daher die Furcht. Es fühlt sich selbst schwach und möchte doch die Rolle des Starken weiter spielen, d. h. herrschen.

Wirklich, ein wenig anziehendes Schauspiel! Denn die Machtstellung

des konservativen Bürgertums (im Parteipreßjargon auch „liberal" geschimpft) ist heute zu drei gleichen Teilen basiert auf bodenloser Ungerechtigkeit gegen Millionen Mitmenschen, systematischem Niederhalten oder Korrumpieren der hervorragenden Geister und widerlich feiger Heuchelei in den eignen Reihen. Besonders auf das letzte muß ich hier näher eingehen.

Zuerst das Zeugnis eines Mannes, den gewiß so leicht Keiner zu den „Umstürzlern und Stürmern" zählen wird. Heinrich von Treitschke schreibt in einem Essay „Die Freiheit" (aufgenommen in „Historische und politische Aufsätze", Leipzig 1865): „Wer irgend einen Begriff davon hat, in welcher ungeheuren Ausdehnung der Glaube an die Dogmen der christlichen Offenbarung dem jüngeren Geschlechte geschwunden ist, der kann nur mit schwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogen Tausende einem Lippenglauben huldigen, der ihrem Herzen fremd geworden. Nur die Wenigsten haben nachgedacht über die grobe Unwahrheit der juristischen Fiktion, in welcher Staat und Kirche bei uns dahin leben der Annahme: Jeder bekennte sich zu dem Glauben, worin er geboren ist. Wie jedes staatliche Übel die Sitten der Bürger berührt, so hat auch die lange unselige Gewohnheit, vor dem Staate zu schweigen und sich zu beugen, entsittlichend eingewirkt auf das religiöse Verhalten des Volks. Die Furcht vor einer streng-gläubigen Behörde, ja die Furcht vor dem Naserümpfen der sogenannten guten Gesellschaft reicht hin, Unzählige zum Verleugnen ihres Glaubens zu bewegen. In den vornehmen Kreisen ist man stillschweigend übereingekommen, gewisse hochwichtige religiöse Fragen nie zu berühren, und so träumen der Gebildeten Viele dahin, welche mit Absicht den Kreis ihrer Gedanken verengern, sich grundsätzlich ihres Rechtes begeben, über religiöse Dinge zu denken. In erschreckender Stärke wuchert auf dem religiösen Gebiete der Geist der Unwahrheit. Geheime Worterklärungen, Mentalreservationen zwingt man dem widerstrebenden Denken auf; damit gepanzert, geht man hin, teilzunehmen an kirchlichen Gebräuchen, deren eigentlichen Sinn man verwirft. . . . . ." (Hist. u. pol. Aufs. 1865, S. 618.)

So schrieb der deutsche Historiker im Jahre 1865. Und wie steht es heute, nach dreißig Jahren, mit unseren lieben Bürgern? Sind die „Gebildeten" weniger feige, weniger verlogen geworden? Pfui . . . . . ! Das Zeichen, unter welchem wir stehen, ist dem sehenden Auge deutlicher, denn je; es ist das der Angst, der blassen, krampfhaft lustigen Angst. Furcht aber hat nur, wer sich schwach oder schuldig fühlt. Nun, die gebildete Gesellschaft ist beides und fühlt sich als beides.

Wie könnte sie sich sonst durch die Verbrecherthaten einer Handvoll Verrückter in einen Schrecken versetzen lassen, der laut nach Ausnahmegesetzen gegen den Umsturz schreit?

Vielleicht aus lächerlicher Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse, der Folge einer Vogelstraußpolitik, welche den Kopf bei allen „Fragen“ ängstlich in den Sandhaufen der Alltagsinteressen zu stecken heißt.

Gewiß, diese Unkenntnis und der Mangel einer einheitlichen festen Weltanschauung, lassen unsern friedliebenden Bourgeois Gefahren für sich erblicken, wo gar keine vorhanden sind, lassen ihn sich naiv gegen Naturgesetze auflehnen und verbinden sich mit der ihm eigentümlichen heuchlerischen Furchtsamkeit zu jener unerquicklichen Waschlappenphilosophie, die heute in der Tagespresse, im Sitzungssaal, am Biertische und überall, „wo ernste Männer sich verständig unterreden“, als patentierte Bürgerweisheit ihre Triumphe feiert. —

Allgemeine Sätze der freien Bürgervernunft:

Erstens: Die zu Recht bestehende Gesellschaftsordnung ist die einzig gute; denn in ihr hat das gebildete Bürgertum die ihm gebührende Stellung.

Zweitens: Wer I. nicht glauben kann, muß wenigstens immer so thun, als wenn er es glaubte.

Drittens: Die Bildung des gebildeten Bürgertums steht in voller Übereinstimmung mit dem erlangten Kulturgrade. Überhaupt ist der gebildete Mittelstand von jeher der Träger der Kultur gewesen (gewesen ja!)

Viertens: Siehe II.

Fünftens: Jeder Mensch muß eine positive offenbarte Religion haben und diese heilig halten. Besonders muß er an unerforschliche Ratschlüsse Gottes glauben.

Sechstens: Da Gott es in seinem unerforschlichen Ratschlusse so eingerichtet hat, daß die Menschen nicht unter den gleichen Bedingungen (!) zur Welt kommen, kann auch ihr Lebenslauf kein gleicher sein. Es muß Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, Gebildete und Ungebildete geben. Die Armen, Niedrigen und Ungebildeten heißen auch „Volk“, während die Reichen, Hohen, Gebildeten die eigentliche Gesellschaft bilden.

Siebentens: Als innern Halt und zum Schutze der Gesellschaft brauchen wir einen starken Staat, und zwar ist der zu Recht bestehende Staat der einzig gute.

Achtens: Auch wenn man schon lange nicht mehr an Gott und an ein Königtum von Gottes Gnaden glaubt, muß man doch immer so thun, als wenn man glaubte.

Neuntens: Was die Gesellschaft in engerem Sinne für wahr, gut, schön erklärt, ist wahr, gut, schön.

Zehntens: Siehe II, IV, VIII.

Elftens: Wer die vorhergehenden Paragraphen nicht anerkennt und auch nicht so thut, als wenn er sie anerkenne, — stürzt um.

Das sind so allgemeine Sätze (nicht etwa alle), Grundsätze würde man in der Mathematik sagen, welche das Vorteilhafte haben, daß man sie nicht zu beweisen braucht. Wer in der Gesellschaft einen Platz einnehmen will, muß sie stillschweigend beschworen haben und sie zur Grundlage seines ganzen Sprechens und Handelns machen. Gedanken dagegen sind zollfrei. Das ist auch recht vorsichtig. Denn obgleich man es öffentlich täglich laut verkündet, daß ein vernünftiger, gesunder Mensch nicht anders denken könne, als die Gesellschaft es vorschreibt, so giebt es doch auch im Bürgertume eine ganze Anzahl „unvernünftiger" Geister, die von ihrem Naturrechte des zollfreien Denkens Gebrauch machen, um dann lächelnd auf das gefüllte Portemonnaie zu schlagen: mundus vult decipi; decipiatur.

Immer so thun, als ob..., immer den Schein über das Sein setzen, ist eine Hauptforderung der Bürgermoral. Wer sich dem widersetzt, stürzt um, und die Umstürzler sind vogelfrei; wenn nicht das Leben, so wird ihnen doch die Ehre, die Stellung, der Lebensfrieden genommen. In jeder Stunde, was sie auch vornehmen, müssen sie an tausend schmerzenden Nadelstichen empfinden, daß die Gesellschaft sie geächtet hat, daß sie Menschen zweiter Klasse oder gar Kulturfeinde geworden sind. Zu einem solchen Martyrium fühlt sich kein Bürger geschaffen, er will ruhig, friedlich leben, etwas vom Leben haben. Der moralische Mut ist ihm ja schon in seiner Kindheit durch die Erziehung ausgetrieben worden, zusammen mit der Freude an der Wahrheit und am geistigen Kampfe. Das mahnende Gewissen wird leicht mit probaten Hausmittelchen, wie Tradition, Pietät, Ehrfurcht vor dem Bestehenden, Toleranz, oder frivolen, aber resigniert klingenden Gemeinplätzen, wie der ewigen Unreife des Volkes, zum Schweigen gebracht. In der Kunst des Sichselbstbelügens ist man heute zu einer staunenswerten Virtuosität gelangt. Man jammert über die verderbte aller Ideale baare Zeit, man predigt mit lautem Pathos die alten deutschen Tugenden der Tapferkeit und Wahrheitsliebe und plätschert selbst ganz vergnüglich in den verschiedenen Pfützen des fin de siècle und hütet sich selbst, jämmerlich feige und verlogen, vor jedem Worte, das einen kompromittieren, den warmen Sitz im Schoße der Gesellschaft kosten könnte.

Ja dieser Idealismus, der bei den Namen „Schiller und Goethe" verzückten Auges gen Himmel starrt, der das „Wiederaufleben des religiösen Geistes" mit innigster Teilnahme verfolgt und fördert, der vor dem heiligen Institute der Ehe, dem „Grundpfeiler jeder menschlichen Gesellschaft", seine tiefste Reverenz macht, bei jedem möglichen und unmöglichen Anlaß brausende Hochs auf seine allergnädigste Majestät ausbringt, und der jedes freie, kühn aufwärtsstrebende Talent in der lebenden Litteratur begeifert und ihm die Daseinsberechtigung kindisch, gehässig abspricht, der jede freie, starke Liebe,

die sich ohne Rücksicht auf Geld- und Wappenschacher, ohne Rücksicht auf staatliche und kirchliche Approbation nur aus Liebe giebt, voll und ganz, auf die widerwärtigste Weise in den Kot zu ziehen bestrebt ist, dieser Idealismus, der eine offene, rückhaltslose Diskussion über religiöse und soziale Fragen verdammt, ist er denn etwas Anderes, als ein euphemistisches Flitterwort, für die grenzenlose geistige Trägheit, den von einem verlogenen Egoismus diktierten Grundsatz après nous le déluge des herrschenden Bürgertums?

Denkfaul und unsäglich eingebildet auf die Errungenschaften der Kultur, die er natürlich in erster Linie dem gebildeten Mittelstande, d. h. sich selbst verdankt, wälzt heute der Einzelne grundsätzlich jede geistige Arbeit von sich ab und läßt die Gesellschaft, die „kompakte Majorität", für sich denken, urteilen, sprechen und handeln. Man ist der Meinung, man urteilt hierüber..., allgemein mißfällt er..., in der Gesellschaft gilt es... In diesen und vielen ähnlichen Ausdrücken bewegt sich der gebildete Mann, jedem die Ergänzung überlassend: folglich bin auch ich der Meinung, urteile auch ich..., gilt für mich... u. s. w.

Um ein Urteil von vornherein auf seine Kappe zu nehmen oder fest hinzustellen und standhaft fest zu halten, ist er erstens zu träge und feige, dann aber auch schon zu sehr Skeptiker. Er hat soviel zusammengelogen und geheuchelt, daß ihm ein leises Zweifeln zur zweiten Natur geworden ist, welches sich dann mit dem letzten Fünkchen von Wahrheitsliebe zu einer schwachen Opposition verbindet, die ihm in lichten Stunden zuraunen mag, nicht nur, daß er, der „gebildete Mann", ein großer Jammerlappen ist, sondern, daß er auch gar nicht über Sachen urteilen kann, von denen er nichts weiß und nichts versteht. Hat er denn jemals sich aufrichtige Mühe gegeben, der so vornehm abgefertigten sozialen Frage auch nur im geringsten Maße gerecht zu werden? Hat er jemals auch nur den guten Willen gehabt, auf einem Gebiete der modernen Kultur wirklich Sachverständiger zu werden, mit ruhigem Ernste nachzuforschen, was ist gesund, was krank? Ja, hat er jemals auf Wort und Schrift der Männer geachtet, welche heute von allen Seiten, aus allen Lagern hervortreten, hat er je tüchtige Bücher, deren Verfasser auf verschiedenen Standpunkten stehen, aufmerksam durchgelesen mit dem Wunsche vorurteilslosen Verständnisses? Fast ausnahmelos heißt die Antwort: „Nein, nein, nein."

Aber solche lichten Stunden sind wenig willkommen, und wenn man an einen modernen Teufel glaubte, er hätte sicher als Attribute rücksichtslose Offenheit und Wahrheitsdrang. Wozu auch? Man hat ja die allgemeine Meinung. Erst ein undeutliches Wispern, dann nichtssagende, wenn auch oft bedeutsam klingende Worte, aus denen der fein ausgebildete

Herdeninstinkt bald ein Ja oder Nein herauswittert. Unwichtigen Thatsachen und Meinungen gegenüber, d. h. solchen, welche den Lebensbedingungen und Grundsätzen der bürgerlichen Gesellschaft oder den verschiedenen Bildungshühneraugen nicht zu nahe treten, gilt der schöne Satz „de gustibus non est disputandum“. Doch zeigt sich auch hier die Macht der „kompakten Majorität“ im schönsten Lichte. Man braucht nur die Herren Ebers, Baumbach, Wolf zu fragen. Und die können doch wahrlich nicht wichtig genommen werden. —

Ich habe bis jetzt immer das konservative Bürgertum, die Gesellschaft im engeren Sinne, im Auge gehabt. Ihr gegenüber stellte ich vorher die Opposition, wie sie einerseits, und von Jahr zu Jahr in gewaltigerer Front, in den Massen der Ungebildeten, materiell Gedrückten, dem vierten Stande, und andrerseits in dem kleinen Kreise der geistig Höchststehenden erwachsen ist. Man könnte nun den letzteren Kreis auch weiter ziehen, wenn man die dritte Klasse der unabhängig gebildeten, offenen — die Offenheit wird hier oft zum Cynismus — aber schwachen, indifferenten Übergangsmenschen unseres fin de siècle hinzunehmen will. Ihnen fehlt vor allem das geistige Rückgrat und der frische Kampfesmut. Sie sind zum großen Teil blasierte Pessimisten, während das Bürgertum noch immer einem kindlichen selbsttäuschenden Optimismus huldigt. Sie haben die Augen aufgemacht und gesehen, daß es nicht mehr lange so bleiben kann, aber sie haben auch nicht den Mut, die Änderungsinitiative zu ergreifen. In den Großstädten besonders wächst ihre Zahl wohl täglich und mit ihren Wahlsprüchen: „Die Welt ist rund und dreht sich um, drum sind die Menschen schwindeldumm“ und „Laßt uns genießen, was noch zu genießen ist“ haben sie die Zwitterkultur der Moderne geschaffen. Viel Offenheit und wenig Kraft, ein Alles benagender Skepticismus mit einem überlegenen Lächeln der Toleranz, eine geheime zehrende Sehnsucht und eine oft ostentativ zur Schau getragene Sättigung, kurz ein äußerstes Raffinement des Seelenlebens ohne Charakter, ohne die Kraft zu einem festen „Ja“ oder „Nein“.

Die Bedeutung der Moderne liegt denn auch in ihrer Stellung als Übergangskultur und als Durchgangsstation für alle hervorragenden Geister, welche, dem Bürgertume entronnen, eine befriedigende Weltanschauung noch nicht gefunden haben. Aus *ihr* gehen die Männer jenes kleinen Kreises der Höchststehenden hervor, welche wissen, was sie wollen und einst berufen sind zu herrschen. In *ihr* speichert sich eine geheime Verachtung gegen unsere heutige Lügenkultur auf, die schon hier und da zu einem heiligen Zorne wird und den Keim zum *Handeln* enthält. Zum Umsturz. Ich muß hier innerlich lachen, so viele Aussprüche und Genieblitze „gebildeter Männer“ fallen mir bei diesem Worte ein.

Das große Publikum nämlich kennt nur zwei Sorten Umstürzler; die ganz Groben, unter denen es auch einige Verrückte giebt, welche mit Bomben werfen, heißen Anarchisten und Nihilisten, die Andern: Sozialdemokraten (in Deutschland). Sozialdemokrat ist ihm aber nun auch jeder, der zu den gesellschaftlichen Galimatias nicht Ja und Amen sagt. Man kann so einem braven Bürgersmann in mehrstündlicher Rede auseinandersetzen, daß man jeden kommunistischen Zukunftsstaat für baren Unsinn hält, daß man nur für Offenheit und Gerechtigkeit eintritt, man bleibt für ihn mindestens ein verkappter Sozialdemokrat. Diejenigen, welche es besser wissen und zugleich die Autorität besitzen, um kein Mißtrauen aufkommen zu lassen, hüten sich wohl, mit des Lichtes Himmelsfackel unvorsichtig, gegen den eignen Vorteil, umzugehen. —

Die Umsturzvorlage, über welche der deutsche Reichstag in der nächsten Zeit entscheiden wird, ist auf dieses quid pro quo berechnet; weniger gegen eine politische Partei, nicht gegen eine Bombenwerferbande soll vorgegangen werden, sondern gegen „den Geist des Aufruhrs, der durch die Lande geht", wie Obristlieutnant Schwarze düster klagt, gegen die freien Regungen, und die frische selbstbewußte Kritik, welche anfängt, das müde Dekadententum zu verdrängen.

Ob die Vorlage angenommen wird? Ich weiß es nicht.

Aber daß man mit ihr nicht erreichen wird, was man erreichen will, das weiß ich sicher.

Das Gottesgnadentum in der Geschichte.

Von M. Schwann.

(Zürich.)

Es ist ein Wunderbares um die Entwicklung der Erkenntnis. Sie mühet sich ab, das Seiende zu durchdringen und zu erforschen, und doch immer wieder rinnt es ihr unter den Augen dahin. Der Augenblick, der es brachte, nimmt es mit sich hinweg, er verweist des Menschen Sinnen und Denken an das Leben, das Werden und Entwickeln, an das sich Bewegende. Nichts wäre daher natürlicher, als daß unsere großen Forscher sich auch hieran halten würden, daß sie das Leben verfolgten, wie sie es finden, daß sie es aufgäben, den festen, ewig entrinnenden Punkt zu suchen,

und doch geſchieht thatſächlich gerade das Gegenteil. Wie wenige blicken wirklich forſchend auf das Leben ſelbſt, und wie viele klammern ſich an das Suchen der letzten Urſache! Der Bacillus kann doch geradeſogut die Frucht der ſchon entſtandenen Krankheit ſein, wie er ihr Anfang ſein ſoll, und die Zelle iſt doch ſchon ein Produkt des Lebens, nicht aber der Urſprung desſelben. Und wenn wir auch zugeben müſſen, daß die Naturwiſſenſchaften vor allen andern dem Werden ihre Aufmerkſamkeit zuwenden, wie wenig geſchieht dies aber noch von den andern Wiſſenſchaften! Da wird abſtrakt philoſophiert und herumgeſtritten, aber die Art, wie es denn eigentlich zu dem ſtreitigen Objekt gekommen, den Lebensgang desſelben zu verfolgen, der uns allein über das Weſen dieſes Objektes Aufſchluß geben kann, daran denken die allerwenigſten. Daß aber gerade der Umſtand, ob die Menſchen ihr Denken an gewordene oder an werdende Begriffe knüpfen, ausſchlaggebend iſt für ihre ganze Lebensentfaltung, daß dieſer Umſtand ein Kriterium, das hauptſächlichſte Kriterium für die jeweilige Entwicklung der Gegenwart bildet, kommt kaum in Betracht. (In einer geſonderten Abhandlung wollen wir auf dieſen Umſtand und ſeine Bedeutung näher eingehen, hier ſei nur darauf hingewieſen, woher die Thatſache kommt.) Das Leben iſt nicht nur Werden, ſondern auch Vergehen, und weil es Individuen, Geſchlechter, Völker giebt, deren Entwicklung in abſteigender Linie ſich bewegt, deren Lebensbegriffe daher eine Tendenz der Dekadenz und Deformierung in ſich bergen, deshalb kommt das Werdende das Aufſtrebende, das der Zukunft Entgegenſtrebende nicht oder nur teilweiſe zu ſeinem Recht. Der Begriff des Gottesgnadentums ſei nun einmal auf ſeinen Lebensgang von uns geprüft.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die alten Völker ihren Urſprung von Gott ableiteten. Tacitus berichtet von den Germanen, ſie hätten in alten Liedern, der einzigen Art von Jahrbüchern und vergangener Zeiten Gedächtnis zu bewahren, den Tuisko, den erdgeborenen Gott und deſſen Sohn Mannus als die Ahnen und Begründer des Volkes gefeiert. „Dem Mannus werden drei Söhne zugeſchrieben, nach deren Namen die dem Meere zunächſt wohnenden Ingaevonen, die mittleren Herminonen, die übrigen Iſtaevonen genannt würden.“ Andere dagegen bedienen ſich der Freiheit, wie ſie jenes graue Altertum geſtattet und behaupten, es ſeien noch mehrere Götterſöhne, und daher ſtammten noch mehrere Volksnamen, ſo die der Marſen, Gambrinier, Sueben, Vandilier, welches wirkliche und alte Namen wären. Tuisco, Tivisco, Tiusco iſt aber, wie ſchon Zeus dargethan, ein Abkömmling des uns bekannten Tius oder Zio, er iſt „vom Himmel“ gefallen, wie alle die vom heitern Himmel erzeugten Götter. Sein Sohn wieder iſt Mannus, d. h. der Mann. Der erſte Held iſt Gottes Sohn

und aller Menschen Vater. Denn Manniſko iſt des Mannes Sproß und dasſelbe Wort wie Menſch. Der erſte Menſch war für den Deutſchen natürlich der erſte Deutſche, und ob nicht auch noch das Wort deutſch ſelbſt (diutiska) in letzter Linie den gleichen Weg zu wandeln hat bis zu Tiu zurück, iſt für uns eine offene Frage. Diuda aber bedeutet im eigentlichen und umfaſſenden Sinne „Volk“.

In der glücklichen Zeit der Kindheit lebte dieſe himmliſche Abſtammung der Völker und Menſchen in aller Gedächtnis, das Volk blieb ſich ſeines Adels bewußt. Ja, vielleicht iſt gerade das Gefühl der Überlegenheit, der geiſtigen und körperlichen Kraft eines Volkes gegenüber andern Völkern, die Erzeugerin dieſer Sagen von göttlicher Abſtammung geweſen; denn wie jene Mitteilungen des Tacitus belehren, ſuchte man eine möglichſt direkte Abſtammung von Gott darzuthun, man begnügte ſich nicht mit den drei Söhnen des Mannus oder mit dieſem allein, ſondern behauptete, Gott habe noch mehr Söhne gehabt, und an dieſe knüpfte man alsdann den Namen des eigenen Volkes. Ein Raſſevolk iſt eben exkluſiv, vermiſcht ſich nicht mit andern Völkern, in ſeinem Raſſebewußtſein drückt ſich das Gefühl von etwas beſſerem aus, wie ja auch die Juden ſich das auserwählte Volk Gottes nannten, und ehe ein Volk der Vermiſchung mit andern zugänglich wird, bedarf es einer langen Reihe äußerer und innerer Wandlungen. Feſtſteht alſo zuerſt einmal für uns, daß in der Völkerkindheit das Volk ſelbſt im wahren Sinne des Wortes ſich „von Gottes Gnaden“ nannte.

Der allgemeinen edlen Gleichheit im Volke entſpricht es nun vollkommen, wenn uns Cäſar berichtet, die Germanen hätten keine Druiden, alſo keine Prieſter gehabt, ihr entſpricht es ferner, wenn weiter Tacitus erzählt, daß noch in damaliger Zeit der Familienvater der Familienprieſter ſein konnte und war. Noch hatte ſich zwiſchen ihn und ſeinen göttlichen Ahnherrn kein Prieſterſtand eingeſchoben, obgleich uns Tacitus ebenſo berichtet, daß dieſe Wandlung damals bereits begann. Es iſt nun begreiflich, daß eine allgemeine Gleichheit mit dem Wachstum des Volkes, namentlich aber in den Zeiten der Not, nicht aufrecht zu erhalten war. Man mußte Führer haben, wenn es zum Kriege kam; man mußte Führer haben, wenn es zur Wanderung ging; man mußte Urteiler und Richter haben, wenn es zu Streitigkeiten innerhalb der Volksgenoſſen ſelbſt kam. So entſtanden allmähliche Trennungen im Volke, welche zu ihrer Entwicklung zu feſten Ständen und Standesunterſchieden natürlich einer geraumen Zeit bedurften. Perſönliche Fähigkeiten waren es, welche dieſen Trennungen anfangs zur Grundlage dienten, und da die Anthropologen uns ſagen, daß perſönliche Fähigkeiten auf der Grundlage angeborener und ererbter Keime erwachſen, daß alſo demgemäß ein Geſchlecht, wenn es zur Ausprägung dieſer beſtimmten Fähigkeiten in

ſeinen Mitgliedern gelangen ſoll, unter ſtets normalen gleichheitlich wirkenden Zugaben eine beſtimmte Zeit zu durchlaufen hat, ſo iſt uns mit der höheren Fähigkeit zuerſt einmal das höhere Alter des Geſchlechtes verbürgt. Dann aber iſt Exkluſivität kein alleiniges Element der Völker-, ſondern ebenſo der Geſchlechter- und Familienentwicklung. Man denke nur einmal daran, wie hoch dem alten Germanen die Sippe ſtand. Man denke ferner an unſere eigene Kinderzeit! Der Umſtand, daß wir echte Godesberger waren, genügte uns Knaben allein, uns gegen die Rungsdorfer, Plittersdorfer, Wehlener ꝛc. abzuſchließen und ſie zu prügeln oder uns von ihnen prügeln zu laſſen, je nachdem. Exkluſivität in Geſchlecht und Familie bedeutet, wie im Volke, Inzucht. Inzucht aber führt bis zu einem gewiſſen Grade zu einer immer vervollkommneteren Ausprägung der Volks-, Geſchlechter- und Familieneigentümlichkeiten und -Fähigkeiten, und dieſe Entwicklung in aufſteigender Linie führt demnach ganz von ſelbſt und immer mehr zu Unterſchieden und Trennungen in der einſtmals homogenen Maſſe. Dieſe Entwicklung hat ihre Grenze, und die iſt da, wo der natürliche Kraftfond des Volkes, des Geſchlechtes, der Familie erſchöpft iſt. Bleibt es nun trotzdem bei der Inzucht, ſo folgt naturgemäß die Dekadenz des Volkes, des Geſchlechtes, der Familie, weil dieſelben nun fortwährend an ihrer eigenen Kraft zehren. Das Volk, Geſchlecht, die Familie werden von andern glücklicheren Kreuzungen überholt, ſie geraten in Nachteil dieſen Kreuzungen gegenüber, und dieſer Nachteil wächſt in umgekehrter Proportion mit der Erſchwerung des Kampfes um die Exiſtenz. Je größer dieſe, zu um ſo unnatürlicheren Mitteln muß der Dekadente zu ſeiner Erhaltung greifen, und je unnatürlicher die Mittel, um ſo dekadenter wird er, um ſo raſcher ſchreitet er dem gänzlichen Verfalle zu.

Die Grundlage des Prieſtertums und Königtums, das in den älteſten Zeiten dasſelbe Amt war, wenn wir begrifflich vorgreifend überhaupt von einem Amte reden dürfen, war die perſönliche Fähigkeit und Tüchtigkeit. „Die Gewalt der älteſten Könige ſcheint im Heidentume eine *oberprieſterliche*, der Adel ſelbſt mit dem Prieſtertum in Verbindung geweſen zu ſein.“ Jornandes ſagt von Comoſicus, dem allerdings unhiſtoriſchen Könige der Goten: „Dieſer wurde von jenen ſowohl als König wie als Prieſter betrachtet wegen ſeiner *Erfahrung*, und in ſeiner *Gerechtigkeit* richtete er die Völker.“ Unhiſtoriſch iſt die Perſönlichkeit, aber die Sage berichtet uns deshalb doch die im Volke herrſchende Anſicht. Dieſe iſt hiſtoriſch. Nichts Myſtiſches liegt in dieſem Prieſter- und Königtume. Es iſt die einfache natürliche Anerkennung wirklicher, erkennbarer, perſönlicher Vorzüge durch die Volksgenoſſen. Sie fügten ſich dem Urteile der Erfahrung und Gerechtigkeit. Von einer *Herrſchaft* iſt nicht die Rede, und noch Tacitus

weiß nichts von einer „unbegrenzten und freien Gewalt der Könige", wie er der Mitteilung, daß über die Frieſen zwei Könige regierten, den Zuſatz anhängte, „inſoweit die Germanen überhaupt regiert werden". Mit dem Königtum brauchte das Heerführeramt nicht notwendig verbunden zu ſein, da es ebenſowenig notwendig und möglich war, alle Fähigkeiten in ſich zu vereinen. Das Walten des Königs war prieſterlicher und friedlicher in jener Zeit, während der Heerführer oft nur ein ganz beſchränktes und vorübergehendes Anſehen erlangte, wie uns ſchon Cäſar berichtet. Natürlich mußte die Perſon des urteilenden und richtenden Königs geſchützt werden gegen etwaige Gewaltthaten der zurechtgewieſenen oder unterlegenen Partei, und ſo kam er ebenſo von ſelbſt zu dem erſten rechtlichen Vorrange, dem höheren Wergelde. Damit war eigentlich der erſte Bann gebrochen.

Größere Fähigkeiten fordern allſeitigere Bethätigung, dieſer aber entſpringt das Wachstum des Beſitzes, und zwar zunächſt nur des beweglichen Beſitzes, da das Land ſelbſt an die Volksgenoſſen verteilt und mit der feſten Mauer des Gemeindelandes umzogen war. Der Beſitz wuchs alſo zunächſt durch die Vermehrung der Herden, dann aber durch Beutezüge, und nicht durch vermehrte und intenſivere Bodenkultur; denn dazu fehlten Mittel und Kenntniſſe und Neigung. „Für Trägheit hielten die Germanen, ja ſogar für Schwäche, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen kann." Noch war alſo das Gleichgewicht nicht geſtört; denn dieſes bewegliche Eigentum floß ebenſo raſch wieder dahin, wie man es bekommen hatte. Das Beſitztum wird erſt zur Macht, wenn es konſtant bleibt und ſich mehrt, d. h. wenn es unbeweglich wird, ſich in Landerwerb verkörpert. Auch die natürliche Gleichheit ſchien noch ſehr wenig durchbrochen, denn „allen iſt gleiche Geſtalt, allen ſind trotzige und blaue Augen, blondes Haar, große und nur zum Angriff tüchtige Körper," berichtet Tacitus. Alſo ein reines, nur ſich ſelbſt gleiches Volk in ſeiner Kindheit, dem die Abneigung zu Anſtrengung und Arbeit noch aus der natürlichen Körperbeſchaffenheit erwuchs.

In der Not appellierte man an die Fähigkeiten eines Mannes. Die Not ward durch ihn gehoben. Im Sohne ſah man des Vaters Tüchtigkeit ſich neu beleben. Man appellierte in neuer Not auch an den Sohn. Er verſtand es, wie der Vater, Klugheit und Gerechtigkeit walten zu laſſen; er war vertraut mit den alten Gewohnheiten des Volkes und wußte Rat in jeder Lage. Schon waren perſönliches Beſitztum und perſönliche Macht gewachſen, ſchon genoß er den Vorzug des höheren Wergeldes. Die Fähigkeiten der anderen traten zurück hinter den ſeinen. Überall leuchtete er voran, in dem Vertreter des einen Geſchlechts ſchien die Tüchtigkeit des ganzen Volkes verkörpert und potenziert. Das ganze Volk ehrte den Beſten ſeiner Söhne mit Geſchenken, und ſo mußte es ganz von ſelbſt kommen, daß man

ihn, der nun auch den Göttern opferte im Namen des Volkes, allmählich um einige Stufen näher an die Götter heranrückte, als das andere Volk. Entstammte er einem der ältesten Geschlechter, wie dies seine entwickelteren Fähigkeiten darthaten, und entstammte das Volk Gott, so war es klar, daß das Volk über ihn erst seinen Stammbaum zu Gott zurücklenken konnte, denn sein Geschlecht führte in direkter Linie dahin. Schon die Bezeichnung der Priester als „Angesehene und Älteste" des Volks zeigt, wie von natürlicher Fähigkeit und Erfahrung die Entwicklung des Priestertums ihren Anfang nahm. Königtum und Priestertum blieben aber nur solange vereint, als diese natürliche Grundlage in lebendigem Gedächtnisse blieb. In dem Augenblicke, wo sich ein amtlicher Charakter des Königtums und damit ein Streben nach Erblichkeit ausbildete, schieden sich Königtum und Priestertum. Und von diesem Stadium des Werdens berichtet uns Tacitus bei den Germanen.

Es ist ein demokratischer Grundsatz, die Gewalten zu teilen. Wir können natürlich von Prinzipien in jener frühen Zeit nicht reden, aber der Prozeß, dem die ersten festen Begriffe und Grundsätze im staatlichen Werden als natürliche Produkte entstammen, liegt vor unsern Augen. Als das Königtum sich erblich befestigte und in sich selbst die Berechtigung seiner Existenz, unabhängig von dem jeweiligen Träger der Gewalt, also der Persönlichkeit, suchte, blieb der allgemeinen Freiheit kein Mittel, dieser Gewalt einschränkend zu begegnen, als die Lostrennung des Priestertums vom Königtum, die Errichtung einer selbständigen Gewalt dem Königtume gegenüber. Die Grundlage der persönlichen Fähigkeit ward damit vernichtet, und die Entwicklung mehr und mehr auf jene Bahn der Abstraktion geführt, wo als natürliches Resultat am Ende der Bewegung der Grundsatz stand: das Amt verleiht dem Manne die Würde, die Fähigkeit u. s. w. Das war die vollkommene Umkehrung jener ersten natürlichen Erkenntnis, den Mann nach seiner Tüchtigkeit zu schätzen und ihm nach dem Maßstabe seiner Tüchtigkeit eine allgemeinere Waltung anzuvertrauen.

Wir haben die Entwicklung eines Geschlechtes schematisch verfolgt. Es gab aber noch andere Geschlechter, welche den gleichen Weg der Entwicklung einschlugen. Persönliche Fähigkeit und Tüchtigkeit waren ein Beweis des höheren Adels, der göttlichen Herkunft. Und so wirkte diese natürliche Anschauung auf die Hebung der Tüchtigkeit im ganzen Volke zurück. Eifersüchtig strebte jeder nach dem Beweise dieser Tugend. Auch in anderen Geschlechtern erbten daher Tüchtigkeit mit ihren äußeren Errungenschaften persönlicher Macht, Besitzes und Ansehens fort. In dem Augenblicke aber, wo das eine Geschlecht den andern den Vorrang abgewann, wo es sich zum königlichen Geschlechte befestigte, erfolgte der Rückschlag nach unten. Den andern,

mit ihm bisher rivalisierenden Geschlechtern war der Weg zu gleichem Ziele verlegt, sie konnten nicht weiter, sie mußten sich daher zunächst einmal in der Stellung zu befestigen suchen, in welche sie eingetreten, und so erhalten wir eine langsam von der obersten Spitze bis hinab zu der Masse des Volkes sich abstufende Reihenfolge nunmehr fest werdender Bildungen, welche erst durch neue Ursachen in neue Bewegung gebracht werden konnten. Diese Ursachen lagen zumeist in der nunmehrigen Hemmung des natürlichen Volkslebens. Von oben herunter dauerte das gleiche Streben fort, sich in der gewonnenen Position zu befestigen. Wie es oben zur Erblichkeit der Gewalten kam, so kam es unten zur Erblichkeit des Besitzes. Das Volk trat aus der Periode des kriegerischen Wanderlebens in diejenige der Seßhaftigkeit ein. Natürlich blieb die Bewegung nicht stehen. Die untern Volksschichten hatten sich in ihrem Besitze befestigt. Die Volkszahl wuchs, der Besitz nicht. Also ein Teil des Volkes blieb entweder besitzlos oder aber man mußte teilen. Befestigt hatte man sich in dem Besitztume nur in der Meinung, von dieser festen Grundlage zu einer höheren Position gelangen zu können. Dagegen aber zog man in den höheren Schichten die Schranken immer fester um sich, um den Eindringlingen von unten den Weg zu verlegen, und so kam es zunächst zu jenen festen Gebilden, welche wir als Standesunterschiede erkennen: Königliches Geschlecht, Adel, Freie und Unfreie; es kam aber ferner zu einem Rückgange der ganzen Volksentwicklung. Die Volkszahl wuchs, der Besitz nicht, nach oben waren die Schranken geschlossen: also mußte man den Besitz unten teilen, und je mehr man teilen mußte, um so weniger besaß der einzelne, um so macht- und rechtloser wurde er denen gegenüber, welche mehr besaßen.

Auch diesen Prozeß der Schrankenbefestigung nach oben wollen wir mit einigen historischen Thatsachen illustrieren. Tacitus erzählt: „Waffen zu tragen, ist keinem erlaubt, bevor ihn das Gemeinwesen für tüchtig erkannt hat. Dann schmückt in der Versammlung selbst entweder der Fürsten einer, oder der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Frame.“ Noch also steht die Gewalt des Familienvaters hier in Parallele mit derjenigen des Fürsten. Beide konnten den Jüngling dem Gemeinwesen zuführen. Hören wir weiter! „Dies vertritt bei ihnen die Stelle der römischen Toga, dies ist die erste Ehre der Jugend, vorher scheinen sie Glieder der Familie, jetzt Bürger des Staates. Ausgezeichneter Adel oder große Verdienste der Väter erwerben auch Knaben die Würde des Fürsten; den Übrigen, die stärker und schon längst erprobt sind, werden sie beigesellt.“ Hier also wird der Beweis persönlicher Tüchtigkeit, welchen ein Knabe nicht ablegen kann, nicht abgewartet, es wird ebenso nicht darauf gewartet, daß das Gemeinwesen ihn

für tüchtig erkennt, sondern allein der Adel des Vaters und seine Verdienste entscheiden. Das ist das Erblichkeitsmotiv, welches hier hereinzuklingen beginnt, dieser Vorgang läßt sich auf die gleiche Stufe stellen mit den Bestrebungen der späteren römischen Kaiser, noch zu ihren Lebzeiten ihre Söhne zu römischen Königen wählen zu lassen, den Söhnen also die Würde und das Amt der Väter zu sichern. Weiter! „Auch errötet keiner, unter dem Gefolge zu erscheinen.“ Das Gefolge ist also hier von Tacitus schon als „dienend“ gekennzeichnet, und es liegt in seinen Worten der Sinn einer „Herablassung“ des Fürstenknaben zu dem Gefolge seines Vaters, wenn auch die Herablassung selbst verneint wird. „Ja selbst Stufen hat das Gefolge nach dem Urteile dessen, dem man folgt.“ — Bei der Aufnahme des Jünglings unter die „Staatsbürger“ hatte, wie wir sahen, das Gemeinwesen mitzureden, ja zu entscheiden. Der Fürst vollzog nur den Willen der Gemeinde, und selbst der Vater konnte an der Stelle des Fürsten handeln. Betreffs der Stufenreihe im Gefolge aber hatte keiner mehr mitzureden, als der Fürst allein. Das Urteil des Gefolgsherrn war ausschlaggebend. Wir erkennen die Verschiebung. Sie beginnt damit, daß man Knaben mit der Fürstenwürde bekleidet, daß der Gefolgsherr allein die Gradunterschiede bestimmt. Wir suchen die analoge Entwicklung auf religiösem Gebiete. Noch war hier der Vater der Priester der Familie, der Gemeindeälteste der der Gemeinde, der König der Priester des Volkes. Aber ein anderes floß schon hinein: Priesteramt und mit ihm das dogmatische Motiv. Die Volksversammlung der Germanen eröffnete sich selbst dadurch, daß sie sich niederließ. Dann befahlen die Priester Stille, und von jetzt ab stand ihnen das Strafrecht zu. Hinzurichten und zu fesseln, selbst nur zu schlagen, stand, wie Tacitus berichtet, einzig den Priestern zu. „Denn es geschieht nicht wie zur Strafe, noch auf des Heerführers Befehl, sondern wie auf des Gottes Gebot.“ Also nicht mehr in Vertretung des Volkes, noch auch auf Befehl des Herzogs übt der Priester hier sein Amt, sondern er führt im Auftrage des Gottes. Das Ergebnis dieser Entwicklung war also, daß Volkswille und Gottesgnadentum sich nicht mehr deckten. Die Scheidung hat auch hier begonnen.

Im Volke selbst waltet eine Gesamtkraft. Sie mehrt sich mit dem natürlichen Wachstum des Volkes. Daß von dieser Vermehrung aber jedem einzelnen sein Teil zufloß, verhinderte die Auflösung der früheren natürlichen Gleichheit. Das Wachstum der Gesamtkraft kam nur den Bevorzugten zugut. Damit gewannen dieselben allmählich die Fähigkeit, den aufstrebenden unteren Kreisen einen Widerstand entgegenzusetzen, an welchem die noch vorhandenen Einzelkräfte der unteren Schichten sich allmählich brechen mußten. Und so floß auch die ganze Kraft des Volkes nach und

nach in derſelben Richtung dahin, ſie ward den höher Geſtellten, den Mächtigeren dienſtbar. Dieſe Entwicklung ſchritt um ſo ſchneller fort, als das Volk ſeine Exiſtenz auch gegen andere Völker zu behaupten hatte. Die äußere Not war die fortwährende Urſache, welche das Volk zwang, da Hilfe zu ſuchen, wo es ſie einſtens gefunden, bei den Führern ſeiner älteſten und tüchtigſten Geſchlechter. Während alſo das Volk nach außen ſeine Exiſtenz und Freiheit rettete, verlor es die Freiheit im Innern. Anſtatt ſich einem äußeren Feinde zu unterwerfen, unterwarf es ſich ſeinen Fürſten, und noch bis in die allerjüngſte Zeit blieb die Erregung eines Krieges das Mittel, wankende Throne zu ſtützen. Das Volk konnte nicht anders. Seine Freiheit war dahin, denn was ihm noch übrig geblieben war, wie das Recht Waffen zu tragen, Eigentum zu haben, an der Volksverſammlung teilzunehmen, Steuerfreiheit, ja ſchließlich ſelbſt ſein ganzes Recht wanderte nach und nach den Weg, den alles andere bereits gegangen: in den Dienſt des Fürſten.

Höchſt anziehend und belehrend iſt es nun, zugleich mit dem Sinken der Freiheit auch die Entartung von Begriffen, welche mit dem Leben des Volkes ſich gebildet hatten, ja ſelbſt des Volksnamens zu verfolgen. Die Deutſchen waren die Menſchen, die Söhne des Mannus, des Gottesſohnes, Helden und Stammvaters. Die Erinnerung an dieſe Abſtammung ging verloren, damit zugleich die Bedeutung des Namens ſelbſt, und ſo treffen wir als den älteſten deutſchen Ausdruck für servus = Diener, Sklave das Wort man. Das mittelhochdeutſche Maskulinum Man bedeutet einen unterwürfigen Dienſtmann, das altnordiſche Femininum Man eine Magd, und das Neutrum Menſch in Oberdeutſchland, das iſt nun gar zu einer vollkommen verächtlichen Bezeichnung herabgeſunken. Die alte Bedeutung von Mann und Menſch, als Sohn Gottes und Heldenſohn war dahin, und wie ſehr ſie aus dem Gedächtnis des Volkes entſchwunden war, zeigt, daß man ihr zur Bezeichnung eines Mannes, der für etwas beſſeres galt oder ſich dafür hielt, eine erläuternde adjektive Bezeichnung hinzufügte: edelmann, adalmann. — Das Wort „deutſch“ bezeichnet „volksmäßig“, „populär“, „national“. „Einen beſſeren allgemeinen, alle germaniſchen Stämme umfaſſenden, keinen abbrechenden Namen zu erfinden, wäre unmöglich“, ſagt Jakob Grimm, und trotzdem kam ſeine Bedeutung ſo in Vergeſſenheit, daß man mit einem Fremdwort bezeichnete, was unſer deutſches Wort urſprünglich ſchon ſagte: man fand es nötig, von einer deutſchen Nationallitteratur zu ſprechen, wie man bis auf den heutigen Tag die Tautologie national-deutſch verwendet.

Erwähnen wir nun die entgegenſtehende Entwicklung von unten herauf des Wortes „Leute“, ſo haben wir die Beſtätigung der Degeneration der

Begriffe vollkommen. Leute ist abgeleitet von leod und bedeutet ursprünglich das gesamte freie Volk. In der Benennung „Leute" liegt aber diese Vorstellung heute nicht mehr, sondern gerade diejenige, welche Grimm für die Entwicklung des altdeutschen Wortes Liten, die älteste Bezeichnung für den „hörigen Diener", beansprucht. Litus entstammt nach Grimm dem Worte laz, d. h. faul, träge. Der Knecht heißt träge und unfähig. Der Superlativ von laz ist das heutige „letzte", unter dem wir den Langsamsten, aber auch den Schlechtesten und Geringsten verstehen. Der Lite ist also der, der zu spät kam, dessen Recht schon vergriffen war, ihm fiel die Knechtschaft statt der Freiheit zu. Die „Leute" sind aber heute ebenso die Unfähigen und Urteilslosen, daher der Vormundschaft Unterworfenen. Hat das Wort Lite mit Leuten ursprünglich nichts zu thun, so verschmolzen dennoch im Laufe der Zeit fremder Begriff und alte Benennung in eins, und wenn heute der Herr Graf von „seinen Leuten" spricht, denkt er wohl kaum mehr an leod, die Mitglieder des ursprünglich freien Volkes, sondern er denkt an die letzten und untersten seiner Diener, an die Liten. Man erkennt die Wandlung. Ihre innere Bedeutung aber ist die, daß mit dem Verfall der Volksfreiheit und ihrer materiellen Grundlagen der Verfall der Volksmeinung und Volkserkenntnis Hand in Hand einherschreitet.

In der allmählichen Degeneration der alten Volksnamen spiegelt sich deutlich der Verlust des Volksadels, das Vergessen seiner göttlichen Herkunft. Und je mehr das Volk von seinem alten Adel läßt, ihn vergißt, um so höher erhebt sich eine neue Adelsklasse über ihn empor. Das königliche Geschlecht beansprucht die göttliche Abstammung für sich allein, und in dieser Mystifikation findet es die Macht, allen Ansprüchen der Klassen unter ihm entgegenzutreten. Mit dem Aufgeben des eigenen Adels, der eigenen Götterabstammung gab das Volk seine Freiheit auf und überließ sie denen, die auch das andere an sich genommen hatten. Nur ein Stand behauptete sich zunächst noch dem Königtum gegenüber in einer Ausnahmestellung, das Priestertum. Aber auch ihm war die Zeit gesteckt, in der es sich der königlichen Machtvollkommenheit würde beugen müssen, wenn es ihm nicht gelang, seine eigene Stellung durch irgend eine That zu befestigen. Das aber geschah mit dem Übertritt des Volkes zum Christentum.

Mit dieser Thatsache entstand in der bisherigen Entwicklung eine Lücke. Die alte Götterabstammung des Königtums wurde hinfällig. Was konnte an ihre Stelle treten? Die Bischöfe der christlichen Kirche nannten sich Dei gratia, von Gottes Gnaden, und der erste Usurpator des königlichen Thrones, der vom Papste zur Übernahme der fränkischen Königswürde ermächtigte Majordomus Pippin, nannte sich demütig „von Gottes Gnaden", ein Titel, welcher nun allmählich zum Namen der weltlichen Herrscher hin-

zutrat. Aber auch dieſer Titel machte die großartigſten Wandlungen ſeiner inneren Bedeutung nach durch. Er entſtammte dem einfachen Glauben, der alle Erfolge auf Gott, als den Urheber derſelben, zurücklenkt. Die Biſchöfe aber erhielten ihre Würde vom Papſte, nicht mehr wie einſt vom Volke, das ſie ſich wählte. Was Wunder alſo, daß auch der Papſt die Verleihung jener Würde in Anſpruch nahm, die ſich, wie die biſchöfliche, auf Gottes Gnade berief? Das Prieſtertum geriet in Kampf mit der weltlichen Macht, und dieſer Kampf bildet bekanntlich das Leitmotiv unſerer ganzen mittelalterlichen Entwicklung, es war im eigentlichen Sinne ein Kampf um das Gottesgnadentum, um das Recht der Autonomie und Volksſouveränetät, welche ſich allerdings jetzt in dem deutſchen Könige verkörperte. Eine charakteriſtiſche Epiſode ſei aus dieſem Kampfe hervorgehoben.

Als die Entwicklung des deutſchen Volkes in jene fürchterliche Kataſtrophe verwickelt wurde, welche ſich an den Verfall der fränkiſchen Monarchie, an die Degeneration des karolingiſchen Geſchlechtes knüpfte, ſuchte man im Oſten, wo das Deutſchtum ſich reiner erhalten, eine neue Anlehnung. Sachſen mit ſeiner jungen Volkskraft ſollte eine Verjüngung nach Weſten tragen, man wählte den ſächſiſchen Herzog Heinrich zum deutſchen Könige. Schon Alkuin, der Zeitgenoſſe und Lehrer Karls des Großen, hatte gemahnt, man ſolle auf diejenigen nicht hören, welche zu ſagen pflegen: „Des Volkes Stimme iſt Gottes Stimme", da das lärmhafte Gebahren des großen Haufens immer ſehr nahe an Tollheit ſtreife. Das Volk ſei vielmehr nach göttlichen Verordnungen zu leiten. Heinrich, der Sohn jenes Stammes, der am längſten und reinſten an alter Art und deutſcher Gewohnheit feſtgehalten hatte, erkannte jenen alten Satz wieder an. Er wies die Weihe und Salbung der Kirche zurück und nannte ſich, als das Volk ſeine Stimme für ihn abgegeben, „von Gottes Gnaden". Es war ein ſchwacher Wellenſchlag aus dem Leben des Volkes heraus über die Gefilde myſtiſcher Abſtraktion, und in die Bahnen dieſer Abſtraktion lenkte die Entwicklung um ſo mächtiger zurück, je tiefer ſich die deutſchen Kaiſer in die kirchlichen Gedanken und Vorſtellungen hineinarbeiteten, und nachdem der Kampf mit der Kirche um das Gottesgnadentum der weltlichen Herrſcher reſultatlos verlaufen, kryſtalliſierte ſich der Begriff „von Gottes Gnaden" zu der Bedeutung eines unveräußerlichen Herrſcherrechts, das keiner vertragsmäßigen, auch keiner kirchlichen Anerkennung mehr bedürftig ſei, dem keine Rückſicht nach irgend einer Seite geboten ſchien. Von jener Demut, mit der einſt noch Pippin dieſe Benennung angenommen, verſchwand auch die allerletzte Spur, und der dünkelhafteſte Hochmut des abſoluten Herrſchers trat an ihre Stelle. Doch Hochmut kommt vor dem Fall.

Die Entwicklung des Volkes hatte indeſſen nicht geruht. Als ſich mit

dem Abschluß der Stände nach oben seiner äußeren Entwicklung ein immer festerer Damm entgegenschob, lenkte die Entwicklung nach innen zurück. Die Verfallszeit der karolingischen Dynastie ist die Vorbereitungszeit für Sachsen geworden, die diesem Volke die Möglichkeit gebar, zum ersten Male kulturfördernd in die Entwicklung Europas einzugreifen. Der Verfallszeit der sächsischen Dynastie entstammte sodann die erste Blüte der Baukunst, Malerei und städtischen Kultur in Süd- und Westdeutschland, welche unter den ersten Saliern so mächtig empordrang. An die Degeneration der salischen Monarchie knüpfte sich die kulturelle Kraftentwicklung des sächsischen Stammes, welcher, nun von der städtischen Kultur West- und Süddeutschlands befruchtet, seine Kulturarbeit gegen Osten fortsetzte und das Deutschtum bis zu den entlegenen Gestaden des Ostmeeres trug. In derselben Zeit strebte eine doppelte Entwicklung zum Höhepunkte: das Fürstentum (Otto von Nordheim, Heinrich der Löwe) suchte den vom Königtum errichteten Damm zu durchbrechen; der deutsche Adel des Westens und Südens ward der Bahnbrecher einer inneren geistigen Kultur. Deutsche Poesie und Litteratur erlebten die erste goldene Blütezeit. Und als dann das staufische Kaisergeschlecht zu Boden sank, sprang aus dem Leben eines weitern Volksteiles heraus die Blüte einer allgemeinen städtischen Kultur, wie sie Deutschland noch nicht gesehen. Die deutschen Städte, gestützt auf die Macht einer höheren Kultur, wurden zu einer politischen Macht ersten Ranges. Die oberdeutschen Städtebündnisse, die Hansa, griffen für mehr als anderthalb Jahrhundert entscheidend in die Entwicklung Deutschlands ein. Den Städten aber traten alle andern politischen Gewalten hemmend in den Weg. Diese Hemmung ihres äußern Wachstums lenkte auch hier die Kräfte wieder nach innen zurück, und so entstand jenes mächtige geistige Wachstum, welches uns in der Humanisten- und Reformatorenzeit entgegentritt. Auch dieses Wachstum belebte sich in der Zeit des Verfalles der luxemburgischen Dynastie zuerst. Andrerseits aber handelte es sich nun darum, dieses kulturelle Wachstum hinabzuleiten bis zur Wurzel des deutschen Lebens, zum Bauerntum. Gelang dies, so hatte man den unerschöpflichen Boden zu einer neuen äußeren Entfaltung gewonnen. Denn hier lag die Fülle nationaler Kraft, aus dieser Wurzel heraus konnte nur ein neues Gottesgnadentum des Volkes erwachsen, des ganzen Volkes. Das Recht des freien Volkstums und seiner individuellen Entfaltung konnte nur hier seine bodenwurzelnde Festigkeit erlangen. Da aber begegnete die kulturelle Entwicklung einem neuen Gegner, der Kirche. Ihre Macht war zurückgewichen vor dem Andrange neuer Kulturelemente bis hinab in die unterste Schichte des Volkes. Der Kampf um diese ihre letzte, allein noch feststehende Position gab der Reformation ihre eigentliche Bedeutung. Aber als der Kampf bis zu

dieſen untern Volksſchichten vordrang, klang es mit andern Tönen in die Welt zurück. Das Gottesgnadentum war es, was das Volk in ſeinem ganzen Umfange für ſich zurückzufordern begann. Luther hatte in halb myſtiſcher Form das allgemeine Prieſtertum proklamiert. Die Bauern in Franken und Schwaben ſtreiften die myſtiſche Hülle herunter und ſtellten ihre realen wirtſchaftlichen und politiſchen Forderungen. Die Bauern Thüringens blieben in der myſtiſchen Sphäre hängen, die Bauern Sachſens und Niederdeutſchlands rührten ſich nicht. Sie waren noch unmündig. — Luther nennt ſich ſelbſt eines Bauern Sohn. Er war es nicht. Sein Geſchlecht war mit ſeinem Vater der alten Bauernſphäre entwachſen. Er verſtand das Bauerntum nicht mehr und wandte ſich von ihm ab. So wurde die Bauernerhebung im Blute erſtickt, das Gottesgnadentum des Volkes erſtarb mit einem Weheruf, der ganz Deutſchland durchgellte.

In dieſer Entwicklung ſind zwei Phaſen zu unterſcheiden. Als Luther die Lehre vom allgemeinen Prieſtertum in die Welt warf, wandte ſich alles von ihm ab, was von der alten Myſtik ſeine Legitimation erhalten hatte und ſeine Exiſtenz in ihr begründet ſah, alles alſo, was der alten Bedeutung der Worte diutisk = volksmäßig, manisco = Menſch und Gottesſohn längſt vergeſſen hatte: der Papſt, der Kaiſer, die katholiſchen Könige und Prälaten. Alles aber neigte ſich Luther zu, was von der neuen Entwicklung ſeine Legitimation zu erhalten hoffte: die Fürſten, die Ritterſchaft, das Bürgertum, das Bauerntum. Das letztere zog da, wo ihm mit dem Alter und der fortwährenden Berührung mit einer vorgeſchrittenen geiſtigen Kultur das Selbſtdenken erwacht war, die radikalſte Konſequenz, und zwar wiederum die radikalſte deshalb, weil es mit ſeinem Denken der Natur am nächſten ſtand, die Unnatur der beſtehenden Verhältniſſe daher auch am härteſten empfinden mußte. Aber dieſer Proteſt des Bauerntums gegen die Unnatur der beſtehenden Verhältniſſe traf ſchon in der Bürgerſchaft, wo eben die Entwicklung zum Kapitalismus mit verheerendem Eifer einſetzte, auf Widerſpruch, und dieſer Widerſpruch mehrte ſich, je höher man durch die Volksſchichten hinaufging. Vor dieſer Entwicklung des ganzen Volkes zur Freiheit, vor der Bethätigung des allgemeinen Prieſter- und Gottesgnadentums durch den „großen Haufen mit ſeinem tollen, lärmhaften Gebahren“, wie einſt Alkuin geſagt hatte, bebte die ganze Maſſe derjenigen Volksteile zurück, denen auch Luther angehörte: Bürgerſchaft, Adel, Fürſtentum. Luther war keine Bauernnatur mehr. Er bog ein. Seine Kraft war zu Ende, und ſo beauftragte er ſeine neuen Freunde mit der Hinſchlachtung der Bauern. Die reformierte Lehre blieb auf halbem Wege ſtehen, die Bauernſchlächter warfen ſich zu ihrem Schutzherrn auf, retteten damit die Exiſtenz des bisher Errungenen, erwarben ſich damit aber auch das Anrecht darauf, in dieſen

Errungenſchaften ſich beſchützt zu ſehen. An die Stelle der alten Myſtik trat eine neue. Luther beſorgte ſie. Vom Jahre 1525 datiert ſeine geiſtige Dekadenz. Das eine große Werk hatte er im erſten jugendfriſchen Anlauf, bei dem noch der Reſt alten Bauernblutes die treibende Kraft in ihm war, vollbracht: er hatte dem Papſt- und Kaiſertum, dem König- und Prälatentum den alten Mantel des alleinigen Gottesgnadentums von den Schultern geriſſen. Doch dieſes Beuteſtück verteilte er nun unter ſeine Gönner. Aber dieſe ganze nun neu anhebende Entwicklung ſtand auf thönernen Füßen. Man hatte dem Volke den Kopf abgeſchlagen, und mit dem Kopfe fiel der geſunde Volksgedanke, der lebendige Volksgeiſt. Zuerſt bekam das Bürgertum dies zu empfinden. Seine alte politiſche Machtſtellung brach krachend zuſammen, die alten ſtädtiſchen Freiheiten und Rechte ſanken ins Grab. Dann kam der Adel: er wurde zum Lakalen der Fürſten. Dann kamen die Fürſten ſelbſt. Das Kaiſertum, von den Fürſten zurückgewieſen in die Bahnen einer lokalen und partikulariſtiſch-nationalen Entwicklung im deutſchen Südoſten, verlor in Deutſchland Schritt für Schritt ſeine einſt ſo umſpannende nationale Macht. Und mit der Macht gingen ihm auch Können und Wollen verloren, dem deutſchen Leben eine geſicherte Heimſtätte gegen fremde Gewalten zu erhalten. So brach die romaniſche Überflutung über Deutſchland herein. Zuerſt das römiſche Recht, welches ſich an die Stelle des alten deutſchen Rechtes ſetzte, dann der romaniſche Jeſuitismus, der vor allem den neuwachſenden Volksgeiſt in Feſſeln legte und ihn zu einer der ſcheußlichſten Deformationen brachte. Nicht das Gottesgnadentum mit ſeiner ſtolz beſeelenden Kraft herrſchte in Deutſchland, ſondern das Teufelsgnadentum mit den Ausgeburten des wahnſinnigſten Teufels- und Aberglaubens. Dann kam die ganze romaniſche Unverſchämtheit des abſoluten Gottesgnadentums der Fürſten mit ſeiner troddelhaften Nachäffungsſucht, mit ſeinem ganzen volksverheerenden Gefolge des Alamode-Unſinns. Es lebte kein eigener Gedanke mehr im deutſchen Volke, ſeitdem das Bauerntum zu Boden geſchmettert worden war. Der dreißigjährige Krieg machte das Land zur Wüſte, er decimierte das Volk um faſt zwei Drittel ſeines früheren Beſtandes. Dann kam die Elendszeit unter Ludwig XIV. von Frankreich. Wohin ſollte das führen? Nun, wenn erſt dem ferneren Wachstum alle Seiten verſperrt ſind, ſchlägt es ſich ſelbſt ein Loch. Jeder Druck hat einen Eindruck zur Folge, und dieſer muß, wenn das Leben erhalten blieb, einmal wieder zum Ausdruck werden. Und nur da kann der Eindruck zuerſt zum Ausdruck gelangen, wo der Druck hinreichte, jenen hervorzubringen, nicht aber, der freien Entwicklung dauernd den Weg zu verlegen. Dieſe Möglichkeit aber war im Oſten Deutſchlands und hier zuerſt auf dem Fürſtenthrone gegeben. Der Ausdruck mußte da kommen, wo der Druck des

Westens, der romanischen Verzerrung, zwar empfunden wurde, aber nicht hinreichte, das eigene Leben zu ersticken, und das war im Osten Deutschlands, in dem Teile, welcher von den romanischen Wellen nur mehr seicht überflutet wurde. Und der Ausdruck mußte ferner da kommen, wo die Stellung des empfindenden Menschen hoch genug war, die Fluten heranbrausen zu sehen, zu überblicken, ohne von ihnen verschluckt und weggeschwemmt zu werden, und das war ein starker Fürstenthron.

Wie das Volk nach und nach seine Freiheiten und sein Recht verlor und einbüßte, bis es fast auf dem Nullpunkte angelangt war, so war nach oben die Befestigung dieser Rechte und Freiheiten immer weiter und weiter bis fast zum hellen Blödsinn fortgeschritten. Von beiden Seiten mußte man wieder zurück. Mit Bewußtsein rang man nun um das, was man einst halb unbewußt aufgegeben hatte: das Menschentum, den natürlichen Menschenadel. Zu Göttern konnten die Könige und Fürsten nicht werden, darum aber auch das Volk nicht zu einer vollends leblosen, rechtlosen, freiheitlosen Bande. „Unterthan" war nun alles geworden vom höchsten Adel herab bis zum letzten Bauern, „Unterthan", nur einer noch nicht: der Fürst selbst. Auch er mußte es wieder werden, d. h. zu seinem Bewußtsein von seinem Rechte mußte das Bewußtsein von seiner Pflicht hinzutreten.

Einst hatte die frische unverbrauchte Volkskraft der Germanen ein königliches Geschlecht nach dem andern ins Volksleben geworfen, aber fast ebensoschnell erschöpfte sich in diesem frischen Lebensstrome, an der immer noch, wenn auch allmählich abnehmenden harten Kraft des Volkslebens selbst die Lebenskraft der Dynastien. Ihre jedesmalige Verfallszeit war auch jedesmal die Zeit, in welcher die Volkskraft selbst sich immer wieder teilweise regenerierte und einen neuen schöpferischen Anlauf nahm. In diesem natürlichen Auf und Nieder aber ward die Ahnung geboren, daß die Lehre vom Gottesgnadentum der Fürsten ein Loch habe. Die Vertreter der Dynastien in der Verfallszeit besaßen von dieser Gottesgnade offenbar nicht sehr viel; denn nicht von ihnen, sondern vom Volke selbst sah man nunmehr das Leben und die Gnade strömen, mit denen eine junge Dynastie sich wieder eine Zeitlang über Wasser zu halten vermochte. Und umsomehr sah man weiter das Gottesgnadentum der Fürsten zum schreckhaften Popanz werden, je mehr man von seiner alten natürlichen Grundlage persönlicher Fähigkeit und Tüchtigkeit absah. Das Loch wurde größer, immer mehr Licht drang herein, und die Ahnung mußte mit der Zeit zur Erkenntnis werden. Nicht in Deutschland zunächst, sondern in Spanien und Frankreich ward jene Lehre bis zur höchsten und unsinnigsten Konsequenz entwickelt. Und da endlich mußte die Unhaltbarkeit dieser Lehre selbst solchen einleuchten,

denen von Luthers Gnaden zwar ein Stück des alten Gottesgnadenmantels zugeteilt worden, welches aber nicht groß genug war, dem freien Luftzuge der natürlichen Vernunft und Einsicht sein Spiel ganz unmöglich zu machen. Der Mantel des Gottesgnadentums deckte die protestantischen Fürsten nicht ganz, ein Teil des Fürstenmenschen blieb nackt und unbedeckt, und auf diesen nackten Menschenteil begann die Natur zu wirken.

Ein Fürst, welcher die Zeiten Ludwigs XIV. erlebt, sagte einmal, der Fürst sei der erste Diener des Staates. Das Wort klang und verklang, wie es seit den Zeiten Dantes und Wiclifs immer wieder verklungen war. Dann aber kam wieder ein König, der größere Sohn jenes ersten, Friedrich II. von Preußen, und fand jenes Wort wieder: der Fürst ist der erste „Bediente" des Staates. Er sagte: „domestique" und „serviteur". Und dieser Fürst versuchte das Wort nach seinem mächtigen Können zur Wirklichkeit zu machen. Da horchte man auf. Man sah diesen fürstlichen Bedienten um die höchste Befähigung ringen, um in tüchtigen Thaten sein persönliches Gottesgnadentum zu erweisen. Und nicht aus einer zufälligen Laune, sondern aus fester Gesinnung floß sein Handeln. Er schrieb das Wörtlein „Pflicht" wieder in das Wörterbuch der Fürsten. Wie ihm die Kirchengeschichte als der Tummelplatz der Politik, des Ehrgeizes und der Selbstsucht der Priester erschien und er in derselben nicht die Gottheit finden konnte, sondern „nur den freventlichen Mißbrauch des göttlichen Namens, dessen sich die vom Volke hochangesehenen Priester nur als eines Deckmantels für ihre verbrecherischen Leidenschaften bedienten", so waren ihm „die falschen Prinzipien der Fürsten die vergiftetste Quelle", aus welcher die Übel Europas flossen. „Hier" — sagte er — „liegt der Irrtum der meisten Fürsten. Sie glauben, daß Gott ausdrücklich und aus ganz besonderer Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz diese Menge Menschen geschaffen hat, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur dazu bestimmt sind, die Werkzeuge und Diener ihrer ungeordneten Leidenschaften zu sein. Insofern das Prinzip, von dem man ausgeht, falsch ist, können die Folgerungen nur bis ins Endlose fehlerhaft sein. Daher diese untergeordnete Liebe für den falschen Ruhm, daher jenes brennende Verlangen, alles zu erobern, daher die Unerschwinglichkeit der Auflagen, mit denen das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmut, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei, und alle jene, die menschliche Natur erniedrigenden Laster. Wenn sich die Fürsten von solchen irrigen Ansichten befreiten und auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückkommen wollten, so würden sie sehen, daß dieses Amt, auf das sie stolz sind, daß ihre Erhebung lediglich das Werk der Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zu

Sklaven eines einzigen Menschen gemacht haben, um denselben schrecklicher und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger deshalb unterworfen haben, um die Schlachtopfer seiner Launen und das Spielzeug seiner Phantasie zu sein: sondern, daß sie sich aus ihrer Mitte denjenigen gewählt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, sie zu regieren, für den Besten, ihnen als Vater zu dienen, für den Humansten, um Anteil zu nehmen an ihren Unglücksfällen und diese zu lindern, für den Stärksten, um sie gegen ihre Feinde zu verteidigen, für den Weisesten, um sie nicht zu unrechter Stunde in zerstörende und verderbliche Kriege zu verwickeln, kurz, für den zur Repräsentierung des ganzen Staatskörpers geeignetsten Mann, an welchem die souveräne Gewalt den Gesetzen und der Gerechtigkeit zur Stütze und nicht als Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei ausüben zu dürfen, dienen könnte." Friedrich stellt hier deutlich und klar die Erhebung des Fürsten als Werk des Volkes hin, und zwar lediglich als ein solches; denn er setzte diesen seinen, man möchte sagen urgermanischen Wirklichkeitssinn und diese rein natürliche Anschauung in den direkten Gegensatz zu dem Glauben der Fürsten von ihrem Gottesgnadentum. Und mit solcher Gesinnung schlug er dem Zeitalter der Aufklärung in Deutschland die Thore auf. Die Antwort blieb nicht aus. „Daß jetzt den Menschen das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes, ohne Leitung eines andern sicher und gut zu bedienen, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung oder des Ausgangs aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit allmählich weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen," meinte Kant, und er schuf die Kritik der reinen Vernunft, er erfand, da das fürstliche Wörterbuch wieder das Wort „Pflicht" enthielt, die Lehre „vom kategorischen Imperativ". Und auch außerhalb des religiösen Gebietes breitete sich der Geist der Freiheit aus, „selbst da", meinte Kant, „wo er mit äußern Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu ringen hat". Voltaire hatte einst dem jungen Friedrich sein Entzücken ausgedrückt, in ihm einen Prinzen gefunden zu haben, „der als Mensch denkt". Als der greise Friedrich die Augen kaum geschlossen hatte, erfolgte in Frankreich die Erklärung der Menschenrechte. Die mittelalterliche Verhunzung des Menschennamens ward durchstrichen. Ein Mensch zu sein, ward wieder zum Ideale, und als das einzige Recht wurde es empfunden, als die erste und höchste Pflicht, Mensch zu sein und nichts als Mensch zu sein.

Freilich ging man im ersten Feuereifer in Paris zu weit. Man hob die Statue der „Göttin" Vernunft auf den Altar, und das war unvernünftig, da die Vernunft keine Göttin ist, noch eines Altars bedarf. Die einfache Umkehr genügte denn doch allein nicht, und was auch immer für

Reſultate und Gebilde vorliegen mögen, jedes Gebilde iſt das Ergebnis eines Werdens, und in jedem Werden und zwar auch dem verhunzteſten Werden ſtreben Leben und Natur, ſtrebt Menſchliches zur Verkörperung und Entfaltung. Dieſen Faktor überſah man, man überſah, daß mit dem unwirklichen Gottesgnadentum des Fürſten doch das wirkliche Gottesgnadentum „mannisco“, des Menſchen, der auch im Fürſten ſteckt, verknüpft war, und dieſes durfte man nicht mit jenem vernichten; man überſah ferner, daß jedes Hervorragende ebenſo das Ergebnis einer Entwicklung iſt, daß eine derartige Entwicklung aber keineswegs damit aus der Welt geſchafft und die frühere Gleichheit alſo wieder hergeſtellt werden konnte, indem man einfach alle hervorragenden Köpfe abſchlug. Nicht eine mechaniſche, ſondern nur eine organiſche That konnte helfen, und dieſe organiſche That konnte nur wieder eine Entwicklung, nicht eine Gewaltthat ſein. Man hätte den Boden ſchaffen müſſen, aus dem heraus es einem jeden einzelnen möglich geweſen wäre, zu der gleichen Höhe emporzuſtreben und emporzuſteigen, welche die vorhandenen Entwicklungsergebniſſe bereits erreicht hatten. Zu dieſer That reichte die damalige Erkenntnis nicht aus, und ſo ward der Mangel an Erkenntnis, die Unvernunft zur Schuld der Revolution, zur Schuld, welche die Gewaltthat gebar. Aber trotzdem der Gewaltthat andere Gewaltthaten folgten, trotzdem das fürſtliche Gottesgnadentum noch einmal als Schreckgeſpenſt der Völker erſchien, der Weckruf der Vernunft iſt nicht verklungen. Die Völker wurden wach, die Völker ſind wach geblieben, und fort wogt der Kampf des allgemein menſchlichen Gottesgnadentums mit dem Gottesgnadentume der Fürſten. Aber ohne äußeren Popanz ſchreitet die Vernunft als Siegerin durch die Welt. Ihr Altar iſt das Menſchengemüt, der Menſchengeiſt ſelbſt, dort wohnt ſie und wird weiter wohnen, und ihr erſtes Gebot wird ſein und bleiben: Du ſollſt keine fremden Götzen neben mir haben!

Das „Gottesgnadentum“ iſt wie jeder andere Adel, der nicht in der natürlichen menſchlichen Fähigkeit, in der lebendigen Bethätigung der *Menſchenwürde* beruht, eine Unwahrheit und als ſolche unhaltbar. Die mittelalterliche Gottesidee iſt verwiſcht, und kein denkender Menſch vermag ſie neu zu beleben. Ihre Lebensfähigkeit beruhte einzig und allein in der Naivität und Jugend des Volkes, und in der Zeit, wo das Volk die Schwelle überſchritt, die es von der Jugend und ihren Träumen trennte, wo es ſeine Blicke dem realen, *mannhaften* Leben zuwandte, trat der Gottestraum in das Dunkel zurück, gedrängt von dem mehr und mehr erſtarkenden Bewußtſein der in ſich ſelbſt ruhenden menſchlichen Würde. Die Grundlagen einer früheren Entwicklung, welche das Gottesbewußtſein und Gottesgnadentum als natürliche Reſultate des allgemeinen Lebens er-

ſcheinen ließen, ſind für immer vernichtet ſeit dem Augenblicke, wo die Erkenntnis durchdrang, daß allen mythiſchen und myſtiſchen Gebilden die Sinnenthätigkeit zu Grunde lag, eine Sinnenthätigkeit, welche die Einzelanſchauungen ſchuf, aber nicht imſtande war, die Menge analoger und ſich ergänzender Einzelanſchauungen zu einem kritiſchen Geſamturteil zu geſtalten. Dazu bedurfte es eben der Zeit und des natürlichen Wachstums aus dem naiven Anſchauungs- und Fantaſieleben der Jugend zur Sammlung und kritiſchen Sichtung der Einzelerfahrungen, des Wachstums aus dem naiven Anſchauungsleben der Jugend zum Erkenntnisleben des Mannes, und dieſe Erkenntnis beſaß der naive Menſchengeiſt nicht, konnte ſie nicht beſitzen, ſo wenig, wie ein Kind ſie beſitzt und beſitzen kann. Wie furchtbar aber der Geſamtgeiſt der Menſchheit ſeine Verleugnung durch die Menſchen rächt, erkennen wir, erinnern wir uns noch einmal der Zeiten der franzöſiſchen Ludwige. War das Gottesgnadentum Ludwigs XIV. immer nur eine dünkelhafte Anmaßung, eine Anmaßung, welche in der Perſönlichkeit Ludwigs und der Urteilsloſigkeit des franzöſiſchen Volkes ihre Erklärung und teilweiſe auch ihre Entſchuldigung findet; ſtieg mit dem Gottesgnadentum Ludwigs XV. die gekrönte vollendete Niedertracht auf den Thron, und verließ ſie ihn nur, um der gekrönten Einfalt und Erbärmlichkeit Platz zu machen, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn dieſe Komödie an ein Ende kam, welches ſie zur vollen Tragödie umgeſtaltete. Daß das Fallbeil das Haupt Ludwigs XVI. vom Rumpfe trennte, war die natürliche Folge davon, daß der König ſeinen Kopf ſchon längſt verloren hatte, den Kopf, auf den, wie man dem Volke vorlog, die göttliche Gnade ihre Strahlen ergoſſen, um Frankreich zu erleuchten. Die Erleuchtung blieb aus, und das Haupt fiel. Schon in der Deklaration, welche der Nationalkonvent den europäiſchen Mächten nach dem Tode Ludwigs XVI. überſandte, brach dieſe Anſchauung leiſe durch: „Die Republik“ — heißt es da — „will durch dieſes Expoſé keineswegs das frühere Staatsoberhaupt beſchimpfen, deſſen Unglück ſie beklagt, indem ſie ſeine Fehler, welche vielleicht mehr die Fehler des Königtums als die ſeinen waren, verurteilt; noch weniger iſt ſie der Meinung, das Volk entſchuldigen zu wollen, dasſelbe bedarf der Apologie nicht.“

„Die Angelegenheit „de Louis-Auguste de Bourbon“ iſt nicht Sache der Könige, welche den Geſetzen gemäß regieren wollen, wohl aber derjenigen, welche die Souveränetät des Volkes uſurpieren, aus ihrem Königreich eine Domäne, aus ihren Bürgern Sklaven machen möchten. Das iſt die Sache der Deſpoten und Tyrannen. Die Sache des franzöſiſchen Volkes aber iſt diejenige aller Völker, ſie iſt die Sache der Freiheit, der Welt und des Menſchengeſchlechts.“ Es ſind dieſelben Anſchauungen, ja faſt dieſelben Worte, welchen wir oben in den Auseinanderſetzungen des jungen Preußenkönigs begegneten.

Im Jahre 1587 fiel in England das erste katholische Königshaupt. Maria Stuart wurde das Opfer der noch in mystischem Gewande um die Herrschaft ringenden neuen Weltanschauung. Bis 1649 war die neue religiöse Strömung Herr der Insel geworden, und aus dem Volke drang nun der demokratische Gegenschlag herauf. Nicht mehr König und König rangen als Vertreter zweier Weltanschauungen mit einander, sondern Volk und Königtum. Es fiel das zweite Königshaupt, abermals ein katholisches. Karl I. wurde hingerichtet, als aus der religiösen Bewegung, welche das Volk zersetzt hatte, sich die politische bestimmend zum Dasein emporrang. In England zog man die Konsequenz jenes Kampfes, der in Deutschland damals noch in den höchsten Wogen ging. Zu einer politischen, vernunftmäßigen Klärung kam es in Deutschland trotz des dreißigjährigen Krieges nicht. Hier blieben religiöse und politische Anschauungen vollkommen vermengt, und der westfälische Friede ist das sprechende Zeugnis für dieses Chaos. Was dem Engländer nicht gelungen, gelang dem Franzosen. Die alte Weltanschauung errang noch einmal in Ludwig XIV. einen vollkommenen Sieg. Er sicherte sein Gottesgnadenhaupt, indem er die Bewegung auf die Spitze trieb und sich selbst als die Verkörperung der Staatsidee hinstellte: l'état c'est moi. Von dieser Spitze ging es dann abwärts. Frankreich verlor seinen Einfluß in Europa und trat in die europäische Bewegung erst wieder ein, als die Gegenströmung der neuen Weltanschauung so weit erstarkt war, um zur Aktion übergehen zu können. Nicht in Frankreich erfolgten die ersten Gegenschläge, sondern in Deutschland. Der große Kurfürst suchte den Kampf der Konfessionen, der lutherischen und reformierten, zu Ende zu bringen. Er gab die Antwort auf Ludwigs XIV. Vorgehen gegen die französischen Protestanten. Als dieser das Religionsedikt von Nantes aufhob, erließ Friedrich Wilhelm ein Gegenedikt, welches den aus Frankreich vertriebenen Protestanten eine Zufluchtstätte in den brandenburgischen Staaten versprach. Er war es auch, der die politische Macht des Adels brach, indem er das Steuerbewilligungsrecht der Stände nicht beachtete. Und dann: schon war 1506 die Universität Frankfurt a. d. Oder eingerichtet worden, 1544 die Stiftung der Universität Königsberg erfolgt. Die damals unterbrochene Bewegung setzte nun wieder ein: 1655 wurde die reformierte Universität Duisburg errichtet, 1694 die Universität Halle gestiftet, 1700 die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Mit Friedrich dem Großen erreichte diese Bewegung ihren Höhepunkt. Er war Selbstherrscher, wie Ludwig XIV., aber er dachte „als Mensch". Er gab die Antwort auf den romanischen Gottesgnadendünkel, und diese Antwort bedeutete eine Revolution, sie bedeutete den Umschwung in allen Anschauungen, den Sieg der natürlichen Vernunft. Nur einmal geschah in der Geschichte Europas

eine That, wie sie Friedrich vor der Schlacht bei Leuthen vollbrachte, als er zu seinen Heergenossen sprach: „Wer sich fürchtet, solche Gefahr mit mir zu teilen, kann noch heute seinen Abschied nehmen, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu erleiden.“ Als einst Heinrich I. die Zeit gekommen glaubte, Front zu machen gegen die Magyaren, gab er die Bestimmung über Krieg und Frieden dem Volke anheim. Zwei Herrscher, von denen der eine sein Gottesgnadentum aus der Wahl des Volkes herleitete und die Weihe der Kirche zurückwies, der andere sich den ersten Diener des Staates nannte und mit Bewußtsein dem alten Glauben an das Gottesgnadentum der Fürsten den neuen von dem Gottesgnadentum des Volkes entgegensetzte, waren Deutsche. Sollte dies nicht auch seine natürliche Ursache, sollte es nicht ebenso seine natürliche Wirkung haben?

In Frankreich war indes die Bewegung von ihrem Höhepunkte gesunken. Das Gottesgnadentum Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. ward zum Ärgernisse der Welt. Da erfolgte der Gegenschlag auch hier, und diesmal aus dem Leben des Volkes heraus. Die feudalen Vorrechte wurden abgeschafft, das Priestertum wurde in den Dienst des Volkes gestellt, die Republik ward erklärt. Schon wirkten die Erfolge, welche die neue Weltanschauung in der neuen Welt errungen, herein. Die Kolonisation Amerikas, die Kolonisation Preußens entstammten derselben Ursache. In Preußen drang der neue Geist bis zur Krone empor, Friedrich der Große übernahm die Führung der Aufklärer. Er schuf die erste feste Grundlage zu einer neuen Entwicklung des deutschen Lebens. In Amerika gelangte der neue Geist zu vollem Siege und schuf sich auch die äußere politische Form, aus welcher heraus er in belebender Wirkung zu bleiben vermochte. Da fiel in Frankreich das dritte Königshaupt, wiederum ein katholisches. Friedrich der Große war tot, und Preußen machte Kehrt. Rußland, der verkörperte Despotismus, war in die Reihe der Kulturstaaten getreten. Das zog Preußen zurück. Dieses schloß sich mit seinem alten Feinde Österreich zusammen. Rußland und England traten dem Bunde bei. Aber die Heere der französischen Revolutionsmänner erfochten Sieg auf Sieg. Der Geist, der einst Friedrichs Heere beseelt, war hinübergewandert über den Rhein, und Friedrichs Heere wurden von diesem Geiste, den sie aufgegeben, geschlagen, geschlagen bis zur Vernichtung. Ein neuer Held war den Menschen erschienen: Napoleon. Sein Adel lag in seiner Persönlichkeit, in seiner Tüchtigkeit und Fähigkeit seine Legitimation. Die Welt verrechnete sich in ihm. Napoleon verfiel dem Wahne des Gottesgnadentums. Er ward zum Abstraktionsmenschen, wie seine Gegner, und heiratete eine Gottesgnadentümlerin. Da wandte sich der Geist der Freiheit und Selbstbestimmung von ihm ab. Es folgten Bayem, Aspern, Talavera, Salamanka, Viktoria,

Moskau, Leipzig, Elba, Belle-Alliance, St. Helena. Die Komödie war zu Ende. Vor dem Geiste der deutschen Jugend, der englischen Freiheitshelden, der spanischen Guerillas streckte der Völkerknechter die Waffen und verschwand. Die angeheiratete Gnade Gottes hatte ihm nicht geholfen. Der Geist der Völkerfreiheit, das Gottesgnadentum der Völker hatte sich seiner bedient, ganz Europa zu durchdringen und zu neuem Leben aufzurütteln. Als dies geschehen war, dankte er sein Werkzeug ab. Überallhin lenkte nun die Revolution ihre Schritte. Die deutsche Einheitsidee tauchte mit der italienischen auf. Deutschland trat in die Bewegung wieder ein. Dieselbe dauert bis heute fort. Das wackelnde österreichische Kaisertum suchte einen Anhalt an der neubefestigten deutschen und italienischen Macht. Aber der Kronprinz gab sich den Tod, und ein Erzherzog entsagte seinen Titeln und Würden. Für Deutschland bedeutet der Bund mit Österreich den Bund mit der Reaktion, mit der Unwahrheit der Vergangenheit. Es ist die Frage, ob wir mit in diese Unwahrheit hineingezogen werden, oder ob wir sie überwinden helfen? Noch halten ja unsere Freiheitsthaten vor, aber wie lange noch?

Daß sich der bedrohte Geist der Freiheit bereits zur Wehre setzt gegen die Hemmung seines ferneren natürlichen Wachstums, scheint man nicht zu merken. Denn am natürlichsten wäre es doch, wenn auch Rußland dem Bunde des Gottesgnadentums beiträte. Aber es steht als Gegner diesem Bunde gegenüber. Warum wohl? — Es ist doch ganz sicher, daß die Monarchie in Europa ihre letzte starke Stütze in Deutschland hat. Mit ihrem Sturze hier würden die Kronen und Krönchen allenthalben in den Sand rollen, auch die des Zaren. Und diese Frage wird brennend und mit jedem Tage brennender, und doch bleibt Rußland dieser „heiligen Alliance" fern. Warum? Weil jener Geist der Völkerfreiheit, der eben im Panslavismus nach Verkörperung ringt, mächtiger ist, als selbst der Zar.

Friedrich der Große und Ludwig I. von Bayern waren die Fürstenideale der neuen Zeit. Sie zeigten den Weg, den das Königtum in Deutschland zu gehen hätte. Geistesgröße und das unerschütterliche Gefühl, daß ein gesundes Königtum nicht in der Dummheit und Charakterlosigkeit des Volkes, sondern in dem bewußten Willen und der Charakterfestigkeit des Volkes seine festeste Grundlage hat, dazu das unentwegte Streben, die Charakterfestigkeit und Freiheit des Volkes in lebendiger Fortentwicklung zu erhalten, ihr mit der Einsetzung des eigenen Seins eine letzte Heimstätte in dem Königtum selbst, wenn es nottut, zu schaffen, das ist es, was den Ruhm dieser beiden Fürsten bildet. Charakterfestigkeit und Charaktergröße sind aber verschieden von Drill und Dressur. Sie entspringen, können nur entspringen der Freiheit und dem Geiste, den sie wirkt.

Die Ariſtokratie liegt in der perſönlichen Würde, dem reinen, unverfälſchten, nur ſich ſelbſt gleichen Menſchenadel, in dem höchſten Streben nach Wahrheit und Erkenntnis. Alle andere ſogenannte Ariſtokratie iſt eine Lüge, daher ein Hindernis und keine Stütze des neuen Geiſtes der Menſchenfreiheit, der in Europa einzog. Dieſe Lügenariſtokratie lief davon, als in Frankreich der tiers état gegen König und Thron ſtürmte, ſie lief davon, als die Heere der franzöſiſchen Freiheitskämpfer gegen Deutſchlands Grenzen anrückten, ſie wird immer wieder davon laufen, wenn der Geiſt der Freiheit die Völker erfaßt und zum Siege führt; denn der Adel dieſer Ariſtokratie iſt kein wirklicher mehr. Wir aber werden geſchlagen werden, wenn dieſer Geiſt uns verläßt, wenn unſere Heerſcharen als tote Maſſen, als geiſtloſe, mechaniſche Werkzeuge des Egoismus ins Feld getrieben werden. Beſſer alſo, als zu warten, bis unſere „Ariſtokratie“ vor fremden Heeren wieder davonläuft, iſt es, wenn das Volk ſie zwingt, ſich ſamt dem „Geldadel“ zum Geiſtesadel, zum wirklichen Menſchenadel zu ermannen und zu bekennen.

Die Geſchlechter der Inzucht ſind durch glücklichere Kreuzungen überholt. Die natürliche Möglichkeit dazu lag einfach in der Erweiterung und Erleichterung des menſchlichen Geſamtverkehrs. Mit dieſer Thatſache verliert der Geburtsadel ſeine Vorzugſtellung. Rechtlich ſind ſeine Privilegien zwar abgeſchafft, faktiſch nicht. Alſo hat dieſe That zu erfolgen.

Das Königtum iſt in Europa unhaltbar geworden, wenn es nicht mehr vermag den Zeitgeiſt zu erfaſſen. Nicht als Hemmnis, ſondern als erſter Vermittler des Volksgeiſtes mit dem Geſamtgeiſte der Menſchheit hätte das Königtum noch einen Beruf, niemals aber in einer Monarchenpolitik. Deren Zeit iſt abgelaufen. Das Gottesgnadentum iſt eine hohle Phraſe, ſie wird mit keinem lebendigen Inhalt erfüllt, wenn man auch noch ſo pompöſe Feſte zu ihrer Verherrlichung veranſtaltet. Was den Hohenzollern die Herrſchaft verſchaffte, war ihr Menſchenadel, ihr Streben, der europäiſchen Kultur und Freiheit eine Heimſtätte zu ſchaffen, ihnen den Weg nach dem Oſten zu bahnen. Eine andere Legitimation zur Herrſchaft über Deutſchland haben ſie nicht; denn nicht aus den Pergamenten, die in den Archiven ruhen, fließt das lebendige Recht, ſondern aus dem Leben ſelbſt, aus der That, dem perſönlichen Schaffen im Dienſte des Zeitgeiſtes.

„Die Deutſchen fürchten nichts als Gott.“ Den Nachweis möchten wir geliefert ſehen, wo in der deutſchen Geſchichte der Umſtand, daß die Deutſchen Gott fürchteten oder ihn nicht fürchteten, eine That erzeugt und uns Früchte oder Nachteile eingetragen hätte. Nein, die Deutſchen fürchten auch den Gott nicht, der, aus dem Grabe der Vergangenheit hervorgeholt, ihnen als totes Prunkſtück auf die Altäre geſetzt wird, den Gott, der mit

tothauchendem Dunſte ſeine „Gnade“ über Deutſchlands Fürſten ausgegoſſen haben ſoll. Die Deutſchen fürchten nur die Unnatur, die totbringende Lüge dieſes Götzen, und weil ſie dieſe Lüge fürchten, ſchämen ſie ſich, mit Bewußtſein einen Schein für Sein auszugeben und ſich und die Menſchheit damit zu betrügen. Der Gott der Deutſchen iſt die Natur, das Leben, die Wahrheit, welche lebendige, lebenzeugende Kulturthaten zu ſchaffen vermag, und die Geſchichtſchreibung wird einmal feſtzuſtellen haben, daß von dem Augenblicke an, wo jene Entwicklung in Bismarck begann, welche mit dieſer mittelalterlichen Phraſe von der deutſchen Gottesfurcht endete, die geiſtige Dekadenz des Mannes eingetreten. Ohne Gott hat er einſt ſeine Politik gemacht mit feſter Tüchtigkeit und unvergleichlichem Erfolge. Seine Berufung auf Gott war eine Lüge gegen ſeinen Geiſt, eine Verleugnung ſeiner ganzen großartigen Vergangenheit.

Getragen vom Geiſtes- und Gemütsadel des ganzen Volkes hätte das Königtum nur hier ſeine wahre Stütze zu ſuchen. Es hätte ſein Streben dahin zu richten, das emporſtrebende Volk zu heben und zu ſtützen, ihm den Weg zur Höhe aller Menſchenkultur zu erleichtern. Das aber wäre nur möglich, wenn der Geiſtesbildung *aller* die erſte und vornehmlichſte Aufmerkſamkeit zugewendet würde, wenn die Deutſchen ihre Stellung in der Geſchichte der Menſchheit begreifen und mit Bewußtſein feſtzuhalten lernten: Vermittler und Mehrer der Kultur Europas für den Oſten zu ſein. Nicht Soldatenzucht, ſondern Menſchenzucht wäre das Ziel. Deshalb erwarten wir von Deutſchland nicht eine abermalige Revolution, wir erwarten nicht, daß wiederum der Weltgeiſt die Gefäße zerſchmettert, die ihn nicht zu faſſen vermögen, und blutige Königshäupter in den Sand rollen läßt, ſondern wir erwarten die *freie That der Entſagung*. Den Adel, den das Volk mit ſeiner Freiheit einſtens ſeinen Fürſten zur Wahrung anvertraut hat und nun zurückverlangt, werden dieſe ihm wieder zugeſtehen. Sie werden mit dem Märchen vom Gottesgnadentum brechen, wie einſt Heinrich I., wie dann Friedrich der Große mit ihm gebrochen, und eine höhere Ehre darin erblicken, die erſten unter Gleichen zu ſein, als in hohlem Selbſtdünkel die Vermittler für die Gnade eines Gottes abzugeben, der ſich ſelbſt als lebensunfähig erwieſen und deſſen Gnade das Volk mehr fürchtet, wie die Peſt. Als Ludwig I. von Bayern ſeine Auffaſſung vom Königtum im Widerſpruch fand mit dem Willen des Volkes, entſagte er der Krone, um den freien Menſchen zu retten. Damit aber rettete er die Freiheit der Entwicklung des ganzen Volkes. Auch er war ein katholiſcher König, deſſen Krone fiel, aber das Haupt blieb oben, und dieſes Haupt ſchmückte der Genius des Ruhmes mit dem unverwelklichen Kranze des reinen Menſchenadels. Und ſein Enkel Ludwig II.! Auch er entſagte, aber

seine Entsagung war die Frucht des Wahnsinns, der ihn zum Selbstmord trieb. Jenes Märchen vom Gottesgnadentum, dessen sein Geist nicht Herr zu werden vermochte, war der Urheber dieser entsetzlichen That. Als Jüngling hatte er den Thron bestiegen. Begeistert für alles Schöne und menschlich Große lauschte er hinaus in die Welt, aber den Hader der Kleingeister zu bewältigen, vermochte er nicht, grollend zog er sich in die Einsamkeit zurück. Und hier wuchs sein schöpferisches Menschentum zur Magie der Vergangenheit aus. Seine Ideen vom Königtum, seine Ansichten vom Gottesgnadentum erzeugten in ihm die Schwärmerei für seine Namensvettern auf dem französischen Throne, und wie jene in ihrem Nachkommen Ludwig XVI. das Gericht des Weltgeistes erreichte, so ihn, der sich jener Schicksal nicht zur Warnung dienen ließ. Das Verhängnis der Wirklichkeit drang in seine Einsamkeit, und da er die Wirklichkeit sah, brach sein kranker, umnachteter Geist zusammen. Das Gottesgnadentum hat es ihm angethan, und wir Deutsche haben Ursache, diesem Frevler das Handwerk zu legen, der einem Teile unserer Brüder den Mann getötet, der herrlich wie keiner seine jugendliche Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, die edelsten Erzeugnisse des Menschenadels, zum Throne führte.

Und all dieses Unglück sollte die Mächtigen nicht belehren? Die Menschheit sollte nicht erfassen, warum es immer wieder gerade katholische Fürsten waren, welche das Geschick erreichte? Nirgendwo anders hat doch diese Idee vom Gottesgnadentum einen so festen Halt, als in der Lehre der romanisch-katholischen Kirche. Aber was bedeutet denn dieses Gottesgnadentum eigentlich? Pippin meinte oder gab an zu glauben, es sei die Demut des Menschen vor Gott, auf den alle Erfolge zurückgeführt werden müßten. Wenn dem so wäre, so wäre es eine falsche Demut, da Gott in der Menschenwelt nur durch die Menschen selbst zu wirken vermöchte, er also auf die Mitwirkung des Menschen angewiesen wäre. Friedrich der Große aber meinte, es sei der Hochmut der Fürsten, der Glaube, daß Gott aus besonderer Aufmerksamkeit für sie diese Masse Menschen geschaffen. Wem sollen wir nun glauben? — Der Wirklichkeit, welche jene sogenannte Demut bei Königen und Priestern stets als den teuflischsten Hochmut in die Erscheinung treten ließ! Nicht die Demut, sondern der Teufel des Hochmutes hat dieses Märchen vom Gottesgnadentum in die Welt gesetzt, und der Teufel des Hochmutes ist es, der ihm bis auf den heutigen Tag als Beschützer dient. Es ist der Egoismus, der elendeste, der sich je in einem mystischen Gewande verkroch, welcher in diesem Märchen verkörpert und verherrlicht wird, und zu seiner Bändigung hat die Erkenntnis den Sozialismus und Altruismus nunmehr unter die Waffen gerufen.

Immer und immer wieder wird eine Idee, welche nicht dem pul-

sierenden Leben selbst entnommen, sondern aus der Zurückweisung dieses Lebens entstammt, ihre Lebensberechtigung, ihre Legitimation in der Vergangenheit suchen, nicht achtend, daß sie sich und ihrem Träger damit selbst das Todesurteil spricht. Denn was vergangen ist, ist tot, und was zur Vergangenheit zieht, zieht zum Tode. Dieser Abstraktion zu verfallen, kann nur vermieden werden dadurch, daß wir auch das Vergangene in seinem Werden zu erkennen suchen, denn das Werden allein giebt Aufschluß über das Sein der Dinge. Das Vergangene entstammt dem Leben der Vergangenheit. Dieses Leben erlosch, und es neu zu erwecken, besitzen wir die Macht nicht. Das Gottesgnadentum ist ein Produkt des vergangenen Lebens der Völker; es irrt als totes Gespenst in der heutigen Welt umher, weil sein Leichnam, das absolute Herrschertum, noch unbestattet liegt. Verschaffen wir ihm und den Völkern endlich Ruhe, indem wir diesen Leichnam in dem weiten Grabe der Vergangenheit bestatten, damit uns der Weg frei werde zum Menschenadel. Denn der Mannisco ist der Sohn des Gottes Mannus und aus Menschen besteht das Leod, das freie Volk, in dem es keine Liten, keine Letzten und Untersten, keine Unterthanen giebt. Das Wort soll Fleisch werden, und wie der Vermählung des heitern Himmels, des Tiu, mit der Erde, Tiusco, der „Erdgeborene" entstammte, wie dieser zum Stammvater aller Männer und Menschen wurde, so treibt die Sehnsucht alle Menschen zu ihrem Ursprung zurück, zu dem heitern glänzenden Himmel des freien Menschentums. Die Deutschen fürchten nichts als Gott! Ja, sie sollen es, aber nur den Gott, den jeder von ihnen in seinem Innern trägt, der ihm das Bewußtsein seines Adels und seiner Menschenwürde erzeugte. Ewigen Krieg aber den Götzen, den Gottesgnadentümlern, in Krone und Mitra, welche sich zwischen den einzelnen Menschen und seinen Ursprung stellten und ihm und seinem Leben den Anblick und Ausblick verdunkelten, den Ausblick in den Himmel des freien, nur sich selbst gleichen Menschentums.

Unſer Dichteralbum.

Zitherſpiel.

Als mein Freund vom Iſarſtrande
Zog zum ſchönen Pfälzerlande,
Ließ ich ihn nur ungern ſcheiden,
Weil ich immer mußt' beneiden
Ihn ums Spiel auf ſeiner Zither.

Als ich einmal in der Schenke
Vor dem Weinglas ſeiner denke,
Grüßt mich von der Thüre Schwelle
Unvermutet der Geſelle,
In der Hand die liebe Zither.

Sprich, wie iſt es Dir ergangen
In der Zeit, der traurig langen?
„Gut und ſchlimm, denn Schwerterklänge
Trieben mich und meine Sänge
Aus der Pfalz mitſamt der Zither.

Gut, denn manches Pfälzermädchen
Lauſchte auf die Silberdrähtchen.
Lieblich ſind ſie, braun von Locken,
Teint ſo zart wie Winterflocken,
Dunkle Augen, rote Lippen,
Küſſe weinfeucht drauf zu nippen,
Schlanker Wuchs und kleine Hände —
Kurz, ſonſt gäb' die Schild'rung Bände
Mehr als Saiten auf der Zither.

Eine aber hat vor allen
Mir am beſten doch gefallen.
Brauch' den Namen nicht zu nennen,
Denn Du wirſt ſie doch nicht kennen,
Haſt Du auch vom Deidesheimer
Dort geleert wohl manchen Eimer.
Wenn ich zog am Glockenſchwengel,
Der geformt war wie ein Engel,
Ließ ſie mich nicht lange warten
Und wir gingen in den Garten,
Wo des Rheinlands edle Traube,
Reifte um die Jasminlaube.
Wo ſie lauſchte meiner Zither.

Sprich, Kam'rad, was ſoll Dein Schweigen?
Und Dein träum'riſch Häupteneigen?
Soll ich Dir die Lieder ſpielen,
Die dem guten Kind gefielen,
Bis ich endlich liebestrunken
Ihr zu Füßen bin geſunken?"

Laß das Klimperzeug im Kaſten
Meinthalb nur für immer raſten,
Denn ein Jahr iſt kaum entflogen,
Seit am Engel ich gezogen,
Und ich denk', daß jetzt im Leben
Mehr mich freut der Saft der Reben
Als das Spielen auf der Zither.

München. Heinrich v. Reder.

Verzweifelte Liebe.

Ich liebe dich, doch du wirſt mich verraten,
Noch eh' zum dritten Mal der Hahn gekräht.
Als deinen Augen heute meine nahten,
Hab' ich mein Todesurteil ausgeſpäht.

Ich weiß es, Weib, daß Treubruch dieſe Küſſe,
Und Lug das Wort, das aus dem Mund dir quillt;
Und wenn dein Herz ein Gott mich ſchauen ließe,
So fänd' ich heute drin ein ander Bild.

Und morgen — doch was morgen! Heut' nur, heute!
Gieb meiner Lieb' nur heute dich noch hin;
Verrätſt du morgen mich, küß mich noch heute;
Verrätſt du küſſend mich — ſei dir verzieh'n!

Wien. Emil Rechert.

Freie Rhythmen.

O Leben, Bann und Zauber,
Welch' ein ungeheueres
Rieſiges Rätſel biſt Du!

*

Täuſchung bereitende,
Seligkeit ſpendende,
Seligkeit mordende,
Grauſame Sphinx!

*

Wider Willen und Wiſſen
Geſchaffen und geboren,
Verurteilt zu ſicherem Tode —
Wo kommen wir her?
Wo wallen wir hin?
Stückwerk ohn' Anfang und Ende! . .

*

Religionen, Hypotheſen
Baut ſich der ſo tiefgequälte,
Jammerſatte, elendmüde,
Losgehetzte, arme Menſch —
Balſam für ſein blutend Herz . . . .

*

Und ich ſelbſt hab' nie vergeſſen,
Daß der Grund des Lebens Leiden.
Schwer noch laſtet auf den Schultern
Mir die große Laſt des Daſeins.
Und das Rätſel muß ich denken
Jeden Tag und jede Stunde,
Und ich denke metaphyſiſch
Mit dem Auge des Entdeckers,
Mit dem Ohre des Propheten,
Mit der Zunge jener Flamme,
Die zum Pfingſtfeſt über Häuptern
Der Apoſtel und der Jünger
Leuchten wird, wenn er geboren,
Wiederkommt, der Welterlöſer,
Und ich denk' in ſeinem Geiſte
Fühlend auch mit ſeinem Herzen.

*

Niemals noch hab' ich vergeſſen
Des Lebens Fluch und Sühne;
Nur hat ſich gewandelt zur Wonne
Die Sphinx, in Deinen Armen,
Wenn wir ſo ganz verſunken
In einander flammten.

*

Und — Vorgeſchmack des Himmels,
Wie lebend Hoſtienblut
Der Liebe Luſt uns durchloht.

*

Arme Menſchen, die Sünde,
Ja, Sünde benennen können
Die Liebe! Und ſie empfinden
Als Sünde! Als Sünde die Liebe!
Vieltauſendmal höher ſtehſt Du
Harmlos hier auf der Weide,
Du Katze auf ſamtenen Pfoten,
Ihr Vöglein und Bienen in Lüften,
Schlangen, Tiger und Fiſche,
Ihr unbewußt Mitſchaffenden
Am Rätſel der Natur —
Als Menſchen, die ſich erfrechen,
Zu trennen das Hohe, das Reine,
Das Göttliche von der Liebe,
Wie Natur ſie gab, die Ehe.

*

Erwählt, dem die Liebe der Sinne
Ohne Herzensliebe und Andacht
Niemals zum Ausbruch gekommen.
Erwählt, deſſen Herz und Nerven,
Deſſen Geiſt, deß Blut, deß Pulſe
Eins ſind als Ebenbild
Des höchſten Ideals!

*

Heilig iſt die Schöpferkraft
Der ewigen Gottheit in unſerem Weſen.
Darum iſt jede ſchöne Liebe
Ein Abglanz auch des ewigen Lebens,
Ein erhebend Gefühl' ohne Gleichen,
Erlöſend an Leib, Geiſt und Seele,
Jedwede Zeugung eine Welle voran,
Ein Schritt des Geſamtgeiſts nach oben.
Und jedes Aerochen zuckt: Hallelujah!

*

Der Tod iſt ein Moment des Lebens.
Ein Irrtum iſt im Univerſum —
Oder nur auf dieſem Sterne? —
Ein großer Irrtum iſt geſchehen.
Darum müſſen wir geduldig
Des Verwunſch'nen Bürde tragen,
Ketten der Gefangenſchaft
Hier im unvollkomm'nen Leibe.

*

Müſſen ſterben, leben, ſterben,
Wiederkehren, ſtets erneuert,
Bis der Erdball abgeleiert
Seines Liedes letzte Noten,
Bis die Menſchheit reif, vergeiſtigt,
Die Unſterblichkeit entdeckt hat,
Wie ſie ſelig zu genießen.

*

Darum laß uns, ſüßer Knabe,
Nektar der Verklärung trinken
Von den Kelchen unſ'rer Lippen,
Die wie Roſen uns entgegen
Blühen, duften, leuchten, ſchwellen!

*

Wunder verheißende,
Seligkeit ſpendende,
Himmliſche Sphinx!

Wien. Margarethe Halm.

Almſieſta.

Nun bin ich glücklich entronnen
Der Stadt und ihrem Qualm,
Ich und der Hirtenbub' ſonnen
Uns hoch auf der würzigen Alm.

Die Almerin jodelt. Der Kühe
Behagliches Glöcklein erklingt,
Des Hirtenbub's humpelnde Baſe
Uns Zeitung vom Dorfe bringt.

Der ruſſiſche Zar iſt geſtorben
Und Kaiſer wurde ſein Sohn,
Eine arme deutſche Prinzeſſin
Sucht man für den ruſſiſchen Thron.

In Polen iſt Ruh. Es verkrachte
In Preußen der neue Kurs,
Und Herr von Eulenburg machte
Samt Herrn von Caprivi Konkurs.

In China und Japan befördern
Die Völker einander ins Grab,
In Frankfurt wickelt Herr Bebel
Sein altes Phraſengarn ab.

Die Sonne ſteht hoch und ich glaube,
Nun wird es bald Mittagszeit,
Die Almerin kommt und verkündet,
Das einfache Mahl ſei bereit.

Nun wollen den Schmarren wir eſſen,
Und jeder bete dabei,
Daß nie er in Rußland Kaiſer
Und Miniſter in Preußen ſei.

Partenkirchen. Theodor Leſſing.

Verſchollen.

Wozu dein Amtchen dich verpflichtet,
Das thuſt du als ein braver Mann,
Der ehrbar alles das verrichtet,
Was man von ihm verlangen kann.

Was ſollſt um and'res du dich plagen!
Das iſt ja keinen Heller wert;
Und früher — nun, in jungen Tagen,
Hat jeder ſo ſein Steckenpferd.

— Weißt Du noch, was in ſtillen Stunden
Die Muſe liebend dir vertraut,
Und was dein Feuergeiſt empfunden,
Wenn in die Zukunft er geſchaut? —

Und ſieh, — ſo heute nun wie morgen
Trinkſt ehrbar du dein Gläschen Bier,
In einem Leben frei von Sorgen,
Erloſch des Geiſtes Flamme dir.

Du biſt zufrieden mit dem Leben,
Wie hohl es iſt, das ahnſt du kaum —
Und deine Stirn in leiſem Schweben
Umrauſcht ein toter Jugendtraum.

Leipzig. Walter Seeck.

Die Inſel unſerer Träume.

Es giebt in einem fernen, fernen Meere
Ein roſenwilddurchranktes Inſelland.
Und keine Glocken läuten. Gold'ne Speere
Wirft hier die Sonne reich aus weißer Hand.

Im Lorbeerdunkel ragen Marmorhallen,
Wie ſie dein Auge nimmermehr geſchaut.
Verſunken hören ſie die Lichter fallen,
Das Schweigen geh'n auf Sohlen ohne Laut.

Und wo die kühlen Schlummerbäche fließen,
Da wandeln jung in Nacktheit Mann und Frau
Und trinken ſelig Duft und Klang der Wieſen,
Und alle blicken ſie zum hohen Blau.

O könnten wir in jenes Land entſchweben
Beim erſten Rot der Morgendämmerung.
O du, es wär' ein wundervolles Leben
Von Sorge weit und von Erinnerung.

Mit lauteren Händen wollten heiß wir pflücken
Die vollen Liebesblüten dieſer Welt.
Ich würde ſtill nach einer Frucht mich bücken,
Die heimlich zwiſchen Traum und Wachen fällt.

Wir brächten ſie in einer Silberſchale
Zum Tempel hin, um Mittag, wenn er leer.
Wir knieten nieder: dufte, Frucht, und ſtrahle!
Aus weißer Ferne plätſcherte das Meer.

Berlin. Emanuel von Bodman.

Saul.

Still, Knabe! Deine Harfe macht mich traurig!
Wie dunkle Blätter, die kein Hauch bewegt,
Steht's angſtvoll ſchattend über meiner Seele —

O meines Herzens Braut, du ſüße Hoffnung,
Noch nicht vermählt zu dauernder Umarmung,
Du, flüchtig wie die Taube des Gebirgs,
Die gerne vor dem müden Wandrer tändelt
Mit buntem Federſpiel und holdem Gurren
Und raſch dem Nahenden ſich dann verbirgt —
O komm! O komm! Zu meinem Königsſitz!
Du ſollſt zunächſt mir an dem Herzen wohnen
Und goldne Märchen wollen wir erſinnen,
Ein Plaudern und ein Koſen ſoll es werden,
Daß ſelbſt der raſche Wind am Fenſter weilt,
Begierig, welch' Geheimnis drinnen flüſtre,
Und all die Vögel rings um den Palaſt
Und in dem ſommerduftgefüllten Garten
Die Stimmen halten in erſtauntem Lauſchen.
O komm, Geliebte! Laſſe Saul geneſen
Von Gram und Schwermut!

Wie? Nicht? Nicht kommſt du, meine Freundin — Ach!
Ich weiß es wohl, der Saal iſt nicht bereitet,
Das Brautgemach iſt öd und ungeſchmückt!
Wo ſind die Roſen, wo die großen, dunkeln
Und jene hellen, wie die Braut ſie liebt —
Und Nelken mit dem heißen, herben Duft,
Der wie Berauſchung in die Seele fließt —?
Ach, keine Blume duftet hier mit Luſt —
Sie ſchaudert — welkt — denn hier — hier iſt es dumpf!
Und Bitternis hat hier die Luft vergiftet,
Daß ſelbſt mein Wein zur Galle wird —

Was ſtehſt du, Knabe, lächelſt ſo in Dich?
Auf welches Hirtenmädchen ſinnt dies Lächeln?
Was für ein Sommermärchen kam zu Dir,
Mit braunen Füßen durch die Haide laufend
Und Duft des Glücks in ſchwarzen Locken tragend?
Ach, nur zu mir kommt nimmermehr ein Märchen —
So lächle nicht — da Saul ſo traurig iſt —
Unzeit'ger Frohſinn — da! So trifft mein Speer!

Und David flieht — Stummbrütend ſitzt der König.

Karlsruhe. Albert Geiger.

Not.

Es iſt der Not noch nicht genug,
Daß ſie uns hungern heißt;
Das iſt der Armut ſchlimmſter Fluch:
Sie knechtet auch den Geiſt.

Und wahrſt du auch für eine Friſt
Den ſtolzen Mannesſinn,
Wenn du erſt ſchwach gehungert biſt,
Iſt auch dein Stolz dahin,

Bald löſcht des Herdes letzte Glut
Des Elends eiſigen Hauch;
Entbehrung drückt auf deinen Mut
Und — unterdrückt ihn auch.

Der Mangel kommt. Es kommt die Not
Und treibt dich vor die Thür.
Sie raunt: du willſt ein Stückchen Brot?
Verkaufe dich dafür!

Duck' unter, mach' den Bettelmann!
Was ſoll die Ziererei?
Recht hündiſch flehſt du jeden an
Und — fühlſt dich wohl dabei!

Und warſt du frei, ſo werde Knecht,
Statt tapfer ſei nun feig;
Und warſt du gut, ſo werde ſchlecht;
Die Schufte werden reich! — — —

Es iſt der Not noch nicht genug,
Daß ſie uns hungern heißt;
Das iſt der Armut ſchlimmſter Fluch:
Sie knechtet auch den Geiſt.

Und faßt mich einſt das Elend an,
Sei's meines Lebens Schluß,
Daß ich vor Hunger ſterben kann,
Doch ihm nicht frohnden muß!

Schleswig. Rudolf Hirſchberg.

Puſzta-Lied.

Mein Schatz iſt ſchwarz,
So ſchwarz wie der Rabe,
Und wenn er reitet,
Er reitet im Trabe.

Er reitet zu mir
Durch finſtere Nacht,
Ich höre den Hufſchlag,
Ich hör' wie er lacht.

Er lacht und herzt
Und küſſet mich,
Ich aber weine,
Wein' inniglich.

Mein Schatz iſt ſchwarz,
So ſchwarz wie der Rabe,
Er weiß gar wohl,
Wie lieb ich ihn habe.

München. Juliane Déry.

Gedichte in Proſa.

I.

Ada.

1.

Und wieder ſchlingt ſich die düſtere Nacht um mein mildes Haupt — — Allein ſitz ich totenbang am dunklen See. Da drunten plätſchern und ſpielen die tiefen Waſſer, da wiſpert und raunt das Schilf.

Verworren und dicht ſtarren drüben die Kiefern empor, die wiegenden Kronen baden ſich in des Mondes Silberflut.

Die Sterne glühn in den fernen Höhn — Saphiren am dunklen Mantel der Nacht. Sie ſtrahlen hell. Sie weben flimmernde Fäden, magiſche Ketten. Sie ſtreuen

Roſen vor meinen Fuß, kniſternde Roſen, wie leuchtende Grüße aus ſtillen Fernen, von ſtillen Welten, die droben ziehen — da droben, wo meine Heimat iſt, die Heimat meiner Seele.

Ich blicke empor und ich denke an dich. Mir iſt, als erblickt ich im Sternenſchein dein ſüßes Bild. Du biſt erlöſt, du ſchwebeſt frei im Strahlenkranz um Sternenhöhn, und ich ſitz hier an den Leib gefeſſelt und trage im Herzen die tiefe, brennende Sehnſucht nach dir und den ſtillen Höhen.

Mein Herz ruft dich in der dunklen Nacht. — Adal — Die einſt du ſchiedeſt und weilſt bei Gott, hörſt du den Ruf? Gemahnt er auch dich an Jugend und Glück?

2.

O wohl — du ſchwebeſt hernieder aus leuchtenden Höhn über dunkle Flut. Dein weißes Gewand ſchleift wallend über die Waſſer hin. Ich erkenne dich wohl, du ſchreiteſt im Mondenlicht —

Du rufſt meine Seele mit leiſem Ton; nachſchauert er in des Herzens Tiefen. Du weiſeſt empor mit weißem Arm, und meine Seele folget dir nach in Sehnſucht.

Hoch über den Waſſern ſchwebt ſie empor, hoch über den Wipfeln der Bäume hin, hoch über das Menſchenleben hin, hinaus über Freude, hinaus über Schmerz — — dir nach in Sehnſucht.

Tief unten liegt in Nacht und Dunſt der fiebernde Erdenball. Horch! Aufwärts ringt ſich ein langer, dumpfer Schrei — der Menſchheit Leid. Mit tauſend Armen greift der Klang nach meiner ſchaudernden Seele —

Du aber weiſeſt empor mit weißem Arm, und meine Seele folget dir nach — in Sehnſucht.

3.

Wir fliegen empor durch den Weltenraum, den weiten, unendlichen Raum. Über mir ſeh ich dein weißes, flatterndes Kleid; ihm folget ein ſchimmernder Silberſtreif —

Wir fliegen dahin durch der Sterne heißglühende Pracht. Um uns ein brauſendes Flammenmeer. In bläulichem Flimmern fährt durch ziſchende Luft das Meteor, Kometen jagen dahin. Um ſtolze Sonnen drehen ſich Welten in klingenden Sphären. Andre grinſen uns an, erloſchen in eiſiger Kälte mit ſtarren Höhn und klagenden Waſſern.

Und höher und höher — —

Da tönt aus heiligen Fernen hernieder ein wunderſames Klingen und Singen — ſo ernſt und fromm, wie Orgelton. Jubelierende Harfen dazwiſchen und jauchzende Stimmen der Engel in ſeligem Loblied. Hallelujah, Hallelujah brauſt's durch alle Unendlichkeiten. Es lauſcht meine Seele in Todesſehnſucht. Sie fühlet, die Heimat naht, die ſtille, friedliche Heimat — ſie ſinnet und träumet.

Wo biſt du hin? Von weitem ſeh ich verflatternd dein weißes Gewand. Nicht ſchau ich dich mehr. Die himmliſchen Klänge verhauchen erſterbend. Ferner und ferner leuchten die flimmernden Feuer. Meine Seele ſinket, ſinket in jähem Sturz. Dichter und dichter ſchlägt dunkle Nacht die Rabenſchwingen um meine weinende Seele.

4.

Nun ſitz ich hier in der dunklen Nacht am dunklen See. Ich ſtiere hinab auf die düſtre Flut. Ich blicke empor und ich denke an dich. Die Sterne funkeln droben ſo hell, ſo höhniſch hell — —

Ich denke an dich. Wann rufſt du mich wieder? Wann führſt du mich wieder empor mit dir? Wann endlich hält mein müdes Herz die Heimat, den Frieden, den Frieden?

Der Nachtwind ſteht auf — —

Und durch den leiſe klingenden Wind, durch's Rauſchen und Säuſeln der Bäume all, aus den dunklen Waſſern tönt es empor erlöſend und ſtill — ſehnſüchtig ſtill:

— — Einſt kommt die Zeit — dereinſt, dereinſt. —

II.

Friede.

Da ich in bangem, troſtloſem Grübeln durchwachte die bange Nacht, da ſich auf meine brennenden Augen nicht ſenken wollte erlöſender Schlaf, da hab' ich ſie wiedergeſehen —

An mein Bett trat ſie und ſtand zu meinen Häupten. Auf die fiebernde Stirn legte ſie mir ihre kühle Hand. Sie beugte ſich nieder, ſie ſah mich an mit den guten Augen und küßte mich leis auf die trockenen Lippen und ſprach:

„Schlafe, mein armer Freund, und gräme dich nicht. In meiner Liebe Stärke wach' ich um dich, ich laſſe dich nicht. Sei ſtark und feſt, ſei treu, wie ich, und ruhe, damit du ſtark ſeiſt."

Ihre Stimme klang ſo ſeltſam ſtill. Friede ſtrömte aus ihren Worten mit erlöſender Kraft. Schlummer ſank auf mein Haupt.

Wie all das kam, ich weiß es nicht, Doch als dahin die liebe Nacht und als mich der dämmernde Morgen weckte, eins weiß ich noch:

In dieſer Nacht ſeit langen Jahren zum erſten Mal hatt' ich geweint.

III.

Wiederſehen.

Biſt du es? Steigſt du zu mir nieder an deines Todes Erinnerungstag?

Wie duften um dein heiliges Haupt die Nachtviolen ſo wunderſüß. Wie ſind deine Augen ſo tief und ſtill. Wie biſt du ſo bleich geworden!

Du ſchauſt mich an mit trübem Blick, es weint mein Herz in milder Erinnerung. Ein totes Glück ſteht auf in fahlem Glanz und ſingt und klingt und duftet und — — verſinkt.

Ja, es verſank. Weißt du es noch, wie du da lageſt ſo ſtill und ſtarr? Dein dunkles Haar in düſtrer Flut auf weiße Kiſſen gegoſſen. Dein armer Leib im Totenhemd. Die Leichenkerzen flackerten. An deiner Bruſt die roten Roſen dufteten verwelkend.

Ich ſah dich an und weinte nicht; ich ſtand an deinem Grab verdorrten Auges — thränenlos. Da blühn und glühn jetzt die Blumen in heller Pracht! Weißt du warum? Mit meines Herzens rotem Blut hab' ich ſie alle getränket.

Berlin. Paul Bornſtein.

Blind geladen.

Ein Kapitel aus einem Roman von Hans Merian.

(Leipzig.)

Angenehme Wärme umfing den jungen Tonkünſtler Erich Lauber, als er mit Gracy von Brandten die Vorhalle der eleganten Villa betrat. Sie lag ganz draußen im Weſtviertel, halb verſteckt in einem Garten, ſo daß man von der Straße das reizende Häuschen, ein wahres Schmuckſtückchen leichtfertiger Rokoko-Architektur, kaum gewahr wurde.

Das Ganze glich keineswegs jenen protzigen Alarmbauten der Gründerzeit, jenem jetzt ſo „modernen", aber jedem feineren Stilgefühl widerſtrebenden, plumpen Rokoko à pieds d'éléphant mit ſeinen widerſinnigen, überladenen Ornamenten, nein, alles war zierlich, leicht — ein luſtiger Künſtlertraum. Ein Architekt — Möring hieß er — von deſſen Bemühungen, den öden Leipziger Winkel- und Kaſernenſtil durch originelle Schöpfungen zu unterbrechen, Häuſer und Villen an den verſchiedenſten Stellen der Stadt Zeugnis ablegen, und der natürlich unter dem nüchternen Philiſterium auf keinen grünen Zweig kommen konnte, hatte ſich ſeinerzeit an dem Ding endgültig verbaut. Es war ſein Steckenpferd geweſen. Die Geldklemme hatte ihn aber ſchließlich doch gezwungen, das Haus mit ſamt dem ebenfalls nach ſeinen Zeichnungen extra angefertigten Mobiliar zu verkaufen.

Die Vorhalle war durch eine Ampel erleuchtet. Von den einfachen weißen Wänden hoben ſich die dunkelbraunen, mit Blumengewinden und Putten gekrönten Eichenthüren kräftig ab. Hinten, wo ſich die Treppe zum Obergeſchoß hinaufwand, laufchte aus grünen Blattpflanzen eine reizend gearbeitete Pſyche hervor, die ängſtlich ſuchend ihre Lampe emporhielt . . .

Den Ankömmlingen kam hier eine dunkelgekleidete, hagere Dame mit auffällig langer Naſe entgegen. Sie zog ihr fatales Geſicht in möglichſt liebenswürdige Falten und ſuchte ihrer wie ein zerſprungener Topf klingenden Stimme eine möglichſt ſüßliche Färbung zu geben, als ſie ſagte:

„Gnädige Frau kommen viel früher, als wir Sie erwartet, der Wagen ſollte eben — —"

Frau Gracy ſchnitt die entſchuldigende Rede kurz ab:

„Schon gut, liebe Meiſter, es war halt heute wieder einmal langweilig. Für den Augenblick empfehle ich Ihnen dieſen Herrn; ſeien Sie ſo freundlich und geleiten ihn ins Wohnzimmer." Dann ſich raſch zu Erich wendend: „Sie, Herr Lauber, ſeien mir herzlich willkommen in meiner

Behauſung. Vertrauen Sie ſich einſtweilen ruhig der kundigen Führung meiner weiſen Schaffnerin Eurikleia an; für zwei Minuten müſſen Sie mich ſchon entſchuldigen —“

Damit verſchwand ſie.

Erich fühlte, wie ihn die unangenehme hagere Dame mit jenem kalt abſchätzenden Blick muſterte, den Wirte und Kellner an ſich haben, wenn ſie mit überlegener Unfehlbarkeit beſtimmen, ob dem eben angekommenen Gaſte ein Zimmer in der Bel-Etage oder in der Manſarde angewieſen werden ſoll. Das Weib ſchien ihn mit den Augen beinahe auszukleiden. Das flüchtige Examen mußte übrigens zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen ſein; denn mit einem unangenehm liebenswürdigen Lächeln öffnete ſie eine Thür und ſprach: „Bitte —“

Erich betrat ein mittelgroßes, durch eine Gaskrone erleuchtetes Gemach, wo ihn ſeine Begleiterin mit der Aufforderung, Platz zu nehmen, ſofort wieder verließ.

Er blickte um ſich. Es ſah hier wirklich recht behaglich aus. In ſelbſtzufriedener Behäbigkeit ſtanden die altväteriſch geſchweiften Möbel da. Die blanken Meſſingbeſchläge funkelten in rötlichem Lichte. Die Möbelüberzüge zeigten zierliche Blumenmuſter. Die Wände waren mit gewirkten Seidentapeten von ſilbergrauer, leicht ins Bläuliche ſpielender Farbe beſpannt. Gemälde im Stile von Watteau und Boucher in zierlichen Barockrahmen unterbrachen die Einförmigkeit der gleichfarbigen Wandflächen. Um die Decke zog ſich, aus Stuck gebildet, eine äußerſt zierliche Roſenranke. Das große ovale Mittelſtück war als blauer Himmel bemalt mit lichten Wölkchen und ſpielenden Schmetterlingen. Etwas in die Ecke gerückt ſtand ein ebenfalls im Barockſtil ausgeſtatteter kleiner Kapsflügel. Der Deckel des Inſtrumentes ſtand offen, und auf dem Notenpult war, als ſchreiender Widerſpruch zu dieſer leichtfertigen Umgebung, ein Klavierauszug der Götterdämmerung aufgeſchlagen.

Welche Gegenſätze! Das Gemach, ein Abbild jenes leichtfertigen achtzehnten Jahrhunderts, da die Welt auf eitel Roſen zu wandern ſchien, und da das Mittelalter in faſt greiſenhaft kindiſchem Kehraus zu Grabe getanzt wurde, ſo lange, bis gerade dort, wo der zierlichſte Menuettſchritt und die liebenswürdigſten Manieren zuhauſe waren, jener furchtbare Krater aufbrach, welcher der ſtaunenden Welt plötzlich zeigte, daß unter der ſchimmernden dünnen Kruſte noch andere Mächte walten, daß es da gährt und brauſt, und daß dieſe Mächte der Tiefe plötzlich hervorbrechen können, um die ganze tänzelnde und lächelnde Geſellſchaft hinwegzufegen wie Spreu.

Wie zierlich hier der Watteau'ſche Schäfer das Bein hebt! Wie nett ſeine geputzte Schäferin den bändergeſchmückten Stab ſchwingt! Und rings

herum grasen die lieben Schäfleln und tragen bunte Schleifen an den Hälsen. Und das Gras ist so grün, und die Bäume und Büsche mit den schlank daraus hervorwachsenden Pappeln so freundlich. Überall eitel Sonne und Lebenslust. Sollten dazu aus den Saiten des Flügels nicht die lieben einfachen Weisen des Papa Haydn erklingen, oder ein zierlich verschnörkeltes Sätzchen des alten Rameau?

Auf dem Flügel aber liegt die düstere Nornenscene aus dem gewaltigen Tonwerke des Bayreuther Meisters aufgeschlagen, und aus den Noten-Blättern tönt die immer wiederkehrende, tief schmerzliche Frage hervor: „Weißt du wie das ward?"

Erich klang die einfache Weise dieser Frage, mit ihrer unsäglich traurigen Schlußwendung im Ohr .... Wotans Speer mit den heiligen Vertragsrunen ist zerspalten .... Die Treue ist entflohen, und die Liebe sinnt auf Verrat .... Nun muß das Weltenseil reißen ....

War sein eigenes Hiersein nicht Treubruch? .... Und ach! der Vergessenheitstrank hatte seine Lippen noch nicht benetzt .... Weißt du wie das wird ....? Fort mit diesen Gedanken! —

Ja, wie kamen die Nornen in diese zierliche und vergnügte Umgebung? Ähnliche Frage: Wie konnte ein Richard Wagner aus Leipzig hervorgehen? Dieser Michel Angelo unserer Tage — und unser kleinkrämerisches, klatschsüchtiges, höfliches Leipzig. Wie erwächst ein solcher Titane aus unserem Krimskramsphilisterium? wie der freie reformatorische Geist aus unserer spießbürgerlichen Gedankenwinkelei? .... Weißt du wie das ward?

Erich schritt im Zimmer auf und ab. Die zwei Minuten dehnten sich etwas in die Länge — —

Sein Blick blieb an dem grellgelben Umschlag eines Buches hängen, der auf einem köstlich gearbeiteten Boule-Tischchen mitten unter den zierlichsten alten Meißner Nippfigürchen lag. Er nahm den Band zur Hand. Es war Zolas „Germinal".

Ein brutaler Geselle. Da hat er auch schon Unheil angerichtet unter den niedlichen Porzellan-Herrschaften. Die schöne Hand, die ihn dahin geworfen, scheint nicht eben zart zu Werke gegangen zu sein. Die ganze zierliche Gesellschaft ist dabei in bedenklicher Weise derangiert worden. Die elegante Hökerfrau ist über den feine schlafende Geliebte unter dem blühenden Fliederbaum überraschenden Seladon hingepurzelt, wobei der ärmste seine in graziöser Verwunderung über die Schläferin ausgestreckte linke Hand verlor. Auch der Fliederbaum hatte ein paar Ästchen eingebüßt, und das dem angenehm zerlumpten Bettlerfigürchen aufwartende Hündchen war bei dieser Weltkatastrophe um die beiden Vorderpfötchen gekommen. Hinten aber nickte selbstzufrieden der Chinese seinem auf schöngewölbtem Bauche

thronenden Nabel zu und ſtreckte die Zunge heraus aus dem breiten, lachenden Munde und bewegte, wie ſegnend, die aus ſeinem runden Korpus wagerecht hervorlugenden Hände auf und nieder.

Erich mußte unwillkürlich lachen und der Pagode zunicken:

„Dich kenne ich, altes Haus! Du unſterbliche Erfindung eines längſt vergeſſenen Humoriſten, du prächtige, aus unſchuldigem Porzellan gebildete, unkonfiscierbare Satire auf deine — und, warum nicht? auch auf unſere Zeit! Du nickeſt ſo vergnüglich heute wie vor hundert Jahren. Die Welt hat inzwiſchen verſchiedenes erlebt, ſie iſt aus einem ungemütlichen Zeitalter in das andere getreten — du aber lachſt und nickſt. — Tröſte dich, du invalider Seladon, tröſte dich, du verſtümmeltes Bettlerhündchen und auch du, Fliederbaum, wegen deiner geknickten Blüten und Blättlein; denn ſeht, ihr Guten, wenn einmal ein ſolcher „Germinal“ über die Welt kommt mit ſeinen unbändigen Frühlingsſtürmen, da gehen noch ganz andere Dinge in die Brüche und da kommt es auf einen ſeidenen Ärmel, auf ein weißes Pfötchen und auf ein paar Blumenzweiglein auch nicht mehr an. Nicht wahr, mein philoſophiſcher Freund dahinten?“

Erich ſtipſte die Pagode mit dem Finger auf den Kopf, daß ſie ſtärker nickte.

„Ja du, Glückſeliger, haſt allerdings von ſolchen Umwälzungen wenig zu fürchten. An deinem wohlgerundeten Wanſt gleiten alle Püffe und Stöße einfach ab. Du haſt ja keine Ecken und Kanten, die du verlieren könnteſt. Allerdings den Kopf kann es dir koſten, oder deine hübſchen weißen Hände könnten beſchädigt werden; denn das ſind als Zugaben zu deinem maſſiv-ſoliden Bäuchlein die einzigen zerbrechlichen Dinge an dir. Laß ſie immerhin in Scherben gehn; was thut das? Man ſetzt dir einfach neue Hände ein und hängt dir einen neuen Kopf zwiſchen deine Schultern — einen neuen Kopf, der womöglich noch vergnügter lacht und die Zunge noch weiter herausſtreckt — und dann biſt du wieder ſo fröhlich wie zuvor und nickſt — und nickſt — —

„Wir —? ja wir haben leider Ecken und Kanten und ſind auch aus zerbrechlicherem Stoff — wir zerſchellen, zerſplittern oder — zerkrümeln — einer nach dem andern — — Du aber bleibſt hübſch glatt und ganz und nickſt, ein klaſſiſches Bild ſatter, wohlverdauender Behaglichkeit, in liebenswürdiger Gemütsruhe ewig deinem Nabel zu — —“

Wieder ſtipſte er die Pagode auf den Kopf — und der Chineſe nickte, und Erich nickte ebenfalls, und beide lachten einander an — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Was treiben Sie denn eigentlich da?“ ertönte plötzlich eine luſtige Stimme hinter ihm.

Erich faßte ſich ſchnell und erwiderte der lachenden Gracy:

„Ich verrichtete eben meine Andacht, gnädige Frau.“

„Da beten Sie ja nette Götzen an — fürwahr, ein eigentümlicher Kultus!“

„Was iſt aller Kultus? — ein Nicken und Beugen. Darauf läuft die Geſchichte ſchließlich ja doch immer hinaus. Ob die Melodie dabei, oder was ſonſt etwa noch darum und daran hängt, etwas trübſeliger oder etwas fröhlicher, das bleibt ſich im Grunde genommen gleich —“

„Sie vergeſſen den Kultus der Schönheit —“

„Auch hier beuge ich mich nickend und bete an.“

Erich ließ ſich vor Gracy galant auf ein Knie nieder und küßte ihr die Hand.

Das ſollte nur ein Scherz ſein; aber es war doch inniger und feuriger herausgekommen, als er eigentlich gewollt hatte.

Sie ſah auf ihn herab und lachte. —

„Sie ſind zu komiſch,“ ſagte ſie. „Stehen Sie jetzt nur wieder auf. Oder nein — bleiben Sie, damit ich Sie in dieſer luſtigen Poſe noch ein wenig betrachten kann, Sie drolliger Schönheitspriester! Merken Sie denn gar nicht, daß Sie viel zu früh kommen mit Ihren Kniebeugungen? Warten Sie doch wenigſtens bis die Altarkerzen angebrannt ſind.“

Sie ſah wirklich verführeriſch ſchön aus, wie ſie ſo daſtand und über ihn lachte. Sie trug jetzt einen weichen Schlafrock aus echtem indiſchem Kaſchemir, der ringsum mit leichtem, mausgrauem Pelzwerk verbrämt war. Das in japaniſcher Weiſe einfach über der Bruſt übereinander gelegte und nur durch eine um die Hüften gelegte Schärpe zuſammengehaltene Kleid ließ den ſchönen Nacken und ein kleines, dreieckiges Stückchen der ſchneeweißen Herzgrube frei. Die weiten Ärmel fielen bei lebhafteren Bewegungen zurück und entblößten die prachtvoll gerundeten Arme. Die Füße ſtaken in roten, goldgeſtickten Saffianpantöffelchen.

„Soll ich Sie nun ſo auf den Knieen liegen laſſen und meiner weiſen Schaffnerin Eurikleia, die ſogleich eintreten muß, als lebendes Bild vorführen? Verdient hätten Sie es. Doch das wäre vielleicht zu grauſam, und ich will diesmal noch Gnade für Recht ergehen laſſen. Ich erlaube Ihnen alſo aufzuſtehen.“

Damit entzog ſie ihm ihre Hand, die er immer noch in der ſeinen hielt und gab ihm lachend einen leichten Klaps auf die Schulter.

„Da, Sie großes Kind!“

Erich machte nicht gerade ein ſehr geiſtreiches Geſicht, als er ſich erhob.

Zu gleicher Zeit trat geräuſchlos die ältliche, hagere Dame ein und fragte, ob die gnädige Frau den Thee hier befehle oder im Speiſezimmer drüben.

„Ach Unsinn! Im Speisezimmer, da ist es zu ungemütlich; und hier — ist es auch nicht viel besser. Lassen Sie alles nach dem Wahnfried schaffen, liebe Meister."

Dann wandte sie sich zu Erich:

„Sie verdienen zwar die große Gunst nicht, aber ich bin nun heute einmal in meiner gnädigen Laune. So sollen Sie denn schon heute gewürdigt werden, mein Allerheiligstes kennen zu lernen. Daß Sie mir aber infolge dieses phänomenal schnellen Avancements nicht etwa übermütig werden!"

„Sonst haben die gnädige Frau nichts mehr zu befehlen?" fragte die Meister, indem sie sich an der Thür noch einmal umwandte.

„Nein, nichts mehr — gute Nacht."

Geräuschlos, wie sie gekommen war, entfernte sich Frau Meister wieder. Sie begab sich nach der Küche.

Dort hantierte die Köchin Sophie, ein nicht mehr in der ersten Blüte stehendes, aber immer noch dralles Frauenzimmer. Ein blutjunger, strammer, blondhaariger Krieger, von den 107ern, leistete ihr Gesellschaft und verzehrte in größter Seelenruhe seine Wurstbemmchen, die er ab und zu mit einem Schluck Bier anfeuchtete. In dieser seiner edlen Beschäftigung ließ sich der brave Vaterlandsverteidiger durch den Eintritt der strengblickenden Dame nicht im Geringsten stören, sondern kaute ruhig und würdevoll weiter.

Frau Meister nahm es mit solchen militärischen Besuchen nicht sehr genau. Eine Küchensee hat halt auch ihre Gefühle. Gott sei dank kam es auf die paar Happen, die solch ein junger Mensch mit seinem stets gesunden Appetit verzehrt, in diesem Haushalt nicht an, und zudem geschah die Sache nicht hinter ihrem Rücken, sondern mit ihrem Wissen und ihrer Erlaubnis. Ihre Autorität, ihre Würde blieb gewahrt. Sogar der gnädigen Frau waren diese uniformierten Besuche nicht ganz unbekannt, und auch sie drückte gerne ein Auge zu, wenn sich der Betreffende nur unter dem schicklichen Titel eines „Bruders" oder „Vetters" einführte. Daß die Sophie in der Küche eine ziemlich zahlreiche und sehr anhängliche Verwandtschaft besaß, war ihr allerdings schon aufgefallen, doch: was that's? Sie huldigte immer dem Prinzip: leben und leben lassen. Übrigens war das Küchendepartement Sache der Meister.

Diese war, wie gesagt, nicht strenge. Sie selbst sah junge Männer gar nicht ungern, besonders wenn sie es verstanden, sich durch höfliche Liebenswürdigkeit und allerlei kleine Dienste bei ihr einzuschmeicheln.

Darin war nun allerdings Sophies gegenwärtiger „Vetter", der Gefreite Franz Kahlitzsch, groß. Er sagte ihr Schmeicheleien und überreichte ihr ab und zu ein Veilchensträußchen oder eine Rosenknospe. Kurz, er war sehr

„nett“. Natürlich hatte die gute Sophie dieſe galanten Spenden meiſtens ſelbſt beſorgt, immer aber ſelbſt bezahlt, und ſie griff beſonders gern zu dieſem Mittel, wenn ſie das Bedürfnis fühlte, bei der „Alten“ gut Wetter zu machen. Das „netteſte“ aber an Franz Kahlitzſch war, daß er der immer noch lebensmutigen Frau Meiſter die Grüße ihres „Bräutigams“, des ſchon ziemlich bejahrten Junggeſellen und Cigarrenhändlers Kindlich übermittelte. Deshalb mochte ſie ihn ganz gern leiden und hatte gegen ſeine Küchenbeſuche nichts einzuwenden.

Elſe, die Zoſe, meinte allerdings, das ſei gemein, die Abfütterung und Rumknutſcherei in der Küche. Sie konnte nicht begreifen, daß die gnädige Frau nicht endlich einmal einſchritt und dem Unfug energiſch ein Ende machte. Sie ſelber hatte ein Verhältnis mit einem Kanzliſten „vom Gericht“, mit einem „Beamten“, wie ſie ſtolz ſagte. Der würde ſich natürlich nie ſo gemein machen, wie ſo ein Soldat. Sie trafen ſich des Abends auf der Gaſſe, und wenn ſie einmal abkommen konnte, ſo mußte er ſie in ein „feines Reſtaurant“ führen, am liebſten ins Panorama. Dafür ſchwärmte ſie. Daß ſie bei dieſer Gelegenheit ihren Liebhaber nicht weniger frei hielt, als die Sophie den ihren in der Küche — ſie ſteckte ihm immer heimlich unter dem Tiſche ihre Börſe zu, damit er bezahle —, das ſagte ſie freilich nicht. Nein, ihr Hugo — Hugo, was für ein romantiſcher Name! — ja ihr Hugo war eben ein feiner Mann, ein „Beamter“, kein ſolch hungerleidiger Soldat. Auch heute hatte ſich, ſobald die gnädige Frau ins Theater gefahren war, Elſe davon gemacht, um trotz dem abſcheulichen Wetter ihren Liebhaber an der nächſten Straßenecke zu erwarten, und war bis jetzt noch nicht nach Hauſe gekommen. Sophie und Franz waren darüber natürlich nicht böſe, denn ſie haßten die ſpitzen Reden der Zoſe. Auch Frau Meiſter ſehnte ſich nicht gerade nach ihr. Es herrſchte zwiſchen der Wirtſchafterin und der Zoſe eine eigentümliche Rivalität, die daraus hervorging, daß ſich die in der unmittelbaren Umgebung der Herrin lebende Elſe der manchmal etwas ſtrengen Diktatur der Frau Meiſter nicht gerne unterwarf. Dafür hielt letztere um ſo beſſere Freundſchaft mit der Köchin.

„Welches Service ſoll ich nehmen? das Zwiebelmuſter oder das gemalte?“ fragte Sophie.

Die Meiſter beſann ſich einen Augenblick.

„Die gnädige Frau hat nichts beſtimmt,“ ſagte ſie dann. „Das Zwiebelmuſter könnte 's ja wohl auch thun, aber — nehmen wir doch lieber das andere, Sophie, und die beſſeren Theegläſer mit der ſilbernen Faſſung, ich werde ſie Ihnen herausgeben.“

Sophie warf ihr einen vielſagenden Blick zu, dann gebot ſie ihrem militäriſchen „Vetter“:

„Franz, ſtell doch 'mal den „Sommerwar" 'naus, daß die Kohlen verdunſten."

Franz legte gehorſam ſeine eben angebiſſene Bemme auf den Küchentiſch, faßte das echt ruſſiſche Theekeſſelungetüm, deſſen Namen die gute Sophie mit unerſchütterlichem Gleichmut beſtändig falſch ſprach, und trug es nach dem an der Hinterthür des Hauſes gelegenen kleinen Vorſaal, der, abgetrennt von dem vorderen eleganten Veſtibül, zu den Wirtſchaftsräumen führte. Dort öffnete er, mit ſeinen Pflichten ſchon vertraut, die Hausthür, damit ſich der Kohlendunſt ins Freie verziehe.

„Alſo das Gemalte und die Gläſer mit den närriſchen ſilbernen Untergeſtellen! Das iſt wohl was Nobles, der Beſuch drin?" — brummte Sophie halb für ſich, halb zur Meiſter gewendet.

Dieſe ſchien aber heute nicht ſehr mitteilſam geſtimmt zu ſein; ſie ging ſchweigend hinaus, um noch Verſchiedenes herbeizuſchaffen. Sie wollte vor der Köchin ihre eigene Unſicherheit inbetreff des neuen Ankömmlings nicht eingeſtehen. —

„Hm — die ſcheint diesmal ſelber nichts zu wiſſen — ſonderbar," dachte Sophie.

Die Meiſter war nach dem Speiſezimmer gegangen, um am Kredenztiſch die Theegläſer zu holen. Sie ſtellte dieſe auf ein Tablett und entnahm dann einem blechernen Kaſten engliſche Biskuits und anderes feines Theegebäck, das ſie möglichſt zierlich auf einem flachen ſilbernen Körbchen von durchbrochener Arbeit ordnete.

Ihre Gedanken beſchäftigten ſich dabei mit Erich. Sollte ſich dadrinnen im Boudoir ihrer Herrin wieder was Neues anbändeln? Seit der berühmte Dichter mit den brennendſchwarzen Kohlenaugen und den gelben eingefallenen Wangen — ſie hatte ihn immer ſcherzweiſe den Ritter Don Quixote genannt — nach Paris abgeſegelt, war die arme gnädige Frau ja ſozuſagen verwaiſt. Der junge Herr Bärmchen, den ſie ſelber übrigens ſehr hoch ſchätzte, war, das wußte ſie, der gnädigen Frau ſchon längſt unausſtehlich geworden, und wenn er nicht als „Geſchäftsmann" zu Zeiten gute Eigenſchaften gezeigt und hie und da in ſchwierigen Lagen Rat geſchafft hätte, wer weiß? ſo hätte er wohl ſchon lange ſeine Beſuche einſtellen müſſen. Daß er immer noch bei der ſchönen Gracy Zutritt hatte, das verdankte er auch zumeiſt ihrer Fürſprache. Dann der Herr Doktor Schaller, der Sklave, wie ihn die Gnädige nannte . . . Mit dem alten verliebten Tugendſpiegel war ſchon gar nichts los, der war nur noch dazu da, daß die Gnädige von Zeit zu Zeit ihre ſchlechte Laune an ihm ausließ. Dann die drei oder vier Muſikjünglinge vom Konſervatorium zum Vierhändigſpielen u. ſ. w. Die wechſelten allzuhäufig. Sie kamen ein paarmal und

blieben dann wieder weg. Aber drei oder vier waren es immer. Das war nichts Gewiſſes. Früher war noch das kleine, ſchmierige Preßjüdchen regelmäßig gekommen — Von der Kralle nannte ſich der giftgeſchwollene Federheld — den hatte ſie, die Meiſter, nie leiden mögen. Aber die Gnädige ſchien eine Zeitlang den Narren an ihm gefreſſen zu haben; ſie hatte ſogar ſeine Schneiderrechnungen bezahlt, immer eine um die andere — dennoch ſah er ſtets gleich unappetitlich aus. Einige Zeit ſchien es, als ſollte er die Erbſchaft des nach Paris entſchwundenen Dichters antreten; aber na — dieſe Geſchichte war nun auch glücklich zu Ende. Der edle Ritter hatte ſich einfallen laſſen, verſchiedene ihm hier durchaus vertraulich und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitgeteilte Skandalgeſchichtchen als ergiebigen Stoff für ſeine in dem herrlichen Winkelblättchen „Der Abendbote" erſcheinenden, mehr als gepfefferten Feuilletons zu benützen, und da hatte ihn die Gnädige in ihrem Zorn eines ſchönen Tages höchſt eigenhändig an die Luft geſetzt. Das war ungefähr vor drei Wochen geweſen. — Und nun wieder dieſe neue Erſcheinung. Was das wohl werden wird? Der junge Mann ſieht ja allerdings ganz nett aus — — aber etwas angegriffen. Ob ihm die Luft hier wohl bekommen wird? Ob das nicht wieder dumme Geſchichten giebt? Die Gnädige iſt oft gar zu unvorſichtig! Ja, wenn ſie, die treue Meiſter, nicht wäre, die alles Krumme immer wieder ſo hübſch gerade zu richten verſteht, ſo würde der Klatſch über die ſchöne Frau von Brandten in dem ſkandalſüchtigen Klein-Paris keinen Tag Ruhe haben. Aber an ihrer ehrbar ſtrengen Miene, da mußte die offene Verleumdung Schiffbruch leiden. Es kann doch nicht ſo ſchlimm ſein mit der Brandten, ſagten die Leute, wie würde ſie ſonſt den täglichen Umgang der Frau Meiſter ertragen, wie würde eine ſo fromme und ſittenſtrenge Frau ihr Hausweſen führen wollen? Denn die hält auf Ordnung und Zucht, das weiß die ganze Stadt. — Aber wirklich in der letzten Zeit war die Gnädige etwas zu leichtſinnig geweſen. — Die Geſchichte mit den Feuilletons des ſchmierigen Von der Kralle hatte allerdings faſt einen großen öffentlichen Skandal hervorgerufen, wenigſtens fehlte nicht viel daran. Darum galt es die Augen und Ohren offen zu halten, damit Ähnliches nicht wieder vorkomme — —

Die fromme und ſittenſtrenge Frau Meiſter war ein raffinierter Unhold. Sie war die natürliche Tochter eines bayriſchen Dorfkaplans, in deſſen Hauſe ſie als „Nichte" groß gezogen worden. Der „Onkel Kaplan", ein gutmütiger, etwas dumpfer Menſch, kümmerte ſich nicht viel um die Kleine. Die „Jungfer Köchin" dagegen, ihre Mutter, war eine reſolute und ſtramme Perſon. Nur zu Zeiten kriegte ſie ſo etwas wie Gewiſſensbiſſe über ihr illegales Verhältnis zum Herrn Kaplan; dann heulte ſie ganze Tage

lang und versank in abergläubische Bigotterie. Stundenlang lag sie auf den Knien und betete und bekreuzte sich unaufhörlich. An solchen Tagen zog sich der Kaplan scheu in sein Studierzimmer zurück und ließ sie ungeschoren. Die kleine Lene aber hatte es dann schlecht; denn die Jungfer Köchin fühlte in diesen schmerzensreichen Stunden fast immer das innere Bedürfnis, den „Sündenbalg" an ihrer Buße teilnehmen zu lassen. Die Kleine sollte von der ihr gleichsam von Geburt an anhaftenden Schuld gereinigt werden. Zu dem Zweck wurde sie ausgescholten, auch geprügelt und mußte eine Unzahl von Rosenkränzen herunterbeten. War die religiöse Krisis bei der Mutter wieder vorüber, dann that das Kind was es wollte, es lief auf die Gasse und trieb sich mit den Dorfjungen, natürlich mit den verwegensten und rüdesten Bengeln umher. Es geschah kaum ein dummer Streich, wo die Kleine nicht dabei gewesen war. Kam die Sache aus und wurde im Pfarrhof Klage geführt, dann setzte es wieder Schläge und endloses Rosenkranzbeten. Und immer nur hinter den Jungen war sie einher, die Mädel waren ihr zu langweilig. So nannte man sie im ganzen Dorf bald nicht anders als „des Pfarrers Buben-Lene". Wie sie allmählich älter wurde und die Sache gar nicht mehr so weiter gehen konnte, wurde sie in eine, unter der Leitung eines geistlichen Ordens stehende Erziehungs- oder Besserungsanstalt gesteckt. Dort kam sie unter ein strenges Regiment. Sie begriff, daß sie ihr Betragen ändern müsse, sie lernte sich ducken und heucheln. Das ging so ungefähr zwei Jahre. Eines schönen Tages aber war sie weg und blieb lange Zeit verschwunden. Ein paar Jahre später tauchte sie unvermutet in einem schlechten Hause in Dresden wieder auf. Von dort entführte sie ein Landsmann, Alois Meister, der als „Schnellmaler" und „Holz- und Stroh-Virtuose" in der Welt herumzog. Fast zehn Jahre lang teilte sie das Wanderleben dieses fahrenden Künstlers. Es ging ihnen zuerst gut, und sie heirateten sich sogar regelrecht. Mit der Zeit aber traten in der Kunst des Herrn Alois Meister einige geschicktere Konkurrenten auf, und die Nomadenhaushaltung ging mehr und mehr in die Brüche. Sie selber hatte, um der Wirtschaftskasse aufzuhelfen, sich auf dem Drahtseil versucht; aber es war nichts Rechtes geworden. Da traf Herr Alois Meister einmal unglücklicher Weise mit einem hübschen weiblichen Kunstschützen zusammen — und war plötzlich in Begleitung dieser neueren, zugkräftigeren Spezialität nach Amerika verduftet.

Da stand sie nun wieder ratlos. Was anfangen? Zuerst schlug sie sich noch einige Zeit auf dem Drahtseil durch; doch es wollte eben nicht gehen. Jeder „Direktor" suchte sie, nachdem er ihre Leistungen kennen gelernt, so schnell wie möglich wieder los zu werden. So nahm sie denn einmal während der Messe in Leipzig die Gelegenheit wahr und trat als „Wirtschafterin" in

eines der berühmteſten Damenpenſionate der alten Pleißengaſſe. Schon in dieſer Stellung hatte ſie ſich die Gunſt des Cigarrenhändlers Kindlich erworben, der zu den Stammgäſten des Lokals gehörte. Als bald darauf das Inſtitut von den Stadtvätern aufgehoben wurde, verſchaffte ihr dieſer Herr Daniel Kindlich mit Hilfe eines ihm bekannten Stellenvermittlers eine Unterkunft bei einer ahnungsloſen, halbblinden und faſt ganz tauben alten Dame. Hier wollte ſie in ſolide Verhältniſſe kommen und ihre Vergangenheit in Vergeſſenheit bringen, auslöſchen. Teils um dieſen Zweck zu erreichen, teils auch aus natürlicher Anlage, und weil ſich in ihrem Bewußtſein die Begriffe Frömmelei und Anſtändigkeit gewiſſermaßen deckten, kramte ſie ihre alten, ſchon halb vergeſſenen religiöſen Gepflogenheiten wieder hervor; und es dauerte auch gar nicht lange, ſo ſtand die ihr von Kindheit an eingeimpfte Bigotterie bei ihr wieder in ſchönſter Blüte. Sie trug eine ſtrenge Miene zur Schau und wurde eine eifrige Kirchgängerin. Sie verſäumte kein Hochamt und beichtete alle Naſen lang. So zählte ſie der katholiſche Geiſtliche bald zu ſeinen getreueſten Schäflein. Die bei der alten Dame ab und zu verkehrenden proteſtantiſchen Betſchweſtern ſahen in der eifrigen Katholikin, die ſo ſtreng die vorgeſchriebenen Faſttage inne hielt, ſich bei jeder paſſenden oder unpaſſenden Gelegenheit bekreuzte und die Jungfrau Maria nebſt Gottes lieben Heiligen beſtändig im Munde führte, nach und nach eine Art von höherem Weſen. Der römiſche Glaube mit ſeiner geheimnisvollen Symbolik verbreitete gleichſam einen romantiſch-myſtiſchen Heiligenſchein über ihre ganze Perſönlichkeit. Die ſtreng lutheriſchen Weiblein fühlten darum in ihrer Nähe einen wollüſtig-frommen Schauer und verſäumten natürlich nicht, überall von der gottesfürchtigen Helene Meiſter zu ſprechen, die ja allerdings im Irrwahn der Papſtgläubigkeit befangen ſei, aber doch in unſerer verderbten und weltlich geſinnten Zeit eine ſo rühmliche und erbauliche Ausnahme bilde. So wuchs der Ruf der Tugend und Frömmigkeit der einſtmaligen „Buben-Lene“ bald ins Fabelhafte. Trotz dieſen Erfolgen aber fing ſie an, ſich zu langweilen, zudem wurde die alte Dame von Tag zu Tag hinfälliger und wollte ſchließlich gehätſchelt ſein wie ein kleines Kind. Sie fühlte eben doch nicht den Beruf zur Krankenpflegerin in ſich; ſie ſehnte ſich nach Veränderung.

Zur ſelben Zeit begann Herr von Brandten, damals ein ſiebzigjähriger Greis, der ſchon lange nicht mehr feſt auf den Beinen war, ganz wackelig zu werden. Gracy ſuchte deshalb eine geduldige und zuverläſſige Perſon, die ihr im Hausweſen und auch in der Pflege des Gatten an die Hand gehen ſollte, und da wurde ihr die fromme Helene Meiſter als ein Unikum empfohlen. Die Tugendſame hatte nun zwar zuerſt ſehr wenig Luſt, aus einer Krankenſtube in die andere überzuſiedeln; als ſie ſich aber ſchließlich

doch dazu bewegen ließ, nach der Villa im Westviertel hinauszugehen, „um sich die Sache wenigstens anzusehen," da imponierte ihr die Eleganz des Haushaltes, der Glanz des Reichtums und der Vornehmheit, der über allem ausgebreitet war, nahm sie gefangen. Zudem erkannte sie sogleich mit dem Instinkt der Unlauterkeit, der einen verwandten Charakter witterte, daß die schöne Gemahlin des Herrn von Brandten wohl keineswegs gesonnen sei, ein Büßerleben zu führen. Sie sah sofort, aus dieser Frau ließ sich etwas machen. Das gab den Ausschlag — sie nahm die Stelle an.

Sie hatte es bis jetzt nicht zu bereuen gehabt, daß sie damals ihrer feinen Nase gefolgt war. Die erste Zeit mit dem kranken, alten, eigenwilligen Kammerherrn — Herr von Brandten hatte früher an einem kleinen Höfchen diese Würde bekleidet — konnte allerdings als ein böser und unangenehmer Durchgang gelten. Doch das ging ja vorüber. Mit Demut und Frömmigkeit wurde der immer noch sehr eitle und weltlich gesinnte Greis in weniger als einem Jahre zu Tode gepflegt. Die bei dieser Gelegenheit von der Frau Meister bewiesene Geduld und Aufopferungsfähigkeit war natürlich über jedes Lob erhaben.

Anfangs fand Gracy die Frömmlerin unausstehlich. Es war ihr unbehaglich, beständig an religiöse Dinge erinnert zu werden und Redensarten zu hören, die irgendwie mit Tod und Grab zusammenhingen. Und gerade *darin* war die Meister groß. Bald aber lernte sie diesen wandelnden Tugendspiegel besser kennen und — schätzen. Sie sah, daß dieses Weib zwei ganz verschiedene Seiten hatte. Die eine streng, rauh, finster, katzbürstig, war der Außenwelt zugewandt; die andere samtweich, geschmeidig und mit einem starken Zug ins Sinnliche ausgestattet, schien ausschließlich im Verkehr mit der Herrin hervorgekehrt zu werden. Die Meister war gegen Frau von Brandten wirklich die Sanftmut und Unterwürfigkeit selbst. Sie suchte alles irgendwie Unangenehme von ihr abzuwenden.

Als der Kammerherr auch gegen Gracy täglich unleidlicher wurde, hielt ihm die Meister stundenlang vor, wie sehr er sich an seiner jungen und schönen Frau versündige, wenn er sie, die eigentlich den gerechtesten Anspruch darauf hätte, das Leben in vollen Zügen zu genießen, die aber nun an das Krankenlager eines hinfälligen Greises gefesselt sei — wenn er diese aufopfernde und herzensgute Frau, die ihm der gütige Himmel noch in seinem Alter gewährt habe, mit seinen boshaften Launen unaufhörlich verfolge und quäle. Er möge doch bedenken, wie bald er nun vor dem ewigen Richter stehen werde, und sie könne es ihm ganz genau vorhersagen, daß er gerade für alle die bösen Redensarten, womit er sich an seiner Gemahlin versündige, in der Ewigkeit die fürchterlichsten Höllenstrafen werde erdulden müssen. Sie aber werde zur heiligen Jungfrau beten, daß diese seinen starren Sinn

wende, damit er, wenn er nun bald von seinen irdischen Leiden erlöst werde, eingehen möge zur ewigen Seligkeit.

Nach solchen Predigten geriet dann der machtlos an seinen Stuhl gefesselte Kammerherr meistens in eine blitzblaue Wut. Die mageren, abgezehrten Finger seiner weißen, schmalen, immer noch sehr wohlgepflegten und stets mit zahlreichen Ringen geschmückten Hände krampften sich nervös in die über seinen Knien ausgebreitete seidene Decke, sein glattrasiertes, eingefallenes Gesicht mit dem spärlichen, immer noch schwarz gewichsten und in zwei steife Spitzen gedrehten Schnurrbart zog sich in unzählige absonderliche Falten und Fältchen, die stechenden, grauen Äuglein züngelten wie zwei giftige Schlangen aus den zusammengekniffenen Höhlen hervor, die sorgfältig frisierte Perücke verschob sich, und mit klangloser, nach Luft schnappender Stimme gurgelte es aus dem eingefallenen, aber mit einem künstlichen Gebiß blendend weißer Zähne garnierten Munde hervor: „Schafft mir dies Weib vom Halse, sie bringt mich noch unter den Boden! Sie thut's mit Fleiß, der Satan!"

Nach solchen Ausbrüchen seufzte die Meister, warf einen langen Blick voll Ergebung zum Himmel, bekreuzte sich und rückte dem Kammerherrn die Kissen und alles was sich an ihm verschoben hatte mit unendlicher Sanftmut und wahrer Engelsgeduld wieder zurecht. Die Sorge um sein leibliches Ich pflegte immer eine beruhigende Wirkung auf den Kammerherrn auszuüben, und wenn ihm dann die Meister zum Schluß mit ergebenem Lächeln den kleinen Handspiegel reichte, und er seine, selbst im Krankenstuhl immer ‚à quatre épingles' herausgeputzte Persönlichkeit beliebäugeln konnte, dann war der Zorn zumeist wieder verraucht — und die Meister war eigentlich doch eine gute Person. Nach solchen Auftritten war er immer eine Zeitlang sanft wie ein Lamm, nur damit ihm seine Pflegerin nicht wieder vom Sterben rede; denn davor hatte er eine entsetzliche Angst.

Gracy aber hatte von dem Moralparoxismus der Meister nichts zu fürchten. Die durchtriebene Frau wußte im Gegenteil alles, was etwa im Betragen ihrer Herrin mit den von ihr selbst zur Schau getragenen, strengen Grundsätzen nicht übereinstimmte, auf äußerst geschickte Art zu übersehen. Und als nun Gracy, die bis dahin in dem engen Bannkreis ihrer freudlosen Ehe gelebt hatte, wirklich allmählich anfing, unter dem Schutze einer so vortrefflichen Deckung ihren angeborenen Neigungen nachzugehen und sich „Zerstreuung" zu verschaffen, da brachte es die Meister sogar fertig, dem in solchen Fällen fast unvermeidlichen Dienstbotenklatsch über gewisse Vorkommnisse in und außer dem Hause Schranken zu setzen. Sie hielt überhaupt das Personal in strenger Zucht, und seit sie da war ging im ganzen Hauswesen alles wie am Schnürchen.

So war Frau Helene Meiſter, als der Kammerherr endlich zu ſeinen Vätern verſammelt wurde, der ſchönen Frau von Brandten ſchon ganz unentbehrlich geworden. Die Betſchweſter hatte das unumſchränkte Vertrauen des lebensluſtigen Weibes gewonnen. In einer mitteilſamen Stunde hatten die beiden Frauen ſogar mit großer Offenheit ihre wechſelſeitigen Jugenderlebniſſe ausgetauſcht und waren dabei vielfach — auf verwandte Punkte geſtoßen. Von dieſer Zeit an hatte Gracy kein Geheimnis mehr vor der Meiſter — — die beiden verſtanden ſich.

Die Meiſter führte nun das ganze Hausweſen ſelbſtändig. Sie verwaltete ſogar die Kaſſe, auf welche der Kammerherr ſeinerzeit bis in ſeine letzten Tage den Daumen ſo ſcharf gehalten hatte. Kurz ſie konnte überall ſchalten und walten nach eigenem Gutdünken, faſt als ſelbſtändige Herrin, oder wenigſtens als die Intendantin und Vormünderin der gnädigen Frau. Gracy verſtand ſich ſchlecht auf Geldſachen und kümmerte ſich um nichts.

Ja, ſie hatte eine feine Naſe gehabt, als ſie einwilligte, die Pflegerin des alten Kammerherrn zu werden. — —

Wenn die gnädige Frau nur hätte vorſichtiger ſein wollen. Doch dieſe nahm ſich leider immer zu wenig in Acht. Daß die Federfuchſer im Mittelbalkon ſie boshafterweiſe „das Plüſchſofa“ getauft hatten, darüber hatte auch die Meiſter nur gelacht. Wem ſucht dieſes Völkchen nicht etwas anzuhängen? Aber die böſen Feuilletons des Herrn Von der Kralle, die hatten Staub aufgewirbelt. Es war da von einer Ohrfeigengeſchichte die Rede, die ſich vor dem neuen Theater ereignet haben ſollte; auch hatte der Verfaſſer nicht unterlaſſen, auf einen gewiſſen ſehr intereſſanten und pikanten „Liebeskontrakt“ anzuſpielen, den die Dame ſeinerzeit mit dem nunmehr nach Paris entſchwundenen berühmten Dichter abgeſchloſſen habe, und wovon er eine beglaubigte Abſchrift zu beſitzen vorgab. Dieſer in kalte und poſitive Paragraphen gegliederte Liebesvertrag ſollte, nach den Andeutungen Von der Kralle's, den Gipfelpunkt und das Non plus ultra ſchamloſer Erotik darſtellen. Nun hatten ſich bereits alle Klatſchmäuler der Stadt der Sache bemächtigt. In den Kaffeekränzchen wurde die Geſchichte breitgetreten, und in den Kneipen „mit ſchwerem Kulmbacher“ an der Grimmaiſchen und an der Peterſtraße, wo beſonders viel Frauenpublikum verkehrte, rümpften die ſtrickſtrumpfbewaffneten Philiſtergattinnen ihre mehr oder weniger langen Tugendnaſen und konnten nicht genug losziehen über dieſe Perſon, die mehr ſein wolle als ſie, weil ſie die neueſten Toiletten trage, deren Leben aber eigentlich doch nur eine einzige Schande ſei und ein Skandal. Und jede ſuchte zu dem was ſie wußte noch neue pikante Einzelheiten hinzuzudichten; und alle logen, daß ſich die Balken bogen. Das alles wußte die Frau Meiſter wohl. — Wie ließ ſich aber dem

immer mehr und mehr um ſich greifenden Gerede Einhalt thun? — Das wußte ſie nicht.

Sie hatte mit Frau von Brandten über den Skandal geſprochen und ihr ausführlich berichtet, was für Klatſchgeſchichten über ſie im Umlauf ſeien. „Ich weiß ſchon, liebe Meiſter; laſſen Sie mich nur machen," hatte ſie achſelzuckend geantwortet. — —

Als Frau Meiſter die Küche wieder betrat, war Elſe, die Zofe, eben angelangt. Sie nahm ihr triefend naſſes Umſchlagtuch ab, ſchüttelte ſich die Regentropfen vom Kleid und ſchimpfte, weil man nicht ſofort nach ihr ausgeſchaut hatte, als die gnädige Frau ſo plötzlich und vor der gewohnten Zeit nach Hauſe gekommen war. Man wiſſe ja, daß ſie nicht weit weg ſei, meinte ſie. Der Herr Gefreite hätte wohl einmal ſchnell die Straße hinunter ſpringen können, um ſie zu benachrichtigen. Wenn ſie nicht ganz zufällig geſehen hätte, daß die Fenſter der Gnädigen ſchon erleuchtet, ſo hätte ſie noch lange nicht daran gedacht herzukommen. Gewiß habe die Gnädige ſchon nach ihr gefragt, und ſie werde nun ihren Rüffel abkriegen. Das ſei doch nicht kollegialiſch gehandelt.

Die dicke Sophie wollte eben „von wegen der Kollegialität der Jungfer Kammerzofe" antworten, als das Erſcheinen der Frau Meiſter den Auseinanderſetzungen vorläufig ein Ende machte.

Mit kurzen bündigen Worten übermittelte dieſe der Zofe die Wünſche der gnädigen Frau, warf einen prüfenden Blick auf die Anordnung des Theegerätes, ſah nach, ob nichts fehle und verließ dann die Küche wieder, um ſich in ihr Zimmer zurückzuziehn.

Nachdem ſie gegangen, fuhr Elſe fort, ihrem Herzen Luft zu machen; nur überwog jetzt die Neugierde den Ärger.

„Alſo wieder ein neues Mannsbild hat ſie mitgebracht? Na, mir kann's recht ſein. Und das gemalte Porzellan wird genommen, und die Gnädige will den Thee in ihrem Wahnwinkel haben. Das läßt tief blicken! Wer wohl der Glückliche ſein mag? Nun, wir werden ja ſehen —"

Damit nahm ſie das Servierbrett und ging davon.

„Eine freche Perſon —" meinte Sophie, als ſie draußen war.

Der Gefreite Franz Kahlitzſch ſagte gar nichts; er nickte bloß und führte ſich eine friſche Bemme zu Gemüte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„So, nun machen Sie ſich's bequem," ſprach Gracy zu Erich, als ſie in ihrem ‚Wahnfried' auf einer niedrigen Ottomane Platz genommen hatte. „Setzen Sie ſich dort mir gegenüber in den ‚Amerikaner', und vor allen Dingen, folgen Sie meinem Beiſpiel und langen Sie zu. Da ſteht auch Rum, wenn Sie ſich den Thee damit verderben wollen. Die Männer haben

ja einen ſo verkommenen Geſchmack. Sie verſchmähen das Natürliche und bevorzugen überall das Forcierte, Übertriebene und Unnatürliche. Sie können ohne künſtliche Reizmittel nicht leben."

„Geſtatten Sie, daß ich dieſem verkommenen Geſchmack ebenfalls huldige, obgleich ich ſonſt keineswegs ein Freund des Übertriebenen oder gar des Unnatürlichen bin," ſagte Erich, indem er ſich Rum in den Thee goß.

„Kein Freund davon? Das wird ſich ſpäter herausſtellen; warten wir's ab. Sie wären der erſte! Doch hier ſind noch einige natürliche, obgleich von der Kunſt hie und da etwas modifizierte Gaben. Meine Köchin ſcheint auf dem Boden ihres Küchenſchrankes in der Geſchwindigkeit noch etwas Kaltaufgeſchnittenes zuſammengeſcharrt zu haben — in der That, es iſt die reine Aufſchneiderei. — Aber hier, in der Mitte, die Rebhühnerpaſtete ſollten Sie doch koſten, die kann ich Ihnen empfehlen. — Oder ſind Sie vielleicht gar Vegetarianer?"

„Ganz und gar nicht."

„Denken Sie, ich hielt Sie beinahe dafür. Es war mir, als ob Sie den fleiſchlichen Genüſſen abhold ſein müßten."

„Wie kamen Sie auf dieſe Vermutung?"

„Ich weiß es ſelber nicht — es ſchien mir ſo. Seit heute bin ich allerdings eines Beſſeren belehrt ... Ihre flüchtigen Bekanntſchaften ... Aber ich ſehe, es fehlt Ihnen am Pikanten, Herr Lauber. Hier hat meine gute Meiſter zum Glück auch einige Mixed-Pickles ausgegraben — nehmen Sie, nehmen Sie ... das beißt und ſchneidet und giebt Feuer ins Blut ..."

„Als Gaumenreiz ſind die Dinger nicht zu verſchmähen," antwortete Erich, „zu Zeiten wirkt das ganz anregend auf die Geſchmacksnerven — beſonders auf abgeſtumpfte. Bedarf es aber hier ſolcher Stimulantia? Ich glaube nicht. Das mag für die fiſchblütigen Engländer taugen, die dieſe gepfefferten Gemütsteufeleien erfunden haben als pikante Zugabe zu ihrem ewig gleichmäßigen Beef. Was ſoll uns aber hier die Erinnerung an das nüchterne Albion und ſeine derb-proſaiſchen Rinderbraten? Hat das Mahl, das Sie mir heute Abend bieten, gnädige Frau, und hier bieten, in dieſem Raume, der auf den Beſchauer wirken muß, wie ein phantaſtiſcher Traum, nicht eine andere, beſſere Würze?"

Erich ſchwieg und wartete auf Antwort. Doch Frau Gracy hatte ſich tief in ihre Ottomane zurückgelehnt und fixierte den Sprecher unter ihren langen halbgeſchloſſenen Wimpern hervor.

„Fahren Sie nur fort — Sie waren ſo hübſch im Zuge" — tropfte es in einzelnen Silben von ihren Lippen — „ſagen Sie mir noch etwas Schönes über meinen ‚Wahnfried'."

„Was ſoll ich davon ſagen?" erwiderte Erich feurig. „Wenn ich um

mich blicke, ſo frage ich mich unwillkürlich: Iſt dies ein Zimmer oder das märchenhafte Zelt einer Königin, von der uns alte Sagen erzählen, vielleicht einer Semiramis oder einer Kleopatra? Keine glattgeklebten, gleißenden Tapeten, die einem langweiligen Stuckquadrat als Stütze dienen. Nein, vom Zenith des Gemaches, wo ſie in Falten gerafft, wallen golddurchwirkte Purpurdecken hernieder und bilden Bedachung und Wände eines köſtlichen Zeltes. Den Boden bedecken feine japaneſiſche Binſenmatten. Kein ſpießbürgerliches Sofa, kein pedantiſch rechtwinkliger Stuhl beleidigt das Auge, — niedrige Divans, mit weichen Smyrnateppichen oder mit Fellen belegt, laden zur Ruhe ein, neben dieſem Amerikaner, in welchem ich mich eben ſchaukle. Überhaupt kein einziges auf den nüchternen Nützlichkeitsbegriff abgeſtimmtes Möbelſtück iſt zu ſehn. Hier das niedrige Spielzeug von japaneſiſcher Lackarbeit, das mit Speiſe und Trank belaſtet zwiſchen uns ſteht, kann kaum auf den Namen eines Tiſches Anſpruch machen, ebenſowenig wie der achtkantige, mit Perlmutter ausgelegte, arabiſche Schemel, der die zierliche Emailleſchale mit den Papyros trägt. Zum Überfluß noch ein paar phantaſtiſch-leichte Geſtelle aus Bambusſtäbchen, als Träger für Buch, Fächer und die tauſend dem behaglichen Lebensgenuß dienenden Kleinigkeiten. Das Ganze, eingetaucht in wollüſtige Dämmerung, die von dem warmen Lichte der roten Ampel kaum verſcheucht wird, ſcheint in ſeinen Purpurſchatten die ſüßeſten Geheimniſſe zu bergen. Die Phantaſie malt ſich zwiſchen den Falten der Teppiche, wo geheimnisvoll die Goldfäden der Gewebe aufblitzen, neckiſche Amoretten, die in gaukelndem Spiel der Herrin dienen. Das Zauberhafteſte aber in dieſem Wunderreich iſt die Herrin ſelbſt, die holdſelige, die, der Frau Venus gleich, mir, dem armen Sterblichen, Einlaß gewährte in ihrem Zauberberge — — —"

„Um Gotteswillen! Seien Sie ſtill! Hören Sie auf!" rief Gracy mit komiſcher Gebärde. „Da haben wir ja das Unheil ſchon! Der ſpaniſche Pfeffer iſt Ihnen zu Kopf geſtiegen und nun iſt nicht einmal ein Glas Waſſer zur Hand zum Abkühlen. Doch halt, hier" — — ſie kramte in dem mit Backwerk gefüllten Körbchen — „hier ſind unſchuldige Theewaffeln, langweiliganſtändige Albert-Biskuits; das dämpft vielleicht Ihre Glut. — Oder nein ... da, nehmen Sie dies ... es iſt echtes Herrnhuter Konfekt, — meine Meiſter ſchätzt es ſehr, — von den zarten Händen der frömmſten alten Jungfern zubereitet; es iſt ſchneeweiß wie das Gewand der Tugend und zeichnet ſich aus durch eine keuſche Abweſenheit aller irgendwie weltlichen Gewürze, höchſtens der fromme Anis und die ſäuerliche Citrone der Enthaltſamkeit haben bei ſeiner Erzeugung mitgewirkt. Das eſſen Sie ſchnell! Würgen Sie es hinunter, wenn es nicht anders geht. Es wird Ihre ſündhafte Glut auslöſchen, Ihre ſtürmiſchen Pulſe wieder zur Ruhe bringen und Ihre heidniſchen Venusbergträume bannen."

Sie hielt ihm das Konfektſtückchen mit drolliger Treuherzigkeit hin; er nahm es und verzehrte es lachend.

„Nicht wahr, das kühlt?“

„Leider nein! Der Duft Ihrer Hände haftete dem unſchuldigen Backwerk an und entfachte auf's neue die Glut.“

„Das war eine Bosheit —“

Erich verſtand nicht, was die ſchöne Frau mit der letzten Äußerung ſagen wollte. Er kam ſich überhaupt ſo furchtbar linkiſch vor. Alle ſeine Liebenswürdigkeiten und geiſtreichen Bemerkungen, auf die er ſich ſonſt nicht wenig einbildete, verunglückten heute und fielen ins Waſſer. Dabei entſchlüpfte ihm dieſe Frau von Brandten immer wieder mit aalglatter Gewandtheit.

„Eine Bosheit —? ich begreife nicht, gnädige Frau.“

„Thun Sie nur nicht ſo! Doch ſtreiten wir uns jetzt nicht über die größere oder geringere „Reinheit“ meiner Hand, oder inwieweit durch ſie die jungfräuliche Unſchuld eines Gebäckſtückchens beeinträchtigt werden könnte. Laſſen Sie uns lieber vernünftig plaudern. Übrigens freut es mich, daß Ihnen mein „Wahnfried“ oder, wie ſich meine gebildete Zoſe auszudrücken pflegt, mein „Wahnwinkel“ ſo ſehr imponiert.“

„Er iſt einzig, ſinnberückend!“

„Mein Gott, nun werden Sie ſchon wieder überſchwenglich! Wiſſen Sie übrigens, wie Herr Doktor Schaller mein Buen Retiro getauft hat? Trödelbude. Er iſt nämlich ein furchtbarer Stilſex und findet, dies Gelaß ſei die Achillesferſe, der wunde Punkt, der Schandfleck meiner Behauſung. Natürlich nur im äſthetiſchen Sinne. Ein anderer meiner Bekannten, ein gewiſſer Herr Von der Kralle, nannte es ſogar — vermutlich der roten Farbe wegen, die ich nun einmal liebe — den Fleiſcherladen. Was ſagen Sie dazu? Das iſt doch ein wenig zu ſtark, nicht wahr?“

„Die betreffenden Herren beſitzen zu wenig Phantaſie.“

„Gar keine — oder vielleicht zu viel .... verdorbene ...“

„Sie ſind nicht imſtande, aus ihrem eigenen Ich herauszugehen und ſich in einen fremden Charakter zu verſetzen.“

„Beide ſind die ausgeſprochenſten Egoiſten.“

„Darum haben ſie auch Ihren Wahnfried nur von ihrem ſubjektiven Standpunkt aus beurteilt, ſie haben nicht bedacht, daß ein ſolches Gemach vor allen Dingen mit der Bewohnerin harmonieren, gleichſam ein Ausfluß ihres eigenſten Weſens ſein muß. Und ſehen Sie, gnädige Frau, das ſtimmt hier. Dieſe Umgebung in ihrer ganzen Ungewöhnlichkeit bildet, ſo ſcheint es mir wenigſtens, den einzig ſtimmungsvollen, ja ich möchte beinahe ſagen den einzig ſtilgerechten Rahmen zu Ihrer eigenartigen Perſönlichkeit. Ihr ſogenannter Wahnfried ſteht Ihnen prächtig zu Geſicht.“

„Als Dank für dieſes ſchmeichelhafte Urteil ſoll Ihnen erlaubt werden, mir die Hand zu küſſen.“

Erich wollte aufſpringen.

„Das heißt nachher — ſpäter. Einſtweilen bleiben Sie nur ruhig ſitzen. Naſchen Sie noch ein wenig Herrnhuter Konfekt oder zünden Sie ſich eine Papyros an; ganz nach Belieben und — sans gêne. Ich ſehe, Sie ziehen das letztere vor. Ich ebenfalls. Hier iſt Feuer.“

„Danke.“

„Bitte. — Nun freut es mich erſt, daß ich Sie in mein Heiligtum eingeführt habe. Ich erkenne: Sie ſind kein Unwürdiger. Ja, Sie haben recht. Dieſer Schmollwinkel, um das ſchöne Wort Boudoir nicht zu mißbrauchen — Sie ſind doch auch Sprachreiniger, was? — iſt wirklich meine eigenſte Erfindung und wenn Sie wollen: ‚ein Ausfluß meines Weſens‘, wie Sie ſich philoſophiſch ausdrücken. Einen ſolchen Raum zu beſitzen, war mir einfach Bedürfnis. Ich bekomme es ja, Tag und Nacht, von allen Seiten zu hören, mein Haus ſei ein Kunſtwerk, jedes einzelne Zimmer ſei ein Schmuckkäſtchen, und es wäre jammerſchade, wenn nur das Geringſte daran geändert würde. Ich begreife das von den Leuten. Sie freuen ſich an der ſtilgerechten Anordnung des Ganzen und — ſie müſſen auch nicht hier wohnen. Doch — was wollen Sie! — man wohnt doch eigentlich nicht recht behaglich in einem Raritätenkabinett, in einem Kunſtgewerbemuſeum; — und dann iſt man auch nicht immer auf den Rokoko abgeſtimmt. Es liegt darüber eine ſo forcierte Luſtigkeit, eine ſo gezwungene Lebensfreude, die weder zu unſerer Zeit, noch ſpeziell zu meiner Grundſtimmung paßt. Wenn ich durch dieſe Räume wandre, iſt es mir immer, als ob mir jemand zuflüſtre: Du ſollſt und mußt lachen. Das macht einen ſchließlich nervös.“

„Das kann ich Ihnen nachfühlen; nur verſtehe ich nicht, warum Sie die Ihnen unſympathiſche Einrichtung nicht ändern ließen.“

„Ei, da wäre ich ſchön angekommen! Als mein Mann noch lebte, hätte ich einen ſolchen Gedanken nicht einmal andeuten dürfen, der war in ſeinen Zopf geradezu vernarrt. Später aber hätte ich mir bei der geringſten Änderung alle meine kunſtſinnigen Bekannten auf den Hals geladen. Alles was in Stil macht in unſerm lieben ſtilloſen Klein-Paris, von Schaller angefangen bis zum trefflichen Benvenuto Schwärzlich, hätte Weh und Zeter geſchrien. Letzterer wäre ſogar imſtande geweſen, mich in ſeinen Kunſtberichten ganz offen als Vandalin zu bezeichnen. Zudem habe ich ſelber einen gewiſſen Reſpekt vor meinem Hauſe, das immerhin das Werk eines genialen Künſtlers iſt. Ich ſuchte alſo nach einem Plätzchen, wo nichts zu verderben war und kam auf dieſen Winkel. Es war früher eine Art von

Garderobe gewesen, ein mehr oder minder überflüssiger Zwischenraum. Von hier sollte der weichlich-lustige Rokoko verbannt sein; es sollte etwas anders werden. Beileibe keine Renaissance, die ist mir zu düster und formbestimmt; archäologische oder ethnologische Spielereien aber habe ich von jeher gehaßt. So schlug ich denn unter Beihilfe eines anstelligen Tapezierers und eines jetzt in Paris weilenden phantasievollen Freundes dieses vielgeschmähte Purpurzelt auf. Das Zimmergeräte wurde lediglich nach Bedürfnis und Bequemlichkeit hingestellt, in absichtlicher Stillosigkeit. Es sollte ein Raum werden, der gerade durch den Mangel fester Formen zum Sinnen und Träumen einlädt. Und diesen Zweck hat er mir erfüllt.

„Aber selbst dieses unschuldige Vergnügen gönnte man mir nicht. Ich war damals noch so naiv, Freundinnen zu halten, ja ich trieb die Kindlichkeit so weit, ihnen meinen Wahnfried zu zeigen. Die Folge davon war, daß sich eine geraume Zeit die Klatschgesellschaften fast ausschließlich mit diesem Raume beschäftigten. Da hieß es, ich hätte mir ein Zimmer eingerichtet, das enthalte nur Sofas und andere Liegegelegenheiten, da empfange ich meine Freunde, es sei eigentlich nichts anderes als ein großes „Himmelbett", und so weiter in dieser Tonart, senza grazia, ad infinitum. Damals ärgerte ich mich darüber, ja ich war wütend. Nun kümmere ich mich schon lange nicht mehr darum. Ich bin nun einmal anders als die Weiber hierzulande. Glauben Sie mir, gewiß nicht schlechter, nur offener. Ich folge meinen Neigungen ohne Heimlichthuerei; und dann geht mein Horizont leider über Dienstbotenklatsch, Kinderstubengeschichten und die berühmte Leipziger Grundküchenformel ‚Rindfleisch mit Gräupchen' noch etwas weniges hinaus. Das wird man mir niemals vergeben. Ich will mich keineswegs als ‚femme incomprise' aufspielen. Davor bewahre mich der Himmel. Diese Gattung ist mir so verächtlich, wie die sogenannten verkannten Genies. Nein, ich möchte nur, daß Sie den Grundton meines Wesens kennen lernten, und inwiefern er sich von demjenigen der guten Leipzigerin unterscheidet. Das ist vielleicht weibliche Eitelkeit; wir Frauen machen vor den Männern auch gerne ‚geistig' Toilette, und das wird uns niemand verdenken. — Sehen Sie, ich bin viel allein; in letzter Zeit vielleicht sogar zuviel. Da liebe ich es nun, mich hier bequem auf meine Polster auszustrecken und meinen Träumen nachzuhängen. Dabei leistet mir allerdings zu Zeiten eine auserwählte Schar geheimer Freunde Gesellschaft. Schauen Sie einmal hieher."

Sie schob hinter ihrer Ottomane die Falten des Purpurstoffes auseinander. Ein Bücherbrett wurde sichtbar.

„Das sind meine Intimsten. Hier vor allen Dingen der große Zola und gleich daneben sein manchmal etwas ungeschickter aber braver Nachahmer Max Kretzer. Dann kommen ein paar Russen: Dostojewski, Tolstoi,

Garſchin. Auch der verzwackte Norweger mit dem geſträubten Haar und dem merkwürdig verkniffenen Geſicht fehlt nicht. Hier ein paar „Jüngſtdeutſche“, oft abſtoßend aber immer anregend. An ſie reihen ſich durch ein merkwürdiges Geſchick ein paar luſtige alte Herren. Boccaccio, Caſanova, der Demokritos und ſogar der böſe Schlingel Crébillon. Das ſind die weltfreudigen. Als Dämpfer für den Übermut folgt hier der ſchöne Katzenjammer Schopenhauer. Mein Troſt und meine Erbauung aber ſind dieſe Bände hier: Friedrich Nietzſche. Kennen Sie ſeine Schriften?“

„Ich habe ſeinerzeit die ‚Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geiſte der Muſik‘ ſozuſagen verſchlungen.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Sie als Muſiker und Wagnerianer müſſen dieſes Buch mit ungewöhnlichem Intereſſe geleſen haben. Sind Ihnen auch ſeine philoſophiſchen Schriften bekannt?“

„Leider noch nicht.“

„Die müſſen Sie leſen. Beſonders ‚Jenſeits von Gut und Böſe‘.“

„Ich werde das Verſäumte ſobald als möglich nachholen.“

Es fiel Erich ein, was er hier verſpreche, ſei eigentlich gedankenloſer Unſinn. Ja, er hatte ſeine Lage wirklich einen Augenblick vergeſſen gehabt; nun aber ſtand alles wieder vor ihm. Überhaupt, was kümmerte ihn jetzt Friedrich Nietzſche und ſeine Philoſophie? Was fragte er darnach, für welche Autoren das vor ihm ſitzende Weib ſchwärmte? Das war ja jetzt alles ſo gleichgültig .... Plötzlich zuckte ihm ein ganz verzwickter Gedanke durch das Hirn: Wie wäre es, wenn du dieſer ſchönen, nur auf vollſaftigen Lebensgenuß bedachten Frau andeuten würdeſt, was du morgen vorhaſt? Ob ſie wohl erſchrecken, ob ſie dich bemitleiden würde? Sag' ihr's doch! ſag' ihr's doch! flüſterte eine Stimme in ſeinem Innern unabläſſig. Er kämpfte dagegen an, aber der dumme Gedanke wollte ihn nicht mehr loslaſſen.

„Sie ſind ja mit einem Male ſo ſtill geworden,“ ſagte Gracy. „Worüber ſinnen Sie nach?“

Erich beſann ſich, wo er war.

„Über Nietzſche, gnädige Frau,“ antwortete er ſchnell gefaßt. „Es geht mir eben durch den Kopf, daß Sie nicht die erſte Dame ſind, die mir das Studium dieſes Philoſophen anempfiehlt. Eine der merkwürdigſten Frauen, die ich jemals kennen gelernt, iſt eine große Verehrerin dieſes Mannes, ſie hat ihn perſönlich gekannt, und ſeine Gedanken und Anſichten haben einen entſcheidenden Einfluß auf ihr Leben ausgeübt.“

Erich ärgerte ſich wieder über ſich ſelber. Warum mußte ihm nun auch noch dieſe Dagmar Peerſon einfallen. Es war ihm, als ob die asketiſche Geſtalt der ſtrengen, charakterfeſten, in ſelbſtgewählter Armut lebenden Frau plötzlich neben den Divan getreten ſei, darauf das üppige

Weib, das verführerische Haupt auf den linken Ellenbogen gestützt, in halb liegender Stellung ruhte. Was verfolgte ihn dieses Phantom bis hierher? Wollte es ihm den Genuß der letzten Nacht vergällen?

„Eine Frau, sagten Sie?“ fragte Gracy gespannt. Sogleich aber fiel sie wieder in ihren scherzenden Ton. „Nun kommen Sie aber einmal her, Herr Lauber. So, ganz nahe! Ich erlaube Ihnen sogar, sich neben mich zu setzen — und nun beichten Sie. Ihre zahlreichen weiblichen Bekanntschaften kommen mir doch allmählich verdächtig vor. Also nur mutig heraus mit der Sprache.“

„Da ist nicht viel zu beichten,“ antwortete Lauber lachend. „Wenn Ihnen Frau Dagmar Peerson bekannt wäre, so würden Sie mir unzweifelhaft dieses Rigorosum erlassen.“

„Ach, das verdrehte Frauenzimmer mit dem Gelehrtenraptus! Die soll Ihnen verziehen werden. Aber halt, wir sind noch nicht fertig mit einander. Da wir nun einmal beim Beichten sind, so gestehen Sie auch Ihr Verhältnis zu der Dame, mit der ich Sie im Theaterfoyer sprechen sah. Rund heraus: Sie lieben das Mädchen oder haben es geliebt.“

Hatte Erich die wegwerfende Bemerkung Gracys über Dagmar Peerson schon unangenehm berührt, so empfand er jetzt die Erinnerung an Minchen Strellinger geradezu schmerzhaft. Um alles in der Welt hätte er in dieser Umgebung und vor dieser Frau seine Liebe nicht eingestehen mögen; das schien ihm eine Entheiligung seiner besten Gefühle. Zugleich mengte sich in seine Empfindungen so etwas wie falsche Scham. Sollte er dieser an Üppigkeit und Wohlleben gewöhnten Frau sagen, daß er ein armes Mädchen liebe, ein Mädchen in abhängiger, sozusagen dienender Stellung, sollte er ihr erzählen, wie er Erfolge zu erringen gehofft, nur um dieses Mädchen sein eigen nennen und ihm ein beneidenswertes Los bereiten zu können, und sollte er ihr schließlich gestehen, wie nun alles, alles aus sei? — Nein, das konnte er nicht. Wer weiß, ob sie ihn überhaupt verstehen würde. Er half sich also wiederum mit Ausreden und suchte das Gespräch mit Gewalt in andere Bahnen zu lenken. Er ergriff Gracys Rechte:

„Sie haben mir erlaubt, Ihre Hand zu küssen —“

Sie ließ ihn gewähren, bestand aber dabei auf ihrem Willen. Sie wollte durchaus wissen, wer die Dame sei.

Erich mußte ihr, so schwer es ihm auch fiel, Minchens Namen nennen, mußte erzählen, wie er sie kennen gelernt, als sie noch Verkäuferin in dem feinen Modewarengeschäft an der Grimmaischen Straße war, und daß sie gegenwärtig als Gesellschafterin bei der Gräfin Nerkow-Jansky weile.

Er saß nun ganz dicht neben der schönen Frau, deren weiche Hand er in der seinen fühlte. Den linken Arm hatte er unwillkürlich um ihre

Taille geiegt, — und ſie widerſtand ihm nicht. Er ſah, wie ſich ihre Lippen zu einem mitleidigen Lächeln verzogen und hörte die leiſe, faſt ſchläfrig geſprochenen Worte:

„Alſo eine kleine Griſette! Das iſt allerdings eine unſchuldige Geſchichte. Es klingt faſt wie eine Primanerliebe —“

Dieſe Äußerung, und noch mehr die wegwerfende Art, wie ſie vorgebracht wurde, gab Erich einen Stich ins Herz. Allein er war ſchon ſo ſehr im Banne der ſchönen Frau, deren lebenswarme Formen er an ſeiner Seite fühlte, deren dunkle Augen in geheimnisvoll aufſaugender Glut auf ihm ruhten, daß er nicht entrüſtet aufſprang, ſondern nur matt und in konventionellen Worten den Ausdruck ‚Griſette‘ zu berichtigen ſuchte. Er ſagte ihr, daß das Mädchen Achtung verdiene. Um ihren alten, in mannigfachen Unfällen ergrauten Eltern eine Stütze zu ſein, habe ſie ſeinerzeit die Stelle in jenem Geſchäfte angenommen. Sie habe dort böſe Stunden erlebt. Der Prokuriſt, ein unangenehm geſchniegelter Menſch, habe ſie mit Anträgen verfolgt, und da ſie ihm nicht zu Willen ſein wollte, ſei ihr endlich die Stelle gekündigt worden. Seit jenen ſchlimmen Tagen habe ſie einen Abſcheu vor ähnlichen Poſten und ertrage lieber die zahlreichen Unannehmlichkeiten ihrer jetzigen Stellung, als daß ſie wieder in ein „offenes“ Geſchäft eintreten wolle, wo man nicht nur die raffinierten Schikanen der weiblichen und die lüſternen Liebenswürdigkeiten der männlichen Kundſchaft, ſondern überdies noch die Zudringlichkeiten der Vorgeſetzten über ſich ergehen laſſen müſſe. Und dies alles um einen Hungerlohn.

Da redete er nun doch darauf los, obgleich ihm die Worte nicht recht über die Lippen wollten. Das Weib neben ihm mußte ſeine warme Teilnahme an dem Geſchick des Mädchens bemerken. Das war ihm peinlich. Und doch verließ ihn andererſeits keinen Augenblick das Gefühl, daß er eigentlich tapferer, perſönlicher für Minchen hätte eintreten oder ganz von ihr ſchweigen müſſen. Was er ſprach, erſchien ihm wie ein Verrat an dem Mädchen, wie eine Feigheit und eine Erniedrigung ſeiner ſelbſt. Dazwiſchen ſtieg immer wieder das merkwürdige, ungereimte Gelüſte in ihm auf, Gracy über ſeine Lage aufzuklären. Sie hält dich für reich und glücklich, dachte er bei ſich ſelber. Was würde ſie wohl ſagen, wenn ſie vernähme, daß neben ihr ein Bettler ſitzt, der ſein letztes heute Nacht verjubelt, um morgen ..... Er wollte den Gedanken mit Gewalt abſchütteln. Er vermochte es nicht. Er fühlte, daß er auf die Dauer dieſer Verſuchung nicht werde widerſtehen können. Sie legte ſich wie ein Nebel über ſein Denken und keilte ſich zwiſchen Gracys Reden und zwiſchen die Worte, die er mühſam in ſeinem Hirn zuſammenſuchte. Er hatte die Selbſtbeherrſchung verloren und befand ſich gleichſam im Banne einer fremden, unheimlichen Macht.

Sie hörte seinem Bericht mit Interesse zu. Innerlich amüsierte sie sich über sein oftmaliges Stocken und seine offenbare Verlegenheit, die sie auf Rechnung seiner nicht eingestandenen Liebschaft mit Minchen Strellinger setzte. Sie suchte ihn noch mehr in Verwirrung zu bringen.

„Sie scheinen ein recht eifriger Kunde dieses Fräulein Strellinger gewesen zu sein, da Sie in allen ihren Verhältnissen so genau Bescheid wissen. Ja, ja, die jungen eleganten Herren benötigen gar oft neuer Schlipse und Manschetten. Was meinen Sie, wenn ich mir auch ein solches Geschäft zulegen würde? Ich müßte rasenden Erfolg haben. Oder nicht?"

„Das möchte wohl sein."

„Auf Ihre Kundschaft könnte ich jedenfalls auch rechnen?"

„Gewiß, gnädige Frau — das heißt — nein, doch nicht mehr — —"

Erich hielt erschrocken inne. Da war ihm das fatale Geständnis ja schon halb entfahren. Gracy streifte ihn mit einem verwunderten Blick. Da sie aber keine Ahnung von dem in seinem Innern tobenden Kampfe hatte, so fragte sie harmlos:

„Ei, warum denn nicht?"

Erich machte eine letzte Anstrengung, das immer mächtiger anstürmende Gelüste zu unterdrücken. Mit ängstlicher Hast suchte er nach irgend einem Wort, irgend einer Phrase.

„Gnädige Frau, das Schöne und Erhabene soll nicht in die Alltäglichkeit hinabsteigen — das herrlichste Bild verblaßt, wenn man es mit einem unpassenden Rahmen umgiebt."

Das klang gesucht, ergab keinen rechten Sinn. Erich hätte sich selbst ohrfeigen mögen, so wütend war er auf sich. Und immer wieder die Stimme in seinem Innern, das unheimliche andere Ich, das ihm zuflüsterte: Jetzt hilft doch kein Leugnen mehr. Deine Verwirrung muß ja auffallen. Sie hat gewiß schon alles gemerkt ... Es kam wie ein Taumel über ihn. Sein Herz schlug so heftig, daß er meinte, sie müsse das überlaute Pochen vernehmen ...

Gracy weidete sich an seiner Hilflosigkeit.

„Wissen Sie, daß Sie recht ungalant sind, Herr Lauber? Sie wollen öffentlich nicht mein Freund sein. Darin gleichen Sie auffällig dem guten Doktor Schaller. Ich hätte Sie eigentlich doch nicht für so — vorsichtig gehalten."

„Sie verkennen mich, gnädige Frau. Ich schwöre Ihnen — —"

„Nein, schwören Sie nicht! Wozu? Ich lasse jedem seine Freiheit. Und wenn Sie andere, stärkere Bande fesseln — vielleicht Fräulein Strellinger — wer weiß? vielleicht schon eine zukünftige Gemahlin — —"

Die hartnäckige Beharrlichkeit, mit welcher Gracy mit unverkennbarer

Schadenfreude immer wieder an die selbe Wunde rührte, brachte Erich ganz außer sich. Er gab sich nicht mehr genau Rechenschaft von dem, was er that. Nur noch zwei Wünsche beherrschten seine Gedanken: das Weib in die Arme zu schließen und ihr alles, alles zu sagen. Seiner selbst nicht mehr mächtig, klammerte er sich mit beiden Händen an Gracy und rief in leidenschaftlicher Aufregung:

„Ihnen allein will ich es gestehen, gnädige Frau. Keine Liebe, keine Pflicht sollte mich verhindern, stets zu Ihren Füßen zu liegen, und wenn wir uns heute zum letzten Male sehen, so trennt mich nur der Tod von Ihnen."

Sie lachte. Der Ausbruch schien ihr komisch.

„Das ist nicht übel gespielt. Ich merke, Sie haben Talent zum tragischen Fach. Der Tod! wie großartig das klingt! Haha! Sie wollen doch nicht etwa schon sterben?"

„Doch, gnädige Frau — morgen."

Nun war es heraus. —

Bei dem etwas hohlen, aber festen Klang der zögernd gesprochenen Worte sah Gracy erstaunt auf. Was war das? Das Antlitz des jungen Mannes erschien noch blasser als zuvor, und seine dunklen Augen leuchteten in unheimlicher Glut. Das konnte kein Scherz sein.

Gracy erschrak. Er ist wahnsinnig — zuckte es ihr plötzlich durchs Hirn. Sie sprang empor und suchte sich aus seiner Umklammerung loszumachen. Sie fürchtete sich vor ihm —

Zugleich fiel ihr ein, daß man Wahnsinnige nicht reizen dürfe. Sie zwang sich zur Ruhe, sie setzte sich wieder und sah ihm voll ins Gesicht. Nun schien es ihr, daß nicht geistige Umnachtung auf seinen Zügen liege, sondern ein großer Schmerz. Der leidenschaftliche Ausbruch, dessen sie den etwas schläfrigen Menschen, der sie beinahe schon zu langweilen begonnen, gar nicht fähig gehalten, berührte sie sympathisch und erregte in ihr ein wollüstiges Gefühl. Sie empfand plötzlich etwas wie Zuneigung zu ihrem Gaste. Sie legte die Hand auf seine Stirn. Sie streichelte ihn, wie man ein weinendes Kind streichelt, um es zu beruhigen.

„Kommen Sie zu sich, Herr Lauber, . . . denken Sie, ich sei Ihre Schwester . . . . sagen Sie mir alles, was Ihr Herz bedrückt . . ."

Ihre Stimme hatte einen weichen samtartigen Klang, der ihr sonst nicht eigen war. Leise zitterte darin eine Aufrichtigkeit und Güte, die er bis dahin in ihren Reden vergeblich gesucht hatte. Dies berührte seine aufgeregten Gedanken wie ein leichter, kühler, erfrischender Luftzug. Es beruhigte ihn wirklich. Nun ist sie dein, dachte er. Zugleich aber erwachte in ihm die Lust, ihr zu imponieren, ein gewisser, halb unbewußter Trieb, das Erbärmliche seiner Lebenskatastrophe unter einer gewissen Renommisterei

zu verbergen. Er wollte ihr zeigen, wie leicht er das alles nehme, wie furchtbar Wurſt ihm das bißchen Leben ſei. Er antwortete daher leichthin:

„Ach, da iſt nicht viel zu ſagen ... und ich nehme die Geſchichte auch gar nicht ſo tragiſch. Ich habe flott gelebt; ich wollte die Welt ſehen und meine Jugend genießen ... Nun iſt mir, wie man ſo zu ſagen pflegt, die Puſte ausgegangen .... Ich habe dieſen Abend ſoeben meinen letzten Hundertmärker gewechſelt ... Morgen iſt auch der in alle Winde zerſtoben ... dann ein kleiner Spaziergang — es wird hoffentlich morgen noch einmal ſchönes Wetter — ein Knall ..... und das iſt alles ...."

Er ſchaute ſie nicht an. Er hatte mechaniſch nach einer Cigarette gegriffen, die er während ſeiner Rede in Brand ſetzte. Nun blies er langſam, in ſtudierter Behaglichkeit, die Rauchwolken durch die Naſe.

Seine Offenheit verblüffte ſie; ebenſo der plötzliche Umſchlag in den burſchikoſen Ton, den ſie unnatürlich und gemacht fand. Sie ſah ihn ſcharf an, wie er ſo gleichmütig da ſaß und rauchte. Wie ein plötzliches Verſtändnis zuckte es über ihre Züge. Sie hatte ihn durchſchaut .. Damit hatte ſie ihre Unbefangenheit vollſtändig wiedergewonnen. Und nun dämmerte auch ſchon, wie eine plötzliche Eingebung, in ihrem Geiſte ein Plan, ein Ziel, worauf ſie ſogleich mit der ihr eigenen Zähigkeit in gerader Linie loszuſteuern begann. Ihre Stimme hatte wieder den alten, halb ſpöttiſchen Klang, als ſie ſagte:

„Da ſpielen wir alſo gegenwärtig das letzte Kapitel eines Romans. Es iſt wirklich nett von Ihnen, daß Sie mir darin wenigſtens noch eine kleine Rolle zu teil werden ließen. Ich werde mich den Umſtänden angemeſſen zu benehmen ſuchen .... Alſo ich bin wirklich Ihre letzte Freundin ....?"

Erich hatte erwartet, daß ſein Bekenntnis eine ganz andere Wirkung hervorbringen werde. Der ſcherzende Ton irritierte ihn. Er fühlte, wie ſie ihm wieder entſchlüpfte. Sie glaubt mir nicht — dachte er; und alles lag ihm nun daran, ſie von ſeinem Ernſt zu überzeugen. Er kam ſich aber doch furchtbar erhaben vor und meinte, ſeine Kaltblütigkeit müſſe ſie zur Bewunderung hinreißen. Er geriet immer mehr in die Renommiererei hinein.

„Nein, meine letzte Freundin ſind Sie nicht," ſagte er mit gefliſſentlich müde klingender Stimme; „meine letzte Freundin iſt dieſe Piſtole!"

Dabei holte er einen ſchön gearbeiteten Revolver aus der Bruſttaſche hervor und hielt ihn Gracy dicht vors Geſicht. Die zierliche Waffe funkelte und ſchimmerte; wie Blutstropfen hing das rote Licht der Ampel an ihren glänzend vernickelten Kanten und Flächen.

Gracy war inſtinktiv zurückgeprallt. Sie faßte ſich aber ſchnell und nahm ihm arglos ſpielend den Revolver aus der Hand.

„Zeigen Sie doch einmal her — iſt er geladen? Wahrhaftig! Mit ſechs Patronen .. Das genügt! .."

Sie betrachtete die funkelnde Waffe von allen Seiten .. ſie zog den Hahn auf und brachte ihn wieder in Ruhe.

Erich folgte ängſtlich ihren Bewegungen. Er fürchtete eine Unvorſichtigkeit, mochte es ſich aber nicht anmerken laſſen. Er wollte um alles nicht furchtſam vor ihr erſcheinen.

Sie bemerkte wohl, wie geſpannt ſeine Augen an ihren Fingern hingen, that aber, als achte ſie nicht darauf. Sie fuhr fort mit dem Revolver zu ſpielen. Endlich ſagte ſie:

„Wiſſen Sie, Herr Lauber, .. Ihr einſamer Spaziergang morgen, der gefällt mir eigentlich gar nicht. Wahrſcheinlich regnet es morgen wieder ſo recht proſaiſch. Mondſchein ſteht auch nicht im Kalender. Der gelbe Mond kann nicht durch zerriſſene Wolken gucken, was zur effektvollen Inſcenierung einer ſolchen Tragödie im Freien durchaus gehört. Mit der ganzen Romantik iſt es alſo nichts. Das letzte Kapitel Ihres Romans wird dadurch verpfuſcht. Ich rate Ihnen daher, die Sache umzudichten und will Ihnen dabei nach Kräften behilflich ſein. Ich wüßte zum Beiſpiel einen viel beſſeren und ſenſationelleren Schluß. Machen Sie doch die Sache gleich hier ab ...."

Erich ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen die Sprecherin an. Er ſuchte vergeblich nach einer Antwort.

„Hier ... hier ...."

„Nun ja. Was iſt da weiter dabei? .. Ein bißchen Mordromantik würde meinem Wahnwinkel erſt die rechte Weihe geben ... Meinen Sie nicht?"

„Aber Sie würden ja ... —"

„Unannehmlichkeiten davon haben ..? Bewahre! . Höchſtens ein wenig Aufregung ... — Merken Sie einmal auf! Sie legen ſich ganz bequem hier der Länge nach auf den Divan. Ich gebe Ihnen den Revolver in die Hand, richte ihn Ihnen in den Mund und, wenn's ſein muß, kann ich ja auch noch ſelber abdrücken . ! . Natürlich laſſe ich Sie hübſch in der Lage, mache Meldung bei der Polizei ... Man kommt, man Inſpiziert ... Und wer will mir beweiſen, daß kein Selbſtmord vorliege? ... Alſo .. wollen Sie?"

Erich war totenbleich. Er war der Meinung geweſen, er habe ſich mit dem Gedanken an den Tod vollſtändig vertraut gemacht .. und nun packte ihn doch dieſes kalte Entſetzen. Nein, ſo hatte er ſich das Ende nicht gedacht — — — und dem excentriſchen Weibe war alles zuzutrauen.

„Man würde Sie .... man würde Ihnen nicht glauben —" ſtotterte er.

„Darüber machen Sie ſich keine Sorgen! — Übrigens können Sie ja vorher noch einen Zettel ſchreiben, worin Sie ſich zu der That bekennen ...

mich förmlich entlaſten .... Dort drüben ſtehen Teint, und Feder ... in der Papeterie werden wohl noch ein paar Briefbogen zu finden ſein — ſie ſind zwar mit kleinen roten Teufelchen geziert, aber das ſchadet ja nichts. — — Den Zettel ſtecken Sie in die Taſche, oder nehmen ihn in die Hand, damit man ihn gleich finde .. Geben Sie irgend einen Grund Ihrer That an, — je unwahrſcheinlicher um ſo glaubwürdiger. Sagen Sie, was alle Ladenſchwengel und Köchinnen ſagen, unglückliche Liebe habe Sie in den Tod getrieben ... Unglückliche Liebe ... zu mir zum Beiſpiel ..."

„Nein ... nein! Das iſt ja Wahnſinn ... !"

„Nun — überlegen Sie ſich's noch. Ich gebe Ihnen ein Viertelſtündchen Bedenkzeit. — Sagen Sie ſelbſt: Beſſer können Sie es doch gar nicht verlangen ... Oder nicht .. ?"

Erich antwortete gar nicht. Er blickte ſtarr vor ſich hin und hielt die ausgegangene Cigarette zwiſchen den Fingern.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick, wie er ſo in ſich verſunken da ſaß; dann legte ſie den Revolver ruhig neben ſich auf eines der kleinen japaneſiſchen Geſtelle.

Er ſchielte immer wieder nach dem Mordinſtrument hinüber und überlegte bei ſich ſelber hin und her, wie er deſſen wohl auf möglichſt unauffällige Weiſe wieder habhaft werden könnte. Das hätte ſich ſehr einfach bewerkſtelligen laſſen; er hätte nur aufzuſtehen brauchen und es ſich ohne weiteres herüberlangen. Doch das wollte er nicht. Er genierte ſich und fürchtete eine ſpöttiſche Bemerkung ihrerſeits.

Es herrſchte Stille in dem kleinen Gemach.

Nach einiger Zeit ſagte Gracy: „Ich ſehe, Sie haben kein Feuer mehr, Herr Lauber —"

Erich beſah ſeine Cigarette: „Es iſt wahr —"

„Nehmen Sie doch eine friſche und laſſen Sie uns ernſthaft plaudern. Reden wir von Ihrer Lage ... Nein, ſchütteln Sie nicht den Kopf! .. Sie wiſſen ja, vor mir brauchen Sie ſich nicht zu genieren. Ich werde Ihnen keine Moralpredigten halten. Ihr Fall iſt übrigens gar nicht ſo tragiſch. Daß ein junger Mann ein wenig zu viel Geld braucht und dann in die Klemme kommt, was iſt da weiter dabei? Sie ſind der erſte nicht und werden auch der letzte nicht ſein, dem's ſo geht. Das kommt ja ſo oft vor. Wenn alle deshalb gleich zu Ihrer „letzten Freundin" ihre Zuflucht nehmen wollten, ſo würde es wohl jeden Tag ein paar Mal knallen. Bleibt Ihnen denn wirklich kein anderes Mittel?"

„Nein."

„Das wollen wir nun erſt noch ſehen. Haben Sie Schulden und wie viel?"

„Bis jetzt gar keine.“

„Sie Glücklicher! Da haben Sie ja den allerschönsten Kredit. Also machen Sie schleunigst welche.“

„Und dann —?“

„Dann? ... Später zahlen Sie sie eben wieder.“

„Zahlen? .. und womit?“

„Komische Frage! Mit Geld natürlich. Glauben Sie wirklich im Ernst, daß es mit Ihnen schon Matthäi am letzten? Und das bei Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten! bei Ihrer Jugend! Sie haben ja noch alle Kräfte zu vergeuden. Das Leben fängt ja für Sie erst an ...“

Erich fühlte, daß er eigentlich keine sehr ruhmvolle Rolle spiele. Wie hatte er sich über dieses Weib — dieses „Plüschsofa“, wie man es allgemein nannte — erhaben gedünkt! Ein Spielzeug sollte sie ihm sein .. womöglich die Genossin einer letzten, tollen Liebesnacht. So hatte er sich's ausgedacht. Und nun? — — Nun schämte er sich vor ihr. Sein vergeudetes Leben, das gewaltsame Ende, das er sich nun schon seit Wochen als eine Art Heldenthat ausgemalt hatte, das alles kam ihm mit einem Male so erbärmlich vor. — Doch er raffte sich noch einmal auf. Die angenommene Rolle des blasierten Lebensverächters mußte durchgeführt werden. So verlangte es seine Eitelkeit.

„Was wollen Sie, gnädige Frau ..? Ich könnte ja vielleicht den Kampf aufnehmen .. Aber es fehlt mir die Lust dazu ... Ich will mich jetzt, nachdem ich das Leben voll genossen, nicht wieder mit den tausend und abertausend Kleinlichkeiten und Armseligkeiten eines entbehrungsreichen Daseins herumschlagen. Ich will nicht, nachdem ich in raschen Zügen den Kelch geleert, lange Jahre an der bittern Hefe zehren. Nein — weg damit! Den schalen Rest verschütten und das Gefäß zerschellen — das ist das Beste.“

„Sie bewegen sich immer in dem selben Kreise herum und wollen sich nicht daraus herausbringen lassen. Wer verlangt denn überhaupt Opfer und Entbehrungen von Ihnen? Kein Mensch. Ich gewiß am allerwenigsten, da ich selbst auf dergleichen keineswegs abgestimmt bin. Sie verkennen einfach ganz und gar, was für Kapitalien noch in Ihnen ruhen, Kapitalien, die nur flüssig gemacht zu werden brauchen. Sehen Sie, darüber möchte ich Ihnen vor allen Dingen die Augen öffnen.“

Erich seufzte leise.

„Sie meinen, ich sollte meine Kenntnisse nutzbringend verwerten, meine Kunst zur Milchkuh machen. — Ich habe auch schon daran gedacht. Leider bin ich aber zu schwach dazu. Ich fühle es, ich könnte unter Sorgen und Entbehrungen die schaffensfrohe Stimmung nicht aufrecht erhalten. — Und wie lange können die Erfolge noch auf sich warten lassen!“

„Ihre Kunst in Ehren! — aber, offen gestanden, daran habe ich augenblicklich gar nicht gedacht. Die Kunst wird bekanntlich um so schlechter honoriert, je besser sie ist. Lassen wir dies also ganz beiseite. Nein, nur Ihre Person hatte ich im Auge, Ihre hübsche, junge Person, der Sie merkwürdigerweise gar keinen Taxwert beilegen. Sagen Sie mir einmal offen, Herr Lauber, sind Sie wirklich noch niemals auf den Gedanken gekommen, sich einfach eine reiche Frau zu nehmen?"

Erich stutzte. Auf diesen Gedanken war er bis dahin wirklich noch nicht gekommen. Wie hatte er nur diese Chance so ganz außer acht lassen können? Das war ja Rettung! — In die ihn plötzlich durchzuckende Freude mischte sich indessen sofort ein bitterer Beigeschmack. Er schämte sich, daß er diesem Gedanken nur einen Augenblick Raum geben mochte.

„Sich selbst verkaufen! — niemals!" — antwortete er mit fester Stimme.

Sie blickte ihn mit halbgeschlossenen Augen von der Seite an und verzog die Mundwinkel zu einem kaum merklichen Lächeln.

„Warum denn immer gleich den häßlichsten Namen für eine Sache hervorsuchen? Kann es unter den reichen Damen nicht auch solche geben, die einem Manne wirkliche Neigung einflößen? Und dann — man muß eben nicht alles auf einmal haben wollen, dann findet sich manches ganz Annehmbare. Suchen muß man allerdings und die Augen aufsperren, — und da merkt man denn zumeist, daß einem das Gesuchte und Begehrte eigentlich schon lange dicht vor der Nase lag. So wird es auch Ihnen gehen, Herr Lauber, und nun — gute Nacht für heute."

Erich erhob sich. Er war über diese so plötzliche Verabschiedung ganz verwirrt. Stammelnd beurlaubte er sich. Sie hatte sich ebenfalls erhoben und schüttelte ihm freundlich die Hand.

„Denken Sie nur einmal nach über das, was ich Ihnen gesagt habe, und wenn Sie morgen Abend von Ihrem bewußten Spaziergang zurückkehren, sprechen Sie wieder bei mir vor, nicht wahr? Ich erwarte Sie. Das begonnene Gespräch wollen wir dann fortsetzen. Sie sollen sehn, wie viel Sie noch bei mir lernen können. Also nochmals, gute Nacht."

Erich stand schon unter der Thür, als sie ihn noch einmal zurückrief:

„Herr Lauber! Sie haben ja Ihr Mordgewehr vergessen. Da, nehmen Sie es um Gotteswillen mit, damit ich von seinem Anblick befreit werde. Ich kann Ihnen ja nun den Revolver auch ganz ruhig anvertrauen, ein Unglück passiert Ihnen wohl kaum damit, ich denke mir — er ist ja doch nur blind geladen." —

Erich stand auf der Straße, er wußte selbst nicht wie. Den Revolver hielt er noch in der linken Tasche seines Überziehers krampfhaft umfaßt.

„Blind geladen! Sie spottet über mich!"

Der Sturm hatte nachgelaſſen. Der Regen rieſelte nun wie ein feiner Nebel herab. Erich fröſtelte. Er ſtelzte mit langen Storchenſchritten über ein paar breite Pfützen hinweg und bog dann in die Weſtſtraße ein. Troſtlos lagen die langen, öden Häuſerreihen vor ihm. Das ſchmutzigrote Licht der wenigen noch brennenden Gaslaternen, das ſich protzig in allen Kotlachen ſpiegelte, machte die Finſternis nur noch fühlbarer. Eintönig klangen Erichs leicht ſchlürfende Tritte auf den Granitplatten des Bürgerſteigs. Von Zeit zu Zeit äffte ſie ein in den Mauerwinkeln verborgenes Echo nach. Dann ſchien es Erich, als ob ein zweiter Fußgänger unſichtbar auf der anderen Seite der Straße mit ihm Schritt halte, und unwillkürlich ſpähte er nach dem andern Trottoir hinüber. Sonſt war alles ſtill. Kein Menſch war zu ſehen. Endlos folgten ſich die berußten Faſſaden der langweiligen kaſernenartigen Häuſer. Bei der Blüthnerſchen Fabrik an der Ecke der Plagwitzerſtraße klingelte müde ein verſpäteter Pferdebahnwagen vorbei, der mit zwei ſchläfrigen Paſſagieren nach dem Depot hinaus fuhr. Erich ſah, wie das rote Licht immer kleiner und kleiner wurde und ſchließlich ganz verſchwand. Auf dem Weſtplatz ſtand ein Schutzmann in ſeinen naßglänzenden Kautſchukregenmantel eingehüllt. Eine Droſchke humpelte in die Promenadenſtraße hinein; ihr gedämpftes Rädergeraſſel verklang allmählich. Bei der katholiſchen Kirche ſchritt Erich an zwei behaglichen Herren vorüber, die unter ihren Regenſchirmen ein am Stammtiſch begonnenes Geſpräch noch lebhaft fortzuſetzen ſchienen; wenigſtens ſchlugen Worte wie Sozialdemokraten, Umſturzvorlage an ſein Ohr. Wie eine finſtere, langgeſtreckte Maſſe lag die alte Pleißenburg vor ihm. Der runde Turm mit ſeiner flachen Kuppel, auf der ein zweites rundes Türmchen gleichſam als Deckelknopf ſitzt, wuchs phantaſtiſch in die Nacht hinein, wie eine rieſige, geſpenſterhafte Kaffeekanne. Auf dem Cementſteig der Promenade raſchelten die naſſen welken Blätter, die der Sturm von den Bäumen geweht hatte, unter den Füßen des Dahinwandelnden.

Erich überlegte, ob es nicht beſſer wäre, wenn er geradenwegs nach Hauſe ginge, ſich ins Bett legte und zu ſchlafen verſuchte. Er konnte ſich indeſſen nicht dazu entſchließen; die nervöſe Unruhe in ihm trieb ihn weiter. Der abenteuerliche Beſuch bei der ſchönen Gracy von Brandten hatte ſeine trüben Gedanken nicht zu verſcheuchen, den Vergeſſenheitstaumel, nach dem er lechzte, nicht in ihm zu erwecken vermocht. Wo ſollte er nun noch Betäubung ſuchen? wie ſich ſelbſt entfliehen?

Er war die Schulſtraße hinaufgeſchritten. Nun leuchtete ihm die rote Laterne des Thüringerhofes entgegen. Sollte er hineingehen? Gewiß zechten da noch ein paar von ſeinen Bekannten. Er trat an das breite Fenſter und ſuchte durch den dünnen Vorhang in das Lokal hineinzuſpähen.

Richtig, da saß ja die ganze Gesellschaft beisammen, wie gewöhnlich eingezwängt zwischen dem Volk der Bierphilister, das, Männlein und Weiblein, Kopf an Kopf zusammengedrängt, in dichten Massen den niedrigen Raum füllte. Kein Plätzchen war mehr frei — wie immer. Erwin Horner schien eben eine seiner berühmten Bierreden zu halten; denn er gestikulierte heftig und der ganze Tisch hing an seinen Lippen. Fritz Burgmann führte mit mißvergnügtem Gesicht sein Glas zum Munde. Der Agent und Heiratsvermittler Franz Mintlich ließ seinen Affenpinscher aus einem Untersetzer Bier saufen; der Kommissionsbuchhändler Moritz Klingenhain schlief an der Seite seiner eifrig den Worten Horners lauschenden, dunkeläugigen Logiswirtin, und der Verlagsbuchhändler Max Spürig, der zu seinem flachsblonden Haar und Bart ewig ein ganz hellgraues Jacket trug, schüttelte sich vor Lachen und warf sich mit dem Oberleib auf der Bank hin und her wie eine Kasperlefigur. Nur die drei Eidgenossen und Holzschneider Wenger, Schultheß und Köberli, die auf dem denkbar beschränktesten Raum an der Tischecke ihren Skat klopften, ließen sich nicht stören. Über der ganzen Gruppe aber schwebte eine nibelungenhafte Rauchnebelwolke.

Zuerst hatte Erich nicht übel Lust hineinzugehen und mit den Freunden noch ein Glas Bier zu trinken. Schon wollte er den gewölbten Thorweg betreten. Da faßte ihn plötzlich ein Ekel vor der Enge und Schwüle, vor dem Geschrei und Gelärm da drinnen, und rasch entschlossen kehrte er wieder um. Die Lust, sich dem Zecherkreise anzuschließen, war ihm vergangen.

Dafür hatte sich ein anderes Verlangen um so mächtiger wieder hervorgedrängt, das Verlangen nach dem Weibe, das durch seinen Besuch bei Gracy von Brandten mehr angeregt als gestillt worden war. Er war in der Stimmung, die erste beste Dirne zu umarmen. Und er brauchte auch nicht lange zu suchen. Klimperten nicht die Goldstücke noch in seiner Tasche, und für Geld ist ja alles feil. Also zu! Was er schon seit Jahren nicht mehr gethan, das that er jetzt, er bog um die nächste Ecke in die Sporengasse und klopfte dort an ein freundlich angestrichenes kleines Haus, hinter dessen undurchsichtigen Milchglasfenstern er noch Licht schimmern sah. Eine runzlige Alte öffnete vorsichtig die Thür, zuerst nur spaltenweit. Erst nachdem sie einen prüfenden Blick auf den späten Gast geworfen, trat sie zur Seite und ließ Erich den Eingang frei.

„Bitte, mein Herr, eine Treppe —" flüsterte sie und schloß wieder sorgfältig und geräuschlos die Hausthür hinter ihm.

— — — — — — — — — — — — — —

In der Villa der Frau von Brandten schimmerte noch einige Zeit ein Lichtstrahl durch die Fenster des Wohnzimmers. Gracy kramte dort in den Schubfächern ihres Schreibtisches.

Als ſich Erich von ihr verabſchiedet hatte, war ein Lächeln des Triumphes über die Züge der ſchönen Frau geglitten. Mit leuchtenden Augen ſchritt ſie in ihrem Wohnzimmer auf und nieder und murmelte allerlei ſeltſame Reden vor ſich hin.

„Er dankt mir heute ſein Leben, darum iſt es nur recht und billig, wenn er mir dieſes Leben weiht, wenn er mein Sklave wird, der Erfüller meiner Wünſche — — — Ja, ich glaube, ich habe ihn bereits in meiner Gewalt; aber nun heißt es feſthalten. — — Wenn die Meiſter wüßte! — Was ſie unabläſſig herbeigeſehnt, und was ich ſelbſt ſchon lange geſucht, iſt endlich gefunden, der richtige Schirm und Schild gegen den böſen Stadtklatſch, dem man Nahrung geben muß, um ihn niederzuſchlagen — — — Ich denke, nun habe ich ja wohl wieder einen anſtändigen Einbanddeckel für die verfloſſenen und ein harmloſes Titelblatt für die zukünftigen Romane meines Lebens — — — und was will man mehr? — —“

Dann ſetzte ſie ſich an ihren Schreibtiſch und ſtöberte in alten, halbvergilbten Papieren und Briefſchaften herum, in deren Inhalt ſie ſich ganz vertiefte.

Draußen rieſelte unaufhörlich der feine, nebelartige Regen hernieder.

Die Gedankenhändler.

Von Charlotte Nieſle.

(München.)

Was vorher geweſen, erinnere ich mich nicht, aber dann war ich weit gelaufen in der Irre, und ich hatte mich niedergeworfen zur Erde und weinte. — Geärgert war ich worden von allen; infames Menſchengelichter Warum, das habe ich vergeſſen. Ich lag, doch ich wurde hinweggeführt. Durch was? ich vermag es nicht mehr zu ſagen. Alles, alles habe ich vergeſſen, was vorher war. —

Noch ſah ich die Möven fliegen, und der grüne Fluß rauſchte, und die kahlen Äſte der Bäume reckten ihre Arme ſtarr in die Luft. Dunkle Wolken zogen über mir, die deckten wohl alles zu? Denn es war ſo ſchwarz, und ich fürchtete mich, ich ſah nicht mehr hinauf. Mein Kopf lag in den dorrenden Blättern, mein armer, müder Kopf, und ſie raſchelten unter ihm. Unaufhörlich entſtürzten die Thränen meinen Augen, ſie floſſen zu beiden

Seiten meines Gesichts abwärts, immer wogender werdend, und gesellten sich, Bächen gleich, dem grünen, rauschenden Strome zu. Ich lag begraben zwischen den tobenden Wassern, es brauste und schäumte um mich herum, und die Wogen meiner unaufhaltbar entfesselten Thränen schlugen über mir zusammen. Dann war alles verschwunden und ich war fern — plötzlich.

Ich war ganz wo anders und doch meinte ich, schon 'mal dagewesen zu sein. Die weite, kahle Ebene dehnte sich unabsehbar gegen den Horizont. Keine Blumen, kein Gras, kein Baum, nur schwarzer, nackter Erdboden. Das einzig bemerkbare auf der Ebene war ein hohes, großes, ausgedehntes Gebäude, verwahrlost und zerfallen aussehend, mit hohem, drohendem Kamin. Beim Näherkommen bemerkte ich, daß sein Äußeres die Formen wechsle, bald schien es ein Riesenschädel zu sein mit einem in die Höhe stehenden Zopf, bald ein Herz mit einem Stück der Aorta. — Und plötzlich wußte ich, daß ich hin mußte.

Drei alte Juden saßen drin mit langen, grauen Bärten, verwitterten, faltenvollen Gesichtern; vermerkelte, verschrumpfte Gestalten. Die hatten meine Gedanken gestohlen, aufgelesen. Aber ich war auch so achtlos gewesen, so sorglos! Nun waren sie alle fort, die vielen, vielen Gedanken, und ich hatte keine mehr, gar keine, und in mir war es öd und leer, nur ein großes Verlangen, eine heiße Sehnsucht waren erstanden, das Weggeworfene, Verschleuderte, wiederzuerlangen. Und dort im Haus hinter dem riesigen Kachelofen, o ich wußte es genau, ohne es zu sehen, denn, o ich bin schlau! — dort in der Ecke des großen Vorderzimmers hockte die alte Hexe, sie war die Ururgroßmutter der drei Juden, sie stammte noch aus dem alten Testament. Die war an allem schuld, die hatte ihre Nachkommen schlecht erzogen, sie aufgestiftet. Ein arger Groll gegen sie stieg in mir auf, ich hätte ihr den Hals umdrehen mögen. Wenn ich meine Gedanken erst wieder hätte, dann würde ich mich erinnern, wo sie im alten Testament steckt, und der ließ sich gewiß was nachweisen, und ich wollte vor sie hintreten, sie anzeigen, sie sollte ihre Strafe haben, für vor Jahrtausenden verübte Schandthaten. Aber jetzt aufpassen! denn sie hatten mein Kommen schon gewittert, alle viere, sie wußten, daß ich meinen Gedanken nachgezogen sei, daß ich sie wiederholen wollte, sie waren gefaßt. Ich wollte meine Schritte beflügeln, doch sie ließen mich nicht herankommen, die alte Hexe gab es nicht zu. —

Wie Bleigewichte hing es an meinen Füßen, nur mühsam, trotz aller Anstrengung, kam ich langsam, schrittweis vorwärts. Alle Kräfte bot ich auf, ich kämpfte, — und da, ein Ruck, ein energischwollender, vollbewußter, und ich war dort. Ich flog zur Thür herein, vorbei an einem großen, bellenden, fletschenden Tier, das Wache hielt. Ich fühlte seine Bisse, fühlte seine

Zähne ſich in mein Fleiſch graben, ohne daß es mir Schmerz verurſacht hätte, kein Blut floß, ich achtete es nicht, ſchüttelte es ab.

Und ich trat vor die drei Männer, die Alte kauerte in der Ecke, ich konnte ſie nicht ſehen, aber ſie war dort, ich wußte es, denn, o ich bin ſchlau!

Zwei der Juden ſaßen hinter dem großen, ſchweren, viereckigen Eichentiſch, der ſich mitten in der weiten, unendlichen Stube befand. Der Dritte, offenbar der Älteſte, ſtand davor. Sein altes, verſchmitztes Judengeſicht mit dem langen, zerzauſten Bart, dem viereckigen, grinſenden Maul, nickte mir ſchlau verlegen zu. „Ich heiße Nathan" und auf die beiden andern zeigend, fügte er hinzu: „und dies ſind meine Brüder, Levi und Jehuda. — Mit wem habe ich die Ehre, mit was können wir dem gnädigen Herrn dienen?"

In ſeinem ganzen Maule befand ſich nur noch ein einziger Zahn, der ſtak im Unterkiefer; eine gelbe, giftige Schlange. — Der mußte wohl noch recht feſt ſitzen, ob es ihm wohl weh thäte, wenn ihm der ausgezogen würde?

Raſch ſah ich mich, ehe ich antwortete, in dem großen Gemache um. Nichts drin als der Kachelofen, hinter dem die alte Hexe lauernd ſich verborgen hielt, der Tiſch und einige Holzſtühle von uralter Form und die drei Männer.

„Wo habt Ihr meine geſtohlenen Gedanken!" fuhr ich nun Nathan an.

„Gott der Gerechte, Gott wie haißt! was will der gnädige Herr, was fragt er für unverſtändliche Fragen?"

Da fiel mein Auge auf einmal auf eine Thür, die vorher noch nicht dageweſen war, das wußte ich gewiß, denn, o ich bin ſchlau! — und hinter dieſer Thür befand ſich ein zweites, ein noch viel größeres, unermeßliches Gemach, und darin befanden ſich viele Gedanken, und die meinigen waren auch dabei; dort waren ſie verſteckt worden, das wußte ich, ganz von ſelbſt wußte ich dies, plötzlich, denn, o ich bin ſchlau! — Aber ich ſtellte mich, als hätte ich die Thür nicht bemerkt und richtete meine Blicke nach der entgegengeſetzten Seite. Auch änderte ich mein Benehmen und wurde ſehr höflich und artig und ſagte, ich hätte eigentlich den Herren nur einen Beſuch machen wollen, meine Gedanken, die ich verloren, würden ſich hoffentlich ſchon wieder finden, vielleicht wüchſen auch neue in meinem Kopfe nach, wenn die alten ja nicht wiederkämen. Was ihre Frau Urgroßmutter mache? deren Liebenswürdigkeit und Verſtand ich ſchon viel hätte rühmen hören. Ob ich ſie nicht ſprechen könne, ob ſie wohlauf, ob ſie zu Hauſe ſei?

Erſtaunt ſahen ſich die Dreie an, ſie ſprachen mit Blicken zuſammen, drehten ſich dem Ofen zu, hinter dem die Hexe den häßlichen Kopf etwas hervorgeſtreckt hatte. Ich wußte es, wenn ich es auch nicht ſah, denn dort hinten war es dunkel, o ich bin ſchlau! — Als ſie gerade alle wegſahen, be-

nützte ich den Moment, machte eine raſche Drehung und ſtürzte mit großen Sätzen zur Thür, ſie aufreißen, hinein, — zu hinter mir!

Mein Herz klopfte vor Aufregung und Anſtrengung, denn auch die drei Juden hatten ſich ſofort gegen die Thüre geworfen; trotzdem war es mir im letzten Moment noch gelungen, den dicken Holzriegel vorzuſchieben. Auch die Alte war hinter dem Ofen hervorgefauſt, ſie heulte, ſie belferte und quiekſte, lamentierte und drohte, ſchalt die Ururenkel, ſtachelte dann die Brut wieder auf, die Thüre zu ſprengen. Alle viere tobten, ſchrien, baten mich zu öffnen. Selbſt das wachehaltende Tier hatte ſich hinzugeſellt und winſelte erbärmlich, und ich hörte ſeinen heißen Atem durch die geſchloſſene Thüre pfauchen.

Ich lehnte mich gegen dieſe, und plötzlich ſah ich durch das dicke Eichenholz, als ſei es Glas. Auch die Gedanken meiner Verfolger und Widerſacher ſah ich kryſtallhell, denn, o ich bin ſchlau! bin geſchickt! — ich ſah ſogar durch ihre Köpfe, ſah, was ſie vorhatten.

Und nun miſchte ich mich dazwiſchen, denn ich durfte ihre Gedanken nicht weiter gehen laſſen, es war Zeit, mit ihnen zu unterhandeln.

Das ganze unermeßliche Gemach hatte nur eine Thür, die, durch welche ich eingetreten. An den Wänden ſtanden Truhen an Truhen, Säcke an Säcken, Ballen waren auf Ballen geſpeichert. Oberhalb dieſer befanden ſich Geſtelle, offenbar um darauf lagernde Gegenſtände zu trocknen. Steinbildungen ſtanden am Boden herum, große Kufen und Tonnen hier und da; regellos. — Auch eine Öffnung bemerkte ich, die wohl zum Keller führte, da herauf ſtieg ein gährender, betäubender Geruch, halb wie neuer Wein, halb fäulnisartig und moderig. Nahe der Thüre erhob ſich eine Art Herd oder Ofen von fremdartiger, abſonderlicher Geſtalt, und allerlei ſeltſame Deſtillationsgefäße und Gläſer waren darauf geſtellt, denen widerliche Dämpfe qualmend entſtrömten. — Es roch nach Stroh, nach Heu, nach vegetabiliſchem Abfall, dann ab und zu brenzlich, als würden Haare verbrannt. Stroh befand ſich auch wohlgeordnet zu ungefähr 5—6 Centimeter langen Stücken gekürzt aufgeſtapelt in großen Kiſten; es glänzte wie eitel Gold; zuerſt hatte ich es dafür gehalten, ſo wurden meine Augen davon geblendet. Der unermeßliche Raum, in dem ich mich befand, erhielt nur Licht von oben durch einen hohen, weiten Schacht, drin baumelten aller Art Lappen und Fetzen 'rum, die ſollten wohl geräuchert werden, durch den Rauch des Ofens, der ſich gerade unter dieſem Schacht befand und ſeine Dämpfe durch denſelben ins Freie ſandte.

„Alle, alle dieſe Dinge dort in den Säcken, den Truhen, auf den Stellagen u. ſ. w., ſind Gedanken," ſagte ich mir, o ich wußte es, denn ich bin ſchlau! — Meine eigenen ſind auch dabei, müſſen dabei ſein, aber wo, wo werde ich ſie finden, werde ich ſie überhaupt ohne Hilfe der Juden heraus-

finden aus den vielen, vielen, den fremden, den unbekannten, die mir nicht paſſen? — Meine Gedanken, meine alten, meine verſchleuderten, gebt ſie mir!" rief ich verzweifelt durch die Thür. „Sie ſind hier in dieſem Gemach, ſagt mir, wo ich ſie finde? Ich will nicht alle, nur einige möchte ich wieder haben von den vielen. Was thut ihr damit?"

„Laß uns herein," antwortete Nathan, „laß uns herein, dann ſuchen wir ſie Dir, Du ſollſt ſie alle wieder haben."

„Und ich öffne nicht, denn ich traue Euch nicht, Ihr belügt mich, Ihr würdet mich überwältigen, niederwerfen und feſſeln. Sagt mir, wo ich ſie finde, habe ich ſie erſt wieder, ſo öffne ich, denn dann könnt Ihr mir nichts mehr anhaben, durch meine Gedanken werde ich wieder ſtark und mächtig ſein und kann es getroſt mit Euch Allen aufnehmen, falls Ihr mir den freien Abzug hindern wolltet."

Ich horchte, ich erhielt keine Antwort; plötzlich konnte ich nicht mehr durch die Thüre ſehen, es war alles dunkel geworden.

Um mich herum wiſperten die vielen Gedanken, ein unentwirrbares Surren, Sumſen, Klingen und Klappern erhob ſich, dazwiſchen tönte es wie kleine Schellen, es war, als wollten ſie ſich aus ihren Hüllen löſen, ſie waren offenbar rebelliſch geworden.

„Wenn Ihr mir keine Antwort gebt, ſo laſſe ich ſie alle los," ſchrie ich jetzt durch die Thür.

„Hüte Dich, hüte Dich, ſie würden Dich töten," ertönte es zurück. Nathan hatte es gerufen, ziſchend flogen die Worte zu beiden Seiten des langen, gelben Zahnes aus ſeiner Mundhöhle. Ob es ihm wohl weh thäte, wenn ihm der Zahn ausgezogen würde?

„Hi, hi, häh, häh! Warum willſt Du eigentlich Deine Gedanken wieder, die alten, thörichten, die Dich ſo gequält haben, ſo elend machten? Die Dich plagten Tag und Nacht, Dir nie Ruhe ließen, die den Schlaf von Deinem Lager bannten?" — rief nun einer der beiden andern Alten.

„Zwar habe ich alles vergeſſen," rief ich zurück, „aber ſelbſt wenn ſie mich unglücklich machten, wenn alles ſo war, wie Du ſagſt, ſo iſt es jedenfalls noch tauſendmal beſſer geweſen, als gar keine zu haben. Dieſe Leere, dieſe Öde halte ich nicht aus, ſie erdrückt mich, tötet mich. So ſagt mir wenigſtens endlich, was thut Ihr mit den vielen Gedanken," fuhr ich fort, „mit den Gedanken und all dem Kram, der ſich hier in dieſem Gemache befindet? Wozu zum Beiſpiel dient dies klein geſchnittene Stroh? Oder ſollte es am Ende doch Gold ſein, wofür ich es zuerſt gehalten habe?"

Ein fünffaches impertinentes Lachen, denn diesmal lachte ſogar das Tier mit, tönte zu mir herüber. „Gold iſt es zwar nicht, aber Goldes wert, Freund, beſter Erſatz für Gedanken, aber leider taugt es nicht in alle

Köpfe, obgleich die meiſten Menſchen mit dieſem Füllſel glücklicher ſein würden, als mit ihren tollen, zappelnden, ſelbſterzeugten Gedanken."

„Aber ſo ſagt mir doch, was Ihr mit den Gedanken anfangt, die Ihr ſtehlt, auflöſt und ſammelt, wie manche Menſchen Lumpen und Fetzen ſammeln?" rief ich aufs Höchſte erregt, „zu welchem Zwecke ſind ſie hier aufgeſpeichert?"

„Geſchäft, Geſchäft," nahm diesmal der Dritte das Wort; er und die Alte hatten ſich bis jetzt ſtillſchweigend verhalten. Nun aber wälzten ſich die Worte mit großer Haſt aus ſeinem Munde. „Ein feines Geſchäft, ein Engros-Geſchäft, der Gedankenhandel. — Unſere Ware geht immer ab, man kann nie genug davon auf Lager halten, auch benötigen wir die größte Auswahl, denn jeder Käufer hat wieder einen andern Geſchmack, will ſich 'rausſuchen können, was ihm paßt."

„Ja — und wer, wer kauft bei Euch? Welcher Art Leute ſind es denn? Gewiß geiſtig ſehr niedrig ſtehende?"

„O nein, im Gegenteil, wir haben gute Kunden, treue Kunden, nur feine Leute, Schriftſteller, Dichter, Profeſſoren, Gelehrte, wir ſind Hoflieferanten; Prinzen und Prinzeſſinnen bedürfen unſerer Ware, ſelbſt der König beſtellt ab und zu etwas bei uns. Doch benötigt er allerdings nie viel, nur bei gewiſſen Gelegenheiten eine kleine Neuheit; er wird ſchon in früheſter Jugend mit einem gewiſſen, herkömmlichen Gedanken-Trouſſeau ausgeſtattet, er kann ſich ja dieſe einmalige Ausgabe leiſten, er hat dann für's ganze Leben genug. — Unterhändler kommen auch zu uns, kleine Leute, die das Gekaufte weiter vertreiben."

„Das iſt ja ein ſchändliches Gewerbe!" rief ich empört aus, „das iſt der helle Betrug."

„Seien Sie nicht ſentimental, mein verehrteſter Herr, es iſt kein Betrug, denn was würde aus den vielen vergeudeten Gedanken werden, ſammelten wir ſie nicht? Es wäre geradezu ein Verluſt für die Menſchheit. Man muß die Sache nur mit Ruhe betrachten. — Auch ſtecken wir unſer Geld nicht umſonſt ein, haben Arbeit genug, wir ſortieren die Gedanken, ganz roh geben wir ſie auch ſelten ab; da wird ein bißchen geſtutzt, dort ein bißchen beſchnitten, wir machen aus recht ſtarken, kräftigen oft zwei, einzelnes muß geräuchert werden oder muß ausgähren, anderes muß man ablagern laſſen. Wieder andere deſtillieren wir, wir trocknen manche, einige werden gewaſchen, vom Schmutz gereinigt, leider geht aber bei letzterem Verfahren oft das beſte verloren. Wir haben Fetzen von Gedanken zum Zukleben von kahlen Stellen. Viele ſieden wir zu Eſſenzen ein, die wir dann tropfenweiſe veräußern. Auch mit verſteinerten können wir dienen. Es ſind tauſendjährige da, bittere, blut- und thränentriefende, welche meiſt

in Trauerſpielen ihre Verwendung finden. Die ſüßen Gedanken kommen in Liebesbriefſteller, alles an ſeinen Platz; Bücher, Köpfe werden gefüllt, je hohler letztere, je mehr läßt ſich hineinpfropfen; dann darf man nur dran tippen, und der Effekt iſt der gleiche, wie wenn man auf einen vollgefüllten Sack mit Federn klopft, hier ſtäuben Federn raus, dort Gedanken, große, kleine — und die Welt jubelt und ſtaunt."

„Sie ſehen, wir verſtehen unſer Geſchäft, iſt ein ſchönes Geſchäft," fiel nun Nathan ein, offenbar begeiſtert und ſtolz geworden durch die Schilderungen ſeines Bruders, und fügte noch hinzu: „Zwar haben wir auch Duplikate, wir ſagen es aber ehrlich, dieſe ſtehen niedrig im Preis. Novitäten und Blitzgedanken, die zünden, die müſſen ſchnell weg, ſonſt veralten ſie, die laſſen ſich weder ausſieden noch preſſen, noch aufbewahren."

Ich war entſetzt und voll Angſt.

„Wo habt Ihr meine Gedanken?" rief ich flehend, „ſagt, ſagt es mir endlich! Da Ihr die Gedanken, die Ihr raubt oder ausleſt, doch wieder verkauft, ſo kann ich ja die meinigen gewiß auch zurückkaufen. O ich will es gern thun," ſetzte ich hinzu, „ich will nicht feilſchen."

„Er weiß gar nichts mehr, nicht mal, daß er kein Geld mehr hat, alles hat er vergeſſen!"

„Du haſt kein Geld mehr, gar keins, armer Kerl! Einſt hatteſt Du viel, aber Du haſt es einem Weibe gegeben, alles, und in Deine beſten Gedanken haſt Du es eingewickelt. — Dein Geld behielt ſie, Deine Gedanken warf ſie weg, was hätte ſie auch damit thun ſollen? War ſie doch eine der Glücklichen, deren Kopf Stroh enthält. Und das glänzte wie eitel Gold. Und das trotz Deiner vielen, vielen Gedanken haſt Du nicht erkannt, daß es Stroh war!"

Alle dieſe Worte tönten zu meinen Ohren, ich war wie betäubt, eine Art Raſerei kam plötzlich über mich, ich hörte nichts weiter, eine unbändige Wut befiel mich, ich ſtieß die Keſſel vom Herde, riß Truhen und Kiſten auf, ſtülpte Säcke um. Um mich flog und knarrte es, die gemiſchteſten Gedanken, die Gedanken von Welten ſtürmten auf mich ein. Tauſende von Gedanken aller Art tanzten vor mir, ſie ſpreizten ſich, grinſten mich an, ich wurde von allen Seiten eingeſchloſſen und umzingelt. Die Angſt ſtieg mir zum Herzen, ich war zu Boden geſunken. Die draußen tobten furchtbar, mit vereinten Kräften ſtürzten ſie ſich gegen die Thür, der Holzriegel barſt mit einem Ruck entzwei, die Thür flog auf.

Ich fühlte mich gepackt und wurde in's Vorderzimmer geſchleudert, worauf die Urgroßmutter raſch die Thüre wieder zuwarf. Von drinnen her ertönte noch das Sauſen, Brauſen, Flattern zu meinen Ohren, aber allmählich wurde es ſtiller, der Lärm legte ſich. Die Männer, die im Neben-

zimmer geblieben waren, fingen offenbar die freigelaſſenen Gedanken nach und nach wieder ein. Ich ſah und hörte alles, was um mich herum vorging, aber ich war wie gebrochen. Dann ſah ich, wie die drei Juden neben mich traten; ſie beratſchlagten, was zu thun ſei.

„Erſatz ſind wir ihm zwar nicht ſchuldig," meinte der Eine, „da könnte jeder kommen; doch um nicht in der Leute Mäuler herumgezogen zu werden, nicht in Mißkredit zu geraten, könnten wir ihm ja ſeinen gedankenverlaſſenen Schädel mit etwas billigem füllen, es iſt ja ſo allerlei auf Lager geblieben."

„Mit Stroh oder Häckſel am Ende, das iſt das billigſte?" fragte jetzt Nathan.

„Dir hätte ich mehr Erfahrung zugetraut," fuhr ihn die Alte an, „als ob für ſeinen Kopf Stroh taugte; wie bald wäre es verbrannt von den ewigen Gluten, die unaufhörlich aus ſeinem verglühenden Herzen ſteigen. Das müßten wir zu oft erneuern, das wäre auf die Dauer langweilig. Nein, den muß man gleich für immer unſchädlich machen, ſonſt giebt der rabiate Geſell keinen Frieden, wir müſſen uns dies gefährliche Subjekt für immer vom Halſe ſchaffen."

„Aber ſeine einſtigen Gedanken können ihm doch nicht ausgeliefert werden, ſolch kräftige, aparte, ſo ſeltene, mit denen können wir ein zu gutes Geſchäft machen?"

„Das meine ich ja gar nicht," erwiderte das alte Weib, „das wäre zu ſehr gegen den eigenen Vorteil gehandelt; übrigens ſind ſeine Gedanken für meinen Geſchmack ein bißchen zu ehrlich; doch das iſt Modeſache. Was Ihr mir von der neuen Gedankenrichtung erzählet, die jetzt durch die Welt geht, ſo wird das ja jetzt begehrt; miſchen wir ſeine Ehrlichkeit mit ein bißchen Dreck, dann iſt die Ware noch abſetzbarer."

„Feine Idee!" rieſen die alten Männer insgeſamt aus und warfen ſich nieder und küßten der Urahnin reſpektvoll die Hände.

„Ich meine," ſprach die Alte jetzt, indem ſie mit einer Handbewegung ihnen aufzuſtehen befahl, was ſie gehorſam, wenn auch etwas mühſam thaten, — „ich meine, es wär' das beſte, ihn mit einer „Idee", einer einzigen, großen, ausfüllenden abzufinden."

Nach einer kleinen Pauſe, während deren alle ſtill ſinnend ſich verhalten hatten, nahm Nathan kopfſchüttelnd wieder das Wort: „Thu 's nicht gern, müſſen ſparſam damit ſein, es iſt ſo gefährlich. Aber in Gottes Namen, man wird den Kerl ſchließlich nur auf dieſe Weiſe los, denn wenn er ſich erſt wieder erholt hat, macht er uns von neuem zu ſchaffen."

„So hol' was, aber gleich was rechts!" befahl nun die Hexe.

Nathan verſchwand durch die Thür wieder ins Nebengemach; nach kurzer Friſt kehrte er zurück, etwas blinkendes in der Hand tragend; was

es war, konnte ich nicht erkennen. — Er näherte ſich mir, der ich am Boden lag, und ſich über mich beugend, drückte er es gegen meine Stirne; noch war ich mehr tot, als lebendig. — Ich fühlte einen ſchweren dumpfen Druck, worauf mich ein brennender, ſtechender Schmerz durchfuhr; ein blechener Klang drang in meine Ohren; goldene Lichter und Strahlen funkelten vor meinen Augen. — Dann hörte ich alle Anweſenden, die mich umgaben, ſagen: „Nun iſt er König geworden.“

Alle Schwäche war mit einem Male von mir gewichen; wie neugeboren fühlte ich mich; ich fuhr empor; drohend ſtand ich vor den Vieren: „König! — das war ich immer, ſeit Jahrhunderten bin ich es, beugt Euch vor mir, Elende!“ — Mit einem Schlag waren meine Augen geöffnet; mit Schrecken ſah ich, in welch miſerabler Geſellſchaft ich mich befand. Drei alte Juden, die mit alten Lumpen handelten, und dieſe verſchrumpfte Vettel aus dem alten Teſtament, die mich verzaubert hatte! Und das ſchwarze Ungetüm, das Tier! — Pfui Teufel!“

Ich floh hinweg, hinaus. Aber ich wurde verfolgt; viele Menſchen liefen hinter mir drein. Sie wollten mir nicht glauben, daß ich der König ſei, ſie nahmen mich gefangen und ſetzten mich hierher in ein Verließ. — Aber meine Getreuen werden kommen, meine Völker von nah und fern, und mich befreien. Und dann ſende ich Leute fort, die müſſen die drei alten ſchmutzigen Juden nebſt der Hexe holen; denn die haben mich belogen, als ob ich je Gedanken gehabt hätte; ich ein König! Die drei Brüder laſſe ich aufhängen. Vorher aber ſoll dem Nathan noch ſeine giftige, gelbe Schlange aus dem Kiefer gezogen werden, aus dem viereckigen, grinſenden Maule. — Ob es ihm wohl weh thun wird? — Und die alte Hexe ſoll verbrannt werden, und das Tier, das laſſe ich totſchlagen! — Ich der König! —

Die Enterbten.

Von Ludwig Eſchwege.

(Berlin.)

Der reiche Grubenbeſitzer war geſtorben. Gerade vor einem Jahr hatte er ſein Bergwerk, eine wahre Goldgrube, an eine Aktiengeſellſchaft verkauft und gedachte den Reſt ſeines Lebens dem behaglichen Genuß zu widmen, zu dem ihn ſein ungeheueres Vermögen in den Stand ſetzte. Aber er mußte bald einſehn, daß ſich der Lebensgenuß mit Geld allein nicht erkaufen ließ. Dazu gehörten vor allen Dingen Menſchen, die ihn lieb hatten

und die an seiner Freude teilnahmen, und die Menschen hatte er leider über seiner rastlosen Arbeit vergessen. Er war unverheiratet geblieben und hatte stets ein einsames stilles Leben geführt. Dabei war er nicht etwa herzlos gewesen. Im Gegenteil, was durch seine dienende Umgebung über ihn bekannt geworden war, das deutete auf einen äußerst gutmütigen Charakter. Mit seinen Arbeitern hatte er's stets gut gemeint. Schon vor vielen Jahren hatte er für jede Familie, die bei ihm im Dienst war, ein kleines Häuschen mit Gartenland herstellen lassen, das sie für einen billigen Preis bewohnen konnten. Leider hatte die neue Aktiengesellschaft ihr Regiment damit begonnen, daß sie die Pachtpreise der Häuser in die Höhe setzte, und die Arbeiter und mit ihnen fast die gesamten Bewohner des kleinen Städtchens, deren Interessen mehr oder weniger mit dem Bergwerk in Beziehung standen, merkten bald, was ihnen der alte Herr gewesen war. Jede Woche, wenn den Grubenleuten von dem sauer verdienten Lohn ein paar Mark mehr wie früher abgezogen wurden, mußten sie an ihn denken, und manch böses Wort fiel gegen die Aktionäre, die da irgendwo in der Welt lebten, und die man bisher nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte.

Noch ein anderer Umstand war es, der ihnen den Besitzwechsel sehr unangenehm fühlbar machte. Mit der neuen Direktion wurden an Stelle der etwas veralteten Einrichtungen neue eingeführt, namentlich wurde der Maschinenbetrieb in weit stärkerem Maße wie früher angewandt und in Folge dessen eine Anzahl Arbeiter überflüssig. Die eigentliche krasse Armut, die in dem entlegenen Örtchen bisher ziemlich unbekannt geblieben war, sie fing damit an, einen Bruchteil der Einwohnerschaft mit ihrem schwarzen Schatten zu bedrohen. Das schlimmste dabei war, daß die glückliche Mehrzahl derjenigen, die arbeiten durften, von nun an die entsetzliche Sorge der Arbeitslosigkeit wie ein Beil über sich hängen sahen. Jetzt hieß es mit verdoppelter Anstrengung die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erwerben und namentlich den Mund zu halten; denn hinter ihnen stand eine Anzahl Menschen, die um Arbeit bettelten. Mit dem alten Besitzer schien die gute alte Zeit verschwunden zu sein, und als er jetzt gestorben war, da erweckte sein Hinscheiden im ganzen Orte eine allgemeine und wahrhaft echte Trauer.

Zu seinem Begräbnis war Jung und Alt auf den Beinen. Man erinnerte sich gegenseitig an so manchen schönen Zug aus seinem Leben, dem Einen hatte er noch vor Kurzem die Hand gedrückt, einem Andern einen Gruß freundlich erwidert. Man erzählte sich, wie einfach er zu Hause gelebt hätte, wie wenig er gebraucht, und dann kam man auf die Frage, was wohl mit dem vielen Geld geschehen würde, das er hinterlassen hatte. Er mußte viele Hunderttausende besessen haben, einzelne sprachen von mehreren

Millionen, aber das war wohl übertrieben. „Wer nur der glückliche Erbe sei?" Das war die Frage, die die Gemüter des ganzen Städtchens für die folgenden Wochen in der lebhaftesten Spannung hielt. Von näheren Verwandten hatte man nie etwas gehört, und so würde wohl das ganze riesige Geld an irgend einen entfernten Verwandten kommen. „Ob er seine früheren Arbeiter wohl irgendwie im Testament bedacht hatte? Ob nicht irgend etwas für den Ort herauskam, in dem er so lange gelebt?" Das waren die brennenden Fragen der nächsten Zukunft.

Wenige Tage nach der Bestattung verbreitete sich die Nachricht, daß ein Testament beim Bürgermeister deponiert sei, dessen Öffnung vier Wochen nach dem Tode vor versammelter Einwohnerschaft zu geschehen habe; die Folge davon war, daß die abenteuerlichsten Erzählungen über das Testament von Mund zu Mund gingen. Je näher der Termin heranrückte, umsomehr wuchs die Spannung, und als endlich der große Tag herankam, da hatte sich fast die gesamte Einwohnerschaft auf dem bestimmten Platze eingefunden und wartete mit Ungeduld auf die Dinge, die da kommen sollten.

In der Mitte des Platzes befand sich eine Erhöhung; auf diese begab sich in würdevoller Haltung der Bürgermeister, umgeben von dem Ortspolizisten und dem Gemeindeschreiber, rückte feierlich die Brille auf die Nase und erbrach das Dokument. In diesem Augenblick hätte man eine Stecknadel zur Erde fallen hören können. Alles sah nach dem Bürgermeister, der eben das Schriftstück flüchtig überlas. Doch welche Veränderung ging mit dem alten Mann vor! Es schien, als ob er schwankte, plötzlich entfiel ihm das Schriftstück, und er griff nach dem Arm des Gemeindeschreibers, der ihn mit allen Zeichen des Schreckens stützte. Die Versammlung wurde zusehends unruhiger, unwillkürlich drängte alles nach der Erhöhung zu, von hinten her schallten Rufe: „Her mit dem Testament, lest vor! Wir wollen wissen was in dem Testament steht!" Nun schrie alles durcheinander, und immer enger schloß sich die aufgeregte Masse um die Gruppe in der Mitte. Der alte Bürgermeister hatte jetzt die anscheinende Schwäche überwunden, er nahm das Blatt, das der Polizist aufgehoben hatte, mit zitternden Händen zurück und schickte sich an zu sprechen. Augenblicklich trat Totenstille ein. „Mitbürger," begann der Bürgermeister mit vor Aufregung bebender Stimme, „der liebe Gott hat uns eine große Gnade erzeigt, er hat das Herz des nun selig Entschlafenen gelenkt." Und nun las er: „Ich bestimme hiermit, daß die Zinsen meines gesamten Vermögens im Betrage von ungefähr 10 Millionen Mark alljährlich unter sämtlichen Familien des Ortes gleichmäßig verteilt werden sollen und zwar anfangend vom ersten Jahrestag meines Todes." Die letzten Worte wurden nicht mehr gehört in dem Sturm, der jetzt losbrach. Es war, als ob die ganze Versammlung durch einen

Zauberſtab plötzlich in ebenſo viel Verrückte verwandelt worden wäre. Ein wahrhaft betäubender Lärm tobte während der nächſten fünf Minuten, die Luft war erfüllt von hunderten in die Höhe geworfener Mützen, einer faßte den andern und drückte ihn mit Inbrunſt an ſeine Bruſt, einige wurden im Gedränge ohnmächtig und es dauerte längere Zeit, ehe es mehreren gefaßten Leuten gelang, die Ruhe einigermaßen herzuſtellen. Auch der Schulmeiſter hatte ſich endlich ſo weit gefaßt, daß er im Kopfe einen ungefähren Überſchlag machen konnte, wie viel von dem Erbe auf den einzelnen kam. Bei 4 Prozent machte es jährlich viermalhunderttauſend Mark, der Ort hatte etwa 800 Familien, da kam alſo auf jede 500 Mark. Ihm ſchwindelte bei dem Reſultat. Er ſchrie es in die Menge hinein und entfeſſelte damit einen neuen Orkan. „Hurrah hoch, der Schulmeiſter ſoll leben!“ ſchrie alles, und man packte den ſich ſträubenden auf die Schultern und trug ihn im Triumph auf und ab.

Es dauerte lange, ehe ſich die Maſſe zerſtreute. An dieſem Abend ging ſelbſt der Nüchternſte betrunken ins Bett; denn die Armut war von heute ab für ewige Zeiten im Orte abgeſchafft. Der Schulmeiſter aber, als er in ſpäter Stunde ſelig lächelnd entſchlummert war, flüſterte traumbefangen: „Fünfhundert Mark, fünf — hundert“ — der Thor!....

Seit jenem ereignisvollen Tage iſt ein Jahr verfloſſen, Zeit genug, um aus dem lächerlichen Traum zur Wirklichkeit zurückzukehren. Das Erwachen war ſchrecklich. Schon nach vier Wochen begann einem Teil der glücklichen Erben eine Ahnung über ihr Erbteil aufzudämmern. Die Sache fing damit an, daß die Grubendirektion die Pachten ihrer Häuſer bedeutend erhöhte. Die Arbeiter konnten nichts dagegen machen. Ausziehen konnte man nicht; denn die übrigen Hausbeſitzer hatten bald herausgefunden, welchen Wert ihre Wohnungen über Nacht erhalten hatten. Die Geſchichte von dem ſeltſamen Teſtament hatte ſich ſchnell in der ganzen Umgegend verbreitet, und die nächſte Folge war, daß ſich die Nachfrage nach Wohnungen ganz bedeutend ſteigerte. Nun war ja allerdings rings um das Städtchen eine Menge unbebauter Terrains, aber die Beſitzer derſelben behaupteten auf einmal mit einer ganz ſonderbaren Übereinſtimmung, ihre Grundſtücke wären jetzt wertvoller geworden, und ſie gäben ſie jetzt nur noch zu einem viel höheren Preis her. Schließlich konnte man's ihnen ja nicht verdenken. Denn wenn jemand ein Haus darauf bauen würde, dann erwarb der zukünftige Mieter vermittelſt ſeines Mietvertrages eine jährliche Rente von zur Zeit 500 Mark. Und was das merkwürdigſte war, die höheren Preiſe für dieſe Terrains wurden bezahlt von Leuten, die einen noch höheren herausſchlagen wollten. Da war zum Beiſpiel ein Schlauberger und nebenbei ein wohlhabender Mann in der Stadt, der kalkulierte ſo: Je mehr es draußen be-

kannt wird, welche Wohlthaten mit dem Wohnsitz hier in der Stadt verknüpft sind, umso mehr Leute wollen hierher ziehen. Überdies wächst die Einwohnerschaft schon von selbst durch die natürliche Vermehrung. Je mehr Menschen aber auf Gottes Erdboden — es war nämlich ein Mann, der an seinen Gott wahrhaft glaubte — angewiesen sind, umso mehr kann ich, der Besitzer des Erdbodens, für die Hergabe desselben verlangen, und folglich muß man sich bei Zeiten ein anständiges Terrain sichern. Er nannte das ein solides Geschäft.

Die Hausbesitzer sahen mit innigem Vergnügen, wie sich die Leute um ihre Wohnungen rissen, wer konnte es ihnen also verdenken, wenn sie beim Abschluß neuer Mietsverträge unter den verschiedenen Annehmlichkeiten der Wohnung, als da waren: Nähe der Eisenbahn, das gesunde Klima, die niedrigen städtischen Steuern u. s. w., auch die neue Erbschaftsgerechtsame mit in Rechnung stellten.

Mit ohnmächtiger Wut gewahrten alle diejenigen, welche das Recht im Orte zu leben, durch einen Tribut erkaufen mußten, wie sich ihr Erbteil zusehends verringerte — und als der Tag herankam, an dem zum ersten Mal die Zinsen an die Einwohner verteilt wurden, da stellte sich heraus, daß die Summe, die auf den einzelnen fiel, annähernd der Erhöhung ihres Mietstributs entsprach. Eine trügerische Fata Morgana hatte die Armen genarrt. Nichts hatte sich geändert.

Oder doch! Die Bäuche einiger Haus- und Grundbesitzer waren noch etwas runder geworden, und die Aktien des Bergwerks waren innerhalb eines Jahres um 100 Prozent gestiegen. In der Bilanz figurierte dementsprechend neben der wertvollen Grubengerechtsame die nicht minder wertvolle Erbschaftsgerechtsame.

„Ein tüchtiger Kerl, unser Grubendirektor," meinte der reiche Herr Heimann an der Börse und besah wohlgefällig seine schön gepflegten Fingernägel.

Da unten aber im Kohlenrevier, da gruben und schaufelten unselige Menschen um ihr karges tägliches Brot. Sie hatten das Glück aus der Ferne gesehen, nun schien ihnen ihre Armut bitterer. Sie waren um ihr Erbe betrogen worden, nun wohnte in ihren Herzen der brennende Haß der Enterbten.

Hier muß der Autor ein Geständnis machen, die eben erzählte Geschichte ist nicht passiert. Der Verfasser hat sie sich sozusagen aus den Fingern gesogen. Der intelligente Leser wird die Unwahrscheinlichkeit schon herausgefunden haben. Selbst wenn es einen Millionär gegeben hätte, der in der geschilderten Weise über sein Vermögen bestimmte, so würde sich höchstwahrscheinlich irgend ein Verwandter im siebenten oder achten Glied ge-

ſunden haben, der mit Hilfe eines Juriſten haarſcharf hätte beweiſen laſſen, daß der Erblaſſer bei Abfaſſung des Teſtaments nicht im Beſitz ſeiner geiſtigen Kräfte geweſen und demnach das Erbe ihm zuzuſprechen ſei.

Nun wohl, wenn es alſo keinen Menſchenfremd giebt, der bei ſeinem Tode ſeine Mitbürger in den Genuß einer Rente ſetzt, ſo giebt es aber jemand, der die ganze civiliſierte Menſchheit zum Erben eines ungeheuren Vermögens eingeſetzt hat, das iſt der allgemeine Fortſchritt der Kultur, das iſt unſere ungeheuer geſtiegene Produktionsfähigkeit, das iſt die Technik nnd die Indienſtſtellung der Naturkräfte, welche den einzelnen Menſchen in die Lage geſetzt hat, ungeheuer viel mehr zu produzieren als unſere Vorfahren auch nur ahnen konnten. Aber dieſes Erbe an Wiſſenſchaft und Technik, das allen Mitgliedern einer civiliſierten Gemeinſchaft ohne Ausnahme hinterlaſſen worden iſt, und das mit jeder Generation wertooller wird, es wird nur von wenigen angetreten. Dank unſeren Geſetzen wird es der übergroßen Mehrzahl der Menſchheit zu gunſten einer verſchwindenden Minderheit *unterſchlagen*. Und ſolange die Menſchen das Recht, auf dieſem Planeten zu leben und zu arbeiten, durch einen Tribut von einer Minderheit erkaufen müſſen, ſo lange können ſie nicht ihr Erbe antreten. Hier liegt der Schlüſſel zu den ſeltſamen Erſcheinungen unſerer Zeit, daß bei dem ſtetig wachſenden Nationalreichtum das Einkommen der unteren Klaſſen eher im Zurückgehn begriffen iſt, hier iſt die Erklärung für die Thatſache, daß der Fortſchritt der Civiliſation für den weitaus größten Teil der Menſchen das Leben ſorgenooller und den Kampf ums Daſein aufreibender gemacht hat. „Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage," das iſt das Reſultat eines Zuſtandes, der die Mehrzahl*) der Menſchen vom Beſitz des Erdbodens ausſchließt. Wenn wir dereinſt imſtande wären, alle unſere Bedürfniſſe durch eiſerne Sklaven zu befriedigen, ja wenn es Güter vom Himmel regnete, ſo würde die Erde alsdann für die Beſitzer der Erdrinde zum Paradieſe, für die andern aber zur Hölle werden — vorausgeſetzt, daß ſich die Menſchen dann noch das Unrecht des Privatbeſitzes**) am Grund und Boden gefallen laſſen werden.

*) Zu dieſen gehören natürlich auch diejenigen, welche einen unverhältnismäßig geringen Teil des Bodens beſitzen, ſowie diejenigen, deren Boden überſchuldet iſt. In letzterem Fall ſind die Hypothekengläubiger die thatſächlichen Beſitzer.

**) Viele Leute haben eine erklärliche Scheu vor allem Verſtaatlichen; für dieſe bemerke ich, daß ein Privatbeſitz am Grund und Boden ohne irgend welche Ungerechtigkeit beſtehen könnte, vorausgeſetzt, daß die Grundrente — wozu nicht die Bodenverbeſſerungen gehören — von der Allgemeinheit im Steuerwege eingezogen wird. Man leſe hierüber das herrliche Werk von Henry George „*Fortſchritt und Armut*".

Holger Drachmann.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es ist eigentlich merkwürdig, daß in unseren Tagen, wo die nordische Litteratur so große Erfolge zu verzeichnen hat, wo es in Deutschland Leute giebt, die viel besser bei den Russen, Dänen, Norwegern und Schweden Bescheid wissen als bei den Dichtern ihrer eigenen Sprache, und wo mancher sich in den weisesten Urteilen über Dostojewski, Tolstoi, Ibsen, Björnson u. s. w. ergeht, der einen Gerhart Hauptmann, Conrad, Liliencron kaum oder nicht einmal von Hörensagen kennt, — es ist merkwürdig, daß in unserer, in alles Nordische geradezu vernarrten Zeit, ein Mann wie Holger Drachmann, der doch schon seit zwei Decennien zu den führenden Geistern der dänischen Litteratur gehört, bei uns noch so wenig genannt und bekannt ist, und erst in allerjüngster Zeit durch die Aufführungen seines Märchen-Lustspiels „Es war einmal . . .“ an verschiedenen größeren Bühnen dem deutschen Publikum etwas näher tritt. Das hat vielleicht seinen Grund darin, daß Holger Drachmann im Verhältnis zu seinen übrigen Landsleuten noch wenig übersetzt wurde. Und wir kennen ja die nordischen Litteraturen, für die wir uns so sehr begeistern, fast ausschließlich aus Übersetzungen.

Das ist ein ganz eigenartiger Fall. Als wir noch für die Franzosen oder für die Engländer schwärmten — für irgend etwas Ausländisches muß sich der gute Deutsche ja stets begeistern — da schwärmten wir nicht nur für die Dichter dieser Völker und ihre poetischen Erzeugnisse als solche, sondern auch für ihre Sprache, ja diese Begeisterung für die Sprache überwog manchmal sogar das Interesse an den poetischen Schöpfungen, ein Verhalten, das sich besonders dem Französischen gegenüber bemerkbar machte. Dies zeigte sich am deutlichsten in jener Epoche arger sprachlicher Verwilderung bei uns, die mit einer solchen hoher Sprachentwickelung jenseits der Vogesen zusammenfiel: im Jahrhundert des Roi soleil erreichte dieser Gegensatz, oder — wenn ich einen Ausdruck aus der Naturwissenschaft entlehnen darf — diese „Spannung“ ihren Höhepunkt. Nach dem allgemeinen Gesetz des Kräfteausgleichs, das auch auf dem geistigen und künstlerischen Gebiete seine Geltung bewahrt, muß nun der Überschuß an Kraft von der Stelle des höchsten Druckes nach der des niedrigsten abfließen, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Das geschah denn auch. Dieser interessante Prozeß spielte sich im 17. und 18. Jahrhundert ab, als sich unser Schrifttum aus dem verzwackten Alamode-Stil zur reifen Sprache

unſerer Klaſſiker emporrang. Damit war der Ausgleich eingetreten; denn nun beſaßen wir eine Sprache, die ſich an Schönheit, Kraft und Biegſamkeit mit denen unſerer Nachbarn in jeder Beziehung meſſen konnte. Im 19. Jahrhundert hat ſich indeſſen wieder eine neue derartige „Spannung“ bemerkbar gemacht, wo das Minus wiederum auf unſerer Seite lag, und wo wir alſo bei dem dadurch bedingten Kräfteausgleich wiederum die Empfangenden ſein mußten. Diesmal handelte es ſich aber nicht mehr um die ſprachlich-formelle, ſondern um die geiſtig-intellektuelle Seite unſerer Litteratur. Die moderne deutſche Sprache war geſchaffen; nachdem aber die große Zeit des klaſſiſchen Aufſchwunges vorübergerauſcht, die hohe Begeiſterung verraucht und in romantiſchen Träumen zu Grabe getragen worden, trat in den ſechziger und ſiebenziger Jahren unſere Litteratur in eine Periode geiſtiger Verſimpelung. Die Form war da, aber der Inhalt fehlte, oder wurde wenigſtens immer ſchaaler und abgeſtandener; denn die Poeten begannen tauſend „Rückſichten“ zu nehmen. Man nahm Rückſicht auf die ſogenannten gebildeten Damen, auf die höheren Backfiſche und ſchließlich auf die hochzuverehrenden gebildeten Kinder. So ſank das geiſtige Niveau alles Geſchriebenen und Gedruckten faſt unter den Nullpunkt herab. Inzwiſchen aber hatte ſich bei den andern Kulturvölkern der Geiſt der Neuzeit, das Kind des Dampfes und der Elektrizität, mächtig zu regen begonnen und ſeine Flügel naturgemäß bei jenen relativ jungen Völkern am freieſten entfalten können, wo er am wenigſten durch die Schranken einer alten Kultur behindert wurde: bei den Skandinaviern und bei den Ruſſen. Hier wurden von wenig durch Tradition und durch Vorbilder beengten Künſtlern zuerſt die Konſequenzen der modernen Weltanſchauung gezogen und mit kecker Hand die modernen Probleme in die Litteratur geworfen; was Wunder, wenn die jungaufblühende, kräftigere Generation in Deutſchland, die von dem einheimiſchen litterariſchen Kinderbrei, an dem ſich Säuglinge und zahnloſe Greiſe erlaben mochten, nicht mehr ſatt wurden, — wenn alſo die Jungen und Starken gierig nach jener neugebotenen Geiſtesnahrung griffen. Die ſkandinaviſche, die ruſſiſche Sprache war uns höchſt gleichgiltig, denn wir waren keine Philologen, — aber was uns die Skandinavier und die Ruſſen zu ſagen hatten, der geiſtige Gehalt ihrer Rede, der intereſſierte uns. Und ſo kam es, daß z. B. ein Ibſen auf diejenigen den größten Einfluß ausübte, die niemals ein Wort in ſeiner Mutterſprache geleſen hatten.

Da wir nun aber bezüglich des Nordens auf die Überſetzer angewieſen ſind, ſo ſind wir auch von ihnen abhängig. Nicht wir, ſondern ſie treffen die Wahl unter den Schriftſtellern, und naturgemäß wird ſich ihr Augenmerk zuerſt auf diejenigen lenken, welche den ſpezifiſch modernen Gedankengehalt am deutlichſten zum Ausdruck bringen: die Dichter der „modernen

Probleme". Und da dieſe modernen Probleme faſt ausſchließlich im Peſſimismus wurzeln, ſo ſind es die Peſſimiſten, mit denen wir zuerſt bekannt gemacht wurden, während man die fröhlichen Sänger, als „weniger begehrt", einſtweilen beiſeite liegen ließ.

Und Holger Drachmann gehört zu dieſen fröhlichen Naturen, die mit offenen Augen durch die Welt gehen, ſich an ihrer Schönheit laben — wo und unter welcher Geſtalt ſie ihnen auch entgegentreten mag — und in ihrer Freude am Leben und an der konkreten Geſtalt der Dinge das trübſelige Grübeln über die ſogenannten „letzten Urſachen" gar leicht vergeſſen.

Dieſer geſunde, rotwangige Optimismus iſt in letzter Zeit vielfach über die Achſel angeſehen worden; man fand eine ſo aufdringliche, unverſchämte Lebensluſt unfein, unſere Zeit urteilte darüber, wie etwa eine blaſierte Modedame über eine friſche Bauerndirne urteilen würde: ganz nett, aber — gewöhnlich! Der blaſſe Peſſimismus aber, der galt an und für ſich ſchon für „vornehm", denn der Schmerz veredelt den Charakter, wie der Herbſtfroſt die Trauben „kocht".

Zugegeben: der Schmerz veredelt! Doch vergeſſe man nicht, daß die rechte Lebensfreude — die den Schmerz nicht negiert, ſondern überwindet — und der wahre Optimismus nicht erſt veredelt zu werden brauchen; die Lebensfreude iſt ſelbſt etwas gar edles, wie der goldene, lachende Sonnenſchein, der uns alle wärmt, nährt und erhält.

Die Freude an Natur und Welt ließ Holger Drachmann erſt zum Maler werden. Als Zwanzigjähriger — er iſt am 9. Oktober 1846 in Kopenhagen geboren — bezog er im Jahre 1866 die Kunſtakademie. Das ſein Vaterland rings umſpülende Meer mit ſeiner wechſelvollen Schönheit hatte es ihm angethan, und er ſuchte nun die oft geſchaute Pracht auf die Leinwand zu bannen — er wurde Marinemaler.

Auch das iſt bezeichnend. — Während der Peſſimismus ſeine Wurzeln gerne tief in die Dämmergründe der Muſik hinabſenkt, ſaugt der Optimismus ſeine Nahrung aus der plaſtiſchen und maleriſchen Welt. Dies zeigt ſich nicht nur bei einzelnen Individuen, ſondern bei ganzen Kulturſchichten: das peſſimiſtiſche, bilderſcheue Chriſtentum ſchwelgt in Tönen, während die lebensfrohen Griechen die größten Bildner waren.

So formte ſich auch dem Künſtlerauge Drachmanns die Welt zuerſt zum Bilde, und erſt darnach zum Gedicht. Im Jahre 1872 erſchien ſeine erſte Gedichtſammlung, die ihres kräftigen Realismus wegen viel Aufſehen erregte und beinahe noch mehr Widerſpruch hervorrief. Der große Erfolg dieſes Erſtlingswerkes bewog den jungen Künſtler, ſich nun hauptſächlich der Poeſie zuzuwenden, und ſeit dieſer Zeit kämpfte er in der vorderſten Reihe der däniſchen Realiſten. Auch als Poet bleibt er Marinemaler; denn das

Meer, das kaum einer ſo ergreifend beſungen, wie er, begeiſtert ihn zu ſeinen ſchönſten Dichtungen. Er wurde im eigentlichen Sinne der Sänger des Meeres, und ſtolz rühmt er ſich, der erſte unter ſeinen Landsleuten zu ſein, der ſeine Schönheit voll erkannt.

O ja, ich liebe dieſes Land,
Vom Ozean umzogen,
Wo, wer da wirkt mit rühr'ger Hand,
Den Blick ſtets lenkt auf die Wogen.
Das iſt es, was Sinne und Sehnen uns ſtärkt,
Daß man es bei jedem Atemzug merkt;
Das ſchärft und kräftigt des Sängers Ohr;
Nur ſeltſam, kaum jemand vernahm es zuvor.

Hier liegen nun Fjord und Sund und Belt,
Und die Sonne ſcheint auf die bunte Welt:
Sie ſtrahlt, einem Freundesantlitz gleich,
Auf das däniſche Inſelreich.
Den blühenden Inſeln erwuchs ein Schwarm
Von ſangesbegabten Söhnen;
An großen Sängern ſind ſie nicht arm,
Sie beſangen das Meiſte, indeſſen
Vom Preiſenswerten und Schönen,
Ward das Meer von den Meiſten vergeſſen.*)

Wie Heine erblickt auch Drachmann im Meere das Abbild der eigenen Seele; aber nicht das Träumeriſche lockt ihn, nicht die ſehnſüchtig ſtimmungsvollen Sonnenuntergänge und die leiſe murmelnden Wogen haben es ihm angethan, — nein, ſein Element iſt der Sturm, das wildbewegte, aufſchäumende Meer in ſeiner ewigen Unraſt. Und darum kann er auch nicht das Sanfte, das Friedliche, das Stille malen, — am allerwenigſten aber das Sentimentale; nur im Großen, Kräftigen, Leidenſchaftlichen kann er ſich Genüge thun. Am ſchönſten drückt er ſelbſt dieſen Gedanken aus in ſeinem Gedicht „Stürmiſcher Abend", das ich ganz hierher ſetze:

Die Sonne geht unter. Ein ſiedendes Meer
Von gelbweißen Lavaflüſſen.
Ob der Tiefe entſtiegen ein Walfiſchheer,
Verſcheucht von den Feuerküſſen,
So fliehen die Wolken zerriſſen.

Sie müſſen entweichen und eilen
Fort mit dem nordiſchen, kühlenden Hauch;
Zum Himmel brodelt ein glühender Rauch:
Der Walfiſche ſchäumende Säulen.

*) Die Citate ſind den trefflichen Überſetzungen von Heinrich Zſchalig entnommen.

Vom Sturme gefegt iſt rings die Flut.
Ein Wrackſtück allein ſieht draußen man treiben,
Ein blattloſer Aſt, verſengt von der Glut;
So ſchimmert es graus
Durch die feuchten Fenſterſcheiben. —

Du wildes Bild voll Sturmgebraus,
Wie füllſt du mit immer wachſender Luſt
Mir die eigne, unruhige ſtürmiſche Bruſt?
Wie ſollte ich lernen die Kunſt daraus,
Geduldig zu träumen Idyllen?

Eine friedliche Landſchaft — und friedliche Seel —
Und Strohdachhütten im Abendrotſcheine —
Ein Wandrer ohne Achillesfehl —
Ein ſtrickendes Mädchen, lauſchend alleine
Der Abendglocken lieblichem Klang;
Ja, könnt' ich, ſo ſchrieb ich dergleichen Geſang. —
Doch, was ſcheert ſich das Meer um das Kleine?
Und Stürme mein Herz erfüllen.

Und wie das Meer und ſeine Stürme, ſo liebt er auch das kräftige Volk der Fiſcher und Schiffer, das täglich mit dem wilden Elemente um ſein Leben ringt. In ſeinen balladenartigen Gedichten, von denen uns Heinrich Zſchalig in ſeinen „Meerbildern" (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden) einige ganz vortrefflich verdeutſcht hat, zeichnet er uns dieſe Geſtalten mit verblüffender Lebenswahrheit. Dabei weiß er den Volkston äußerſt glücklich zu treffen. Oft legt er ſeine Geſchichten den Fiſchern oder Matroſen ſelber in den Mund, und dann muß man die kräftige, knappe und doch ſo farbenſatte Darſtellung und die Lebendigkeit des Vortrags bewundern. Und doch iſt dieſer Realismus, dieſe derbe Grobkörnigkeit überall in den Zauber der Poeſie getaucht. Man leſe z. B. die Erzählung in Verſen „Die letzte Parade", wo ein Matroſe den heldenmütigen Untergang einer Militärabteilung auf einem ſinkenden Dampfer ſchildert. Wie kräftig hebt der Matroſe ſeine Erzählung an:

„Jetzt aber ſag' ich das letzte Wort,
Denn ich, müßt ihr wiſſen, war mit an Bord:
Der ganze Transport war verloren,
Der Dampfer zum Sarge erkoren!
Mich dünkt, als ob es erſt heute geſchehn,
Brittaniens Flagge noch ſeh ich wehn,
Auf dem Rücken den Ranzen, ſo ſeh ich ſie ſtehn,
Mit Büchſen und Kriegsapparaten.
Wohl war da ein Feind, doch kein Rauch in der Schlacht,
Sie erlagen dem Feind, doch kein Schuß hat gekracht,
Das Meer hat ihnen die Salve gebracht;
Sie ſtarben den Tod als Soldaten!

Und der Schluß des Gedichtes, der den furchtbaren Kampf um die Rettungsboote und die schließliche heldenhafte Resignation des Militärs schildert, gehört entschieden zum Packendsten, was je in dieser Art geschrieben wurde; denn kaum ist jemals in so kurzen Zügen und in so einfachen markigen Worten ein so furchtbares Gemälde entworfen worden.

„Schwer stampfte der Dampfer durch's Wogengetos,
Laut schlugen die Schaufeln und jagten darnieder,
Der Himmel ward schwarz, und ein Wetter brach los,
Dergleichen erlebt' ich nicht wieder.
Die See schlug Deckel und Lucken ein,
Wir wurden naß bis aufs Gebein;
Der Feuerraum füllt sich, der Kessel wird kalt,
Und Wasser zieht's Schiff mit Gewalt.
„An die Pumpen, Matrosen!" Vergebliches Mühn!
Man pumpte nach Kräften, und mehr ward geschrien:
Und Fuß um Fuß schwoll es im Schiffsraum empor,
Daß mancher Tapfre den Mut verlor.

Da trieben wir nun, wie ein hilfloß Wrack.
Jetzt war auf dem Deck das Kommando vergebens!
Denn Wildheit weckt die Gefahr des Lebens,
Und bunt durcheinander, wie Hack und Pack,
Soldaten, Matrosen in würgendem Drange
Sind gestürzt zu den Booten, um die sie sich rissen,
Der griff zum Säbel, und jener zur Stange,
Das hageite Hiebe, das gab ein Rausen, —
Unser Herrgott allein mag wissen,
Wie der grausige Kampf noch verlausen!

Doch wie man am ärgsten sich raufte und schmiß,
Und drüllte wie wilde Tiere und biß,
Und ein Boot zu erreichen sich jeder riß,
Da hielt die bewaffnete Menge;
Sie vernahm eine Stimme, die alldekannt war:
Hoch ragt aus der ganzen verzweifelten Schar,
Kaltblütig und stolz im Gedränge,
Gerüstet und straff nach Soldatenmanier,
Ihr Oberst, ein junger Offizier.

„Richt' Euch, Hallunken!" Sie wichen zurück,
Gehorchend seinem gebietenden Blick.
„Die Säbel ein, beim Fuß das Gewehr!"
Sie gehorchten und standen und muckten nicht mehr.
„Nun wohl, Soldaten, die Hoffnung laßt schwinden!
Ihr wißt, befiehlt der Herrgott: kommt her!
So gilt's. Drum soll er bereit uns finden!
Kaum fünfzig zu retten sind Boote zur Hand.

Die Schiffsmannschaft fahre! — erreicht sie das Land,
Heil ihr zur fröhlichen Stunde!
Die Arrièregarde aber, sie hält nach Stand
Wie sie kann, und geht dann zugrunde!"

Da ließen wir eilig die Boote ins Meer
Und stießen vom Wrack hinaus in die Wogen.
Der Oberst, der hielt den Degen gezogen,
Den er „Fahrwohl" salutierend ergriff.
Da fiel durch die Wolken licht und hehr
Ein Sonnenstrahl auf das sinkende Schiff,
Fiel auf die Mannschaft gerade;
Da rief er laut: „Präsentiert das Gewehr!" —

Das war die letzte Parade! —

Die gleichen prächtigen Eigenschaften zeigen die in Prosa geschriebenen Seemannsgeschichten und Strandnovellen, von denen mehrere in deutschen Übersetzungen von A. Strodtmann, E. v. Engelhart und J. C. Pöstion erschienen sind. Durch sie wurde er seinen Landsleuten teuer, und ihnen hat er seine Haupterfolge zu danken. Und nicht nur die Gebildeten kennen und schätzen ihn. Nein, Drachmann ist ein echter Volksdichter, und die dänischen Fischer und Seeleute sollen seine Dichtungen gerne lesen und viele davon auswendig wissen.

Auch in der größeren erzählenden Form des Romans hat sich Drachmann mehrfach versucht. Ins Deutsche übersetzt wurde meines Wissens erst einer seiner Romane „Forskrevet" („Verschrieben", Leipzig 1892), aber wie mir der Dichter sagte, soll die Übersetzung nicht viel taugen.

Einen ganz kolossalen Erfolg hatte in Dänemark sein Buch „Derovre fra Grænsen" („Von jenseits der Grenze"), in welchem er Episoden aus dem dänischen Kriege von 1864 schildert und dem Heldenmut der dänischen Soldaten Kränze flicht. Das Buch, das 1877 erschien, erlebte innerhalb fünf Jahren sieben Auflagen.

Drachmann ist auch Dramatiker und hat auch auf diesem Gebiete schöne Erfolge zu verzeichnen. Über seine Dramen sagt Dr. H. Zschalig, der Drachmanns „Meerbilder" und zwei seiner Märchendichtungen, „Es war einmal . . ." und „Tausend und Eine Nacht", sowie das Melodrama „Schneefried"*) vortrefflich ins Deutsche übersetzt hat: „Nicht allen — wohl nur reichlich der Hälfte — von Drachmanns Dramen ist es auf ihrem nordischen Heimatboden gelungen, sich den Weg zur Bühne zu bahnen, ein Weg, besonders schwierig immer für eigenartige Dichtungen; aber fast aus-

*) Die „Meerbilder", „Es war einmal . . ." und „Schneefried" erschienen bei Heinrich Minden in Dresden. Die Übersetzung von „Tausend und Eine Nacht" ist noch ungedruckt.

nahmslos haben dieſe dann auch gewußt, dort einen Ehrenplatz zu behaupten. Gleich ſein Erſtlingswerk, das mit Ibſens „Nora“ verwandte zweiaktige Schauſpiel „Puppe und Schmetterling“ wurde 1882 in Kopenhagen mit warmem Beifall aufgenommen. Noch weit tieferen und fortwirkenderen Eindruck erzielte bald darauf das vieraktige Schauſpiel „Strandby Folk“, ein realiſtiſch-poeſievolles Gemälde aus dem Fiſcherleben. Weniger Glück hatte das „Glück in Arenzo“, ſowie die fünfaktige Tragödie „Alkibiades“. Das Tragiſche iſt nicht gerade Drachmanns Sache, wie wohl auch das Ibſenſche nicht, wenigſtens nicht in dem Maße, als das Sagenmäßige und Märchenhafte, das er ſchon vorher in ſo prächtige poetiſche Erzählungen einzukleiden verſtanden. Auf dieſem Gebiete ſcheint er berufen, das Beſte und Schönſte zu leiſten. Das Märchenluſtſpiel „Es war einmal . . .“ (1886) wurde für Drachmann ein Bühnentriumph, der größte nicht nur des Dichters, ſondern der Modernen überhaupt ſeit Öhlenſchläger und Heiberg. Der Dichter wurde daraufhin zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Noch heute gehört das Stück zu den beliebteſten des däniſchen Theaters und Volkes. Schon vor längerer Zeit meldeten die Blätter die 125. Aufführung. — Einen glänzenden Erfolg erzielte dann nach einigen weniger wirkungsvollen Sagenſpielen das in entzückenden Verſen geſchriebene Märchendrama „Tauſend und Eine Nacht“, eine Liebesepiſode aus dem Leben Harun al Raſchids, das gleich in den erſten zwei Monaten vierzig Wiederholungen erlebte. — Eine der kleinſten der noch folgenden fünf dramatiſchen Schöpfungen iſt „Snefrid“; in poetiſcher Hinſicht jedoch eine er eigenartigſten und köſtlichſten Gaben des Dichters.“

Alſo mit einer Märchendichtung („Es war einmal . . .“) erzielte der Sänger des ſturmbewegten Meeres den größten Bühnenerfolg. Dieſe Märchendichtungen in dramatiſcher und in erzählender Form — denn auch ſolche hat er geſchrieben, und auch ſie erfreuen ſich in ſeinem Heimatlande großer Beliebtheit — enthüllen uns die andere Seite von Drachmanns dichteriſchem Charakter: die Romantik. Auf den erſten Blick erſcheint es, als ob ſich dieſe Romantik und dieſer urkräftige Realismus in einer und derſelben Dichterperſönlichkeit ausſchließen müßten; dies iſt aber nicht der Fall, und Drachmann liefert uns den Beweis dafür, daß beide gar wohl nebeneinander wohnen können, weil ſie bei ihm beide der gleichen Quelle entſtammen — dem Volkstum. Die Romantik Drachmanns iſt eben nichts anderes als die Romantik ſeiner Heimat, ſeines Volkes, ſie hat nichts Geſchraubtes, Konſtruiertes an ſich, ſondern fabuliert, wie ein abenteuergewohntes Seefahrervolk ſich ſeine Geſchichten und Mären erzählt. Drachmann erinnert darin an Shakeſpeares Märchendichtungen; die Handlung iſt phantaſtiſch, aber die Perſonen, die Charaktere ſind vollblütig und lebenswahr, keine

hohlen Schemen. Und besonders die Volksgestalten sind überall prächtig gezeichnet. Auf dieser Realistik beruht auch zum großen Teil der Erfolg von „Es war einmal . . .“; dann aber auch auf der Tendenz des Stückes, in welchem eine verwöhnte, launische Prinzessin gezwungen wird, das Leben der niederen Klassen mit seiner Arbeit, seiner Not und seinen Sorgen durchzukosten, und das geradezu in einer Verherrlichung des Volkstums gipfelt; wenn die Prinzessin auch am Schlusse ihren Prinzen heiratet und Königin wird, wie es eben in einem echten Märchen sein muß. Schließlich aber mußte den Dänen das Stück auch durch seinen warmen vaterländischen Ton lieb werden und durch die prächtigen Schilderungen der heimatlichen Natur.

„In unserm Land zu weilen ist ein Traum,
In jenen stillen vorzeitschwangern Hainen,
Wo Buchenkronen an der Wolke Saum
Und an der Fjorde Grund zu rühren scheinen,
Wo blumenbunte Wiesen nächtlich schaun
Erlkönigstöchter, die am Tage schliefen,
Doch leicht und leis auf mondbeglänzten Au'n
Zum Tanz sich reihen an den dunklen Tiefen.

Da ragen keiner Berge steile Seiten,
Nicht finstrer Klüfte gähnendes Portal:
Zum Meer die Bäche ohne Wirbel gleiten,
Als weilten zögernd sie im sanften Thal.
Nicht Hast und Ungestüm ward ihm zu eigen,
Und das Geschlecht, das dies Land lieb gewann,
Wird sich als Sieger grausam niemals zeigen
Und selbst Verlust ertragen wie ein Mann.“

So beschreibt der Prinz von Nordland der Prinzessin von Illyrien seine Heimat, und solche Stellen, deren noch verschiedene in dem Märchendrama vorkommen, können natürlich in Dänemark ihre Wirkung nicht verfehlen. „Es war einmal . . .“ ist dadurch für Dänemark geradezu eine Art von Nationaldichtung geworden.

Es hat dem Dichter denn auch in seiner Heimat nicht an offizieller Anerkennung und äußeren Ehren gefehlt. Er hat nicht nur, wie bereits erwähnt, den Danebrogorden erhalten, sondern bezieht auch vom Staate einen jährlichen Ehrensold.

Glückliches Dänemark! Du hast für deine Dichter noch etwas übrig, während bei uns der letzte Groschen für Mordwaffen und ähnliche nützliche Gegenstände draufgeht. Und nicht einmal Schmeichelei oder Kriecherei wird von den dänischen Poeten als Gegenleistung verlangt. Beweis: „Es war einmal . . .“, siebentes Bild:

Prinz (zum Sänger): Dein Lied ist gut und verdient eine Belohnung. Du sollst künftig mein Sänger sein.

Sänger (verbeugt ſich tief): Prinz! Ich bin des ganzen Volkes Sänger.

Prinz: Du ſchlägſt es mir ab?

Sänger: Nein. Ich werde kommen, wenn Ihr mich wollt — aber ich muß die Erlaubnis haben, zu gehen, wenn eine höhere Macht mich ruft!

Prinz: Der König?

Sänger (verbeugt ſich): Die Freiheit!

Kaſper: Laßt ihn laufen, königliche Hoheit! Bei dieſen Dichtern und Sängern iſt immer eine Schraube locker . . .

Prinz (lächelt): Seine Schraube ſcheint mir vielmehr ziemlich feſt zu ſitzen. Es wäre eine Sünde, daran zu rütteln.

Des ganzen Volkes Sänger — das iſt Drachmanns Wahlſpruch, und darin liegt ſeine Bedeutung. — Unwillkürlich muß ich hierbei an den deutſchen Meiſter denken, der an den Giebel des von ihm erbauten Hauſes nicht ſchreiben darf: „Dem deutſchen Volke.“ Armes Deutſchland!

Ich hatte gehofft — und der Dichter hatte es mir verſprochen —, daß er, der Fröhliche und Vielgewanderte, uns ſelber etwas aus ſeinem Leben erzählen würde, aber ſtatt des erwarteten Manuſkriptes erhielt ich ſoeben eine Poſtkarte folgenden betrüblichen Inhaltes:

„Verflucht! ſeit neun Tagen liege ich im Bett infolge eines Beinbruchs. Kann weder leſen noch ſchreiben, nur fluchen! Habe große Schmerzen beim Arbeiten. Sie müſſen, lieber Herr Merian, Geduld mit einem Patienten haben. Ihr ergebener Holger Drachmann.“

Da müſſen ſich denn auch die Leſer der „Geſellſchaft“ gedulden, bis der Dichter wieder hergeſtellt iſt. Hoffen wir, daß er bald geneſe, und daß ſein froher Humor ihm ſeine Leidenszeit erleichtere. Und daran zweifle ich auch keineswegs; denn wer noch ſo ſchön und ſo kräftig fluchen kann, der iſt noch lange nicht verloren.

Klein Eyolf.

Von Konrad Richter.

(Berlin.)

Der Alte im Norden hat wieder geſprochen. Nun ſtehen ſie und raunen, was er wohl meine.

Denn immer feierlicher, getragener wird ſeine Rede. Immer leiſer, wie eine Stimme aus fernem Tempel mit dichten Vorhängen, klingt ſie zu uns.

Wir verargen es niemandem, der ſie nicht vernimmt. Oder ſagt: Ich höre einen Lärm des Windes, einen leeren Schall. Es hat ſeit Goethe keinen zu allgemeiner Anerkennung verpflichtenden germaniſchen Dichter gegeben. Von Gerhart Hauptmann erwarten viele, daß er ein ſolcher werde. Ibſen iſt es am allerwenigſten. Es ſoll das kein Tadel ſein.

Es iſt erheiternd: erſcheint ein neues Stück von Ibſen, ſo mühen ſich in den nächſten Wochen hundert Köpfchen ab, die Idee darin zu finden. Wer ſie gefunden zu haben glaubt, iſt begeiſtert. Wer Ibſen für einen Dichter hält, iſt immer gewiſſermaßen ſtolz darauf: Seht ihr, ich verſteh' ihn.

Um einmal ſehr obenhin und paradox, aber doch vielleicht nicht ganz unglücklich zu ſcheiden: Shakeſpeares Perſonen ſind handelnde, Goethes empfindende, Schillers redende Charaktere. Daß es wirkliche Charaktere ſind in jedem Falle, macht ihren Wert und ihre Unſterblichkeit aus. Ibſens Charaktere aber wären denkende, ſinnende.

Zunächſt eine Abwehr: was ſagt man denn damit in Wahrheit, wenn man ergründet: das Stück hat die und die „Idee"? Man hat auch eine Idee im erſten Teil Fauſt, Taſſo, Hamlet, Wallenſtein erkennen wollen und iſt nicht einen Schritt weiter gekommen mit dem Scheinbeſitz ſolcher Erkenntnis im wirklichen Verſtändnis. Man ſollte ſich daran erinnern, wenn man es mit Ibſen zu thun hat. Aber da fallen ſie über ihn her und ſuchen die Idee. Es giebt nichts Billigeres auf dieſer Welt als Ideen.

Dann weiter: man mißverſtehe den Ausdruck nicht: denkende Charaktere. Nicht als ob ſie in philoſophiſchen Syſtemen dächten, philoſophiſche Schulworte hin- und herwärfen: das wäre ein ſchwerer Tadel. Aber in ihrem Reden und Weſen überwiegt ein intellektuelles Element. Sie handeln, empfinden, ſprechen nicht wie andere Menſchen, nicht wie wir im gewöhnlichen Leben, ſie tragen gleichſam ihr Geſchick, ihr innerſtes Selbſt, ſein Erleiden und Erwidern beſtändig in den Händen, ſchauen es an und grübeln, was ſich da vor ihren Augen vollzieht. Darum wirft man ihnen ſo oft vor, ſie ſeien krank. Derartig die Leute ihr Tiefſtes, Geheimſtes geben zu ſehen, erſchreckt. Ibſens Perſonen gehen alle nackt, darum ſchreit man wohl auch über ihre Unſittlichkeit.

Es war nicht zu erwarten, daß in einem neuen Stück die Menſchen bekleideter gehen würden, und kaum iſt es erſchienen, richtig, da tönt es rechts und links: Pfui, wie nackt, wie unſittlich, wie krank! nein, und dieſe Rita!

Ich will nicht ſagen, daß es heute noch eine Heldenthat iſt, dagegen zu proteſtieren. Kein Zweifel: es gehört doch ſchon zum guten Ton, Ibſen für einen großen Dichter zu halten. Die in der einflußreicheren Preſſe noch dagegen reden, denen recht zu geben, geniert man ſich ſchon etwas.

Aber man forſche im Geheimen, man frage aufs Gewiſſen. Das Stück loben, ſeine Idee verſtehen wollen, ja, natürlich: aber etwa dieſe Rita lieben, ſein mögen — oh, bitte ſehr.

Dieſe Rita Allmers! ein ſchönes, hohes, üppiges Weib, ſchildert ſie Ibſen. Aber auch: mit blondem Haar. Damit iſt ſie in die Reihe der großen, „kranken“ Ibſenſchen Frauengeſtalten verwieſen, deren letzte Hilde Wangel war. Man denke ſich eine ſchöne, hohe, üppige Römerin mit glänzendem ſchwarzen Haar. Oder eine Deutſche derart mit ihren ordentlich gewundenen, aufgebauten braunen Zöpfen. Ihre Sinnlichkeit und Lebenskraft würden ganz anders zu Tage treten, wie die Ritas. Sie iſt die Nordländerin. Sie ſteht mit beiden Füßen feſt auf dem Boden, deſſen Frauen und Mädchen, nach den Bildern, die ſeine Dichter von ihnen entwerfen, und die uns oft gar fremd anmuten, ſo ganz andersartig ſein müſſen, als wir ſie bei uns kennen, ſo germaniſcher, ſo tiefer, ſo meeresfriſcher. Und dieſe nun: Mutter werden konnte ſie, aber Mutter zu ſein, dazu taugt ſie einmal nicht; denn was kümmert ſie ſich darum, ob ſie vernünftig iſt oder nicht. Sie will das Leben genießen, ihren Mann beſitzen immer, immer ganz wie in der erſten, wundervollen, ſchwellenden Zeit ihrer Liebe. Sie glaubt nicht an das Geſetz der Umwandlung, ſie will nichts wiſſen von ſeiner ſtillen Innigkeit, ſich nicht abſpeiſen laſſen mit Reſten und Überbleibſeln. Als er verreiſt war und wiederkommt, kleidet ſie ſich weiß, löſt ihr üppiges duftendes Haar, daß es hinabfließt über den Nacken und Rücken, hängt roſenrote Schirme über die Lampen und ſtellt Champagner auf den Tiſch. Der Heimgekehrte aber ſitzt ernſthaft da und redet mit der Mutter von Erziehung und Zukunft ihres kleinen verkrüppelten Sohnes. Und als ſie ſich zu entkleiden beginnt, geht auch er in ſein Bett und ſchläft ganz ausgezeichnet. Und das in verlangender Sehnſucht wachende Weib an ſeiner Seite wünſcht, daß ſie ihren Sohn nie geboren hätte. Am andern Tage ſagt ſie's dem Vater: „Die böſen Kinderaugen trennen uns. Du ſollteſt dich nicht ſo ſicher fühlen: ich gehe hin und werfe mich weg. Ich werfe mich dem erſten beſten in die Arme. Deine Schuld iſt's, daß ich ſchlecht und garſtig werde.“ Vom Strande her ertönt ein ferner Wirrwarr von Rufen und Schreien. „Wo iſt Eyolf?“ Sie ſagten: „Dort ſchwimmt die Krücke!“

Dieſe wundervolle Expoſition des erſten Aktes beruhigt über *einen* Zweifel und läßt *eine* große Frage. Was hätte aus dieſem Thema des Gegenſatzes der beiden Gatten unter den Händen eines franzöſiſchen Dramatikers werden müſſen? Ich werfe mich dem erſten beſten in die Arme: in dieſe Drohung der Frau hätte ſich ihm alles konzentriert. Ein Ehebruchsdrama, ein Ehebruchsdrama. Das Kind, der Vorwand und nicht

üble Vorwand desſelben, würde im Verlaufe völlig zurückgetreten ſein, allenfalls noch eine ſentimentale Löſung haben herbeiführen müſſen. Ibſen aber nennt ſein Stück „Klein Eyolf“. Als nun ſeinetwillen der Gegenſatz zwiſchen den Eltern ausbricht, ertrinkt er. Was für jeden andern dem Problem die Spitze abbrechen würde, begründet es erſt für Ibſen. Der tote Kleine iſt lebendiger als er je im Leben war. Seine ſchönen klugen Augen, ſeine böſen Kinderaugen werden große offene Augen. Alle ſehen ſie, ſehen ſie vor ſich. Klein Eyolf iſt nicht der Vorwand, iſt die Seele des Stücks. Wenn der Vorhang zum erſten Mal fällt, ſchauen wir in ſeine großen offenen Augen und flüſtern ſchauernd: Was wirſt du uns ſagen, noch ſagen, du kleiner Herzenbrecher?

Es iſt bezeichnend, wie der Dichter ſelbſt auf dieſes Wichtige hinweiſt: Eyolf ertrinkt nicht, ſondern die Rattenmamſell holt ihn. Sie lockt alle die, die von den Menſchen gehaßt und verfolgt waren. Sie müſſen ihr nach, weil ſie nicht wollen: weiter und immer weiter hinaus aufs Waſſer. Aber dann haben ſie es ſo gut und ſo ſtill und ſo dunkel, wie ſie ſich's nur wünſchen können. Tief unten ſchlafen ſie ſo ſüß und ſo lang. Als die kleine Alte das Haus verläßt, folgt ihr Eyolf behutſam und unbemerkt. Ihre ſcharfen ſtechenden, ihre glühenden Augen ziehen ihn nach. Bis er am äußerſten Ende der Landungsbrücke ſteht. Bis ihn der Schwindel ergreift und er hinabſtürzt. Und es kommt etwas daher und führt ihn mit ſich fort.

Die Eltern aber glauben, er iſt ertrunken. Warum? „So grundlos das Ganze. So rein ſinnlos. Und gleichwohl will die Weltordnung das haben. Da ſteht Eyolf eben im Begriff, einzutreten ins bewußte Geiſtesleben. Er birgt ſo unendlich viele Möglichkeiten. Reiche Möglichkeiten vielleicht. Nein, ich kann es nicht faſſen. Es ſcheint mir rein unmöglich — die ganze Geſchichte. Am Ende geht alles aufs Geratewohl. Iſt ſich ſelbſt überlaſſen, wie ein treibendes ſteuerloſes Schiffswrack.“

So laſtet das Geſchehene als ein Unbegreifliches ſchwer auf den Seelen der Betroffenen. Und das iſt das große, ſo ganz Ibſenſche: auch und vor allem auf der Mutter. Auf der Mutter, die wenige Augenblicke zuvor dieſes Kind ungeboren, fort gewünſcht hat. Die Römerin, die Deutſche würden vielleicht heftiger klagen und leichter hinwegkommen über den Verluſt, aber dieſe Rita Allmers iſt eine Ibſenſche Nordländerin. Die nicht Mutter zu ſein taugte, ſo lange ihr Kind lebte, wird es nun, da es dahin iſt. Ihr Denken, ihr Empfinden können nicht mehr los von ihm. Seine großen glühenden Augen ſtarren, ſtarren immerfort aus dem Dunkel heraus auf ſie. Sie fragt wohl: „Wäre es nicht denkbar, daß wir ihn vergeſſen könnten? könnten wir es nicht verſuchen? weit wegreiſen? ein großes Haus machen? uns

in etwas hineinſtürzen, was uns Linderung und Betäubung brächte?“ Denn ſie iſt eben ein warmblütiges Menſchenkind! Sie kann nicht ſo herumgehen und duſeln, mit Fiſchblut in den Adern. Hier im Erdenleben hat ſie ihre Heimat, hier will ſie das Glück finden, ſo wie ſie's verſteht. Aber die Vergeltung hat ſie gepackt und läßt ſie nicht mehr los, die große Rechenſchaft. Sie wie den Vater. „Alle Beide haben wir uns verſündigt. Und deshalb war Eyolfs Tod ein Urteilsſpruch über Dich und mich. Jetzt geſchieht uns unſer Recht. In geheimer feiger Reue ſcheuten wir ihn, als er noch lebte. Und was wir jetzt fortwährend Schmerz und Trauer nennen, — das ſind Gewiſſensbiſſe.“

Was die beiden Schmerz und Trauer nennen, ſind zuerſt doch nicht Gewiſſensbiſſe. Sind Schmerz und Trauer, ganz wirklich. Verzweiflung über die troſtloſe Zweckwidrigkeit des Geſchehenen, über das Geratewohl der Weltordnung. Aber aus der dumpfen Verzweiflung ringen ſich die Gedanken des Zweifels an ſich ſelbſt, der Selbſtprüfung empor. Sie gehen in ſich. Und forſchen nach allem, was da drunter liegt — und dahinter ſteckt. Die kleinen vergeſſenen Ereigniſſe der Vergangenheit werden wieder lebendig. Der Vergangenheit, da die Frau für den Mann noch verzehrend ſchön war. Bald nach der Geburt klein Eyolfs. Er lag auf dem Tiſch und ruhte ſo ſanft in den Kiſſen und ſchlief ſo feſt. „Da aber kamſt du, du, du, — und lockteſt mich zu dir hinein. Ich vergaß das Kind in deinen Armen, du biſt ſchuld daran, daß er ſo wurde, — wie er war! Es iſt deine Schuld, daß er ſich aus dem Waſſer nicht retten konnte.“ Der Vergangenheit, da klein Eyolf noch nicht da war. Da der arme Stundenlehrer Allmers noch mit ſeiner Stiefſchweſter Aſta zuſammenhauſte. Es war eine wunderſchöne Zeit, wie hart ſie ſich auch abmühen mußten. Aſta nahm ſeine abgelegten Jungenkleider, den hübſchen Sonntagsanzug, und er nannte ſie immer Eyolf, wenn ſie in der blauen Blouſe und den Kniehoſen vor ihm herumging, und es dünkte ſie wie ein einziger hochheiliger Feiertag von Anfang bis zu Ende. Aber der arme Stundenlehrer mußte auf Aſta bedacht ſein. Er begann ein Weib zu lieben und zu fürchten, das verzehrend ſchön war und — es kam noch etwas anderes hinzu: das in goldenem Berge ſaß. Der Berg erſchloß ſich ihm, und nun lebte er in Wohlſtand und Herrlichkeit, durfte arbeiten und ſtudieren und ſchrieb tagaus tagein, manchmal auch die halbe Nacht, ſchrieb immerfort an dem großen dicken Buch über „Die menſchliche Verantwortung“. Und dieſes Buch ſtand zwiſchen ihm und der Göttin des Berges wie eine Scheidewand. Sie erzeugten ihr Kind: aber es war ihnen ein fremder kleiner Junge. Keines von ihnen hatte ihn jemals ſo recht lieb. Der Vater hatte ſeine Lebensaufgabe, das große dicke Buch; die Mutter den Traum eines Glückes. Aber dann — dann fing der Vater an zu zweifeln,

ob er auch wirklich zu der großen Lebensaufgabe berufen wäre: also war er es nicht. Er zog hinauf in die unendliche Einsamkeit des Gebirges, sich eine neue Lebensaufgabe zu suchen, und droben, den Sternen näher, ging es ihm auf: das Glücksgefühl wachrufen im Gemüt seines verkrüppelten Kindes, was es an edlen Keimen bärge, zum Wachstum bringen, das sei die höhere Pflicht seines Lebens. Die menschliche Verantwortung durchführen im Leben. Als er herabsteigt, dem neuen Götzen seiner Hoffnung ein Bild in seinem Hause zu errichten, da — ertrinkt klein Eyolf.

Jawohl, die Vergeltung! Eine Ehe, die keine Ehe war, ein äußerliches Zusammenleben ohne innere Wahrheit und Notwendigkeit, das ist die Schuld dieser Leute. Eine Ibsensche Schuld. „Wir machen uns gegenseitig nur schlecht und garstig," müssen sie erkennen. Wie Totenglocken, den ganzen Tag, klingt ihnen das in den Ohren. „Rita und ich, wir können nicht weiter zusammenleben," sagt Allmers. „Ich glaube, es wäre besser für uns beide, wenn wir auseinandergingen."

Aber aus der Erkenntnis der Schuld, aus grübelnder Reue über sie, quillt die Kraft der Auferstehung. Die Liebe ist erloschen, ist tot. Das ganze, ganze Lebensglück ist den Beiden auf immer verloren. Aber schließlich sind sie doch nichts anderes als Erdenmenschen, erdgebunden, und das, wovor ihnen graut: trotz alledem, sie getrauen sich nicht, es aufzugeben. Und das Gesetz der Umwandlung hält sie zusammen. Sie sind jetzt genügsam geworden: die kein Leben weiterzuführen haben, bescheiden sich, das Leben zu ertragen. Und weil sie etwas haben müssen, was das Leben ausfüllen könnte, etwas, was gewissermaßen einer Liebe gleicht, da wollen sie alle die armen, verkommenen Kinder, alle die ungezogenen Jungen vom Strande, die ihren lahmen Eyolf höhnten und ertrinken ließen, die wollen sie zu sich nehmen, als ob sie ihre eigenen wären, an klein Eyolfs Statt. Sie sollen in Eyolfs Stube wohnen. In seinen Büchern lesen, mit seinen Sachen spielen. Sie sollen der Reihe nach auf seinem Stuhl sitzen bei Tisch. Wenn es gelingt, ihr Lebensschicksal zu mildern und veredeln, dann ist klein Eyolf nicht vergebens geboren, nicht vergebens wieder genommen worden. Dann war ein Sinn in dem allen, in dieser ganzen Geschichte. Dann werden die großen offenen Kinderaugen sich schließen. Und später, nach schwerem Arbeitstag, dann und wann, wird Sonntagsruhe über sie kommen, und die Geister derer, die sie verloren haben, werden sie besuchen.

Rita: Wohin sollen wir sehen, Alfred?

Allmers: Nach oben, — zu den Gipfeln hinauf. Zu den Sternen. Und zu der großen Stille.

Rita: Ich danke Dir. — — —

Es ist vielleicht der schönste Schluß, den Ibsen geschaffen hat: groß

und ſtill klingt er aus. Und er ſchließt eins ſeiner ſchönſten, tiefſten, vollendetſten Dramen.

Ich habe mich bemüht, das empfinden zu laſſen. Aus des Dichters eigenen Worten. Eine Inhaltsangabe wollte ich nicht liefern, auch nicht das Stück erſchöpfen. Als ob das ginge. Nur eine Ahnung geben, wie liebenswert einem dieſe Rita werden kann. Auch ohne daß man etwas von der Idee des Stückes verſteht.

Es iſt ein alter Mann, der „Klein Eyolf" geſchrieben hat. Er redet ſeine eigene Sprache und hat ſein Recht dazu. Nicht jeder wird ſie vernehmen, nicht jeder kann ſie vernehmen. Wer es in redlicher Andacht verſucht, wird erſtaunt die jugendliche Kraft der Stimme ſpüren. Wie Goethes, des Unſterblichen, Haar auch weiß wurde, und er blieb der ewig Junge, Helios Apoll.

Und wir neigen uns ehrend dem Bilde des Alten: Wir danken dir!

Die psychologische Seite der kirchlichen Gottesverehrung.

Von Emil Kuhn.
(München.)

Motto: Gott iſt mir nur das Symbol für die uns auf der Stufenleiter der biologiſchen Entwickelung jeweils geſteckte Erkenntnisgrenze.

Bei Abhandlungen der fiktiven Sphäre, etwa im Roman, verrät nichts ſo ſehr die Meiſterſchaft des Autors, als wenn er hinter den Repräſentanten ſeines „Theatrums" völlig verſchwindet.

In einer Unterſuchung aber, welche den Charakter einer Diskuſſion über reale, vitale Fragen trägt, ſcheint es mir geſtattet, wenn der Verfaſſer ſich perſönlich etwas in den Vordergrund drängt, iſt er doch ſozuſagen ſichtbarer Redner.

Was ich mir in meinem Thema darzuſtellen vorgenommen, berührt zumal den Gedankengang tauſender Individuen, ſo daß ich an und für ſich gewiſſermaßen nur zur Type der epochalen Intellektsevolution werde. Ganz ſo wie ich, hat zu einer gewiſſen Zeit eine Unzahl Gebildeter von der üppig in die Halme ſchießenden Wiſſenſchaft alles das erwartet, was ihr die Religion vorenthielt, und ebenſo wie ich, empfand ſie auf ihren Rauſch der

jugendlichen Begeisterung den — auf so etwas nicht leicht ausbleibenden — Katzenjammer.

Wir alle hatten von der Wissenschaft mehr erwartet, als sie geben zu können beanspruchte.

Manche sind nicht so glücklich gewesen, sich von ihrem „torpeur" zu erholen und sind entweder aus Angst vor neuen Kopfschmerzen sanft in die Arme ihrer Mutterkirche zurückgesunken, oder — was sehr schlimm war — zu hochnasigen Indifferenten geworden. Aus dieser Sorte wurde, was man mit „Atheisten" bezeichnen könnte, was aber nichts weiter heißen soll, als das Pendant zu den Orthodoxen. Was aber gemeinhin „Atheisten" heißt, ist nichts anderes, als jene noch kleine, erleuchtete, himmelstürmende Gemeinde, die sich — die Wehen nicht scheuend — auf den „Übermenschen" vorbereitet. Vorurteilslosigkeit ist eines der ersten Erfordernisse, um sich im stillen dieser unsichtbaren Loge eines neuen Maurertumes zugehörig erachten zu dürfen. Man muß den vollen Mut haben, auch da noch zu prüfen, wo etwa Päpste der Wissenschaft ihr „apodiktisches" Siegel aufgedrückt zu haben wähnen. —

Will man sich überhaupt auf das gefährliche Gebiet der Weltanschauungskritik begeben, so muß man sich mit dem von Friedrich dem Großen adoptierten Grundsatz identifizieren: Jeden „nach seiner Façon" selig werden zu lassen.

Ferner soll man zu jener Abgeklärtheit in seiner eigenen Weltanschauung gelangt sein, um sich stets selbst sagen zu können: Wissenschaft und Religion sind nicht Feinde, sondern, teils das Gleiche, teils zwei Geschwister, die sich gegenseitig ergänzen. Es wird Tieferdenkenden wohl einleuchten, daß diese Geschwisterschaft nur da zugegeben werden kann, wo man den Begriff Religion sehr hoch faßt.

Nun, zu meiner eigentlichen Aufgabe!

* * *

Meine Untersuchung wird sich in erster Linie mit demjenigen Kult zu befassen haben, welcher die „Evocation" in großartigster Weise ausgebildet hat, und das ist bekanntermaßen der katholische.

Der protestantische Gottesdienst wendet sich von vornherein direkter an den Intellekt, und wenn auch Gemeindegesang, die selten gepflogene Liturgie, neben der Predigt Mittel genug zur Andacht sind, so kommt doch wohl der Betreter des Kirchenraumes nicht so leicht in jene Stimmung, welche den Katholiken schon beim Eintritt in eine Kirche gefangen nimmt.

Dieserhalb darf ich auch füglich vorerst bei einer Betrachtung der psychologischen Seite des Katholizismus stehen bleiben.

Vom jüdischen Kult zu sprechen, ist nicht deswegen unlohnend, weil es ihm an — ich möchte sagen — esoterischen Mitteln der „Evocation" fehlte, vielmehr darum, weil es sich zumeist um Verbal-Symbolismus, um ein mehr innerliches Ceremoniell handelt, worüber zu sprechen viel zu weit führte, ohne den Zweck dieser Untersuchung wesentlich zu fördern.

Ich sprach vorhin von der Stimmung in der katholischen Kirche.

Stimmung erzeugen heißt nichts anderes, als den gelungenen Versuch gemacht zu haben, das Wirken des Objekts auf das Subjekt, oder das Hervorholen des Seelischen durch das sinnlich Wahrnehmbare zu erreichen.

Wie sehr der katholische Kult mit den „Armen im Geist" rechnete, wie sehr er den Denkschwachen Konzessionen gemacht hat, beweist er uns auf Schritt und Tritt durch seine zahlreichen an die Sinne appellierenden Mittel, als da sind: Heiligenbilder, Statuen, Altäre, kurz alle jene Ausschmückungen der Kirchen, welche erstere gefangen nehmen sollen, um den Geist gefügiger zu machen.

Daß wir dieser Kenntnis der Forderungen gewisser Intellekte die wunderbarsten Kunstwerke verdanken, wird wohl niemand bestreiten und daher schon vom künstlerischen Standpunkte aus der katholischen Kirche eine bedeutende einstige Kulturmission nicht absprechen.

Revenons à nos moutons!

Ich leugne nicht, daß es in der Zeit, als die Menschheit noch in den Kinderschuhen steckte, vielmehr aber noch, als sie ihre Flegeljahre austobte, nötig war, solche Lockmittel zu verwenden, wie sie die zahlreichen der „Evocation", oder künstlichen Andachtserzeugung gewidmeten Gegenstände sind.

Woher der Katholizismus jenen Apparat überkommen — wieweit beispielsweise „das Votiv" älteren Religionssystemen eigen war, soll hier auch nicht weiter ausgeführt werden. —

Ich bestreite ferner durchaus nicht, daß es heute noch eine Masse Menschen giebt, welche die zuvor erwähnten Kinderschuhe noch nicht ausgetreten haben, wie auch solche, welche sich in besagten Flegeljahren befinden.

Für diese thun also die „Evokationsmittel" einen trefflichen Dienst. Glücklicherweise aber ist das Durchschnittsmaß des heute in der materiellen Welt sich objektivierenden Geistesextraktes, d. h. der heutige Durchschnittsintellekt schon etwas über dieses Bedürfnis hinausgewachsen.

Ich halte dafür, daß ein Besinnen des Geistes oder der Seele auf sich selbst — d. h. was man Andacht nennt — heute schon vielmehr Individuen ohne jeglichen künstlichen Anreiz möglich ist, als je zuvor. Daher erklärt sich auch der mehr umsichgreifende Widerwille gegen Kultusgepränge, überhaupt gegen alles, was Zeremonie heißt. — Was der populären Wissen-

schaft ihre großen Erfolge schon gebracht hat, und was ihr für die Zukunft unbestreitbar den ersten Platz in der Volksunterweisung einräumt, ist, daß sie mit ihren schmucklosen Erklärungen mehr zur Umspannung des Endlichen und zur Versenkung ins Unendliche hinführt, als alle Kirchenmittel.

Der sogenannte Materialismus der breiten Masse ist nur eine Kinderkrankheit gewesen, welche teils schon überstanden, teils in der Heilung begriffen ist.

Nichtsdestoweniger möchte ich aber doch darauf hinweisen, daß die Psychologie leider eine Wissenschaft ist, welche am meisten unter den Symptomen des „Materialismus*) zu leiden hat.

Da hat das Vorurteil noch recht hemmend gewirkt.

Untersuchungsergebnisse, wie sie schon lange von Charcot und neuerdings von Bernheim in Bezug auf die Heilwunder der „Evokationsmittel" des katholischen Kultes veröffentlicht wurden, werden von der deutschen Wissenschaft vielfach noch zu gering gewertet.

Ich erkläre ganz ruhig — ohne mich vor dem homerischen Gelächter eines Teiles meiner werten Leser in eine Ecke zu verkriechen —, daß ich an die Wunderkraft des „heiligen Rockes von Trier" glaube. Auch bin ich überzeugt, daß der gebildete katholische Klerus mit mir in der esoterischen Anschauung des „Wunders" übereinstimmt: Der heilige Rock ist nur das sinnliche „Evokationsmittel", um jene Kraft in dem betreffenden Individuum auszulösen, welche nichts anderes ist, als die Heilmacht seines eigenen Geistes, seiner eigenen Seele.

Der doch sicherlich „ziemlich intelligente" Immanuel Kant hat Ähnliches schon in seiner von weiland Herrn Dr. Hufeland approbierten Schrift: „Von der Macht des Gemüts" gesagt.

Wir nennen so etwas heute mit einer Generalbezeichnung: „Erzeugung der Auto-Suggestion".

Habe ich bisher nur von mehr äußeren Mitteln der kirchlichen Gottesverehrung gesprochen, so will ich nun zur Betrachtung der mehr intellektualen Mittel derselben übergehen.

Da ist es alsdann nicht mehr nötig, sich auf den katholischen Kult zu beschränken, sondern kann das, was ich sage, als allen Religionsübungen gemeinsam erachtet werden:

Die Predigt und der Kirchengesang z. B. sind vornehmere „Evokationsmittel" als künstlerisch noch so wertvolle Werke der bildenden Kunst, weil sie vernehmbarer zum Geiste sprechen.

---

*) Ich hasse geradezu dieses Wort, weil es durch die Vulgärspiritualisten einen so üblen Beigeschmack erhalten hat.

Das, was Schopenhauer von der Muſik*) ſagt, erweiſt ſich eigentlich nirgends ſo deutlich, als an der Kirchenmuſik, denn ihrer beabſichtigten Wirkung — die Seele aus dem Irdiſchen zu erheben — kann ſich auch der ſogenannte Ungläubige nicht entziehen.

Die Kirchen alſo haben allerhand Mittel, um das Beſinnen des Geiſtes und der Seele auf ſich ſelbſt oder die Andacht zu wecken.

Inſofern haben ſie einſt einen erzieheriſchen Wert für die Trainierung des Geiſtes und der Seele gehabt, der ihnen teilweiſe heute noch nicht abgeſtritten werden kann.

Ich weiß nicht, inwieweit der Gottesdienſt mit der Abſicht in Szene geſetzt wird, das erhabene, geheimnisvolle Walten in der Natur zu verehren, wieweit — ſobald man an einen hypoſtaſierten Gott denkt — es die Menſchen für nötig erachten, dem „Weltregenten“ ihre Huldigungen darzubringen, welche ſich nur wenig von den gewöhnlichen Proſternierungen vor irdiſcher Macht unterſcheiden; aber ich ſehe in der ſogenannten Gottesverehrung gar nichts anderes, als das natürliche Bedürfnis der Gattung: „homo sapiens“, ihrer eigenen Seele Flügel zu geben.

Da indeſſen dieſer heiße Wunſch dem gebildeten Menſchen durch die Wiſſenſchaft, durch die Kunſt, welche meiner Anſicht nach zu den wertvollſten „Evokationsmitteln“ gehören, erfüllt, ja ſo recht eigentlich am Buſen der Natur: in der Waldeinſamkeit, auf Bergeshöhen, vorzugsweiſe jedoch an der See, erreicht wird, ſo mag es keines beſonderen prophetiſchen Blickes bedürfen, um zu der Meinung zu gelangen: „unſere ferneren Nachkommen werden keine neuen Kirchen zu bauen nötig haben.“

*) „Weil die Muſik nicht, gleich allen andern Künſten, die Ideen oder Stufen der Objektivation des Willens, ſondern unmittelbar den Willen ſelbſt darſtellt; ſo iſt hieraus auch erklärlich, daß ſie auf den Willen, d. i. die Gefühle, Leidenſchaften und Affekte des Hörers, unmittelbar einwirkt, ſodaß ſie dieſelben ſchnell erhöht oder auch umſtimmt.“ Schopenhauer: Zur Metaphyſik der Muſik.

Beſchauliche Briefe eines Münchener Eremiten.

Erſter Brief.

(Handelt von Worten und Stimmungen, vom menſchlichen Kehlkopf, Münchenern und Berlinern, von Maximilian Harden und Frau Wurzl vom Viktualienmarkt und endet auf dem Mars.)

München! München! — Es iſt doch ein eigentümlich Ding um die Stimmungen und Gefühle und Ideenaſſoziationen, die ein einzelnes Wort, das heißt alſo ein bißchen kondenſierte Luft in uns erwecken kann! Eine ganze Welt von Empfindung, von Hoffnung, Freude, Furcht und Schrecken und anderen ariſtoteliſcher Stimmungskategorieen muß der armſelig ſtammelnde Menſch in ein ſimpel tönendes, ſchnell verflutendes Wort einkerkern. — Ich greife aus dem endloſen Ozean der Mutterſprache nur einige Wortperlen heraus wie „Schwiegermutter!“ — „Hofbräuhaus!“ „Leipziger Goſe“, „Berliner Weiße“, „Liebestraum“, „Geſelchte“. — Nenne das Wort „Frühling“! Und wer denkt da nicht an naßkaltes Wetter, Winterüberzieher, Influenza, deutſche Lyrik und ſonſtiges Regenwaſſer. Nenne das Wort „Liebe“! Und wer greift da nicht in ſeine Hoſentaſche nach dem Portemonnaie, denkt da nicht an Blumenhändlerrechnungen, ſchlechte Verdauung, ſchlafloſe Nächte, Ohrfeigen und Katzenjammer. Und nenne das Wort „München“! „München“! — ja geht es denn nur mir ſo, oder iſt das menſchheitseigentümlich? Von jeher reagierte auf das Wort „München“ mein Magen durch ein Knurrgeräuſch. Das geſchah ſo ſicher wie Chlor auf Waſſerſtoff, poſitive Elektrizität auf negative, und das Publikum auf dummes Zeug reagiert. Was beſagt dieſes Knurrgeräuſch? Äußert ſich in mir das Unbewußte? Bin ich ſchlechtes Gefäß die Stätte einer neuen göttlichen Offenbarung? O wär ich Düntzer, o wär ich Profeſſor Erich Schmidt, o wär ich Eduard von Hartmann! Sieben, acht, neun, zehn Bände wollt ich ſchreiben zur Kommentierung dieſes Phänomens; ich finge an mit einer Anatomie des tractus intestinalis vom Schlund bis zum Maſtdarm, ich würde zuerſt philologiſch, ſodann phyſiologiſch, ſodann pſychologiſch und endlich philoſophiſch. Ich lieferte eine Abhandlang: „Über die Phänomenologie der Inkarnationslaute des Unbewußten im menſchlichen Dickdarme!“ Ha! ich wollte Koloſſales entdecken! ich würde mich — freilich ſchweren Herzens — dazu entſchließen, die Krone der Weltergründung und der Entdeckung des lieben Gottes mit Hegel und Herrn von Hartmann zu teilen. — Glaubt ihr das nicht, ſchnöde Zweifler? Ich erwähne hier nur ein einziges Faktum, das richtig angefaßt und ausgeführt mir unzweifelhaft die

Abonnementsquittung auf ein giganteskes, philoſophiſches Ingenium eintragen würde. Unſer menſchlicher Kehlkopf (ich kann das hier nicht anatomiſch ausführen) beſitzt nur eine ſehr einfache Einrichtung zur Produktion des Ah! und Oh!, der Laute der Freude, dagegen einen komplizierten Apparat zur Hervorrufung des „Jh", „Uh", „Öh", „Äh" — jener Laute, die man bei der Lektüre der Philoſophie des Unbewußten häufiger von ſich giebt. — Man denke, wenn ich nun darauf eine neue Philoſophie, ein neues Traktament der Urgrunds- oder beſſer Ungrundsfragen begründen würde?! „Die anatomiſch-phyſiologiſche Grundlage des Peſſimismus", „Der menſchliche Kehlkopf als Sitz des Weltſchmerzes", „Das Unbewußte und der larynx" — o! ich habe ſchon eine ganze Batterie ruhmverheißender Titel, und dieſe ſind neben dem Einbande bei jedem Buche zunächſt das Wichtigſte.

Doch kehre zurück, mein Lied, zur nüchternen Proſa deiner ruhmloſen Erdenbürgerlichkeit! Woher der Knurrlaut meines Magens beim Worte „München"? Daher, daß mein Magen der Schallraum meiner Seele iſt (bei den meiſten Menſchen muß der innere Schädelraum zu dieſem Zwecke herhalten und kann's auch), daher, weil beim Worte „München" durch die Seele liebliche Bilder und lieblichere Düfte ziehen, Düfte von Fettnudeln und Tropfnudeln und Huhn mit Nudeln und Dampfnudeln (letztere mit Chartreuſe); holder Brodem von „Radi" und „Keſten" und „Nuſſen, zarte Hauche von Lungenwurſt und Zungenwurſt und „Regensburgeln", — ach! und ein ſüßer Wonnehauch von Auguſtiner und Salvator und Löwenbräu — ein Hauch, der nicht minder lieblich iſt als der Hauch, der ehemals die delphiſche Pythia zum wackeln brachte, und der auch ungefähr dieſelbe Wirkung hat wie jener delphiſche, von dem das Altertum ſinget und ſagt.

Aber nicht nur an Würſte und Nudeln denk ich bei dem Worte „München" (auszuſprechen „Minka"). Halte mich nicht für ſo erzproſaiſch, geneigteſter Leſer! Ich weiß ſehr wohl, daß München nicht nur das Paradies der Regensburger Würſte, ſondern auch das Eden der italieniſchen Malerei iſt, daß hier nicht nur der Knoblauch, ſondern auch die Blume moderner Myſtik duftet — beide Gerüche ſind für meine altfränkiſche Naſe unzuträglich — daß die Münchener nicht nur das beſte Bier ſondern auch die ſchönſten Mädchen produzieren, beides beliebte Handelsartikel. Letztere nennt man hier übrigens „Madeln", Deandel" oder „Kellnerinnen", und ſie ſind in der Mehrzahl langweilig, in der Einzahl ſehr intereſſant.

Und noch viel anderes weiß ich von München zu ſagen und zu rühmen! Weißt Du was Gemüt und Gemütlichkeit iſt, lieber Leſer? Wenn Du in Berlin, Breslau oder Hannover an der Leine das Dunkel der Welt zu erblicken Gelegenheit ſandeſt, ſo weißt Du es jedenfalls nicht! Alſo komme nach München, um es zu erlernen! Deutſches Gemüt iſt ein Ge-

miſch von Münchener Hofbräu, Richard Voſſiſchen Drauen, einem Jahrgang Gartenlaube, Straßen- und Treppenſchmutz, Tuberkelbacillen, Mangel an Intellekt und einer Mitgliedskarte der Berliner Geſellſchaft für ethiſche Kultur! Und Gemütlichkeit iſt, wenn Dir in Leipzig die Hökerin neben dem Mendebrunnen beim Einkauf eines Pfundes Kirſchen auf die Frage, wo dieſe Kirſchen denn gewachſen ſeien, die ſtereotype Antwort erteilt: „Uff die Beeme!“ — Was Gemütlichkeit iſt, erlernſt Du, wenn Du auf der Lokalbahn von München nach Partenkirchen fährſt und in Weilheim und Murnau 20 Minuten Aufenthalt haſt, weil der Zugführer als echter Bayer es unter drei Maß nicht thut. — Was Gemütlichkeit iſt, erkennſt Du, wenn Du das Embonpoint der Stammgäſte des Auguſtinerbräus in Augenſchein nimmſt, bei welchem herzerquickenden Aſpekt ich beſtändig von Erfinderideen heimgeſucht werde, indem ich ſchon lange bedenke, wie man dieſes überſchüſſige Konglomerat von Speck etwa dem Staate nutzbar machen kann, ob man nicht etwa einen Teil des Fettes verſeifen könnte — in welchem Falle man gar ſo viel Seife bekommen würde, als zur Reinigung des König Max-Monumentes erforderlich ſein dürfte — und das will etwas heißen! —

Weißt Du nun noch nicht was Gemütlichkeit iſt, ſo geh zum Oktoberfeſt auf „die Wieſen“ (ach! ich fand's heuer arg moderniſiert, das gute alte Oktoberfeſt!) und belauſche einmal beim Werdenfelſer Michl, meinem ſpeziellen Göuner, die Geſpräche der Wieſenbeſucher. Da ſitzt ein Beamter in ſtädtiſcher Uniform neben dem Gebirgler in kurzer Wix, ein ſtoaboariſches, nudelſaubres Deandel im Geſchnür (es giebt wahrhaftig immer noch fünf oder ſechs Madeln im Geſchnür auf den Wieſen) neben einem „Herrn Dukter von Minka“, ein Offizier neben dem Bauer von Ehrwald oder Tegernſee. Und der dicke Dukter ergreift das Wort und ſpricht nach längerer Pauſe: „Dös Bier is guat.“ — Darauf zwanzig Minuten Pauſe. Dann erwidert langſam der Herr Regiſtrator: „Ja, ja, guat is ſchon.“ Wiederum zwanzig Minuten Pauſe. Und dann beſtätigt's ein biederer Gebirgler in kurzer Wix: „Dös moan i, guat!“ — Das iſt Gemütlichkeit! Oder iſt es Dir, o Sohn der Panke oder Spree, noch nicht gemütlich genug? Nun! ſo geh einmal an einem Feſttage wie dem heutigen — es iſt, da ich ſchreibe, der Tag der Konzeption Mariä von ſeiten des lieben Gottes — über den Münchener Viktualienmarkt und den Marienplatz. Dieſer Platz iſt nahe meiner Wohnung, und heute war ich dort. Da ſteht das neue Rathaus von München, wo die Geburten der Münchener Kinder angemeldet werden, und einige Zeit früher oder ſpäter die Paare auf dem Standesamte ſich kreuzigen laſſen — wo alſo das Mutterhaus des Münchener Lebensſtromes ſich befindet und der Wille zum Daſein in den Windeln liegt! Auf dieſem Platze, wo ſo viel unheilige Erbſünde ſich ausbreitet, ſteht ein Brunnen,

und auf diesem Brunnen Mutter Maria. Dieser Brunnen spielt eine große Rolle beim Schefflertanz und Metzgersprung. — Lautes, rauschendes Leben flutet hinweg unter ihr, der hochthronenden, gebenedeiten Magd und Mutter des Himmels, und nur wenige haben ein Auge für sie, denn der hastende Blick haftet tiefer am Staube der Straße; zum Himmel blickt es nur bei Sonnenfinsternissen, das Geschlecht des Alltags. Doch wie ich heute über den Platz ging, da sah ich inmitten des wogenden Getriebes des frisch blühenden Münchener Stadtlebens ein kleines Mädchen, das vor der Statue seinen Rosenkranz betete und ein paar armselige Strohblumen auf den Sockel der Marienfäule legte.

Am Eck der Weinstraße standen zwei Herren mit schwarzen Cylindern und sehr würdigen Gesichtern, und im Vorbeigehen erlauschte ich nur die Worte „Hypotheken- und Wechselbank", „Kurse matt", „Russen". — Auf der Trambahn stand ein Jüngling mit wundervollen Hosen, eine rote Nelke im Knopfloch, und ein rotes Schnupftuch lächelte ihm schelmisch aus der Brusttasche heraus, vielleicht als ganz überflüssiges Erkennungszeichen innerer Fadesse — und dieser liebe Jüngling äugelte mit einer weltlichen Jungfrau, die mit herausfordernder Kühnheit dem staunenden Markte das Trauerspiel ihrer Waden zum besten gab — das kleine Mädchen aber hatte nur Augen für Maria und ihren Rosenkranz, und für das kleine Mädchen hatte keiner ein Auge. — Mich erinnerte das Kind lebhaft an die echte deutsche Kunst. — Doch fort mit pessimistischen Parallelen! — Ist das nicht gemütlich, dieses Verrichten der Gebete coram publico? So etwas leistet doch nur die amüsable Massenreligion des Katholizismus — in katholischen Ländern sind die Menschen naiver, kindlicher, ursprünglicher, treuer und heiterer — sie sind auch wohl dümmer, weswegen zum Beispiel die neueren Künste ihren Herd im Süden haben. Man denke sich ein solches Madonnenbild und eine solche Andachtsübung auf dem Bellealliance-Platze in Berlin! Ach in Berlin! In Berlin! wo nächstens der Mensch die Bescheinigung seiner Geburt und seiner Steuerbezahlung am Rockkragen wird anheften müssen, wo ihm sein offizielles Quantum schlechter Atemluft zugemessen und besteuert wird, und wo auf fünf Referendare sechs Schutzleute kommen! Ach in Berlin, in Berlin, wo bekanntlich das Salzbergwerk der Erde ist und die Intelligenz ihren Nabel hat — weiter nördlich befinden sich ihre unteren Extremitäten — von welchem Nabel sich denn auch ablösten herrliche Geistesblumen, wie die Philosophen Hegel und von Hartmann, die Bühnendichter Raupach und von Wildenbruch, die Theologen Stöcker und Schleiermacher — alles unverkennbar echte Berliner Kohlstrunke.

Mag Berlin immerhin die Heimstätte für Helden der Uniform sein, die Stätte der Kunst, der wahren Wissenschaft und des humanen Fort-

schrittes ist Berlin nie in besonders hohem Maße gewesen. „Künstler gedeihen in Berlin wie Lachs in der Spree und Funken im See" — dichtet Wilhelm Jordan. Aber Berlin ist nicht ohne Charakter, Berlin hat Kraft, Zucht, Energie und die Größe der Energie. Doch der Berliner hat keinen Humor, sein Humor hat etwas Ätzendes, Spitziges, Ironiesierendes, er hat keinen „Geist", sondern bloß „Esprit", und selbst wo er Freiheit zeigt wird sie zur Frechheit, wo er aber Maß übt, da ist er mäßig — der Typus des Berliner Geistes ist die „Schnodderigkeit", wie sie etwa Herr Maximilian Harden und seine Zukunft darstellten, wenigstens anno dazumal, als noch der rote Jakobinermantel die offiziöse Livree verdeckte, und ehevor aus einem geistvollen, demokratischen Isidor ein recht langweiliger, stock-liberaler Maximilian hervorgekrochen war. Diese Metamorphose des Herrn Harden ist ein Verdienst des Fürsten Bismarck, der außerdem auch das deutsche Reich gegründet hat, und der — wie man in jeder Nummer der Zukunft nachlesen kann — nachdem er sich von der Einigung Deutschlands zurückgezogen hat, auf seine alten Tage das Glück genießt, Hausfreund des Herrn Harden zu sein. —

Vergleich ein Berliner Bräu mit einem Münchener Keller, ein Berliner Witzblatt mit den Münchener „Fliegenden", Herrn Nunne mit Frau M. Wurzl vom Viktualienmarkt, einen Schusterjungen aus der Ackerstraße mit einem Schneiderbuabn aus der Müllerstraß — und ihr erspart mir weitere Explikationen. Doch nicht in allen Punkten möchte ich Bayerns Hauptstadt über Preußens Metropole erheben. Ich bin kein unbedingter Preußenfresser, sondern selber Preuße, und weiß sehr genau, was auch der Süden der preußischen Disziplin zu danken hat. — Die statistische Abwägung der Vor- und Nachteile ergiebt etwa dieses Resultat: in Berlin giebt es mehr Gauner, mehr Beamte, mehr Litteraten, mehr Grobiane, weniger Flöhe, weniger Pfaffen, weniger Geisteskranke — in München mehr Nachtcafés, mehr Dreck, mehr Wanzen, weniger Schulmeister, weniger Lieutenants, weniger Schwindler und mehr Beschwindelte. Willst Du gut essen, so geh nach Berlin, willst Du gut trinken, so geh nach München, willst Du Dich anständig verheiraten, so geh nach Berlin, willst Du Dich unanständig verlieben, so geh nach München; Geld los werden kannst Du an beiden Orten.

Hier könnte ich mir eine populationistische Studie über den Charakter des Nord- und Süddeutschen leisten. Doch, ich begnadige meinen Leser! — Ich bin Menschenfreund! — Nur eines sei behauptet: Führt einen Engländer und einen Hannoveraner, führt einen Franzosen und einen Stuttgarter zusammen, und sie werden sich besser verstehen, als der Norddeutsche den Süddeutschen, der Tyroler den Allemannen, der Niedersachse den Schwaben versteht. Diese Mannigfaltigkeit ist ein Produkt unserer politischen Geschichte,

in ihr liegen die Mängel unſeres politiſchen und die Vorzüge unſeres ethnologiſchen Charakters. Ich bin Anhänger der Taineſchen Lehre vom Milieu, die eine ſtrikte Konſequenz des Evolutionismus iſt. Der Menſch iſt ein Produkt der Scholle, der Charakter der Bevölkerung iſt nur die Kehrſeite vom Charakter der Landſchaft. Das am Meer und in der Tiefebene erwachſende Geſchlecht iſt ernſt, dunkelgallig, zeigt ſich düſterer und ſchwerer Denkart geneigter. In Oſtpreußen, dem Nebellande, iſt die Heimat der Phantaſie und der Abſtraktion; hier erwächſt ein Geſchlecht, aus dem ein T. A. Hoffmann, ein Hamann, ein Koloſſal-Abſtraktions-Phantaſt wie Kant hervorgehen konnte. Am Rhein, im Mittelgebirge iſt das Blut heller und leichter, von dieſem Blute ein Tröpflein floß in den Adern Heines, auch in Goethes und meinen Adern rollt davon. — Erblaſſe, Karl Bleibtreu! Die Krone des Größenwahns fand offenbar wieder einen neuen Prätendenten! —

Das Volkslied der Heide iſt monoton, düſter, melancholiſch, elegiſch — der Gebirgler ſingt lebensfrohe Schnadahüpfeln; die mehr muſikaliſchen Talente ſtammen meiſt aus unſern Ebenen, die plaſtiſchen und realiſtiſchen aus unſern Bergländern. So wollen wir ein jeder die Kräfte ſeines engeren Heimatlandes nach Möglichkeit entfalten — denn unſer Deutſchland iſt ſchön an allen Enden, und die bunte Mannigfaltigkeit der Panmixie iſt der Organismenwelt oberſter Reiz und oberſtes Geſetz — ſo iſt's in der Natur begründet, und nur der Menſch kennt Schablonen, Syſteme, Verallgemeinerung, Schulen und --ismuſſe. — —

Das Leben der Straße dringt geräuſchvoll zu meinem hochgeſtellten Fenſter herauf und ſtört mich beim Niederſchreiben dieſes Briefes! Welch einen Lärm macht der Münchener bis neun Uhr abends; er hört auf zu lärmen, wenn der Berliner zu „radauen" beginnt. Das iſt das Kompenſationsgeſetz der Geräuſche. Wenn zweie ſo recht lebhaft einander anſchreien, ſo macht es mir immer Freude zu beobachten, wie der eine immer ſtill wird, wenn der andere zu ſchreien anfängt und ſie ſich im Schimpfen immer ablöſen.

In den Adern Münchens fließt viel keltiſches und romaniſches Blut — daher werde ich momentan ſo ſehr im Schreiben geſtört. Ich haſſe dieſes Geſchrei! Aufs innigſte fühle ich Schopenhauer und Lichtenberg ihren Horror gegen unnützen Lärm nach. Freilich derſelbe Lärm, der mich im Schreiben ſtört, kann einmal die Franzoſen oder Ruſſen aus dem Felde ſchlagen. Der Inbegriff der Schrecken für einen Geiſtesarbeiter iſt ein mit einer Peitſche knallender Bierfuhrknecht. Ein ſolcher knallt jetzt ſeit nahezu einer Viertelſtunde vor meinem Fenſter. Ich bringe das zur Kenntnis des Publikums! Ich ſtelle dieſen Unmenſchen für die Ewigkeit an den Pranger. Gäb es eine Gerechtigkeit auf Erden, ſo müßtet Ihr den Mann lynchen, als Mörder lynchen — denn er hat mir ſchon drei unſterb-

liche Gedanken gemordet. Südliche, nahezu italieniſche Art des Lebens zeigt ſich nicht nur in der leichteren Beweglichkeit der Münchener Blutkörperchen, ſondern auch in dem gräßlichen Dreck in Münchener Wohnungen.

Die Straßen unſeres Bierdorfes haben alle die herrlichſten Aſpekte, aber auch einen ſchier römiſchen maleriſchen Schmutz.

Wenn Iſarathen die Lieblingsſtätte Apolls von jeher war, ſo weilte dieſer unmoderne, depoſſedierte Gott hier jedenfalls in ſeiner Eigenſchaft als Apollo Smintheus, den Wolfgang Goethe im Fauſt den Herrn der Wanzen und der Läuſe und noch einiger Tiergeſchlechter nennt. Das Pulver haben die Münchener nicht erfunden. Einem on dit der mit ihrer Gunſt etwas freigebigen Dame Klio zufolge beſorgten das die Freiburger im Breisgau. Aber dieſe Dame iſt vielleicht ſchon etwas gedächtnisſchwach; ich folgere das zum Beiſpiel aus Janſſens Geſchichte des deutſchen Volkes und deſſen Darſtellung der Reformation. Herr von Treitſchke ſollte doch in den Archiven nachſehen, ob die Berliner nicht das Pulver erfunden haben. Jedenfalls ſteht in dieſer Angelegenheit ſo viel feſt, daß die Seife ebenfalls nicht in München erfunden wurde. Die Ironie der blutigen Dame Weltgeſchichte ſchiebt dieſe vielfach unbekannte Erfindung den Italienern in die Sandalen. Da aber der Prophet im Vaterlande nichts gilt, ſo traf ich in Italien die denkbar größte Mißachtung dieſer Landestochter an.

Aber an ſolchen Ironieen iſt ja dieſe tragikomiſche Weltfarce, genannt Menſchenleben, nicht arm. — Venedig iſt bekanntlich die waſſerreichſte Stadt dieſer Welt — ich nehme die litterariſchen Kreiſe im Weſten Berlins und im Centrum Münchens aus. An der Piazetta blaut bekanntlich die Adria, das heißt ſie ſieht grün aus, vor jedem Hauſe befindet ſich ein ſtagnierender Kanal, der an ein Strindbergſches Drama erinnert; dazu brüllen dir an jeder Gaſſenecke — und die Gaſſen beſtehen dort überhaupt nur aus Ecken — mindeſtens ſechs Kerle ein „äquä", „äquä" entgegen — der Venetianer iſt faul, und der Erwerb von Waſſer iſt nicht koſtſpielig, und der Wiederverkauf nicht mühſam; ſo iſt jeder fünfte Venetianer ein Waſſerhändler, wie jeder fünfte Deutſche ein Dichter iſt. Und doch iſt in keiner Stadt der Welt das Waſſer ein ſo unbenütztes und unbekanntes Ding wie in Venedig — gerade ſo wie es mit der Poeſie in Deutſchland der Fall iſt.

In Italien iſt übrigens, wie ich aus beſten Quellen, nämlich aus mindeſtens vierzig verſchiedenen Gaſthöfen berichten kann, alles dreckig — es ſieht da aus wie in dem Herzen einer modernen Jungfrau; freilich iſt es eine Wonne, dort zu leben, aber nur wenn man keinen Floh hat. Dieſer Kulminationspunkt irdiſcher Glückſeligkeit ward aber noch keinem Sterblichen zu teil. Sogar die Tauben auf dem Markusplatz ſind ſchwarz; als Kind hatte ich ſie mir ſtets ſchneeweiß vorgeſtellt. —

Genug für heute! In meine Fenster fällt schon Sternenschein. Dieses Licht gebrauchte mehrere tausend Jahre, ehe ihm der Vorzug zu teil ward, mir lebhaft in die Augen zu fallen. So ist die Beförderung im Weltraum! Und da klagt man noch über das sinnige Avancieren eines bayrischen Juristen oder eines Münchener Lokalbahnzuges? Die kosmischen Maßstäbe fehlen eben unserer Zeit. Ich entdecke soeben den Mars und die Venus — diese beiden stehen immer intim zusammen — dank Schiaparelli wissen wir mit relativer Gewißheit, daß auf ersterem Gestirne gleichfalls ein menschähnliches Geschlecht atmet und liebt. — Ich werde dramatisch! Habet auch ihr Steuervorlagen und Frankfurter Parteitage und Fuchsmühler Friedensschlachtfeste?

Philosofaseln auch dort droben denkende Gehirne, oder denkt man bei euch ebensowenig wie anderswo? Ist man auch bei euch zur Zeit gerade „modern“? —

O möget ihr glücklicher sein! Bewahre euch der Himmel vor der Einführung der Nibelungentrilogie! —

Ha! Ich stürze wieder hernieder aus Ätherhöhe! Das nächste Mal will ich statt von den Sternen des irdischen Himmels von den himmlischen Sternen der Erde, statt von den Flammen des Himmels von meinen himmlischen Flammen berichten. — — Das bipedische Geschlecht der Straßelärmet fort — es strömt in hunnischen Scharen zum Hofbräu herunter. — Für sie steht die Venus nicht am Himmel, sondern hinterm Buffet Warum muß ich heut Abend nur immerfort des kleinen Mädchens gedenken' das ich heut früh auf dem Marienplatz sah, wie es seine armseligen Strohblumen zu Füßen der Heiligen legte? — Th. L . . . g.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Malerei.

Berlin ist nicht das Centrum der Kunst, aber das Centrum des Verkehrs. Und ein großer Verkehr ist der Nährboden des Realismus. Des Realismus Shakespeares und der Dichter des Roi soleil.

Daß uns Berlin eine solche Blüteperiode der Kunst, ein solches goldenes Zeitalter, in dem Gesundheit des öffentlichen Lebens mit Gesundheit des künstlerischen Empfindens in Eintracht lebt, bringen wird, ist noch der geheime aber unauslöschliche Ehrgeiz der Hauptstadt. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Das Genie aber geht aus einer Verbindung von Talent und Charakter

hervor. Und das Talent, das von den Wirbelstürmen hauptstädtischen Lebens nicht gebrochen wird — wir erwarten es noch — wird dem Zeitalter seinen Glanz zu geben imstande sein.

Vorläufig warten wir noch darauf. Das Berliner Theater, obwohl überall angefeindet, beherrscht doch das deutsche Repertoire, wenn auch bis jetzt wenig segensreich. Darauf kommt es aber — aufs Repertoire-Beherrschen — gar nicht mal an. Berlin so gut wie jede andere größere Stadt wird in der segensreicheren Zukunft nichts anderes sein können als ein Individuum. Seine Persönlichkeit hat aber bis jetzt noch keinen einheitlichen Ausdruck finden können. Ebenso wenig wie die Deutschlands überhaupt.

Typisch dafür sind die Verhältnisse auf dem Gebiete der Malerei in Berlin. Die Säle des „Vereins Berliner Künstler" (ein geschmackvoller Titel) — — ein graues Elend. Dagegen bei Schulte, Gurlitt ꝛc. und in Sonderausstellungen — alles Fremde, zum mindesten nicht Berliner.

Im „Verein Berliner Künstler" keine Spur modernen Empfindens. Da präsidiert der Präsident Becker mit Bildern, Scenen des alten Venedigs, Dogen und Dogaressa, Pagen, Damen und Masken in Sammt, Purpur, Violett und Grau darstellend, Bildern, die aussehen wie ein in Asche gefallener Makart. Da haben die Ehrenplätze ein „Othello" von A. Weiß, mit einem sinnlich-süßlich-epigonenhaft empfundenen Desdemona-Akt, und Bohrds Marine, die wie alle seine Bilder, mit ihrem großen, vielsegligen Schiffe lebendig wirkt — aber sie ist von gestern. Es ist leer in diesen Sälen, die im übrigen meist Sachen illustrativen oder dekorativen Charakters zeigen.

Schulte, Unter den Linden, dessen Salons die am wenigsten ungünstigen sind, schwingt sich von Zeit zu Zeit zu Sonder-Ausstellungen auf, die entweder auswärtigen, oder solchen Berliner Künstlern gelten, die sich mehr bemühen, die Lehren moderner Vorbilder sich zu eigen zu machen. Diese Ausstellungen sind jedoch oft sehr kritiklos, so in der oft wiederholten Vorführung eines ganz handwerkerlichen Nachahmers von Slardina und Stahl: Paul Höniger. Interessant war die Sonder-Ausstellung von Dora Hitz, Curt Herrmann, Henny Geiger-Spiegel und Philipp Frank. Der letztere hatte eine Anzahl studienartiger Strandlandschaften mit üppiger Blumen-Vegetation als Staffage, ganz natürlich empfundene und mutig wiedergegebene Naturalismen. Dora Hitz, die in München, Paris und anderswo viel gesehen hat, malt Porträts im Geschmack der Schotten: alles wie durch einen nebelartigen magischen Schleier gesehen, der Details verwischt und hinter sich wollüstige Schönheit ahnen läßt. In der Farbe aber ist sie unabhängig von Vorbildern und, z. B. in dem Porträt der Schauspielerin in ganzer Figur, von dem überraschenden dekorativen Geschmack, der Frauen oft eignet. Henny Geiger-Spiegel ist Bildhauerin; über ihre ausgestellten Sachen schweige ich ehrlich; denn in einer nur wenige Wochen dauernden Ausstellung, die drei Säle umfaßt, fand ich wirklich keine Zeit, die Werke genügend zu studieren. Die meisten wirklich modernen Bildhauerarbeiten sind kunstgewerblichen Charakters, und ihre Beurteilung dreht sich immer um dieselben herkömmlichen Fragen nach der Bewegung, den Emblemen und der Symbolik. — Über Curt Hermann habe ich mich im Dezember-Heft geäußert.

Diese Ausstellung wurde abgelöst durch eine größere, die sich großer Frequenz erfreut wegen ihres Hauptanziehungspunktes: Böcklin. Dieser große Maler-Dichter, dessen phänomenale Vollendung in unserer so unvollendeten und ringenden Zeit göttlich-fremdartig anmutet wie seine Stoffe, fesselt vor allem die Beschauer vor seinem „Triton und Nereide". Wir haben hier selten, sehr selten Gelegenheit, Böcklin zu sehen. Auch ohne das würde es freilich gerechtfertigt sein, wenn man vor diesen Mei-

ſterwerken ſtundenlang ſtaunend ſteht. „Triton und Nereide“, „Toteninſel“ (kleinere Ausführung), „Herbſtgedanken“, „Sommer“, „Selbſtporträt 1873“ ſind bekannte Bilder. Neu iſt: „Die Fiſchpredigt des hl. Franciscus“, ein Bild, in dem der Humoriſt der „Suſanna“ auferſteht: Der hl. Franciscus, ein hagerer Mönch in brauner Kutte, ſteht — unbedeckten Hauptes bei glühendem Sonnenbrand — mit bloßen Füßen auf den Steinen am felſigen Strande und predigt mit heiligem Eifer ſeinen Zuhörern, die, bis weit hinaus ins Meer, die offenen Mäuler emporheben, mehr aus Verwunderung, wie es ſcheint, als aus Verſtändnis. Nur ein frommer Haifiſch, wenn mich meine Naturgeſchichte nicht täuſcht — liegt zu ſeinen Füßen und ſcheint ſich die Worte des Heiligen recht zu Herzen zu nehmen. Und eine Fußleiſte deutet den Inhalt der Predigt an: wie auch im Meere, in der blauen Tiefe, Haß und Kampf herrſcht, und das „Liebe deinen Nächſten“ keine Stätte fand — denn gierig ſängt in ſeinem Maule der Hecht die kleinen Silberfiſche, und ihm ſelber ſtößt der Schwertfiſch ſeine Lanze in den Bauch. Das andere „Teutonenkampf“ ſtellt eine Schlachtepiſode dar. Auf ungeſattelten, einzig genial verzeichneten Roſſen ſtürmen blondhaarige Germanen, bärtig und unbärtig, heran gegen die entgegenſprengenden Römer, die mit militäriſcher Pracht gekleidet ſind. Auf einer primitiven hölzernen Brücke entſpinnt ſich der Kampf. Unten durch den reißenden Strom des Baches ſtreben, bis an den Hals im Waſſer, die Schwerter im Munde, mit Armen, die ausgeſtreckt ſind, um das Gleichgewicht zu halten, germaniſche Krieger. Es liegt in dieſer Kampfbegierde der Barbaren etwas von jenem unwiderſtehlich inſtinktiven Zuge der fabelhaften Naturweſen aus Böcklins anderen Bildern. Es iſt uns etwas ganz fremdes geworden, aber wir empfinden ſympathiſch damit. Ohne jede Spur von Pathos zwingt uns der Maler in die Empfindungswelt ſeiner Germanen. Das Ganze möchte ich eine Symphonie nennen, die auf das helle Blut-Rot geſtimmt iſt. Man kennt Böcklins Meiſterſchaft in der ſcheinbar ſo einfachen, in Wirklichkeit ſo raffinierten Farbengebung. Und namentlich iſt er unvergleichlich in der Wiedergabe des blauen — hell- oder dunkelblauen — bewegten, fließenden Waſſers. Etwas magiſcheres wie die Bewegung des Meeres auf dem Bilde „Triton und Nereide“ habe ich noch nie geſehen. Der Himmel und das Meer haben ſich verdunkelt, hinten ſchäumen die blitzend weißen Wogenkämme, und vorne dies eigentümliche, drohende Atmen des ſich erregenden Waſſers. Man glaubt leiſe ſchon den Wind pfeifen zu hören. Und nun, bei dem Felſen, taucht der Triton auf, dies broncegelbe Meergeſchöpf mit den Fiſchaugen, und die Nereide ſtreckt ſich, tollen Jagens gewärtig, auf dem naſſen Stein. — Von ſchauerlicher Wirkung iſt in ſeiner Einfachheit „Die Tochter des Herodias“. Auf dem Teller trägt das Mädchen den blutigen Kopf des Johannes. Sie ſcheint nicht zu ahnen, welches Scheuſal ſie iſt. Der Hintergrund ſtellt in alter Manier einen Gefängnishof dar, in dem fern der Henker ſteht, ſein Schwert in dem roten Mantel abwiſchend und dem Mädchen nachſehend, als käme ihm ſeine blutgierige Ruhe zwar ein wenig wunderbar vor, zwänge aber unwillkürlich ihm, dem Blutgewohnten, eine Art Achtung ab.

Die übrigen Bilder des Salons ſind ungleich zahmer. In ſeinen Porträts — lauter Damenporträts — ergeht ſich ein Münchener, Raffael Schuſter-Woldan, in gewagten Experimenten mit den lälteſten Farben, offenbar in der Abſicht, zarte dekorative Wirkungen hervorzubringen, die er aber, mit allzuleuſchem Pinſel, nur ſelten, ſo in der „An den Pforten der Dämmerung“ genannten Phantaſie erreicht. Dagegen wirken die Porträts ſtets durch ihre eigenſinnige impreſſioniſtiſche, aber ſcharfe Charakteriſtik. Joſ. Block (München), der an Trübner erinnert, Hans Fechner (Berlin) und Robert Warthmüller (Berlin) ſpielen mehr nach fremden Noten. Ebenſo der Norweger Frithjof Smith, der ſeit langem in Weimar lebt, und deſſen Ibſenbildnis

wegen des Sujets Intereſſe erregt. Überall fügt man jetzt Interieur oder reichliche Dekoration dem Porträt hinzu, und ſpielt, neben dem Beſtreben zu charakteriſieren, mit einer meiſt feinen Farbenſtimmung. Fühlt man ſich der Aufgabe nicht gewachſen, dem Körper des Modells den täuſchenden Hauch der Lebendigkeit zu geben? Kann man mit dem Charakter nicht mehr ſchaffen, nur mit den Nerven? In einer Weltſtadt wie Berlin, wo die Kunſt — namentlich die bildende Kunſt — von den Salons abhängig iſt, liegt die Gefahr ſo nahe, daß ſie eine Kunſt für Feinſchmecker wird. Und das iſt der falſche Weg: es will mir oft ſcheinen, als ſei die ganze Malerei unſerer Tage, ſelbſt in ihrer originellſten und erſtaunlichen Technik, immer noch nichts als eine Ausbeutung und Entwicklung der unerſchöpflichen Kräfte und Eroberungen der Vergangenheit durch ſich ſelbſt unabläſſig genießende Epigonen. Und das wäre die abſchüſſige Bahn, die ſtets die Kunſt in den Zeitaltern wachſender Kultur einzuſchlagen pflegte. Erfreulicher erſcheinen mir die Bemühungen, die in Bezug auf die Färbung von Skulpturen in neuerer Zeit ſich bemerkbar machen. Freilich kann ich der Farbe am Bildwerk nur eine untergeordnete Rolle zuerkennen. Sie hat die Aufgabe, die plaſtiſchen Vorzüge ihres Gegenſtandes in helleres Licht zu rücken, und das wird völlig erreicht durch eine diskrete Tönung. Wo ſie weiter geht, giebt ſie dem Bildwerk entweder (wenn auf die Schönheit gerichtet) einen dekorativen Charakter (wie den alten Holzſchnitzereien in Kirchen mit grellen und glänzenden Farben), oder, wenn ſie ſich allzu aufdringlich bemüht, den Schein der Wirklichkeit zu verſtärken, ein barbariſches Wachsfigurenausſehen. Das letztere beweiſt die Emin-Paſcha-Büſte von Harro Magnuſſen, die nicht nur alle Farben der Wirklichkeit freskenartig wiedergiebt, ſondern zum Überfluß noch eine richtige transportable Brille trägt. Oder das Bismarck-Bildnis mit den glänzend lackierten Augenlidern, das, obgleich das treffendere einen geradezu abſtoßenden Eindruck macht, während die weiße Büſte, obgleich willkürlicher, künſtleriſch wirkt. Auch wird die letztere ganz von ſelbſt gegliedert und große Schattenpartien erſetzen die Malerei. Es wäre ſchade, wenn Harro Magnuſſen, der geſtaltungskräftige Porträtiſt von Hermann Allmers, ſolchen Experimenten weiter nachhängen wollte. — Zart und gemütvoll ſind die Bildnereien von Lilli Finzelberg: eine Büſte der Gräfin Herbert Bismarck und ein paar reizende Genres.

Zu gleicher Zeit führt uns Gurlitt in ſeinen leider ſehr ungünſtig — in Bezug auf die Lichtverhältniſſe — gelegenen Salons Gäſte vor, die in Berlin bisher ſehr ſelten waren, obgleich ſie leicht und viel Anklang finden: ſchottiſche Landſchafter. Dieſen leidenſchaftlich-warmen und mit ebenſo großer Technik wie Poeſie ſchildernden Bildern hat Niemand etwas vorzuwerfen. Es ſind nicht die graziös-mächtigen, durch alle möglichen Temperamente geſehenen Werke von Künſtlern, die ihrem Jahrhundert eine neue Quelle künſtleriſcher Labung entdeckt haben, wie die Maler von Barbizon, ſondern es ſind immer neue Strophen zu der uralten Melodie der Begeiſterung und Liebe für eine ſchöne, geheimnisvoll gewaltige Heimat. Hauptſächlich vertreten ſind A. K. Brown, Maler des Sonnenlichts und der Sonnenwärme, die über Felder und Wieſen, Seen und gigantiſche, rauſchende Baumgruppen wie eine wollüſtige Schwüle ſich legt, die Zeit, wo die Maler-Dichter Deutſchlands und Frankreichs den helleniſchen Gedanken illuſtrieren würden: „der große Pan ſchläft!“ — nächſt Brown Docharty, James Paterſon, A. Roche mit einem unnatürlich naiv, und in diaſſen Farben gemalten Landſchafts-„Idyll“. Der Stern des Salons aber iſt das Bild des Engländers F. Brangwyn: „Gold, Weihrauch und Myrrhen.“ Es iſt Abend geworden über dem Dorfe Bethlehem. Über niedrigen, weißgetünchten Häuſern glaubt man das Geſumme all der Fremden zu hören, die in ihre Geburtsſtadt gekommen ſind, wegen der Zählung, die der Kaiſer Auguſtus

veranstaltete. Nacht ist es geworden, eine der hellen Nächte, von denen uns die Kenner des Orientes berichten, eine nebelhafte Dämmerung liegt im Vordergrund, durch die leise der gestirnte Himmel schimmert. Und wie eine Vision spielt sich darin das liebliche Märchen ab: wie mit ihrem Gefolge in all ihrer Pracht und Majestät die weisen Könige des Morgenlandes kamen, um sich demutsvoll zu verneigen vor dem Kinde auf dem Schoße der Mutter, aus dessen großen unschuldigen Augen die Majestät Gottes spricht. Mit natürlicher, hoheitsvoller Grazie freut sich Maria, die Mutter, das einfache, bescheiden stolze Weib aus dem Volke, der Huldigungen. Und beschaulich steht Vater Joseph dabei. Er hat den ganzen Tag auf dem Felde gearbeitet. Nun freut er sich, daß seinem Hause solche Wunder beschieden sind durch Gottes Gnade. Die diskreten, in den schimmernden Schatten der Dämmerung verschwimmenden Farben sind ein wunderbares Labsal für das Auge. Und unbeschreiblich ist die einfache und doch so innige Poesie.

In separatem Salon ist das Bild von Gabriel Max, dem Maler der transcendentalen Probleme, aufgestellt, dessen Wiedergabe in keiner unsrer Kunstzeitschriften fehlte: „Pliocänmenschen". Max versucht sich zu vergewärtigen, wie etwa das Wesen zwischen Mensch und Affe ausgesehen haben müsse, an das Darwin uns und Häckel glauben machen. Natürlich geht das nicht ohne die zarten „feinen Züge" ab. Das männliche Individuum macht ein verbohrt stupides Gesicht, das weibliche hat eine Thräne im Auge. Diese banale Illustration verfehlt natürlich nicht ihre rührende Wirkung auf das Publikum.

Noch wäre zu sprechen von der neuen Erwerbung des Museums, einem Rembrandt van Rijn. „Der Prediger Cornelius Anslo, eine Witwe tröstend". Was sind alle Schulen, Richtungen, Ismen und Sensationen einem solchen Bilde gegenüber! Da fühlt man nur eine einfache und innige Wirkung aus diesen Farben und Formen herüberrieseln, eine Wirkung, die unterstützt wird durch das Bewußtsein, sich einem sicheren Menschencharakter des Künstler gegenüber zu befinden. Und das ist das Wesentliche, wenn man einmal von einem Soll und Muß der modernen Kunst reden will — und wir haben ein Recht dazu, denn die Kunst, wenn auch in zweiter Linie erst, trägt eine soziale Verantwortlichkeit — das ist das wesentliche, daß die Kunst zugrunde gehen wird, wenn nicht ihre Träger in sittlicher Beziehung wissen, was sie wollen, wenn sie nicht zu der Tugend wieder sich zwingen, die die Tugend des Staatsbürgers ist: Maaßhalten. Man kann den gehelmsten Sensationen seiner Natur nachgeben, wenn man sich vergewissert hat, daß sie einem nicht die Zügel aus der Hand ringen werden. Wie die sittliche Handlung, der Genuß der Leidenschaften, so muß das Schaffen des Künstlers ausgehen und gebändigt sein vor dem berechnenden Verstand, der die Grenzen seiner Kraft kennt und hütet; in dem von ihm gesteckten Rahmen erst mag sich das ergeben, was uns mit dem Unbekannten verknüpft: die Leidenschaft, das Gefühl, die Nerven oder wie wir es nennen wollen. Nur die sittliche Kunst kann den tiefen Sinn des L'art pour l'art erfüllen, sie nur vermag nach jedem Schwelgen in der Erfüllung zu ihrer ursprünglichen Kraft sich zurückzuruhen. Nicht um der Menge willen, nicht um sie zu erziehen, soll sie sittlich sein, sondern um sich nicht selber flammend zu zerschmelzen und zu verzehren, wie die Glut, die Phaëtons trunkenes Wagen unaufhaltsam entfachte.

Ein in Weimar wohnender Deutschrusse, namens Sascha Schneider, hat bei Gurlitt eine Anzahl Kartons ausgestellt, die mythologische und allegorische auf Christus bezügliche Darstellungen enthalten. Die Bilder erregen Aufsehen, und mit Recht. Es ist seiner kraftvollen Hand gelungen, in die Behandlung unserer religiösen Vorwürfe einen neuen Ton hineinzubringen und den Zügen des rätselvollen Übermenschen etwas Neues, überraschend Neues zu geben. Freilich dies Neue ist nur neu für die Malerei, und es ist in unsrer Zeit, wo von der nebelhaft stilistischen Behandlung heiliger Dinge eines

nach dem andern abbröckelt und man längſt auch hier profanem Realismus den Vorzug giebt, kein moraliſches, ſondern nur noch ein rein künſtleriſches Verdienſt. Daß dies künſtleriſche Verdienſt nun aber wieder nicht das des Einzelnen, gerade dieſes Malers iſt, ſondern ſich als das Ergebnis von Studium und kraftvollem Sich-Einleben in die Gedanken- und Formenwelt eines andern iſt — ich glaube nicht, daß ſelbſt unſere ſtrengſten Naturaliſten das heute noch dem Künſtler zum Vorwurf machen werden. Und zwar iſt es nicht ein Maler, ſondern Shakeſpeare, an dem die Gedanken beim erſten Anblick der Kartons ſich mir aufdrängten. — Es iſt allerdings wie das pomphafte und machtvolle Einherſchreiten des Blankverſes, den Shakeſpeare zur Sprache der Könige erhob, dieſer Gebrauch ſchroffer, unartikulierter moraliſcher Leidenſchaft, grotesker und verblüffender Gleichniſſe, elementarer Verteilung von Licht und Schatten und oft beliebter Anwendung naiver Effekte. Aber es ſteckt eine naive, durch Reflexion über die Moderne, durch Zweifel und Unſicherheit nicht gebrochene Kraft dahinter. Der Künſtler giebt ſich mit dem Denken, dem leidenſchaftlichen Parteinehmen wohl ab, aber vor dem Skrupel kehrt er um, vor der Sphinx, und hält ſich an die heitere, herzſtärkende Kunſt. So ſtellt er in einer kleineren, von der Dresdener Gallerie angekauften Zeichnung den „Anarchiſten“ dar, wie er, ein kraftvoller, geſunder Menſch, aber die Geſichtszüge von Trotz verzerrt, gegen die aus der Dämmerung hervorſtarrenden Koloſſe der Sphinxen, dieſer ungeheuren Symbole der Überwindung der Natur durch menſchliches Zuſammenſchaffen, die brennende Bombe ſchleudert. Das iſt in ſeiner ganzen moraliſchen Selbſtverſtändlichkeit, in ſeiner überwiegend, überwältigend künſtleriſchen Wirkung, kein Grübeln über Recht und Unrecht, Urſache und Wirkung, — es iſt nur eine ruhig überzeugende Darſtellung einer rein künſtleriſchen Auffaſſung von ungeſucht ſymboliſcher Größe. Auch die übrigen Kartons ſind die geiſt- und kraftvolle, ihrer Mittel ſichere Darſtellung eines einfachen, plötzlichen und draſtiſchen Gedankens. In einfachen und grandioſen Gegenſatz bringt der Künſtler die himmliſche Helle, Klarheit und Liebe des Heilandes, der die Verdammten erlöſt, gegen das Flammenſauchen und die Höllennacht, in die in ohnmächtiger Wut Satan und ſeine Diener zurückweichen. Unter dem Bilde von irdiſchen Königen und Machthabern, Herrſchern, Dienern und Feldherrn ſtellt Saſcha Schneider Tod, Teufel und Höllenfürſt, aber auch Jeſus, den König der Seligen und die flammenden Engel dar. Dem Schrecklichen des Böſen wird er mit den naiven und treuherzigen Symbolen Dürers gerecht: mit Hörnern und Eberskopf, Klapperleib und krummen Hauern, die aus den grimmigen Mäulern hervorſtarren. Aber in allem wird die hoheitsvolle Grazie Shakeſpeares gewahrt.

An Shakeſpeare wiederum mußte ich viel denken in der Lenbach-Ausſtellung bei Schulte, wenn auch aus anderen Gründen. Wir ſehen hier eine große Gallerie teils neuer, teils für uns neuer Porträts in dem bekannten braunen, warmen Tone, in dem manchmal eine leichte und launenhafte Farbengebung regenbogenartig ſchillert. Die Mehrzahl der Bilder ſtellt den verſtorbenen Profeſſor Helmholz dar: Skizzen, Gouachen und Ölgemälde. Den Augenblickseindruck vertiefend, ſchafft Lenbach heroiſche Charakterdarſtellungen, umfaſſend und bleibend, wie Carlyle. Mit Shakeſpeare und allen großen Künſtlern vor unſerer Zeit hat er die Kraft, ſeine Perſonen mit naiven Mitteln unvergänglich zu charakteriſieren. In die Freude am rein künſtleriſchen miſcht ſich ein gut Teil Bewunderung des Virtuoſen, ja des Improviſators, der, ſeiner Mittel nicht nur, ſondern auch ſeines Gefühls, ſeines Temperamentes immer mächtig, uns nie durch das immer ſich gleichbleibende Perſönliche ſeiner Heldengeſänge ermüdet. Seine Begeiſterung gilt immer einem ethiſchen Motiv. Ganz unvergleichvoll iſt das Idyll, in dem er ſich ſelbſt und ſein Kind darſtellt. Über das Lyriſche hinaus verſteigt er ſich

hier zu einer epiſch-heroiſchen, man könnte ſogar ſagen didaktiſchen Verherrlichung des Verhältniſſes von Vater und Kind.

Bei Gurlitt ſind noch bemerkenswert die Bilder von Chriſtian Rohlfs, eine neue, aber ungleich ſympathiſchere Auflage von Munch. Um, wie dieſer will, durch Widerſpruch zu feſſeln, bedarf man einer ſtarken Doſis überwältigenden Temperaments, die Rohlfs nicht fehlt; und wenn ich mich auch immer noch nicht für dieſe launiſche Verdrehung einer hausbacken und nüchternen Farben-Auffaſſung begeiſtern kann, ſo gewinne ich doch dieſe querköpfige Perſönlichkeit lieb. — Ein bedauernswerter Mißgriff iſt die Ausſtellung einer Anzahl gemalter Jugendſtreiche mit kindiſcher Nachäffung Böcklins von einem jungen Maler.

Ich muß mich diesmal kurz faſſen, und erwähne nur noch, daß Louis Corinth und Julian Falat ſich durch eine größere Anzahl von Bildern auszeichnen (Schulte), wenn auch ohne überraſchende Neuheit, Originalität, Wärme oder Tiefe. Über die dieſer Tage eröffnete „Ausſtellung der Münchener ‚24'" ꝛc. das nächſte Mal.

Ein neuer Salon von Ugo Baruccio, genannt „Italieniſche Ausſtellung", Unter den Linden, hat ſich aufgethan. Für den Anfang ſehr wenig Berühmtes, ſtarke Betonung des Kunſtgewerblichen, (auch durch Ausſtellung billiger, aber golden geſchmackvoller italieniſcher Möbel); die Bilder ſehr gemiſchter Geſellſchaft, größtenteils geradezu Dilettantismus oder Kopie fremder Mache. Am friſcheſten allerlei kleine, meiſt genrehafte Skulpturen, darunter fiel mir ein ſinnlich reizender Marmorkopf auf.

Theater.

Ibſens Klein Eyolf. Am Sonnabend den 12. Januar wurde Ibſens „Klein Eyolf" am Deutſchen Theater in Berlin zum erſten Male aufgeführt. Die Aufführung war im Vergleich mit dem, was man ſonſt von berühmten Schauſpielern verlangt, ſehr mäßig; Emanuel Reicher namentlich ſpielte ſehr nachläſſig und ſchläfrig und ſchien es nicht für der Mühe wert zu halten, ſich um dieſes Ibſen willen in Unkoſten zu ſtürzen; die Lorma (Rita) war ihrer Rolle nicht gewachſen, einer Rolle, die das allmähliche Hinwelken von der leidenſchaftlichſten weiblichen Sinnlichkeit durch alle Grauen der Seelenkämpfe hindurch bis zur erſchütternd müden Reſignation zum Gegenſtande hat. Die Hachmann-Zipſer (Aſta) wurde ihrer Aufgabe am eheſten gerecht, weil ſie am anſpruchsloſeſten iſt; Rittner vergriff ſich im Ton, denn wenn auch Borgheim im Theaterjargon ein „Naturburſche" iſt, ſo hat er doch als Ingenieur andere Manieren als ein Bauernburſche oder Moritz Jäger aus den „Webern". Die Rattenmamſell war eine ſchulgerecht deklamierte Theaterhexe.

Ich kann hier auf das Spiel nicht weiter eingehen, weil ich nicht den Raum haben würde, meine Unzufriedenheit genügend zu rechtfertigen. Ich hoffe einmal an anderer Stelle Gelegenheit zu haben, auszuſprechen, was ich von einem Schauſpielenſemble verlange, das moderne Sachen, Hauptmann, Ibſen u. ſ. w. ſpielen will.

Mochten die Mimen auch noch ſo brav arbeiten — es fehlt im Deutſchen Theater an der fachmänniſchen Leitung und der feinfühligen Regie, deren Aufgabe es nicht nur iſt, die Komparſen zu ſchieben, ſondern vor allem das Geſamtſpiel zu tönen, und die den Schauſpielern nicht nur ihre Stellung zu einander berechnen, ſondern vor allem ihre Auffaſſung auf ein hohes Niveau heben muß.

Und was dieſer mühſeligen, endloſen und verſchleppten Aufführung Ibſens vor allem fehlte, das war das entſcheidend Packende an Ibſens Stücken, die grauſige Zwielichtſtimmung, das — wenn denn dies mißbrauchte Wort herbeimuß — das Dämoniſche. Ibſen erzählt keine Geſchichten für „das Kränzchen" oder „die Kinderlaube", aber auch nicht Spuk- und Gruſelmärchen für alte Weiber, die ſeine Stücke nicht

anders als mit dem Taſchentuch in der Hand ſehen — ſondern tief grübelnd berührt er mit jedem Motiv, jedem Ausſpruch, jeder ſymboliſchen Wendung das Tiefſte, was in der Menſchennatur liegt. Ibſen bedarf kein krankes oder ſentimentales Publikum, ſondern eines mit unerbittlich hartem Verſtande und reizbarſter Zartfühligkeit, das für alle die unendlich feinen Töne, die er fortwährend leiſe erklingen macht, empfänglich iſt. Und dies Publikum würde durch nichts ſo beleidigt werden, wie durch dies gellende Aufſchreien und abgeſchmackte Zubodenſchlagen der Lorma am Ende des erſten Aktes, oder durch die Rede der Rattenmamſell, die ſo ſtudiert iſt, wie's ein Anfänger mit dem Raoul der „Jungfrau" thun würde, und nichts würde ihm läppiſcher vorkommen als die Ausnutzung gewiſſer zarter Sprechſtellen zum Kolettieren mit dem Organ oder zum Augenwimperfächeln, das Emanuel Reicher jetzt beliebt, der ſich noch dazu von den „Kameraden" her eine ganz abſcheuliche Polniſch-Mauſchelei angewöhnt. Von dem „ſehr ſchönen Organ", deſſen ſich Reicher Hermann Bahr gegenüber rühmt (Studien zur Moderne, IV.), iſt da auch nicht die Spur zu bemerken.

Wie eine nordiſche Landſchaft zwiſchen Schneegipfeln und Eisfeldern nimmt ſich Ibſens Stück aus, wo rings eine gewaltige Welt in toter Ruhe zu ſtarren ſcheint, und doch arbeitet und wühlt und kracht es unaufhörlich in dieſen Gletſcherfeldern und rumort heimlich. Da paſſiert nicht viel in dem Stück. Klein Eyolf, ein hübſcher bleicher Junge von neun Jahren, doch Krüppel ſchon, folgt, unwiderſtehlich gezogen, einem alten Weibe zum Fjorduſer hinab, ſtarrt der Davonrudernden nach, ſtürzt ins Waſſer und ertrinkt. Das iſt die kleine, rührende Tragödie, und doch Epiſode nur, aber mit der ganzen Friſche einer Epiſode geſchildert. Und das Drama ſelbſt? Rita, Eyolfs Mutter, hat in einer leidenſchaftlichen Wallung von Eiferſucht ſich ſoweit vergeſſen, eine Gedankenſünde gegen ihr Kind zu begehen, das ihr einen Teil von ihres Mannes Liebe entzieht. Und nun iſt ihr's, als hätte ſie den Tod verſchuldet, den ſie gewünſcht hatte, und an dieſem Schuldbewußtſein martert ſie ſich zugrunde. Nicht aus eigenem Antriebe. Alfred Allmers, ihr Mann, der ſein ganzes Leben lang an dem „dicken Buche über die menſchliche Verantwortung" ſchrieb, hat ſie mit ſich hinabgezerrt in dieſe Welt ſelbſtzerſtörender Grübelei. Und er kommt endlich zu dem Reſultat, daß die Sinnlichkeit überhaupt, die ihn ſeinem Weibe zu Liebe verdand, die Sünde ſei, die Eyolf erſt zum Krüppel gemacht und in den Tod getrieben. Wieder unterſtützt ihn da ein zufälliges Ereignis von früher. Und nun, das iſt der Inhalt des Stückes, grübeln und martern und kaſteien ſich dieſe Beiden ſelbſt und gegenſeitig bis zu wahnſinnigen Hallucinationen; und wie es zum Rückſchlag kommt, iſt in ihm die Liebe zu Rita tot, und Rita, eine Ruine ihres vorigen Selbſt, findet Kraft, die Reſte ihres Selbſt zu überwinden. Da finden ſie ſich wieder in müder und doch inniger Reſignation, um die ein Strahl heiterer Verklärung aufleuchtet, weil ſie eine Art Ruhe wenigſtens dieſen unglücklichen und guten Menſchen zu verſprechen ſcheint.

Aber was hilft's? Ibſen iſt ein bedeutender Dichter und gewaltiger Denker. Aber ſein Buch wird nicht geleſen und nicht geſchätzt, die Aufführung verhunzt das Ganze, bringt etwas Fremdes für das bourgeoiſe Kaffeekuchenpublikum des deutſchen Theaters, und die Kritik, von Gymnaſiaſten und Geſindel bedient, treibt ganz andere Dinge, die mit Kunſt nichts zu thun haben. H. Häſker.

* * *

Die freie Volksbühne in Berlin brachte am Sonntag den 9. Dezember 1894 ein dreiaktiges Schauſpiel: „Hildegard Scholl" von Bernhard Weſtenberger und Eugen Croiſſant zur Erſtaufführung, und erwarb ſich damit den Beifall und Dank der Mitgliedſchaften. Das Stück hat, wie der „Vorwärts" ſagt, einen tiefen Eindruck

gemacht, der ſich in lebhaftem und warmem Applaus kundgab. Die Herren B. Weſtenberger und E. Croiſſant werden in dem das Schauſpiel beſprechenden Artikel der von Mehring herausgegebenen Vereinszeitſchrift „Die Volksbühne“ als Anfänger auf dramatiſchem Gebiete bezeichnet. Ihre „Hildegard Scholl“ hat, wie Mehring ſchreibt, einigen anderen größeren Bühnen vorgelegen, die das Stück alle mit lebhafter Befriedigung als eine hervorragende Arbeit anerkannt, aber doch ſeine Aufführung abgelehnt haben, meiſt mit der offenherzigen Erklärung, ſie dürften eben ihrem Publikum ſolche Probleme nicht bieten. Die freie Volksbühne hat ſich alſo in der That ein Verdienſt erworben, indem ſie das Schauſpiel zur Aufführung brachte. Nicht nur wegen ſeiner Tendenz, ſondern auch wegen ſeines litterariſchen Wertes hat es gerechten Anſpruch darauf. Das Weſtenberger-Croiſſantſche Drama geht faſt mit Ungeſtüm der Ehe in ihrer heutigen Form zu Leibe und daraus erklärt ſich die ablehnende Haltung der Theaterleitungen. Oskar Blumenthal ſchon, dem das Manuſkript in erſter Linie unterbreitet wurde, erwägt ſeine Aufführung, ſpricht ſich auch über den Inhalt des Schauſpiels in anerkennungsvollſter Weiſe aus, aber er wünſcht, daß eine andere Bühne ihm in dem Wageſtücke, dasſelbe in Szene gehen zu laſſen, voranginge. Desgleichen faßt Emil Clar am Frankfurter Schauſpielhauſe eine Aufführung der „Hildegard Scholl“ ins Auge; auch ihm jedoch erſcheint der Vorwurf des Schauſpiels zu gewagt und — er ſteht von der Aufführung ab.

Hildegard Scholl iſt eine der vielen der ſogenannten höheren Töchter, die der falſchen Erziehung zum Opfer fallen. Sie unterſcheidet ſich indes von den anderen Geopferten dadurch, daß ſie ſehend geopfert wird. Hildegard, ein früh entwickeltes hübſches Mädchen, verliebt ſich in ihren Vetter, den etwas leichtfüßigen Philipp Roſching, welche Neigung aber von der Familie Scholl perhorresziert wird und dem freienden Vetter ſelbſt eine ſtrenge Abweiſung einträgt. Roſching iſt nichts und hat nichts, und Hildegard muß ja eine glänzende Partie machen. Darauf wird ſie nun von Seite ihrer Eltern förmlich trainiert, ſie ſoll zwar begehrlich erſcheinen, aber ſittſam dabei bleiben und bürgerlich gediegen. Das erſtere erſcheint ſie denn auch einem abenteuernden Kavalier, deſſen Adel und ſchneidiges Auftreten den dummſtolzen Eltern ſchmeichelt. Nachdem dieſer es dahin gebracht, daß die anerzogene Sittſamkeit der Begehrlichkeit geopfert worden iſt, will er ſich denn gnädig herbeilaſſen — der Mitgift und ſeiner Schulden wegen — die Gefallene zu heiraten. Hildegard jedoch verſchmäht das ihren Eltern als ſelbſtverſtändlich erſcheinende Mittel, ihre Ehre zu reparieren. Der Abſcheu, der ſie nun, wo ſie ihre Lage erkennt, vor dem Verführer erfaßt, macht ihr das Eingehen einer Ehe mit ihm unmöglich.

Die geſchändete, entſetzte Familie will nun das Kind, das lebendige Zeugnis ihrer Schande, den Augen der Welt entrücken. Es ſoll von Hildegard getrennt und bei einer ſogenannten Ziehmutter erzogen werden. Das erträgt denn doch die „höhere Tochter“ nicht, ſie geht fort aus ihrem elterlichen Hauſe, das ihr zur Hölle geworden iſt, ins Ausland, um ſich und ihren Knaben redlich arbeitend zu ernähren. Aber da macht ſie die trübe, bittere Erfahrung, daß ſie nichts gelernt hat, zu nichts zu gebrauchen iſt. Hunger und Elend treiben ſie endlich wieder zurück ins Elternhaus. Ihr Mut iſt gebrochen und ſie willigt jetzt ein, daß das Kind weggegeben und ihre Ehre durch Eingehen einer Heirat repariert wird. Ein neuer Mitgiftjäger Hersdrugg findet ſich auch bald ein, dem zwar der moraliſche Makel ſehr unangenehm, aber in Anbetracht der guten Dotierung nicht unverzeihlich erſcheint. Er iſt ein korrekter Ehrenmann und wird deshalb von Hildegards Eltern als unvergleichliche Partie erachtet. Auch Hildegard willigt ein, den ungeliebten Mann zu ehelichen, zumal ſie

glaubt, auf dieſe Weiſe in den Beſitz ihres Kindes zu gelangen. Aber die Aufnahme des Kindes in ſeiner Familie weiſt Hersdrugg weit von ſich. Das dringt Hildegard vollends zur Verzweiflung; und im letzten Augenblick, als ſie eben bereit ſteht, im Brautſchleier dem von der Familie auserſehenen Gemahl zum Altare zu folgen, weiſt ſie Hersbruggs Hand zurück. Die Liebe zu ihrem Knaben — das Leitmotiv des Dramas ſozuſagen — treibt ſie in erſter Linie auch zu dieſem entſcheidenden Schritt. Aber daneben hat ſich noch ein anderes Motiv Geltung verſchafft. Vetter Roſching iſt als „self made man" aus Amerika zurückgekehrt. Die alte Jugendliebe iſt bei denken wieder lebendig geworden und ſie läßt ihn über den Fehler Hildegards hinwegſehen. Er bietet ſich erſt an, den Knaben zu übernehmen, und als Hildegard den korrekten Ehrenmann Hersbrugg abweiſt, erneuert Roſching ſeine Werbung, und Hildegard ſinkt in ſeine Arme. Das die Inhaltsangabe des Stückes.

Das Problem des Stückes iſt oftmals dramatiſch verwertet, mit der Klarheit und Beſtimmtheit jedoch wie in Hildegard Scholl nirgends. Hildegard Scholl iſt reich an tiefen und wertvollen Gedanken, deren Vortrag freilich meiſt etwas aus der Handlung herausfällt; das Schauſpiel enthält ferner hin auch hübſche humorvolle Scenen und iſt deshalb ſeine tiefe Wirkung erklärlich. Die Handlung ſelber iſt nicht ſehr bedeutend, und nur im letzten Akte wird in einzelnen Scenen etwas mit den landläufigen Theatereffekten gearbeitet. Dieſer Akt erzielte die ſtärkſte Wirkung. Intereſſant und rührend wirkten die Scenen mit dem Kinde, welch letzteres reizend dargeſtellt ward.

Die Aufführung war überhaupt durchaus befriedigend. Die Hauptrolle der Hildegard Scholl wurde von Clara Drucker mit Feinheit und großer Natürlichkeit wiedergegeben; aber auch der Roſching des Herrn Weſſel, die Frau Scholl der Anna Rochow waren trefflich erfaßte Figuren. Den gutmütig phlegmatiſchen „Bierprotzen" Sebaſtian Scholl übertrieb Herr Samſt ein wenig, gleichwohl erzielte er mit dieſer Partie köſtliche wirkungsvolle Scenen und Situationen.

Bemerkenswert und für die Art der Kunſtkritik in unſeren Tagesblättern überaus bezeichnend iſt, daß in einem ausgedehnten Feuilleton der „Staatsbürger Zeitung" Milieu und Tendenz des obigen Stückes äußerſt intereſſant, die künſtleriſche Geſtaltung äußerſt ſchwach geheißen wird, während die „Berliner Zeitung" nachzuweiſen ſucht, daß das Milieu völlig mißglückt und gewöhnlich iſt, während der ſceniſche Aufbau für das Talent der Autoren zeugt und die Leitung der Bühne ſich demnach ein Verdienſt erwarb, daß ſie Hildegard Scholl über die Bretter gehen ließ.

Der Aufführung der „Hildegard Scholl" war eine ſolche des Einakters „Ehrenſchulden" von Paul Heyſe vorausgegangen. Die Zuſammenſtellung war intereſſant, einmal wegen der Verſchiedenheit der künſtleriſchen Richtungen, denen die beiden Stücke angehören, andererſeits auch wegen der mancherlei Berührungspunkte, die ſie, nicht in der Handlung, aber in ihrem gedanklichen Inhalt miteinander haben. Auch Heyſe führt uns ſo etwas wie einen Sumpf vor und ſchildert ſeine Gefahren. Es muß anerkannt werden, daß auch er ſich nicht ſcheut, die Verkehrtheiten des Ehrbegriffes aufzudecken. Es handelt ſich um Spielſchulden und Frauenehre; ein Rittmeiſter Hubert v. Aldringen ſpielt die Hauptrolle, und das Stück ſchließt mit dem Selbſtmorde des letzteren. Das letztere Stück wurde nicht ganz ohne Widerſpruch aufgenommen, obwohl die Darſtellung eine recht flotte war. In Summa: Die Aufführung der freien Volksbühne vom 9. Dezember darf als eine ebenſo intereſſante als lehrreiche, und dies letztere insbeſondere unſeren öffentlichen Bühneninſtituten gegenüber gelten.

Fritz Wald.

Kritik.

Romane und Novellen.

Margarethe Halm: Frau Holdings Herz. Die Geschichte einer Familie. Dresden, E. Pierson. Preis Mk. 2.—.

Über das Herz der Frau pflegt man aus Frauenromanen am wenigsten Neues und Zuverlässiges zu erfahren. Die jahrtausendlange Hintansetzung und Mißerziehung des Weibes hat ein verschlagenes, schauspielerndes Geschöpf aus ihm gemacht. Daher das tiefe Mißtrauen, das so hervorragende Denker wie Friedrich Nietzsche allem Weiblichen im Verkehr wie in der Litteratur entgegenbringen. Man überdenke doch einmal, was Nietzsche in allen Stadien seiner Entwicklung über das Weib im allgemeinen und über das schriftstellerisch und künstlerisch thätige Weib im besonderen aussagt. Es ist nun freilich so gekommen, daß trotz dieser vernichtenden Kritik gewisse Damen heute als die berufensten und intimsten Nietzsche-Kennerinnen und -Interpretinnen sich aufspielen, zum Gaudium aller lachenden Philosophen. Man betrachte sich einmal diese pikante Nietzsche-Priesterin Lou! Oder diese grandiose Klugschwätzerin Laura Marholm, deren Weisheit letzter Schluß nicht einmal ihr Gatte Ola Hansson, sondern der Frauenherzens-Rabbiner Paul Heyse ist! Oder die Frau von Suttner, die den Mann vom Tornister und von der blitzenden Waffe erlösen will! — Unter den wenigen Schriftstellerinnen, die den Mut haben, vom Weibe weiblich zu reden, d. h. aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen, verdient Margarethe Halm mit Auszeichnung genannt zu werden. Was auch moderne Nüchterlinge sagen mögen: Frau Halm hat einen sicheren Zugang zu beiden, zur Realistik wie zur Mystik der Frauenpsyche, und sie besitzt Persönlichkeitsenergie und Dichtkraft in ausreichendem Maße, ihr erlebtes Wissen uns spürbar zu machen. Ihr neuer Roman „Frau Holdings Herz" giebt ergreifende Proben davon. Einzelnes könnte in dieser Apotheose der Mutterliebe noch vertiefter sein, mit stärkeren Mitteln moderner Darstellungskunst hingesetzt. Das malerische Element kommt zu kurz. Aber die Dichterin, die so viel Persönliches in das Buch geheimnist hat, darf das Recht in Anspruch nehmen, mehr mit dem nachempfindenden Herzen als mit dem kaltwägenden Verstande kritisiert zu werden. Der Atem zärtlichster Liebe schlägt uns aus ihrem Werke entgegen. XYZ.

Elise Polko: Klingende Geschichte. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Für Stürmer und Dränger, die ihre Hoffnung auf eine radikale Umwälzung der ästhetischen Erziehung unserer deutschen Familie setzen, sind Bücher wie das vorliegende und deren Erfolge böse Erscheinungen. Die alte musikalische Märchentante singt heute noch wie vor fünfzig Jahren die großen gebildeten Kinder in den allerschönsten Schlaf. Die Beharrlichkeit, mit der sie allen starken Gemütsbewegungen, allen heftigen Geistes- und Seelenkämpfen ausweicht und ewig das nämliche süße Leitmotivchen variiert, ist wahrhaft erstaunlich. Es ist leider keine Frage, daß diese musikalische Novellen- und Feuilletonsliebhaberei, die unseren schöngeistigen Damen älterer und jüngerer Jahrgänge unausrottbar anzuhaften scheint, einem gesunden Litteraturgenuß die besten Säfte entzieht. Aber da hilft kein Predigen.

XYZ.

Rudolf von Gottschall: Eine Dichterliebe, (Leipzig, Karl Reißner.)

Dieser Hofrat-Dichter ist die Elise Polko in Hosen. Eine Schillersche Liebschaft so in Syrup und Fusel zu setzen! Der arme Schiller würde sich im Grabe umdrehen, wenn er ein Grab hätte. Gottschall hat einst in „Pitt und Fox" gezeigt,

daß die Hiſtorie ſeiner perſönlichen Phantaſiedürftigkeit bedeutend auf die Strümpfe zu helfen vermag. Muß er nun in ſeinen alten Tagen dem Laſter der Undankbarkeit fröhnen und ſo grauſamliche Rache an hiſtoriſchen Stoffen nehmen, da er heute doch weniger als je das Zeug zu ſelbſtändiger Dichtung im eigenen Buſen findet?

XYZ.

Mauriee Reinhald van Stern: Walter Wendrich. Roman aus der Gegenwart. Erſter Band. (Zürich und Leipzig, Verlag von Sterns litt. Bulletin der Schweiz.)

Dieſer erſte Band umfaßt über ein halbes Tauſend Seiten. Die Vorgänge ſpielen in den baltiſchen Provinzen, in Deutſchland und Newyark. Es iſt eine Lebensgeſchichte modern heroiſchen Stils. Vielleicht wäre ſie in der Ich-Form eindringlicher und knapper geworden. Vor allen Dingen iſt aber dies feſtzuſtellen: ein Dichter und ein Charakter ſind die Verfaſſer.

XYZ.

Hermann Heiberg: Geſchichten aus der Welt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Das Buch zeigt viele Vorzüge und alle Mängel des Routiniers.

Ich erinnere mich, den Sonnenthal als König Lear gehört zu haben, — am nächſten Tage las ich, daß er die Rolle zum hundertſten Male geſpielt. Und das erklärte ſeinen Lear. Einſt mag er ihn mit wahrem Gefühle gegeben haben, vielleicht im Aufbau nicht ſo einheitlich und glatt, aber dafür als Künſtler, der mit empfindet und mit lebt. Dann kam die Routine. Und da ward die Pſychologie zum memorierten Nota-bene, die ſtereotype Geſte wuchs an das Wort, und er kam über ſeine Rolle. Er kannte das alles ja ſo auswendig!

Und ſo ſpielte er ſein auswendig gelerntes Gefühl, ſo gut es nach von früher in ſeinem Gedächtnis war — ſelbſt kalt und über der Situation — ein unwahrer Stimmportraitiſt ſeiner beſſeren Vergangenheit.

Den gleichen Eindruck läßt mir dies neue Buch van Hermann Heiberg. — Es enthält zwei Erzählungen. Der Held der erſten heißt Graf Teſchen, der Held der zweiten führt den geſchmackvollen Namen Harro Mengelo, — in beiden Geſchichten bekommt der Leſer, als Prämie für ſeine Ausdauer, im letzten Abſatz den Verlobungskuß zu hören.

Mehr über den Inhalt des Buches zu geben vermag ich nicht, denn ich habe mehr nicht daraus empfangen.

K. R.

Paul Franken: Einer von der roten Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters. (Berlin, Oskar Hacdringer, 1895.)

Ein gutes Buch, das in keiner Arbeiterbibliothek und Volksleſehalle fehlen ſollte. Franken ſchildert das Schickſal eines Berliner Arbeiters, der noch in ſeinen alten Tagen zur roten Fahne übergeht, ſeine dadurch herbeigeführte Entlaſſung aus dem Dienſt und ſeinen Untergang als arbeitsloſer, verkommener Pennbruder.

Es iſt viel Wahrhaftigkeit in dieſer Erzählung, und wenn auch mancher Konflikt beſſer mehr in die Tiefe gearbeitet, und ſo ſchärfer umgrenzt worden wäre — im ganzen iſt es ein gutes Buch — ein Buch für das Volk, wie wir mehr gebrauchen.

Abadan.

Eduard Schmidt-Weißenfels: Der gute Genius. Roman. (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt 1893.)

Dieſer Roman iſt ſehr langweilig, 276 Seiten ſtark und auf gutes Papier gedruckt. Es iſt des Verfaſſers letztes Werk.

R. I. P.

K. R.

Georg Ebers: Im Schmiedefeuer. (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.)

Dreizehntes Jahrhundert, Nürnberg. Der Held ein junges Mädchen. Der Verfaſſer eine bekannte gelehrte Dame. Natur und Milieu: Archäalagie. Manches iſt geſchickt gemacht, namentlich in den Schilderungen. Die Charakteriſtik malluskenhaft. Ebers hat nunmehr anderthalb Dutzend ſolcher Bücher auf den Markt

gebracht. Achtung vor solchem Fleiße, aber in die Litteraturgeschichte wird Ebers doch nicht als Dichter, sondern nur als archäologische Kuriosität kommen. XYZ.

Hugo Gerlach: Die vom Hinterhaus. Novellen. (Berlin, Fontane & Co.)

Eins von den sieben Stücken des Bandes hat der jugendfrische Dichter bereits in unserer „Gesellschaft" veröffentlicht: „Der heilige Ehestand" — zum nicht geringen Vergnügen unserer Leser, denn der Verfasser verfügt über den kostbaren Humor des echten, künstlerisch durchgebildeten Naturalisten. Seine Berliner Lebensbilder sind durchweg scharf in den Umrissen, lebenswahr im Ton, selbst das krasse kommt ohne beleidigende Übertreibung heraus. Wir hatten Gelegenheit, zwei Stücke in Wien von dem Schauspieler John öffentlich vorlesen zu hören, wobei gerade das scheinbar gewagteste (wie ein zum Tod Verurteilter in letzter Stunde mit seinem Wächter und dem Scharfrichter noch eine Partie Skat „klopft") die allerbeste Wirkung machte. Hugo Gerlach's Talent ist von urfröhlicher, kraftvoller Art, und darum nicht warm genug zu begrüßen. Wir können von ihm erwarten, daß sein Humor sich immer höhere Ziele sucht und nicht ins Plattkomische verflacht oder ins Spezialistische sich verfilzt. XYZ.

Karl Emil Franzos: Ungeschickte Leute. Geschichten. (Jena, H. Costenoble.

Franzos ist unstreitig ein geistvoller, gewandter Schriftsteller. Seine Entwicklung vom halbasiatischen Spezialisten zum deutschen Romandichter ist von einem Teil der Kritik mit eifrigen Tamtamschlägen begleitet worden. Über das Mittelmaß wackerer Arbeit sind seine neueren Veröffentlichungen kaum hinausgekommen. Auch in der vorliegenden Sammlung sind neben einigen Stücken, die den strengeren Forderungen moderner Ästhetik genügen, mehrere, die bei freundlichster Beurteilung als litterarisch unbedeutend bezeichnet werden müssen. Anständige Unterhaltungslektüre. XYZ.

Julius Wolff: Das schwarze Weib. (Berlin, G. Grote.)

Aber bester Herr Wolff, das langt ja bei weitem nicht! Die schwarze Hofmännin im Bauernkrieg war viel, viel dämonischer, als Sie's je in Ihren stärksten poetisierenden Träumen sich eingebildet haben. Und von unseren süddeutschen Bauern von anno dazumal haben Sie keinen Dunst. Die empfinden heute noch viel energischer und drücken sich viel wilder und urwüchsiger aus. Es ist ja spaßhaft, so was Weiches, Gewähltes in die Gefühle und Gespräche jener wundervoll revolutionären (Pardon, Umsturzvorlage!) Zeit hineinzulügen, bester Herr Wolff. Das ist kein Poetenwerk, das ist Zuckerbäckerkunsthandwerk. Und damit sollte man die heutige deutsche Litteratur und die herrliche Geschichte unseres süddeutschen Bauernvolkes verschonen. Zum Teufel auch, wissen Sie wirklich nichts anderes zu poetastern, bester Herr Wolff?

XYZ.

Emile Zola: Lourdes. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Verdeutschung ist sehr gut. Die Kritik der Ästhetischen, der Überfeinen, der absoluten „Künstler" ist bekanntlich mit Zola schnell fertig, da wohl keiner unter ihnen ist, der diesem Schriftsteller hinsichtlich der Weite und Größe des Blicks, der Schärfe des Gewissens, der fabelhaften Arbeitsenergie das Wasser reicht. Zweifellos teilt auch dieses Werk die Vorzüge und Mängel der vorausgegangenen, denn sie fließen aus dem Grundwesen der dichterischen Persönlichkeit und aus der litterarischen Gattung des modernen naturalistischen Kulturromans. Wer das nicht einsieht, der lasse es bleiben, über eine Riesenerscheinung wie Zola und sein Lebenswerk mitzureden. Des dummen, hämischen Geschwätzes ist ohnehin genug in der Welt.

XYZ.

Lyrik.

Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos von Hugo Kegel. (Dres-

den, Leipzig und Wien; E. Pierſons Verlag. 1895.)

Huga Kegel war einer der erſten, der in ſeiner Lyrik moderne Töne anſchlug und ſtatt einem verſchwammenen Idealismus nachzujagen, ſeine irdiſchen, warmmenſchlichen Gefühle in Lieder goß. So erzielte er mit ſeiner erſten Gedichtsſammlung „Gegen den Strom“ einen ſehr ſchönen Erfolg, und ein ſolcher wird auch ſeiner neuen paetiſchen Gabe nicht fehlen. „Verlarenes Leben“ nennt der Dichter ſeine neue Sammlung und dezeichnet ſie als ein „madernes lyriſches Epas“. Dieſe Bezeichnung iſt meines Erachtens nicht ſehr glücklich gewählt, da es ſich nicht um eine fartlaufende epiſche Erzählung, ſondern um einen Cyklus dem Sinne nach nur ganz laſe zuſammenhängender rein lyriſcher Gedichte handelt. Allerdings verfolgen dieſe Lieder — wenn man ſie in ihrer Zuſammenſtellung lieſt — ein Menſchenleben, und wenn wir genau zuſehen, ſa ſchildern ſie — allerdings mehr andeutungsweiſe — den Entwicklungsgang eines Mannes van der Studentenzeit an, durch das Amt in der Kleinſtadt, dann auf zielloſen Wanderungen, durch Verbrechen, Gefängnis, harte Handarbeit und Krankheit bis zum Grade; und es iſt das Leben eines modernen Menſchen, eines Unglücklichen, der in ſeinem Milieu verkümmert, der ſeine Schwingen niemals recht zu entfalten vermag, und der ſein „verlorenes Leben“ ſchließlich durch eine Rettungsthat ſühnt, bei der er ſelbſt zugrunde geht. Aber das iſt alles ſchattenhaft, ohne beſtimmte Geſtalt und feſte Umriſſe, eben gar nicht epiſch, ſandern durchaus lyriſch. Die einzelnen lyriſchen Bilder ader, aus denen dieſes Geſamtgemälde beſteht, ſind tief und wahr empfunden und farmſchön ausgeſtaltet, und wenn es auch weniger ſtürmt und drängt in dieſen Liedern als in den erſten des Dichters, ſo klingen ſie um ſo inniger und wärmer. Es ſcheint mir, die Entwicklung Kegels gehe mehr in die Tiefe, und das iſt kein Fehler. H. M.

Wia d' Leut' ſan und wia ſ'ſein ſöll'n. Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart von J. G. Frimberger. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 102 S. 1 Mk. 80 Pf.) — Die Dialektdichtung erfreut ſich ſpeziell bei uns in Öſterreich aufmerkſamer Pflege. Von P. Maurus Lindemayr († Ende des varigen Jahrhunderts) bis auf unſere Zeit herab hat ſich eine ganz reſpektable Reihe van Dichtern bemüht, inhaitlich und farmell die Anſchauungsweiſe des Volkes paetiſch einzukleiden, teils mit mehr, teils mit weniger Erfalg. Ich erwähne nur die Namen: Vagl, Seidl, Lauter, Kleshеim, Stelzhammer, Hörmann, Grasberger, Heeger, Raſegger, Anzengruber, Capilleri, Carro, P. Mayr, Matoſch, Strahſat, Waldbach, Schadek und Frimberger. In erſter Linie iſt es die niederöſterreichiſche Mundart, die über eine graße Anzahl van gelungenen Gedichtbüchern verfügt. („Flinſerln“ von Seidl; „Gedichte“ von Stelzhammer; „Schneekaderln“ und „Himmelsſchlüſſeln“ van Hörmann; „Zeitlicht'ln“ von Capilleri; „In Stielers Fußſtapfen“ von Carro; „Daß d' Zeit vergeht“, „A bifferl 'was“, „Hausmannskaſt“, „Nehmt's mi mit“ von Schadek: „Von Dahaam“ von Frimberger u. a.) Frimbergers neueſte Gabe zeichnet ſich durch friſchen, echt valkstümlichen Ton aus, was nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, zumal manche Auch-Dialektdichter ihre Gedichte zuerſt hochdeutſch ausſtifteln und dann erſt in die betreffende Mundart übertragen. In Frimbergers Buch weht kräftiger Erdduft, jenes herbe Odeur von im Frühjahr aufgeackerten Feldern — mit einem Wart: Empfindungen und Gefühle, wie ſalche der Volkspſyche wirklich zu eigen ſind, nichts angeiötetes, angefirnißtes. Ein zweites Moment, das den Autar varteilhaft van einigen ſeiner Auch-Kallegen unterſcheidet, iſt die Berückſichtigung der ernſten Empfindungen; viele Dialektdichter erdrücken im Humoriſtiſchen das ganze Um und Auf der mundartlichen Paeſie, oder noch präziſer:

im Lächerlichen, vielleicht aus unbewußter Ironie dem eigenen Schaffen gegenüber. Frimberger bietet in richtiger Erkenntnis der Volksseele auch vorzügliche Gedichte ernsten Tons („A Bleamarl", „'s orme Büawarl", „In da Fruah", „'s vadorrte Rösarl" u. a.). Trotzdem, daß die humoristischen und heiteren Pièçen überwiegen, wird der Autor doch niemals platt — eine Hauptklippe der Dialektdichtung! — und putzt auch niemals längst dagewesene Anekdoten auf, wie es vielen zur Gewohnheit geworden ist. Seine Lyrik ist intuitiv, männlich, herzlich: wie es die Lyrik des Landvolkes eben ist. („Trutzliadl", „Wia mei Muida jung is g'west", „Bei'n Fensta" und die „Vierzoaligen".) Sehr gut macht sich die Charakteristik verschiedener, durch besondere Eigenschaften hervorstechender Personen, wie „Schmalzl" (Schmeichler), „Da Schlompatatsch" (Schlampiger Mensch) und „Da Schmierteg'l" (Dreckfink). — Frimbergers Humor ist nicht mit Geld zu bezahlen. Es liegt etwas überwältigend Naives, Unbeabsichtigtes darin; das Lachen kommt auch von selbst, urplötzlicher, mit elementarer Gewalt, und wenn man einmal darin ist, so giebt's nicht sobald ein Ende. Denn die humoristischen Causerien prasseln ohne Aufhören wie Sprühraketen um und um und man muß lachen, lachen zum Zerspringen seines Zwerchfells, so recht aus voller Brust und voller Kehle, so lang, bis man sich von allem Ärger dieser dummen Tagessorgen gesund gelacht hat. („D' Welt geht z' Grund", „Ah nit schlecht".) Besonders erwähne ich die Nummern: „Wia vül Leut' san", „Wia a Dirndl sein söll", „Wia a Bursch sein söll", „Wia a Weiwarl sein söll", „Wia a Monn sein söll", „Wia a Schwiegamuida sein söll (hoaßt dös, wia s' vüll Monna gern hätt'n)" und „Wia d' Leut' olle sein söll'n". — Perlen der Dialektdichtung. Zur Prode (Seite 5):

In Ort 's letzte Häusl
Kriagt oamal mei Schotz,
leicht fand sich do drinn
Ah für mih noh a Plotz.

In d' Fensta blüah'n Nag'ln
In Gart'l a Klee,
Und d' Mäna san weiß
Ols wia frisch g'foll'na Schnee.

Owa 's Schotzarl ersicht drinn
Ist vül schöna und guit!
Hot a G'sichtarl, a runds,
Ols wia Milih und Bluit.

Hot a Herzarl, a treu's,
Und a Köpfarl, a g'scheit's,
Owa oans ner is g'fahlt,
Wenn ih 's onrühr', so schreit's!

Das Buch sei jedermann herzlich empfohlen. Stauf v. d. March.

Dramen.

Arthur Fitger: Jean Meslier. Dramatische Dichtung. (Leipzig, A. G. Liedeskind.)

Bei dem eisigen Reaktionswind, der heute so lieblich durch die deutsche Kulturwelt segt und uns die famose Umsturzvorlage gezeitigt hat, ist wohl nicht daran zu denken, daß diese geistig hochbedeutende, gesundheitstrotzende Dichtung von der einzig würdigen Stelle, von der lebendigen Bühne, zum Volke spreche. Die Stimmung, die über dem Werke lagert, ist der verhaltenen Spannung, der kaum erträglichen Schwüle vor dem Gewitter vergleichbar. Das war die Fermate vor der Sturmessymphonie der großen Revolution, die alles auf den Kopf stellte. Der Held des Dramas ist der französische Pfarrer Meslier in Etrepigny, der 1736 starb und dessen litterarisches Testament Voltaire veröffentlicht hat. Zwanzig Jahre hat der Pfarrer das Christentum mit solcher Wärme gepredigt und es im Leben mit solcher Hingebung ausgeübt, daß er seiner Gemeinde und weit darüber hinaus als ein Heiliger gilt. Und doch ist dieser Heilige seit langem innerlich Atheist, er sieht in der Religion eine Feindin echter Menschlichkeit, und er hat denn auch seine Überzeugung schriftlich niedergelegt. Endlich kann er die Lüge nicht länger mit sich herumschleppen, er sagt sich öffentlich vom Christentum los. Die Hoffnung aber,

daß ſeine Gemeinde ihm nachempfinden werde, was er gelitten und was er gewollt, daß ſie das Gute und Rechte, das er gelehrt, auch weiterüben werde, ohne die Ausſicht auf Himmelslohn und Höllenſtroſe, wird bitter enttäuſcht. Seine Gemeinde hat alles Vertrauen zu ihm eingebüßt; wenn es keinen Gotl giebt, dann ſoll die Luſl nach irdiſchem Genuß, die Beſtie im Menſchen frei herausbrechen. „Warum hadl Ihr Euch nur auf die Kette der Pfafferei verlaſſen und ihr (der Beſtie) nicht die Zucht Eurer Philoſophie gebracht.“ Verzweifelt geht Meslier in den Tod. Sein Teſlomenl aber nimml Voltaire on ſich, domit es helfe, „die himmelonprahlende Pagode unſeres Bel von Babel mit all ihren Vergoldungen und Verſchnörkelungen in den Staud zu ſchleudern, auf daß ein würdigerer Tempel aufgerichtet werde für eblere Götter.“ Es iſt jammervoll, daß Fitgers im edelſten Sinne kunſtvoll-lebendige Ausgeſtaltung dieſes gewaltig ergreifenden Stoffes im heutigen deutſchen Reiche nur verſchloſſene Thüren — und wenig offene Herzen finden wird. Denn die Feigheit ſcheint übermöchtig zu werden im Londe der blonden Recken und modernen Byzontiner.

XYZ.

Joſef Ruederer: Die Fahnenweihe. Eine Kömödie in drei Akten. (München, Brokls Rubinverlog.)

Wieder Einer, auf den die junge Litteratur die größten Hoffnungen ſetzen darf. Eine gute bayuwariſche Kroſtnotur und eine adelige Seele. Wie Ruederers letzter Roman „Ein Verrückter“, ſo ſpielt ſeine erſte Komödie im Hochgebirg. Und wie der Romon zeigt dos Theaterſtück die Klaue des Löwen. Herber, derber Noturalismus in tiefgründiger Perſon- und Geſellſchofts-anolyſe, ohne Verſchleierung, ohne geföllige Zurichtung. Land- und Stodtvolk in den Intimitäten korrupter Wechſelwirkung. Die Handlung, nomentlich in der Expoſition, hie und da vielleicht etwas zu ſchleppend, bei geringeren Nebendingen verweilend, aber dann wieder in prachtvollen Schlägen ſich entwickelnd. Der Pfarrer, die Gemeindevorſtönde, die Weider, allerlei ländliches und ſtädtiſches Raubzeug — köſtlich nach der Natur.

XYZ.

Alfred Friedmann: Der Geiger von Gmünd. Ein Wunder- und Zoubermärchen in drei Akten. (Berlin, Roſenbaum und Harl.)

Zunächſt iſt feſtzuſtellen, daß der Dichter mit der Wohl dieſes bekonnten altſchwäbiſchen Sogenſtoffes eine glückliche Hand und mit der dromatiſchen Bearbeitung gute Witterung für das Modiſche beweiſt. Denn ſeit dem großen Erfolge von Fuldos „Talisman“ und Humperdinls „Hänſel und Gretel“ iſt dos Märchen- und Sagenhofte auf der Bühne über Nacht wieder ſtork in die Mode gekommen, eine Thatſache, die bei den neuromantiſchen Neigungen als Gegendewegung zur naturaliſtiſchen Strömung nichts Verwunderliches hot. Hat doch ouch Ernſt Rosmer nach den außerordentlichen litterariſchen Erfolgen der naturoliſtiſchen Treffer: „Dämmerung“ und „Wir drei“ ein Märchen-Effektſtück „Königskinder“ geſchrieben. Freilich auf Rosmers poetiſche Höhe hat Friedmonn ſeinen „Geiger von Gmünd“ nicht zu erheben vermocht, wenn wir auch nicht anſtehen, dieſes Werk als Friedmanns beſte dromatiſche Leiſtung zu ſchätzen. Der Auſdou iſt ſehr gut, die Versſprache faſt durchweg ohne die bekannten Mängel, die dem Dichter von der Kritik von Werk zu Werk nachgewieſen wurden, oft mit ganz unnötigen hämiſchen Seitenhieben. Namentlich die Volksſzenen des zweiten Aktes ſind friſch und kräftig. Dos anmuthige Werkchen zeigt aber dies: umgegoſſen in ein Opernlidretto würde der Stoff eine noch vollkommenere Wirkung üben. So etwos ſchreit noch der Muſikdühne. Das will geſungen, gegeigt und geblaſen ſein.

XYZ.

Volkswirtschaft.

Dr. G. Ruhland, die „Münch. Post" und Max Nordau. Auf unsere Besprechung der „Wirtschaftspolitik des Vaterunser" im Januarheft der „Gesellschaft" sendet uns Dr. Ruhland folgende aufklärende Zeilen:

„Der „Münchener Post" selbst gegenüber hätte ich kein Bedürfnis, auf ihre Verdächtigungen zu antworten. Der „Gesellschaft" gegenüber liegt mir daran, den Thatbestand festzustellen. Es hat sich nämlich damals für mich nicht darum gehandelt, Sozialdemokrat zu werden — diese Entwickelungsstufe habe ich bereits im Jahre 1880 überwunden. Die Sache war vielmehr die folgende: Der Münchener sozialdemokratische Verlag machte mich nämlich darauf aufmerksam, daß sie wissenschaftlich bedeutende, populär geschriebene Arbeiten auch dann ihrem Leserkreis vermittele, wenn die Autoren nicht auf sozialdemokratischem Boden stehen. Man wolle dem Leser eben die Argumente von beiden Seiten bringen, um ihn so in die Lage zu versetzen, sich selbst ein Urteil zu bilden. In dieser Hinsicht — so sagte man — unterscheide sich die süddeutsche und speziell Bayerische Sozialdemokratie wesentlich von der Berliner. Mich freute dieses objektive Vorgehen. Und da ich damals mit sehr reichen Leuten wiederholt zu thun hatte, die viel von dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie sprachen, sagte ich ihnen, daß ich diese Bewegung, sowie ich sie in München kennen gelernt, nicht mehr für bedenklich halte. Und darauf wurde mir von diesen Reichen die Antwort: „Wenn eine solche Bewegung sich wirklich aus der Sozialdemokratie ausscheiden würde, dann wäre es leicht, dafür die umfassendsten Geldmittel flüssig zu machen." Von dieser Antwort machte ich — ohne Namensnennung — Gebrauch in einem Privatgespräch, während dessen Verlauf ich auch nicht den allergeringsten Zweifel darüber aufkommen ließ, daß ich kein Sozialdemokrat bin. Ich bin vielmehr stets als offener Gegner der Marx'schen Theorien in München aufgetreten, wie mir durch mehr als einen sozialdemokratischen Zeugen bestätigt werden wird. In ihrer Besprechung meines Vaterunsers freilich zeigen sich auch die Münchener Sozialdemokraten als „gehässige Fanatiker", denen kein Mittel zu schlecht ist, um Andersdenkende herabzusetzen. Immerzu! Ich habe kein Interesse, darauf zu reagieren."

Max Nordau richtete an den Verfasser der „Wirtschaftspolitik des Vaterunser" folgendes interessante Schreiben:

Paris, 6. Jan. 1895.

Mein hochverehrter Herr Doktor!

Verzeihen Sie, daß ich auf Ihre liebenswürdige Zuschrift vom 24. v. M. erst heute antworte. Geradezu erdrückende Arbeitshäufung am Jahresschlusse sei meine Entschuldigung, die Sie sicher als ausreichend annehmen werden.

Ihre überaus anregende Studie, „Die Wirtschaftspolitik des Vaterunser", die ich mit warmer Anteilnahme gelesen, hat mich wieder einmal überzeugt, daß das, was die Menschen trennt, meist nicht Vorstellungen und Gefühle, sondern Worte sind. So z. B. ist mir aus Ihrer Arbeit klar geworden, daß Sie, der positive Christ, und ich, der ich außerhalb jedes Konfessionalismus stehe, über die Wirtschaftsfrage genau das nämliche denken, nur daß wir unsere Gedanken, verschiedener Sprachgewohnheit folgend, verschieden ausdrücken.

Sie weisen mit Recht (S. 34 u. f. f.) darauf hin, daß „die Sprache einer fortwährenden Um- und Neubildung unterworfen" ist, und tragen kein Bedenken, den von Ihnen angeführten Worten der Kirchenväter den Sinn abzugewinnen, der Ihrer heutigen Erkenntnis entspricht, wenn er auch von dem abweicht, den Ihre heiligen Gewährsmänner zu ihrer Zeit mit jenen Worten verbanden. Dulden Sie, daß ich Ihre Methode auf Sie selbst anwende und hinter Ihren Worten, die mich fremd anmuten mögen, den Sinn suche, den sie,

ohne Vorurteil geprüft, ohne Zweifel einschließen. Der Sinn dieser Worte aber, wie ich sie ohne Zwang deuten kann, ist mir vertraut, und er deckt sich vollständig mit meinen Anschauungen von den Fragen, die Sie behandeln.

Überall, wo Sie „Christentum" und „christlich" sagen, lese ich „Solidarität" und „solidarisch", und dann sind wir einig. Gewiß, die Selbstsucht ist nicht die richtige Unterlage des Wirtschaftslebens; gewiß, jeder Mensch hat Bruderpflichten gegen den Nebenmenschen, und der Staat als organische Zusammensetzung gesittet strebender Menschen hat väterliche Pflichten gegen jedes seiner Mitglieder. Gewiß, die größten Werte werden nicht individuell, sondern solidarisch geschaffen, und ihr Eigentümer hat nicht das Recht, als seinen unbeschränkten Besitz im Sinne der Definition des römischen Rechts anzusehen, was das Ergebnis des Zusammenwirkens Tausender und vielleicht Millionen seiner Mitmenschen ist. Und ganz gewiß, eine Gesittung, eine Staats- und Gesellschaftsordnung muß sich bankbrüchig erklären, wenn der Mensch, den sie in ihrem Zwange hält, erheblich schlechter gestellt ist, als wenn er sich frei und wild der Natur gegenüber befände wie das Tier des Waldes. Sein „tägliches Brot" wenigstens müßte jeder arbeitswillige Mensch in der Gesittung mit Sicherheit finden können, wie es das Vaterunser verlangt.

Was dem Christentum Macht über die Gemüter und Dauer durch die Jahrtausende gegeben hat und noch lange geben wird, das ist nach meiner Überzeugung sein reicher Inhalt an Solidaritäts-Gedanken, die lange vor Christus von den Besten der Gattung klar gedacht worden waren. „Liebet euern Nächsten wie euch selbst", das ist der sittliche Kern des Christentums; sein geistiger Kern ist der beständige nachdrückliche Hinweis auf das Höhere, wonach der Mensch zu ringen hat. Die Bibel nennt dieses Höhere in ihrer Sprache „das Jenseits", es wird mir gestattet sein, statt dieses Wortes das Wort „das Ideal" zu setzen, worunter ich ein Leben im Geiste, ein Streben nach hohen Zielen, eine Geringschätzung des Persönlichen und Vergänglichen, ein Durchdrungensein vom Dauernden und Allgemeinen verstehe.

Wenn Sie meine Definitionen gelten lassen können, dann fordern wir beide dasselbe. Sie verlangen Durchdringung der Volkswirtschaft mit christlichem Geiste. Ich verlange ihre Durchdringung mit dem Geiste des „Liebet euern Nächsten wie euch selbst". Sie verlangen für jeden das tägliche Brot im Namen des Vaterunser, ich verlange es im Namen der brüderlichen Zusammengehörigkeit aller Menschen. Sie wollen, daß die wirtschaftlichen Fragen als sittliche Fragen gefaßt werden, ich rufe dazu einfach: „Bravo!" Und ich glaube mit Ihnen, daß auch in den Einzelfragen, die sich am schwierigsten ansehen, die Liebe mit Leichtigkeit Lösungen finden kann, auf die die beschränkte, im Individualitäts-Dünkel befangene Selbstsucht niemals geraten wird, und wenn sie sich noch so lange den Kopf zerbricht.

Hier haben Sie in aller Offenheit den Eindruck, den ich von Ihrer Arbeit empfangen habe. Und nun wünsche ich Ihnen nur noch, daß sie überall auf fruchtbaren Boden fallen möge, und bin stets, mit aufrichtigen Grüßen und Glückwünschen zum Jahreswechsel, Ihr Sie hochschätzender M. Nordau.

Der bekannte Sozialpolitiker Karl Jentsch betrachtet im 10. Heft des von uns wiederholt empfohlenen „Sozialpol. Centralblattes" die Fuchsmühler Bauernschlacht speziell vom sozialpolitischen Standpunkt aus. Leider ist die Ausführung zu umfangreich, um sie ihrem ganzen Umfange nach wiedergeben zu können*). Wir beschränken uns auf die Anführung der „Leitsätze", die der Autor am Schlusse aufstellt. Sie geben nicht nur hinreichendes Material zur gerechten

*) Die betr. Nummer ist zum Preis von 20 Pfg. vom Verlag Carl Heymann, Berlin, Mauerstr. 44, zu beziehen.

Beurteilung der Lage, ſondern auch beachtenswerte Fingerzeige, welche Wege zur Beſſerung führen.

Es heißt dort:

Erſtens: Da namentlich in Weſt- und Süddeutſchland die Forſtberechtigungen meiſt nichts anderes ſind, als verkümmerte Reſte des ehemaligen Eigentumsrechts der Bauern an den Markwald, der durch Uſurpation an den Grundherrn übergegangen iſt, ſo bedeutet jede weitere Schmälerung dieſer Rechte einen Angriff auf das Privateigentum; und dieſes Privateigentum iſt bei weitem heiliger als das der Grundherrſchaften, erſtens ſeines reineren Urſprungs wegen, zweitens weil es zur Grundlage der bäuerlichen Exiſtenz gehört, während die aus ſeiner Beſchränkung dem Grundherrn erwachſenden Vorteile nur dem Luxus dienen.

Zweitens: Den Prozeſſen um Waldberechtigungen hat eine durchgreifende geſetzliche Neuordnung vorzubeugen; denn dieſe Prozeſſe tragen, wie die einander widerſprechenden Urteile der Juriſten beweiſen, den Charakter eines Lotterieſpiels, in welchem der am meiſten Ausſicht auf Gewinn hat, der am längſten aushält, und das iſt allemal der Reichere: für den Bauernſtand ſind dieſe Prozeſſe ruinös.

Drittens: In Beziehung auf Ablöſungen iſt zu erwägen, daß das Ablöſungskapital faſt niemals einen wirklichen Erſatz für Naturalbezüge bildet, es verkrümelt ſich, während die Naturalbezüge durch Jahrhunderte dauern, und ſelbſt wenn das Kapitälchen erhalten bliebe und der Zinsfuß nicht fiele, würde es kaum möglich ſein, eine wirtſchaftliche Verwendung der Zinſen zu ſichern, die den Nutzen der Naturalbezüge aufwöge. Wo von dieſen Naturalbezügen oder Nutzungsrechten die Exiſtenz der Bauern abhängt, ſind die Anträge des Waldbeſitzers auf Ablöſung grundſätzlich abzuweiſen.

Viertens: Was die wirkliche oder angebliche Unvereinbarkeit der bäuerlichen Anſprüche mit der rationellen Forſtwirtſchaft anbelangt, ſo muß daran feſtgehalten werden, daß die Erhaltung einer Bauerngemeinde wichtiger und wertvoller für den Staat und das Vaterland iſt, als die rationelle Pflege eines Forſtes; in den meiſten Fällen aber, wo dieſe Unvereinbarkeit behauptet wird, findet man bei genauerem Nachforſchen, daß der Schaden, den die berechtigten Bauern dem Walde zufügen, gleich Null oder ganz unerheblich iſt.

Fünftens: Mag aufrichtige Sorge um den Wald urſprünglich der Hauptgrund geweſen ſein, weshalb die Berechtigungen von den Behörden auf dem Wege der Geſetzgebung und der Verwaltung zurückgedrängt worden ſind, heute, wo der Wald durch das von vornehmen Herren gehegte Jagdwild weit ärger geſchädigt wird, als er jemals durch das Vieh und die Holzlieferungen an Bauern geſchädigt worden iſt, darf dieſer Grund nicht mehr geltend gemacht werden.

Sechſtens: verſteht es ſich auch auf dieſem Gebiete wie auf allen anderen von ſelbſt, daß das Privatintereſſe, mag es das eines Waldbeſitzers oder das eines Nutzungsberechtigten ſein, dem Wohle des Ganzen weichen, die Nutzung alſo eingeſchränkt werden muß, wenn ſie den Beſtand eines fürs Land notwendigen Waldes gefährdet, ſo darf doch niemals ein Privatberechtigter dem andern, am allerwenigſten der Bauer bloßen Rentabilitätsrückſichten eines reichen Waldbeſitzers geopfert werden. Es iſt beſten Falls vollkommen gleichgültig fürs Gemeinwohl, ob das Jahreseinkommen eines Großgrundbeſitzers um 100000 Mk. ſteigt oder nicht, und manchmal iſt das Steigen geradezu ein Schaden; aber ganz und gar nicht iſt es gleichgültig fürs Vaterland, ob 100 Bauern zu Grunde gehen oder erhalten bleiben.

Siebenes: Die heut beliebte Sperrung der Wälder auch für die unbedeutendſten Nutzungen, wie das Leſen von Raff-

holz, das Beeren- und Pilzesammeln, sowie für Spaziergänger und Volksbelustigungen ist eine ungeheuerliche Übertreibung des Privateigentumsrechts, die zehnfach erbittern muß in einer Zeit, wo Millionen „Reichsbürgern" jede Möglichkeit abgeschnitten ist, jemals in den Besitz von auch nur einer Quadratrute des vaterländischen Bodens zu kommen, und die Frage wird immer lauter erschallen, ob die Paradiese unseres Vaterlandes bloß für Hirsche und ein paar Tausend reiche Herren geschaffen sind, oder ob das Volk, das diese Herren mit seiner Arbeit erhält, auch ein Recht darauf hat. Man hebt oft den idealen Wert des Waldes und der Jagd hervor: die Herzerfrischung, Nerven- und Muskelstärkung, Förderung eines kühnen männlichen Mutes, Pflege der echt deutschen Charakteranlage; nun wohl! Wir wollen Deutsche sein und wollen es bleiben, und daher sollen die natürlichen Bedingungen, unter denen allein sich ein kerndeutscher Charakter entwickeln kann, allen erhalten bleiben. Und darum

Achtens, wollen wir nicht ruhig zusehen, wie ein kerndeutscher Volksstamm, der sich seine kerndeutschen Eigenschaften: darunter auch das Bewußtsein der eigenen persönlichen Würde, Freiheitsliebe und das Pochen auf sein gutes Recht bewahrt hat, wieder im Kampfe um dieses sein Recht unterjocht und in eine sklavenähnliche Herde entweder schlapper oder tückisch katzbuckelnder Knechte verwandelt wird, nicht ruhig zusehen, wie nach englischem Vorbild, aber ohne Gewährung jener Güter, die dem englischen Arbeiter immerhin noch einigen Ersatz bieten: größere Bewegungsfreiheit und reichlichere Arbeitsgelegenheit, der Bauer von seiner Scholle gedrängt und in billiges Arbeitsvieh verwandelt wird, das man aus Gottes freier Natur in unterirdische Schächte und stinkende Cellulose- und Spiritusfabriken treibt.

XYZ.

Französische Litteratur.

„Les vieilles rancunes" die litterarische Festgabe, die Georges Ohnet seinen Verehrern, deren Zahl sich gottlob stark zu lichten beginnt, auf den Weihnachtstisch legte, ist ein geschmackvoll ausgestattetes und hübsch illustriertes Geschenkbuch, das Freunden harmloser Schmökerei willkommen sein wird, zumal es noch den Vorteil hat, daß es sich auf dem litterarischen Renommiertisch eines gutbürgerlichen Salons ausnehmend gut ausnimmt. Man muß dem Ollendorff'schen Verlage die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit anerkennenswertem Eifer bemüht war, das jammervolle Geistesprodukt des ausgeschriebenen Romanfabrikanten in ein Gewand zu kleiden, dessen geschmackvolle Eleganz einigermaßen Ersatz für die Armseligkeit des Inhalts bietet. Auf diesen Inhalt näher einzugehen, verlohnt sich der Mühe nicht: es ist das öde Gewäsch eines Mannes, der mit seinem Latein längst zu Ende ist und der nichtsdestoweniger krampfhafte Anstrengungen macht, die Kundschaft weiter zu bedienen. Es fällt heute keinem Menschen mehr ein, ein weiteres Wort über die Machwerke dieses klassischen Vertreters des litterarischen Bänkelsängertums zu verlieren; Ohnet ist im Laufe der Jahre auf einem Niveau angekommen, das ihn der kritischen Betrachtung entzieht. Man darf den Mann getrost seinen Lesern und seinem Schicksal überlassen.

Da hat es André Theuriet ganz anders verstanden, sich auf der bescheidenen Höhe seines Ruhmes zu behaupten. Die Vorzüge, die das Lesepublikum an dem beliebten Erzählkünstler schätzt, der wohlige Herzenston seiner Faduliermanier, die hübsche Ausgestaltung, die er seinen Geschichten zu geben weiß, die anheimelnde Frische seiner Naturschilderung; vor allem aber die poesieverklärte Art, mit der er uns den Gottesfrieden der Waldeinsamkeit malt, das alles sind Eigenschaften, denen man in jedem Werke Theuriets begegnet. In

dieſer Beziehung läßt auch „Paternité“ nichts zu wünſchen übrig, Theuriets neueſter Roman, der den erſten Band der „Collection Gay d'or“, einer neuen Sammlung von illuſtrierten Prachtausgaben moderner Romane, um die die rührige Guillaume'ſche Offizin den Beſtand ihrer in der Welt der Bücherfreunde geſchätzten Muſterausgaben vermehrte, bildet. Theuriets Roman, der, wie alle Bände der Kollektionen des Hauſes Guillaume, bei Dentu in Paris zur Ausgabe gelangte, wurde von Pieard und Mittis reich und anſprechend illuſtriert. Dieſelben Künſtler haben auch die Bilder gezeichnet, die Catulle Mendès' Roman „Vergerfleuri“, der im Rahmen der Guillaumeſchen „Collection Euryale“ letzthin erſchienen iſt, ſchmücken. Der Garten, in den uns Mendès hier führt, zeigt die blendende Pracht einer üppigen, in allen Farben des Regenbogens ſchimmernden Flora, von der der betäubende Duft ſchwüler Sinnlichkeit ausgeht. Aber mit dieſem Wohlgeruch verbindet ſich leider der fatale Duft modernder Fäulnis, der nur allzu deutlich erkennen läßt, daß alle dieſe Blumen, ſo ſchön und farbenprächtig ſie dem Auge auch erſcheinen, in der heißen Atmoſphäre des Treibhauſes zu üppiger, vorſchneller Blüte getrieben wurden. Dieſes Parfum, das allen Schöpfungen Catulle Mendès eigentümlich iſt, übt auf die Meiſten eine ganz beſondere Anziehungskraft aus, und deshalb wird es auch der neueſten Gabe des fleißigen Schriftſtellers, die im übrigen in Bezug auf Form und techniſche Vollendung nichts zu wünſchen übrig läßt, an zahlreichen, dankbaren Leſern nicht fehlen.

Unter dem Titel „Les conteurs du XVIII siècle“ erſcheint bei Flammarion in Paris eine Sammlung von illuſtrierten Muſterausgaben der beſten Hervorbringungen der galanten franzöſiſchen Erzählkunſt des Jahrhunderts der Aufklärung. Die erſten beiden Bände der Kollektion enthalten „Le sopha“ von Crébillon Fils, jene berüchtigte, „conte moral“, die im übrigen weit beſſer als ihr Ruf iſt. Die beiden Bände ſind mit elf Bildern von E. P. Milio geſchmückt, deren techniſche Ausführung die Sorgfalt erkennen läßt, die die geſchätzte Verlagshandlung auf die Ausſtattung ihrer Bücher verwendet.

Als Folge und Fortſetzung ſeiner „Essais de litterature contemporaine“ ließ Georges Pellissier bei Lécène, Oudin & Cie. in Paris „Nouveaux essais de littérature contemporaine“ erſcheinen, die der kritiſchen Betrachtung des litterariſchen Schaffens von Alexandre Dumas fils, Taine, Zola, Rosny, Marcel Prévost, Abel Hermant, Bourget, Paul Hervieu, Jules Lemaitre, Pierre Loti und Anatole France gewidmet ſind. Das ernſte Streben, den Dingen auf den Grund zu gehen, das verſtändige objektive Urteil und die neuen Geſichtspunkte, die in dieſen kritiſchen Aufſätzen zu Tage treten, geben Pelliſſiers Studien ihren beſonderen Wert und ihre beſondere Bedeutung.

De Bricqueville, Les anciens instruments de musique (Paris Librairie de l'Art). Eine gehaltvolle Studie über die hiſtoriſche Entwickelung der Geigenmacherkunſt im 16., 17. und 18. Jahrhundert, die Freunde des Kunſthandwerks und Muſiker gleich intereſſieren wird. Zahlreiche Zeichnungen, die die bemerkenswerteſten Exemplare aus einer der berühmteſten und vollſtändigſten franzöſiſchen Sammlung alter Inſtrumente im Bilde vorführen, erhöhen die Anſchaulichkeit des Textes in dankenswerter Weiſe. — Im gleichen Verlage veröffentlichte Marguerite van de Wiele unter dem Titel „Le Sire de Ryeboke“ eine flämiſche Legende. „La Grèce après la faillite“ von Basilio Couitéas (Paris, Flammarion) iſt eine tüchtige Arbeit, die der Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe wert iſt, ſchon aus dem Grunde, weil unſere deſolaten ſozialen Verhältniſſe hier eine ganz eigenartige Beleuchtung finden, denn der Autor faßt ſein Thema nicht einſeitig auf, ſondern iſt bemüht, die ſoziale Notlage ſeines Vater-

landes im Zuſammenhange mit der der übrigen Nationen zu betrachten. Die Ratſchläge, die hier Griechenland erteilt werden, haben für viele der europäiſchen Staaten Wert und Geltung.

„L'Arche de Noé“ iſt der Titel des eiegant ausgeſtatteten Albums, das die Verlagsbuchhandlung von Plon, Nourrit & Cie. in Paris dem kleinen Volke als willkommene Weihnachtsgabe beſcherte. Zu der hübſchen Geſchichte, die Guigou erzählt, hat A. Vimar eine bunte Reihe luſtiger Bilder gezeichnet, die in prächtigem mehrfarbigen Farbendruck ausgeführt ſind. Unter den Prachtwerken für die Jugend, die eine Spezialität des Plon'ſchen Verlages bilden, iſt das textlich, wie illuſtrativ gleich treffliche Buch der beſten eins.

A. G—tze.

„Le Magazine International, organe trimestriel de la société internationale artistique, Paris, Siège: 3, Place Wagram.“ Die Leiter ſind: Léon Bazalgette, Laurence Jerrold, Serge Murat und Otto Ackermann. Erſtes Heft, Dezember 1894. — Von dem großen Einfluß, den das jugendliche Frankreich von Seite der germaniſchen Raſſe nach der künſtleriſchen Hinſicht bei ſich geſtattet, und den wir wohl in letzter Linie Richard Wagner verdanken, legt das vorliegende Heft nach mancher Richtung deutliches Zeugnis ab: Ein Citat von Goethe: „La littérature nationale n'a plus aujourd'hui grand sens; le temps de la littérature universelle est venu .....“ auf der Außenſeite; der ſtarr glotzende Kopf einer engliſchen Schönen nach Burne Jones als Vignette; das urfranzöſiſche Wort magazin engliſch „magazine“ geſchrieben, und das Porträt unſeres erſten Lyrikers, Karl Henckells, als Beigabe. Der geſamte Inhalt — mit Ausnahme einiger ſtark evaporativer Strophen von Bazalgette — ſind Überſetzungen von engliſchen, deutſchen und amerikaniſchen Autoren. Darunter als beſte Leiſtung die Überſetzung Walt Whitmans durch Laurence Jerrold. Wir haben wohl alle Urſache, uns über dieſe Erſcheinung zu freuen — ebenſo wie über die „Idis“ des Pſeudonymen Triſtan Klingſor in Beauvais, welche beſonders die deutſche ſymboliſtiſche Richtung berückſichtigen. — Aber wir bezweifeln einen endgültigen Erfolg dieſer und ähnlicher Unternehmungen. Die Nationen ſind heute unter ſich abgeſchloſſener wie früher. Sie verhärten ſich immer mehr. Dante war noch ein Weltdichter. Schon Shakeſpeare war eine rein germaniſche Individualität, deſſen Verſtändnis die lateiniſchen Raſſen, wie ſie gern zugeben, endgültig aufgegeben haben. Und Goethe, der alle Qualitäten zu einem Weltdichter hatte, iſt es eben nicht geworden. Gerade in dem geiſtesverwandten England nicht. Schon heute wäre ein ähnlich tiefgehender Einfluß, wie ihn die deutſche Romantik zur Zeit Chateaubriands auf die franzöſiſche Litteratur ausübte, etwa das Eindringen eines Dichters wie E. A. Hoffmann, ausgeſchloſſen. Der engliſche Präraphaelismus der vierziger Jahre hat auf uns gar nicht gewirkt, und findet erſt jetzt in ſeinen Ausläufern Beachtung, da wir ſelbſt im gleichen Waſſer ſchwimmen. Was heute wirkt, iſt nur noch der einzelne auf den einzelnen. Zola wirkte auf Conrad, nicht auf die Deutſchen. Poe wirkte auf Baudelaire, nicht auf die Franzoſen. Byron wirkte auf Lamartine, nicht auf die franzöſiſchen Dichter. Heine wirkte auf Zendrini, nicht auf die Italiener. Der Blitz zündet von Kopf zu Kopf. Und der Entzündete mag ſehen, wie er den Funken in ſeinem eigenen Vaterland verbreitet. Zu dieſem Zünden aber bedarf es keiner internationalen Zeitſchriften, oder einer Überſetzungs-Lyrik, wie der vorliegenden, wo mit dem Reim der feinſte Duft der dichteriſchen Blüte verloren geht. Der empfindliche Kopf, der mit Pulver angefüllte Kopf, findet ſchon ſeine Lunte, und der einſchlagende Funken wird ihn treffen. Der Weg hierzu liegt in der fremdſprachlichen Aneignung des ausländ-

diſchen Gedankens. Heine, der für uns der Vermittler der Byroniſchen Richtung war, lernte ſein Vorbild im Original kennen, ging ſelbſt nach England hinüber, und gab uns ſo jene unvergleichliche Miſchung von germaniſcher Grübelei und jüdiſchem Witz, die uns alle mit fortriß. Der deutſche Byron in ſeinen drei oder vier Überſetzungen hat nichts Schöpferiſches bei uns zuwege gebracht. Höchſtens den froſtigen Schack zu ungenießbaren Leiſtungen inſpiriert. Voltaire, den eine glückliche Ungnade ſeines Königs zur Flucht nach England zwang, lernte dort auf dem Ur-Boden die freiheitliche Richtung engliſcher Spekulation kennen, die ſeinen Geiſt ſchulte und ihm — eine engliſche Thetis dem franzöſiſchen Achill — die Waffen in die Hand gab, das verrottete Königtum und verblödete Papſttum ſeines Landes rückſichtslos anzugreifen. Und ſo war es der Engländer Locke, aus deſſen Schriften Rouſſeau ſeine Ideen zum „Emile“ ſchöpfte, wie es ſeine politiſchen Anſchauungen waren, die Montesquieu zu ſeinem „Esprit des Lois“ erweiterte. — Und umgekehrt: Wir haben Jahrzehnteiang Scribe, Dumas, Sardou auf den deutſchen Bühnen geſehen, ohne daß dies mehr zuwege gebracht hätte, als Kotzebueſches Amüſement. Und ich ſehe nicht ab, ob die Flut ſkandinaviſcher und ruſſiſcher Überſetzungslitteratur bei uns mehr zur Folge haben wird, als Kraftanſtrengungen unreifer Talente und fruchtloſe Diskuſſionen. — Alſo Überſetzungs-Zeitſchriften ſind in der Regel totgeborene Kinder. — Trotzdem iſt die Abſicht zu loben. Sie beweiſen mindeſtens für das Land, aus deſſen Litteratur die Überſetzungsproben genommen werden, daß deſſen geiſtige Richtung Beachtung findet. Für Deutſchland iſt dies ein günſtiges Zeichen. Für das ſchwer beeinflußbare Frankreich alles Mögliche. Und beſonders dem jugendlichen, enthuſiasmierten Léon Bazaigette, der auf ſeiner vorjährigen Inſpektionsreiſe durch Deutſchland überall Herzen eroberte, und der am liebſten über Elſaß-Lothringen hinweg deutſche und franzöſiſche Geiſter vereinigen möchte, wünſchen wir einen vollen Erfolg, wenn er ſingt:

„Sur tous je verse sans mesure les rayons
de ma chaude amitié fraternelle,
L'ardente haleine bouillonnante de mon
esprit en flamme,
L'expansive tendresse de mon coeur amou-
reux de vos formes, de mon coeur joyeux
d'être en vous, de palpiter en vous comme
en moi-même;
Sur l'aile étincelante de mes rayons flotte, vole,
resplendit dans le frémissement aérien du
jour un esprit d'amour impétueux,
Répandu dans vos membres, qui les colore
d'une ardente lumière vitale ruisselante
de force et d'aromatique chaleur.
Vos rouges corolles ne sont jamais rassas-
siées des ondes de mon sang
De la pourpre savoureuse de mon coeur
toujours en union avec vous-mêmes;
Je m'exhale en torrents rapides d'épaisse
lumière chaude;
Semblable au coeur d'un héros dont le
battement large n'est sans force pour
aucun,
Pareille à l'écho profond de sa voix dont
tressaillent les choses silencieuses,
Tandis qu'il développe les merveilles de
l'amour,
La clarté profonde de mon corps et une
voix qui chante dans les espaces les
merveilles de l'amour solaire.“

Panizza.

Ungariſche Litteratur.

Endlich ſind nun auch Goethes „Wahlverwandtſchaften“ ins Ungariſche übertragen worden. Profeſſor Coloman Kemenezky hat durch dieſe höchſt verdienſtliche Arbeit eine ſchon längſt fühlbar gewordene Lücke ausgefüllt und ermöglicht, daß nunmehr die geſamten Werke des deutſchen Dichterfürſten dem ungariſchen Leſepublikum zugänglich gemacht werden können. Die Überſetzung kann als eine wohlgelungene bezeichnet werden; ſie iſt mit vielem Fleiße ausgearbeitet und ſucht bei aller Ungezwungenheit des Stils dem Originaltext möglichſt nahe zu kommen. Prof. Kemenezky gebührt der Dank der ungariſchen Leſewelt, der er durch dieſe ſchöne Arbeit einen lang ent-

behrten und längſt erſehnten litterariſchen Genuß vermittelte.

A század vége (Fin de siècle). — Unter dieſem Titel hat Alex. Ujváry ſeine von der Preßburger litterariſchen Toldy-Geſellſchaft mit dem erſten Preis gekrönten Satiren geſammelt. Das Werk, das für eine ſehr geſchmackvoll zuſammengeſtellte Gedichtſammlung gelten kann, zeigt fröhlichen Humor, ſchneidigen Witz und ſcharfe Beobachtungsgabe, womit der Verfaſſer die lächerlichen Verſchrobenheiten und einfältigen Ausartungen des fin de siècle derb zu geißeln verſteht. Dabei bekommen alle Schichten der heutigen Geſellſchaft ihr Teil, und aus allen modernen Zuſtänden und Beſtrebungen weiß der Verfaſſer mit großem Geſchick einzelne Punkte herauszugreifen, an denen er ſeinen Witz üben und die er dem lachenden Leſer in munteren, ſchalkhaften und ungebundenen Reimen vortragen kann. Trotz einiger mit unterlaufenden Formfehler kann das Büchlein doch jedem Litteraturfreunde als ebenſo unterhaltende wie belehrende Lektüre empfohlen werden.

A mult századbeli hirlapirodalom (Die Journaliſtik des verfloſſenen Jahrhunderts). — Der als Journaliſt und Schriftſteller gleich vorteilhaft bekannte Ludwig Ürmöſſy bietet uns unter dieſem Titel eine hochintereſſante Arbeit. Er geht alle im verfloſſenen Jahrhundert erſchienenen Zeitungen und Zeitſchriften Ungarns durch, führt in dieſen veröffentlichte und auch noch für die gegenwärtige Zeit intereſſante Abhandlungen und Mitteilungen auf und verſieht ſie mit erklärenden Anmerkungen, die dem Laien das Verſtändnis weſentlich erleichtern. Zudem unterzieht er die damalige Journaliſtik einer die gleichzeitigen Verhältniſſe Ungarns erläuternden Kritik. Ürmöſſy, der ſich durch ſeine unlängſt erſchienene „Neueſte Geſchichte Siebenbürgens“ einen ſehr geachteten Namen als Geſchichtsſchreiber erworben hat, beleuchtet in dieſem ſeinem neueſten Werke, das mit beinahe pedantiſchem wiſſenſchaftlichem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer ausgearbeitet iſt, ein bis dahin nur allzu ſtiefmütterlich behandeltes und lange Zeit ganz vernachläſſigtes Gebiet der ungariſchen Litteratur. Schon aus dieſem Grunde verdient das Buch weiteſte Beachtung. Da es zudem nicht nur von ſehr gründlichem Wiſſen zeugt, ſondern auch höchſt geiſtvoll und anziehend geſchrieben iſt, ſo wird es ſich bald ſehr viele Freunde erwerben.

Im Verlage „Athenaeum“ in Budapeſt wird demnächſt unter dem Titel: A magyar nemzet története (Geſchichte der ungariſchen Nation) ein bedeutendes hiſtoriſches Werk erſcheinen, das in zehn Bänden ein vollſtändiges Bild der geſchichtlichen Entwickelung Ungarns darbieten wird. Der hochgebildete und auch als Hiſtoriker und Altertumsforſcher in weiteren Kreiſen bekannte Fürſtprimas von Ungarn, Klaus Vaszary, hat das Vorwort zu dieſem monumentalen Werke geſchrieben, an deſſen einzelnen Teilen die berühmteſten und bedeutendſten ungariſchen Geſchichtsſchreiber wie Fröhlich, Por, Fraknoi, Thaly, Marczali und Ballagi mitgearbeitet haben. Jókai hat einen Millennium-Epilog beigeſteuert, aus welchem wir erſehen, daß das Werk eine Art von Feſtſchrift zur Feier des tauſendjährigen Beſtandes von Ungarn iſt; die Redaktion und Herausgabe des Ganzen ruht in den bewährten Händen des verdienſtvollen Gelehrten Szilágyi. Die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter bürgen dafür, daß etwas Gediegenes zuſtande kommen wird, und daß dieſe neueſte „Geſchichte der ungariſchen Nation“ berufen ſein dürfte, den erſten Platz unter den Werken dieſes Genres einzunehmen. Ein beſonderer Vorzug dieſes Werkes liegt noch darin, daß jede Epoche der ungariſchen Geſchichte von einem gerade in dieſer Zeit beſonders bewanderten Spezialiſten geſchildert wird, und daß die Ergebniſſe des fachmänniſchen Wiſſens und der exakten Forſchung in leichtfaßlicher und dabei doch kernhafter

Schreibweise einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden, und so kann es besonders zur bevorstehenden Millenniumfeier dem Gelehrten wie dem Laien bestens empfahlen werden. — Auch die Ausstattung verdient volles Lob. Die namhaftesten Künstler wie Munkacsy, Feszty, Lotz, Benczúr, Vágó, Zichy, Than, Dörre und Wagner haben es mit wohlgelungenen und stimmungsvollen Illustrationen geschmückt, von denen einzelne in sorgfältigem chromographischen Druck reproduziert wurden. Auch der Text enthält alten Dokumenten entnommene Initialen, Schriftzüge und Zeichnungen, sowie auch farbige Facsimile-Nachbildungen alter Illustrationen. Um diesen ebenso stilvollen als reichhaltigen und historisch interessanten äußeren Schmuck herzustellen, wurden eine Menge in- und ausländischer Bibliotheken, Archive und Sammlungen durchstöbert. So ist denn auch durch das Zusammenwirken aller dieser Faktoren ein Prachtwerk geschaffen worden, bei welchem Inhalt und äußere Ausstattung auf gleicher künstlerischer Höhe stehen.

Im Verlage der ungarischen Akademie für Wissenschaft erscheinen Anfang Dezember neue Werke: Hüppe; A longyel alkotmány története (Geschichte der polnischen Verfassung), übersetzt von Georg Szathmáry; der litterarische Nachlaß des berühmten ungarischen Historikers Paul Humfalvy: Az vlahok története (Geschichte der Wallachen) und Emerson: Az emberi szellem Repvisdöi (Die Vertreter des menschlichen Geistes, aus dem Englischen übersetzt von Karl Szasz.

Für das ungarische Lesepublikum bietet unter diesen Novitäten Humfalvys „Geschichte der Wallachen" das größte Interesse, dessen Herausgabe der Litteratur- und Geschichtsforscher Lad. Réthy besorgte. Humfalvy bekämpft in diesem Werke den Chauvinismus der Rumänen, die sich der Illusion hingeben, direkt von den Legionen Trajans abzustammen und sich somit als deren Erben für die allein rechtmäßigen Herren des damaligen Daciens halten. Der Verfasser hatte beabsichtigt, die Geschichte der Wallachen bis auf die neueste Zeit fortzuführen, daran hat ihn jedoch der Tod gehindert, der ihn im Jahre 1891 ereilte. So ist das Werk also ein Bruchstück geblieben, das die Geschichte des genannten Volkes nur bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts schildert. Strenge Logik, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe sind die hauptsächlichsten Charakterzüge dieses interessanten Werkes, in welchem der verblichene Forscher durch unwiderlegliche Daten den Beweis liefert, daß die ungerechtfertigten politischen Forderungen gewisser rumänischer Heißsporne nichts weiter sind als grundlose und lächerliche Phantasiegebilde. A. Zwierina.

Vermischtes.

Die politischen Verbannten in Sibirien. — Während in fast allen sonstigen Staaten, welche auf den Namen eines civilisierten und gesitteten Staates Anspruch erheben, niemand seiner Freiheit ohne ein gerichtliches Urteil beraubt werden kann, besteht in Rußland die Einrichtung, daß politisch verdächtige Personen durch eine einfache Verfügung der Verwaltungsbehörden nach einem bestimmten Orte des europäischen oder asiatischen Staatsgebietes verbannt werden können. Diese Verbannung führt den Namen „Verschickung auf administrativem Wege". Während der Regierungszeit des verstorbenen Zaren Alexander III. wurde von ihr in ausgedehntestem Maße Gebrauch gemacht, und die Zahl der kurzer Hand nach Sibirien verschickten Personen beiderlei Geschlechts beläuft sich auf viele Tausende. Eine anonyme Denunciation genügt vielfach, um einen ahnungslosen Menschen der furchtbaren Strafe der Verbannung zu überliefern; oft genug ist es vorgekommen, daß die Verbannten nicht einmal das „Verbrechen" erfuhren, dessen sie beschuldigt wurden, erst nachdem sie an dem Verbannungsorte angekommen waren, wurde ihnen hierüber Auskunft. Da die

Verbannung nicht sowohl als Strafe, sondern als Sicherungsmaßregel betrachtet wird, so genügt die Annahme, daß eine Person in politischer Beziehung verdächtig ist, um gegen sie die Verschickung anzuwenden; der Besitz verbotener Bücher, der Umgang mit Revolutionären, der Briefwechsel mit verdächtigen Personen sind für die russischen Behörden ausreichende Beweise der politischen Unzuverlässigkeit, und es wird demgemäß, wenn diese vorliegen, von der Verbannung Gebrauch gemacht.

Die Lebensweise der Verbannten an ihrem Aufenthaltsorte ist sehr genau geregelt; ein Erlaß vom 12. März 1882, ein Jahr nach der Thronbesteigung Alexanders II. ergangen, enthält darüber sehr eingehende Vorschriften, durch welche im Vergleiche zu früher die Lage der Verbannten wesentlich verschlechtert wurde; vor dieser Zeit war es den Verbannten gestattet, den ihnen angewiesenen Aufenthaltsort auf kurze Zeit und kurze Entfernung zu verlassen, nach der erwähnten Verordnung ist dies nur auf Grund einer besonderen Erlaubnis der Behörde zulässig, welche lediglich unter der Voraussetzung eines besonders triftigen Grundes und eines untadelhaften Verhaltens des Verbannten erteilt wird. Damit sind die vielfach hochgebildeten Verbannten an die Einsamkeit eines kleinen Städtchens oder eines unter Eis erstarrenden Weilers gefesselt, wo, wie ein russischer Schriftsteller sagt, es leer und still ist, als ob ein ewiger Fluch laste auf diesen Orten der administrativen Abkühlung heißer Aufwallungen. Mit der Verbannung ist regelmäßig die Polizeiaufsicht verbunden, welche von rohen und unkultivierten Beamten in drückendster Weise ausgeübt wird. Der Verbannte ist rechtlos; zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht kann die Polizei bei ihm eindringen, er unterliegt jeder Zeit der Möglichkeit einer Durchsuchung; sein Briefwechsel, sein Umgang und Verkehr, sein ganzes Thun und Nichtthun wird in der peinlichsten Weise überwacht, und weder auf das Alter noch das Geschlecht wird in dieser Beziehung die leiseste Rücksicht genommen; weibliche Verbannte, welche schon zur Ruhe gegangen sind, müssen den Eintritt eines Polizeibeamten in ihr Zimmer sich widerstandslos gefallen lassen. Damit nicht genug: so unterliegt auch die Erwerbsthätigkeit der Verbannten den größten Beschränkungen; es ist ihnen unmöglich gemacht, im Staats- oder Gemeindedienst irgend eine Stelle zu bekleiden, sie dürfen keinen Unterricht erteilen, nicht einmal in der Tanzkunst und Musik; es ist ihnen verboten, mit Büchern und sonstigen Druckschriften Handel zu treiben, sie dürfen keine Wirtschaft halten, kein photographisches Atelier errichten, keine Anstellung in einer Druckerei oder Leihbibliothek annehmen, die öffentliche Thätigkeit ist ihnen schlechthin untersagt, kurz, die Möglichkeit, durch irgend eine Thätigkeit etwas zu verdienen, ist ihnen zum größten Teile genommen. Da der Gouverneur die Befugnis besitzt, ihnen irgend eine Beschäftigung zu untersagen, sofern er dies im Interesse der öffentlichen Ordnung für geboten erachtet, so kann man sich leicht ein Bild von der furchtbaren Härte machen, welchen ehrenwerte, ideal angelegte Personen vielfach lediglich um deßwillen unterworfen werden, weil sie in ihrem Bildungseifer nicht vor solchen Erzeugnissen der Litteratur Halt machten, welche in Rußland verboten sind. Den Verbannten ist es nicht gestattet, den ärztlichen Beruf ohne Erlaubnis auszuüben; das Gleiche gilt bezüglich der Berufe der Apotheker und Hebammen. Ein Arzt, welcher nach einem öden Platze verbannt ist und einem Sterbenden Hilfe leistet, ohne daran zu denken, daß er dies ohne vorgängige Erlaubnis nicht thun darf, wird mit Arrest bestraft, begeht er dies furchtbare Vergehen wiederholt, so kann er sogar in die Hütten der Jakuten verbannt werden; die gleiche Strafe trifft den Apotheker, der einem Kranken, den die Schmerzen seiner Vernunft zu berauben drohen, ein schmerzlinderndes Mittel be-

reitet, und ihr unterliegt auch die Hebamme, welche einem Weibe in seiner schweren Stunde beisteht, ohne sich hierzu die Erlaubnis verschafft zu haben. Eine aus Menschenliebe und Mitgefühl vorgenommene Handlung wird also als ein strafwürdiges Vergehen angesehen. Diese Thatsache allein dürfte genügen, um die Lage und das Leben der politischen Verbannten in Sibirien zu kennzeichnen. Man könnte nun annehmen, daß die Regierung, da sie doch die Verbannten der Möglichkeit, sich einen Unterhalt zu verdienen, fast gänzlich beraubt, mit reicher Hand für sie sorgte; das Gegenteil ist der Fall. Die Unterstützung, welche den Verbannten gewährt wird, ist eine höchst dürftige, kaum reicht sie auch bei bescheidensten Ansprüchen für den notwendigen Lebensunterhalt aus, bei ihrer Verteilung spielen Gunst und Mißgunst eine große Rolle, weil der Himmel so hoch und der Zar so weit ist, entscheidet über das Maß der Verteilung der Vorsteher der Ortsbehörde, der Ispràwnik, dessen Wohlwollen zu erringen für die Verbannten die wichtigste Angelegenheit ist; denn von dem Ispràwnik hängt es schließlich ab, ob der Zwangsaufenthalt einigermaßen erträglich oder zu einer wahren Hölle auf Erden werden soll; seine Ansicht, die er höheren Ortes mitteilt, ist für die Beendigung wie auch für die fortwährende Verlängerung der Verbannung maßgebend.

So furchtbar hart nun diese Lage der politischen Verbannten auch mit Recht erscheint, so ist sie doch eine beneidenswerte zu nennen im Vergleiche zu der, in welcher sich die zu den Jakuten Verbannten befinden. Kennan, der berühmte amerikanische Schilderer Sibiriens und der Zustände der nach Sibirien Verbannten, sagt nicht mit Unrecht von dieser Strafe, daß sie härter sei als die Fesselung eines Menschen an den Schweif eines wilden Rosses, das mit der Peitsche fortgetrieben wird. Die Personen, welche die Regierung dieser furchtbarsten aller Maßnahmen unterwirft, müssen in den Hütten der gänzlich unkultivierten Jakuten leben, sie müssen ihre Speisen genießen, das Lager mit ihnen teilen. Hunderte von Meilen von dem letzten Dörfchen und kleinsten Weiler entfernt, den die Kultur errichtet hat, unfähig, sich ihren Aufsehern verständlich zu machen, deren geistige Entwicklungsstufe die der Nomaden ist, auf Schritt und Tritt von dem mißtrauischen Späherauge ihrer Wächter begleitet, ohne das Auge eines gebildeten Menschen zu sehen, ohne seine Stimme zu hören, verbringen sie endlose Tage und Nächte in schaurigster Einsamkeit. Die Leiden des gefesselten Prometheus waren nicht größer, wie die ihren, und wenn etwas die Schwere derselben vermehren kann, so ist es das Bewußtsein, diese grausame Behandlung nicht verdient zu haben. Denn zu den Jakuten wurden unter Alexander III. Personen verbannt, welche lediglich den Huldigungseid verweigert hatten.

Nikolaus II., der neue Zar, soll die Absicht haben, die Verbannung auf administrativem Wege zu beseitigen; welche Tragweite ein Ukas dieses Inhaltes hätte, braucht nach dem soeben Gesagten nicht ausgeführt zu werden. Die ganze civilisierte Menschheit würde erleichtert aufatmen, wenn dieses fluchwürdige System der Vergangenheit angehörte! N.

Im Berliner Residenz-Theater wird gegenwärtig eine neue Pariser Posse „Fernand's Ehekontrakt" von Feydeau gegeben, die alles überbietet, was die französischen Schwankfabrikanten dem Publikum bisher vorgesetzt haben. Heinrich Hart schreibt darüber in der „T. R.": Auf der Bühne tummelte sich ein fröhliches Völkchen von — Dirnen und Zuhältern. Und die behäbigen Bürger, die idealen Aristokraten jubelten dem Widerwärtigsten, was sich je auf die Bühne gewagt hat, mit einer Begeisterung zu, als ob ein Taumel sie gepackt. Verwunderlich ist allerdings solch ein Taumel nicht; von dem Stück geht ein Dunst betäubender Pikanterie, cynischer Frechheit aus, wie von

einer Lohgerberei Geſtank. Eine Dirne mit wildem Sinnlichkeitsrauſch, ein hübſches Weib, das ſich aus- und anzieht, ein Held, der den ganzen dritten Akt hindurch in Hemd und Unterhoſen herumläuft, Geſpräche von einer Deutlichkeit, wie ſie nur in Nachtcafés üblich ſind, — das alles giebt ein Gemiſch, wie es ſo nervenkitzelnd auch das Reſidenztheater bisher noch nicht geboten. Stücke wie „Charleys Tante“ und „Fernands Ehekontrakt“ zerſtören Höheres als das, was gemeinhin Moral genannt wird; ſie unterwühlen alle innere Schamhaftigkeit, ſie untergraben jenes ſeeliſche Feingefühl, das in allem Ethiſchen und Äſthetiſchen den ſicherſten Wertfinder und Wertmeſſer ausmacht, das allein zur höchſten Menſchlichkeit erzieht. Man wird dereinſt vielleicht eine gelungene Geſchichtsſatire darin ſehen, daß gerade in den Tagen der Umſturzvorlage „Fernands Ehekontrakt“ geſpielt und bejubelt wurde. Hauptmann's „Weber“, ein Drama, das die Gemüter aufrüttelt, den Ernſt der Zeit zu empfinden und Selbſteinkehr zu halten, das wird als ein Verbrechen gegen die Geſellſchaft verfehmt. Gegen „Fernands Ehekontrakt“ aber hat kein Ordnungswächter etwas einzuwenden; es greift ja die äußere Ordnung nicht an, — was liegt an der inneren?

„Das Liebeskonzil, eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza“ (Zürich, J. Schabelitz, 1894), wurde am 11. Januar in München vom Staatsanwalt in den dortigen Buchläden beſchlagnahmt und der Autor vor den Unterſuchungsrichter zitiert. —

Der „Zuſchauer“, 1894, Heft 23/24, wurde hoch oben im Norden, in Hamburg, wegen eines Aufſatzes „Die Wallfahrt nach Andechs“ von Oskar Panizza, worin die Wallfahrer-Sitten, -Gebräuche und -Anſchauungen der bayriſchen Bevölkerung tief drunten im Süden, am Ammerſee, wahrheitsgetreu auf Grund eigener Beteiligung an der Wallfahrt geſchildert werden — obwohl dieſe Schilderung der betreffenden geiſtlichen Behörde in Bayern bisher keinen Anlaß zur Erhebung einer Klage gegeben — beſchlagnahmt, und der Verfaſſer auf Grund oberſtaatsanwaltſchaftlicher Weiſung in Hamburg zunächſt in München kommiſſariſch vernommen. —

Berichtigung. In Oskar Panizzas Beſprechung von Bierbaums Gedichtſammlung „Nemt, Frouwe, disen Kranz“ hat ein jedenfalls „denkender“ Setzer den Autor in nicht gerade glücklicher Weiſe verbeſſert. Es ſteht nämlich dort (Januarheft 1895, Seite 119, Sp. 2, Z. 24 v. o.) zu leſen: „Aber er (Bierbaum) hat einen einzigen, ſüßen Gedanken in ſeiner Bruſt, eine Schalmei u. ſ. w.“ Nun iſt es aber gewiß unrecht, von Otto Julius zu behaupten, daß er nur einen einzigen Gedanken in der Bruſt trage, wenn dieſer noch ſo ſüß ſein mag. Panizza hat das auch gar nicht behauptet, denn im Manuſkript lautet die Stelle: „Aber er hat einen einzigen ſüßen Glockenton in ſeiner Bruſt, eine Schalmei u. ſ. w.“ Das läßt ſich ſchon eher hören. — Zugleich ſei noch bemerkt, daß die Sammlung „Nemt, Frouwe, disen Kranz“ nicht als eine lyriſche Auswahl früher veröffentlichter Gedichte anzuſehen iſt, da die Mehrzahl, drei Fünftel davon neu ſind.

Bibliographie.

Bei der Schriftleitung der „Geſellſchaft“ ſind vom 15. Dezember bis zum 15. Januar folgende Werke eingegangen:

Lilli Arder: Totentanz. Drama in einem Akt (München, Verlagsanſtalt Dr. Haas). — Pereat Amor! Novellen (ebenda). — Suzon (ebenda).

Wilhelm Emanuel Bachhaus: Sittliche oder äſthetiſche Weltordnung? Eine Abhandlung. (Braunſchweig, Albert Limbach, 1895.)

E. Bernſtein und K. Kautsky: Die Geſchichte des Sozialismus in Einzeldarſtellungen. Erſter Band: Die

(Vorläufer des neueren Sozialismus. (Stuttgart, J. H. W. Dietz.)

Oscar Bie: Zwischen den Künsten. Beiträge zur modernen Ästhetik. (Berlin, S. Fischers Verlag.)

Otto Bütow: Die Weltordnung. I. Band. Geburt und Jugend der Menschheit. (Braunschweig, Albert Limbach, 1894.)

Dora Dunker: Goldfliege. Berliner Sittenroman. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

A. von der Elbe: Die jüngeren Prinzen. Roman. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.)

Wilhelm Feldmann: Die schöne Jüdin. Eine sozial-psychologische Skizze. Aus dem Polnischen übersetzt von Sylvester Wiznerowicz. (Amsterdam, Aug. Dietmann.)

Caesar Flaischlen: Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

Hugo Gerlach: Die vom Hinterhaus. Novellen (ebenda).

Fritz Gertsch: Disziplin oder Abrüsten? (Bern, Goepper & Lehmann.)

Hans Graßberger: Ein neues Novellenbuch. (Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag.)

Rud. Heinr. Greinz: Christus und die Armen. Eine geharnischte Streitschrift. Heft 5 der „Deutschen Volksschriften", herausgegeben v. R. H. Greinz. 3. Aufl. (Neuwied u. Leipzig, August Schupp.)

Hugo Grothe: Menschen. Handlung in einem Vorgang. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Margarethe Halm: Frau Holdings Herz. Die Geschichte einer Familie (ebenda).

Victor Hardung: Die Wiedertäufer in Münster. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Glarus, Vogel.)

Carl Benedict Hase: Briefe von der Wanderung und aus Paris. Herausgegeben von O. Heine. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

Wilhelm Hegeler: Und alles um die Liebe. Aufzeichnungen eines Philologen. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

Rich. Heine: Qualm! Studentenhumoresken. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

August von Heyden: Jury und Kunstausstellungen. Separatabdruck aus d. deutschen Revue. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

F. W. Higginson: Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Aus dem Engl. übers. von Eugenie Jacobi. (Neuwied u. Leipzig, August Schupp.)

Leo Hildeck: Mittagssonne. Roman. (Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.)

Ella Hruschka: Mira. Eine erzählende Dichtung aus den Meraner Bergen. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

J. P. Jacobsen: Niels Lyhne. Aus dem Dänischen von M. Mann. (Paris u. Leipzig, Verlag von Albert Langen.)

Henrik Ibsen: Klein Eyolf. Schauspiel in drei Aufzügen. (Berlin, S. Fischer.)

A. von Krane: Von der Palette. Allerlei Lustiges, Trauriges und Boshaftes aus dem Malerleben. (Stuttgart, Levy & Müller.)

Eberhard Kraus: Germanenblut im Osten. Erzählungen und Skizzen. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Eugen Kühnemann: Herders Leben. (München, H. Beck'sche Verlagsbuchh., Oskar Beck.)

La Mara: Briefe an August Röckel von Richard Wagner. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

Paul Lanzky: Auf Dionysospfaden. Gedichte. (Leipzig, Rob. Claußner.)

Hanns Leonhardt: Der eigene Richter. Schauspiel in 4 Akten. (München, Max Wohlsart.)

Rudolf Lothar: Der Wunsch.

Ein Märchenſpiel in Verſen. (Breslau, S. Schottländer.)

Martin Maack: Eine neue Zeit. Schauſpiel aus der Reformationszeit, in 4 Akten. (Leipzig, Rob. Claußner.)

Carl Morſels: Die wahre Urſache der ſchlechten Zeiten. Fünf Abhandlungen. (Berlin W., W. H. Kühl.)

Marie L. F. Mohr: Die öffentliche Meinung. Roman. (Chemnitz, B. Richters Verlag.)

Ferdinand Neubürger: Rußland unter Kaiſer Alexander III., ſowie Politik und Aufgaben Nikolaus II. (Berlin, M. Drieſner.)

Anna Nitſchke: Zur Pflege des Familienſinnes. Vortrag. (Guhrau b. Breslau, Max Lemke.)

O. O.: Sibiriſche Erzählungen. (Leipzig, Dunker & Humblot.)

Adolf Paul: Ein gefallener Prophet. (Paris u. Leipzig, Albert Langen.)

J. Pavlowsky: Aus der Welthauptſtadt Paris. Autoriſierte Überſetzung a. d. Ruſſiſchen. (Ebenda.)

Georges Polti: Les trente-six situations dramatiques. (Paris, Edition du „Mercure de France“.)

Marcel Prevoſt: Pariſerinnen. Autoriſierte Überſetzung o. d. Franzöſiſchen von A. L. (Paris u. Leipzig, Albert Langen.)

Heinrich Pudor: Franzöſiſche Reiſeſkizzen. (Leipzig, Heinrich Pudor [C. Fr. Fleiſcher].)

Eliſabeth zu Putlitz: Guſtav zu Putlitz. Ein Lebensbild, aus Briefen zuſammengeſtellt und ergänzt. I. und II. Teil. (Berlin, Alexander Dunker.)

Léon Riotor: Les Raisons de Pascalin. Heft 1—4. (Paris, Edition du „Mercure de France“). — Sur deux Monarques. Des lettres. (Paris, Librairie de la Plume.)

Herm. Schreyer: William Shakeſpeare. Schauſpiel in 5 Aufzügen. (Leipzig, Otto Schmidt.)

Schulte von Brühl: Künſtler, Kritik und Publikum. Heft 4 der „Deutſchen Volksſchriften“ herausgegeb. von R. H. Greinz. (Neuwied u. Leipzig, Auguſt Schupp.)

H. Steinitzer: Honos. (Dresden u. Leipzig, E. Pierſons Verlag.)

A. Vogel vom Spielberg: Das Recht der Lebenden. Roman. (Wien, Verlag der Litterariſchen Geſellſchaft.)

Johannes Volkelt: Äſthetiſche Zeitfragen. Vorträge. (München, C. H. Beckſche Verlagsbuchh., Oskar Beck.)

Ernſt von Wolzogen: Doniela Weert. Schauſpiel in 4 Akten. (Berlin, F. Fontane & Co.)

Arthur Zapp: Der neue Don Quixote. Roman. (Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag.)

Fedor von Zobeltitz: Der kleine Paſtor und andere Novellen (ebenda). — Ohne Geläut. Schauſpiel in 5 Aufzügen (ebenda).

☞ Wir bitten ſämtliche Manuſkript-, Bücher- etc. Sendungen ausſchließlich an den Verlag der „Geſellſchaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Geſellſchaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Paul Maria Lacroma

Cliché und Druck von Dr. F. Albert & Co., München.

Die Gesellschaft.

März 1895.

Inhalt:

Bildnis von Paul Maria Lacroma.

	Seite
Starkenburg, Heinz, Darwinismus und Sozialismus	289
Satisfaktion. Eine kritische Betrachtung des Duellwesens mit besonderer Berücksichtigung akademischer Verhältnisse. Von einem alten Couleurstudenten	298
Unser Dichteralbum:	
Walloth, Wilhelm, Jugendfragmente	313
Reder, Heinrich v., Im Waldhaus	315
Linke, Oscar, Tarantella	316
Preuschen, Hermine von, Einem „parnassien“	316
Hall, Raoul, Die Reaktion	317
Fischer, Otto, Omen	318
Hoeßlin, Jul. Konstantin von, Dithyrambos	319
Golz, B., Zwei Gemälde von Franz Stuck	319
Walling, Günther, Dein	320
Unselt, Wilhelm, D'r letscht Briaf	322
Schürmann, Johannes, Schwäbische Bauernehre	323
Lacroma, Paul Maria, Das Choleragespenst	324
Reisner-Cepinsky, Victor von, Jang-kia und Tschi-fa. Eine Liebesgeschichte aus Korea	333
Merian, Hans, Paul Maria Lacroma	352
Possidens, Beatus, Vom Doktorexamen und von den Idealen	356
Merian, Hans, Ein jüdisch-deutsches „Leben Jesu“	364
Hofmiller, Josef, Anläßlich des „Hymnus an das Leben“ von Fr. Nietzsche	376
Hellwieg, Oskar, Frohschammers Weltphantasie	379
Pauloff, Andrea, Unweiblich	382
Lessing, Theodor, Beschauliche Briefe eines Münchener Eremiten	384
Haefker, H., Aus dem Berliner Kunstleben	407
Mauch, Theodor, Stuttgarter Theater	410
Kritik: Romane und Novellen: S. 416. — Lyrik und Epos: S. 418. — Dramen: S. 419. — Soziale Litteratur: S. 420. — Litteraturgeschichte: S. 422. — Goethe-Litteratur: S. 423. — Graphologie: S. 424. — Holländische Litteratur: S. 427. — Spanische Litteratur: S. 429. — Umsturz: S. 431. — Vermischtes: S. 436.	

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift behält sich die Verlagshandlung ausdrücklich vor.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.

SACHS-VILLATTE

Encyklopädisches Wörterbuch
der französ. und deutschen Sprache.

A. Gr. Ausg.	B. Hand- u. Schul-Ausg.
8. Aufl.	78. Auflage.
Teil I nebst Suppl. 2010 S. geb. 42 M.	Teil I (Frz.-Deutsch): 658 Seiten.
Teil II 2150 S. geb. 42 M.	Teil II (Deutsch-Frz.): 853 Seiten.
	Beide Teile in ein. Band. gebd. 13 M. 50 Pf.
	jed. Teil einzeln geb. 7 M. 25 Pf.

„Sachs-Villatte ist die Krone der in Deutschland erschienenen Wörterbücher. Selten hat ein Werk eine so allgemeine, vielseitige und wohlverdiente Anerkennung gefunden, wie dieses Lexikon."
(Wend, Encyklopäd., p. 179.)

MURET-SANDERS

Encyklopädisches Wörterbuch
der englischen u. deutschen Sprache.

Teil I: Engl.-deutsch	Teil II: Deutsch-engl.
von	von
Prof. Dr. Ed. Muret.	**Prof. Dr. D. Sanders.**

Erscheint seit 1891 in Lieferungen
à 1 Mk. 50 Pf.

Der erste Halbband, A—K des ersten Teiles liegt fertig vor.

Preis geb. 21 Mk.

„ . . . . . Ist jedenfalls das hervorragendste Werk der heutigen anglo-germanischen Lexikographie . . ."
(Über Land u. Meer, Stuttgart, Heft 12, 1892.)

Sachs-Villatte bezw. **Muret-Sanders** sind unter allen ähnlichen Werken die neuesten, reichhaltigsten und vollständigsten. Sie sind die einzigen, welche bei jedem Worte angeben: 1. Aussprache, 2. Gross- oder Kleinschreibung, 3. Konjugation und Declination, 4. Stellung der Adjectiva, 5. Etymologie etc. etc.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg.
(Prof. G. Langenscheidt)
Berlin S.W. 46, Halleschestr. 17.

Auskunft sofort!

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute!

Begründet und geleitet von *Dr. iur. Ludwig Huberti.*
Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.
Lehrpläne nur auf Verlangen!
Eintritt jederzeit!

HANDELS-AKADEMIE

Eigene Zeitschrift:
„Handels-Akademie",
Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig
Marienstrasse 23.

Fachschrift f. alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! — Auflage über 5000!

LOUIS OERTEL Hannover
Kunstwerkstätte für Geigenbau
u. Reparaturen.
Musik-Instrumente
aller Art in nur guten Qualitäten zu billigsten Preisen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robespierre,

ein modernes Epos von M. E. delle Grazie.

2 Bde. geh. 10 Mk., geb. 12,50 Mk.

Die Dichterin hat ihren Vorwurf künstlerisch im edelsten Sinne des Wortes behandelt. Die französische Revolution ist ihr die Geburt einer neuen, der modernen Zeit; was da elementar zu Tage trat und, wie es schien von der Bewegung, die es ins Sein geschleudert, wieder verschlungen ward, der Dichterin wurde es zum Typus oder zum Agens für die späteren Geschlechter. Sie stellt sich nicht in parteiischer Einseitigkeit auf die eine oder andere Seite der ringenden Mächte, wahrhaft geschichtlich geht sie den Lebenskräften der geistigen Potenzen nach und sucht nachschaffend den Quellpunkt des oft so rätselhaften Gebahrens der einzelnen Persönlichkeit durchsichtig zu machen. — — — — Die Erfindungsgabe hat es ihr ermöglicht, manches historische Rätsel wenigstens künstlerisch zu lösen, den Zufall des Augenblickes in das Reich einer höheren Notwendigkeit zu erheben. Die ohnehin dramatisch überwältigende Aktion der französischen Revolution liest sich in einzelnen Gesängen wie der spannendste Roman, in einer Sprache, die an Geist und oft auch an Witz und Satire ihres Gleichen sucht.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Unsere Kadettenkorps.

8°. 49 S. Preis br. Mk. 1,—.

Diese Broschüre wird den eleganten Nimbus, den die Phantasie unserer Feuilleton-Schriftsteller um die Kadettenkorps der deutschen Armee gewoben, mit der kalten, nüchternen Darstellung ungeschminkter Thatsachen zerstören. — Der Verfasser ist ein Offizier, der die ganze gleißende Außenseite studiert hat und in der veralteten Einrichtung unserer Kadettenkorps nicht nur eine bedeutende Gefahr für das Heer, sondern für das ganze deutsche Volk sieht. Welche ungeheure Verantwortlichkeit ruht allein in der Thatsache, daß die „standesgemäße Erziehung" so vieler Offizierssöhne, ohne Rücksicht auf Talent und Neigung; die Bildung oder Verbildung des Charakters und Gemütes als ein billiger, vom Staate besorgter, schablonenmäßiger Drill von den Eltern in Anspruch genommen wird, der gleichbedeutend ist mit dem individuellen Ruin des einzelnen im besonderen und der ganzen Armee im allgemeinen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erscheint:

100000 Artikel.

16 Bände geb. à 10 M. Unentbehrlich für Jedermann.

16500 Seiten Text.

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

14. Auflage.

Jubiläums-Ausgabe.

9500 Abbildungen.

300 Karten. 130 Chromos.

980 Tafeln.

VERLAG VON O. R. REISLAND IN LEIPZIG.

Soeben ist erschienen:

Handbuch der Geographie.

Von Dr. Hermann Adalbert Daniel.

Sechste, vielfach verbesserte Auflage. — Neu bearbeitet von **Professor Dr. B. Volz.**

Erster Band: **Die aussereuropäischen Länder.** 70 Bogen. Gr.-Oktav. 1894. Preis M. 12.—. Elegant gebunden M. 13.20.

Dritter Band: **Deutschland.** Physische Geographie. 34 ½ Bogen. Gr.-Oktav. 1894. Preis M. 6.—. Elegant gebunden M. 7.20.

Vierter Band: **Deutschland.** Politische Geographie. 66 Bogen. Gr.-Oktav. 1894. Preis M. 10.—. Elegant gebunden M. 11.20.

Der zweite Band, welcher die europäischen Länder ausser Deutschland enthält, wird Ostern 1895 zum Preise von M. 12.— erscheinen.

Mit seltener Einstimmigkeit hat die Kritik entschieden, dass die schwierige Aufgabe, ein solches Werk anregend und in lesbarer Form zu schreiben, meisterhaft gelöst ist, und dass der Verfasser das kolossale Material in einer Weise bearbeitet hat, die allen Anforderungen entspricht. Die Vorzüge des Werkes — **wissenschaftliche Genauigkeit und Reichhaltigkeit des Materials, Zusammenfassung aller irgendwie für gebildete Leser wünschenswerten geographischen Momente, welche das Bild des betrachteten Landes und seiner Bevölkerung in materieller und geistiger Hinsicht vervollständigen und klar machen helfen** — sind dieselben geblieben; **alle entstandenen Veränderungen, sowie die neueren statistischen Angaben sind gewissenhaft nachgetragen, so dass die neue Ausgabe auch den Abnehmern der früheren Auflagen auf das Angelegentlichste empfohlen werden kann.**

Als Ergänzung zum Danielschen Handbuch empfehle ich:

Daniel-Volz.

Geographische Charakterbilder.

Gesamtausgabe.

Erster Band: **Das deutsche Land. Europa. Asien.** Mit 252 Illustrationen, darunter 22 Doppelvollbilder, und 4 Karten. 71 Bogen. Gr.-Oktav. 1894. Preis br. M. 8.—. In Leinen geb. M. 9.—.

Zweiter Band: **Afrika. Amerika und Australien.** Mit 202 Illustrationen, darunter 25 Doppelvollbilder, und 1 Karte. 56 Bogen. Gr.-Oktav. 1894. Preis br. M. 6.—. In Leinen geb. M. 7.—.

Geschäftsgründung 1792.

Streng reelle Bedienung.

L. A. Schwab

Marktbreit

Weinhandlung en gros

hält sich bestens empfohlen beim Bezuge von

Rhein-, Mosel-, Pfälzer- und Bordeauxweinen.

Grosses Lager in

Dessert- und Medicinalweinen,

sowie in allen echten

Spirituosen, als: **Cognac, Rum, Arac etc.**

Garantie für Naturreinheit der Weine etc.

Reingehaltene

Weiß- und Rot-Weine

per Liter 70, 80, **Auslese** 100 Pf.,

Rotwein . . . . . 100 Pf.,

ohne Faß (franko retour).

Konr. Hammell,

Weingutsbesitzer,

Neustadt i. Rheinpfalz.

März 1895.

Darwinismus und Sozialismus.

Von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Der Widerstand der Bourgeoisie gegen den andrängenden Sozialismus hat im Lauf der Jahre so ziemlich jede denkbare Gestaltung angenommen. Zuerst versuchte sie ihn zu ignorieren, doch die wachsende Gefahr zwang zu seiner Beachtung; dann versuchte sie, ihn durch Lüge, Verleumdung und Karikierung zu diskreditieren, aber die stetig zunehmende Menge seiner Anhänger fand ihn weder lächerlich, noch abschreckend; dann versuchte sie, ihn mit brutaler Gewalt zu unterdrücken, machte aber die böse Erfahrung, daß sie selber dabei den Kürzeren zog; jetzt endlich scheint sie das erlösende Zauberwort gefunden zu haben: „Bekämpfung mit geistigen Waffen" heißt der neueste Schlachtruf und — die letzte Hoffnung der angstzitternden Hüter der „Religion, Ordnung und Sittlichkeit"; und alles, was an Geistesschätzen in der Rumpelkammer aufzufinden ist, wird nun ans Tageslicht geholt und blank geputzt und angeschaut, ob sich daraus nicht ein Schwertlein schmieden ließe zum letzten Aufgebot für Thron und Altar gegen die „modernen Vandalen". Aber ach, sie sind nur allzu stumpf und rostig geworden, und eine nach der anderen versagt den Gebrauch. Die Kirche? Die fängt schon lange keine Seelen mehr; das Volk, dem die Religion erhalten werden soll, besitzt erst keine mehr, die erhalten werden könnte. — Die Sozialökonomie? Sie beweist so sonnenklar, daß das Eigentum heilig, der Klassenstaat notwendig, das Los der Arbeiter glücklich, der Sozialismus eine Utopie ist; nur schade, man glaubt ihr nicht, und ihre eigenen Schüler desertieren haufenweis ins feindliche Lager, von Adolf Wagner und seinen staatssozialistischen Kollegen an bis zum „Sozialpolitischen Centralblatt"

und den ganz Radikalen. — Die Ästhetik gar sollte helfen: man appellierte an die „ihrem Wesen nach notwendig aristokratische Kunst", um alle, die noch einen Funken von Ehrfurcht vor ihr hätten, abzuschrecken von dem Gleichheits-Moloch des Zukunftsstaates, in dem es kein Talent und kein Genie mehr geben könnte, sondern nur noch individualitätslose Fabrikarbeiter. Aber ein Hauptmann schrieb die Weber und ein Uhde übersetzte das Evangelium ins Proletarische, die misera contribuens plebs drängt sich auch hier in den Vordergrund. Da — in ihrer höchsten Not — entsann die ehrenwerte Bourgeoisie sich eines Helfers in der Not, eines Mannes, den sie bisher nicht minder verabscheut und verlacht hatte, als die Nachfolger von Marx und Lassalle; sein Schatten wird heraufbeschworen: „Samiel, hilf!" und — Charles Darwin steigt aus der Versenkung. Und in der That, es scheint zu helfen; mit jedem Monat mehren sich die Geisteskämpfer — meist einseitig gebildete Naturwissenschaftler, die von der politischen Ökonomie keine Ahnung haben*), oder geistreichelnde Übermenschlein von Journalisten, die von beiden Disziplinen gleich wenig verstehen und sich deshalb für berufen halten, über beide zu sprechen —, der ordnungsliebende Bürger seufzt erleichtert auf, ein neues Schlagwort ist gefunden, und Darwin feiert neue Triumphe. — Da scheint es denn doch angebracht zu sein, einmal ein ernstes Wort zur Sache zu reden.

Zunächst und vor allen Dingen müssen wir es für durchaus ungerechtfertigt erklären, Lehrsätze und Methode einer Disziplin ohne eingehende kritische Untersuchung auf eine beliebige andere zu übertragen, zumal, wenn diese so himmelweit verschieden sind wie Biologie und Ökonomie. Was würde man sagen, wenn wir den Spieß einmal umkehrten und Lehren der Nationalökonomie auf naturwissenschaftliche Fakta anwenden wollten?! Wie paßt z. B. das Benehmen der Ameisen, die Blattläuse als „milchende Kuh" zu behandeln, zu dem Prinzip: „Die regelmäßige Benutzung fremder Leistungen ohne oder ohne genügenden Entgelt setzt wirtschaftliche Abhängigkeit oder persönliche Unfreiheit voraus?" Ich glaube, ein derartiges Beispiel zeigt schon die ganze Lächerlichkeit jener Methode; wir wollen aber nicht einen Kampf mit Beispielen führen, sondern dem Streitpunkt logisch auf den Grund gehen. Zu dem Zwecke müssen wir ausführen, was sich alle jene Männer, die den Darwinismus irgendwie gegen den Sozialismus ausspielen, sich niemals klar gemacht haben, daß die ganze Vergleichung des Darwinschen Struggle for life mit dem sogenannten Konkurrenzkampf unserer heutigen (NB. seit kaum 300—400 Jahren

*) Der neueste Jünger dieser Observanz ist ein praktischer Arzt, Dr. Plötz, der sich im Oktoberheft der „Freien Bühne", jetzt „Neuen Deutschen Rundschau", als Sozialistentöter produziert. — Wenn das am grünen Holz geschieht . . .! Aber man sieht, Professor Ziegler macht Schule.

überhaupt bestehenden) kapitalistischen Verkehrswirtschaft ein poetisches Bild, und noch dazu ein äußerst schiefes, oberflächliches ist. Die Unterschiede zwischen beiden sind so mit Händen zu greifen, daß die ganze Oberflächlichkeit des Ignoranten, die ganze Angst vor dem roten Gespenst dazu gehört, sie zu übersehen, und daß es völlig genügt, hier nur auf folgende wichtigsten Momente aufmerksam zu machen.

1. Während es sich bei dem biologischen Kampf ums Dasein der niederen Organismen lediglich um die Befriedigung zweier Bedürfnisse: des Hungers und des Geschlechtstriebs handelt, bedarf der Mensch nicht nur materieller Güter, zu denen aber neben Nahrung und Geschlechtsbefriedigung noch viele andere hinzukommen, wie Wohnung, Kleidung, Heizung, Beleuchtung ꝛc., sondern auch geistiger und seelischer, und zwar in desto größerer relativer Ausdehnung, je höher sich das Kulturniveau hebt; und für sämtliche Arten von Bedürfnissen heischt er nicht nur zum Leben ausreichende Befriedigung, wie Tier und Pflanze, sondern qualifizierte, verfeinerte und mit der kulturellen Entwicklung stets raffinierter werdende.

Daraus folgt, daß die Aufhebung des Kampfes ums nackte Leben noch lange nicht auch die Aufhebung jeder Konkurrenz involviert. Man könnte sich beispielsweise sehr wohl eine sozialistische Gesellschaft vorstellen, in welcher einem jeden Mitglied auf kommunistischem Wege eine genügende sorgenfreie materielle Existenz gesichert wäre (prinzipiell ist dies nach unserem Armenrecht schon jetzt der Fall), darüber hinaus aber, d. h. zur qualifizierten Befriedigung der Bedürfnisse und zur Befriedigung der qualifizierten Bedürfnisse, der heutige Konkurrenzkampf weiter bestände. Wäre dies aber auch nicht der Fall, gelangten wir selbst zum radikalen Kommunismus, wo alle und jede Produktion in die gemeinsame Kasse geschähe, so wäre erstens einzuwenden, daß, wie allgemein bekannt und in jeder alltäglichen Angelegenheit von neuem zu konstatieren ist, die Resultate einer auf ideellen Motiven basierenden Produktion (Pflichtgefühl, Standesehre, Schaffensfreude, Ruhmbedürfnis, Streben nach Anerkennung ꝛc.) bei weitem höher stehen, als die einer Produktion aus materiellen Motiven (Unfreiheit, Abhängigkeit, Hungerpeitsche ꝛc.) — der moralische Zwang leistet stets mehr als der physische —, zweitens, daß das Verteilungsprinzip noch immer genügende Möglichkeit böte, durch Berücksichtigung der persönlichen Anstrengung oder Leistung die Konkurrenz trotzdem aufrecht zu erhalten.

2. Während die tierisch-pflanzlichen Organismen absolut außer Stande sind, Quantität oder Qualität ihres Existenzbedarfs irgend wie zu beeinflussen, und deshalb ihr Leben nur auf okkupatorischem Wege fristen können, besitzt der Mensch die

Fähigkeit, die ihm notwendige Gütermenge durch technische Beherrschung der Natur seinem Bedarfe anzupassen.

Die ganze Welt- und Kulturgeschichte ist in erster Linie nichts als eine stetige „Ausweitung der Nahrungsmittelquellen" (Engels), auch der Übergang zum Sozialismus ist nur ein weiterer Schritt auf diesem Wege, insofern die kollektivistische Produktionsweise ergiebiger ist als die kapitalistische, und daß dieser Weg einmal ein Ende haben muß, ist trotz aller Einwendungen ängstlicher Gespensterseher bisher von der Theorie noch nie bewiesen, von der Praxis schon oft widerlegt worden.

Während also das okkupatorisch genießende Tier bei einer Einengung der Nahrungsmittel subjektiv keine andere Möglichkeit sein Leben zu fristen hat, als durch (direkte oder indirekte) Vernichtung seines Genossen, kann der produktiv genießende Mensch dies durch Erhöhung seiner produktiven Thätigkeit, und während das auf Beute gehende Tier objektiv überhaupt kein Mittel hat, seine Nahrungsmittelquellen zu erweitern oder intensiver auszubeuten, ist der kooperativ, gesellschaftlich arbeitende Mensch hierzu im Stande durch gemeinsame, planmäßige Umbildung seines Wirtschaftslebens. Der Übergang zum Sozialismus hebt also nicht die Konkurrenz der Individuen oder gar der Rassen auf, sondern er wird im Gegenteil zu einer Waffe in diesem Kampfe, indem diejenigen menschlichen Gemeinschaften, in denen der Sozialismus zuerst zum Durchbruch gelangt, dadurch, daß er eine bedeutende Erhöhung der Volksdichtigkeit und Volkstüchtigkeit erzeugt, ihre Konkurrenten notwendiger Weise kulturell gewaltig überflügeln müssen. Insofern ist der Kampf für den Sozialismus Postulat eines wahrhaftigen und modern denkenden Patriotismus.

3. Das Stadium der Menschheit, wo auch nur der materielle Kampf ums Dasein zwischen Individuen und Rassen durch die persönliche (resp. ethnologische) physische Tüchtigkeit entschieden wurde, liegt längst hinter uns; ersteres, seitdem an die Stelle der Blutrache und des Fehderechts ewiger Landfriede und Civilgerichtsbarkeit getreten sind, letzteres, seitdem der Besitz der technisch vollkommensten Waffen, ihre geschickte Handhabung, die Führung der Massen und Leitung des Gefechts — d. h. lauter intellektuelle Momente — zu dem allein entscheidenden Faktor in der Schlacht geworden sind, vorausgesetzt, daß die Rassenkämpfe der Zukunft überhaupt noch mit dem rückständigen Mittel der Mordwaffe ausgefochten werden.

4. Die alte malthusianische Hypothese, die angeblich Darwin zu seiner Theorie geführt hat, von der Disharmonie des Selbsterhaltungs- und Arterhaltungstriebes und ihren Wirkungen, ist nicht nur selbst falsch, sondern beruht auch auf den falschen Prämissen, daß beim Menschen (wie vielleicht beim Tiere) Fortpflan-

zung und Geschlechtstrieb konstante Größen sind, in konstantem Verhältnis stehen und sich wie einfache Wirkung zur einfachen Ursache gegenüber stehen.

Es ist somit ein Irrtum, zu glauben, die Fortpflanzung richte sich beim Menschen nach den vorhandenen Existenzmitteln, somit der ökonomischen Lage. Damit wird auch die Annahme hinfällig, daß unter dem konkurrenzwirtschaftlichen System eine geschlechtliche Zuchtwahl, durch die dabei notwendige ökonomische Basis der Ehe, stattfinde. Die Vertreter dieser Ansicht raisonnieren folgendermaßen: Im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf haben die tüchtigeren Exemplare der Rasse die besten Chancen des Erfolges, sie kommen allein oder wenigstens früher dazu, eine Ehe zu schließen und Kinder zu erzeugen, auf welche sie ihre Eigenschaften vererben; somit steigert die freie Konkurrenz die Rassentüchtigkeit, während der Sozialismus, der jedem die Existenz sichert und damit die Ehe ermöglicht, sie untergräbt. Dies Raisonnement ist von A bis Z falsch. Erstens siegen im Konkurrenzkampf nicht die Besten, d. h. die körperlich und geistig besonders Tüchtigen, sondern die Best-Angepaßten, d. h. unter kapitalistischen Wirtschaftsverhältnissen die Gewissenlosen, die vom Glück Begünstigten, die rücksichtslosen Geldegoisten. Nach jener Theorie stiege körperliche Tüchtigkeit und geistige Beanlagung genau proportionell der Schwere des Geldbeutels, und die Kinder unserer Börsenjuden, unserer Millionenkönige wären die herrlichsten Exemplare der Rasse. Zweitens wird stillschweigend angenommen, daß jedermann, sobald er eine Familie ernähren kann, heiratet, ja mehr noch, daß dieses wirtschaftliche Kriterium für sämtliche Glieder der Gesellschaft identisch ist. Daß der Proletarier mit 800 Mark zu heiraten im Stande ist, während der Assessor oder Leutnant mit 800 Thalern Einkommen zu arm dazu ist, wird ignoriert; ebenso daß der Proletarier, der mit 20 Jahren event. mehr verdient als mit 40, durchschnittlich mit 21 Jahren ehelicht, der Beamte, dessen Gehalt mit den Jahren steigt, gut 10 Jahre später.

Wer sich im Leben umsieht, muß vielmehr zu der Erkenntnis kommen, die ihm jede Bevölkerungsstatistik bestätigt, daß im schärfsten Widerspruch mit jener angeblich Darwinschen Theorie heute grade die in guter ökonomischer Lage lebenden oberen Stände sich dauernd unterzeugen, während die in größtem wirtschaftlichen Elend befindlichen Schichten des Proletariats sich am stärksten vermehren, und daß dies sogar ein Charakteristikum grade der kapitalistisch-konkurrenzwirtschaftlichen Epoche ist, wie Karl Marx in seiner Theorie von der industriellen Reservearmee nachweist.

5. Die Waffen endlich, mit denen im Konkurrenzkampf um die wirtschaftliche Existenz gefochten wird, sind nicht organischer Natur, wie im biologischen Kampf ums Dasein, nicht — oder zum kleinsten Teil — persönliche körperliche oder geistige Eigenschaften, die das

Individuum auf seine Nachkommen überträgt, sondern selbständige Sachgegenstände (Kapitalien, Produktionsmittel, Monopole), die, ohne in irgendwelchem inneren Zusammenhang mit der Person ihres derzeitigen Besitzers und Nutznießers zu stehen, dauernd ihre Zusammensetzung, Quantität, Qualität, Nutzwert wechseln und verändern, sei es durch die mannigfachen Zufälle des Wirtschaftslebens, wie Krisen, Konjunkturen, Erkrankung, Stellenlosigkeit, Mode u. s. w., sei es gar durch die Thatsache der Vererbung selbst, insofern sie nicht physiologischen, sondern juristischen Normen unterliegen. —

Es könnte nicht schwer fallen, noch weitere Beweispunkte für die Unhaltbarkeit des von uns bekämpften Vergleiches ausfindig zu machen, doch scheint uns, daß bereits die angeführten Momente diesen Zweck reichlich erfüllen. Wer sich diese unabweisbaren Thatsachen einmal klar gemacht und in ihre Konsequenzen verfolgt hat, muß unseres Erachtens die Überzeugung gewinnen, daß jede Exemplifikation von den Vorgängen im Reiche der organischen Natur auf die Erscheinungen unseres modernen Wirtschaftslebens als irreführende Mystifikation a limine zurückzuweisen ist. Wenn wir dem einmal berührten Gegenstand noch einige Worte widmen, so geschieht das, um den Sozialismus auch positiv noch in Schutz zu nehmen gegen die von gleicher Seite erhobene Behauptung, daß seine allseitige Durchführung gleichsam die menschliche Entwicklung abschließen müsse, sofern sie den treibenden Faktor des ökonomischen Egoismus unterbinde, daß eine eigentliche Höherzüchtung des Individuums, der Rasse, des menschlichen Typus überhaupt nicht mehr möglich sei, sofern die Menschheit damit aufhöre, ein System von Selektionserscheinungen zu sein. Wir sehen davon ab, daß die sonderbaren Schwärmer, die diese Anschauung vertreten, konsequent auch die Errungenschaften unserer Heilwissenschaft verwerfen müßten, denn zweifellos unterbindet dieselbe den selektorischen Einfluß der ungehindert auf die biologische Beschaffenheit des Menschen einwirkenden Natur, daß sie mit Rousseau die Umkehr zu einem Naturzustand, d. h. einem tierischen Leben predigen müßten, bei dem wohl nur ein geringer Bruchteil der civilisierten Menschheit das neue Jahrhundert erleben würde, daß sie noch nicht dargethan haben, warum sich denn die Menschheit bis zur Entstehung unseres Wirtschaftssystems, will sagen bis etwa zum 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, so tüchtig entwickelt habe. Die Hauptsache ist: Sie übersehen vollständig, daß die wirtschaftliche Konkurrenz nur ein und lange nicht einmal das wichtigste Motiv ist, das den Menschen zur Thätigkeit, zur Weiterarbeit an sich und somit an der Rasse und der Menschheit treibt. Auch wenn man sie von der Erde vertilgt, wird die Menschheit nicht auf dem heutigen Standpunkte stehen bleiben, denn die Zuchtwahl der

Individuen und die Entwicklung der Gesamtheit ist ewig, unvertilgbar, nur die Mittel derselben ändern sich im Laufe der Zeiten durch Anpassung an den besonderen Kulturstandpunkt ihres Objekts. Wie überall die Tendenz herrscht, die rohe Kraft der Muskelarbeit durch planmäßige zwecksetzende Hirnthätigkeit zu ersetzen — es liegt etwas Wahres in der Hegelschen Definition der Weltgeschichte als der Selbstentwicklung des Geistes vom Unbewußten zum Bewußten, von der Unfreiheit unter dem Gesetz zur Freiheit im Gesetz — so ist auch die Höherbildung des homo sapiens, die Züchtung des „Übermenschen" aus einer Thatsache zu einem Problem geworden, aus einer unbeabsichtigten Wirkung mechanisch thätiger Naturkräfte zu einem Ziel bewußten menschlichen Strebens. Wir brauchen die grausame Auslese der blind wirkenden äußeren Natur nicht mehr, weil die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft, weil Medizin und Hygiene uns die Lebensbedingungen des menschlichen Organismus kennen gelehrt haben, weil die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft uns die Mittel an die Hand gegeben haben, die Stoffe und Kräfte der äußeren Natur selbstthätig zur Züchtung unserer Spezies zu zwingen ohne die rohen und vielfach zweckverfehlenden Begleiterscheinungen der natürlichen Zuchtwahl durch Klima, Nahrung und — Zufall. Wir brauchen die grausame Auslese des Krieges nicht mehr, weil die Erkenntnisse der modernen Sozialökonomie uns in Stand setzen, die relative Überspannung der Volksdichtigkeit — die regelmäßige letzte Basis aller Kriege — bewußt und planmäßig auf wirtschaftspolitischem Wege zu heben durch Weiterentwicklung eines veralteten, seine Schranken sprengenden Wirtschaftssystems. Endlich aber ignorieren jene Theoretiker eine Erscheinung, der sich unseres Erachtens kein denkender Mensch verschließen kann: nämlich die der intensiv zunehmenden Bedeutung, welche die geschlechtliche Zuchtwahl — Sitte, Recht und Form des sexuellen Verkehrs — mit der Zunahme der Civilisation erhält, die, im Reiche der niedrigen Organismen fast verschwindend, im Tierreiche nur sekundär thätig, mit der civilisatorischen Entwicklung der Menschheit einen immer höheren Einfluß ausübt und vielleicht berufen ist, die natürliche Zuchtwahl einmal gänzlich abzulösen. Einen deutlichen und charakteristischen Maßstab für diese Entwicklung giebt die stetig steigende Beachtung und Hochschätzung, welche der Institution der Ehe und der Persönlichkeit des Weibes mit dem zunehmenden Verständnis ihrer hohen Bedeutung für das Wohl der Gesamtheit im Lauf der Geschichte zu teil geworden ist, eine Entwicklung, die sich in der Gegenwart ihre letzte und höchste Stufe zu erklimmen anschickt. Was für eminente selektorische Einwirkung dieser Faktor auf die Gestaltung des menschlichen Typus ausüben kann, läßt uns eine früheren Zeiten unbekannte

pſychologiſche Erſcheinung neuſten Datums ahnen: die perſönliche Geſchlechtsliebe. Ich ſage „ahnen“, denn heute, wo das Weib eigentlich noch keine Perſönlichkeit außerhalb ſeiner Geſchlechtseigenſchaften und äußeren phyſiſchen Beſchaffenheit beſitzt, wo ſelbſt beim männlichen Geſchlecht der Begriff der Individualität noch nicht allzu alt iſt und ſeine grundſätzliche Bedeutung gegenüber dem Ewig-Normalen noch unter bitteren Kämpfen zu verteidigen hat, wo in ganzen großen Kreiſen des Volkes jene ſeeliſche Verfeinerung, die Vorbedingung einer echten perſönlichen Liebe, noch nicht eingetreten, und das Gros der Menſchheit zur freien Liebesehe noch gar nicht fähig iſt, während der bevorzugten Minorität die Bethätigung dieſer ihrer Übernormalität unmöglich gemacht iſt, — da iſt die perſönliche Liebe als natürliche Baſis der Ehe wohl ein ſchöner Zukunftstraum, aber nicht eine allgemeine Thatſache, mit deren Vorhandenſein oder gar mit deren Folgen und Wirkungen wir ſchon irgendwie rechnen könnten. Daß dieſelbe zur vollen Entfaltung kommt, iſt vor allem erſt unter wirtſchaftlichen Verhältniſſen möglich, die dem Einzelnen ſeine materielle Exiſtenz ohne weiteres ſichern, und nicht mehr wie heute die ökonomiſche Lage zur Baſis der Ehe machen und dadurch meiſt ſelektoriſch im ſchlechten Sinne wirken. Erſt dann kann auch in Recht und Sitte eine zeitreife Lebensauffaſſung entſtehen, die geiſtig oder körperlich minderwertige Exemplare von der Fortpflanzung ausſchließt und die Ehe wahrhaft betrachtet als eine Brücke zum Übermenſchen, Anſchauungen, die ſich in dem Gähren unſerer Zeit für den Sehenden deutlich genug vorbereiten*).

Alles dies ignorieren jene Pſeudo-Darwiniſten völlig; pſychologiſche und ethiſche Erſcheinungen fallen ja nicht in den Geſichtskreis ihres Spezialgebietes. Eben deshalb aber, weil wir wiſſen, wie einſeitig fachwiſſenſchaftlich heutzutage die Bildung unſerer meiſten Gelehrten leider iſt, müſſen wir es uns dringend verbitten, daß ſie uns in eine Disciplin hereinreden, von der ſie ebenſowenig verſtehen: die Sozialökonomie. Wie außerordentlich beſcheiden ihre Fähigkeit zu ökonomiſchen Urteilen iſt, zeigt nicht nur die laienhafte Oberflächlichkeit, mit der ſie die wirtſchaftliche Konkurrenz und den biologiſchen Kampf ums Daſein einfach gleichſetzen, ſondern in weit höherem Grade noch die rührend naive Annahme, daß der kapitaliſtiſche Konkurrenzkampf die Bedeutung einer Zuchtwahl für die Menſchheit habe. Sie überſehen, daß die durch ihn geſchaffene Auslese, ſoweit man von einer ſolchen ſprechen kann, heute nicht mehr ariſtokratiſch, ſondern kakiſtokratiſch iſt, und daß ſie in weitaus den meiſten Fällen dem durch andere Faktoren des Volkslebens bewirkten Züchtungsprozeß entgegen arbeitet. Wenn ich zwei

*) Vgl. Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang“, „Einſame Menſchen“; Henrik Ibſen „Nora“; Bj. Björnſon „Ein Handſchuh“; Friedrich Nietzſche „Von Kind und Ehe“ (Zarath. I, 98) u. a.

Beete — das eine von schwerem, fruchtbarem, nährendem Humusboden, das andere von dürftigem, trockenem, ausgesogenem Sandboden — mit gleichem Samen besäe, ersteres pflege, begieße, dünge, jäte, letzteres nicht nur vernachlässige, sondern sogar auf jede denkbare Weise am Gedeihen hindere, und dann behaupte, das erzielte Resultat sei Produkt der natürlichen Auslese, so würden sie mich höchstwahrscheinlich auf meinen Geisteszustand hin untersuchen, und doch wäre mein Thun nur das Spiegelbild des ihrigen. Eine rationelle Höherzüchtung kann eben nur stattfinden, wo für alle Individuen die gleichen Chancen des Gedeihens bestehen, sodaß thatsächlich die kulturelle Tüchtigkeit und Brauchbarkeit den Sieg erringt, nicht aber, wenn Hunderte von Talenten, Tausende biologischer Prachtexemplare hinter der Maschine in giftigen Dämpfen verkommen, während zahllose Halbidioten und Todeskandidaten künstlich aufgepäppelt und „mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts ausgerüstet" werden.

Es wäre wirklich zu wünschen, daß ein universell gebildeter und fachwissenschaftlich geschulter Mann sich einmal die Mühe nähme, in eingehender und exakt wissenschaftlicher Beweisführung Charles Darwin und mit ihm den „Aristokraten" Friedrich Nietzsche von diesem Fluch der Lächerlichkeit in den Augen der Nachwelt zu befreien*), als ob sie, die beiden modernsten Denker unseres Jahrhunderts, mit der modernsten kulturgeschichtlichen Bewegung unseres Jahrhunderts in prinzipiellem Zwist lägen, als ob nicht vielmehr ihre Erkenntnisse, richtig verstanden, wertvolle Stützen auf idealistischem Gebiete abgäben für die Berechtigung und Notwendigkeit des Geschehens auf materiellem Gebiet; denn in Wahrheit ist für die Züchtung des Übermenschen die sozialistische Gesellschaft als reale Basis ein ebenso notwendiges Postulat, wie umgekehrt diese die Heranzüchtung einer echten Aristokratie der Leistungstüchtigkeit und eine individualistische, heroische Ethik im Sinne Nietzsches aus ihrer Eigenart heraus erzeugen muß.

Doch bis dies geschieht, werden wir es wohl manches Mal noch erleben müssen, daß Darwin-Nietzsche heraufbeschworen wird zum Kampf gegen Karl Marx und seine Jünger. Mögen diese Zeilen wenigstens dazu beitragen, daß es nicht mehr so ganz kritiklos gläubig hingenommen wird, wenn die Errungenschaften ihres Geistes in Schlagworte umgemünzt, ja „umgewertet", seitens der Reaktion als demagogische Dreschflegel geschwungen werden gegen den Segen einer ungehinderten Fortentwicklung unserer Kultur und unseres Volkes!

*) Unsere Hoffnung scheint sich erfüllen zu wollen. Soeben ist bei Heymann, Berlin, erschienen: Professor Enrico Ferri, „Sozialismus und moderne Wissenschaft" (Darwin — Spencer — Marx).

Satisfaktion.

Eine kritiſche Betrachtung des Duellweſens mit beſonderer Berückſichtigung akademiſcher Verhältniſſe.

Von einem alten Couleurſtudenten.

I. Einleitung.

Als ich vor nunmehr fünf Jahren die Hochſchule bezog, hielt ich es für ſelbſtverſtändlich, daß der Student ſo gut wie der Offizier und der Edelmann Duelle annehmen und eine ihm zugefügte Beleidigung mit Blut abwaſchen müſſe. Da ich während meiner Schulzeit von akademiſchen Verhältniſſen ſo gut wie nichts erfahren hatte und den Studenten damals nur aus den Bildern der Witzblätter kannte, wo er ſtets im „Schmucke“ vieler Narben prangte, ſo war ich ziemlich erſtaunt zu hören, daß es nicht nur einzelne Studenten, ſondern ganze Korporationen gab, die das Duell grundſätzlich verwarfen und unter keiner Bedingung ſich dazu bewegen ließen, einen ſogenannten Ehrenhandel mit den Waffen auszutragen.

Wie das wohl bei jungen Studenten häufig der Fall iſt, fiel es mir nicht ein, über die Sache weiter nachzudenken und zu prüfen, ob jene Leute wirklich ſo ſehr unrecht hätten; es galt mir damals einfach als ein Dogma, daß der Student, wenn er beleidigt worden wäre, den Beleidiger herausfordern müſſe.

Weil ich das Bedürfnis hatte, auf der Univerſität einen engeren Freundeskreis zu finden, und mir die Gelegenheit dazu ſich darbot, trat ich in eine ſchlagende Verbindung ein. Was ich ſuchte, fand ich dort; denn alle Verbindungsbrüder, die ich allmählich kennen lernte, ſind mir liebe Freunde geworden und geblieben. Auch im übrigen verdanke ich dem Verbindungsleben ſehr viel Gutes.

Im Punkte der Duellfrage waren wir natürlich alle einer Meinung, und ebenſowenig als ich ſelbſt während meines Aktivſeins jemals dazu kam, darüber näher nachzudenken, habe ich damals aus dem Munde meiner Verbindungsbrüder eine auch nur einigermaßen objektive Beſprechung der Frage gehört. Von den nicht Satisfaktion gebenden Studenten ſagten wir damals einfach, ſie „kneifen“ — dieſer ominöſe Ausdruck iſt jedem akademiſch Gebildeten bekannt —, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir manchmal ſittlich entrüſtet waren, wenn unſer Fechtwart vom Kartelltragen mit der Botſchaft zurückkam, der und der habe geſagt, er müſſe aus Überzeugung einen Zweikampf verweigern. Daß der Mann dabei noch erklärt hatte,

eine Beleidigung sei von ihm gar nicht beabsichtigt u. s. w. — man hatte sich vielleicht nachts auf der Straße angestoßen —, wurde nicht berücksichtigt. Es galt überhaupt für „unsorsch", sich zu entschuldigen, und wenn jemand es that, so nahm man in der Regel an, es geschähe bloß aus Furcht vor einer Mensur und wäre selbstredend nichts als „Kneiserei".

Ich bemerke übrigens, daß es uns streng verboten war, jemanden zu provozieren; ebenso sehr war uns aber auch eingeschärft, auf jede Provokation einzugehen und uns nichts bieten zu lassen. Daß sich jedoch einer irrtümlicherweise provoziert glaubte und dann gegen einen harmlosen Menschen höchst schneidig vorging, kam auch oft vor.

Nach Verlauf von einigen Semestern ging ich als „Inaktiver" auf eine andere Universität. Hier machte ich zuerst die Bekanntschaft von Studenten aus dem anderen Lager und kam infolge meines Studiums mit ihnen vielfach in Berührung. Sie verwarfen den Zweikampf in jeder Gestalt. Mir stiegen jetzt die ersten Bedenken auf, ob denn mein Standpunkt, von dem ich bis dahin keinen Schritt gewichen war, auch in Wahrheit der richtige wäre.

Ich will mich hier von vorneherein dagegen verwahren, daß mir etwa von jenen Leuten die Überzeugung von der Richtigkeit ihrer Ansicht in der Duellfrage beigebracht worden sei. Ich habe mit ihnen vielmals eingehend darüber gesprochen. Einzig und allein die Anregung ging für mich von ihnen aus, über diese Sache nachzudenken und wenigstens den Versuch zu machen, sie möglichst objektiv zu untersuchen. Was ich gedacht, wie ich die Untersuchung geführt habe, und zu welchem Resultate ich dabei gekommen bin, zeigen die folgenden Ausführungen.

II. Philosophische und rechtliche Untersuchung des Duells.

Ich brauche hier wohl nicht zu erörtern, was ein Duell oder ein Zweikampf im modernen Sinne ist. Wer diese Ausführungen liest, wird sich im wesentlichen darüber klar sein.

Fragen wir uns nun, unter welchen Umständen ein Zweikampf entsteht, und welchen Zweck er hat, so lautet die Antwort auf die erste Frage: Der Zweikampf im modernen Sinne kommt fast nur noch in gewissen Kreisen vor und entsteht, wenn ein Angehöriger dieser Kreise die Ehre eines anderen Angehörigen derselben verletzt hat. Die zweite Frage ist nach zwei Seiten hin zu beantworten: Der Beleidiger bezweckt durch den Zweikampf die volle Vertretung der von ihm ausgegangenen Beleidigung mit seiner ganzen Person; und der Beleidigte bezweckt die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre.

Daß es schlechthin verwerflich ist, jemandem eine Beleidigung zuzufügen, sieht auch die Mehrzahl der besseren schlagenden Verbindungen ein, denn diese Korporationen verbieten ihren Mitgliedern jegliches Provozieren.

Hat aber dennoch jemand provoziert, so verfahren wiederum die meisten — nicht alle — inkonsequent, indem sie von ihm verlangen, der Beleidigung noch mit der Waffe Nachdruck zu verleihen, Revokation aber ihm gänzlich untersagen. Ist man davon überzeugt, daß es unanständig ist zu provozieren, so muß man doch, im Falle, daß es geschieht, den Fehler, der begangen wurde, zu korrigieren suchen. Ich weiß, daß auch bei einigen schlagenden Verbindungen bester Qualität ein solches Verfahren im allgemeinen geübt wird, andere dagegen sehen es als durchaus „unforsch" an. Es giebt sogar Korporationen, die gar nicht zu wissen scheinen, daß Provozieren etwas Unanständiges ist. Die stehen gewiß sittlich auf einer niederen Stufe.

Ist es also verwerflich, zu beleidigen, so ist es doppelt verwerflich, der Beleidigung noch Nachdruck zu verleihen, indem man sie mit der Waffe vertritt. Die Handlungsweise desjenigen Duellanten, von welchem die Beleidigung ausging, muß als unmoralisch in jeder Hinsicht bezeichnet werden: er ist einerseits bereit, eine Kränkung, die er jemand zugefügt hat, noch zu verstärken, indem er mit ganzer Kraft dafür eintritt, und andererseits hat er die Absicht, dem von ihm Beleidigten neuen Schaden zuzufügen, vielleicht ihn gar seines höchsten Gutes, des Lebens, zu berauben. Oder glaubt man etwa, daß der Beleidiger besonders daran denke, dem Beleidigten Gelegenheit zu geben, die empfangene Beleidigung zu vergelten?

Der Beleidigte hingegen bezweckt durch den Zweikampf die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre.

Über die Ehre ist besonders in letzter Zeit viel geredet und geschrieben worden; Philosophen und Dramatiker haben in ihren Werken den Ehrbegriff behandelt. Ich kann nicht umhin, meine Ansicht darüber auseinanderzusetzen, um dann zu untersuchen, ob die Ehre, wenn sie verletzt ist, durch den Zweikampf wiederhergestellt werden kann. Ich definiere die wahre und einzige Ehre als die Selbstachtung, die der edle Mensch besitzt. Ein schlechter Mensch hat keine Ehre, weil er keine Achtung vor sich selbst haben kann, und wem das Erkenntnisvermögen für das Sittliche und wahrhaft Gute fehlt, bei dem ist auch keine Ehre möglich.

Nun wird aber jedem einleuchten, daß diese wahre Ehre eines Menschen unmöglich von einem anderen verletzt werden kann. Seine Ehre kann ein Mensch nur selbst verletzen, dadurch, daß er sich einer schlechten Handlung schuldig macht und somit seine Selbstachtung zerstört.

Weil also die Ehre nicht verletzt werden kann, es sei denn durch uns selbst, so dürfen wir auch, wo sie verletzt ist, keinen zur Rechenschaft ziehen als uns selbst.

Was aber für gewöhnlich als eine Verletzung der Ehre angesehen wird,

ist nichts anderes als eine Verletzung der Gefühle, eine Erregung der Leidenschaften des Zornes, Hasses und der Rachsucht. Und was uns als Wiederherstellung der verletzten Ehre gilt, ist das Gehenlassen dieser unedlen Leidenschaften und eine Konzession an diese. Daß es aber unsittlich ist, unedlen Leidenschaften wie Zorn, Haß, Rachsucht u. a. nachzugeben, lehren nicht nur das Christentum, sondern auch alle anderen edleren Religionen und philosophischen Systeme.

Da jedoch die allermeisten Menschen nicht zu einer vollkommenen Sittlichkeit emporsteigen können, so hat die staatliche Gemeinschaft allerdings das Bedürfnis anerkannt, unter Umständen Zorn, Haß und Rachsucht zu befriedigen. Und dafür hat sie ein offizielles Mittel geschaffen, nämlich den Appell an sie selbst. Sie erlaubt dem Beleidigten, den Beleidiger bei ihr anzuklagen und übernimmt es dann selbst, ihm Genugthuung zu verschaffen, indem sie Kraft ihres souveränen Rechtes dem Beleidiger ein der Beleidigung entsprechendes Übel zufügt.

Beim Duell sucht der Beleidigte Zorn, Haß und Rachsucht dadurch zu stillen, daß er selbst sich bemüht, dem Beleidiger einen Schaden zuzufügen. Aber das ist nur naturrechtlich erlaubt. Und des Naturrechtes, welches dem Menschen zu thun gestattet, was ihm beliebt, hat sich jeder begeben, der einer staatlichen Gemeinschaft angehört. Man muß es Anmaßung nennen, wenn eine Klasse von Menschen innerhalb eines Staatsverbandes dessen Recht in einem Falle verwirft und das Naturrecht für sich in Anspruch nimmt. Es liegt sogar der harte Vergleich mit Verbrechern und Anarchisten nahe, die auch innerhalb der Gesellschaft deren Gesetze mißachten und vom Naturrechte Gebrauch machen.

Jeder wird mir zugeben, daß die Befriedigung der Affekte des Zornes und Hasses an sich verwerflich ist. Aber sie ist doch in vielen Fällen wenigstens entschuldbarer als z. B. die Befriedigung des Geizes und ähnlicher Leidenschaften. Es giebt schlechte und unleidliche Menschen in Menge, deren größtes Vergnügen es ist, andere zu reizen. Die große Mehrzahl kann, wenn sie von solchen Leuten gereizt und beleidigt wird, ihre Affekte nicht bezwingen. Deshalb gesteht der Staat jedem das Bedürfnis zu, seinem Zorne und Hasse Genugthuung zu verschaffen, aber er sorgt auch dafür, daß dies in möglichst zweckmäßiger und maßvoller Weise geschieht, indem er die Strafe, welche er über den Beleidiger verhängt, mit der Beleidigung ins richtige Verhältnis bringt. Er übt nach Kräften Gerechtigkeit und hat für leichte Beleidigungen und Schädigungen leichte Strafen geschaffen und schwere Strafen für schwere. Daneben wirkt er durch Bestrafungen bessernd und abschreckend auf diejenigen, welche es sich zur Aufgabe machen, andere zu Zorn, Haß und Rachsucht zu reizen.

Die Anhänger des Duells bemühen sich zwar auch, in ihrer Art gerecht zu sein, indem sie z. B. bei einer schweren Beleidigung die Kampfbedingungen so festsetzen, daß der Beleidigte die Möglichkeit hat, dem Beleidiger einen schweren Schaden zuzufügen, aber gleichzeitig geben sie auch dem Beleidiger die Erlaubnis und die Macht, den Mann, den er schwer beleidigt hat, noch obendrein schwer zu schädigen. Und so tritt denn oft der sonderbare Fall ein, daß der Beleidigte, welcher Zorn, Haß und Rachsucht am Gegner zu kühlen sucht, diesen Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern sogar noch selbst von jenem Schaden erleidet.

Wir sehen also, daß das Duell auch bei der Befriedigung erregter Leidenschaften nicht immer seinen Zweck erfüllt, sondern daß dieser nicht öfter erreicht wird, als er nicht erreicht wird. Und trotzdem hat eine Anzahl von Menschen es sich zum Gesetze gemacht, auf diese Weise unter ihresgleichen ihrem gereizten Zorn und Haß Genüge zu thun. Sie vermeidet es dabei, dem Kinde den richtigen Namen zu geben und redet von „Wiederherstellen der verletzten Ehre", wo sie Befriedigung der erregten Leidenschaften sagen müßte.

Aus dem Gesagten ergeben sich bis jetzt folgende Resultate:

1. Die wahre Ehre eines Menschen kann von einem anderen nicht verletzt werden.

2. Die verletzte falsche Ehre wird durch den Zweikampf nicht immer wiederhergestellt, d. h. Zorn, Haß und Rachsucht werden im Zweikampfe nicht immer befriedigt.

3. Der Staat hat ein offizielles Mittel geschaffen, diesen Leidenschaften maßvoll zu genügen.

Mancher wird nun sagen, daß ihm dieses Mittel nicht genüge, und daß es überhaupt unvollkommen sei. Ich behaupte auch nicht, daß es vollkommen sei, aber vollkommener als das Duell ist es jedenfalls. Das Mittel, seiner Leidenschaften durch die Vernunft Herr zu werden, ist jedenfalls die edelste Beruhigung derselben, wenn sie in Erregung geraten sind. Man sollte sich gewöhnen, dieses am meisten anzuwenden. Genugthuung zu erlangen giebt es übrigens noch einen anderen erlaubten Weg, von dem ich später zu reden habe.

Die große Ungerechtigkeit des Duells beruht einerseits darauf, daß dem Beleidigenden noch die Macht in die Hand gegeben wird, dem von ihm Beleidigten Schaden zuzufügen, und andererseits darauf, daß in den Fällen, wo es dem Beleidigten gelingt, sich am Gegner zu rächen, nur selten ein richtiges Verhältnis zwischen Beleidigung und Rachehandlung vorhanden ist. Wie oft kommt es einerseits vor, daß der Beleidigte selbst im Zweikampfe sein Leben verliert oder schwer verwundet wird, und wie oft ist andererseits

die Schädigung, welche der Beleidiger vom Beleidigten erhält, viel zu groß im Verhältnis zu der Beleidigung. Niemand verdient es z. B. wegen einer Ohrfeige, die er einem anderen gegeben hat, sein Leben zu verlieren.

Ich hoffe, daß man mir nach diesen Auseinandersetzungen darin beipflichten wird, daß der Staat mit vollem Rechte den Zweikampf verbietet und mit Strafen belegt. Zu verwundern und zu beklagen ist es, daß es noch civilisierte Staaten giebt, in welchen Duelle erlaubt sind, und bedauerlich, daß sie in anderen Staaten, z. B. in Deutschland, so leicht bestraft werden, daß sie dabei kräftig weiter wuchern. Das Unsinnigste aber scheint es zu sein, daß in Deutschland manche Personen sogar gezwungen sind, Duelle anzunehmen, wenn sie nicht ihrer Stellung verlustig gehen wollen. Derartige Zustände, in denen ein Mensch gezwungen wird, sich gegen die Gesetze des Staates zu vergehen, würden komisch erscheinen können, wenn sie nicht so betrübend wären.

III. Duell und Christentum.

Wie ich schon sagte, ist die Befriedigung des Zornes, Hasses und der Rachsucht schlechthin unmoralisch. Aber die wenigsten Menschen vermögen zu der sittlichen Höhe zu gelangen, daß sie ihre eigenen erregten Leidenschaften zu unterdrücken vermögen und es vermeiden, solche in Anderen zu erwecken. Das Christentum sucht durch seine vom warmen Hauche der Liebe und des Friedens durchwehten Lehren die Menschen diesem edlen Ziele zuzuführen. Dem „Auge um Auge, Zahn um Zahn" des mosaischen Gesetzes stellte Christus ein „Liebet eure Feinde" entgegen.

Ich komme zu der Besprechung eines Punktes, der schon oft die Verwunderung und den Unwillen denkender Menschen hervorgerufen hat und wieder und wieder hervorruft: ich meine die Thatsache, daß eine große Anzahl evangelischer Theologen, deren Beruf es doch ist, die erhabenen Lehren des Christentums zu verkünden und die Menschen anzuhalten, danach zu handeln, sich nicht allein dazu versteht, den Zweikampf zu entschuldigen, sondern sogar selbst ihn unbedenklich eingeht. Wie ist das möglich? Wissen diese denn nicht, daß sie doch vor allen Dingen nicht gegen ihre eigenen Worte handeln dürfen, wenn sie früher oder später von anderen verlangen, denselben gemäß ihr Leben zu führen? Wenn sie die Lehre verkünden wollen: „Liebet eure Feinde", so dürfen sie doch nicht selbst das Gegenteil davon thun. Ich kann aber krasse Beispiele dafür anführen. Mir sind evangelische Pastoren bekannt, die als Studenten nicht nur den Schläger geschwungen, sondern auch sich auf Säbel und Pistolen geschlagen haben. Einer von ihnen sagte mir: „Ja, das that ich als Student, seitdem aber hat sich meine Ansicht in dem Punkte geändert. Als ich Student war,

glaubte ich noch, mich schlagen zu dürfen." Ein Satisfaktion gebender Theologe, mit dem ich über die Duellfrage sprach, hatte sich allerlei Spitzfindigkeiten und Ausflüchte zusammengesucht, mittelst deren er seine Stellungnahme zum Duell und seinen zukünftigen Beruf als Geistlicher vereinigen wollte. Als ich ihm sein ganzes künstliches Gebäude mit leichter Mühe zertrümmerte, sagte er trotzig: „Ach was, es ist mir ganz gleichgültig; ich bin jetzt in erster Linie Student, und dann kommt erst der Theologe." Ja, wenn man sich so hilft, dann freilich —; aber sollte nicht der zukünftige Pfarrer vor allen Dingen Christ und Theologe und erst in zweiter Linie Student sein müssen? (In welchem Sinne hier das Wort Student gemeint ist, wird nicht mißzuverstehen sein.)

Ich bin davon überzeugt, daß die Mehrzahl der jungen Theologen, die schlagenden Verbindungen angehören, gar nicht darüber nachdenkt, wie sich ihr Christentum und ihr künftiger Beruf mit ihrer Stellung zum Duell verträgt. Mir, dem Nichttheologen, ist es ja ähnlich gegangen. Die aber darüber nachdenken, konstruieren sich meistens einen Scheinbeweis dafür, daß sich Duell und Christentum wohl vereinigen ließe. Eine dritte Klasse sieht wohl ein, daß eine solche Vereinigung unmöglich ist, und erkennt auch die Haltlosigkeit der Scheinbeweise, aber trotzdem fühlt sie sich nicht bewogen, ihrer Überzeugung nach zu handeln. Diese Klasse zeigt verwerfliche Gesinnungslosigkeit.

Wenn einem Theologen der ersten Klasse die Überzeugung kommt, daß die Duelle unsittlich und unchristlich sind, so handelt er, wenn er ein charakterfester Mensch ist, auch demgemäß und giebt keine Satisfaktion mehr. Diese Überzeugung aber kommt bei manchen erst, wenn sie schon das Studentenleben hinter sich haben.

Diejenigen, welche sich Scheinbeweise konstruiert haben, klammern sich gewöhnlich während ihrer ganzen Studentenzeit daran fest, manche sogar ihr ganzes Leben hindurch. Ich kenne z. B. einen alten Pfarrer, der von der Berechtigung des Duells noch vollständig überzeugt ist, und es giebt deren noch mehr.

Den Leuten der dritten Kategorie muß es, wenn sie später die Verwerflichkeit des Duells unbedingt zugeben, besonders peinlich sein, von jemand gefragt zu werden, wie sie als Studenten darüber gedacht hätten. Entweder müssen sie dann lügen und sagen, sie hätten damals noch gar nicht über die Duellfrage nachgedacht, oder sie müssen ihr damaliges gesinnungsloses Verhalten offenbar werden lassen.

Was ich hier von den Satisfaktion gebenden Theologen sagte, paßt mutatis mutandis auf jeden Anhänger des Zweikampfes, der von der Wahrheit der Lehren des Christentums überzeugt ist. Daß ich besonders

die Theologen in den Vordergrund stellte, kommt daher, weil es mir am auffälligsten und verwerflichsten zu sein scheint, wenn Leute, die es zu ihrem Berufe machen, das Christentum zu predigen und zu verbreiten, durch ihre Handlungen zum Teil mit vollem Bewußtsein gegen seine höchsten Lehren verstoßen.

IV. und V. Audiatur et altera pars Ersatz des Duells.

Es dürfte hier am Platze sein, zu sehen, mit welchen Gründen der Zweikampf von seinen Anhängern verteidigt wird. Viele, die es zugeben, daß er gegen Christentum und Vernunft verstößt, bringen andere Argumente zu seinem Gunsten vor. Einige sagen, das Duell habe eine historische Berechtigung und beruhe auf einem durch die Tradition geheiligten Vorrechte gewisser Stände. Jemand, der diese Ansicht aussprach, antwortete auf meine Frage, ob sich z. B. Arbeiter auch duellieren dürften: nein, dieses Recht käme ihnen nicht zu.

Von einer historischen Berechtigung des Duells zu sprechen, ist weiter nichts als eine Redensart. Was heißt überhaupt in solchen Dingen historische Berechtigung? Bis ins vorige Jahrhundert hinein wurde bei Gericht die Folter angewandt; daraus könnte jemand die historische Berechtigung der Folter herleiten. Wo keine innere Berechtigung vorhanden ist, da kommt auch historische Berechtigung nicht in Betracht. Das Vorrecht, auf die denkbar unvernünftigste Weise Beleidigungen zu rächen, welches gewisse Kreise sich anmaßen, hat allerdings eine lange Tradition zu verzeichnen. Um so mehr ist es an der Zeit, endlich damit aufzuräumen.

Manche sagen sodann: „Der Krieg ist doch auch nichts anderes als ein Duell en masse. Und da der Krieg berechtigt ist, so ist jedes Duell berechtigt.“ Diesen erwidere ich: Unbedingte Berechtigung hat nur jeder Defensivkrieg; und dieser ist kein Duell, sondern ein Akt der Notwehr. Notwehr aber ist in allen Fällen erlaubt.

Ferner wird geltend gemacht, daß es schwere Beleidigungen gebe, für die kein Gerichtshof dem Beleidigten befriedigende Genugthuung verschaffe. Das ist unbestreitbar. Aber sollte nicht in solchen Fällen vernünftige Überlegung die Erregung der Leidenschaften zu mildern vermögen? Sehr oft wäre dies gewiß möglich, wenn es nur ernstlich gewollt würde. Ich nehme einen Fall von Beleidigung der schwersten Art an: Ein Gatte erfährt, daß seine Frau von einem anderen zum Ehebruche verleitet worden ist. Dadurch werden in ihm neben dem Schmerze der Zorn, der Haß und die Rachsucht erweckt, und sie durchtoben seine Seele wie Ungewitter. Er möchte den Verbrecher an seiner Ehre töten, aber das ist vor dem Gesetze Mord. Der

Staat kann ihm genügende Genugthuung nicht verschaffen. Nur die Vernunft kann ihm hier wieder zur Ruhe verhelfen, z. B. die Überlegung, daß sein treuloses Weib es nicht wert ist, ihretwegen das Seelengleichgewicht zu verlieren. Ein Duell würde ihn nur dann von Zorn und Haß befreien, wenn er den Gegner tötete. Ruhe fände er freilich auch, wenn er selbst den Tod fände; denn im Tode steht es still, das wild schlagende Herz. Erlitte der Gegner eine Verletzung, so würde damit höchstens eine Dämpfung der Affekte verbunden sein, erhielte aber der schwer Gekränkte selbst eine Verwundung im Kampfe, so wäre das ganze Duell illusorisch gewesen; Zorn und Haß des Beleidigten müßte sich sogar noch vergrößern.

Ich verkenne keineswegs, daß es für die meisten Menschen in einem Falle, wie der oben angenommene, äußerst schwer ist, die Besinnung zu bewahren und ihr aufs höchste empörtes Gemüt wieder zu beruhigen. Es mag schlechterdings nicht möglich sein, dann die Leidenschaften zu unterdrücken, und es mag das Gesetz geeignete Mittel zur Beruhigung derselben nicht bieten: ich wollte nur zeigen, daß auch das Duell in diesem Falle ein höchst unvollkommenes Mittel ist, wirkliche Genugthuung zu erlangen. Verstehen kann ich es aber wohl, wenn in solcher Lage auch ein sonst leidenschaftsloser Mann sich zum Zweikampfe oder gar zum Morde hinreißen läßt. Das erschütterte seelische Gleichgewicht vollständig wiederherzustellen, vermag nur die Vernunft.

Auch im akademischen Leben kommen Beleidigungen vor, von denen man sagt, die Gerichte könnten dafür keine Genugthuung bieten. Aber wenn das Gericht auch für alles das, was in studentischen Kreisen als Beleidigung gilt, Strafen festsetzen wollte, so würde ein ganzer Band damit gefüllt werden. Es fragt sich doch sehr, ob alle diese sogenannten Beleidigungen bei Lichte betrachtet auch wirklich Beleidigungen sind, d. h. ob sie Grund zu einer Aufregung geben müssen. Dabei kommt es natürlich sehr auf die Individualität dessen an, der von der „Beleidigung" betroffen wird. Was die Affekte des einen mächtig erregt, läßt den anderen völlig kalt. Studenten unter sich scheinen darin äußerst feinfühlend zu sein. Ein schiefer Blick beleidigt schon und erfordert Rache. Dieses feine Gefühl für Kränkungen hat der Student aber sehr oft nur im Verkehr mit „honorigen" Leuten. Sonst ist es nicht ausgebildeter als bei gewöhnlichen Sterblichen. Ein „Philister" kann sich einem Studenten gegenüber, der ihm Geld schuldet, mitunter schon ziemliche Grobheiten erlauben. Derselbe Student würde dieselben Worte aus dem Munde eines anderen Studenten blutig zu ahnden suchen. Ich leugne natürlich nicht, daß es gewiß immer sehr darauf ankommt, von wem Beleidigungen ausgehen. Aber es wird vielfach ein rein äußerlicher Unterschied gemacht: Ist derjenige, welcher das be-

leidigende Wort gesprochen hat, ein akademisch Gebildeter, ein Offizier oder ein Edelmann, so ist man schwer gekränkt und verlangt Genugthuung, gehört er aber nicht zu einer dieser Kategorien, er mag ein noch so tüchtiger und wackerer Mann sein, so fällt es einem gar nicht ein, ihn zum Zweikampfe herauszufordern.

Sehr schlimm ist es auch, daß manche Menschen die Wahrheit nicht ertragen können. Wenn sie ihnen vorgehalten wird, fassen sie es oft als schwere Beleidigung auf und verlangen Genugthuung dafür, daß ihnen die Wahrheit gesagt wurde.

In studentischen Kreisen wird das Duell zuweilen als ein notwendiges Übel bezeichnet, und der Einwand gemacht, daß nach Abschaffung der Duelle, besonders der Schlägermensuren, auf den Universitäten „Holzereien" an der Tagesordnung sein würden. Aber woher weiß man das? Es leben doch viele gebildete Menschen nebeneinander, die sich weder duellieren noch holzen. Freilich ist es erforderlich, für die Duelle einen Ersatz zu schaffen, und davon will ich nachher reden. Ich kann es aber nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß auch jetzt fleißig geholzt wird. Es ist dabei gewiß nicht zu leugnen, daß es nichtschlagende Verbindungen giebt, denen Takt und Anstand mangelt, und die in schamloser Weise provozieren und sich dann hinter ihre Prinzipien verkriechen. Solche Verbindungen — und losledige „Finken" sind ihnen oft ähnlich — veranlassen nicht selten Prügeleien. Es ist eben nicht jeder das Duell verwerfende Mensch auch ein anständiger Mensch, und manche verwerfen das Duell aus unlauteren Motiven. Wie oft kommt es jedoch auch vor, daß schlagende Verbindungen, die sich gegenseitig aus verschiedenen Gründen die Satisfaktion verweigern, untereinander den schönsten „Holzcomment" einführen.

Es wird sodann zu Gunsten des Duells angeführt, man könne dabei seinen persönlichen Mut beweisen. Das mag sein. Allein, ist das denn ein Grund für die Berechtigung des Zweikampfes? Fürwahr, ein trauriger Mut, der Mut des Duellanten, der sein Leben aufs Spiel setzt, um der Möglichkeit willen, es einem andern rauben zu können! Wie anders steht der tapfere Soldat da, welcher den Selbsterhaltungstrieb bezwingt im Kampfe für das bedrohte Vaterland und in Erfüllung seiner Pflicht, und wie viel herrlicher ist der Mut desjenigen, der sein Leben gering achtet, wo es gilt einen Menschen aus Gefahr zu retten. Was für Schäden auch daraus entstehen, daß man hier und da den Zweikampf als eine unfehlbare und sogar notwendige Mutprobe betrachtet, werde ich später zeigen.

Der Kuriosität halber erwähne ich noch, daß man sogar aus Dichterstellen die Berechtigung des Zweikampfes zu beweisen gesucht hat. So las ich z. B. in diesem Sinne die Worte E. M. Arndts angeführt:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte.

Ob Arndt hier an das Duell gedacht hat, lasse ich dahingestellt. Mag er ein Anhänger desselben gewesen sein oder nicht, es ist vollkommen irrelevant. Eine subjektive Ansicht ist nie ein Beweis. Und wenn man überhaupt die Berechtigung des Zweikampfes aus der Poesie beweisen wollte, könnte ich auch aufwarten, z. B. mit folgender Strophe:

Blei und Pulver wählt man zum Duelle,
Fühlt man sich gekränkt durch eine Schelle;
Auf wallt der Dampf
Im heißen Kampf,
Hin sinkt der Jüngling bleich,
Eine Leich'.

Es fragt sich, welcher Ersatz für den Zweikampf zu schaffen wäre; denn ein Ersatz ist notwendig. Zu ändern ist es nicht, daß, wo Menschen mit einander in Berührung kommen, es Beleidiger giebt und Beleidigte, die Genugthuung verlangen. Der gewöhnliche Bürger sucht, wie gesagt, diese durch die gesetzliche Bestrafung seines Feindes zu finden. Dieser Weg behagt aber gewissen Kreisen nicht. Doch es ist auch nicht notwendig, daß jeder unter allen Umständen auf ihm gehe, da innerhalb des Gesetzesrahmens noch andere offen gelassen sind, die beliebig benutzt werden können. Studenten und Offiziere verschmähen es, Beleidigungen, welche in ihren Kreisen fallen, vor die offiziellen Gerichte zu bringen. Dagegen läßt sich nichts einwenden; denn das mag mit Unzuträglichkeiten verbunden sein. Sie könnten aber ihre eigenen freien Gerichte bilden, welche die Sühne von Kränkungen in angemessener Weise zu bewerkstelligen sich bemühten.

„Schon wieder ein Vorschlag zur Einrichtung dieser unmöglichen Ehrengerichte," wird mancher sagen. Warum unmöglich? Meines Wissens hat bisher noch niemand die Unmöglichkeit jener Einrichtung nachgewiesen. Es würde über den Rahmen dieser Betrachtung hinausgehen, hier Entwürfe und Pläne für die Organisation von Ehrengerichten in denjenigen Kreisen, in welchen jetzt das Duell in Blüte steht, auseinanderzusetzen, und zu zeigen, wie die verschiedenen Ehrengerichte in Verbindung zu treten und Hand in Hand zu arbeiten hätten. Vielleicht macht sich jemand einmal die Mühe, solche Pläne auszuarbeiten und zu veröffentlichen. Wünschenswert wäre es wahrlich, daß sich der Gedanke bald verwirklichte, und damit dem Duellwesen und allen ihm anhaftenden Schäden ein Ende bereitet würde. Ein kräftiger Druck von maßgebender Stelle aus könnte hierbei viel wirken.

VI. Mißstände im Gefolge des heutigen Duellwesens.

Es ist überflüssig, über den Jammer und das grenzenlose Unglück zu reden, welches schon über so viele Familien durch ein verhängnisvolles Duell hereingebrochen ist. Ergreifende Erzählungen sind davon allenthalben bekannt. Fast jedes Jahr fallen in Deutschland mehrere Menschen dem Duell zum Opfer, „um Nichts", wie die Unterschrift eines bekannten in der „Gartenlaube" reproduzierten Gemäldes lautet, eines bloßen Phantoms wegen. Aber dieses Phantom, diese falsche Ehre übt über denjenigen, welcher von ihm in Fesseln geschlagen ist, einen eisernen Zwang aus, den von sich abzuschütteln er nicht den Mut und die Kraft besitzt. Er denkt nicht an Vater und Mutter, nicht an Weib und Kind, ohne Bedenken opfert er sein Leben seiner höchsten Gottheit: der falschen Ehre. —

Im Verhältnis zu den vielen Zweikämpfen, die auf den Universitäten ausgefochten werden, auch wenn man die Schlägermensuren abrechnet, kommen Duelle in Offizierskreisen seltener vor. Aber sie sind hier nichtsdestoweniger zum Prinzip erhoben und eine conditio sine qua non; jeder Offizier der Linie und der Reserve ist verpflichtet, ein Duell anzunehmen. Bedauerlich in hohem Grade ist es, daß dadurch manchem, dem seine Überzeugung den Zweikampf nicht erlaubt, die Offizierskarriere verschlossen bleibt. Denn wenn er als Offizier eine Forderung erhielte, so wäre er vor die Alternative gestellt, dieselbe entweder anzunehmen oder den Dienst zu quittieren. So wird mancher tüchtige Mann dem Offiziersberufe fern gehalten.

Daß vor allem auf den Hochschulen das Duellwesen schwere Schäden gezeitigt hat, kann kein unparteiischer Beobachter leugnen. Es ist schier unglaublich, welche Dünkelhaftigkeit nicht selten ein Student an den Tag legt, der in mehr oder minder schweren Zweikämpfen unzweifelhafte Proben seines Heldenmutes geliefert hat. Mit souveräner Verachtung sieht er auf jeden herab, der nicht „losgeht". Mit diesem Dünkel paart sich dann in der Regel eine ziemliche Rauhbeinigkeit, besonders Schwächeren gegenüber, während der tapfere Mensurheld bei Berührungen mit überlegenen Fechtern meistens ziemlich bescheiden ist. Man werfe mir nicht vor, daß ich zu schwarz male; ich behaupte nicht, daß die Schilderung, die ich entwerfe, überall zutreffe; ich sage nur, man kann oft dergleichen beobachten, ich selbst wenigstens habe Gelegenheit genug dazu gehabt. Noch widerwärtiger ist es, wenn renommierte und erprobte Schläger ihrer angeborenen Roheit die Zügel schießen lassen und jeden, der ihnen erreichbar ist, vor ihre Klopffechterklinge zu bekommen suchen, um ihn nach Herzenslust zu „verdreschen". Es gilt als Beweis des Mutes, einen Zweikampf auszufechten. Mancher Student hat das Bedürfnis, diesen Beweis recht häufig zu liefern

und ſucht darum möglichſt viele Menſuren zu beſtehen. Denn je mehr Menſuren er geſchlagen hat, um ſo ſicherer hat er ſeinen Mut bewieſen. Die ſchlagenden Verbindungen halten es für abſolut notwendig, daß ihre Mitglieder mehr oder weniger oft dieſe Mutprobe beſtehen. Gelingt dieſe einem mal nicht beſonders, und zeigt der Mut einen Riß, ſo wird er durch eine „Reinigungsmenſur" wieder zuſammengeleimt.

Da das häufige Kontrahieren Unannehmlichkeiten hatte und oft gar nicht anging, ſo wurde von den ſchlagenden Verbindungen die Beſtimmungsmenſur eingeführt. Dies iſt die jüngſte und ſonderbarſte Ausartung des Zweikampfes. Sie iſt ein Scheinduell, ein Zweikampf ohne Veranlaſſung, einem Gladiatorenkampfe zu vergleichen. Ein Nichteingeweihter, der ſo eine Menſur anſieht und bemerkt, mit welcher Heftigkeit die beiden Gegner aufeinander losſchlagen, wie ſie über und über mit Blut bedeckt daſtehen und nicht weichen wollen, iſt einfach frappiert, wenn man ihm ſagt: Dieſe Leute haben ſich garnicht beleidigt, ſie ſind ſogar ganz gute Freunde, und das Ganze iſt nur eine Erprobung ihres Mutes.

Ich verkenne nicht, daß jede Schlägermenſur gewiſſe Vorzüge hat. Der Paukant iſt gezwungen, ſich ordentlich zuſammenzunehmen, ſeine beſten Kräfte zu zeigen, deren er ſich manchmal erſt hierbei bewußt wird, Beſonnenheit, Ruhe und Ausdauer, Duldſamkeit gegen Schmerz zu beweiſen und Nervoſität zu unterdrücken. Daß aber viel Mut dazu gehört, eine Schlägermenſur zu ſchlagen, möchte ich bezweifeln. Ich bin ſelbſt öfter „losgeweſen" und habe nie Herzklopfen dabei gehabt. Man wußte ja, daß die Sache nicht beſonders gefährlich war und große Schmerzen hatte man auch nicht. Am meiſten fürchtete man ſich noch vor den Strafbeſtimmungen, die bei unvorſchriftsmäßiger Haltung während der Menſur drohten. Der Paukant hat während der Menſur eine Menge Vorſchriften zu erfüllen, welche die Körperhaltung und Fechtweiſe regeln, und da dieſe die natürliche Bewegung des Körpers ſehr hemmen, ſo kommt ein Verſtoß gegen ſie leicht vor. Durch Übung auf dem Fechtboden wurde man aber allmählich gewöhnt. Ich habe nie eine ſchwere Menſurſtrafe erhalten, obwohl es mir anfänglich nicht leicht wurde, die verlangte Menſurhaltung zu lernen.

Warum iſt es eigentlich notwendig, daß Beſtimmungsmenſuren geſchlagen werden? Ich weiß es nicht. Meiner Anſicht nach genügt die Ausbildung und Übung, die der Fechtboden bietet, vollſtändig. Muß denn unbedingt jeder zeigen, daß er imſtande iſt, eine „genügende" Menſur zu ſchlagen? Ich halte es wahrhaftig für überflüſſig, ſich darum das Geſicht mit Tiefquarten und Durchziehern zu verzieren und begreife mich ſelbſt nicht mehr, daß ich einſt ein verhauenes Geſicht ſchön fand. Gott ſei Dank ver-

deckt bei mir wenigſtens der Haarwuchs die meiſten Spuren meiner negativen Fechterthätigkeit. Ich bedaure von Herzen die armen Leute, denen der „Beweis ihres Mutes“ die Naſe oder ein Ohr gekoſtet hat, und bin froh, daß er mir nicht ſo teuer zu ſtehen gekommen iſt.

Es wird, beiläufig bemerkt, von mancher Seite beſtritten, daß die Schlägermenſur als Duell zu betrachten ſei. Man will ſie nur als Waffenübung anſehen, als eine Art von ritterlichem Sport, und hält die Auffaſſung der Gerichte, welche die Schlägermenſur als „Zweikampf mit tödlichen Waffen“ beſtrafen, für unberechtigt. Ich kann dem nicht beipflichten. Meines Erachtens hat die Schlägermenſur die Merkmale des Duelles an ſich, und eine tödliche Verletzung iſt dabei nicht völlig ausgeſchloſſen, wenn ſie auch gewiß außerordentlich ſelten vorkommt. Ich erinnere mich wenigſtens nicht, von einer Schlägermenſur gehört zu haben, die direkt tödlichen Ausgang genommen hätte. Wohl aber weiß ich von Fällen, wo eine Verſchlimmerung der erlittenen Wunden den Tod herbeiführte. Ganz harmlos iſt alſo die Schlägermenſur doch nicht.

Daß die Zahl der Anhänger des Duells in ſtudentiſchen Kreiſen mehr und mehr abnimmt, iſt glücklicherweiſe eine nicht zu beſtreitende Thatſache. Manche Nichtverbindungsſtudenten werden dem akademiſchen Duell auch dadurch entfremdet, daß für ſie die Ausfechtung eines ſolchen mit Chikanierungen und nicht geringen Koſten verknüpft iſt. Der „Finke“ hat natürlich keinen Paukapparat und muß im Falle einer Contrahage „Waffen belegen“, d. h. er muß eine ſchlagende Verbindung um die Erlaubnis bitten, ihre Waffen benutzen zu dürfen. Bei den meiſten Korporationen iſt es Brauch geworden, ſich in ſolchen Fällen nicht bloß die Koſten, welche ihnen eine Menſur macht, und die für eine Schlägermenſur kaum höher wie 6 Mark ſein werden, erſtatten zu laſſen, ſondern ſie verlangen für eine einmalige Benutzung ihrer Waffen die runde Summe von 20 Mark. Man hat mitunter eine förmliche Preisliſte: Belegen auf Schläger koſtet 20 Mark, auf Säbel 30; im Abonnement billiger. Beſſere Verbindungen halten es natürlich für unwürdig, ein ſolches Leihgeſchäft mit ihren Waffen zu treiben und nehmen von ihren Belegern kein Geld, ſondern höchſtens eine Dedication an. Hat ein „Finke“ mit einem Verbindungsſtudenten eine Menſur auszufechten, ſo iſt er dabei gewöhnlich von vorn herein im Nachteil. Er iſt zwar einige Zeit lang auf dem Fechtboden der Korporation geweſen, bei der er „belegt“ hat, und man hat auch mit ihm geſchlagen und ihm geſagt, daß er „gut ſtehen“ müſſe. Aber das iſt auch alles. Mit Belegern macht ſich keiner viel Mühe. Als Ausnahme iſt es zu betrachten, wenn der „Finke“ den Couleurſtudenten „abſticht“; er gehört dann vielleicht zu einer gewiſſen Sorte von „Finken“, die es im Pauken dem Couleurſtudenten gleichzuthun ſich bemühen und oft

der Schrecken aller anständigen Leute werden. Da ihnen die stramme Disciplin einer Korporation und die heilsame „Couleurerziehung" fehlt, durch die der Verbindungsstudent stets in den Schranken des Anstandes gehalten wird, so sind diese Leute oft rohe Patrone und Raufbolde niederster Art. Ausnahmen bestätigen die Regel. Ich kenne solcher Exemplare nicht wenige. — Gelingt es dem Couleurstudenten nicht, den „Finken" abzuthun, so trägt dieser zumeist doch nur einen Pyrrhussieg davon. Der „Finke" wird dann nämlich sehr oft, wie der Studentenjargon sich ausdrückt, „hinausgestänkert", d. h. man konstatiert, daß er eine Reihe der Vorschriften, die das Benehmen auf der Mensur peinlich regeln, und die ihm natürlich nicht in dem Maße bekannt und befolgbar sind wie dem Verbindungsstudenten, wiederholt übertreten hat, und führt ihn daraufhin ab. Eine solche „Abfuhr" wird speziell „Abdrehen" genannt. Der Ärmste, dem so etwas passiert, weiß natürlich sehr oft gar nicht, was er eigentlich verbrochen hat, daß man so mit ihm verfährt.

VII. Schluß.

Wer meiner Auseinandersetzung bis hierhin folgte, hat gesehen, welche Gründe mich veranlaßten, meine Stellung zum Zweikampfe zu ändern und aus einem Anhänger ein Bekämpfer desselben zu werden. Sollte es mir gelungen sein, den einen oder den anderen, der bis dahin zur altera pars gehörte, von der Richtigkeit meiner Meinung zu überzeugen, so würde es mich freuen. Anerkennen muß man wenigstens, daß ich mich redlich bemüht habe, die Untersuchung objektiv zu führen. Ob mir das gelungen ist, ist freilich eine andere Sache.

Ich für meinen Teil bin fest davon überzeugt, daß allmählich die Erkenntnis von der Unsittlichkeit, Ungerechtigkeit und Unvernunft des Duells sich Bahn brechen wird. Politische Parteien haben bereits öffentlich Stellung zur Sache genommen. Centrum und Freisinn suchen auf dem Wege der Gesetzgebung die Ausrottung des Duells zu erreichen. Ein sicher wirkendes Mittel zu diesem Zwecke wäre das Verbot des Duells bei den Offizieren. Wenn diesen bei Strafe der Dienstentlassung jede Beteiligung am Zweikampfe als Duellanten, Sekundanten u. s. w. untersagt würde, wären die Duelle sicher bald überall verschwunden. Denn auch in diesem Punkte wirkt das Beispiel der Offiziere äußerst nachhaltig. So lange der Offizier sich duelliert, wird der Student nicht nachstehen, sondern sich auch duellieren wollen, mag er oft auch noch so sehr von dem Unsinn des Zweikampfes überzeugt sein. Und vollends würde letzterer aufhören, wenn das Gesetz die Teilnahme daran härter bestrafen möchte, als es bisher geschieht.

Vielleicht weiß man in künftigen Zeiten einmal mit dem ſelben aus Abſcheu und Staunen zuſammengeſetzten Gefühle von den letzten in Deutſchland ſtattgehabten Duellen zu berichten, mit dem man jetzt von der letzten Anwendung der Folter erzählt. —

Sollte es ſchließlich jemand der Mühe wert erachten, meine Ausführungen zu beurteilen und zu widerlegen, ſo würde ich gewiß keinen Augenblick zögern, Irrtümer und Fehler einzugeſtehen, wenn es ihm gelungen wäre, mir ſolche nachzuweiſen. Einer ſachlichen Kritik verſchließe ich nicht mein Ohr; denn ich bin nicht rechthaberiſch, ſondern ich ſuche nur nach der Wahrheit.

Unſer Dichteralbum.

Jugendfragmente!

I.

Das Mühlrad hört ich ſeufzen
Im ſtillen Mondenſchein:
„O gönnt mir einmal Ruhe,
Ihr Wellen, groß und klein.

Gar tiefes Weh bereitet
Mir euer hüpfender Scherz,
Wenn ihr euch recket und necket,
Erbebt mir das morſche Herz."

Doch raſcher, immer raſcher
Dreht es die wilde Flut,
Die Wellen kicheen loſe
In tollem Übermut.

Die Wellen kichern loſe:
„O Nacht, wie biſt du fein,
Wie tanzt ſich's von Sproſſ' zu Sproſſe
So luſtig im Mondenſchein. . . . ."

II.

Was ſuchſt du lange nach dem Wege,
O Wandrer, ruhe endlich aus!
Glaub' mir, es führen alle Stege
Am Ende in das ſelbe Haus.

Gehſt du auf ſtolzem Bergesrücken,
Nimmſt du durchs enge Thal den Lauf,
Mußt du durch Dornen wund dich drücken,
Blüh'n dir am Pfade Roſen auf —

Dein Weg iſt, wie er ſich auch füge,
Wie dich auch führt dein Wanderſtab,
Ein ſtetes Wallen von der Wiege
Ununterbrochen bis ans Grab.

III.

Über die Heide reite nicht,
O mein Geliebter, weile,
O horch, wie ſich der Wind beſpricht
Mit unheilvollem Geheule . . .

Dort treibt die Moorfrau böſe Kunſt,
Und ihre Geiſter kleben
Sich an dein Roß als giftiger Dunſt,
Die Fäuſte ſie zornig erheben.

„Die Moorfrau hat uns nächtlich gebraut
In ihrem ziſchenden Keſſel,
Der ſauſt und brauſt von giftigem Kraut,
Von ſtinkendem Pilz und Neſſel."

Sie ſchweben und weben und tanzen ſo weiß
Und murmeln berückende Lieder;
„Und folgſt du nicht unſerm wilden Geheiß,
Wir reißen vom Pferde dich nieder.

Wir reißen dich nieder, da liegſt du kalt,
Wir jagen von dannen ſo ſchnelle . . ."
Im Nebel ein höhnendes Kichern ſchallt,
Fern zittert des Frührots Helle.

IV.

Willſt du dir ein Herz gewinnen,
Zeige nicht zu viel Verſtand,
Und bedenke, daß das Minnen
Nie mit der Vernunft verwandt.

Man verzeiht dir ſchlimme Thaten,
Dummheit, Bosheit auch zumeiſt,
Aber niemals (laß dir raten,
Freund) verzeiht man Herz und Geiſt.

V.

Iſt einer ein großer Sündenheld,
Sie tragen's von Haus zu Haus herum,
Thuſt du ein Werk, das Gott gefällt,
Kein Menſch bekümmert ſich drum.

VI.

Schweigen.

Geh allein mit deinen Thränen,
Einſam bleib' mit deinen Klagen,
Wag' es keinem Ohr zu ſagen —
Wer verſteht dein tiefes Sehnen?

Oder ſuchſt du dir Genoſſen,
Die auf deine Seufzer hören?
Wähle ſchwarzvermummte Föhren,
Rings von Felſen eingeſchloſſen.

Wähle dir zu Leidsgefährten
Stürme, die in Klüften hauſen,
Bäche, die zum Abgrund brauſen,
Nebel, die zu Wolken werden.

Wagſt du, Menſchen mitzuteilen,
Was dich drückt, es wird dir ſcheinen,
Als ob ſie aufrichtig weinen,
Möchten deine Wunden heilen. —

Aber heimlich lächelnd weiden
Sie ſich gern an deinen Thränen,
Und ihr *eignes* wahres Sehnen
Heilen ſie an *deinen* Leiden.

Denn der Menſch kann doch nur haſſen,
Wenn er's gerne auch verhehle,
Nicht im Tod erſt, arme Seele,
Biſt im Leben ſchon verlaſſen.

VII.

Wie gern ich an ſie denken mag,
Wie mich ihr Weſen tief erfüllt,
Wenn der erſtorbne Frühlingstag
Des Mondes hohes Bild enthüllt.

Dann iſt es mir, als läge ich
Wohin nicht dringt dein Locken, Mai,
Mild lächelnd dann erging ſie ſich
An meiner ſtillen Gruft vorbei.

Hörſt du der Nachtigall Geſang?
Es lauſcht und rauſcht das Blütenmeer,
Sie ſchwebt dahin, ſtolz iſt ihr Gang,
Und alles Andacht rings umher.

Darmſtadt. Wilhelm Walloth.

Im Waldhaus.

Fräulein Anna Ritſchke, Verfaſſerin „Zur Pflege des Familienſinnes", gewidmet.

Tief im Hochwald an der Straße
Steht ein ſtattlich Jägerhaus.
Grün die Läden, weiß die Wände,
Dicht umzirkt vom Obſtgelände,
Blickt es aus dem dunklen Laube
Freundlich grüßend hell heraus.

Auf dem hohen, ſpitzen Giebel
Thront ein zackig Hirſchgeweih.
Still verliebte Tauben ſitzen
Auf den abgebleichten Spitzen,
Lauſchend, wie die Schwalben plaudern
Von der Reiſe mancherlei.

Alte Eichen, ſchlanke Tannen
Und der Buchen Blätterdach
Breiten ringsum kühlen Schatten
Auf die ſaftig friſchen Matten,
Die, geſäumt vom Kieſelbette,
Rauſchend tränkt ein klarer Bach.

Aus dem eingezäunten Garten
Quillt ein lieblich zarter Duft,
Roſen, Nelken und Reſeden
Stehn in wohlgepflegten Beeten,
Blüt' und Frucht in üpp'ger Fülle
Würzen weit die linde Luft.

In dem Hofe iſt's lebendig.
Krähend ſpreizt ſich ſtolz der Hahn,
Hühner gackern, Gänſe ſchnattern,
Bitten laut ſich zu Gevattern,
Halten luſtig Kückentaufe
Auf dem ſandbeſtreuten Plan.

Naht die Nacht, dann hallen Schritte
Aus dem dunkeln Wald von fern.
Dachs- und Hühnerhunde bellen
Laut auf, daß die Ohren gellen,
Doch die treuen Wächter kennen
Freudig ſpringend ihren Herrn.

Raſch ans Gatter vor der Thüre
Tritt ein Weib mit einem Licht,
Denn der laute Schlag der Hunde
Giebt ihr die gewiſſe Kunde,
Daß zurückgekehrt vom Forſte
Ihr Gemahl von ſeiner Pflicht.

Grüßend eilt ſie ihm entgegen,
Ihren Knaben an der Hand.
Heißt den Vater froh willkommen,
Schilt, daß er ſo ſpät gekommen,
Daß der Karpfen faſt verſotten
Und der Schmarren angebrannt.

Nach der Taſche greift der Knabe,
Sucht nach dem erlegten Wild.
Von dem Dorne ſchon ein Häkchen
Trägt er ſtolz ein grünes Jäckchen,
Dünkt ſich als geborner Jäger,
Ganz des Vaters Ebenbild.

Lächelnd tritt der in die Stube,
Hängt den Zwilling an die Wand.
Stiefelzieher und Pantoffel
Schleppt herbei der kleine Stoffel,
Während die beſorgte Mutter
Hält den Schlafrock in der Hand.

Im bequemen, leichten Kleide
Tritt er zum gedeckten Tiſch.
Ein Gebet, das nicht ſehr lange,
Spricht geſchwind der kleine Range,
Nimmt den Platz vor ſeinem Teller
Und verſpeiſt ſein Stückchen Fiſch.

Wenn ich kam des Wegs gezogen,
Macht' ich vor dem Hauſe Halt,
Sah als Gaſt das Glück, den Frieden,
Die dem Forſtmann ſind beſchieden,
Der entfernt vom Stadtgeräuſche
Lebt allein im ſtillen Wald!

Schweigend dacht ich jener Zeiten,
Wo ich war im Wald zu Haus,
Wo ich zwiſchen alten Eichen
Konnte nach dem Hochwild ſchleichen
Und der lieben Förſterstochter
Pflücken einen Blumenſtrauß.

München. Heinrich v. Reder.

Tarantella.

Sie ſtand vor dem Spiegel, die liebliche Dirne,
Sich ordnend die Locken auf ſchneeiger Stirne,
Zuſprang ich zum Helfen bereit . . .
Sie ſchürzte die blühenden Lippen behende,
Sprach, über dem Buſen ſich haltend die Hände:
„Ach geh' nur, Du biſt nicht geſcheit!" —

Wie, rappelt's der holden, der lieblichen Dirne
Dort unter den Locken und unter der Stirne?
So dacht' ich und habe gelacht . . .
Und habe gar ſauber, es wollte nicht enden,
Mit allen zehn Fingern, mit zärtlichſten Händen
Die Locken in Ordnung gebracht.

Und als ich vorm Spiegel der lieblichen Dirne
Geordnet die Locken auf ſchneeiger Stirne,
Da ſprach ich ſo ernſt und entzückt:
„Eil hätteſt nimmer ſo blühende Löckchen
Und nimmer ein Herz auch unter dem Röckchen,
Zart klingend und rein wie ein ſilbernes Glöckchen —
Weiß Gott! Nicht wär' ich verrückt!"

Berlin. Oscar Linke.

Einem „parnassien".

Einſt hielt ich Dich für groß als Menſch und Dichter
Und kannte Dich in jedem Bücherwort,
Heut' weiß ich's — ausgegangen ſind die Lichter,
Du aber ſchreibſt und dichteſt fort und fort.

Einſt glaubt' ich — eins bei Dir ſei Kunſt und Leben
Und ſchwur auf Deine Freundſchaft fort und fort —
Heut' weiß ich's — was Dir Größe einſt gegeben —
Nicht wiederholſt Du's — als in Druck und Wort.

Und alles Kühne, alles Freie, Hohe,
Und was von Menſchtum in Dir ſprach und Kraft —
Erloſchen iſt die ganze ſtolze Lohe —
Dein Herzblut ward im Kreislauf Himbeerſaft!

Nur prüdes Achſelzucken noch und Worte,
Was im Roman Du Wahrheit nennſt und Recht —
Im Leben ſcheint es Dir gleich einem Morde —
Du, aller Konventionen frömmſter Knecht!

Rom. Hermine von Preuſchen.

Die Reaktion.

Das Geſpenſterſchiff der Reaktion,
Der Männer von Geſtern naht!
Gelächter erſchallt: dem Fortſchritt Hohn!
Der Freiheit ein Pereat!

Die Segel, von Schwefelbrand umloht,
Aufhißt die Matroſenſchar.
Geſpenſter ſind es, politiſch tot
Seit dem achtundvierziger Jahr.

Das Staatsſchiff, das auf der Wogenbahn
Erſchaut den hölliſchen Graus,
Wird nimmer ſich ſeinem Ufer nahn,
Bald ſinkt es mit Mann und Maus.

Zwar es ſchweigt der Lärm, wenn im Oſt entbrannt
Das Licht, das Tagesgeſtirn,
Und ſie nahn dem Strand, an den Maſt gebannt,
Mit dem Nagel durch das Hirn.

An deinem Geſtad, o Freiheit, ſinkt
Die Schar der Toten zu Staub.
Was an Gold auf dem Schiff erglänzt und blinkt,
Den Lebenden wird's zum Raub.

Doch der Tag entflieht und das Dunkel kehrt
Der Gedankenloſigkeit,
Und es ſitzt der Teufel an Bord und wehrt
Den empörten Wogen der Zeit.

Und das Schiff gelangt an das Ufer nie . . . . .
Auf dem Deck, da jauchzt es und lacht;
Mit vollen Segeln ſegeln ſie
Zurück in die alte Nacht.

München. Raoul Hall.

Omen!

Ei was? Schon elwe? Ei. Du konnteſt mich
Wohl auch ſchon eher wecken! Die Pantoffeln!
Na, dort im Kaſtell! — Nein, wer ſollt das denken!
Als dächt' ich an das Lumpenpack, und doch!
Hör' an! Ich träum', es wär' im Winter. Grad
Komm' ich beim Bären 'raus und zieh' den Pelz
Noch feſter 'nauf; es ſchneit Dir, daß man ſchier
Die Beine nicht mehr heben kann, der Schnee
Liegt meterhoch! Man ſieht ſo ſchnell nicht, wie
Er wächſt. Ich pfauch' Dir wie ein Roß und kann
Am Ende nicht mehr fort. Der Wind ſauſt nur
So um mich 'rum. Hätt' ich den Pelz nicht, Mali,
Ich hätt' erfrieren müſſen. Denk' ich auch
Und ſag' ganz laut: „Wie froh ich bin, mein Pelzchen,
Daß ich Dich hab'." Kaum hab' ich Dir's geſagt,
Da lacht's Dir hinter mir. Ich dreh' mich um.
Da ſteht leibhaftig, glaubſt Du's oder nicht,
Mir fuhr's durch alle Glieder, Lehnerfritz,
Den man die vor'ge Woch' begraben hat;
Den Redereien nach ſoll er aus Hunger —
Na, ſei dem, wie dem will! er ſtand vor mir
Im weißen Lappen, kreidebleich und ausgemergelt,
Und klappert wie ein Hängeſchild im Winde,
Daß ei'm erbarmen könnt'. „He, Thielemann,
Euch iſt der Pelz ganz ſicherlich zu ſchwer.
Was braucht Ihr's auch, das Ding, macht's ſo wie ich,
Ich trug mein Lebetage keinen."
So krächzt's mich heiſer an und lacht dann wieder.
Hätt' ich's Dir nicht geſeh'n, ich hätt' geglaubt,
Es ächzt ein dürrer Baum im Wind.
Und kaum hat's das Geſpenſt geſagt,
Da faßt es ſchon mit ſeinen dürren Händen
Nach meinem Pelz und bohrt die magern Finger
Ins Fell und reißt mich hin und her. Ich ruf'
Das eine über's andre mal: „Herr Jeſus! Jeſus!"
Doch will's mir nicht vom Leibe. Und die Haare
Von meinem Pelze flogen nur ſo 'rum.
Und wo es faßt, da fallen ganze Flocken
Und fliegen mit dem Schnee davon. Zuletzt
Lacht es noch auf und kreiſcht: „So wird's Euch allen gehn!"
Und iſt davon. Ich ſteh' noch eine Weile da,
Dann raff' ich mich zuſamm' und lauf' und lauf'.
Wie ich zu Hauſe bin, zieh' ich den Pelz vom Leibe.
„Herr Gott, geht das heut leicht!" denk' ich noch ſo,
Seh mir ihn an, — ei Teufel! Nur das kahle Leder,
Kein Härchen hängt mehr dran, — — —

Jetzt ſchau mir aber gleich nach meinem Pelze!
Nein laß! ich ſeh ſchon ſelber. Hängt er noch —
Er hängt noch hier? Was? So?? Nein, ſo ein — Traum!
Nein! Hat man ſo was? Habt Ihr faules Pack
Den Sommer über — Ach, mein ſchöner Pelz!
Hin! Hin! Da habt Ihr's, ſind die Motten d'rin!

Berlin. Otto Fiſcher.

Dithyrambos.

Es ſtarb der gebärende Gott
Und die Blätter rieſeln verwelkt
Herab zur Erde.
Die Götter zogen dahin!
Venus, die liebliche,
Liegt in der Gruft als Gerippe,
Und Pan, der wilde Pan, weint an ihrem Grab,
An dem Grabe der Liebe,
Die glühende Menſchen gebar.
Und die Thräne des Himmels, des drückenden,
Tröpfelt perlend ins Herz
Der ſchlummernden Erde . . . . . .
Es ſtarb der gebärende Gott.

Athen. Jul. Konſtantin von Hoeßlin.

Zwei Gemälde von Franz Stuck.

Der Krieg.

Auf müdem, abgetriebnem Gaul,
So ſtolpert er über das Feld.
Die Nacht bricht an. Der Horizont
Iſt von rötlicher Lohe erhellt.

Sieht denn der Reiter das Feuer nicht,
Die Fackel zu ſeinem Sieg?
Ein Grinſen durchzuckt ſein fahles Geſicht:
„Das Kaiſerreich iſt der Krieg.

„Der Menſchheit komm'es nicht in den Sinn,
„Mich vor den Richtſtuhl zu laden.
„Es ſind ja nur Menſchen, ich aber, ich bin
„Imperator von Gottes Gnaden.

„Na vorwärts, Gaul! Friſch zugetrabt
„Auf die wunden, verweſenden Beſtien.
„Die Kerls da haben die Ehre gehabt,
„Den Kaiſerthron zu befeſtigen.

„Sie mußten begeiſtert noch vor dem Kampf
„Ihr „salve, Caesar“ ſchrein.
„Jetzt krümmen ſie ſich im Todeskrampf
„Oder ſtinken ſogar gemein . . . .

„Na vorwärts, Gaul!“ — Und weiter geht's
Durch Blut, über Kopf und Rumpf.
Der Cäſar preßt das Schwert in der Hand
Und lächelt blöde und ſumpf.

Die Sünde.

Geh mich nicht mit Deinen tiefen Augen
So gierig an, Du gleißendes Weib!
Willſt Du das Mark mir aus den Knochen ſaugen
Und mich umringeln mit geſchmeid'gem Leib?

Wozu dies freche, buhleriſche Lachen,
Das Deine rote Lippe ſinnlich ſchürzt?
Du wirſt mich nie zu Deinem Sklaven machen;
Es iſt ja Gift, was Deine Küſſe würzt.

Du kommſt mir näher? . . . Deine Blicke bohren
Sich in mein Herz . . . Dein heißer Atem fliegt . . .
Dein Buſen wogt . . . Du packſt mich . . . . Weh! Verloren!
Die Schlange ziſcht. Die Sünde hat geſiegt!!

München. B. Golz.

Dein.

Du liebſt mich wohl, ich zweifle nicht daran,
Und lebte nicht, wenn mir ein Zweifel bliebe;
Jedoch Du liebſt mich, liebſt mich, böſer Mann,
Nicht ſo, nicht ſo, wie ich Dich liebe.

Frei nach Chamiſſo.

I.

In den Sternen ſtand's geſchrieben
Als urew'ger Schickſalsſchluß,
Daß ich willenlos Dich lieben,
Wehrſt Du's ſelbſt, Dich lieben muß.

Nicht mein Wunſch war's und mein Wollen,
Glaube, keine Wahl mir blieb —
's war ein rätſelhaftes Sollen,
Das mich wehrlos zu Dir trieb;

Das mein Herz an Deine Seele,
Mein Geſchick an Deines band,
Bis ich — Schmach, daß ich's nicht hehle —
Ruh' an Deiner Bruſt nur fand.

In den Sternen ſtand's geſchrieben
Als urew'ger Schickſalsſchluß,
Daß untrennbar ich Dich lieben,
Aber bald verlieren muß.

Schilt drum thöricht nicht mein Weinen,
Schweig', da keinen Troſt es giebt,
Vater, Mutter, keinen, keinen
Hab' ich je wie Dich geliebt!

II.

O ſprich zu mir, laß Dich beſchwören,
Es klingt ſo lieblich und vertraut,
Das eine Wort von Dir zu hören,
Das Du, der Liebe Koſelaut.

Zum erſtenmal ſprachſt Du's mit Zagen,
Faſt zögernd aus, mit leiſer Scheu,
Nun klingt's wie jubelnd Lerchenſchlagen,
Sprichſt Du's und blickſt ſo lieb und treu.

Ich könnt' es immerdar vernehmen,
Dir endlos wieder rufen zu,
Von Luſt geſchwellt, gedämpft von Thränen,
Mein Glück und Leid biſt Du, Du, Du!

III.

Licht meiner Augen, Herz meines Herzens,
Seele der Seele, laß mich es ſagen,
Wie ich Dich liebe, hörſt Du's auch ungern,
Kann's zu verſchweigen nimmer ertragen.

's brennt mir wie Feuer im Mark und den Gliedern,
Kannſt Du's nicht faſſen und nicht erwidern,
Wie ich Dich liebe, wär' es ſelbſt Sünde,
Laß mich, o laß mich, daß laut ich's künde.

In alle Lüfte möcht' ich es rufen,
Selbſt von des Altars hochheiligen Stufen,
Daß ſich entſetzten die Frommen und Reinen,
Liebe Gott nicht, wie Dich, den Einzigen, Einen!

IV.

Es naht die bange Trennungsſtunde,
Lebwohl, lebwohl, wär' ſie vorbei,
Fremd klingt das Wort aus Deinem Munde,
Lebwohl, mir ein Verzweiflungsſchrei.

Wer blind geboren, zu beklagen
Iſt wenig er, doch, o, der Pein,
Wer ſpät erblindend ſoll entſagen
Dem Licht, dem Glück, das ehmals ſein.

So hab' auch ich ein Glück beſeſſen,
Mein, mein warſt Du in ſel'ger Stund',
Durft' ich auch meine Lippen preſſen
Verſtohlen nur auf Deinen Mund.

Nun ziehſt Du fort, und gleich dem Blinden
Werd' wandeln ich in ew'ger Nacht,
Bis Engelsſtimmen mir verkünden
Den Heilandsruf: Es iſt vollbracht.

V.

Du kehrſt zurück, Du haſt's geſchworen,
Ich atme wieder bannbefreit,
Noch klingt Dein Wort in meinen Ohren,
„Ich kehr zurück" — o, Seligkeit!

Ein Traum von unerſchöpften Freuden
Kommt über mich, von künft'gem Glück,
Ich hör', trotz Qual und Trennungsleiden,
Nur eins: Du kehrſt zurück, zurück!

VI.

Verlaſſen ſitz' ich am einſamen Herd,
Und zähle die Tage, die Wochen,
Bis er wiederkommt, bis er wiederkehrt,
Wie er feſt mir beim Scheiden verſprochen.

Wie langſam ſtreichet die Zeit vorbei,
Ich zähle die Stunden, die Tage,
Ein troſtloſes, ödes Einerlei,
Jeder Tag eine neue Plage.

Jeder Tag ohne ihn eine Ewigkeit,
Eine Qual, ein Weh ohne Ende,
Ich drücke — wie langſam ſchleicht die Zeit —
Das weinende Haupt in die Hände.

Ich denke nur ihn und immer nur ihn,
Mag nichts von alle den andern,
O, könnt' ich ihm nach in die Weite zieh'n,
Über Berge, durch Thäler wandern.

Und lief ich die Füße mir blutend und wund,
Bis vom Himmel ſänken die Sterne
Wollt' ich ſuchen ihn gehn auf dem Erdenrund,
Ihm nach in die fernſte Ferne.

Doch harren muß ich am einſamen Herd,
Ich zähle die Stunden, die Tage,
Wenn er meiner vergaß und nicht wiederkehrt,
Unmöglich, daß ich's ertrage!

Wenn er mit mir getrieben vermeſſenen Spott,
Daß der Himmel ſich meiner erbarme,
Dann nimm mich von hinnen, allmächtiger Gott,
Laß ſterben, verderben die Arme!

VII.

Die Nacht hat ihre lichten Sterne,
Bringt oft auch lichte Träume mir,
Sie zeigt Dein Bild mir, der Du ferne,
Als ob wie einſt Du weileteſt hier.

Am Tag auch iſt mir's oft geſchehen,
Ich wandle troſtlos her und hin,
Da plötzlich glaub' ich Dich zu ſehen,
Und weiß doch, daß ich fern Dir bin.

Dann fühl' ich einſam und verlaſſen
Mich doppelt, ſtürme ruhlos fort,
Durcheile Straßen, Märkte, Gaſſen,
Wo Du geweilt oft, Ort um Ort.

Umſonſt, umſonſt, kalt eilt die Menge
An mir vorbei; o, wilde Pein,
Ich fühl' im toſenden Gedränge
Nur eins: Ich bin allein, allein!

VIII.

Der Sommer verſtrich und das Herbſtlaub erblich,
Gereitert ſchon waren die Trauben,
Der Schwingen Flug den Zugvogel trug
Nach Südens dämmernden Lauben.

Der Nachtwind fuhr über Feld und Flur,
Ich ſaß im Kämmerlein drinnen,
Und dachte an den, den ich nicht mehr geſeh'n,
Die Hand war ermüdet vom Spinnen.

Da plötzlich mit Macht erklang's durch die Nacht,
Vom Hufſchlag bebte die Erde,
Die Straße entlang kam ein Reiter und ſchwang
Sich von laut-aufwieherndem Pferde.

Dann pocht es am Thor, und Er trat hervor,
Vom faltigen Mantel umfangen,
Das Aug' treu und ſchlicht, gebräunt das Geſicht,
Vom Ritte gerötet die Wangen.

Er rief: Ich bin Dein und Du biſt mein,
Gelobt ſei des Ewigen Name!
Ich ſank auf die Knie und ſchluchzte und ſchrie:
In Ewigkeit, Amen, Amen!

Dresden. Günther Wailing.

D'r letſcht Briaf.

Jetz iſch v'rbei! Do ſchtoht's. — Jetz iſch v'rbei!
Und i ſoll faſſa, daß des möglich ſei?
Und i ſoll glauba, i ſei jetz alloi'? —
Als ka' net ſei', o Gott im Himm'l, noi'!

V'rbei! V'rbei! — Und älles Lug und Schei'? —
Airſcht ſait'r noh: Sieh i be' ewig Dei'! —
Und jetz ſei's aus? — Do ſchtoht's jo ſchwarz uf weiß.
Wia wurd m'r doch? Miar g'rinnt as Biuat zua Eis.

Ha! ha! V'rbeii — Was be'—n—'m i denn gwea'?
Ear denkt gar wohl, ſo wurd's noh maihner gea'. —
Es iſcht v'rbeii Do ſchtoht's. — Barmherz'ger Chriſcht!
I ka's net faſſa, daß des möglich iſchti

Ulm. Wilhelm Unſeld.

Schwäbiſche Bauernehre.

Was ſich das Lumpenpack erfrecht,
Am alten Brauch zu rütteln!
Die erſte Nacht iſt Herrenrecht
Laut Siegel, Brief und Titeln.
Packt euch zum Teufel! Ich halt' feſt:
Die Blume mir, und euch der Reſt!"

Als ſo der wüſte Junker ſchrie,
Da drückten ſie ſich alle.
Mit roten Köpfen ſtanden ſie
Verlegen vor der Halle.
„Ja: Herrenrecht! — und Bauernpack!"
Wild ballten ſie die Fauſt im Sack.

Dem Lippold ſchnürt' es zu den Hals,
Ins Aug' ſchoß ihm das Waſſer.
Er dacht': „Eh'r alles andre, als
Die Gert dem wüſten Praſſer!"
Der alte Kunrat Hackenſchmit
Sprach reſolut: „So bleibt's halt niti" —

Derweilen ſaßen die im Saal
Auf ihren Eichenſtühlen.
Der Junker ſtürzte den Pokal,
Den Ärger wegzuſpülen.
Behäbig ſchmunzelte der Abt:
„Ja freilich! Ihr habt recht gehabt!

Beim Sakramenti Ihr habt's nicht ſchlecht
Geſagt den Bauernhunden!
Die erſte Nacht iſt Herrenrecht,
So hab' ich's ſtets gefunden.
Jus primae noctis heißt der Brauch.
Bei uns am Rhein übt man ihn auch."

Der Junker drauf: „Ich möcht mich nit
Der Dirnen all erbarmen,
Doch eine, Gertrud Hackenſchmit,
Die hätt' ich gern in Armen!
Sie iſt des Lippold Germer Braut
Und wird im Herbſt ihm angetraut." —

So ſaßen ſie und ſchwatzten lang
Von ihren Herrenrechten,
Bis mählich untern Tiſch ſie zwang
Der Steinwein, den ſie zechten.
Die Bauern aber ſaßen wach,
Ratſchlagend unter Germers Dach.

Sie überlegten hin und her,
Die Bärte in den Händen;
Der wollte an den Herzog, der
Sich an den Kaiſer wenden.
Doch Kunrat rief: „Glaubt ihr, der Schutz
Der großen Herren brächt uns Nutz?

Ich denk', ihr wüßtet's nachgerad':
Wir Bauern ſind Geſindel!
Für uns giebt's nur noch Einen Rat:
Wir ſchnüren unſer Bündel,
Und ſiedeln fern von hier uns an,
Wo uns kein Junker ſchänden kann!"

Durch manch ein junges Antlitz flog
Ein hoffnungsfrohes Flammen,
Doch manche alte Stirne zog
Nachdenklich ſich zuſammen.
Und wieder rief der Hackenſchmit:
„Ich will euch führen! — Wer geht mit?" —

Sie ſprangen auf und ſtreckten ihm
Die Hände dar, die derben.
„Wir wollen" — klang es ungeſtüm —
„Im Elend lieber ſterben,
Als daß des Junkers geile Brunſt
Fortan die Ehre uns verhunzt!"

Noch manchen Plan mit ernſtem Wort
Berieten dort die Braven. —
Der Junker ritt am Morgen fort,
Als er den Rauſch verſchlafen.
Er zog gen Mainz, und Mainz iſt weit —
Ihr Bauern, nun benutzt die Zeit! —

Und bei des nächſten Vollmonds Nah'n
Blies hell vom Turm die Wache:
Da flatterte der rote Hahn
Wohl auf des Schloſſes Dache.
Um Hilfe ſchrie im Dorf umher
Der Schloßvogt, doch das Dorf war leer.

Wohl ritt ein Bote aus gen Mainz
Und flog auf ſchnellen Hufen,
Den Herrn der Burg vom Strand des Rheins
Nach Haus zurückzurufen;
Er kam nicht weit: Ihn machte bald
Die Senſe Lippold Germers kalt.

Und gute Zeit verſtrich noch, eh'
Den Herrn die Mähr' erreichte.
Hei, wie der auffuhr! wie ihm jäh
Die Wange da erbleichte!
Er jagte heim — doch Mainz iſt weit;
Die Bauern nutzten ihre Zeit.

M. Gladbach.

Nach manchem Tagritt hielt ſein Hengſt
Vor einem Trümmerhaufen;
Die Bauern aber waren längſt
Entronnen und entlaufen.
Er ritt ins Dorf. Öd war das Neſt,
Als hätte drin gehauſt die Peſt.

Doch eine ſeltne Mähre klang
Seither aus welſchen Landen:
Da war an grünem Alpenhang
Ein deutſches Dorf entſtanden,
Landfahrend Volk, ein wunderſam
Blondlockiger Zigeunerſtamm.

Der hat ſich rein und echt bewahrt
Inmitten all der Welſchen,
Und ließ die deutſche Ehr' und Art
Nicht ſchädigen noch fälſchen.
Gurin, ſo nennt das Volk den Ort;
Noch heute ſpricht man ſchwäbiſch dort. —

Johannes Schürmann.

Das Cholerageſpenſt.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Paul Maria Lacroma.

(Görz.)

Im Süden liebt man jäher, gewaltiger, feuriger, leidenſchaftlicher als im Norden, ob inniger, wahrer und hauptſächlich treuer, iſt allerdings fraglich.

Eine genaue Parallele und gewiſſenhafte Prüfung der Empfindungs-Verſchiedenheit würde jedenfalls in Bezug auf die Standhaftigkeit minder vorteilhaft für den heißblütigen, leichtlebigen Südländer ausfallen, deſſen meiſt oberflächliches, tändelndes Gemüt ein Spiegel ſeiner ſchönen, bethörenden, lachenden Heimat iſt.

Der ernſte Norden hingegen ſchafft kernigere, gediegenere, ehrenfeſtere Naturen. Doch Ausnahmen giebt es ja allüberall!

Eine ſolche Ausnahme, und zwar eine gar ſeltene, vielbeſprochene und vielbewunderte, bildete zu Anfang der fünfziger Jahre in einer ſüdlichen Seeſtadt ein liebend Paar, deſſen gegenſeitige Armut den Zeitpunkt ſeiner glücklichen Vereinigung ſchier ins unendliche hinausſchob.

Sie war ein reizendes kleines Schneidermädchen. Der schönste Typus jener niedlichen, charakteristischen Sartorelle-Gestalten, die das Auge des Einheimischen sowohl, als des Fremden, wahrhaft entzücken. Aber als arme Schneiderin, die um kargen Tageslohn vom Verdienst ihrer Nadel leben mußte, konnte sie eben nur leben und war weit entfernt, die nötige Summe zu besitzen, um einen wenn auch noch so bescheidenen Hausstand zu errichten. Das Geld hierzu mußte demnach mühsam und kreuzerweise zusammengespart werden.

Modesta hatte niemanden, der ihr hierin nachhelfen konnte; denn sie war eine Waise — una povera orfanella — und hauste in Gesellschaft einer mit Glücksgütern ebensowenig gesegneten Freundin in einer ärmlichen Mansardenwohnung.

Ihr Bräutigam hatte gleichfalls kein einträgliches Geschäft. Er war zweiter Sakristan bei der Metropolitan-Kirche der großen Stadt, und von dem vielen Gelde, das täglich während der kirchlichen Funktionen seitens der Gläubigen in seinen Klingelbeutel fiel, wanderte leider kein einziger Kreuzer in die eigene Tasche, die ihm seitens der Pfarre so spärlich gefüllt ward, daß er fast noch weniger imstande war, den häuslichen Herd aufzubauen.

Doch die Leutchen waren jung und warteten frohgemut auf bessere Zeiten!

Modesta nähte emsig und fleißig und erhielt ab und zu, wenn irgend ein Kleidungsstück besonders gelungen, von den ständigen Kunden, bei denen sie der Landessitte gemäß tagsüber von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends gegen Lohn und Nahrung arbeitete, einen kleinen Zuschuß, den sie glückselig kapitalisierte.

Die banca popolare existierte damals noch nicht, aber beim Leihamt konnte man jeden Gulden „auf Zinsen" anlegen, und die anfangs so bescheidenen Ziffern ihres libretto del monte di pietà mußten denn doch allgemach zu einem hübschen Sümmchen anwachsen.

Ihr Carletto befolgte leider durchaus nicht dasselbe Sparsystem! Er war zwar kein Prasser und weit entfernt, seinen Verdienst zu „verschustern" und noch weniger zu vertrinken, aber er war fatalerweise der Mann der großen That und wollte mit einem Schlage reich werden . . . Die kleine Lotterie sollte ihm dazu verhelfen!

Zum Unglück gewann er bereits beim ersten Versuche einen „Ambo", und die paar elenden Zwanziger verdrehten ihm den Kopf dermaßen, daß er zum leidenschaftlichen Lottospieler ward.

Als Modesta das Unheil entdeckte, war es schon zu spät, und ihr Bräutigam unrettbar dem Moloch verfallen, dem er für seine Verhältnisse

wahrhafte Riesenopfer darbrachte. Er war im Stande zu hungern, um ja gewiß das nötige Geld für die nächste Ziehung zu ersparen.

In allem und jedem sah der bedauernswerte Mensch einen Fingerzeig und eine Ermutigung zum Weiterspielen, ebenso die Sicherheit „diesmal" gewiß zu gewinnen. Bald war es ein Traum, der ihn hiezu bestimmt, da er von massenhaften Silbermünzen geträumt, die aus einem Füllhorn herauskollerten und in schwindelerregender Schnelligkeit dahinrollten, und sintemalen der Italiener sagt: argento fa il cuor contento (das Geld erfreut das Herz), sah er sich verpflichtet, frohen Herzens in die Lotterie zu setzen, um sein blutig erworbenes Geld ganz wie im Traum — davonrollen zu sehen.

Dann waren es wieder besonders beachtenswerte Tagesereignisse und Todesfälle, die ihn veranlaßten in die Lotterie zu setzen, und so ging es weiter, Woche um Woche, Monat um Monat, bis Jahre über seine Brautschaft verflossen, da sich dem Ärmsten das ersehnte Glück in Form eines Ternos absolut nicht einstellen wollte.

Die arme Modesta sparte und sparte zwar indessen auf's eifrigste; aber ihr Verdienst war und blieb ein geringer, obschon sie auch daheim an Sonn- und Feiertagen und des Nachts an weniger schwierigen Dienstbotenkleidern arbeitete.

Ihr unglücklicher Bräutigam trachtete gleichfalls in lichten Augenblicken, in denen Modestas Bitten und Thränen ihm den Lotterie-Teufel ausgetrieben, sein Einkommen auf vernünftige Weise zu erhöhen; doch der Ärmste war ein Pechvogel und ging stets leer aus, wenn es Hochzeiten, oder Taufen gab, da man in solchen Fällen meist nur dem Obermeßner ein Trinkgeld verabreichte und höchstens den vorwitzigen muli, die da die Glocken und die Weihrauchkessel schwangen, einige Soldi hinwarf. Der zweite Sakristan hatte gewöhnlich das Nachsehen, und bei Bestattungen, wo er meist allein funktionierte, flossen nur Thränen und keine mancie.

So konnte er in keiner Weise auf einen grünen Zweig kommen und seine heißgeliebte Modesta nimmer heimführen.

Die treue Liebe der Beiden, die anfangs die gebührliche Bewunderung fand, ward allmählich verhöhnt und zum Gegensatz der dazumal durch das berühmte Buch Manzonis vielgenannten und allbekannten „Promessi sposi" nannte man das arme Pärchen: „Gli eterni sposi", und „die ewigen Brautleute" wurden die Zielscheibe jeglichen Spottes.

Doch gar bald kam eine Zeit, in der das Lachen und das Spotten sogar den Mutwilligsten verging!

Ein gar böser ungebetener Gast war in die blühende Seestadt eingezogen: Die Cholera.

Im Spätsommer hatte sie ihre ersten Opfer unter dem armen Volke gefunden, das meist nur von Wassermelonen und noch billigeren Feigen und Pflaumen lebt, bekanntlich lauter Obst, das von dem gefährlichen, aus milbenartigen Tierchen bestehenden Mehltau befallen wird.

In jener Zeit wußte man der mörderischen Seuche noch nicht so energisch die Stirn zu bieten, wie heutzutage, wo Stadt- und Staatsbehörden sich die Hand reichen, um die Gräßliche wirksam zu bekämpfen. Man zerbrach sich noch keineswegs den Kopf, ob die gefährlichen Choleramiasmen vegetabilischer oder animalischer Natur seien, und ob überhaupt Infusorien oder die famosen Koch'schen Cholera-Bacillen als signum pathognomicum des gefürchteten Übels zu betrachten seien. Man wußte nur, daß die Cholera da war, und wußte es leider erst, wenn das Übel bereits Wurzel gefaßt; denn man dachte ebensowenig daran, der schrecklichen Krankheit durch rechtzeitige Desinfektion Einhalt zu gebieten. Jsiol, Karbol, Chlorkalkdämpfe und die vielen sonstigen Desinfektionsmittel waren damals durchaus keine gangbaren Artikel, und am wenigsten kannte sie die dem Würgengel am allermeisten ausgesetzte Klasse der Armen und Proletarier.

Auch die Blitzesschnelle, mit der in unseren Tagen durch Telegraph und Telephon jegliche Nachricht verbreitet wird, existierte anfangs der fünfziger Jahre noch nicht, und bis das Auftreten der Cholera bekannt wurde, wütete sie bereits in einer Weise, die jeglicher Schutzmaßregel spottete.

Auch in der herrlichen, reichbevölkerten Seestadt hatte sich die schreckliche Krankheit rasend schnell verbreitet. Die Leute starben wie die Fliegen, ohne daß man anfänglich eigentlich recht wußte, woran. Und als man es nur zu gut erkannte, da ward es erst recht ängstlich vertuscht und geheim gehalten; denn man verbrannte ja den armen Leuten ihr einzig Hab und Gut, wenn es auskam, und warf überdies die Leichen der Unglückseligen in ungelöschten Kalk.

Das war es, was dem Volke am gräßlichsten deuchte!

Der Aberglaube des Italieners mengte sich hinein. Den Leuten bangte um ihre Leiber von wegen der Auferstehung, da der Südländer zwar meist fromm, aber nicht immer glaubensstark ist.

Unter solchen Umständen fiel es den Behörden doppelt schwer, dem Wüten der Seuche Einhalt zu thun. Vergeblich setzte man alle Hoffnung auf den herannahenden Winter; doch nachdem im Herbst nur noch einzelne Fälle sporadisch vorgekommen, brach das Ungeheuer mit erneuter tödlicher Heftigkeit hervor.

In dem engen Gewirr der Altstadt hauste die Cholera am stärksten und bösartigsten. Zwar ließen die Behörden und die reichen Kaufleute Kaffee, Rum und Citronen in Massen unter der armen Bevölkerung verteilen;

denn dieſe Ingredienzen galten, zu einem heißen Getränk zuſammengebraut, als höchſt wirkſames Heilmittel für den erſten Anprall; doch die Kälte, die ſchreckliche, die ſich mit der böſen Seuche zu einem fürchterlichen Bunde vereinte, tötete jeden unbarmherzig ſchon beim leichteſten Cholera-Anfall.

Und ſo nahm ſie denn ihren Weg und bahnte ihn ſich auch durch die ſchönen, breiten, luftigen und geſunden Straßen der eleganten Viertel: Tod und Verderben herrſchten allenthalben.

Die Stadt bot ein Bild des Jammers. Überall ſah man nur ſchwarze Geſtalten, die ängſtlich durch die Straßen huſchten oder in ihren Trauerkleidern gar ſo bedrückt einherſchlichen, weil ſie ja täglich, ja ſtündlich an demſelben Übel zu Grunde gehen konnten, an dem diejenigen, um die ſie trauerten, ihnen vorangegangen waren.

Modeſta hatte gar viele jener Trauerkleider verfertigt, die da ſo kummervoll durch die Straßen geſchleppt wurden.

Das junge Mädchen war friſch und geſund und fleißiger denn je, da ſie ſich vor der Seuche durchaus nicht fürchtete und mutig in die Häuſer ging, um den Hinterbliebenen der Cholera-Opfer ſchwarze Kleider zu nähen.

Modeſta war die geſuchteſte Schneiderin jener Tage, und da man ihre Leiſtungen in ſolch böſer Zeit freiwillig beſſer bezahlte, fand ſie den Mut, in beſonders reichen Häuſern, wo die Leute teils aus Mangel an Arbeitskraft, teils aus Furcht vor Anſteckung, oft Wochen lang auf ihre Trauerkleider warten mußten, ziemlich hohe Preiſe zu ſtellen.

Man zahlte ſie und zahlte ſie gut. Auch manch ſchönes Kleidungsſtück, ſogar Hausgerät, das man vertilgen wollte, und das ſie ſich beſcheiden erbat, heimſte ſie bei ſolchen Gelegenheiten ein. Zu Hauſe putzte und wuſch ſie an allem und jedem mit Aſche, Seife und Eſſig ſo ſorgfältig herum, daß die Cholera ſich an die blankgeputzten Dinger gewiß nicht heranwagte.

Wenn Modeſta Zeit gehabt hätte, würde ſie nun auch endlich in der Lage geweſen ſein zu heiraten, da ihr beſcheidenes Kapital gewaltig angewachſen war und ihre Dachſtübchen mit Möbeln vollgeſtopft waren wie eine Trödlerbude.

Sogar ein Ehebett hatte ſie ſich erobert!

Sie wußte zwar, daß eine vornehme junge Frau an der Cholera darin geſtorben, und hatte auch deshalb alle Fugen des eleganten, reichverzierten Bettes mit Spiritus ausgebraunt. Doch da ſie zu ihrer großen Verwunderung eine auch ohne mikroſkopiſche Forſchungen zu entdeckende, ganz andere Brutſtätte, als die der gefürchteten Bazillen darin gefunden, kümmerte ſie ſich nicht weiter um die Anſteckung und nahm auch den echten türkiſchen Teppich, der vor dem Bette gelegen, dankbarſt an.

„L'intrigo a mi de nettar la roba, um das Reinigen der Sachen ist mir nicht bange," pflegte sie zu sagen, wenn man ihr derlei Geschenke bot.

Höchlichst erstaunt war sie aber doch, als der trauernde Witwer sie beschwor, die Ausstattung seiner Frau gleichfalls fortzuschaffen, indem sowohl er als seine Mutter sich schrecklich davor fürchteten.

So kam Modesta durch die allenthalben so viel Unheil anrichtende Cholera sowohl zu einer Mitgift als zu einer Ausstattung.

Das mußte sie ihrem Bräutigam sofort melden! Dazu mochte sie durchaus nicht volle acht Tage warten!

Das Brautpaar konnte sich in dieser bösen Zeit unmöglich täglich sehen wie ehedem, da beide durch ihren Beruf unendlich in Anspruch genommen waren. Sie mit ihrer Näharbeit und er leider mit so traurigen Beschäftigungen, die ihn meist mit Sterbenden, denen die letzte Ölung verabreicht wurde, oder mit Leichen in Kontakt brachten, so daß ihm sogar die Lottospiel-Passion gründlich vergangen war.

Carletto war Fatalist geworden und meinte: „Cosa me giova il terno, was nützt mir der Gewinn, wenn ich vielleicht in der nächsten Stunde an der Cholera sterben muß?" Denn er fürchtete sich sehr davor, und bloß weil der primo sacristano an der Cholera gestorben war und er nun seines einträglichen Amtes waltete, hielt er überhaupt auf seinem Posten aus, sonst wäre er längst durchgebrannt.

Modesta wußte von seiner Angst und trachtete auch stets, ihm Mut einzuflößen. Nur aus Liebe zu ihr, die so viele Jahre treu auf ihn gewartet, wollte er auch die gute Stelle, die ihnen eine sorgenfreie Zukunft sicherte, nicht verscherzen; aber gerne blieb er keinesfalls. Und wenn seine Braut nicht zuweilen und stets unverhofft bei der Frühmesse sein Ausharren in der fatalen Stellung beaufsichtigt hätte, würde er sie auch unfehlbar im Stich gelassen haben.

Modesta, die dies stets befürchtete, vermutete auch an jenem Morgen, an dem sie ihm von der geschenkten Ausstattung erzählen wollte, gar nichts anderes. Es gab ihr einen Stich ins Herz, als statt der wohlbekannten, großen, hageren Figur ihres geliebten Bräutigams ein kleiner Ministrant mit dem Klingelbeutel aus der Sakristeithür hereintrat.

Es war also doch geschehen: er war davongerannt!

„Spetta, spetta," sagte sie still vor sich hin, „ich will Dir schon den Kopf zurecht setzen."

Hoffentlich war er nur ausgeblieben. Sie brannte vor Neugierde, näheres zu hören, mochte aber doch nicht mitten in der heiligen Messe fortgehen, umsomehr, als sie ein Canonicus celebrierte, dem die stets in der ersten Bankreihe sitzende Meßner-Braut bestens bekannt war.

Niemals hatte ihr eine Meſſe ſo ewig lange gedünkt!

Sie konnte das letzte Dominus vobiscum kaum erwarten, und als der Miniſtrant ſein Ite missa est geſprochen und der Prieſter kaum den Rücken gewendet, um das letzte Evangelium vorzutragen, war ſie auch ſchon davon geſchlichen und fragte in der Sakriſtei nach ihrem Carletto . . .

Zu ihrem maßloſen Schrecken erfuhr ſie, daß er ſeinen Poſten durchaus nicht feige verlaſſen, daß er vielmehr erkrankt ſei, ſchwer erkrankt . . . an der Cholera.

„Non ze possibile!“ ſchrie ſie in ihrer Verzweiflung gellend auf.

„Weshalb ſollte es nicht möglich ſein?“ gab man ihr faſt hohnlachend zur Antwort und fügte noch hinzu: „Die Cholera verſchont niemanden, meine Liebe, und wir alle können ſie gleichfalls jeden Augenblick bekommen.“

Doch ſie verharrte ſo eigenſinnig bei ihrem „non ze possibile“, daß den Leuten bereits um ihren Verſtand bangte.

Stieren Blickes und ſchwankenden Schrittes verließ die arme Modeſta die Domſakriſtei, um in die nahe Wohnung ihres Bräutigams zu eilen. Sie ſchickte ſich zum erſtenmal an, ihn aufzuſuchen; denn ſie war ein gar ordentliches, ſittſames Mädchen, und es bedurfte ſchon eines ſo gewaltigen Faktors, wie die Erkrankung ihres Verlobten, um ſie zu ihm zu führen. Und an ſeine Erkrankung *glaubte* ſie, an die Cholera jedoch abſolut nicht.

„Non ze possibile, non ze possibile!“ murmelten ihre Lippen immer und immer wieder, gleichſam mechaniſch ihrem Gedankengange folgend.

Es war auch nicht möglich! Es konnte, es *durfte* nicht ſein!

Die Cholera, vor der ſie ſich nie gefürchtet, die Cholera, die ihr ſo viel Glück gebracht, die Cholera, der ſie Geld und Gut verdankte und die Möglichkeit, endlich, endlich zu heiraten: *die* ſollte ihr jetzt das Höchſte, den Bräutigam rauben? Nein, nein, es war nicht möglich!

„Non ze possibile, non ze possibile,“ murmelten ihre Lippen immer und immer wieder . . . Auch als der portinaio im Hauſe ihres Bräutigams ihr das Schreckliche beſtätigte, und auch als ſie auf der ſteilen, im Morgengrauen doppelt dunklen Treppe zwei gräßliche Männer — becca morti — begegnete, die den gleichen Weg wie ſie gingen.

Endlich waren die vier Treppen erſtiegen, und ſie ſtand am Wohnungsflur ihres geliebten Bräutigams . . . Doch welch entſetzlicher, markerſchütternder Ton drang daraus hervor?

Ein Klopfen war's, ein hohles, unheimliches: man nagelte eiligſt und furchtdurchbebt einen Sarg zu . . .

Carletto war nicht allein an der Cholera erkrankt, ſondern auch daran geſtorben.

„Non ze possibile,“ kreiſchte die Unglückliche faſſungslos.

Mit diesem beständigen, eintönig gemurmelten Ausspruch, der bei der Unglücklichen zur fixen Idee zu werden drohte, folgte sie der Bahre ihres Bräutigams, von der man sie nur mühsam hinweggerissen, und folgte gebrochenen Herzens und schleppenden Ganges dem nur zu bekannten, mit Särgen vollgeladenen Cholera-Leichenwagen, der so schnell als thunlich durch die Straßen der durch die furchtbare Seuche arg heimgesuchten Stadt fuhr — — —

Es war ein ungewöhnlich kalter Wintermorgen. Der scharfe Nordwind, von dem man vergebens ein erlösendes Zerstieben der tödlichen Miasmen erhofft, blies eisig einher und heulte so unheimlich, als ob er mit seinem Sturmesbrausen all die Millionen Seufzer und all das unzählige Stöhnen und Röcheln der unglücklichen Cholera-Opfer durch die Lüfte trüge . . .

Es war eine grausige Melodei, und wer nicht gerade verurteilt war, sie unmittelbar mit anzuhören, der blieb hübsch daheim in seinen vier Mauern.

Der Totenwagen mit der stieren Blickes dahinschreitenden Modesta begegnete folglich nur wenigen Menschen, umsomehr als jeder dem schrecklichen Gefährte eiligst auswich.

Keuchend kämpften sich die Rosse die letzte Anhöhe hinan. Es galt, noch eine scharfe Ecke zu umbiegen, dann war der Friedhof auf ebener Straße gar bald zu erreichen. . . Aber diese letzte Biegung war bei stürmischem Wetter als eine höchst gefährliche, ja verhängnisvolle Stelle bekannt; denn das freie Feld gähnte dahinter wie ein wegelagerndes Raubtier, das sich auf offener Heerstraße Opfer um Opfer beutegierig erkiest.

Jahraus, jahrein geschahen denn auch unzählige Unglücksfälle an dieser fatalen Stelle, die man la maledetta nannte.

Der Kutscher des Leichenwagens wußte dies recht gut; dennoch entriet er sich jeglicher Vorsicht und schlug vielmehr fluchend und schreiend und überdies pietätlos, als ob er eine Fuhre Schlachtvieh zu lenken und nicht vom schrecklichsten Tode ereilte Menschen zur letzten Ruhestätte zu geleiten hätte, auf die armen Pferde ein. Begehrlichen Blickes schielte er dabei auf das vielverheißende Schild einer „Osteria", wo er gar oft einzukehren pflegte. Ein guter Schluck wär' ihm sehr erwünscht gewesen; doch wegen der Anwesenheit der in einem geschlossenen Wagen voranfahrenden Geistlichen war dies erst bei der Rückkehr möglich. Um so eiliger hatte er's nun, fortzukommen und peitschte drauf los, bis die Pferde sich wild aufbäumten. . . Zugleich schoß ein rasender Windstoß wie eine mörderische Kanonenkugel um die verhängnisvolle Ecke daher und schleuderte den schwerfälligen Leichenwagen mit solcher Gewalt an die nahe Häusermauer, daß die hochauf-

geschichteten Särge polternd herausfielen und in allen Fugen erschüttert, ächzend und krachend, rechts und links weiterkollerten.

Der oberste Sarg, in dem Modestas Bräutigam ruhte, prallte so heftig an die Thür der Osteria, daß der Deckel aufsprang und der Tote auf die Steinstufen des Einganges zu liegen kam.

Durch den Lärm der Katastrophe angelockt, eilte der Wirt herbei. . .

Entsetzt starrte er das unheimliche Bild an. Als er jedoch in dem Toten, der so tragisch an seine Schwelle gepocht, den ihm befreundeten Kirchendiener erkannte, überkam ihn ein sonderbarer Galgenhumor, wie er wohl zur Pestzeit des Mittelalters über die Orgien feiernden Einwohner der Stadt Florenz gekommen sein mochte; denn in sinnloser Verruchtheit rief er lachend aus:

„Spetta compare, wart' nur Gevatter, Du sollst nicht umsonst an meine Thür geklopft haben! Ich geb' Dir einen Gratistrunk von meinem Besten, der selbst der Hölle Feuer zu Schanden machen soll!"

Eiligst holte er ein Glas Schnaps herbei und hielt es an die starren Lippen des Toten. Erbost ob seines vergeblichen Versuches, sprach er unter rohem Lachen:

„Du willst also nicht trinken? Wart' nur, ich will Dir's schon eintrichtern . . . Meinen Schnaps hat noch niemand verschmäht." Und mit seinem Taschenmesser öffnete er gewaltsam die krampfhaft geschlossenen Kiefer des Toten und goß ihm das gepriesene Feuerwasser in den Mund . . .

O Himmel, der Tote schluckte den Schnaps.

„Misericordia!" ächzte der Wirt, an ein übernatürliches Blendwerk glaubend. „Moro del spavento, ich sterbe vor Angst!" lallte er aschfahlen Antlitzes.

Wer beschreibt den Schrecken des Übermütigen? — Jetzt kam er erst zur Besinnung seiner verruchten That und wollte — davonlaufen. Aber schon stand seine gefürchtete Gattin, die alles mitangesehen, in der Thür und kommandierte energisch:

„Sior no! Du gehst mir nicht durch. Der Mensch lebt. Siehst Du das nicht? — Der vermeintliche Tod war nur der Starrkrampf der Cholera. Hier muß geholfen werden. Issa, pack an! Der Mensch kommt in mein eigenes Bett . . ."

„O Dio!" stöhnte der zu Tode erschrockene Wirt, da ihr Bett ja auch das seine war, doch sie fuhr unbeirrt fort:

„Er kommt in mein eigenes Bett, wiederhol' ich Dir; denn er lebt, er lebt ganz gewiß!"

„Sagte ich's nicht, che non ze possibile," jubelte die inzwischen atemlos herangekeuchte Modesta, die das Erlösungswort der tapferen Wirtin

vernommen und beim Anblick Carlettos ihre fixe Idee, daß die Cholera, der sie soviel verdankte, ihr unmöglich den Bräutigam rauben konnte, in wohlthätigster Art bestätigt und somit auch geheilt fand.

Carletto war wirklich nur im Starrkrampf eingesargt worden, als eines der letzten Opfer jener schrecklichen Epidemie.

Er genas gar bald vollends unter der sorgsamen Pflege Modestas, und noch im selben Karneval heiratete er seine treue Braut und hielt sein fröhliches Hochzeitsfest in der Osteria seines Gevatters, der ihn unwillkürlich vermöge eines rohen Scherzes ins Leben zurückgerufen.

Der durch einen Zufall auf so wunderbare Art Gerettete blieb jedoch sein Lebenlang totenblaß, und man nannte den als typische Figur der Seestadt allgemein bekannten Sakristan: Das Cholerageſpenſt.

Jang-kia und Tschi-sa.

Eine Liebesgeschichte aus Korea von Victor von Reisner-Čepinsky.

(Kinder-Schönhausen.)

Tschi-sa war mit ihrem Vater in Söul gewesen und hatte dort den Aufzug der aus Peking zurückgekehrten Gesandtschaft gesehen. Auch Jang-kia war unter den Auserkorenen, die dem Kaiser die jährlichen Geschenke überreicht hatten und nun als Gegengabe den auf Seide gemalten chinesischen Kalender heimbrachten.

Tschi-sa lag wieder auf ihrem Lieblingsplätzchen unter dem alten, tausendjährigen Lackbaum, und ihre Äugelein strahlten voll Glückseligkeit, als sie nun daran dachte, wie schön er in seinem blauseidenen Kimono (Oberkleid), das von einem edelsteinstrotzenden Obi (Gürtel) zusammengehalten war, ausgesehen hatte. Und er, der stolze Ka-zoku (Adelige) hatte ihr, der Tochter des Samurai (Krieger) freundlich zugelächelt!

Erschrocken war sie zusammengefahren und hatte mit den kleinen Zähnen die goldbemalte Lippe wund gebissen, sodaß ein Blutstropfen das Kunstwerk zerstörte. Ihr Vater hatte glücklicherweise nichts bemerkt, aber die um sie stehenden Japaner, ihre Landsleute, hatten sie mit teils mißtrauischen, zum Teil haßerfüllten Blicken angesehen.

Mit schmeichlerischer Gebärde verstand sie es, den Vater fortzubringen und dadurch allen neugierigen Fragen geschickt auszuweichen.

Noch jetzt mußte sie darüber lachen, wie gut ihr das gelungen war.

Doch ihre Heiterkeit hielt heute nicht lange vor, da sie sich immer wieder fragen mußte, was daraus eigentlich werden solle?!

Konnte er, der stolze Koreaner, sie zum Weibe nehmen?! Würde es seine Familie zugeben, daß er eine Japanerin ins Haus brächte, wo doch gerade sein Vater als einer der ärgsten Feinde ihres Volkes galt!

Ein Rauschen in den Zweigen des nächsten Lackbaumes ließ sie aufsehen, und nun hatte sie schnell ihre Sorgen vergessen und lachte fröhlich über den dort oben sitzenden Affen, der ihr die possierlichsten Grimassen schnitt.

„Ju-fu" — rief sie ihm lachend zu —, „Du wunderst Dich wohl, Deine Tschi-sa so ernst zu sehen?" — Und als ob er sie verstanden, legte sich sein Gesicht in noch bedenklichere Falten. Als sie aber daraufhin noch übermütiger lachte, da gewann er die Überzeugung, daß ihr Kummer kein all zu großer sein könne, und vergnügt grinsend zeigte er ihr vor Freude sein mächtiges Gebiß und machte die tollsten Sprünge, um sie noch mehr zu erheitern.

Es mochten wohl schon zehn Jahre her sein, seit Ju-fu, der Affe, die kleine Tschi-sa kannte. Sie war damals noch viel, viel kleiner gewesen, als jetzt, und obwohl sie keine Gespielinnen gehabt hatte, so verstand sie es trotzdem, immer heiter und lustig zu sein. Beinahe den ganzen Tag brachte sie im Walde zu, und silberhelles Lachen durchzitterte die Luft, wenn sie im vorbeirieselnden Bache badete und sich im Wasserspiegel die unsinnigsten Gesichter machte.

Ihr Gekicher und das fröhliche Jauchzen hatten Ju-fu herangelockt, der ihr verwundert und in ängstlicher Scheu zusah.

Nach und nach begreifend, daß er von ihr nichts zu befürchten habe, war er von Tag zu Tag näher gekommen und immer dreister geworden, und endlich hatte er dem Drange nicht widerstehen können und war mit ihrem Kimono in den Zweigen verschwunden.

Als Tschi-sa ihren Leib an der lauen Luft getrocknet hatte, da erst bemerkte sie den Abgang ihrer Bekleidung und sah mit Entsetzen Ju-fus Bemühen, sich mit ihrem Kimono zu schmücken.

Doch Tschi-sa war ein echtes Kind Japans, sie konnte nicht lange traurig und böse sein. Ju-fus verzweifelte Anstrengung, mit dem Kleide zurechtzukommen, trieb ihr Thränen in die Augen, und sie glaubte vor Lachen ersticken zu müssen.

Der Affe mochte es wohl fühlen, daß sie sich über ihn lustig mache, und geriet darüber in eine derartige Wut, daß er ihr das Kimono an den Kopf warf, so die kunstvolle Frisur, das Produkt stundenlanger Arbeit, in einem Augenblick zerstörend.

Aber Tschi-sa lachte auch hierüber, warf das Kleid rasch um und trippelte nach Hause.

Bald darauf kehrte sie mit einem zierlichen Körbchen voll des herrlichsten Obstes an ihren Lieblingsplatz zurück.

Der Affe saß noch immer in den Zweigen und obgleich er befürchtete, daß sie ihn wegen des Diebstahls in irgend einer Weise strafen könnte, so hielt ihn die Neugierde, was nun geschehen werde, immer noch zurück.

Verführerisch und mit koketter Gebärde hielt sie ihm eine saftige Pfirsich entgegen. Doch Ju-su traute dem Frieden nicht. Erst als sie eine solche einige Schritte weit fortrollen ließ, sprang er in jähem Satze herab und flüchtete eben so schnell mit seiner Beute in das schützende Geäst.

Damit war der Grund zu ihrer Freundschaft gelegt. Das Verhältnis wurde ein immer intimeres, und Tschi-sa machte Ju-su zu ihrem Vertrauten, der all ihre kleinen Sorgen und Kümmernisse mit gleich ernster Miene anhörte.

Dann, als Jang-kia der Spielgefährte der kleinen Tschi-sa wurde, lernte Ju-su die Qualen der Eifersucht kennen. Von Hause nicht bösartig veranlagt, lag ihm wirkliche Rache fern, doch beobachtete er seinen Rivalen mit umso mißtrauischeren Blicken, da er ihm nur zu gerne wenigstens einen Schabernack gespielt hätte.

Ohne daß es die Eltern ahnten, durchstreiften die Kinder den ganzen Tag den Wald und Jang-kia spielte sich immer mehr als den ritterlichen Beschützer der kleinen Tschi-sa auf.

Sein Vater, dem höchsten Adel angehörend und einer der ersten Beamten der Provinz, hätte es nie erlaubt, daß sein Kind mit demjenigen eines Samurai (Krieger) Umgang pflege.

Zwar gehörte Tschi-sas Vater einer Familie an, zu deren Vorrechten das Harakiri (Bauchaufschlitzen) gehörte, und die schon deshalb in größerem Ansehen stand, aber immerhin noch viel zu tief unter seinem Rang, sodaß jedweder Verkehr ausgeschlossen war.

Jang-kia, der dies recht wohl wußte, aber von der Freundin nicht lassen wollte, verstand es vortrefflich zu schweigen und sein Geheimnis zu verbergen. Nur eines machte ihm ernstliche Sorge: die Nationalität seiner Tschi-sa.

Unzählige Male hatte er es zu Hause gehört, wie oft die Japaner sein Vaterland mit Krieg überzogen und verwüstet hätten. Festgewurzelt war der Haß gegen die Eindringlinge in seiner Familie seit Jahrhunderten, und doch mochte er die kleine Tschi-sa, die so herzig zu lachen verstand und die allerniedlichsten Spielsachen erdachte, nicht missen.

Die Zeit verging, und aus dem kleinen, übermütigen Spielteufelchen wurde eine liebegirrende Taube, die mit ihren schiefgeschlitzten Äugelein

ihrem verliebten Täuberich gar verführerisch zuzublinzeln verstand, bis er ihr eines Tages erklärte, sie heiraten zu wollen.

Wie zu allem, so lachte sie auch dazu. Als er aber bei den Geistern seiner Ahnen schwor, daß es sein ehrlicher Wille sei, sie zum Weibe zu nehmen, da wurde sie doch nachdenklich.

„Wirst Du mich aber, wenn Du meiner überdrüssig bist, nicht verkaufen?!" — fragte sie ängstlich-besorgt.

„Nein, nein" — beteuerte er, die flache Hand auf die Stirne legend — „Namu Budsu (der allmächtige Buddha) möge mich strafen, wenn ich meine Tschi-fa je vergesse."

In übergroßer Freude lächelte sie ihm beseligt zu und nahm in schelmischer Grazie die bizarrsten Stellungen ein, um ihm durch ihre Fröhlichkeit zu beweisen, wie glücklich er sie gemacht.

Wie und wann sich ihr Wunsch erfüllen könnte, darüber machten sie sich einstweilen nicht viel Sorgen. Sie tändelten und kosten und genossen die herrliche, schöne Zeit, ohne zu ahnen, wie schnell dies ein Ende nehmen sollte.

Jang-kia mußte fort nach Söul, um sich dort für den Hof- und Staatsdienst vorzubereiten — wie ein Blitz traf ihn dieser väterliche Befehl.

Als Tschi-fa die Nachricht vernahm, war sie recht traurig, aber gar bald lachte sie ihm fröhlich zu.

„Ich will auch nach Söul kommen" — erklärte sie bestimmt.

„Wie wolltest Du das anstellen?!" — fragte er zweifelnd.

„Nein, Du bist doch ein zu großes Kind" — lachte sie belustigt — „wie kannst Du nur so fragen. Das ist doch ganz einfach — ich werde, wie alle meine Landsmänninnen, Mufme."

„Nein, das darf nicht sein" — brauste er auf — „es würde mich wahnsinnig machen, jeden Augenblick daran denken zu müssen, daß sie mit Dir im Theehause herumschäkern und daß Du Dich dazu hergeben sollst, anderen Leuten die Grillen zu vertreiben!"

„Soll Tschi-fa trauern — soll sie nicht in Deiner Nähe lustig sein?" — schmollte sie schmeichlerisch. — „Ich weiß ja, ihr Tschausians (Koreaner) verlangt, daß Euch nicht nur die Frau, sondern auch die Geliebte treu bleiben soll, und mißachtet uns Japanerinnen, weil wir gerne lustig sind. Aber" — sagte sie ernst — „Tschi-fa wird Dir auch als Mufme treu bleiben, und wenn sie auch mit ihrem Lachen und ihren Schelmereien andere erheitert, so wird sie dabei stets an Dich denken, und Du wirst jeden Tag zu Deiner Tschi-fa kommen und ihr Näschereien mitbringen, damit sie keinen anderen darum bitten muß."

Das alles sprudelte mit solch drolliger Pikanterie von ihren Lippen, daß er gar nicht böse sein konnte.

„Und nun komme" — lud sie ihn mit graziöser Verbeugung ein — „jetzt wollen wir in meiner Hütte einen Abschiedsschmaus nehmen." — Kokett sich wendend und drehend, hüpfte sie ihm in tändelnder Schelmerei voraus.

Wie alle Häuser der Japaner, so zeichnete sich auch das ihre durch peinliche Reinlichkeit aus.

Bevor sie eintraten, streiften sie die Sandalen von den Füßen und Jang-kia ging sofort zum Hausaltar, um den Geistern ihrer Angehörigen sein Gebet darzubringen und sich bei ihnen einzuschmeicheln, damit sie ihm nicht bös gesinnt seien.

Dann schaute er sich verwundert um. War er doch heute das erste Mal hier, überhaupt zum ersten Male in dem Hause eines Japaners.

Daß des Japaners größter Reichtum die Reinlichkeit sei, das wußte er längst, und doch überraschte sie ihn in hohem Maße, da es den Anschein hatte, als ob alles ganz neu, eben erst fertig gestellt worden wäre. Das Häuschen mit seinen zusammenzuklappenden Wänden stand aber schon mindestens zehn Jahre am selben Fleck, und trotzdem waren die Dielen so weiß, wie frisch gehobelt.

Die Wände waren zum Teil aus dünnem Holz oder aber aus leichtem Strohgeflecht und mit schneeweißem Papier beklebt, auf welchem auch nicht das geringste Stäubchen zu sehen war, und auf niedlichen, zierlichen Gestellen standen die feinsten Bibelots (Geduldarbeiten), die von dem unermüdlichen Fleiß und der unerschöpflichen Ausdauer der Verfertigerin zeugten.

Jang-kia war derartig ins Bewundern versunken, daß er Tschi-fas Verschwinden gar nicht bemerkte.

Erst ihr silberhelles Lachen erinnerte ihn an sie, und nun sah er sie hinter einem niederen, geflochtenen Perlenschirme stehen, der sie seinen Blicken kaum entzog.

Mit der nur der Japanerin innewohnenden naivsten Unschuld hatte sie ihr Kimono von sich gestreift und kramte nun in einem Miniaturschränkchen suchend umher.

„Wenn man so hohen Besuch hat, muß man sich auch putzen" — plauderte sie unterdes harmlos und zog ein helles Kleidchen über den entblößten Leib. Dann bedeckte sie die Wangen mit Rosenfarbe und mit einer dicken Schichte Reismehl.

„Laß das Putzen" — drängte Jang-kia — „Du gefällst mir auch so."

„Gleich, gleich" — lispelte sie ihm glückselig zu — „nur noch ein wenig Gold auf die Lippen, einige schöne Nadeln in die Haare, und Tschi-fa kann sich Dir zeigen."

Mit der Toilette fertig, brachte sie winzig kleine Tellerchen mit Leckerbissen herbei und nötigte ihn, sich neben ihr auf der Matte niederzuhocken.

Geschickt führte sie mit den Stäbchen die Speisen an den Mund und zwinkerte ihm ermunternd zu. Dann, als sie satt waren, brachte sie ihre Koto (Horizontalharfe) herbei und sang ihm schwärmerische Liebeslieder vor.

Jang-kia hatte während der ganzen Zeit beinahe nichts gesprochen, und obwohl ihm so manches süße Liebeswort auf der Zunge brannte, so war er doch zu wohl erzogen, um durch seine Schwätzerei die Gastfreundschaft und das Vertrauen, das sie ihm bewiesen, zu entheiligen.

Tschi-sa ehrte des Geliebten Schweigen, aber sie wollte ihn doch nicht zu lange zwingen, stille zu sein, umsomehr, als ja dabei sie selbst der leidende Teil war; deshalb hielt sie plötzlich im Gesange inne.

„Komm, wir wollen wieder in den Wald gehen" — forderte sie ihn auf, und ohne erst auf seine Antwort zu warten, huschte sie wie ein munteres Wiesel im Zimmerchen umher und brachte das einem Kinderspielzeug gleichende Geschirr an Ort und Stelle.

„Ein klein wenig wirst Du schon noch warten müssen" — beruhigte sie den Drängenden und legte hinter dem Schirme ihr parfümiertes Staatskimono wieder ab.

Im selben Augenblick wurde das Rohrgeflecht, welches das Zimmerchen gegen die Straße abschloß, zur Seite geschoben, und ihr Vater trat ein.

Empört blieb er stehen. — Was hatte der Ka-zoku in seinem Hause zu suchen?! — Weshalb hatte sich Tschi-sa geschmückt?!

Aber trotz des Zornes lag auf seinem Gesichte der Ausdruck höflichen Entgegenkommens, und höchstens dem Klange der Stimme, als er Jang-kia noch zu bleiben bat, konnte man es anhören, wie mißliebig ihm der Besuch sei.

Unter höflicher, tiefer Verbeugung lehnte Jang-kia ab, und Tschi-sa, die nur noch den Obi (Gürtel) zu befestigen hatte, schickte sich an, ihn zu begleiten.

„Ehrenwertes Väterchen" — bat sie den Alten schmeichlerisch — „bitte, binde mir die Schleife zurecht, damit ich unserem Gaste auch gefalle" — und mit geübter Hand ordnete dieser die Schleife, welche fast bis zu den Schultern emporstieg und so das Bild eines schillernden Schmetterlings vervollständigte.

Mit graziöser Verbeugung verabschiedete sie sich von dem Vater und war gleich darauf mit Jang-kia verschwunden.

Wütend, mit geballter Faust, schaute ihr der Alte nach. Aber was konnte er thun?!

Durfte er die gute Sitte verletzen und ihr das Mitgehen verbieten? — Nein, der Gedanke allein machte ihn schon erröten.

Und konnte er dem Sohne des von seinen Landsleuten und ihm bestgehaßten Mannes ein böses Wort geben, während er doch unter seinem Dache weilte?

Wenn es ihm wenigstens möglich gewesen wäre zu fluchen! Aber seine Sprache kennt ja keine Schimpfworte, und das verhaßte Chinesisch wollte er nicht einmal dafür über die Lippen bringen.

Die Zimmer seines Häuschens wurden ihm zu eng und zu niedrig, und in ohnmächtiger Wut ging er um die Papierwände desselben herum.

Allmählich beruhigte er sich. Tschi-sa sollte nur erst zurückkommen. Er mußte doch vor allem wissen, was sich das Mädchen eigentlich für Hoffnungen machte, und was der Besuch zu bedeuten habe!

Unterdes nahmen die Liebenden von einander unter Weinen und Lachen Abschied, der ihnen umso leichter wurde, als Tschi-sa fest entschlossen war, ihm nach Söul zu folgen.

Aus ihrem Sayonara (Lebewohl) klang schon die Freude des Wiedersehens heraus.

Endlich rissen sie sich von einander los, und Tschi-sa eilte nach Hause, wo sie Miana-wotu, ihr Vater, bereits mit ernster Miene erwartete.

„Thue die Sandalen von den Füßen und komme ins Zimmer. Ich habe mit meiner Tochter ein gewichtiges Wort zu sprechen" — wandte er sich an das ihm zulächelnde Mädchen.

„Ich folge Dir, ehrsamer Vater" — neigte sie das Haupt und ließ ihm unter wiederholten Verbeugungen den Vortritt.

„Meine Tochter wird vor allem mit mir zu den Geistern unserer Ahnen beten, damit sie uns in dieser schweren Stunde beschützen und uns ihren Rat geben mögen."

Nach einer tiefen Verbeugung entzündete Tschi-sa neue Weihrauchstangen vor dem Hausaltar und kauerte neben ihrem inbrünstig betenden Vater nieder, und gleich ihm klopfte sie dabei mit den Fingerknöcheln als Begleitung des Gebetes auf den Boden.

Die um sie schwebenden Geister erfüllten sie aber mit immer größerer Furcht, und um diese zu bannen, fing sie zu lachen an, sich damit ermutigend.

Ihr Vater schaute nur mitleidig lächelnd zu ihr auf, dann, als er seine Andacht beendet hatte, sagte er ganz unvermittelt: „Es kann nicht sein — er ist ein Tschausianer (Koreaner)."

„Aber von hohem Adel, mein ehrenwerter Vater . . ."

„Und wenn" — unterbrach sie Miana-wotu rauh — „ein jeder japanische Heimin (Mann aus dem Volke) gilt mir mehr, und Du scheinst wohl zu vergessen, daß Dein Vater ein Samurai ist, — daß das Harakiri ein Vorrecht unserer Familie seit altersgrauen Zeiten ist, und daß noch kein Miana-wotu eines unehrenvollen Todes die Welt wechselte (starb)."

„Jang-kia ist aber reich, ehrsamer Vater" — sagte Tschi-sa ehrerbietig — „und wir haben nur so viel, um die Blumen duften und die Vögel

singen zu lassen. — Er wird Tschi-sa in Brokat kleiden und ihre Kimono (Kleider) mit den lieblichsten Gerüchen tränken."

„Und wie stellt sich denn sein ehrenwerter Vater dazu?" — zerstörte Miana-wotu den holden Wahn.

Tschi-sa erschrak, aber wie alle ihre Landsmänninnen, die mit und ohne Anlaß, bei Trauer und Freude, ja selbst in den Pagoden lachen, um sich vor den umherirrenden Dämonen nicht zu grauen, so zwang sie sich auch jetzt zur Lustigkeit und versuchte sich die Besorgnis fortzulachen.

So kauerten sie eine Zeitlang nebeneinander, und nur an Miana-wotus zusammengekniffenen Augenlidern und an seinen gelegentlichen hai, hai (ja, ja) und yo, yo (ach!) konnte man entnehmen, daß er über etwas sehr Wichtiges nachdachte.

Endlich sagte er feierlichen Tones:

„Ich habe beschlossen, und meine Tochter wird folgen. Morgen reisest Du nach Söul und wirst Musme!"

„Mein ehrsamer Vater hat befohlen — Tschi-sa wird gehorchen." — Ihre tiefe Verbeugung verbarg das verräterische Aufleuchten ihrer kleinen, spitzbübischen Schlitzäugelein.

* * *

Das Theehaus, in welchem Tschi-sa Unterkunft fand, gehörte Herrn Takeaku und wurde am meisten von ihren Landsleuten besucht, da der in gutem Ansehen stehende Besitzer stets die reizendsten Musmes zur Verfügung hatte.

Den Gebräuchen der Heimat treu bleibend, gehen auch hier die erblühten Mädchen in die Thee- und Einkehrhäuser und bleiben, so lange die Jugend vorhält, Musmes, welche die Gäste mit ihren Schelmereien unterhalten, fesseln und sie zum Wiederkommen animieren.

Nach europäischen Begriffen geht es da oft recht unsittlich zu, aber der Japaner hat von der Schicklichkeit eine der unsern ganz entgegengesetzte Anschauung und findet an den drolligen Gewagtheiten der kleinen Musmes, die sich in bizarrer Keckheit zu übertrumpfen suchen, gar nichts Anstößiges.

Er gönnt den kleinen Mädchen, die ihm das Leben verschönern, ihre Freude, und nie wird es ihm einfallen, an seine Frau, die wahrscheinlich auch Musme gewesen, eine Frage zu stellen, die sie der Gefahr aussetzte, zu lügen. Vergangenes ist für ihn vergangen und er will gar nicht wissen, was vorher geschehen.

Jang-kia als Koreaner huldigte nicht derselben Anschauung, und obgleich er an Tschi-sas Liebe keinen Augenblick zweifelte, so erfüllte es ihn doch mit Unruhe, sie in einem Theehause zu wissen.

So oft es ihm daher seine Zeit erlaubte, wanderte er durch die

ſchmalen, ſchmutzigen Straßen nach dem Fluſſe Han, an deſſen rechtem Ufer die Theebude ſtand.

Auch heute trieb ihn Sehnſucht und Unruhe dem wohlbekannten Wege zu. Da er aber nicht mit leeren Händen kommen wollte, ſo ſah er ſich nach einem Laden um, den er endlich am Ende der Straße entdeckte.

Raſch ging er hin und trat ein.

In Mitte des Verkaufsraumes ſtand eine Wanne, in welcher die japaniſche Beſitzerin eben ein Bad nahm.

„Was wünſcht Ihr, ehrenwerter Herr?“ — fragte ſie unter vielen Verbeugungen und ſprang, um ihn nicht warten zu laſſen, behende heraus.

Er ſuchte einen ſilbernen Haarpfeil aus, bezahlte und ging, während ihn die Verkäuferin mit den verbindlichſten Reſerenzen bis auf die Straße begleitete, um dann wieder in ihre Wanne zu ſteigen und ihr unterbrochenes Geſpräch mit den Nachbarn fortzuſetzen.

Für Jang-kia war dies kein ungewohntes Bild, und er hätte ihm auch jetzt keine beſondere Beachtung geſchenkt, wenn er nicht an Tſchi-fa hätte denken müſſen.

Er wußte, daß ſie es genau ſo machen würde, wie die kleine Verkäuferin, und daß auch ſie daran, ſich den Blicken eines fremden Mannes preiszugeben, nichts Unpaſſendes finden würde.

Gerne hätte er mit ihr darüber geſprochen und ihr klar gemacht, daß er dies nicht paſſend fände, aber er ahnte, daß ſie ihn nur verſtändnislos anſchauen oder gar noch auslachen würde.

Das Nutzloſe jeder Belehrung einſehend, nahm er ſich vor, an ihr Herz zu appellieren und ſie ſo ſeinen Wünſchen gefügig zu machen.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, kam Jang-kia am Ziele an und ſchob die Eingangsthüre zur Seite.

Überraſcht blieb er vor dem ſich ihm darbietenden Bilde ſtehen. — In der Mitte der Stube lag ein Mann, anſcheinend im tiefſten Schlafe, und um ihn herum führten ſechs Muſmes, darunter ſeine Tſchi-fa, unter lautem Lachen und Gequietſche einen tollen Reigen auf.

Als Tſchi-fa den Geliebten bemerkte, kam ſie ihm mit vor Freude zitterndem Körper entgegengeſprungen und zog ihn, nachdem er ſeine Sandalen abgelegt hatte, vollends herein.

„Ach, Jang-kia, Du Wonne meiner Seele“ — ſchmeichelte ſie und ſchmiegte ſich an ihn — „komme doch näher und freue Dich an unſerer Freude. Sieh', dieſer Bozu*) des Sake**) hat Wohlgefallen an Deiner

*) Prieſter,
**) Geiſtiges Getränk, } japaniſcher Bacchus.

Tschi-fa gefunden und wollte mich zur Stunde der Ratte (Mitternacht) aufsuchen, um mir dann ein seidenes Kimono (Kleid) zu schenken."

Mißtrauisch sah Jang-kia sie an, und nun erst bemerkte er, daß sie ja das neue Kleid auch schon anhabe.

„Wie kommst Du zu dem Anzuge?" — fuhr er sie an. Doch Tschi-fa war nicht in Verlegenheit zu bringen und lachte ihn nur aus.

„Du bist doch zu drollig" — kicherte sie vergnügt und ergötzte sich an seinem Argwohn — „Namu Amida Budsu (beim allmächtigen Buddha), ich würde eher meine Welt wechseln (sterben), als Dir die Treue brechen" — und als er darauf eine freundlichere Miene zeigte, zog sie ihn neben sich auf die Matte und begann zu erzählen:

„Also höre: Er versprach mir ein seidenes Kimono, und ich versprach ihn dafür zu erwarten und ihn beim Klang der Koto (Harfe) in süßen Schlaf zu singen, doch nur in dem Falle, wenn er mir das Kimono schon früher schenkte."

„Das war unvorsichtig — das war nicht schön von Dir!" schalt Jang-kia mit bebenden Lippen, da er noch immer Schlimmes befürchtete.

„So laß mich doch nur ausreden" — bat sie ungeduldig und fuhr dann fort — „ich werde Dich erwarten" — sagte ich zu ihm — „doch kommst Du nicht, so ist das Kimono verfallen, und Du mußt Dich damit widerspruchslos zufrieden geben. Lachend erklärte er sich damit einverstanden, und nun galt es, einen lustigen Schabernack auszuhecken."

„Meine Freundinnen" — sie verbeugte sich dabei gegen diese — „und ich hatten uns rasch verständigt. Wir setzten ihm den stärksten Sake vor und animierten ihn durch Gesang und Tanz zu immerwährendem Trinken. Und als dies nicht mehr half, gaben wir ihm, um seinen Durst von neuem zu wecken, gerösteten Lachs, der, wie Du siehst, seine Schuldigkeit vollauf that. — Nun liegt er da und wird wohl schwerlich früher erwachen, als bis der Hahn die Sonnenkönigin begrüßt."

Auch Jang-kia mußte über den Scherz lachen, und obwohl auch er daran glaubte, daß der Fremde nicht sobald seiner Sinne mächtig sein würde, so beschloß er doch, um vollends sicher zu sein, bis zum Morgengrauen hier zu bleiben.

Tschi-fa freute sich darüber, da ihr seine unbegreifliche Eifersucht viel Spaß machte, und sie darüber herzlich lachen konnte.

„Du bist doch zu komisch" — neckte sie ihn — „wegen dieses Schlemmers würde ich kein Quintchen Beni (Schminke) auflegen!"

„Meine Blume wäre selbst dann schön" — meinte er galant, wurde aber für diese Schmeichelei, die sie für Spott nahm, mit dem Fächer auf Hand und Mund geschlagen.

„Schäme Dich, so etwas zu sagen" — schmollte sie — „Tschi-sa würde vor Schande vergehen, sich ungeschminkt einem Manne zu zeigen!"

Der Ton der In-kinng, der Riesenglocke, die das Zeichen zum Schließen der Verkaufsladen giebt, unterbrach ihren Disput, und nun begann sich die Theebude immer mehr zu füllen, da sich der größte Teil der Gäste aus Geschäftsleuten rekrutierte, die sich nun von den kleinen Musmes die Tagessorgen wegscherzen ließen.

Bald durchschwirrte Lachen und Singen die Luft, aber den berauschten Ka-zoku erweckte selbst der tollste Spektakel nicht. Er lag da, als ob er seine Welt gewechselt hätte und schnarchte zu dem ihn umtobenden Lärm die Begleitung.

„Wenn er nicht so schnarchte" — machte sich Tschi-sa über ihr Opfer lustig — „so könnte man wirklich glauben, daß er Hotoke sei (im Gefilde der Seligen), und seine Frau dürfte getrost alles in der Wohnung umkehren lassen (bei Todesfall) und selbst das weiße Trauerkleid anziehen."

„Da kommt auch schon der Bozu (Priester), um die Geister zu beschwören" — lachte eine andere Musme und wies nach dem Thürvorhang, der eben von einem Bettelmönch auseinandergeschlagen wurde.

Mit der an seinem mächtigen Pilgerstab befestigten Glocke ununterbrochen läutend, murmelte er sein klägliches Amida, amida, amida (helft) und nahm mit Dank die ihm gereichte Schale mit Sake an.

Dann, als er diese bis zur Neige geleert hatte, ließ er sich erschöpft auf der Matte nieder, aß die ihm geschenkten Hammelschnitte mit Reis, trank dazu und versprach den Edlen, die ihm einige Rins (Heller) opferten, für sie beten zu wollen.

„Koria!" — schrie er plötzlich erschrocken auf, da er nun erst den Schlafenden bemerkte, der von bösen Geistern geplagt, qualvoll ächzte und stöhnte.

„Was ist dem Manne geschehen?" — fragte er besorgt.

„Er ist behext" — log Tschi-sa mit ihr schwerfallendem Ernst.

„Namu Amida Budsu" (hilf allmächtiger Buddha) — entrang es sich den bleichen Lippen des Bozu, und ohne an die Unheiligkeit des Ortes zu denken, zog er aus den weiten Ärmeln seines Kimono ein Kakemono (Götzenbild), welches er vor sich aufstellte, worauf er sich anschickte, die Gebete herzusagen, damit der Kranke nicht in den Leib eines Hundes oder Fuchses fahre.

„Laß Deine Kunststücke, Bozu" — unterbrach ihn Jang-kia — „die Mädchen haben sich nur einen Scherz mit Dir erlaubt. — Dem Manne fehlt nichts weiter als die Vernunft."

„Das ist gerade genug, ehrsamer Herr" — erwiderte der Priester feierlich und fuhr mit seiner Beschwörung fort.

Ohne sich um die heilige Handlung zu kümmern, begannen die anderen wieder ihre Tollheiten zu treiben, und nur hie und da traf sie ein strafend-vorwurfsvoller Blick des Bozu, den sie aber absichtlich übersahen.

Erst um die Stunde der Ratte (Mitternacht) legte sich der wüste Lärm. Einer nach dem andern eilte nun seinem Hause zu, und auch die Musmes suchten ihre Schlafmatten auf, schoben das Holzgestell unter den Nacken, um die Frisur zu schonen, und verfielen bald in festen Schlaf.

Im ganzen Hause herrschte Stille, nur im Gastzimmer hörte man das leise Geflüster der Liebenden, das Murmeln des betenden Bozu und hie und da ein schweres Aufstöhnen des Schlafenden.

Tschi-sa lag auf der Matte ausgestreckt, den Kopf auf des Geliebten Schoß und lauschte stilllächelnd seinen süßen Worten.

„Wird mich mein Alles auch immer lieben?" — fragte er, ihr sanft die Wangen streichelnd.

„Ach, Du meine Sonne" — seufzte sie — „wie kannst Du nur so fragen, aber ich wollte, wir wären schon soweit, daß ich mir die Augenbrauen abrasieren und meine Zähne schwarz lackieren könnte!" (Zeichen der Frauenwürde.)

„Die Zeit wird auch kommen" — versuchte er sie zu trösten. — „Mein ehrsamer Vater wird dem Herzenswunsch seines Sohnes auf die Dauer nicht Widerstand leisten, und der Deine wird die Ehre zu würdigen wissen und gerne sein Kind dem Ka-zoku zum Weibe geben."

Unwillig richtete sie das Köpfchen in die Höhe.

„Mein ehrenwerter Vater ist ein Samurai" — sagte sie stolz — „ein Japaner!"

Die mit erhobener Stimme gesprochenen Worte erregten des Bozu Aufmerksamkeit, und mit wohlgefälligem Blick schaute er das Mädchen an.

„Hai, hai (ja, ja), der Stolz ziert" — wandte er sich an Tschi-sa — „aber dem Weibe geziemt Bescheidenheit! Du willst, wie ich eben hörte, des ehrsamen Herrn Weib werden und zeigst ihm Unehrerbietigkeit?!"

„Ach, heiliger Bozu" — klagte die Gescholtene — „ich möchte ihm ja gerne gehorsam sein — aber ich fürchte, daß er nie mein Herr werden wird, da unsere ehrsamen Eltern dagegen sind."

„Dann müßt Ihr Euch fügen" — entgegnete der Priester ernst — „denn wer nicht Vater und Mutter ehrt, dem wird es schlecht ergehen und" — fuhr er drohend fort — „wenn Ihr Eure Welt wechselt, werdet Ihr als giftiges Gewürm auf der Erde herumschleichen!"

Zitternd schmiegte sich Tschi-sa an den Geliebten, der die Geängstigte fest in seine Arme schloß.

„Kannst Du uns nicht helfen?" — fragte er nach einer Weile zögernd.

Der Bozu überlegte. Dann ließ er sich von Tschi-sa Pinsel und Tusche geben und malte auf ein Stück Papier, welches er neben dem Kakemono (Götzen) ausbreitete, mystische, unerklärliche Zeichen. Sich selbst flach auf der Erde ausstreckend, begann er voller Inbrunst Gebete zu murmeln.

In andächtigem Schweigen schauten ihm die Liebenden zu, und nur ein gelegentliches Amida (hilf), das ihnen über die Lippen schlüpfte, verriet ihre Herzensangst, ob die Beschwörung auch helfen werde!

Nach einem letzten Namu Amida Budsu (hilf allmächtiger Buddha) richtete der Priester den Kopf in die Höhe und kam zu Tschi-sa herangerutscht.

„Hier, meine ehrsame Jungfrau, nimm diesen geweihten Talisman" — sagte er mit feierlichem Ernst und überreichte ihr das bemalte Blatt — „und wenn Du fromm und gut bleibst, den armen Bozu nicht unbeschenkt von Deiner Hütte weisest, so wird der allmächtige Budsu den Sinn Eurer ehrsamen Eltern zu Euerem Glücke wenden."

Dankerfüllt lächelte ihm Tschi-sa zu, und wie sehr sie der ihr erwiesenen Gnade würdig sei, bewies sie dadurch, daß sie ihm nicht nur ihr und Jang-kias Geld gab, sondern auch noch ihren ganzen Schmuck dazu legte.

„Ewala, ewala!" (Dank) — flüsterte der Bozu, schob die Geschenke ziemlich rasch in seinen Sack und begann wieder für den Vernunftlosen zu beten, da er an dessen vornehmer Kleidung gar wohl ersah, daß er einen Ka-zoku (Adeligen) vor sich habe, der ihn für seine Mühe reichlich entschädigen werde.

Es war zu Beginn der Stunde des Drachen (acht Uhr), als der Berauschte erwachte.

„Sake, Sake" — verlangte er mit heißem Atem und schaute mit gläsernem Blicke verständnislos um sich.

Ohne ein Wort zu verlieren, schob ihm der Bozu eine Schale Wasser an die Lippen, das jener gierig schlürfte.

Allmählich schien er sich zu besinnen, wo er sei, und als nun gar Tschi-sa hell auflachte, da kehrte auch sein Gedächtnis wieder.

„Ist die Stunde der Ratte schon da?" — lallte er mit schwerer Zunge.

„Die ist schon längst vorüber" — lachte Tschi-sa — „und schon ist der Drache in seinem Recht."

„Du lügst, Musme" — schrie der Geprellte.

„Die ehrsame Jungfrau spricht die goldene Wahrheit" — suchte ihn der Bozu zu beruhigen — „Ihr war't sehr krank, ehrsamer Herr, und ich habe für Euch gebetet. Der allmächtige Budsu hat das Flehen seines Dieners erhört und Euch wieder die Vernunft geschenkt."

„Ihr wollt mich betrügen" — mißtraute der ernüchterte Ka-zoku.

Jang-kia, dem die Situation unangenehm wurde, mischte sich nun auch ein.

„Wenn Ihr schon dem Bozu keinen Glauben schenkt" — sagte er — „so werdet Ihr doch an dem Worte eines Standesgenossen nicht zweifeln, und ich — Jang-kia, Sohn des ehrbaren Hanaya Shi-ka — erkläre Euch, daß es sich so verhält."

„Hai, hai (ja, ja), dann wird es wohl seine Richtigkeit haben" — beruhigte sich endlich der Ka-zoku — „das Mädchen war eben schlauer als ich und hat ihr Kimono verdient. Sie soll es behalten. Aber Ihr, Freund, Ihr müßt schon so gut sein und mir nach Hause helfen, denn ich fürchte, daß meine Beine für den kranken Kopf noch immer zu unsicher sind."

Während Tschi-sa und Jang-kia das letzte Sayonara (Lebewohl) tauschten, half der Bozu dem Ernüchterten auf die Beine, der ihn für seine selbstlose Hilfe reichlich beschenkte.

Stillschmunzelnd machte sich der Bozu davon und dankte dem allmächtigen Budsu, der seinen treuen Diener nicht im Stiche ließ.

* * *

Wieder war einige Zeit verstrichen, ohne in das Verhältnis der Liebenden eine Änderung zu bringen, aber Tschi-sa nahm sich das nicht zu Herzen.

Sie hatte ihren, in einer lackierten Schachtel aufbewahrten Talisman, vor dem stets Weihrauchstangen brannten, und war überzeugt, daß nun auch ohne ihr Zuthun alles gut enden müsse. Wenn Jang-kia trotzdem hie und da den Kopf hängen ließ, so konnte sie ernstlich böse werden, und in einem stillen Winkelchen ihres Herzchens mußte sie ihrem Vater recht geben, der die Koreaner nicht für voll ansah.

Dies war aber nicht imstande, Tschi-sas Liebe zu vermindern, sondern spornte sie nur an, den Geliebten zu sich heraufzuziehen, um ihn mit der Zeit so weit zu bringen, daß auch er aufgeklärter werde und an die heiligen Beschwörungen glaube.

Sie und ihre Freundinnen lachten und tollten den ganzen Tag, und gar oft war der ungläubige Jang-kia die Zielscheibe ihres Spottes. Ihre sich immer gleichbleibende Lustigkeit steckte ihn schließlich an, und ohne daß er eigentlich wußte wie es kam, begann auch er an die Wirkung des Talisman zu glauben und wurde ruhiger und zuversichtlicher.

Eines Abends wurde er von Tschi-sa in besonders ausgelassener Laune empfangen. Ihre Fröhlichkeit schien gar keine Grenzen zu haben, und in ihr tolles Lachen mußten alle, ob sie wollten oder nicht, mit einstimmen.

„Was ist meiner Blume für ein Glück zugestoßen? — fragte er freudig.

„Ach, Jang-kia, denke nur, ich habe die Königin gesehen!"

„Wie kannst Du die Königin gesehen haben, da sie sich doch nur in der verschlossenen Kagi (Sänfte) austragen läßt . . ."

„So laß mich doch nur ausreden, Du Zweifler" — schalt sie und lachte über sein verwundertes Gesicht. — „Also gieb acht: Um die Stunde des Pferdes (Mittag) — wir verzehrten eben unser Mahl — hören wir plötzlich die Glocken ertönen, welche das Nahen des königlichen Zuges verkündeten. Rasch warfen wir die Eßstäbchen beiseite, stürzten auf die Straße und dem Schalle entgegen.

„Neugieriges Volk" — dachte er bei sich, war aber selbst begierig zu erfahren, wieso es ihr möglich war, die Königin zu sehen, die sonst unnahbar war und sich keinem Menschen zu zeigen pflegte, am allerwenigsten dem Heimin (Volke).

„Die Läufer trieben die Menschen zur Seite" — erzählte sie weiter — „aber ich hatte einen Platz in der ersten Reihe erobert und meine Landsleute, unter die ich zufälliger Weise geraten war, waren galant genug, um mir denselben nicht streitig zu machen. Da, im selben Augenblick, als sie an uns vorübergetragen wurde und wir uns in aller Demut zur Erde neigten, giebt es einen Krach, — und das Aufschreien der Königin beweist, daß ein Unglück geschehen."

„Amida, Amida" — murmelte Jang-kia voller Aufregung.

„Scheu blinzle ich hin" — berichtete Tschi-sa weiter — „und da sehe ich zu meinem Entsetzen, daß der Boden der Kagi (Sänfte) durchgebrochen."

„Die Königin kann doch unmöglich ihre geweihten Füße auf die Erde setzen — so schießt es mir durch den Kopf — und ehe noch jemand auf die Idee kommt, Matten herbeizuschaffen, reiße ich mir, einem plötzlichen Impulse folgend, das Kimono vom Leibe und breite es vor der Kagi aus, worauf die Königin ausstieg und in unserem Hause so lange wartete, bis eine zweite Kagi zur Stelle war."

„Seltsam, seltsam" — murmelte Jang-kia erstaunt — „und was geschah weiter?"

„Wir mußten natürlich alle auf der Straße bleiben. Mein Kimono war ganz schmutzig geworden, aber da ich weiß" — sagte sie mit schelmischem Lächeln — „daß Du es nicht leiden kannst, wenn ich mich unbekleidet sehen lasse, so zog ich es trotzdem wieder an. Noch hatte ich aber die Obi (Schärpe) nicht zur Schleife gebunden, als ein Ka-zoku nach mir fragte und mich im Namen der Königin für morgen in die königliche Residenz bestellte."

„Für wann?"

„Zur Stunde des Pferdes."

„Gut, ich werde Dich am Thore erwarten und in Deiner Nähe sein" — erklärte Jang-kia.

Infolge dieses Ereignisses war das Treiben im Theehause heute toller denn je. Die Wundermär, daß die Königin dasselbe betreten, hatte sich

schnell herumgesprochen, und alt und jung eilten herbei, um die Mutme zu bewundern, welche durch ihre Geistesgegenwart die Königin aus fataler Situation befreit und dafür wohl mit hohen Ehren ausgezeichnet werden dürfte.

Am nächsten Morgen begleitete fast das ganze Viertel Tschi-sa zu der von einer hohen Mauer umzogenen königlichen Residenz, an deren Hauptthore Jang-kia bereits wartete.

Ein dazu bestimmter Ka-zoku führte sie durch die Wache, und auch Jang-kia, der ja zum Hofstaat gehörte, durfte eintreten, mußte jedoch im ersten Vorhofe zurückbleiben.

Wie betäubt schritt Tschi-sa mit ihrem Führer weiter. Sie sah und hörte nichts vor Aufregung, so daß sie der Ka-zoku zweimal darauf aufmerksam machen mußte, daß sie vor den Gemächern der Königin stehe und die Sandalen ablegen solle.

Sie traten ein.

Sinnberückende Gerüche strömten ihr entgegen und raubten ihr vollends die Fassung. Mit niedergeschlagenen Augen blieb sie stehen, und als sie scheu aufblickte, bemerkte sie zu ihrem Schreck, daß sie allein, und daß der Ka-zoku, der doch ihre Ankunft melden mußte, sie verlassen hatte.

Ihre Neugierde besiegte aber bald die Furcht und mit Verwunderung betrachtete sie die Herrlichkeiten, von deren Existenz sie nie geträumt hatte.

Eben hielt sie eine hohle Elfenbeinkugel in der Hand und schüttelte über die darin befindliche Miniatur-Pagode voll Staunen den Kopf, als eine wunderliebliche, süße Stimme sie beim Namen rief.

Zitternd vor Angst stellte sie das Kunstwerk rasch an Ort und Stelle und sah sich um. Sie konnte niemand sehen und glaubte schon, von einem Geist genarrt zu sein, als sich die unsichtbare Stimme wieder hören ließ.

Zögernden Schrittes ging sie dem Vorhang zu, hinter welchem wohl die Rufende auf sie warten mochte. Schon wollte sie denselben auseinanderschlagen, als der Ka-zoku wieder auftauchte und ihr zuflüsterte: „Nicht weiter, die Königin spricht mit Dir!"

Mit einem Ruck warf sich Tschi-sa zu Boden und drückte die Stirne auf die Matte.

„Du bist ein braves Kind" — hörte sie die Stimme von vorhin — „und zum Dank für die von Dir gezeigte Besonnenheit sollst Du Dich in dem Antlitz Deiner Königin sonnen."

Tschi-sa hörte, wie der Vorhang auseinandergeschlagen wurde, aber sie getraute sich nicht aufzusehen, und erst als ihr der neben ihr kauernde, Ka-zoku unbemerkt einen Stoß gab, richtete sie den Kopf in die Höhe, verblieb aber in ihrer früheren Lage.

Vor ihr, auf einem etwas erhöhten Podium, hockte die Königin in göttlicher Schönheit. Sie war so klein und ätherisch, daß man befürchten mußte, daß sie sich in eine Wolke auflösen und verschwinden könnte. Ihre Stimme war so süß und fein, wie ein silberhelles Glöckelein, und mit ihren winzigen Händchen mochte sie wohl kaum die Eßstäbchen halten können — wenn sie überhaupt der Nahrung bedurfte! Ihre goldbelegten Lippen, aus denen die schwarzlackierten Zähnchen neugierig hervorguckten, mochten wohl nur dazu dienen, mit den Vögelein um die Wette zu zwitschern, und ihre Augen, die wie die eines Mäuseleins funkelten, um dann wieder hinter den nie ganz geöffneten Lidern zu verschwinden, waren gewiß nur dazu da, sich an der eigenen Schönheit in dem neben ihr liegenden Metallspiegel zu berauschen.

„Bedanke Dich für die Dir erwiesene Gnade" — flüsterte ihr der Ka-zoku zu, doch Tschi-sa konnte kein Wort stammeln und schaute nur mit heiliger Scheu zu der Königin empor.

Diese stumme Bewunderung gewann ihr aber das Herz der Königin weit mehr, als es selbst die überschwänglichsten Worte vermocht hätten.

„Tschi-sa, meine Tochter" — lispelte die sonst Unnahbare — „hast Du irgend einen Wunsch, so sprich ihn aus. Wenn es in meiner Macht liegt, so soll er erfüllt werden."

Ach ja, sie hätte schon gewußt, etwas zu verlangen — aber durfte sie das wagen?

Die Königin mochte es ihr wohl ansehen, daß sie sich nicht getraue, mit der Wahrheit herauszurücken. Mit ihrem Stimmchen, das wie warmer Abendhauch das Ohr umschmeichelte, neigte sie sich zu ihrem Schützling herab:

„Nun, hast Du kein Vertrauen zu mir — oder hast Du wirklich keinen Wunsch?"

„O doch" — seufzte Tschi-sa beklommenen Herzens.

„Also, wer ist es?" — fragte die gütige Fee mit feinem Verständnis.

Nur einen Augenblick zögerte Tschi-sa, dann sprudelte es ihr von den Lippen:

„Der ehrsame Ka-zoku Jang-kia, Sohn des verehrten Ka-zoku Hanaya Shi-kia" — und erst als sie den Namen heraus hatte, hielt sie mit hochklopfendem Herzen inne.

„Ich will sehen, was sich thun läßt. — Hast Du vielleicht noch eine Bitte?"

„Ach ja" — erklärte Tschi-sa, nun bereits kühner geworden.

„Und das wäre?"

„Wenn ich für das verdorbene ein neues Kimono bekommen könnte."

„Das soll Dir werden" — lächelte die Königin vergnügt über die liebe Unschuld und verabschiedete sie mit einem leichten, kaum bemerkbaren Neigen des Kopfes, worauf sich auch sofort der Vorhang schloß.

Ganz verwirrt ließ sich Tschi-fa von dem Ka-zoku zurückführen, flog, ohne auf die Herumstehenden zu achten, dem auf sie harrenden Jang-kia mit einem Jubelschrei an den Hals und flüsterte selig: „Nun mußt Du glauben — der Talisman hat geholfen!"

* * *

Die Königin hatte ihre Zusage gehalten und gleich nach der Audienz mit ihrem Gemahl Rücksprache genommen, der ihr den Wunsch zu erfüllen versprach.

Der oberste Richter, den er mit der Austragung beauftragte, faßte die Angelegenheit sehr ernst auf. Er ließ die beiden Väter verhaften und beschloß, über sie ein hals- und notpeinliches Gericht ergehen zu lassen, da sie des Königs Wunsch nicht vorausgesehen und danach gehandelt hatten.

Er gönnte sich keinen Schlaf und wartete auf die Einlieferung der Missethäter; und da der König Eile befohlen hatte, so wollte er sich die schöne Gelegenheit, seinen Eifer zu zeigen, nicht entgehen lassen.

Um die Stunde der Ratte (Mitternacht) wurde ihm endlich gemeldet, daß die Gefangenen eingetroffen und alles bereit sei.

Mit zufriedenem Lächeln ging er in die Gerichtsstube, wo der Scharfrichter mit seinen Gesellen die Folterinstrumente aufgestellt hatte.

Ordentlich liebkosend blieb sein Blick an den Zangen, Wassereimern, siedendem Öle und sonstigen schönen Dingen hangen, die ihm so manche Untersuchung erleichtert hatten.

„Bringt die Verbrecher herein" — befahl er dem Gerichtsdiener und ließ sich mit feierlicher Miene auf der Matte nieder.

„Miana-wotu" — wandte er sich an Tschi-fas Vater — „Du hast eine Tochter."

„Ja, ehrsamer Richter, doch was soll's damit. . . ."

„Schweig — und Du, Hanaya Shi-kia, hast einen Sohn."

„Ein Ka-zoku braucht in Gegenwart des Scharfrichters nicht Rede zu stehen" — erklärte dieser beleidigt.

Eine Weile sann der Richter nach.

Die Delinquenten hatten ihm die Arbeit leicht gemacht — leichter, als er es sich gedacht hatte — aber noch wußte er nicht, wie ihnen die Einwilligung abzuringen sei. Da kam ihm ein erlösender Gedanke, — wenn sie ihre Welt wechselten, so konnten sie nichts mehr gegen die Heirat einwenden, und mit würdevollem Ernst verkündete er rasch das Urteil:

„Du, Miana-wotu, haſt Deine Schuld bekannt -- unterbrich mich nicht — und Du, Hanaya Shi-kia, verweigerſt Deine Ausſage, was einem Schuldbekenntnis gleichbedeutend iſt. Leider kann ich Euch nicht dem Scharfrichter übergeben, da Ihr die Vorrechte Eueres Standes genießt und das ehrenvolle Harakiri Euch ihm entzieht. — Die ſcharfgeſchliffenen Dolche werdet Ihr erhalten, und ich bitte Euch, mir Euere Freunde zu nennen, die Euch bei der feierlichen Handlung unterſtützen ſollen."

„Damit kann ich wohl ſo lange warten, bis der König das Urteil unterſchrieben hat?!"

„Gewiß, ehrenwerter Miana-wotu" — und mit dieſem Troſte ließ er die Beiden wieder in den Gewahrſam bringen.

Am kommenden Morgen legte er dem Könige die Urteile zur Unterſchrift vor und wartete voll Stolz auf eine Anerkennung.

„Du warſt wohl in die Haut des Eſels gefahren" — ſagte der Herrſcher kopfſchüttelnd und ließ ſich die Gefangenen ſelbſt vorführen.

„Warum" — ſprach er zu Hanaya — „willſt Du Deinen Sohn die Tochter des Miana-wotu nicht heiraten laſſen?"

„Herr! Er iſt ein Samurai!"

„Und wenn auch — ſeine Tochter hat der Königin Wohlgefallen erregt und ihr Antlitz geſchaut!" — ſagte der König verweiſend.

„O Herr" — warf ſich Hanaya zur Erde — „das wußte ich nicht. Ich küſſe den Saum Deines Kleides und gebe meine Einwilligung."

„Und Du, Miana-wotu?"

Dieſer überlegte einen Augenblick.

Er ſcheute den Tod nicht, aber das Geſtändnis, daß er den Koreaner nicht für voll anſah, wäre auch ſeinem Kinde verhängnisvoll geworden und ſie — ſein alles — ſein Herzblatt ſollte noch nicht hotoke (ſelig) werden, und deshalb ſagte er mit dumpfer Stimme:

„Du, Herr, haſt zu befehlen."

Auf einen Wink des Königs wurden die Liebenden herbeigerufen, und der ſelige, glückjauchzende Aufſchrei, mit dem ſie ſich ihren Vätern zu Füßen warfen, erweichte ſelbſt Miana-wotus Herz.

„Namu, Amida, Budſu!" (Helf Euch der allmächtige Buddha) — klang hinter dem Vorhang der guten Königin Stimme, und alle verneigten ſich tief und murmelten: Amida, Amida, Amida!

Paul Maria Lacroma.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es iſt eine eigentümliche litterariſche Phyſiognomie, die ich hier mit ein paar Zügen zeichnen möchte, ein Charakterkopf, wie ihn nur jener merkwürdige Erdenwinkel im Norden der Adria hervorzubringen vermag, wo romaniſche, germaniſche und ſlaviſche Kultur zuſammenſtoßen, und Morgen- und Abendland ſich gleichſam die Hand reichen.

Paul Maria Lacroma, mit ihrem eigentlichen Namen Frau Marie Edle von Egger-Schmitzhauſen, iſt von Geburt eine Italienerin und ſchreibt deutſch. Sie liebt ihre ſchöne ſonnige Heimat und ihre ſüß-melodiſche Mutterſprache glühend, aber dabei blickt ſie mit beinahe religiöſer Verehrung auf die traute Schlichtheit des deutſchen Weſens, und in deutſchem Fühlen und Denken ſucht ſie ganz aufzugehen.

Schön, feurig, elegant, geiſtreich, vielgewandert und vielbeleſen, iſt ſie das gerade Gegenteil von dem, was man gemeinhin in Deutſchland einen Blauſtrumpf zu nennen pflegt. Trotz dem einen männlichen Vornamen ihres Pſeudonyms hat ſie doch in ihren Schriften nichts männiſches an ſich, ſie ſchreitet auch niemals in den Hoſen der Emanizipierten einher, ſondern bleibt immer Weib. Wenn auch hier und da ein Schimmer jener echt weiblichen Eitelkeit hervorblitzt, oder ein bißchen Koketterie, was thut's? Sie ſucht ſolche Regungen nicht zu unterdrücken, und ich glaube, ſie weiß, daß ſie ihr gut zu Geſichte ſtehn. Vor allen Dingen aber giebt ſie ſich ſtets natürlich; darum weiß ſie auch nichts von jener Zimperlichkeit, wodurch viele ihrer deutſchen Kolleginnen ſo unvorteilhaft auffallen. Mit der Naivität der Südländerin ſchaut ſie ins Leben hinein und packt ihre Stoffe mit feſtem Griffe an. Darum geſtaltet ſich unter ihrer Feder alles anders als bei den meiſten unſerer ſchreibenden Damen — lebendiger, farbiger, vollſaftiger, ſinnlicher — und doch ſind alle ihre Geſtalten von einem milden Lichte umfloſſen, das die grellen Farbenkontraſte abtönt und die Konturen weicher, fließender erſcheinen läßt. Es iſt viel von der unbewußten natürlichen Grazie des Südens in ihre deutſchen Erzählungen übergegangen.

Wenn man ihre kleineren Arbeiten, z. B. die in dem „Bagatellen" betitelten Bändchen zuſammengeſtellten, vornimmt, ſo bewundert man auch das gründliche Wiſſen dieſer Frau. Aber dieſes Wiſſen, das ſich beſonders auf Archäologie und Geſchichte erſtreckt, wird nicht langweilig und griesgrämig vorgetragen, ſondern ſtets in geiſtreicher, eleganter und

anregender Form; und wenn auch einmal die naive Freude an diesem reichen geistigen Besitz etwas altklug aus den Zeilen hervorleuchtet, so wird dies der liebenswürdigen Erzählerin niemand übelnehmen. Man lese einmal ein Feuilleton, wie das „Im alten Forum Julii" betitelte der genannten Sammlung, und man wird erstaunt sein, in welch anregender Weise Frau Lacroma hier von den Monumenten und historischen Merkwürdigkeiten der alten Cividale berichtet. Es ist das ganze Wissen eines Archäologieprofessors! Aber wie weiß sie den scheinbar so trockenen Stoff vorzubringen; und wie echt weiblich: sogar das verregnete und durch den knallroten Modesonnenschirm blutig gefärbte Kleid wird nicht vergessen. Oder man sehe sich die drei unter dem gemeinsamen Titel: „Aus Euganeischen Bergen" vereinigten Feuilletons an. Wie lebendig ist da die Landschaft geschildert, wie plastisch und naturwahr tritt alles hervor. Mit dem Interesse des neugierigen Reisenden betreten wir das alte Schloß Cattaja, halb gelangweilt durchwandeln wir seine Säle und Sammlungen, bis wir endlich über die enge dunkle Wendeltreppe nach jenem talamo degl' Obizzi, jenem berühmten Brautgemach des alten Geschlechts gelangen, in welchem uns die Verfasserin in düsterbrennenden Farben die grausige Mär von der Ermordung der einsamen Schloßherrin erzählt — ein kleines Meisterstück epischer Kunst, eine Ballade in Prosa. Oder wir folgen ihr an das Grab und in das Sterbehaus Petrarcas, keuchen mit ihr im Sonnenbrand die steile steinige Halde empor und blicken dann aus den kleinen Fenstern des Poeten über den Unrat des Vordergrundes, über Weinstöcke und Lorbeergebüsche hinweg in die unvergeßliche Landschaft hinaus, um schließlich, müd' und matt von unsern Ausflügen zurückgekehrt, in dem „unheimlichen Klosterbad" den gruselig-komischen mitternächtigen Spuk mit zu erleben. Wahrlich einer solchen Führerin vertraut man sich gerne an.

Es ist nicht der Zweck dieser kleinen Skizze, alle Arbeiten der Verfasserin durchzugehen und zu zergliedern, und so werde ich denn auch von ihren Erzählungen nur die wichtigsten nennen.

In einem „Kleeblätter" betitelten Bändchen finden sich drei kürzere Novellen vereint. Die erste „Auf Räuberkommando" ist eine etwas romantische Liebesgeschichte zwischen einem jungen österreichischen Offizier und der Tochter des gefürchteten Räubers Harambascha, in welcher besonders die halborientalische, halb abendländische Verlobungsfeier auf dem Schlosse des reichen Beg Hussein Zalkowič als ebenso absonderliches wie farbenprächtiges Bild exotischer Sitten unser Interesse erweckt. „Rote Strümpfe", die Geschichte und Entlarvung eines schlauen internationalen Abenteurerpaares, spielt im Weltbade Baden-Baden, dessen landschaftliche Schönheiten

prächtig beſchrieben ſind, erinnert aber etwas an gewiſſe Erzählungen, die unſere Zeitungen „unter dem Strich“ zu bringen pflegen. Die ausgereifteſte Erzählung des Bändchens iſt entſchieden die dritte, „Meeresgaben“ — frutti del mar in doppeltem Sinne —, die einen düſteren Charakter trägt und deren Höhepunkt die Scene bildet, wo die verwöhnte Tochter des Millionärs den gefährlichen Klippenweg beſchreitet, um dem im Leuchtturme krank liegenden, zuerſt verſchmähten Geliebten heimlich Labung zu bringen. Hier ſind beſonders die Volkstypen, die alte Fiſcherin Baldi und ihr Sohn, trefflich gezeichnet.

In den beiden etwas größeren Erzählungen „Doſta von Drontheim“ und „Die Modelltini“, herrſcht das romantiſche Element noch ziemlich ſtark vor. Die Erzählerin legt etwas zu viel Gewicht auf beſonders merkwürdige und ſpannende Begebenheiten; doch fehlt es nicht an Anſätzen zu pſychologiſcher Charakterentwicklung. Auch wird in „Doſta von Drontheim“ die Spannung zum Teil durch abſonderliche Fakta, die ſich — wie die merkwürdige Todesanzeige — im Lauf der Erzählung natürlich auflöſen, und durch Überraſchungen hervorgerufen. Die Handlung bewegt ſich alſo zum Teil auf Äußerlichkeiten und Zufällen, während in der „Modelltini“ die Autorin ſich beſtrebt, durch kunſtvolle, ja ſogar etwas gekünſtelte Kompoſition zu wirken.

In ihrem Roman „Formoſa“ ſtellt ſich Frau Lacroma eine ernſtere Aufgabe, ſie will zeigen, daß Seelenſchönheit und Geiſtesadel in einem häßlichen und verwachſenen Körper im Kampfe mit leichtfertiger Körperſchönheit ſtets Sieger bleiben müſſen. Man mag mit der Verfaſſerin rechten, ob eine Geſtalt wie ihre verwachſene Formoſa mit dieſem neidloſen Geiſte und dieſem ſeelenvollen Geſang und Klavierſpiel phyſiſch überhaupt möglich ſei — Mediziner und Pſychologen mögen darüber ihre eigenen Anſichten haben —; aber jedenfalls iſt in dieſer Erzählung der Grundgedanke einheitlich durchgeführt, und die Handlungen gehen — das Vorhandenſein einer ſolchen Formoſa vorausgeſetzt — logiſch aus einander hervor. Der Zufall hat hier ſeine Rolle ſo ziemlich ausgeſpielt, und die Triebfeder der Begebenheiten ruht in den Charaktereigentümlichkeiten der Handelnden. Am natürlichſten gezeichnet iſt die vergnügungsſüchtige Frau von Odenwallt, eine Dame, die es nicht übers Herz bringen kann, alt zu werden, und die ihrer Schönheit alles, ſogar das Leben des eigenen Sohnes aufopfert. Die Umwandlung dieſes Sohnes, des leichtſinnigen Leutnant Bela in den ſchwärmeriſchen Verehrer der häßlichen Formoſa, iſt allerdings — trotz der Blattern — etwas ſchroff, aber nicht unmöglich; während die Thatſache, daß Belas treuer Freund Schreckenſtein ſich in die Singſtimme Formoſas und dadurch in das mißgeſtaltete, aber edelmütige Mädchen ſelbſt verliebt,

faſt ans Unwahrſcheinliche ſtreift. Aber die Handlung als ſolche, wenn ſie auch ſtets ſpannend und intereſſant genug erſcheint, iſt es weniger, was uns an den Arbeiten der Frau Lacroma feſſelt, ſondern mehr die Art des Vortrags, und die prächtigen, treu nach der Natur gemalten Bilder von Land und Leuten. Auch „Formoſa“ iſt an ſolchen Bildern reich, Bilder aus dem Ballſaal, den Modebädern, dem militäriſchen Lagerleben ziehen an uns vorüber und gipfeln ſchließlich in dem ungemein ſtimmungsvollen Schlußbilde von Formoſas Tod in der zum Lazarett umgewandelten Moſchee der eroberten Stadt Serajewo.

Als das reifſte Werk der Verfaſſerin kann man wohl den Roman „Ein Unglückshelb“ bezeichnen. Er zerfällt in zwei Teile. Der Held des erſten iſt der ungariſche Offiziersburſche Szegeb-János, ein Prachtexemplar eines Naturgewächſes, beſchränkt, tapfer, treu und unterwürfig, und doch ein ſelbſtbewußter Charakter; der Held des zweiten Teils iſt der Stiefſohn des Szegeb-János, der Leutnant Zavatta — eben der „Unglückshelb“, in ſeiner Art ebenfalls eine famoſe Charakterfigur: der frugale, nüchterne Italiener inmitten der leichtlebigen öſterreichiſchen und verſchwenderiſchen ungariſchen Offiziere. Auch hier ſind wieder die Bilder aus dem Krieg und dem Soldatenleben mit großer Lebendigkeit und mit viel Temperament hingeworfen. Frau Lacroma gehört überhaupt zu den wenigen Frauen, die Männer zeichnen können. Zwar ſieht ſie die Männer entſchieden mit Frauenaugen und ſchildert ſie durchaus vom weiblichen Standpunkt; aber es werden lebendige und lebensfähige Geſtalten von Fleiſch und Bein, mit Muskeln und Sehnen, und nicht Lattengeſtelle in Modeanzügen oder Uniformen mit wohlfriſierten ſchnurrbartgezierten Wachspuppenköpfen, die höchſtens den Figuren eines Panoptikums gleichen.

Früher ſind außer den genannten Werken von der Verfaſſerin noch die Novellenbücher „Capriccio“ und „Das Pony“ und der Roman „Stürme“ erſchienen.

In dem Schaffen der Frau Lacroma iſt ein ſtetiger Fortſchritt und Aufſtieg zu erkennen. Man merkt es ihren Schriften an, daß ſie geiſtig durchgearbeitet ſind. Möge es ihr nun gelingen, wie ſie es in ihren letzten Werken mit Erfolg verſucht, das rein Äußerliche der Situationseffekte mehr und mehr abzuſtreifen und ihre Charaktere mehr und mehr pſychiſch zu vertiefen, ſo wird die deutſch ſchreibende Italienerin uns noch manche ſchöne Gabe bieten können. Und ſie wird ausdauernd und mutig weiter wandeln auf ihrer Bahn, getreu ihrem Wahlſpruch: Pazienza e Coraggio.

Vom Doktorexamen und von den Idealen.

Eine Plauderei über einiges und anderes von Beatus Possidens.

(Berlin.)

Ich erlaube mir, mich vorzustellen: Dr. Possidens.

Oh, ihr verneigt euch doch, nicht wahr?

Ich bitte mir aus, daß ihr euch verneigt. Wenn der Preis auch noch so verschieden ist: unter 500—600 Mark ist der Doktor gemeinhin nicht zu haben, und ich weiß, mein Doktor kostet mich oder vielmehr meinen Vater gute 600 Mark. Also bitt' ich mir Achtung aus!

Immerhin eine Summe, wenn man's bedenkt. Mit dem Doppelten müssen ganz kleine Leute schon ein Jahr auskommen, und mit dem Fünfsachen hat man sein anständiges Beamtengehalt.

Ist der Doktor so viel wert? Wirklich? Heut noch so viel wert? Aber verriet ich nicht schon, daß ich Furcht habe — es giebt so sehr viele Doktoren. Freilich, noch hoffe ich: die Draußenstehenden, denen nie in die glanzerfüllte Examensaula zu sehen vergönnt war, hegen vor all diesen vielen Dr.-Beförderten und -Behinterten die gleiche Scheu des Leisetretens, die man in der Hauchnähe eines feinen Parfüms hat. Aber die den Vorhang lüfteten, die Wissenden, also vor allem die Betitelten selbst, haben auch sie die Resultante der Goetheschen Ehrfurchten, die Ehrfurcht vor sich selbst? Was ist ihnen ihr Doktor?

Ich bin jetzt Doktor, und es soll meine schwache Stunde sein, daß ich euch heimlich ins Ohr sage, die ihr draußen steht, warum ich meinen Doktor gemacht habe, was mir der eben erlangte Titel ist. Weil ihr noch so dumm seid, in der Nähe eines Doktors leiser aufzutreten, darum wollte ich ihn haben. Weil ich vorwärts kommen will in der Welt, darum wollte ich ihn haben. Weil ich Geld, euer Geld verdienen will, darum wollte ich ihn haben. Eine Tarnkappe ist er mir, unter der ich meine Zukunftshoffnungen spazieren führe. Aber — Achtung, Achtung vor mir, weil mein Vater mir die 500—600 Mark gab, für die sich der ausgemachteste Schafskopf im Laden nebenan die gleiche Ehre, das ebenfeine Parfüm kaufen kann? Nein wirklich, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, mich nicht zu schämen — —

Ich kenne ein paar junge, hoffnungsfreudige Berliner Studenten, die seit einigen Wochen die Köpfe hängen lassen wie Lilien, welche ein Sturmwind geknickt hat. An einer norddeutschen Universität starb plötzlich ein Professor am Schlaganfall. Und der Professor war ein so guter Mann,

und das Städtchen, in dem die Universität liegt, ist so nett, zwar nicht gerade zum längeren Darinleben, aber zum Examenmachen. Bei diesem guten Manne brauchte man so vieles nicht zu wissen, was man in Berlin wissen muß, und so studamüsierte man sich in Berlin und fuhr ein kurzes Sommersemesterchen hinüber nach dem norddeutschen Städtchen und tänzelte dann in die Wonnewogen der großen Sommerferien hinein mit den Badehöschen der summa laus. Ihr Kleingleubigen, warumb seid ihr so furchtsam? Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber die norddeutsche Universität wird immer auch ein nettes Städtchen sein, und der neue Professor ein guter Mann. Denn was wären Städtchen und Universitätchen ohne eine Reihe solcher guten Männer?

Also im Ernst: es ist eine Entwürdigung eines an sich bedeutend gemeinten Titels, wenn man ihn an einer Universität leichter erlangen kann, als an der andern. Wer sieht mir an, daß ich in Berlin doktoriert habe, wo das Examen schwerer ist als an der norddeutschen Universität und so vielen ähnlichen Prägestätten der nationalen Bildungselite? Nun, daß man mir das ansieht, auf die Erfüllung dieses Affenwunsches käm's schließlich nicht so sehr an. Aber wenn eines Tages die Leute im allgemeinen merkten, daß die eau de Cologne der Bildung eigentlich recht selten vom echten Farina stammt, sondern meist nur neben dem Jülichsplatze fabriziert wird, dann verlernten sie vielleicht das Leisertreten und hielten sich die Nase zu, sobald es nach stempelversehener Bildungseau duftet.

Was ich sage, ist nicht neu. Eine Vorwelle der großen Verachtung, von der ich bisweilen als einer bald kommenden träume, ging erst jüngst einige Wochen lang wieder durch die Zeitungen. Einer der Öltropfen, die man in die Schwellung hineinträufte, war das alte schöne Lied vom Segen unserer kleinen deutschen Kultur-, Wissenschafts-, Bildungsherde, die unsere werte deutsche Reichs-Else vor dem Aussehen der allerkeuschesten Jungfrau La France bewahren, welche nun schon Jahrhunderte mit ihrem großen ventre de Paris schwanger geht. Ein Lied als Öltropfen — ich bin schon mißtrauisch. Weiter: Diesen Segen zugegeben — er gehört übrigens auch zu den Dingen, die nicht contra, aber wohl supra rationem sind —, so läßt sich seine Fortdauer doch nimmermehr durch anstaunende Bewunderung erkaufen. Auf dem Acker wechselt man die Fruchtfolge und bisweilen läßt man ihn brach liegen: auch jeder Segen muß vergehen, aufhören; man sorge, daß er nicht zum Fluch werde. Was kommen muß, kommt. Wir dürfen nicht stehen bleiben, aus Furcht vor dem unbekannten Land, das unser wartet.

Ein bedeutend gemeinter Titel, sagte ich. Auch im neuen Reichstagsgebäude, wie im alten, gilt er allein und kein anderer. Ein Titel, der

seinen Träger nicht allein als einen Wissenden, sondern vor allem als einen Könnenden ausweisen soll, als einen, dem sein Wissen Waffe ist, sein Aneignen Ausgeben, sein Thun Schaffen. Vielleicht Schaffen eines Versuchenden, kindisch Halttastenden, aber doch Schaffenwollenden, Schaffensehrgeizigen. Für die Handwerker des Wissens sind andere Examina da, Staatsexamina: wer sie besteht, wird als Stiftchen eingefügt in die große denkende Maschine, den Staat. Aber der Doktor soll mehr als ein Doctus sein, eine eigene wissenschaftliche Arbeit soll zeigen, daß er mehr sein *will*. Das zum wenigsten doch. Und nun giebt es Universitäten, an denen keine Dissertation verlangt wird, andere, an denen die Drucklegung der Dissertation nicht obligatorisch ist. Auch das wurde ja jüngst genügend bekannt. Aber auf die tiefere Bedeutung der Sache hat man nicht hingewiesen. Was bleibt von dem Titel „Doktor" übrig, wenn dem so ist? Das Dr. der Briefadresse und Visitenkarte. Eine wissenschaftliche Arbeit, auf deren Druck man verzichtet: ein Widerspruch in sich. Eine wissenschaftliche Arbeit gleichgültig beiseite legen — quiescat in pace! —: ein geistiger Justizmord. Aber freilich: Die Hüter der Universitäten, an denen solches geschieht und üblich ist, können getrost ihre Hände in Unschuld waschen, es klebt kein Blut an ihnen. Sie wissen, daß die Wissenschaft nichts verliert, wenn das ungedruckt bleibt, was nur ein Vorwand ist für einen Kauf, bei dem sich Käufer und Verkäufer augenblinzelnd verständnisfreundlich die Hände drücken. Es klebt kein Blut an diesen Händen, nein; aber darum sind sie noch nicht rein. Im Gegenteil: Sie beschmutzen das weiße Gewand einer großen Heiligen, dessen Saum sie fassen.

Denn das ist das Elende, was mit den Zähnen knirschen macht: daß das Doktorexamen, daß *unser* Examen eine bedeutende Einnahmequelle der Universitäten und ihrer Hüter, *unserer* Lehrer, ist. Daß von uns, von jedem einzelnen Doktoranden Rektor, Dekan und die ganze Folge der Universitätsbeamten zehren. Daß der Doktortitel der einzig käufliche, einzig offen käufliche Titel ist. Daß wir uns unsern Stolz kaufen sollen. Wer Ohren hat zu hören — — —

Aber ist er denn unser Stolz? Ich sagte schon: Nein. Aber soll er's denn überhaupt sein? Wie? Man „macht" den Doktor. Und wie „macht" man ihn!

355 Mark kostet der Doktor in Berlin. Ohne Druck, ohne Diplom, ohne — nun man versteht mich. 355 Mark „Gebühren". Man sollte meinen, daß, wer diese 355 Mark zu bezahlen imstande ist, auch schon vor der schließlichen Einhändigung des Diploms eine Art Mensch wäre, wenn er auch nach derselben erst Doktor ist. Und ein Mensch mit menschlichem Wesen, menschlichen Kräften, menschlichen Schwächen. Des Morgens pflegt

man etwas Warmes zu trinken, des Mittags zu Tiſche zu gehen und des Nachts zu ſchlafen, das pflegt ſo zu ſein. Des Morgens fühlt man ſich friſcher und freier, des Abends abgeſpannt und müde. Ein jedes Examen iſt eine ernſte Sache. Aber ein Examen zwiſchen ſechs und acht Uhr des Abends muß eine Grauſamkeit oder eine eitle Form ſein. Und ein Examen in einem großen Raume mit fünf andern zuſammen, daß einem von links her ſyriſche Brocken, von rechts chemiſche Formeln an die Ohren ſchlagen, ein Examen unter Begrüßungen und Winken der Examinatoren, im Nebenraum eine Vorleſung aktuellen Intereſſes, eine Zuhörerſchaft beinkräftiger Kundgebungen — ja die Sache hört ſich vielleicht ſehr komiſch an, aber ein ſolches Examen iſt eine Unwürdigkeit, eine geiſtige Roheit. Und ich darf verſichern, daß ich hier für viele, wenn nicht für alle ſpreche und proteſtiere, für alle, die den Doktor „machten“ oder „machen“ wollen, proteſtiere gegen eine der Wichtigkeit des Aktes, ſeiner Wichtigkeit für uns nicht entſprechende, in einſeitigem Intereſſe perſönlicher Bequemlichkeit gewählte Zeit und Stunde. Ja, perſönlicher Bequemlichkeit! Denn nur weil am Donnerſtag Abend Fakultätsſitzung iſt, um acht Uhr, darum iſt um ſechs Uhr Examen. Beides mag gleicherweiſe unangenehm ſein, zuſammengeworfen geht's in einem hin: zwei Fliegen und ein Schlag. Ich aber zahle 355 Mark für dieſes Examen, nur für Durchſicht der Diſſertation und mündliche Prüfung, denn Diplom ꝛc. rechnet ſich beſonders. Ich habe das Recht, zu verlangen, daß man mir zwei Stunden anſetzt zur Prüfung, in denen ich vorausſichtlich nach durchſchnittlicher menſchlicher Lebensweiſe im Vollbeſitz meiner geiſtigen Kräfte bin, d. h. vor allem des Vormittags. Man ſpare ſich billige Witze. Man wende auch nicht ein, ich ereifere mich über eine vielleicht thatſächliche, aber jedenfalls doch nur ganz lokal beſchränkte, Berliniſche, zufällige und alſo unbedeutende Unzuträglichkeit. Nein, nein. Es iſt anderwärts vielfach ebenſo oder ähnlich. Noch einmal: ein Examen iſt eine ernſte Sache. Wird von mir verlangt, daß ich ſie ernſt nehme, ſo iſt es recht und billig, daß man's von der andern Seite auch thue.

Aber freilich: ſoll dieſes Examen, das Doktorexamen wirklich eine ernſte Sache ſein? obwohl es in ein lautes, ſchallendes Gelächter ausklingt?

Der feierliche Aktus der Doktorpromotion mit ſeinen lateiniſchen Reden und Vereidigungen, ſeinem Theſenkampf zwiſchen befrackten Kandidaten und Opponenten, ſeinem Scenenwechſel zwiſchen oberem und unterem Katheder iſt eine lächerliche, verächtliche Farce. Schwüre und Verbeugungen, Antworten und Dankesworte werden in gedrucktem Formular bei der Anmeldung überreicht, ſind fleißiglich eingeprägt und werden unwürdig geſchäftsmäßig hergeplappert und abgethan: auch eine Rekrutenvereidigung, aber beim Militär verſteht man ſo etwas vornehmer zu machen. Gelehrte können

nicht poſieren und repräſentieren, die würdigſten Herren habe ich bei ſolchen Gelegenheiten zum Geſpött werden ſehen. Dazu: das Hin und Her der wiſſenſchaftlichen Anſichten und Behauptungen iſt vorher vom Doktoranden ausgearbeitet und den Opponenten, die meiſt keine Ahnung haben, um was es ſich handelt, mitgeteilt worden; jeder lernt ſein Teil auswendig und ſagt es auf, oft genug lieſt er's auch einfach vor. Es mag vorkommen, daß es nicht ſo iſt: ich habe es nicht erlebt. Von meinen Freunden und Bekannten hat es als Kandidat und als Opponent gleicherweiſe jeder ſo gehalten. Daß ſie ſich gegen den gemeinen Unſinn ſolcher Promotion nicht aufgelehnt haben, ſoll man ihnen nicht zum Übel anrechnen: es iſt nicht jedermanns Beruf, ſo dumm zu ſein wie ich.

Man kann dieſen Unſinn komiſch finden — es iſt nämlich ſo vieles komiſch, wenn man will. Z. B. die faſt durchgängige Beſtimmung der Prüfungsordnungen, daß die Diſſertation in ſprachlicher Hinſicht nichts zu wünſchen übrig laſſen darf: wenn man von denſelben Leuten, die das fordern, etwa den Satz lieſt: Iſt der Bewerber hinſichtlich der Diſſertation und der mündlichen Prüfung für beſtanden erklärt worden ... nicht? das läßt auch nichts zu wünſchen übrig. Oder daß „cum laude“ an der einen Univerſität ein auszeichnendes und an der andern das ſchlechteſte Prädikat iſt. Oder daß das Diplom der philoſophiſchen Fakultät in Berlin 20 Mark, das der mediziniſchen nur 15 koſtet: wie gering muß da ſein wirklicher Wert wohl ſein? Ja dieſes Diplom — man zahlt 355 Mark und freut ſich des Kaufes — oh bitte, mein Herr, für die Quittung noch 20 Mark extra. Weiß man überhaupt, was ſolche akademiſchen Scherze extra koſten? Wie erſchrecklich viel Leute es giebt, die einem gern den Überzieher anhelfen? Heut iſt ſo vieles geheim und verboten, man würde ſich wundern, wenn nicht auch beim Doktorexamen. Das Urteil der eingereichten Arbeit kommt als secretum zu den Akten, die Beſtimmung der Examinatoren und des Termins ſteht allein dem Dekan zu: wie ſich das alles ernſt und würdig anhört. Aber man entſinnt ſich doch, was Philipp von Macedonien geſagt hat? Ab und zu ſpielen wir alle goldene Eſel, und wo zwei von ihrer goldenen Eſelſchaft ſprechen, da lächeln ſie und finden die Sache ſehr komiſch. Man kann alles komiſch finden, wenn man will. Nicht aber auch unwürdig? Nicht aber auch verächtlich? — — —

Wir Jungen nun, die wir uns dem unwürdig Beſtehenden unterwerfen müſſen, wenn anders wir den Titel erlangen wollen, der immer noch für die große Maſſe, oder vielmehr gegen die große Maſſe Wert hat, wir gehören nach dem Zeugnis unſerer Lehrer zu den Kranken der Zeit, denen es an idealem Streben mangelt. In uns iſt jenes Bild vollendeter Menſchlichkeit verdunkelt, dem begeiſterte Jünglinge früherer, im Äußeren weniger

anſpruchsvollen Perioden mit leuchtenden Augen zuſtrebten. Wir haben keine Ideale. Wir wollen den Umſturz. Gegen uns muß man Geſetze machen. Denn uns iſt nichts heilig, nichts ehrwürdig: Religion nicht, Ehe nicht, Staat nicht, ja nicht einmal das Doktorexamen. Wir ſind Sozialdemokraten, Atheiſten, und was das ſchlimmſte iſt: Moralanarchiſten.

Oh wir ſind ſchlimm!

Ich ſtand — nicht am Thor des Himmels, aber auf dem Platz vorm Brandenburger Thor, auf einer jener kleinen hochgepflaſterten Laterneninſelchen. Ein paar Jungens ſchritten aus der Stadt dem Park zu an mir vorüber, Weltwichtiges ſchwatzend. Und gerade an der Küſte des Inſelchens dreht ſich der eine um, ſchaut hin und her zwiſchen Häuſern und Bäumen und ruft: „Is der Tierjarten kleen, wat?“

Das war wenige Tage bevor ich mein Doktorexamen beſtand, und fällt mir heut ein. Wir etwas ältere Jungens, die wir das Doktorexamen beſtehen, haben keine Ideale, heißt es. Gegen uns vor allem richtet ſich das Umſturzgeſetz.

Wir haben keine Ideale?

Es mag einmal ſein. Vielleicht aber Tugenden. Oder wie — der ich ſo viel geſtanden habe, wird man mir Unwahrheit vorwerfen?

Darf ich euch noch eine große ſchwere Wahrheit ſagen? Wißt ihr, warum das alles ſo iſt, was mich kränkt und was ſo viele verächtlich finden? Woher dieſe und noch andere Mißſtände unſeres Univerſitätslebens kommen?

Cherchez le sou! Im Namen der Wahrheit! Die zünftleriſche Selbſtverwaltung der Univerſitäten dient heute weniger der Organiſation des wiſſenſchaftlichen Betriebes, der Aufrechterhaltung der wiſſenſchaftlichen Freiheit, als der Wahrnehmung der eigennützigſten pekuniären Intereſſen. Denn die Organiſation des wiſſenſchaftlichen Betriebes iſt Sache des Miniſteriums. Denn gegen das Umſturzgeſetz, dieſe große kultur-, wiſſenſchafts-, wahrheitsfeindliche Hinterliſt vom Ende unſeres Jahrhunderts, gegen dieſen Vergewaltigungsverſuch des Geiſtes durch die — ich werde mich hüten zu ſagen wodurch — hätte ein lauter, einſtimmiger, pathetiſcher Schrei der berufenen Genoſſenſchaften der Geiſtesarbeiter ſich erheben ſollen: es iſt alles ruhig geblieben. Warum? Weil unſere Univerſitätsdozenten und -Würdenträger es gar nicht ihres Amtes wähnen, hier ſich einzumiſchen. Weil ſie ihrer Pflicht zu genügen glauben, wenn ſie die Einkünfte ihrer Würden ordnungsgemäß buchen und die nötigen Formalitäten, die damit verbunden ſind, erfüllen, weil ihre Ämter und Würden heut eben lediglich noch Vorwände ſind für ihre Einkünfte. Immatrikulationen, Exmatrikulationen, Examina und ſo viel andere Überkommenheiten ſind die heimlichen Goldgruben, aus denen unſere Gelehrten die Mittel für eine Exiſtenz beziehen, die ihnen der Staat und ſein Gehalt nie ermöglichen würde. Aber wollt ihr's mir glauben?

Gelehrte taugen nicht zu Verwaltungsbeamten. Die rein äußerlichen Amtshandlungen, die heut mit dem Rektorat, Dekanat u. s. w. zusammenhängen, sind der Männer unwürdig, die sie zu leisten haben. Es wird immer der Fall sein, daß allerlei auf Hinterwegen geschehen kann, was eigentlich nicht sein sollte: die Selbstverständlichkeit, der ausgetretene Zustand solcher Hinterwege z. B. beim Doktorexamen erheben die Sache über das Gewicht der zufälligen Nebensächlichkeit, lassen nach den Gründen fragen und als Grund erkennen die Unfähigkeit und verständliche Unfähigkeit Gelehrter zur Ausübung rein äußerer geschäftlicher Funktionen. Organisationen gelehrter Körperschaften sind nur berechtigt zur Verteidigung der wissenschaftlichen Freiheit, zur Bewahrung der wissenschaftlichen Rechtschaffenheit, zur Behütung der wissenschaftlichen Ehre. Sie dürften keinerlei geschäftliche Interessen haben. Ich rühre da an Dinge, die viel tiefer liegen, als ich eigentlich gehen darf, wenn ich mich nicht verlieren will. Aber in diesen Tiefen liegt Erklärung und Entschuldigung des von mir gerügten Zuständlichen. Den einzelnen Dozenten, den einzelnen Körperschaften ist kein Vorwurf daraus zu machen: muß denn an allem und jedem auch immer einer „schuld" sein? Die Vergangenheit ist schuld an der Gegenwart, und die Gegenwart wird schuld sein an der Zukunft. Seht meine Ehrlichkeit: wenn ich Dozent und Examinator wäre, ich hielte sicherlich das Doktorexamen so wie es ist für eine ganz ideale Einrichtung. Davon bin ich fest überzeugt. Aber ebenso überzeugt bin ich, daß ich in der Sache, um die es sich handelt, als der, der ich heut einmal bin, kein Dozent, kein Examinator, ein Mensch ohne Amt, ohne Verdienst, ohne Ideale, recht habe.

Und behalten werde.

Denn seht. Eure Ideale habe ich nicht, haben wir Jungen nicht. Aber unsre Ideale haben auch wir, und wir sind die Jungen, und unsre Ideale werden leben.

Was sind Ideale? Die Ehe, die Religion, der Staat: sind das Ideale? In gesetzlicher Ehe erzeugten mich Vater und Mutter, in der evangelischen Religion bin ich getauft und eingesegnet, im neuen deutschen Reiche lebe ich, atme ich: das habe ich alles und das sollen meine Ideale sein? Dafür soll ich mich begeistern, kämpfen, bluten?

Ideale sind die großen Entbehrungen, die großen Schmerzen. Der Kranke weiß nicht, was ihm fehlt, aber er will Gesundheit. Den Zukunftsstaat kennen wir nicht, können ihn nicht beschreiben, aber wir wollen ihn, werden für ihn, ihm entgegen, sterben.

Wie das Doktorexamen reformiert werden soll, weiß ich nicht; daß es reformiert werden muß, weiß ich. Aus meinem unvorgreiflichen Wünschen und Hoffen heraus verlange ich, ich kann versichern: für viele.

Was folgt:

Die Anforderungen sind an allen Universitäten ohne Rücksicht auf die materielle Existenz derselben theoretisch gleichzustellen. Eine Forderung, so alt — fragt Theodor Mommsen, wie alt sie ist.

Das Hauptstück dieser Anforderungen muß bleiben eine selbständige wissenschaftliche Arbeit. Sollte es nicht möglich sein, hierauf streng zu bestehen: auf Selbständigkeit und Wissenschaftlichkeit, d. h. auf einem wenn auch kleinen durch Synthese eines Mannigfaltigen gewonnenen neuen Resultat, so ist der Titel als ein nichtssagender aufzugeben, mit diesem Examen überhaupt aufzuräumen.

Die mündliche Prüfung ist am Vormittage vorzunehmen, und zwar in Einzelklausur mit den vier resp. drei Examinatoren. Die Anwesenheit aller Fakultätsangehörigen, die in der heutigen Ordnung vorgesehen ist, um allgemeinere Fragen eines derselben zu ermöglichen, hat keinen Wert mehr. Die früher vorausgesetzten und gewünschten Kenntnisse in der lateinischen Sprache haben heut 90 % der Doktorierenden nicht. Und 91 % der ordentlichen Professoren — aller Fakultäten, meine ich jetzt — ebensowenig. Im Vertrauen erzählt: ich habe einen Dekan der philosophischen Fakultät aus der vita eines Ausländers, der versicherte, er habe so und so viele Semester „in Germania" studiert, das „in" als falsch beseitigen hören.

Resp. drei Examinatoren. Denn das eine heut noch geforderte Spezialnebenfach könnte ohne Schaden entbehrt werden. Die Kenntnisse darin pflegen sich auf ein, oft noch nicht einmal gehörtes, sondern nur von Freundeshand nachgeschriebenes Kolleg zu beschränken. Und es kann das nicht gut anders sein. Das zweite obligatorische Nebenfach der Philosophie dürfte zweckmäßig zu einer Prüfung der allgemeinen Bildung des Kandidaten ausgenutzt werden. Freilich forderte das höchst weise, nicht nur wissende Examinatoren. Wie es heut ist, oder zumeist ist, daß man sich ein paar philosophische termini von Plato oder Albertus oder Descartes oder Kant aneignet: „Herr Professor, ich habe mich vorzugsweise mit Plato, resp. Albertus resp. Descartes resp. Kant beschäftigt", in Gedankenparenthese: „Und zwar nach Ihrem Kollegheft" — hat dieses philosophische Schönheitspflästerchen auch wenig Sinn und Wert.

Die Fratze der Promotion ist abzuschaffen, punktum.

Vor allem aber und allem, zum letzten und zum ersten: Die materielle Bedingung darf nur der Druck der Dissertation sein. Alle sogenannten Gebühren müssen fortfallen. Es soll jedem ermöglicht sein, zu beweisen, daß er nahm, um zu geben. Der Staat hat seinen Beamten Ersatz zu schaffen für den Ausfall an Existenzmitteln.

Denn vor allem und allem, zum letzten und zum ersten: Der Doktortitel soll verliehen, nicht verkauft werden. Es soll auch schon der Schein vermieden werden, als ob er verkauft werde. — — —

Ideale sind auch Unzufriedenheiten. Ihr Wille ist Umsturz. Sie stürmen an gegen Bestehendes und müssen bekämpft werden. Sie sind Undankbarkeiten und müssen verziehen werden. Verziehen, begriffen, erfüllt.

Verzeiht. Verständige Leute können keine Ideale haben. Was ihr eure Ideale nennt, sind eure Trägheiten. Nicht ihr, nur wir haben Ideale, wir Armen, Entbehrenden, Hoffenden. Wir Thoren.

Begreift. Meint nicht, der Tiergarten sei klein, weil ihr, wo er aufhört, Häuser seht. Wo er aufhört, beginnt er auch. Geht hinein und meßt, oder scheut ihr seine Feuchte, so schweigt.

Und dann: Erfüllt! Unsere Ideale sind Zukunften, die kommen werden. Wir wimmern ihnen entgegen wie neugeborene Kinder dem Leben. Das Leben schreitet vor, das Leben kommt, und die es leben werden, sind die Kinder. Die Alten, die Eltern, schüttelt es ab von seinem Gewande.

Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu.

Mitgeteilt von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es ist nur natürlich, daß die Person Jesu Christi, an dessen Namen sich die größte aller bis jetzt bekannt gewordenen Weltrevolutionen knüpft, auch in den alten Sagen und Legenden seines eigenen Volkes, der Juden, keine geringe Rolle spielt. Nicht nur deuten verschiedene Thalmudstellen auf den Zimmermannssohn aus Nazareth hin, sondern es existieren auch eine Anzahl jüdischer Lebensgeschichten Christi, teils in hebräischer Sprache, teils in dem sogenannten Weiberdeutsch, d. h. in jenem mit hebräischen Buchstaben geschriebenen und mit zahlreichen hebräischen Worten und Wendungen untermischten deutsch-jüdischen Dialekt, der unsere Ohren nichts weniger als lieblich anmutet. Diese Tholdôth-Jeschu (Leben Jeschu), von denen die abendländischen Christen bis dahin noch recht wenig wußten, scheinen trotz verschiedenartiger, und bald reicherer, bald spärlicherer Ausgestaltung der einzelnen Episoden doch in den Grundzügen ziemlich mit einander überein-

zustimmen. Auch scheint, wenigstens in der Erinnerung der älteren orthodoxen Juden, diese legendäre und apogryphe Geschichte Christi nachzuklingen bis auf den heutigen Tag.

Dr. Erich Bischoff hat es unternommen, diese merkwürdigen Schriften auch christlichen Lesern zugänglich zu machen, und gleichsam als Einleitung in diese Studien wird in allernächster Zeit eine genaue und mit Anmerkungen und Erklärungen versehene Transskription des einzigen jüdisch-deutschen Leben Jesu erscheinen*). Es führt im Original den Titel: Tholdoth Jeschu ha-nozri, sche-hajah schenath scheloschah alaphim we-schibea meoth weschischschim libriath ha-olam (Geschichte Jesu von Nazareth, geboren im Jahre 3760 seit Erschaffung der Welt). Dr. Bischoff sagt in seiner Vorrede zu dieser Neu-Ausgabe:

„Das vorliegende Büchlein ist der Vorläufer eines größeren Werkes (Das jüdische „Leben Jesu" in seinen verschiedenen Fassungen. Erste Gesamtausgabe der hebräischen Texte mit deutschen Übersetzungen, reichhaltigem Kommentar und zwei Abhandlungen), das in Kürze folgen wird.

Vorweggenommen habe ich unser jüdisch-deutsches Büchlein hier, das die jüngste Fassung von Tholdoth Jeschu**) und eine Harmonie aus verschiedenen hebräischen Fassungen ist, teils aus dem Grunde, weil es streng genommen nicht in den Rahmen der sonst hebräischen Texte gehört, teils um auf das größere Werk vorzubereiten.

Bisher waren nur zwei Fassungen von Tholdoth Jeschu bekannt (wenn auch nur Wenigen) durch die Ausgaben Wagenseils (in Tela ignea Satanae, Altdorf 1681) und Huldreichs (Leyden 1705), mit schlechten lateinischen Übersetzungen. In meiner großen Ausgabe bringe ich, außer einem berichtigten Texte und besseren deutschen Übersetzungen dieser zwei Fassungen, die Texte und Übersetzungen ꝛc. bisher unedierter Oxforder Manuskripte, deren Erlangung ich ebenso, wie die der vorliegenden Fassung (Ms. Rawl, Or. 37) den Herren Professoren Strack-Berlin und Driver-Oxford, sowie dem Oberbibliothekar der Bodleiana, Herrn Dr. A. Neubauer, danke.

Wichtig sind diese Tholdôth schon dadurch, daß sie, obwohl jüngeren Datums, auf Grund alter, verloren gegangener Thalmudstellen (s. darüber die erste Abhandlung des großes Werkes) die jetzt spärlich ge-

*) Ein jüdisch-deutsches Leben Jesu. Zum ersten Male nach dem Oxforder Originalmanuskript herausgegeben von Dr. Erich Bischoff. (Leipzig: Wilhelm Friedrich.)

**) Vrgl. Mtth. 1, 1, was hebräisch lauten würde: Sepher tholdoth Jeschua. Letzteres ist die hebräische Form für Jesus; Jeschu dagegen ist jüdische Veränderung jenes Namens und wird erklärt aus den Anfangsbuchstaben von Jimmach schemo we-sichrono. — Jede Erinnerung an ihn schwinde und sein Name auch.

wordenen Thalmud-Notizen über Jeſus ergänzen*). Intereſſant ſind ferner 1) die Bemühungen des Autors, ſeine apogryphiſchen jüdiſchen Quellen unter ſich und mit den authentiſchen chriſtlichen zuſammenzureimen, ſowie manches in den Evangelien Undeutliche (Jeſu „Lehrjahre", u. a.) auf ſeine Weiſe zu erklären, 2) das Anerkennen der Wunder Jeſu als wirklicher Geſchehniſſe, nur daß ſie auf die magiſche Kraft des „Schem" zurückgeführt werden, 3) die merkwürdige Figur der Königin Helena, 4) die faſt wörtliche Anführung eines Satzes des Apoſtolikums, 5) die deutſchen Überſetzungen der hebräiſchen Bibelcitate, eine Ergänzung zu den bisher bekannten vorlutheriſchen Bibelverſionen! 6) die Hinblicke auf chriſtliche Dogmen, Feſte u. ſ. w. — — —"

„Nicht eigentlich Jeſushaß, vielmehr Chriſtushaß finden wir in dem Buche. Das von der mittelalterlichen Kirche gezeichnete Chriſtusbild, das auf den Panieren der Verfolger dräute, konnte auch im Juden keine Liebe erwecken. Je unbedingter die Annahme des Chriſtusglaubens von ihm gefordert wurde, deſto maßloſer wurde ſeine Kritik der Perſon Jeſu Chriſti. — Übrigens ſoll hiermit durchaus nicht der ganze Chriſtushaß des Judentums erklärt ſein."

Das Tholdoth-Buch hebt wörtlich folgendermaßen an:

In dem Jahr, daß man hat gezehlt drei tuſend ſieben hundert und ſechzig von Beſchaffne (Erſchaffung) die Welt, da is worn (worden) geboren Jeschu ha-nozri (Jeſus der Nazarener) in der Stadt Bethlehem, drei Meil von Jeruſalem, und in dem Jahr, das man hat gezeilt (gezählt) drei tuſend ſieben hundert ein un neinzig is er gehangen worn be-beth ha-sekilah (am Steinigungs-Platze), un aſu (alſo) is es geſchehn:

Zuerſt wird nun die Abſtammung und die Geburt des Jeschu erörtert, und zwar in einer an dieſer Stelle nicht weiter wiederzugebenden Weiſe. Nur ſoviel ſei angedeutet: Nach der Faſſung des jüdiſchen Erzählers iſt Jeſchu der natürliche Sohn des Zimmermanns Joseph Pandira und der Mirjam (Maria), die indeſſen als mit einem gewiſſen Jochanan, einem chasid (Frommen) und großen Thalmid chacham (Gelehrtenſchüler, Gelehrter) verlobt geſchildert wird. Dieſe ſchimpfliche Geburt Chriſti iſt der eigentliche Angel- und Ausgangspunkt der Erzählung, und daher ſtammt auch der zur chriſtlichen Bezeichnung Jeſu als „der Jungfrau Sohn" in ſo gehäſſigem Gegenſatz ſtehende jüdiſche Schimpfname des Heilandes: mamser ben haniddah (Baſtard der Unreinen).

---

*) Über dieſe vergl. das treffliche, Anfang 1894 auch engliſch herausgegebene Buch von Laible-Dalman: „Jeſus-Chriſtus im Thalmud." (Leipzig, H. Reuther, 1891.)

„Nun wie der Jeſchu groſch (groß) war, da gab ſie (Mirjam) ihm zu ein Rabbi zu lernen, der hat geheißen R. Jehoschua ben Perachja. Un der Jeſchu war groſcher thalmid chacham (großer Gelehrtenſchüler, Gelehrter)."

Aber der junge Gelehrtenſchüler zeichnet ſich durch frechen Übermut aus; er verſchmäht es, den Sanhedrin zu grüßen, wie es Brauch und Sitte iſt, und in Teberja (Tiberias) benimmt er ſich in der Synagoge ſo anmaßend, daß ſich alle Rabbiner und alle ihre Schüler entrüſten. Durch dies Betragen kommt denn auch wieder das Gerede von ſeiner ſchimpflichen Geburt in Aufnahme — denn nur ein mamser ben ha-niddah kann ſo ungebührlich handeln —, und ſeine vor die Rabbinen citierte Mutter muß ihre und des Sohnes Schande öffentlich beſtätigen.

Höchſt eigenartig iſt nun die Art und Weiſe, wie die Wunderkraft Jeſu — die als Thatſache angenommen wird — ihre Erklärung findet. Ich citiere den Abſchnitt wörtlich:

„Wie er war hören(d), der Jeſchu, das ſein Schand is offenbar worn, das er ein mamser ben ha-niddah is, da ging er awek (weg) von Teberja (Tiberias) nach Jeruſalem. Und zu der ſelbigen Zeit war ein Stein in dem beth ha-mikdasch (Hauſe des Heiligtums), der hat geheißen èven schathjah (Grundſtein), da is der heiliger Schêm (Gottesname) darauf geſtanden geſchrieben, das man heißet Schem hamephorasch (geheimnisvoller Name), und etlicher (jeder) der dem Schem gelernet hat, da hat er alles kennen dermit thun. Nun die chachme Jisraël (Weiſen Israels) haben ſich geſorcht, vielleicht mechten die bechure Israël (jungen Leute Israels) dieſum Schem lernen, da mechten ſie, chas we-schalom (was Gott verhüte!), dem olam mecharib ſein (die Welt zerſtören); alſo ſein ſie gegangen un haben loſſen machen zwei ſtarke mermelſteinene Seilen (marmorne Säulen) in dem Vorhauſ (Vorhof), das da is geweſt vor dem beth ha-mikdasch un haben gemacht zwei kupferne Leeben (Löwen) un haben ſie ein Schem (wunderthätigen Namen) in das Maul gegeben*); un dieſe zwei Leeben waren gebunden mit eiſerne Ketten an die zwei Seilen; un wenn einer dem Schem ha-mephorasch gelernet hat un aſu bald as er hat wellen auſch dem beth ha-mikdasch aruſch (heraus) gehn, haben die Leeben ein Geſchrei gethan und haben angehoben zu brummen, da is der Menſch derſchrocken un hat dem Schem wieder vergeſſen. — Un eſch wahr, wie der Jeſchu kam ken (gen) Jeruſalem, da war er gehn(d) in das beth

*) D. h. ein Zettelchen, auf welchem der Schem geſchrieben ſtand, ins Maul geſteckt, wodurch die ehernen Löwen zu Zaubertieren wurden.

ha-mikdasch (Haus des Heiligtumes) bei dem oven schathjah (Grundſtein) un war dieſum Schem lernen(d) un ſchreib ihm (ihn) auf ein parmit (Pergament) un war beſchweren (beſchwörend) ſein Fleiſch, das eſch ſoll ihm nit weh thun un war ſich ſchneiden(d) in das Dicke vom Fleiſch (des Fleiſches), das da is am Diech (Oberſchenkel) un war verbergen(d) darinnen das parmit, wo er dem (den) Schem darauf geſchrieben hat. Un wie er aus dem beth ha-mikdasch wollet gehn, da heben die Leeben an zu brummen un ſchreien, da hat er dem Schem vergeſſen. Un wie er nach ſein Haus kam, nahm er daſch parmit aus ſein Fleiſch un war dem Schem lernen(d) un war das Fleiſch heilen(d).

„Un as der Jeſchu dem Schem gelernt hat, da gieng er un war ſich verſammeln(d) dreihundert un dreißig bachurim (junge Leute) von Israel un hebt an zu ſie: Sichet (Sehet), die chachme Jisraël un Sanhedrin (die Weiſen Israels und der hohe Rat) ſagen auf (von) mir, das ich wer ein mamser; das thun ſie darum, das ſie allein die Herrſchaft wellen (wollen) haben zu Ebikeit (in Ewigkeit) über Israel. Un ſie ſeinen (ſind) ſelbſcht mamserim (Uneheliche, Baſtarde). Un ihr ſollt wiſchen (wiſſen) alles das die neviim (Propheten) haben geſagt von wegen Maschiach (Meſſias). Ich bin der maschiach, auf mir (von mir) hat geſagt Jeschajahu ha-navi (der Prophet Jeſaja): „Hinneh ha-almah harah we-joledeth ben“; das is teitſch (deutſch): Eſch wert weren (wird werden) ein Jungfrau tragen(d = ſchwanger) un wirt gewinnen (bekommen) ein Sohn*). — Auf mir hat geſagt mein Eltervater (Urahn) David ha-melech alaw schalom (der König David, der in Frieden ruhe!): „Lammah ragschu gojim u-lëummim jehgu rik“ — Is teitſch: Warum wellet (wollt) ihr Velker (ö) ſturmen (ü) un ihr Keenigen wellen reden leere Sachen?**) — „Un auf mir hat David ha-melech geſagt: J. h. v. h. amar elaj beni atthah ani ha jom jelidthicha.“ — Is teitſch: Gott hat geſagt auf (zu) mir: Du biſcht mein Sohn, heint hab ich dir machen gewinnen (dich geboren werden laſſen = dich gezeuget***). Un es is kein Manneſch Perſchon (Mannesperſon) bei meiner Mutter geweſen, der ſie beſchlafen hat. Un alles das die neviim (Propheten) auf [den] Maschiach haben geſagt, da bin ich derſelbiger Maschiach (Meſſias).“

*) Jeſaja 7, 14: Siehe das junge Weib (die Jungfrau) wird ſchwanger werden und einen Sohn gebären.

**) Pſalm 2, 1: Warum toben die Völker und ſinnen (reden) die Leute Vergebliches?

***) Pſalm 2, 7: J. h. v. h. ſprach zu mir: Du biſt mein Sohn, ich habe dich heute gezeugt. (J. h. v. h. weder Jehovah noch wohl auch Jahwe zu leſen, ſondern wahrſcheinlich mit Dr. Bernhard Fiſcher: Jahoveh. Luther nach dem Kerî ſtets: „der Herr“.)

„Da haben die bachurim (jungen Leute) angefangen: Wenn du jo Maschiach (wirklich Messias) bist, gieb zu uns (= uns) ein wunderlich Zeichen, allesdenn (alsdann) wollen wir glauben, daß du Maschiach bist! Da hebt Jeschu zu sie an: Wasch (was) soll das wunderlich Zeichen sein, das ich eich thun soll? Da hoben sie an zu ihm: Mir wellen Lahmen und Blinde zu dir brengen, du sollscht sie heilen, das sie sollen alle frisch un gesund sein wie mir! Da hieb (hub) Jeschu an: Jo (ja)! — Da brachten sie zu ihm Lahme un Blinde. Da war er dem Schem neunen(d) un war sein Hant (Hand) auf sie legen(d), da waren sie geheilt. Wie die bachurim das sichen (sahen), da waren sie sich zu (vor) ihm bucken (bückend) un waren fallen(d) auf ihr Gesicht zu (vor) ihm un heben zu ihm an: Nun sehen mir bewaddaj (wahrhaftig), das du bischt Maschiach."

Auf die gleiche Weise heilt Jeschu einen Aussätzigen, was wiederum fast mit den nämlichen Worten geschildert wird. Dann fährt der Erzähler fort:

„Da waren noch mehr zu ihm beheften(d) (= sich ihm anschließend), wohl dreihundert Mann von poscheim, perizim, reschaê Jisraël (Abtrünnigen, Thunichtguten und Bösewichtern Israels). — Un dieser Jeschu war gar sehr merammeh (betrügend) die Leit, das sich viel haben abgethon von Gotteschdiensicht (Gottesdienst) un waren beheften (sich ihm anschließend) 12 thaschmidim thalmide chachamim gedolim (zwölf abtrünnige Schüler bedeutender Gelehrten) un das seien (sind) die selbige, das die Nozrim (Christen) sie heißen die zwelf apostolim (Apostel)."

Nun tritt die merkwürdige Gestalt der Königin Helena auf:

„Un zu derselbigen Zeit war die Gewelting von Jisrael (die Herrschaft über Israel) in der Hant (d) einer Frau, die war Keenigin ieber sie un ihr Namen war Hilani ha-malkah (die Königin Helena). Un es war, das (ß) sie sachen — die chachme Jisraël — das (ß) viel von Jisrael waren an ihm maanim seien(d), da nahmen sie ihm gefangen un brachten ihm vor die Hilani ha-malkah. — Das ganz erez Jisraël (Land Israels) war unter ihr Gewalet (Gewalt) — un heben zu ihr an: Dieser Mann is ein mekaschscheph (Zauberer), denn er kann verführen die Leit!

Aber Jeschu verteidigt sich schlagfertig mit Bibelsprüchen*) und thut vor der Königin verschiedene Wunder. Schließlich läßt die Königin einen Toten herbeibringen, und auch diesen erweckt Jeschu durch die Kraft des Schem. Da giebt ihn die Königin frei.

*) Jes. 11, 1. — Psalm 1, 1. — 5. Mos. 18, 20. — 5. Mos. 19, 19. — Jes. 11, 14. — Jer. 23, 6. —

Darauf wendet sich Jeschu mit seinen Anhängern nach Obergaliläa, wo er wiederum als Wunderthäter das Land durchzieht und die Schar seiner Getreuen zu vermehren sucht. Inzwischen sind aber die Schriftgelehrten nicht müßig. Sie liegen der Königin so lange in den Ohren, bis diese schließlich hundert Reiter entsendet, um den Volksverführer aufzuheben. Wie nun die Reiter Jeschu entdecken, schreitet dieser mitten durch sie hindurch, ohne daß sie ihm etwas anhaben können. Auch thut er vor ihren Augen noch andere Wunder; er formt kleine Vögel aus Thon und läßt sie fliegen, dann hebt er mit der größten Leichtigkeit einen Mühlstein auf, an dem mehrere starke Männer zu schleppen hatten; diesen Mühlstein wirft er dann noch in den See, und siehe, er schwimmt auf dem Wasser und sinkt auch dann noch nicht unter, als sich Jeschu selber darauf stellt und ihn als Fahrzeug benützt.

Als die hundert Reiter dann zur Königin zurückkehren, um ihr die verunglückte Expedition zu melden, und von den geschauten Wundern berichten, da ist sie selbst sehr geneigt, an Jeschu zu glauben; aber die chachme we-sikne Jisrael (die Weisen und Ältesten Israels) reden ihr davon ab. Doch beschließt sie, eine Botschaft an Jeschu zu senden, und ihn zu sich einladen zu lassen, worauf dieser freiwillig zu ihr zurückkehrt.

Nun tritt die Peripetie ein. Die Schriftgelehrten halten großen Rat und verfallen auf ein echt thalmudisches Mittel, um Jeschu seiner Wunderkraft zu berauben. Sie lassen einen Mann namens Judas Asskirmiah (Ischarioth?) zum Grundstein des Tempels gehen und dort das Schem auf die ganz gleiche Weise lernen, wie es Jeschu gelernt hat. Dieser Judas begiebt sich nun ebenfalls an den Hof der Königin Helena und fordert Jeschu zu einer Art Wettkampf im Zaubern heraus. Jeschu spricht das Schem und fliegt in die Luft; da spricht auch Judas das Schem, aber lauter, und fliegt folglich höher. Dabei gelingt es dem Judas, den Jeschu auf eine unflätige Weise zu verunreinigen, und dadurch ist nun die Zauberkraft des Schem bei dem Sieger, wie bei dem Besiegten gebrochen, beide fallen zu Boden und haben das Schem vergessen.

Da Jeschu nun keine übernatürlichen Kräfte mehr besitzt, so ist es den Schriftgelehrten ein Leichtes, ihn gefangen zu nehmen. Sie führen ihn in den Tempel, binden ihn an eine Marmorsäule und geißeln ihn. Als ihn dürstet, reicht ihm der „schammot von beth ha-midrasch“ (der Synagogendiener) Essig mit Galle statt Wasser, wobei die Parallelstelle aus dem alten Testament „Und sie gaben mir Galle zu essen und Essig zu trinken in meinem großen Durst“ (Psalm 69, 22) angeführt wird.

Doch Jeschu wird von seinen Anhängern gewaltsam befreit und flieht nach Antiochia. Zum Osterfeste aber kehrt er heimlich nach Jerusalem

zurück mit dem Vorsatz, sich unerkannt in den Tempel zu schleichen und dort das Schem noch einmal auf die gleiche Weise zu lernen, wie das erste Mal, um dadurch seine Wunderkraft wieder zu erlangen. Unter seinen Jüngern aber befindet sich ein Verräter: Judas.

Die Art und Weise, wie die Evangelien die Scene des Verrates schildern, indem sie den Verräter seinen Meister und Heiland mit einem Kusse im Garten von Gethsemaneh seinen Feinden überantworten lassen, ist tausendmal poetischer als die Art und Weise, wie in unserem Tholdoth Jeschu dieser Verrat vor sich geht. Aber der Verrat selber, der in den evangelischen Erzählungen ziemlich unklar bleibt, da sich nach diesen Christus ja keineswegs verborgen hält und nach dem feierlichen Einzug am Palmsonntag allgemein bekannt sein muß, ist hier viel schärfer und strenger motiviert. Ich citiere wiederum wörtlich:

„Wasch thet (was that) Ha-schem jithbarech (der gebenedeite Gott)? Er gab in Gedanken einem von sein(en, Jesu) thalmidîm (Jüngern), der hat geheißen Jehudah (Judas) gajssa (Rotte), der is gekommen bei die chachamim un hieb (hub) an: Wellet ihr sehen dem Jeschu? Da hoben sie an: Wo is er denn? Da saget er: In Jerusalem mit die perizim, die seinen (sind) gekommen von Antochia (Antiochia), mithpallel zu sein (um anzubeten) in das beth ha-mikdasch (im Heiligtum); un sein deah (Sinn, Absicht) is, er will bignevah (heimlich, verstohlen) wieder dem schem ha-mephorasch lernen un asu thun, wie er zum erschten gethon hat. Da heben die chachamim zu ihm an: Willschtu ihm uns weisen? Da saget Jehudah gaijssa zu sie: Ich will eich sagen, mir seinen dreihundert un zwanzig bachurim (junge Leute, Jünger) un haben zu ihm ein grosch schevuah (Eid) gethon bei die asereth devarim (zehn Geboten), das mir wellen keinem sagen, wo er is. Aber wenn ihr wellt mir versprechen, das ihr wellt mithpallel (fürbittend) meinetwegen sein un [daß ich] soll olam ha-ba (das künftige Leben) haben un wieder bescheskath Jisraël sein la-athid la-bo (fürderhin wieder zu Israel gehören soll), derweil das ich asu ein grosche schevuah (Eid) brech(e) un hab mich beheft (angeschlossen) an dem tamê (Unreinen=Jeschu) un seit (seid) mir die schevuah matthir (den Eid auflösend), so will ich eich (euch) sagen, wie ihr thun sollet. — Seit wissen (seid wissend=wißt), as (daß) Jeschu mit seine ganze chawrothah (Gesellschaft) gehn gleich gekleidet in weiße Kleider, damit das man ihm nit derkennen soll. Darum folget mir zu meine Red (wie ich sage). Morgen, wenn mir weren (wir werden) kommen von Har kasdim in das beth ha-mikdasch (Heiligtum), also gebet uns schalom (den Friedensgruß), wie eier Seder (euer Brauch) is, das ihr gebt etlichem

(jeglichem) schalom, zu alle (allen) die da kommen zu feiern chag ha-pessach (das Paſſahfeſt) — aſu will ich gehn be-komah (u-)sekuphah (in aufrechter Haltung); gebt wohl Achtung, zu (vor) wem, das ich mich wer bucken (bücken werde), das is Jeſchu ſelbert (ſelbſt)."

Und ſo geſchieht es: Jehudah neigt ſich vor Jeſchu, und dieſer wird gefangen. Den verzweifelten Anſtrengungen ſeiner Anhänger gelingt es diesmal nicht, ihn zu befreien.

Nun wird Jeſchu wieder vor Helena und vor Pilatus ha-schophet (den Richter, Landpfleger) geführt. Pilatus fragt ihn: „Biſt du Gott oder Gottes Sohn." Jeſchu ſchweigt. Dann fragt Pilatus wiederum: „Biſt du der Meſſias?" und Jeſchu antwortet: „Du ſagſcht das un nich ich." Darauf überläßt ihn Pilatus dem Sanhedrin und den chachamim, die ſofort ihre Rache an ihm kühlen.

„— — — In die ſelbige Stund war man ihm ſtußen in die beth ha-sekilah un waren verſteinen (ſtieß man ihn in die Steinigungsgrube und ſteinigte ihn). Das is geweſen am Freitig (Freitag) ereo pessach (Vorabend des Paſſah) in der ſekſchte schaah auf dem Tag (ſechſten Tagesſtunde).

Auf die Steinigung folgt die Henkung (Kreuzigung?). Bei dieſer Gelegenheit erſcheint nun eine Legende, die merkwürdigerweiſe direkt an den nordiſchen Baldur-Mythus und die Geſchichte vom blinden Hödur erinnert. Als Jeſchu noch die Macht des Schem beſaß, hatte er alle Hölzer „beſchworen", daß ihn keines tragen ſolle. Als man den Leichnam nun aufhängen wollte, brachen alle Hölzer, an denen dies geſchehen ſollte, entzwei.

„— — — — Und wie die perizim (Taugenichtſe-Anhänger) daſch ſachen (ſahen), das alle Helzer zubrachen waren, meinen ſie, das eſch wer ein Wunder (daß es ein Wunder wäre). Die chachamim brengen (bringen nun) ein groſchen Strunk von Kraut (Krautſtengel) un loſſen ihm drauſhengen; das hat er nit maschbia geweſt."

Da der Sabbath herannaht, ſo wird der Leichnam in Eile begraben „auf dem beth ha-kevaroth (Begräbnisplatz), wo man begräbt alle chajjavo mithoth beth din (vom Gerichtshof zum Tode Verurteilten)". Dieſer Begräbnisplatz liegt me ha-schiloah (beim Teiche Siloah), und daneben befindet ſich der Garten Levanon, der von Jehudah gimaah (dem Gärtner) gepflegt wird. Nun iſt aber das Waſſer des Siloah ausgetreten und dringt durch ein Loch in den Garten ein. Der Gärtner weiß ſich nicht zu helfen, da der Sabbath eben beginnt, wo er die Hände nicht mehr zu einem nützlichen Werke regen darf. Da ergreift er in ſeiner Verlegenheit den Leichnam des Gerichteten, der nun glücklich den Garten vor Überflutung ſchützt.

Inzwiſchen ſtimmen die Anhänger des Jeſchu die Totenklage an.

Auch Tags darauf, am Sonntag, gehen sie nach der Begräbnisstätte hinaus; als es aber einem von ihnen einfällt, sich nach dem Leichnam umzusehn, finden sie das Grab leer.

Nun durchfliegt die Kunde von der Auferstehung das Land. Die Königin ist wieder geneigt an die Göttlichkeit des Jeschu zu glauben und erklärt den Schriftgelehrten, daß auch sie von der Wahrhaftigkeit der Auferstehung überzeugt sei, wenn es ihnen nicht gelänge, den verschwundenen Leichnam herbeizuschaffen. —

Nun geht es an ein Heulen und Klagen im Volke Israel. Ein großes Fasten wird ausgeschrieben, und alles wird um und um gewendet. Aber der Leichnam bleibt verschwunden.

Da geht Rabbi Thanchuma eines Tages nach dem Garten Levanon hinaus, und sieht, wie Jehudah, der Gärtner, behaglich sein Mahl verzehrt, während das ganze Volk Israel ob des verschwundenen Leichnams fastet. Das erscheint ihm verdächtig, und gar bald entdeckt er auch den Leichnam, der nun hervorgezogen und im Jubel durch die Straßen geschleift wird.

Hier wäre nun eigentlich die Geschichte Jeschu zu Ende. Aber unser Erzähler fügt hier noch einen Anhang an, eine Art jüdischer Apostelgeschichte, (Maasèh Apostolim), die, wenn auch mit Abweichungen, in allen Tholdoth vorhanden ist.

Nach unserem Berichterstatter verlassen die zwölf Apostel erez Jisraël (das Land Israel). Dreie gehen in das Land Erd (èred? = Elend), „drei seinen gegangen in Land Arminja, dasch is Teitschland (Deutschland)", drei wenden sich nach Rom und drei nach Spanien. Sie wurden aber alle gefangen genommen, zu gewaltsamem Tode verurteilt und hingerichtet.

Trotz alledem minderten sich unter den Juden die Anhänger des Jeschu nicht; im Gegenteil, sie mehrten sich: „da war kein Zahl zu sie" (sie waren unzählig). Und zwischen den altgläubigen Juden und den nozrim (Nazarener-Christen) war ewig Streit und Fehde, so daß dadurch die Ruhe des Landes und der Gottesdienst gefährdet waren. Diesem Übel suchten die Schriftgelehrten und Pharisäer abzuhelfen und hielten deshalb eine große Beratung zu Teberja (Tiberias). Hier beriefen sie nun einen Mann, namens Eliahu (Elias). Dieser mußte wiederum in den Tempel gehen und vermittelst des von Jeschu und von Judas Asskirmiah angewandten Kunstgriffes wiederum das Schem lernen. „Un diesem nennen die nozrim Polis (Paulus)."

Dieser Eliahu-Polis soll nun die Scheidung zwischen Juden und Christen vollziehen, damit die verhaßten Anhänger des Jeschu endgültig aus dem Staats- und Religionsverband der Juden ausgeschieden würden. Paulus lernt den Schom, geht zu den Christen, bei denen er sich durch die seiner-

zeit von Jeschu vollbrachten Wunder als ein Abgesandter des Auferstandenen legitimiert, und verkündet ihnen dann, daß Jeschu seinen Getreuen befehle, alle alten von Moses und dem Gesetz gebotenen Gebräuche abzulegen.

„Ach (auch) lasset er eich sagen: Itlicher (jeglicher) Mensch, der will bei ihm seiu lo-olam ha-ba (das ewige Leben), der soll sich asthum (abwenden) von Kelal Jisraël (Volk Israel) un soll sich gar nit zu sie behesten, denn sorwahr mein Vater von (im) Himmel [so sagt er] hat sie vor unwerdig (hält sie für unwürdig) un hat seint sie (ist ihnen seind) un will nit mehr haben ihr Diensicht (Gottesdienst) von ihr Eltern."

Es sollen also von den Christen keine Neumonde mehr gefeiert werden, an die Stelle des Sabbath tritt der Sonntag. Statt pessach (Passah) soll kesach gefeiert werden, „das is der Tag, das (ß) er is aus sein kever (Grab) verloren worden;" statt schevnoth (Wochenfest) Pfingsten, statt rosch ha-schanah (Jahresanfang) Neujahr (= Kreuzauffindung) u. s. w. u. s. w.

Die Predigt des Paulus ist von großem Erfolg begleitet, und die Abtrennung der Christen von den Juden vollzieht sich.

Asubald as die perizim u-reschae Jisraël (Thunichtgute und Bösewichter in Israel = Christen) das haben geheert, haben sich alle asgescheiden (getrennt) von kelal Jisraël. — Un dieser Eliáhu, der hat gemachet die chukkim lo tovim (nicht-guten Satzungen, nämlich der Christen). Hat ihm ha-schem jithbarech (Gott der Gebenedeite) alles mochel gewest (verziehen), und Eliáhu hat soche gewest (gewürdigt worden), olam ha-ba (das künftige Leben) zu haben, weil er hat gemachet, das sie haben sich asgescheiden von Jehudim. Un dem Eliáhu heißen die nozrim (Christen) Poëlis (Paulus). — Un nachdem das er hat sie (ihnen) gemacht dem jessod (die erste Grundlage gegeben), da haben sich alle asgescheiden von Israel, alle die sich haben lossen verfihren von ihm, alle perizim u-poschee Jisraël un minim (Ketzer; — meist Name der Judenchristen), mikkelal Jisraël (von der Gesamtheit Israels) un is ba-J. h. v. h. (durch den Herrn) batel (zu Ende) gewest alle machaloketh (Zwist, Parteiung). —"

Damit schließt das Tholdoth-Buch, das gewiß als hochinteressantes Dokument jenes merkwürdigen Volkes gelten kann, das leider immer noch viele seiner Schriften ängstlich geheim hält. Ich sage „leider", denn es ist meine feste Überzeugung, daß gerade infolge dieser Geheimniskrämerei jene absurden Sagen entstehen, die zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts immer und immer wieder auftauchen und dann in jenen halb widerlichen, halb lächerlichen Ritualmordprozessen ihren Ausdruck finden.

In jenen finsteren Zeiten, wo die Juden in den engen dumpfen Gassen des Ghetto eingesperrt wurden, wenn die Weihnachtsglocken vom Dome erklangen und die Christfreude mit ihrem „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" in die Häuser der Bürger einzog, — ja damals holte wohl der verachtete, verfolgte jüdische Hausvater das Tholdoth-Buch aus seinem Verstecke hervor und begann, während die Christen dem Weihnachtsevangelium lauschten, den Seinen voll bitteren Hohnes vorzulesen vom mamser ben ha-niddah.

Die Tholdoth-Bücher sind häßliche Ausgeburten einer finstern Zeit, sie sind Ausgeburten der jüdischen Volks- und Rabbinerphantasie, die sich hier nicht nur geschmacklos und zum Teil schmutzig, sondern auch, trotz aller Phantastik, im Grunde doch recht erfindungsarm zeigt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß ohne den liebloſen Verfolgungseifer der Christen niemals jene ungeheure Bitterkeit in diese Werke Eingang gefunden hätte, von der sie nun ganz durchtränkt sind. Andererseits ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kunde vom Vorhandensein solcher geheimen christen- oder vielmehr christusfeindlichen Schriften schon in früher Zeit durch die Ghettomauern durchsickerte und bei den abendländischen Völkern jene merkwürdigen Sagen erzeugte von geheimen, den Blutritus und den Christenmord predigenden Ritualschriften der Juden; denn die Phantasie des Volkes bauscht das Unzugängliche und Geheimnisvolle gerne ins Ungeheuerliche auf. Und so mögen diese Schriften indirekt wieder Veranlassung zur Bedrückung der Juden gegeben haben. Doch jene finstern Zeiten sind vorbei und mögen für ewig begraben sein. Und wenn heute nun die alten Tholdoth-Bücher ans Tageslicht treten, so können wir sie leidenschaftslos betrachten und erkennen, daß es sich in diesen Schriften weder um Opferblut noch Christenmord handelt, sondern eben nur um Sagen und Legenden, wie sie jedes Volk besitzt, und wie sie — heiter oder finster — die lichteren oder dunkleren Zeiten gebaren. Darum wäre es auch wünschenswert, wenn sich endlich unsere Hebraisten an die Riesenaufgabe einer getreuen und gut erläuterten Übersetzung des Thalmud wagen würden, der noch immer von so vielen mit unheimlichem Grauen betrachtet wird, und in dessen Blättern der Aberglaube blutige Geheimnisse vermutet, die nirgends darin vorhanden sind. Eine gute Thalmudübersetzung würde darthun, daß wir es auch hier nur mit den aufgestapelten Weisheitsschätzen eines absonderlichen Volkes zu thun haben, mit Sprüchen, Fabeln, Parabeln, philosophischen Sentenzen und endlosen gelehrten Kommentaren in des Wortes langweiligster Bedeutung.

Zieht diese alten Gespenster ans Licht hervor — und sie zerfallen in Staub und Asche — in ein Nichts.

Anlässlich des „Hymnus an das Leben" von Fr. Nietzsche.

Von Josef Hofmiller.
(Freysing.)

I.

Der „Hymnus an das Leben", die einzige bisher veröffentlichte Komposition Friedrich Nietzsches, erschien in Partitur bei Fritzsch in Leipzig bereits im Jahre 1887. Der Aufsatz Georg Brandes', in dem zum erstenmale der Versuch gemacht wurde, das Gesamtwerk des Philosophen nach seiner Entwickelung und Bedeutung zu fixieren, wurde 1888 in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht und erwähnt die Komposition mit einigen Worten, doch nur vom philosophischen, nicht vom musikalischen Standpunkt aus. Inzwischen sind sechs Jahre verstrichen, ohne daß irgend eine einigermaßen brauchbare Besprechung des Werkes erfolgt wäre. Aufgeführt wurde der Chor erst einmal, und zwar in Annaberg am 19. Oktober 1893, dank der Anregung des unermüdlichen und um das Lebenswerk Nietzsches hochverdienten Komponisten Peter Gast. Der Umstand, daß die Verlagsfirma E. W. Fritzsch sich endlich entschlossen hat, den Klavierauszug herauszugeben und die Komposition dadurch einem größeren Publikum zugänglich zu machen, bietet uns einen willkommenen Anlaß, einige Bemerkungen über das Werk und anläßlich des Werkes in dieser Zeitschrift niederzulegen, in der von allen deutschen Zeitschriften Nietzsches Bedeutung am öftesten und eindringlichsten betont worden ist. Es leitet uns hierbei durchaus nicht der Ehrgeiz, unsererseits etwas „einigermaßen Brauchbares" zu bringen, sondern lediglich der Wunsch, Würdigere und Einsichtsvollere auf das Werk aufmerksam zu machen; niemand wird glücklicher sein als wir, unsere Arbeit recht bald und oft durch bessere Leistungen in den Schatten gedrängt zu sehen; einstweilen nehme man diesen bescheidenen Versuch mit nachsichtiger Güte auf!

Es mag vielleicht manchem nicht unerwünscht sein, den Wortlaut des Gedichtes kennen zu lernen. Wir lassen denselben hiermit folgen.

II.

„Gewiß, so liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, rätselvolles Leben!
Ob ich gejauchzt in dir, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben,

Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt,
Entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme,
Wie Freund sich reißt von Freundes Brust,
Mit ganzer Kraft umfaß ich dich!
Laß deine Flamme meinen Geist entzünden
Und in der Glut des Kampfes mich
Die Rätsellösung deines Wesens finden!
Jahrtausende zu denken und zu leben,
Wirf deinen Inhalt voll hinein!
Hast du kein Glück mehr übrig, mir zu geben,
— Wohlan, noch hast du deine Pein“ . . . . . .

III.

Stünde mir doch in diesem Augenblicke die Feder eines E. T. A. Hoffmann zu Gebot und könnt' ich, wie er, die verzauberten Schönheiten krauser Partituren mit goldnen Worten locken und ihnen traumhaft wundersame Kunde von unerhörten Geheimnissen entreißen, oder wie Schumann in zarten und doch sicheren Linien den ganzen Bau einer Komposition bis ins feinste Glied wiedergeben, wie Liszt mit liebkosender Hand einem Stück all seine glückseligen Heimlichkeiten abschmeicheln und alles bunte Sonnengeflirr in leise rauschenden Zweigen und die zitternden Zärtlichkeiten sommernächtiger Träume . . . . . .

Kennt ihr jenes wundervolle Blatt Max Klingers, „An die Schönheit“ benannt? Erinnert ihr euch des unendlichen Meers und der feierlichen Waldlandschaft und des Menschen, der von all dieser stillen und hohen Schönheit bezwungen, niedergesunken ist und sein Antlitz gegen die alte, ungeheure See wendet und nimmer müde wird, ihre schauerliche Erhabenheit auszukosten . . . . .

In ähnlich feierlicher Stimmung steht Nietzsche in diesem Werke vor uns, nur daß er nicht überwältigt ist, daß er nicht kniet, — aufrecht und kraftvoll steht er, forschenden und zugleich dankbaren Blicks, ruhig und groß, wie einer, der einen großen Sieg erfochten hat und nun sein Auge in dämmernde Zukünfte bohrt. So hatte er einst in der „Fröhlichen Wissenschaft“ in überströmender Lust gejauchzt:

„Nein! Das Leben hat mich nicht enttäuscht! Von Jahr zu Jahr finde ich es vielmehr reicher, begehrenswerter und geheimnisvoller, — von jenem Tage an, wo der große Befreier über mich kam, jener Gedanke, daß das Leben ein Experiment des Erkennenden sein dürfe — und nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängnis, nicht eine Betrügerei! — Und die Erkenntnis selber:

mag sie für andere etwas anderes sein, zum Beispiel ein Ruheakt oder der Weg zu einem Ruhebett, oder eine Unterhaltung, oder ein Müßiggang, — für mich ist sie eine Welt der Gefahren und Siege, in der auch die heroischen Gefühle ihre Tanz- und Tummelplätze haben."

Wir hatten, aus Furcht, unsere Begeisterung möchte ein unbefangenes Urteil hindern, die Komposition einem Freunde zugeschickt, von dem wir wußten, daß ihm Nietzsches Stellung zu Wagner durchaus nicht sympathisch ist, von dem wir aber ebenso unfehlbar sicher überzeugt sein durften, daß er mit angeborner Ehrlichkeit und Strenge in künstlerischen Dingen über das Werk urteilen werde. Wir empfingen darauf folgende Antwort von ihm:

„Das ist vor allen Dingen das Werk eines Musikers, nicht eines Dilettanten; das ist auch kein Opus Eins. Nur nach langer Selbstkritik, nach strengem Prüfen, Verwerfen, Sichten erreicht ein Musiker diese Gewandtheit und Gedrungenheit in der Form. Das ist alles einfach, kurz, präzis; kein Takt überflüssig; organische und geschlossene Form. Das ist ein absolut fertiges, reifes Werk; nur ein wirklicher Musiker hat diese stolze Bescheidenheit in der Wahl der Ausdrucksformen erlangt; ein Dilettant würde zu einem derartigen Text nie diese merkwürdig zurückhaltende, fast hieratisch feierliche Musik schreiben. Ferner: Das Werk ist durch und durch selbständig empfunden und erfunden, eine ganz originelle und von jeder Nachahmung freie Tonsprache. Die Stimmführung ist von der Art, wie im „Schicksalslied" von Brahms. Der vierstimmige Satz ist rein und sicher, die Orchestrierung hat vollauf genug mit dem klassischen Orchesterapparat (ein Dilettant würde unbedingt überladen und erstickend instrumentiert haben). Endlich: Das Werk klingt; es ist keine tote, keine Papiermusik, es sind nicht bloß Noten. Manche Stellen sind geradezu wunderschön. Alles in allem: Aufführen! Aufführen! Das Werk ist es wert."

Wir haben diesem Urteile eines Musikers von Beruf nichts hinzuzufügen; wir wollen sein sparsames Lob nicht durch lauteren Preis in seiner Wirkung schwächen. Wir möchten nur auf ein paar feiner Züge noch hinweisen, z. B. auf die eigentümliche Harmonisierung gegen das Ende der dritten Seite, auf die Harmonien am Ende der ersten und zweiten Zeile des Gedichtes, auf die höchst originellen und energischen Schläge vor der Stelle „ob ich gejauchzt in dir" 2c. 2c. Wer das Werk genauer ansehen wird, kann eine Fülle solcher Feinheiten entdecken.

IV.

Wir können es uns nicht versagen, noch einiges anläßlich der Dichterin des „Hymnus an das Leben" zu bemerken. Es ist dies Frau Lou Andreas Salomé, die einige Jahre lang mit Nietzsche einen, soweit die bisher

veröffentlichten Briefe des Philosophen darauf schließen lassen, sehr lebhaften Briefwechsel führte. Ein Denkmal dieser Freundschaft ist auch der Text unserer Komposition, an dem Nietzsche lediglich ein paar Retouchen vorgenommen hat. „Das wäre so ein kleines Weglein, auf dem wir beide zusammen zur Nachwelt gelangten — andere Wege vorbehalten," schreibt Nietzsche einmal an sie über das Werk. Wir bezweifeln, ob er unter diesen „anderen Wegen" auch die Möglichkeit einer Publikation der genannten Dame über „sein Wesen, seine Wandlungen und sein System" in Erwägung zog; jedenfalls bedauern wir, daß dieses Buch erschienen ist; wir bedauern dies um so lebhafter, als das Buch in jeder Beziehung unglaublich geschickt und elegant gemacht ist; bliebe nur Eines: philosophisches Verständnis und wirklicher psychologischer Tiefblick, was dem Werke leider abgeht. Wir bestreiten die Richtigkeit jeder Behauptung in dem Buche, wir leugnen die Exaktheit jeder einzelnen Beobachtung; die zitierten Briefe Nietzsches selbst erscheinen uns sehr willkürlich und in majorem auctoris gloriam verstümmelt. Wir hoffen, bald mit dem Buche gründlich abrechnen zu können. Einstweilen jedoch müssen wir abwarten, bis die im Auftrage der Angehörigen in Aussicht gestellten wirklich authentischen Aufschlüsse über Nietzsches Leben veröffentlicht sein werden. Es bleibt nur übrig, möglichste Beschleunigung der Gesamtausgabe zu wünschen. Einstweilen verweisen wir auf den achten Band derselben, der das erste Buch der „Umwertung aller Werte" enthält — ein Buch, so ungeheuer, so großartig, wie alle hundert Jahre eines geschrieben wird, eine radikale Abrechnung mit allem, was decadent und morsch ist, — in seiner Art auch ein „Hymnus an das Leben . . . . ."

Frohschammers Weltphantasie.

Von Oskar Hellwieg.

(München.)

In der ersten Hälfte der sechziger Jahre war Frohschammer in München eine bekannte Persönlichkeit. Namentlich waren es seine gegen die römische Kirche gerichteten Streitschriften, welche damals und schon ein Jahrzehnt früher die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen streitbaren Geisteskämpfer gelenkt hatten. Als er der Welt in seinem Hauptwerke (die Welt-

phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses) den gigantischen Gedankenbau seines philosophischen Systems zeigte, zollten ihm viele in Anerkennung und Würdigung der Größe und Bedeutung dieses Systems gerechten Beifall, viele hatten für Frohschammers großartige Gedanken nur ein Kopfschütteln, nur wenige machten sich mit seinem kühnen Systeme bekannt. Die römische Kirche suchte durch ihren Bannstrahl dieses hochragende Gedankengebäude zu vernichten, aber dieser Strahl beleuchtete nur, was er vernichten sollte und das allgemeine Interesse an Frohschammer wurde auf solche Weise nicht erstickt, sondern geschürt. Einst stand dieses Gedankengebäude im Vordergrunde des allgemeinen Interesses, von den verschiedensten Seiten von der Tageslitteratur beleuchtet, heute steht es einsam und verlassen im Dunkel der Vergessenheit, und doch würde es verdienen, ins vollste Licht gestellt zu werden. Dieses System bietet ja eine philosophische Weltanschauung, welche die Quintessenz der Wissenschaften unserer Zeit ist. Wohl von jeher wurde von den Denkenden eine objektive Bildungskraft anerkannt, aber verschiedenartig aufgefaßt und benannt. Der eine Philosoph nannte das Feuer das Weltprinzip, ein anderer das Wasser (Thales v. Milet), ein dritter Denken und Ausdehnung (Hegel). Frohschammer erkannte alle bisher aufgestellten Systeme als einseitig und unvollkommen und schuf ein neues System. Er hatte schon im Jahre 1854 mehrere Werke über „die Bedeutung der Phantasie in der Philosophie des Aristoteles" veröffentlicht, sich aber gleichzeitig — er war Professor für Philosophie seit 1854 — eifrigst mit naturwissenschaftlichen Studien befaßt. Nur ein Philosoph, der gleichzeitig sowohl Philosophie als Naturwissenschaften geistig umspannte, konnte jenes System schaffen. Es sei in nachstehendem versucht, dieses System in seinen Grundzügen darzulegen.

Wir nehmen durch unsern Geist von den wirklichen Dingen gewissermaßen Photographien ab, indem wir von den Dingen Vorstellungen bilden. Angenommen, wir betrachten eine reizende Thallandschaft und nehmen das Bild derselben in unsern Geist auf, Teil für Teil. Zunächst den Thalgrund, dann die das Thal begleitenden Hügelreihen, ferner den Fluß, der das Thal durchfließt, bei weiterer Betrachtung auch Bäume, Sträucher und Blumen, ferner Tiere und Menschen, welche in dem Thale sich finden. Unser Geist vermag diese einzelnen Bilder, welche er nach und nach von den Dingen abnahm, zu einem großen Gesamtbilde zu vereinigen. Dieses Gesamtbild ist das geistige Abbild, gewissermaßen die geistige Photographie des wirklichen Thales mit seinen Hügeln, Pflanzen, Tieren und Menschen.

Dieses Thal entstand vielleicht einst durch Spaltung einer Gebirgskette bei einem Erdbeben, der Fluß grub sich in dem Thale ein Bett und nagte dasselbe immer weiter aus, an den Ufern des Flusses und an den Thal-

wänden ſiedelten ſich Pflanzen an, zunächſt ſolche niederer Ordnung, dann höhere, ſpäter fanden ſich Tiere ein, und zuletzt der Menſch. Frohſchammer ſchloß nun folgendermaßen: Das wirkliche Thal mit allem was darin iſt wurde geſchaffen durch Naturkräfte mannigfachſter Art. Die Vorſtellung des wirklichen Thales, als das geiſtige Abbild desſelben, ſchuf unſere Phantaſie. Jene Bildungsmacht nun, welche das Original ſchuf, muß jener Kraft ſehr ähnlich ſein, die das Abbild ſchuf. Die Produkte ſind ſehr ähnlich, folglich müſſen auch die produzierenden Kräfte ſehr ähnlich ſein. Frohſchammer nannte auf Grund dieſer Ähnlichkeit die objektive Bildungsmacht nun Weltphantaſie. Die Gebilde unſerer Phantaſie ändern ſich fort und fort. Das Bild des Baumes, den wir geſtern geſehen, ſtellen wir uns heute anders vor, als vor 24 Stunden, und morgen wieder anders als heute. Wir können uns den Baum vorſtellen als kleine Pflanze und als mächtigen Baum, im grünen Blätterſchmucke und mit kahlen Äſten und Zweigen, blühend ſowohl als fruchttragend. So wie in unſerer Phantaſie die Bilder der Dinge ſich fort und fort ändern an Farbe und Form, ſich gegenſeitig ergänzen und ſtützen, zerſtören und wieder neue Verbindungen eingehen, ſo ſind auch die Dinge außer uns einem fortwährenden Wechſel unterworfen. Hier wie dort iſt ein ewiges Bilden und Zerſtören, Aufbauen und Niederreißen, Werden und Vergehen. Goethe hat in ſeiner Dichterſeele geahnt, was Frohſchammer wiſſenſchaftlich klar ausgeſprochen und begründet hat. Oft citierte Frohſchammer noch im letzten Winter-Semeſter, das Walten der allgemeinen Bildungsmacht ſchildernd, das große Goeth'ſche Wort:

„In Lebensfluten, in Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhle der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Unweiblich.

Von Andrea Pauloff.

(Würzburg.)

Die großen Geſetze der Vererbung und Anpaſſung leuchten uns mit unwiderſtehlicher Klarheit in die ſo lang verſchloſſenen Geheimniſſe des organiſchen Werdens.

Das pſychiſche Leben, auf der Baſis des organiſchen entwickelt, iſt mit ſeinem Werden und Wachſen den ſelben Geſetzen unterworfen. Und ſo können wir die Forderungen der Sitten verſchiedener Kulturperioden als Reſultate einerſeits der Summe durch Generationen vererbter Erfahrung und andrerſeits der durch das Milieu den Individuen aufgedrungenen Anpaſſung begreifen.

Je enger der Kreis, in dem das Leben die Menſchen feſſelte, von deſto längerer Dauer waren die Gewohnheiten, welche die Geſellſchaft als Geſamtorganismus zu ihrer Daſeinsnotwendigkeit machte, und denen die Einzelnen ſich anpaſſend unterordnen mußten.

Und bei der langſamen geiſtigen Entwicklung der Menſchheit iſt aus dieſer langen Kette vererbter Einwirkung ein ſtarres Feſthalten an einmal notwendig geweſenen Geſellſchaftsbedingungen verſchleppt, das unſerer Periode ſchnelleren Vorwärtslebens noch immer mit eiſerner Zähigkeit anhängt und die hochgehenden Entwicklungsbedürfniſſe des modernen Menſchen mit abgelagerten Gedächtnisreſten aus überwundenen Werdephaſen gewaltſam zurückdämmen möchte.

Doch das große Licht der neuen Wiſſenſchaft hat eine neue große Freiheit geſchaffen, und der lebensfähige Keim unſerer geiſtigen Weſenheit dehnt und ſtreckt ſich dieſer Freiheit entgegen.

Und was am längſten gefeſſelt war, das ſtrebt nun mit der Gewalt aufgeſpeicherter Kraft gegen den lange ertragenen Druck.

Die Pſyche des Weibes, ſo lange im Dunkeln gehalten, will ans Licht.

Aber dieſes Dunkel und dieſe Feſſeln waren durch ſo viele Generationen das ihr zugewieſene Bereich, waren durch viele Jahrhunderte als geſellſchaftliche Notwendigkeit anerkannt und den Geſchlechtern durch das Gedächtnis des Blutes ins Bewußtſein übergegangen, daß alles, was von Zeit zu Zeit in kleineren oder größeren Stößen als neue Forderungen höher differenzierter Individuen an die Oberfläche trat, den heftigſten Widerſpruch der großen Maſſe fand — und mit dem Worte „unweiblich“ iſt von jeher

jeder Verſuch des Weibes, ſich vom Althergebrachten, Überlebten loszumachen, in den Bannkreis des Lächerlichen und Verächtlichen gezogen worden. —

Unter fortwährenden Feindſeligkeiten und ſtichelnden Angriffen — nicht zum wenigſten von ihrem eigenen Geſchlecht — hat ſich die weibliche Hälfte der Geſellſchaft Schritt für Schritt eine freiere Bewegung erkämpfen müſſen.

Im engſten Kreiſe des Hauſes, hinter der ſchnurrenden Spindel, als gehorſam ſchweigende Hausehre, war die Frau ſo vielen Generationen der Typus des Weibideals, daß die Welt aus den Fugen zu gehen ſchien, als ſie ſich immer weiter von dem engen Ringe ſtumpfſinniger Anfäſſigkeit entfernte.

Und jeder neue kleine Schritt, jede ungewohnte Bewegung wurde als „unweiblich" gebrandmarkt. Was iſt nicht alles ſchon ſo genannt worden. — Wie lange galt es für unweiblich, irgend eine körperliche Übung zu betreiben — Turnen, Schwimmen, Schlittſchuhlaufen, ja ſogar das bloße Spazierengehen erregte unſern Großeltern noch ſtarkes Kopfſchütteln. Allein reiſen, die Männer in Reſtaurationen begleiten — Bier trinken — es iſt noch nicht allzu lange her, daß dies für mehr als unweiblich — für unanſtändig — galt.

Doch da ſich Mutige fanden, die dieſem Kopfſchütteln keinen Einfluß auf ihre fortgeſchrittenere Einſicht geſtatteten, hörte es allmählich auf — und das Schreckliche von Einſt iſt heute etwas Selbſtverſtändliches geworden.

Durch dieſe mühſam erkämpfte größere Freiheit der Bewegung aber iſt die Einſicht und Erkenntnis mit Rieſenſchritten gewachſen und hat das Weib bisher um dieſe Freiheit der Bewegung gekämpft, ſo ſind es jetzt ganz andere höhere Ziele, wonach der lebendig gewordene Entwicklungsdrang ſie greifen läßt.

Daß dies Verlangen aber, zur Erreichung der höchſten Güter der Menſchheit mit dem Manne gleichberechtigt zu ſein — die Höhe der Unweiblichkeit erreicht, iſt noch einem ſehr großen Teile der Geſellſchaft eine unerſchütterliche Überzeugung. —

Im Lichte der großen Naturgeſetze iſt dies verſtändlich; denn noch iſt dieſe Forderung der großen Maſſe zu neu, um Altes, Hergebrachtes zu überwinden. Dieſer Gedanke muß ſich erſt durch einige Generationen hindurch weiter vererben, währenddes die großen Evolutionen, die ſich immer erſt in wenigen, genialen Individuen vollziehen, ein neues Milieu ſchaffen, denen ſich das nachkommende, mit neuen Erkenntniſſen befruchtete Geſchlecht anpaßt, um alsdann die Kämpfe der vorbereitenden Bewegung kaum mehr begreiflich zu finden.

Aus der Einſicht in die Geſetzmäßigkeit des Verlaufes dieſes Kampfes

ſtählt ſich der Mut zum Ausharren in demſelben. Das Vorurteil der Menge muß durch das Urteil der Wenigen beſiegt und zu neuer Erkenntnis umgearbeitet werden.

Durch den leichtfertigen und billigen Vorwurf der Unweiblichkeit ſoll ſich niemand abhalten laſſen, der großen Sache der Frauenfrage ſeine Dienſte zu weihen. Denn das Unweibliche von heute wird zu neuer Blüte der höchſten Weiblichkeit — vielleicht ſchon morgen.

Beſchauliche Briefe eines Münchener Eremiten.

Zweiter Brief.

(Dieſer Brief hat zwei Hälften, denn er iſt ſehr lang, aber gar nicht langweilig, er handelt nämlich von den Sünden ſeines Autors, von einem Brunnen, der keiner iſt, und von einem, der einer iſt, vom Hochgebirge im Winter, von Heiene Böhlau und Gerhart Hauptmann, fürderhin noch von den Vorzügen und der Achillesferſe Paul Heyſes, den Rembrandthüten Adolf Wilbrandts und den langen Haaren Hermann Linggs, vom guten Charakter M. G. Conrads und den Herzenseigenſchaften Conrad Albertis, und nachdem er endlich bei Wilhelm Jordan angelangt iſt, geht ihm bei Richard Wagner die Puſte und der Verſtand aus.)

Erſte, beſſere Hälfte.

Partenkirchen (Oberbayern), Januar 1895.

O weh mir armem Erdenkloß,
O weh mir altem Menſchenſchund,
Wie iſt doch meine Sünde groß,
Was bin ich für ein Lumpenhund.

O heiligſter Imanuel,
Komm, leg Dich in mein Bette
Und rette meine arme Seel,
O rette, rette, rette!

Dieſes von echt chriſtlichem Geiſte getragene Geſangerl, das ſchon zu jenen Zeiten, wo man Ketzer briet, Dirnen, Räuber und Raubmörder kanoniſierte, ſich zwei Mal im Jahre wuſch und das aurum potabile, das Transmutationspulver und den Stein der Weiſen ſuchte, ſo manche arme Seele erbaut hat — dieſe Perle chriſtlich-germaniſcher Kunſt will mir nun ſchon ſeit acht Tagen nicht mehr aus dem Sinn. O Abba, Abbas jammere ich. O Schaddai jischmereni, Schaddai jazznilei, Schaddai ja asreni

ſtöhn ich zerknirſcht. Ich bin ſchlecht, ich bin ſündhaft, ich bin der Hölle verfallen. O mich ſchaudert, mich gruſelt, Schauer durchläuft mein Gebein. Ich ſeh' es ſchon vor mir, das große Höllenbrühfaß der Gehenna, von dem die heilige Bibel mir in der Kindheit allerlei Liebliches ſang.

Es iſt ein großer, großer Keſſel, viel größer als der Starnberger- oder Würm-See und der große oder ſtille Ocean zuſammengenommen. Und er iſt ganz angefüllt mit warmem Waſſer von 45 Grad Reaumur, und man badet doch ſonſt höchſtens im Waſſer von 28 Grad. Und in dieſem Waſſer ſitzen in adamitiſchem Naturzuſtande die armen Seelen, die Depots unterſchlugen, ihre Väter oder Onkel totmachten, Wein verwäſſerten oder Verſe ſchrieben. Und da ſind viel tauſend kleine Teufel mit boshaften Geſichtern und ſchwarzen Pferdefüßen. Und die kleinen Teufel ſchleppen kleine Eimer voll glühendem Schwefel und ſiedendem Pech herbei und gießen ſie den armen Seelen über den Kopf. Und die armen Seelen ſchreien und brüllen und wenn ſie gar zu laut brüllen, ſo kommt des Teufels Großmutter und kneift ſie in die Leuden. Und man hat kaum Zeit, ſich die Körperproportionen ſeiner Nachbarin anzuſehn. — Mon Dieu, in was für eine erleſene Geſellſchaft bin ich da geraten! Lauter liebe, gute, alte Bekannte! Eigentlich befindet ſich die ganze Ariſtokratie des Geiſtes, die ganze haute volée der Wiſſenſchaft in der Hölle der Gläubigen. Da ſind allerlei Leute, die ich hier am wenigſten vermutete. Den Homer beim Achill zu ſehn wünſchteſt Du, o großer Alexander, der Du die Welt zu erobern ausgingſt von jener Stätte, wo heute der kleine Alexander ſich mit ſeiner Skuptſchina herumſchlägt!? O, ich ſehe ſie alle beieinander, Homer, Sophokles, Schiller, Shakeſpeare, Newton, Darwin, Sokrates und Plato. Ja, es läßt ſich leben in der Hölle! In meiner nächſten Nachbarſchaft befinden ſich die Damen Helena, Aſpaſia, Laïs, Lady Hamilton, Lola Montez und Milka Ternina vom Münchener Opernhaus. — Ihr gräßliches Geſchrei ſtört mich in der Betrachtung eines ernſten und hohen Mannes mit ſounigen Augen und einer Stirn, die der Thronſitz welterlöſender Gedanken ſcheint, — das iſt Wolfgang Goethe. Auch der befindet ſich im großen Brühfaß, fragt nur beim Landeskonſiſtorium an. Und daneben der herrliche Jüngling mit dem apolliniſchen Gliederbau iſt ein gewiſſer Alkibiades; er gehört in die Hölle des Chriſteuglaubens, weil er ſtatt vor ſchwarzen Talaren vor der nackten Venus ſeinen Gottesdienſt verrichtete. Und der Kleine dort mit dem mächtigen Geniushaupt iſt Arthur Schopenhauer. Der trug auch die Fackel der Aufklärung, und ſo fielen ihm ihre Schnuppen auf die Finger. Und da hinten der unſelige Mann mit dem unruhvoll flackernden Blick iſt der arme Nietzſche, unheilig, aber ehrlich. Und ſeitlich befindet ſich ein Separatkeſſel, ſo groß etwa wie der Gardaſee. Und darinnen ſind die armen Seelen,

die zu Separatſtrafen verdammt ſind. Das iſt eine phantaſtiſche Geſellſchaft! Da iſt Siſyphus mit dem Kalkſtein, der ſo oft beſungen wurde, an dem ſo oft ſchon Waſſer abgelaſſen iſt, und Tantalus mit dem wundervollſten Menu von Hiller (Poularde, Caviar, Auſtern und Sauerkraut) vor der lechzenden Naſe, und die Danaïden mit ihrem Regenfaß und daneben Eduard von Hartmann. Der iſt dazu verdammt, tauſend Jahre hindurch die „Philoſophie des Unbewußten" vorgeleſen zu bekommen, mag er ſich auch vor Qual krümmen wie ein Wurm.

Gräßlich, gräßlich! Alſo auch hier die Unlogik der Weltgeſchichte. Wenn einer den Himmel der Religion verdient hat, ſo iſt es doch dieſer Philoſophus.

Und neben ihm ein Israelit, namens Salomo, einſt König im Morgenland. Der kam wegen Vielweiberei hierher, die doch unanſtändig iſt, und iſt dazu verdammt, drei Jahrtauſende hindurch nur öſterreichiſche Cigarren zu rauchen. Tauſend Weiber hat er beſeſſen. Der hat's verdient! Na — ſo was dumm's! Und den Mann nennt man nun ſchon ſeit Jahrhunderten den „weiſen" Salomo! Und daneben befindet ſich Otto von Bismarck, der muß Grüneberger Ausleſe trinken, wird von Ernſt Scherenberg zur Strafe ſeiner Thaten angeſungen und muß jeden Tag die Hamburger Nachrichten leſen, und hat er das alles überſtanden, ſo kommt die alte Sarah Bernhardt und ſpielt ihm die Kleopatra vor. Und traulich an ihn gelehnt, den Arm um ſeinen Stiernacken geſchlungen, ſitzt Eugen Richter. Heimlich kneifen ſie ſich. Und drei kleine Extrateufel kitzeln Eugen Richter unter der Fußſohle, und Fräulein Meyer vom Berliner Schauſpielhaus küßt ihn. Und jämmerlich tönt ſein Gebrüll durch die ganze Hölle — denn er hat ein labiles Nervenſyſtem — das halt aber auch mal einer aus! Und zwiſchen den Brühwannen der Hölle hindurch ſchreitet lieblich lächelnden Angeſichts ein frommer Mann mit Hängewänglein, die von Salbung und chriſtlicher Demut trieſen, und dem folgt eine lange, lange Schar erwecklicher Geſtalten in ſchwarzen Talaren. Das iſt Adolf Stöcker. Er kommt direkt aus dem nebenan befindlichen Himmel und iſt vom Kniee Abrahams — auf dem er übrigens nur mit Selbſtüberwindung Platz nahm — wonnebebend herabgeſprungen, um ſich a biſſerl davon zu überzeugen, daß ſeine kühnſten Erdenträume ſich erfüllten, und die hinter ihm, das ſind alles Gebenedeite und Erlöſte, die den ganzen Tag der Maria im Schoße ſitzen oder liegen dürfen. Da ſind die beiden Hegel, Vater und Sohn, der Philoſoph und der Konſiſtorialrat, die ganz vorzüglich zu einander paſſen wie der Deckel auf ſeinen Topf, und Ignatius von Döllinger, der Dogmatiker, und der heilige Strontian und Schnapsnatus und tauſend andere. Und der eine heißt Meier und war Dompfaff in Poſemuckel, und der andere heißt Götze

und war Biſchof von Pillberg. Und die verteilen nun Traktätchen an die armen Seelen, und Döllinger und Hegel und Strontian und Stöcker ſtecken Wolfgang Goethen und Karl Darwin gnädiglich ein Abſolutionszettelchen in die Hand, das ihnen, wenn ſie brav thun, tauſend Tage Ablaß der Höllenbuße verheißt. Und Hegel klopft dem ſtöhnenden Schopenhauer hoheitsvoll auf den Rücken und ſagt: „Armer Narr! Du kennſt die Welt nicht!“ und Adolf Stöcker tätſchelt dem wimmernden Plato — Plato der äthergeborenen, zeusgenährten, himmelſtürmenden Flamme — gnädig die Achſel und vertröſtet ihn mit den herrlichen Worten des proteſtantiſchen Papſtes Martin Luther: „Ein Chriſt iſt ganz und gar Paſſivus, der nur leidet. Der Chriſt muß ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, geduldig ſchinden und drücken laſſen, weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, nehmen, drücken, ſchinden, ſchaben, praſſen und toben, wer da will, denn er iſt ein Märtyrer auf Erden.“ Und Papſt Innocenz oder Johann, oder ſonſt ein blutbefleckter beatifierter Malandrine und Menſchenſchinder giebt der zarten Kinderſeele Shelleys einen Fußtritt der Verachtung — zu den vielen übrigen Fußtritten, die ſie im Leben bekommen hat. Und Hauptpaſtor Götze von der Kirche zum blutigen Jeſuherz diktiert Friedrich Nietzſche zwanzig Roſenkränze zu. So ungefähr iſt die Gerechtigkeit im Jenſeits der Religion; alſo genau ſo, wie ſie auf Erden auch iſt. — Sokrates, der Alte, aber weiſt ſeinen Ablaßſchein kopfſchüttelnd von ſich und ſpricht: „i mog net; ihr ſeid mir viel zu laugweilig! — ſage einmal, o Baculus, was denkſt Du Dir über Öſterreich“ — und nun beginnt die bekannte ſokratiſche, erotematiſche Methode. Stöcker und Götze aber ziehn ſich ſchleunigſt nebenan in den Himmel zurück. — Na, und da iſt erſt eine gräßliche Geſellſchaft! Sakradi! Lauter ſelig gewordene Landesväter von Reuß und Lobenſtein und Kuhſchnappel und wirklich geheime und geheime wirkliche Räte und Konſiſtorialräte und Hofräte — grad als befände man ſich in einem Roman von Gregor Samarow oder in Rankes Weltgeſchichte; und die einen ſingen Choräle, und die anderen machen einen Skat, und wieder andere unterhalten ſich mit dem gräßlich langweiligen heiligen Joſef, der bekanntlich neben Graf Hochberg Schutzgott der weiblichen Keuſchheit iſt, und dem noch langweiligeren heiligen Veit, der bekanntlich ohne Beihilfe der Ehemänner Kinder beſcheren kann — der Schlaucherl, das kann ich auch und bin doch noch nicht heilig geſprochen! Und Heinrich Rickert lieſt aus Langerweile die ſüßen Eſprifeuilletons des unverdaulichen Herrn Theodor Wolff im „Berliner Tageblatt“, und die wackere Eugenie Marlitt küßt ihren Mops und ſchreibt für die „Gartenlaube“, und Paul Singer mit dem Pechpflaſter im verlängerten Rücken ſchwärmt für Gleichheit und Menſchenliebe und übt ſich in ihrer Bethätigung

vor der Hand an einer Konfektioneuſe, die er auf dem Schoß hält. — O mein Gott, und dieſe Gruppenbilder! Da lieſt Albert Träger ein Gedicht auf die Mutterliebe, und daneben ſtehen Julius Wolff und Herr von Wildenbruch. Und der Wolff tätowiert dem Wildenbruch mit Kohle, Zinnober und Bleiweiß die Landesfarben auf den Rücken, indeſſen dieſer auf dem Worte „Deutſchland" herumreitet und dabei großſpurig „hü hott, Pegaſus" ruft. — Und Kaiſer Wilhelm der Zweite reimt „beugt" auf „neigt": „O Ägir, Herr der Fluten, dem Nix und Neck ſich beugt." Und eine Muſikkapelle von 20000 Soliſten in Galauniform und 2000 Mann Orcheſter führt unter Begleitung von Dampforgeln, Glocken und Kanonen das neue Muſikſtück auf, natürlich auf den Knieen liegend. Und Heinrich Düntzer zählt bei einer Taſſe Kaffee die Hiaten in Goethes Fauſt nach. — Nein! nein! Außi möcht' ich! Da ſind alle, alle Leute, die mich ſchon auf Erden nur wenig intereſſierten. Die ganze Geiſtlichkeit, die ganze Junkerſchaft, die ganzen Börſenkreiſe, die ganze Liberalität der gefüllten Gänſebraten, der ganze neuhochdeutſche Parnaß. Einen Schnaps! — Ich will lieber ins Höllenbrühfaß neben Giordano Bruno und die ſchöne Helena. Bin ich doch auch ſicher, daß ich Dich, o ſüße Thereſe von gegenüber, die Du ſo ſchwach biſt im Glauben und in den Lenden ſo voluminös, ebenfalls dort wieder antreffe, und ohne Dich würde mir der Himmel eine Hölle ſein. — Das Leben iſt gerade jämmerlich beſchränkt, kleinlich und qualerfüllt genug; in ihm muß man ſich gerade genug unwillkommene Geſellſchaft gefallen laſſen — da will ich wenigſtens im Tode meine Gaudi haben. —

Teurer Leſer! Wenn Du bis hierher dieſe Höllenviſion verfolgt haſt, ſo thu' mir den einzigen Gefallen und rate mir für fünf Pfennig Porto, ob ich nicht gut thue, Naturwiſſenſchaft, Kunſt und Philoſophie endgültig an den Nagel zu hängen und Erzbiſchof zu werden. Bei Gott, ich habe eine theologiſche Schlagader. Vielleicht laſſ' ich mich wirklich noch herbei, Konſiſtorialrat zu werden. Oder wenn ich es gar zu einem der vielen Päpſte brächte? Jux auf der Alm! ich müßte einen Papſt abgeben! Ich würde zu den Päpſten gehören, die die Weltgeſchichte in ihr weltberühmtes „goldenes Buch" ſchreibt. O Gott, und mit welcher Wonne würd' ich einige meiner Bekannten aufhängen laſſen! und nach meinem Tode würd' ich ein Heiliger, vielleicht der Schutzpatron der tugendhaften Jungfrauen — da hätt' ich am wenigſten zu thun. Und mit welcher Inbrunſt würde man zu mir um — Vergebung bitten, und im Vergeben wär' ich groß. — — — Aber, warum Deine Höllenphantaſieen, warum die Zerknirſchung des Bewußtſeins Deiner Sündhaftigkeit? — Du kannſt fragen, teuerſter Leſer? Du ſelbſt biſt der Hintergangene, Dich, der Du fragſt, Dich hab'

ich betrogen. Je! ich habe eine ſchwarze Lüge ausgebrütet, ich habe mich einer Thatſachenfälſchung anzuklagen. — Erinnerſt Du Dich meines vorigen Briefes? O wie ſollteſt Du nicht! Da erzähl ich ein langes und breites von einem Marieenbrunnen, der auf dem Marieenplatz vor dem Münchener Rathaus ſteht. Das iſt auch ganz richtig ſo, aber erſtens hat der Brunnen nämlich kein Waſſer, und zweitens iſt er überhaupt gar kein Brunnen, ſondern nur eine lange ſpargelartige Marieenſäule. Bei Gott, ich weiß wirklich nicht, woher ich das Waſſer genommen habe? Ich habe wahre Reueparoxysmen. Wenn nun nach drei Jahrhunderten ein Kunſthiſtoriker in meinen bis dahin jedenfalls — verlegten Schriften forſcht und darin dieſen Marieenbrunnen entdeckt und daraufhin Ausgrabungen macht, wie Schliemann auf Grund homeriſcher Angaben, und den Irrtum aufnimmt, und der Irrtum ſich fortpflanzt, und von da an alle Zukunftsgeſchlechter bis ans Ende der Welt von dem architektoniſch und hiſtoriſch bekannten Marieenbrunnen zu München reden, von dem ſchon ein alter Klaſſiker in der „Geſellſchaft" ſang und ſagte — — ach! ach! ſchon mancher weltgeſchichtliche Irrtum iſt auf ſolche Weiſe entſtanden! Nein, ich weiß wirklich nicht, woher ich das Waſſer habe? Ich bin doch kein Weinhändler! — Als ich, unmittelbar nachdem ich jenen erſten Brief geſchrieben und aus den Händen gegeben hatte, den Marieenplatz aufſuchte, entdeckte ich erſt, daß die Marieenſäule ein abſolut trockenes Kunſtprodukt iſt. Keine Spur von Waſſer! Ich erſchrak furchtbar. Hab' ich an jenem Tage, wo ich Waſſer zu ſehn meinte, halluziniert? Iſt das der Einfluß eines zu gründlichen Nietzſcheſtudiums? Ich überlegte, ob ich mich beſſer mit Karl du Prel aſſocieren oder mich an Meudel in Berlin, Graſhey in München oder Pelmann in Bonn wenden ſolle. Endlich glaubt ich die Erklärung dieſes pſycho-phyſiologiſch-optiſchen Phänomens gefunden zu haben. Ich hatte an jenem Tage, unmittelbar ehevor ich den Platz überſchritt, einige jener gräßlich bequem gedichteten Wilbrandt-Heyſeſchen Boudoir-Schablonenovellen geleſen (Novellen, die eigentlich niemals eine emotive Aktion *darſtellen*, ſondern immer nur *berichten* oder von ihrem Eigner *berichten laſſen* — ein famoſer Kunſtkniff! — und von denen ich, wenn mir ein deutſcher Verleger für das Stück 2000 Mark verſpricht, pro Jahr ein halb Dutzend zu liefern mich verpflichte). — Ich hoffe, nun werden mir meine Leſer verzeihn. Dieſer Grund muß ausreichend ſein zur Erklärung dafür, daß ich kontinuierlich Waſſer zu ſehen glaubte, wo keins war.

Da ich nun gerade von Waſſerbrunnen und Denkſteinen rede, fernerhin auch meine Sünde irgendwie wieder gut machen möchte, ſo will ich an dieſer Stelle mir die Welt und in specie die Münchener zu Danke verpflichten und ſie auf ein von ihnen noch gar nicht genug gewürdigtes Kunſtwerk auf-

merkſam machen, das ſie ſeit lange in ihren Mauern bergen. Pinakothek, Glyptothek und Schackgallerie haben nicht dergleichen. Es befindet ſich gerade am Odeonsplatz, dem Herzbeutel Münchens (die Reſidenz iſt das Herz) und zwar hinter der königlichen Reſidenz, den Arkaden gegenüber. Die Arkaden ſind bekanntlich für München, was die Galleria Vittorio Emanuele für die Mailänder iſt. Hier pouſſiert, wenn die Sonne ſcheint, die ganze vornehme Welt, das heißt die Pflaſtertreter, Parthenopipen, Blaſes, Libertins, Muscadins, Flanneurs und Flatteurs, die Gigerl oder wie ich ſie nenne: die Biſamdüftler und Liripipefenchelſchwätzer, weiterhin die Kommis und ihre Putzmacherinnen und andere ehrliche Menſchenkinder. Wenn es aber regnet, ſo läuft alles im engliſchen Garten ſpazieren, wahrſcheinlich weil ſie befürchten, in den Arkaden im Hinblick auf die dort befindlichen Diſtichen des alten Königs Ludwig — vom Regen in die Traufe zu kommen. Dieſe Diſtichen bilden den Text zu den ſehr verblaßten Kopieen Rottmannſcher Fresken und ſie ſind ſo wunderbar, daß ich am liebſten für diejenigen Leſerſcharen, die in Sidney oder San Francisko zu leben das Glück haben, einige Proben hier geben möchte, wenn mir nicht die Wahl unter den hervorragendſten gar zu große Pein machte. — Hier unter den Arkaden trinkt man im Sommer Bier, wenn man es bezahlen kann und Champagner, wenn man ihn bezahlt bekommt; hier verloben ſich die Münchener Damen von 14 bis 45 Lenzen mittags von 12 bis 1 an den Tagen, wo die bayeriſche Militärkapelle dazu Muſik — aus der Götterdämmerung — macht. Gewöhnlich verlobt man ſich immer auf und ab von der Ruhmeshalle zum Kunſtverein. (Ad vocem! Von beſagtem Kunſtverein wüßt' ich meinem Publikum allerlei Intereſſantes aufzutiſchen, wenn es Zeit und Raum nur erlaubten.) Und hier blickt auf die ſich gegenſeitig ans Kreuz ſchlagenden Pärchen mit wahrhaft gottsjämmerlichem Geſicht ein plaſtiſches Kunſtwerk, deſſen eigentlichen tiefen Sinn ich überhaupt zum erſten Mal entdeckt habe. Ich habe ſchon mancherlei plaſtiſche Kunſtwerke viſitiert, aus Gips, Marmor, Bronce und roſigem Fleiſch, im Norden und im Süden, aber dergleichen Naturwahrheit und Symbolik hab ich noch nie geſehn. Inſonderheit empfehl' ich all meinen heißgeliebten „Jüngſten" das Studium dieſes durchaus realen Werkes aufs wärmſte. Es ſtellt dar eine Frauengeſtalt mit Haaren, die auf langjährigen Gebrauch der Anna Eſſilag deuten, eine Frauengeſtalt, die offenbar dem Hungertyphus verfallen iſt. Mag der Himmel wiſſen, durch welch unbewußte Aſſociationen ich bei ihrem Anblick immer an unſern großen Pathologen den Geheimrat von Ziemſſen denken muß. Jedenfalls weil einzig bei ihm ihr noch allfallſige Rettung von einer hochgradigen Phthiſis zu blühen ſcheint. Und dieſe arme Frau ſoll nun offenbar die Perſonifikation der deutſchen Poeſie ſein; in ihrem kümmerlichen

Arme hält ſie die Leyer — das Horn, die Maultrommel und die Narrenklingel hat ſie offenbar gerade an einige Münchener Dichterheroen verpumpt. — Und zu ihren Füßen fleußt aus drei — ſage und ſchreibe drei — Armen ein profuſer Waſſerguß hervor. Und mit ſchier bejammernswertem Geſicht, das auf den Genuß von Arſenik oder Hartmannſcher Philoſophie zu deuten ſcheint — ſchaut und zeigt die Ärmſte gerade auf die herrlichen Diſtichen des alten Königs hin. Das Denkmal der deutſchen Poeſie in Geſtalt eines Brunnens — der Gedanke allein iſt goldwert, und dazu noch der Tiefſinn, eine Phthiſiskranke zur zehnten Muſe zu wählen — jetzt wünſcht' ich nur, der alte Ibſen wäre noch hier, und ich ſähe ihn ein einzig Mal an dieſer Hippokrene ſitzen, der Anblick müßte für meine Phantaſie rieſig befruchtend ſein. — Hätt' ich die arme verſteinerte Frau zu behandeln, ſo würd' ich ihr vor allem eine Luftveränderung empfehlen, zunächſt müßte ſie quand même aus der Zwangslage befreit werden, die Diſtichen König Ludwigs zu leſen; wenn ſie dann etwa mit dem Geſicht nach dem Exerzierplatz gekehrt würde, ſo möchte ſie am Ende beim Anblick unſerer ſtrammen Marsſöhne ein weniger neuraſtheniſches Geſicht ſchneiden. — — Aber Gott ſei Dank, daß ich nicht der Arzt der deutſchen Kunſt zu ſein brauche.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun ſetz ich dieſen Brief, den ich in München begonnen hatte, im Hochgebirge fort. Ich bin dem geſchäftig ruheloſen Leben, dem wogend wilden Getriebe der Großſtadt entronnen, ich bin wieder in meinen Bergen. Aus Kliniken, von Krankenlagern kommend und nun wieder in meinen geliebten Bergen. Als ich euch zum letzten Male ſah, geliebte Berge, da hatte der Herbſt über euch ſeine wunderbaren Farben gegoſſen, all die bunten, luſtigen Farben von der Palette des lieben Gottes, mit denen er die Blüte der Roſe purpurn und das Laub der Wälder grün und die Wangen der Menſchen rot und ſchimmernde Kinderaugen blau malt. Und nun hat der Winter euch über und über mit wunderſam feinen Spitzengeweben umſponnen, und das glitzert wie aus Filigran, Damaſt und Perlen geſtickt. Und die mächtige Zugſpitze hat einen Königsmantel von Hermelin, und der ſpitze Daniel — bei deſſen Anblick ich aus guten Gründen immer des früh verſtorbenen trefflichen Daniel Spitzer gedenke — hat eine weiße Nachtmütze an, und nur hier und da ragt ein dunkles ſtruppiges Tannenhaupt an den weißen Rieſenmauern der Bergketten hervor. Und dieſe weißen Rieſenmauern umhüten ein totenſtilles, weltfernes Thalgelände. Und jenſeits dieſer mächtigen Naturmauern bleibt alles Gemeine, alles Niedere. Nil parvum aut humili modo, nil mortale! Schönheit, allgewaltige Schönheit! Du biſt das höchſte des Lebens, denn du nur biſt Wahrheit und

Güte und Reinheit alles in einem! Nicht was wir Schönes genoſſen, nicht was wir Großes gelebt und erlebt, macht uns das Scheiden von dieſer kleinen, nichtigen Erdenwelt ſchwer; denn der Genuß iſt nie rein und ungetrübt, und alles, alles Irdiſche iſt — wenigſtens für den Naturforſcher — eine einzige große Illuſion. Aber was wir Schönes *geſehn* auf Erden, das macht uns den Abſchied ſchwer, und es iſt doch viel, viel Schönes hier zu ſehn. Wohl dem, der nichts will als ſchauen, wunſchlos, neidlos, ohne Ehrgeiz, Haß und Willensunraſt ſchauen. „Neidlos ſich an andrer Glück erfreun, iſt der Weisheit Höchſtes," ſagt der König Salomo Paul Heyſes wunderbar ſchön als Inbegriff ſeiner ganzen Philoſophie. — Und ſo laß mich Natur nur eine Spanne Friſt wiederum jenen Dämonen des Wollens entrinnen, die ſo oft mir das Leben verbitterten, die „das Leben zum Krampfe machen" — wie Byron ſingt, die Unraſt, Reue, Leid in tauſend Formen gebären. Ach! mein Reiſegewand iſt vielleicht nicht ganz rein; euern Anblick, ihr Gletſcher, kann ich nicht ganz reuefrei genießen, klein, unendlich klein fühl ich mich gegen euch, ihr Mächtigen, über Menſchengeſchick, Menſchenkampf Erhabenen. Immer wieder habt ihr mich mächtig bewegt wie das ſechſte Buch der Odyſſee, wie der Allmachtschor des Sophokles in der Antigone, wie die Muſik Beethovens, wie die Wahnſinnsſcene in Goethes „Fauſt", wie der „Hamlet" Shakeſpeares, wie die Gedichte Friedrich Hebbels und der Demiurg Wilhelm Jordans. Hier hab ich vielleicht die ungetrübteſten Stunden meines Lebens verbracht, hier iſt mir in der Kindheit das Herz weit und groß geworden — ach! in einer recht kümmerlichen Kindheit — hier war ich mit meiner Mutter, einem teuern Freund, mit der lieben dicken Grete. — Ich kannt euch, als noch kein Laut überfeinerter Kultur auf Dampfesflügeln in eure Stille drang, kannte manchen noch, der dort drüben im kleinen Kirchhof unterm Schnee liegt. — — So hab ich heuer in den Bergen Sylveſter gefeiert. Vor meinem Fenſter lag ein weites, weißes Schneegefild, und dahinter traten die Konturen der Berge ſcharf hervor, und es war eine wunderbar helle Sternennacht, und in beiden Dörfern klangen Sylveſterglocken. Und dann kamen die Kinder, Maus, Froſch und Dickfack und hatten noch einmal ihr Tannenbäumchen angezündet. Und ſtörten mich auf meinem Sofa und ſetzten ſich mir auf die Beine und vergnügten ſich damit, mir die Stiefel abzuziehen und die Strümpfe zu kitzeln, und bekamen dafür Klatſche auf die kleinen roſigen Halbkügelchen, dieſe prächtigen terreſtriſchen Hemiſphären, und dann gab es vollends ein Heidengejuhe, als ſchwämmen ſie nur ſo in Seligkeit. Und dann forderten ſie gebieteriſch „eine Geſchichte" und ich wiederholte zum hundertſten Male den Bericht von „Siegfried und dem Drachen Faſnir" und wenn ich ein Wort anders ſetzte, als die vorigen Male, ſo wurde ich unweigerlich ver-

beſſert: „Nein, das war gar nicht ſo, ſondern ſo.“ Und dann mußt ich ihnen Tabaksrauch ins Rotznäschen blaſen und wurde auf meinem Sofa mitleidlos geſchunden. Und Froſch hielt mir eine Standrede über das Alter: Wenn man klein ſei, ſo bekomme man „Gutteln“ und „Keſten“ von jedem, aber wenn man groß ſei, „Watſchen“ und „Tatzen“ „vom Vater und der Mutter a“. Und das ganze war ohne jede geſchmackvolle Verhüllung die offenbarſte Petition an meine Großmut um „Gutteln“ (= Zuckerbonbons) und „Keſten“ (= Kaſtanien). Denn nach Empfang der Kaſtanien zogen ſich Maus und Froſch und Dickſack wieder zurück und begannen gerade vor meiner Thür mit viel Geheul und Herzeleid einen Krieg um Keſten, einen Bruderkrieg — und ſie hatten ganz recht, die Kinder, die Weltgeſchichte kennt ſogar in allerneuſter Zeit Kriege um noch viel größere Lappalien als „Keſten“, und darin floſſen Mannesblut und Mütterthränen.

So begann das Jahr 1895. Und als ich vor Schlafengehn ans Fenſter trat und die Welten da droben — oder aſtronomiſch gedacht: da drunten — betrachtete, da hielt ich mir meinen Neujahrsmonolog: „Du ſtehſt jetzt hoch über den Ebenen und Meeren Deiner Erde, in der Region des Eiſes, wo es klar iſt, aber ſehr kalt. Du erblickſt nichts als die fernen Geſtirne Dir zu Häupten. Jenſeits der Gebirge aber flammen viel Millionen kleiner Lichter, viel winzlger als diejenigen, die Du ſiehſt, aber jenen, denen ſie ihre Nacht durchleuchten, welt wichtiger als alle Flammen des Himmels. Das ſind die Lichter in den Dörfern und Städten der Menſchen, und ihr bläulicher Schimmer beleuchtet eine Welt wirreſter Bewegung, eine Welt vernünftigen Wahnwitzes, eine Welt der Komödie, eine Welt von Liebe und Neid und Hunger und Haß, von Sehnſucht und Begehrlichkeit — eine Menſchenwelt! — In eben dieſem Augenblick öffnen ſich da drunten Millionen Augen zum Licht, ſchließen ſich wiederum Millionen als ewig überwundene Erſcheinungsformen des Lebendigen, verſprühen Millionen Sterne des Weltraumes, verrauſchen Millionen Wogen des Weltmeeres. In Millionen Organismen pulſt die endloſe Welle der Wolluſt, die den Erdball durchzittert und Millionen winden ſich in Schmerzen, Hunger und Verzweiflung. Praſſende Gaumen, weinende Augen, grübelnde Hirne, Gemeinheit und Reue, Verzagtheit und Titanengetobe und auf Thronen Gaukler und Dirnen und in Hütten Erlöſer und Propheten, und die gewaltige Zeit, die Menſchenwillkür in Jahre und Jahrhunderte teilte, flutet — über das alles dahin! Und da ſind ruheloſe Herzen, die ſich weiſe dünken, und Gedanken, ſcheinbar unerſchöpflich und ebenſo begrenzt wie das kleine Gehirn, das ſie gebar, und Wonnen, ſcheinbar unendlich und genau ſo illuſioniſtiſch wie die Seelen, die danach ſchmachten, und Leid, ſcheinbar unergründlich und ebenſo nichtig wie das Herz, das daran ver-

blutet. Unraſt des ewig begehrenden Willens und Ruhe des befriedigten Willens, Luſt des Wollens, Woll-luſt. — Und da ſind pathologiſche Abnormale, deren Individualtrieb eine „Umwertung“ jahrtauſendalter Werte zu fundieren ſich einredet, großwortige alyktiſche Müßiggeher, die in der Weltgeſchichte als „Genies“ regiſtriert werden, weil ſie ſo thun, als wüßten ſie Zweck und Ziel des Ganzen, und nie genannte ſimpel ſchlichte Arbeiter, die in Laboratorien, Hörſälen oder Maſchinenräumen durch lebenslange, furchtbar nüchterne Minutienarbeit allgemach zu Prägern normativer Menſchheitswerte werden, die uns durch die Jahrtauſende, vom Urplasmodium des Weltmeeres aufwärts, zuletzt vielleicht zu ſchrankenloſer Göttlichkeit leiten. — Aber ob ſie jetzt genießen, ob ſie jetzt entbehren, ob ſie ſich betäuben in ſelbſtvergeſſener Luſt, ob ſie die Qual des Ich-ſeins ſchleppen, ob ſie Rieſen oder Zwerge, Könige oder Bettler ſind — hinter allen ſteckt derſelbe armſelige Organismus mit Gallenblaſe und Dickdarm, mit denſelben Wünſchen und Notwendigkeiten — in tauſenderlei bunten Formen genau dasſelbe wollend, genau dasſelbe erlebend — ob nun in Afrika oder in München, auf Thronen oder in Zuchthäuſern — genau dasſelbe ſeiend. — —

Schenke Dir das neue Jahr gute Verdauung, guten Schlaf, gutes Gewiſſen, ſowie Muße und Arbeitsluſt zu Wiſſenſchaft und Kunſt und vor allem die Möglichkeit, von Deinen Zeitgenoſſen und Mitmenſchen — einige liebe und einige große ausgenommen — möglichſt ungeſchoren zu bleiben. Amen!“ — —

Zweite, beſte Hälfte.

Revelabo pudenda tua!!

Unſer Leben iſt ein Kaleidoſkop, ein Schattentanz auf Goldgrund, ein Bacchanal auf Gräbern, eine Poſſe, bei der man vor Weinen krank wird, eine Tragödie, bei der die Helden über ihre Hühneraugen ſtolpern.

Aus meiner ſchneeumwehten Einöde, in der ich wochenlang lediglich in der Geſellſchaft der „Münchener Neueſten Nachrichten“, Schopenhauers und Nietzſches gelebt habe, kehr' ich in den Münchener Karnevalstrubel zurück und ſtürze mich ſofort in den vollſten Strudel des Künſtlerballes der „Allotria“. — Herr Gott, iſt das nun wieder Kontraſt. Im Gehirne noch die erhabenen Bilder der gigantiſchen Hochebenen, und hier Meere von Farben, Formen, Tönen, Düften und Linien; geſtern in einem weißen weiten Friedhof lebendig begraben, ſeeliſch verſchollen, und heute beſcheidene Neſſelpflanze unter den Blüten der Münchener Frauenwelt, unter allerlei großen Künſtlern und berühmten Künſtlern und berühmten, großen Künſtlern. Geſtern noch auf der hölzernen Bank des Gebirgsbauern der tägliche beliebte

Gaſt, Eremit und Menſchenverächter ex professo, und heute Nacht im Meere des Glanzes des gläuzenden Scheines unter Poſeurs und Faiſeurs auf den Wogen der Leidenſchaft und der geiſtreichen Thorheit mich liebevoll ſchaukelnd. — — Das dort iſt das ariſtokratiſche Haupt Lenbachs, der ſtattliche, ſoignierte Herr da iſt Paul Heyſe, der dicke Gladiator mit den vorquellenden Kuhaugen iſt der ſeit Jahren bewunderte Stuck, und das herrliche Tizianhaupt mit dem natürlichen Heiligenſchein des Goldhaars, mit dem zarten Inkarnate Parmigianinos oder Luinis, zwei Adlerfedern auf dem Taubenhaupt — o weh! wie unhöflich! die Tauben haben das kleinſte Gehirn unter den Vögeln — iſt die berauſchende Gräfin B ..... Und dann iſt das Theater da und die Plaſtik und die Herren von der Feder und die wenigen vom Fittich — und unter all dem wandelſt du ſelber annoch lebendig, vollbewußt, daß das beſte, das bleibende von dem allen das neidloſe Schauen iſt, das Dichterſchauen, heimlichen Palmſonntag im Herzen, im innig dankbaren Bewußtſein, in mir ſelber den Goldhort zu tragen, der unvergänglicher iſt als die Sternenaugen, die Augenſterne der Gräfin B ....., als das Gold verrauſchender Feſte; unbeanſtandet wie ein inkognito durchs Leben reiſender Fürſt aus dem Lande Phantaſia, Menſchen und Dinge erfaſſend, ausſaugend, genießend, große und kleine.

Und zwiſchendurch muß ich hinaus, zur Baierſtraße, bei einer Geburt zu aſſiſtieren, und da tret ich aus dem glänzenden Ballſaal in ein armſelig Stübchen im vierten Stock und habe ein armes, ſtöhnendes Menſchenkind vor mir und hebe ein neues, winziges Menſchlein empor ans goldene Licht, zu Kampf und Krampf, zu Leid und Luſt des Daſeins. Und dann zurück in den Faſching, dort Stöhnen tiefſten Jammers, hier Stöhnen höchſter Luſt, und da ich durch die ſtillen verſchneiten Straßen heimwärts ſtreife, kommt aus der Reſidenzkirche Geſang an mein Ohr. Ich trete ein. Das iſt die Frühmeſſe. Wehmütige Blicke wirft ein betendes welkes Mütterchen auf meinen Frack und ſtolzen Chapeau claque. Ich komme aus einer anderen Welt; einer beſſeren meinen ſie. Und ſchwielige arme Menſchenhände ringen ſich in halbnächtiger Morgenfrühe in gläubigen Gebeten. Schauet mich nicht ſo haßerfüllt an; blutender Erlöſer, heiliger Schwärmer am Kreuze, richte mich nicht, richte nicht uns Kinder unſerer Welt. Euch erſchuf der Himmel, uns die Erde. Was haben wir denn? Ihr habt immer doch eure Illuſion, euren lieben Gott. Ihr ſeid beneidenswert, ihr ſeid glücklich! Wir aber, was tragen wir davon aus den Orgien durchſchwärmter, aus den Thränen durchhärmter Nächte, aus Arbeit, aus Leidenſchaft, aus Schaffensdrang? Einen verdorbenen Magen und die Sehnſucht nach mehr, Sehnſucht nach Dauerndem, nach Ewigem, ein Lechzen, ein Drängen, ein zermarterndes Verſchmachten nach einem Glück, das mehr wäre denn eine

Illuſion. Wir ſuchen unſeren Gott an der Bruſt des Weibes, im Schauen und Schaffen der Kunſt, in den Bergwerken der Wiſſenſchaft, im Ruhm, in der Freundſchaft, in der Ehe, in der Liebe — und alles, alles war uns nichtig, betrügeriſch, illuſioniſtiſch, verlogen, morſch durch und durch. Ihr betet euren Roſenkranz und ſinget euren Pſalm, uns aber, uns Junge, führte die Sehnſucht zur ewigen Kunſt, jene Sehnſucht, die uns erlöſt, wenn wir in ihr erſticken. Reinheit, Schönheit, Wahrheit, wir lechzen nach ihr, wir wollen ſie erringen, wir rühren die Hände, ihr verehret ſie nur und faltet die Hände. Still, ſtille davon!! — —

Rings Feſtesjubel, Freudenſchwall,
Wird alles gar zu bald verpaſſen,
Den dauernden Profit vom Karneval,
Den haben die Hebammen und die Pfaffen.

— — — Nun hätt' ich unendlich viel über Münchener Kunſt auf dem Herzen, über Litteratur, Muſik und Malerei. Ich werde mich hier kurz faſſen, ich werde manches nur andeuten, ich werde wahllos einzelne intereſſante Erſcheinungen aus dem Kunſtleben hier vor ein keineswegs apodiktiſches, vollbewußt ſubjektives Tribunal citieren. Da fiel mir vor einiger Zeit ein Roman in die Hände: „Der Rangierbahnhof von Helene Böhlau". Als ich auf ſeiner letzten Seite angekommen war, war ich erſtens von einer Antipathie kuriert, der Antipathie gegen weibliche Romanarbeiten, zweitens war ich entſchloſſen, nicht zu ruhen, bis ich das Naturell auch dieſer mir ganz neuen Erſcheinung in ſeinen intimſten Winkeln ergründet hätte und lieber etwas weniger Auguſtinerbräu zu genießen, um mir allmählich die opera dieſer mich gewaltig packenden Künſtlerin zu erwerben. Inzwiſchen hab' ich nun alles geleſen, was dieſe Frau bis jetzt geleiſtet hat, und meinen erſten Eindruck fand ich beſtätigt, ja beſtärkt. — Kunſtwerke und Bücher ſind meiner Überzeugung nach gar nicht dazu da, um kritiſiert, ſondern um genoſſen zu werden, jede Kritik iſt ausnahmslos ein einſeitig begrenzter, partiell beſchränkter Horizont, jeder Menſch bringt ſeine ſpezifiſchen Maßſtäbe mit zur Welt, die Kunſt verſtehen, heißt die Kunſt lieben, und Kunſtwiſſen haben, das heißt, von Kunſtbegeiſterung entflammt ſein. — Auch dieſe Bücher werd' ich nicht kritiſieren, ſondern ich bin für ſie dankbar. Gewißlich könnt' ich leicht den größeren Cirkel zeigen, in dem ihre kleineren Cirkel aufgehn würden; ich könnte der Verfaſſerin, wenn es ſein müßte, auch Mängel nachweiſen, Kompoſitionsfehler wie die Parallelität zweier ganz verſchiedener Fäden in ihrem „Reines Herzens ſchuldig", allerlei Süßlichkeit in ihren „Ratsmädelgeſchichten", pſychologiſche Mängel in ihrem „In friſchem Waſſer" — doch was iſt denn das alles, was thut denn das

alles? Tauſendmal dankbar ſollten wir ſein, wo wir nur einen Tropfen Ehrlichkeit, Begeiſterung, Innigkeit, Wärme ſpüren — bei dieſer Helene Böhlau iſt keine Spur Affektation, Blaſiertheit, Konvention, da iſt nichts gewollt, gemacht, erkünſtelt, gezwungen — das iſt alles warmes, heiliges Leben, da arbeitet ein mächtiges, tiefes Temperament, da pulſiert ein edles und hohes Herz, und das iſt mehr, tauſendmal mehr als alle Philoſopheme und Syſteme der Welt. Menſchen giebt es, für die man kein Organ hat, die können Dinge ſchaffen, die impoſant, groß, vortrefflich erſcheinen, und trotzdem ſpür' ich den Drang, ſie zu perſiflieren, aus ihnen die komiſche Figur einer Satire zu machen — aber andere giebt es, die mich, ſie mögen ſich ſo viel blühenden Blödſinn leiſten, wie ſie wollen, immer auf ihrer Seite ſehen werden. Was macht es mir denn aus, ob Gerhart Hauptmann ſo mattes Zeug liefert wie ſeine Novellen, ſein Promethidenlos, ſein Hannele — er hat in meinen Augen das Recht, Dummheiten zu machen; was thut's, wenn Max Nordau in ſeiner „Entartung" alles das verflucht, was ich ſelber ganz vortrefflich finde, was kümmert's mich, ob Johannes Scherr über Kunſt und Künſtler urteilt, wie ein Kartoffelphiliſter aus Winſen an der Luhe oder Wilhelm Jordan die ganze Welt in einer ſelbſtgemachten teleologiſchen Symbolik unterbringt. — Erwerbt euch durch Verſtändnis für dieſe Menſchen das Recht, über ſie urteilen zu dürfen. Sat! Ich weiſe hier mit Nachdruck auf die Böhlauſchen Bücher hin, lege ſie in specie der Frauenwelt ans Herz. Solche Bücher gehören in die Hände unſerer Mütter, Schweſtern und Frauen, nicht Nana und La terre, die die Menſchenwelt nicht objektiv, ſondern gräßlich einſeitig aus einer beſtimmten, nicht mehr ganz phyſiologiſchen Sphäre wiederſpiegeln. Man wirft ſich heute beſtändig das ſcheußliche Liebeswort „modern" an die Köpfe. Auch ich bekam ſchon ſolche Schneeballen. Was iſt denn „modern"? Doch wohl Leben von unſerem Leben, Leben unſerer Zeit, Herzblut unſerer Zeit. Nun, das ſind ſolche Bücher. Aber ſie ſind das nur deshalb, weil ſie himmelweit von dem entfernt ſind, was man heute ganz fälſchlich als „modern" bezeichnet, weil es zu ſeiner Kennzeichnung das ekelhafte Wort vollauf verdient. — Warum ich dieſe Antipathie gegen ein Wort hege? Ganz gewißlich nicht, weil ich der Kunſt, in der der Stoff überhaupt nur eine ganz ſekundäre Rolle ſpielt, irgendwelche von ihr ſelbſt erſt abſtrahierte Geſetze post festum vindizieren möchte. Die Kunſt ſoll überhaupt nichts, ſie muß noch viel weniger — die Kunſt kann, daher kommt ihr Name.

Die Wirkung der Kunſt baſierte zu allen Zeiten auf unveräußerlichen Beziehungen zum Innerſten der Menſchennatur; der Wert des Künſtlers war in allen Litteraturen der Welt davon abhängig, inwieweit ſolche Bezüge vom Accidentialismus, das heißt vom Leben des Momentes, vom bloß Gegen-

wärtigen, bloß Scheinrealen und Zeitlichen frei gemacht wurden. Das Weſen dieſer tieferen Qualitäten des Künſtlers zu definieren, daran arbeiten wir heute nicht mehr auf ſpekulativ-äſthetiſchem, ſondern auf analytiſch-pſychologiſchem, zum Teil ſogar ſchon auf phyſiologiſchem Wege (Fechner, Wundt, Forel, Lombroſo, Nordau) in viel hundert Studierſtuben und Inſtituten. Seit Ewigkeit nun hat man (und wir wollen und können nicht weiſer ſein als die Sprache, in der wir uns verſtändigen) im Gegenſatz zum Außer- und All-Zeitlichen der Kunſt das Bloß-Zeitliche mit dem Kennwort „Mode" ſtigmatiſiert. Läge mir daran, hier ein ernſtes und ſchweres Traktament zu liefern, ſo ſtänden mir, bei allen Göttern! noch ganz andere Waffen zu Gebote — ich wollte aus allen Litteraturen der Erde Citate beibringen dafür, daß alle, aber auch alle große Menſchen unſerer Geiſtesgeſchichte in einem beſtändigen Kampfe lagen gegen das, was man heute „Modern" nennt und als Inbegriff neueſter Weisheit in Dutzenden von Zeitſchriften ausposaunt. Nützen freilich würde das nichts, denn jede Dummheit will ſich ſo lange ausleben, bis eine neuere Dummheit ſie ablöſt! — Von den Athenern, deren τι νεον-Gefrage Demoſthenes rügt, bis zu den Ruſſen, dieſen Modebarbaren, die wir Eſel imitieren, dieſen Modebarbaren, deren ganze Kunſt (Turgenjew, Gogol, Doſtojewskij, Tolſtoi einbegriffen) ganz weſentlich eine inokkulierte, keineswegs organiſch erwachſene Verſtandeskunſt iſt (wie das am beſten Viktor Hehn darthut, dieſer edle, vortreffliche Mann in ſeinem de moribus Ruthenorum); von dem Hellas und Rom der Verfallzeit, ja von den durch Ebers verpfuſchten alten Ägyptern an bis zu den Japaneſen und Chineſen, die auf unſeren Hochſchulen heute vorzügliche Mathematiker und Chemiker abgeben, aber für alles, was nicht mit dem Gedächtnis auffaßbar iſt, kein Organ haben — war das Überwiegen des objektiv-realen und kulturellen Momentes vor den idealen und individuellen ſicherſtes Zeichen degenerierter Verfallsperioden! — Kunſtſtück ſtatt Kunſtwerk, Wirklichkeit ſtatt Wahrheit, Originalität ſtatt Simplizität, Innerlichkeit ſtatt Innigkeit, Allegoreme ſtatt Symbole, Virtuoſität ſtatt Maß, Flackerhitze ſtatt Veſtaflamme — das ſind die Stigmata ſolcher Zeiten. Und in ſolcher Zeit geben wir auf der Erde unſere Gaſtrollen — das iſt meine Überzeugung! Die Bühne der Chineſen, die totaler politiſcher Degeneration entgegengehn, die Poſſenbühne der Türken, die am Marasmus senilis laborieren, iſt noch viel naturaliſtiſcher, als das naturaliſtiſchſte opus Zolas, oder Ibſens, der überhaupt gar nichts Realiſtiſches an ſich hat, ſondern in ſeiner Jugend ein Symboliker war, im Alter ein Schamaniſt wurde. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges klagt in Deutſchland Logau über die „à la mode-rei"; der wackere Patriot Sebaſtian Frank verflucht die deutſche „Modiſchkeit", Leſſing, mein großer Namensbruder und Ahn, flucht über die

„Modernität" — Goethe und Schiller klagen darüber. — „Das iſt nicht weit her," ſagt der Deutſche, wenn er etwas tadeln will, um zu bezeichnen, daß für ihn das Gute immer erſt „weit her" kommen, d. h. aus fremden Landen importiert ſein muß.

Das Wort „Mode" bezeichnete ſeit jeher die auch allergrößten Kunſtwerken anhaftenden zeitbedingten Mängel. Das lange Schiffsregiſter der Ilias war eine Konzeſſion der Rhapſoden an die „Mode" der Stammbaumſexerei, die entſtellenden Metzgereien beim Sophokles eine Konzeſſion für den Geſchmack des Gegenwartpublikums, die Brutalitäten Shakeſpeariſcher Helden, die geſchraubten Wortſpiele und erkünſtelten Bilderzerrereien ſeiner Monologe (in denen natürlich alle Nachahmer heute das Weſen Shakeſpeariſcher Kunſt ſehn) waren — wie ich hier nicht ausführen kann — Konzeſſion an die damaligen Bühnenverhältniſſe; das quinquilierende Zerhacken des Satzſinnes zu Koloraturen und Stakkatis in der vorwaguerſchen Oper (ſchauderhaft entſtellend bei Mozart, unerträglich bei Meyerbeer) war auch Konzeſſion an die „Mode" der Oper, die epiſche Detailſchilderei und unbewußte Syſtematik des Hineintragens ganz anders anzufaſſender ſozialer Probleme bei Hauptmann ꝛc. wird vielleicht der Kunſthiſtoriker der Zukunft als „Modeabſtruſität" ausſcheiden. Doch wozu die Beiſpiele vermehren? — Da hab' ich eine große Schar gleichaltriger oder zumeiſt älterer Talente vor mir, einige können etwas, alle wollen etwas, die meiſten wiſſen gar nicht, was ſie wollen und können, manche möchten nur eine üppige Blutzirkulation und rege Vitalität im Leben irgendwie bethätigen. — Diejenigen aber, die uns Eigenes zu ſagen haben, erfüllen ſelbſt-unbewußt Geſetze, die ſchon suo modo Homer in der Odyſſee erfüllte — und all dieſe Leute ſtecken ſich in ein Faß und kleben daran das Plakat „Die Modernen". — Das iſt mindeſtens unklug, ein Wort, das von jeher eigentlich das Fadeſte und Vergänglichſte der Welt, nämlich das Alltägliche, Accidentielle, Unkünſtleriſche bezeichnete, zum Zielwort neuer Kunſtbeſtrebungen zu wählen. So nimmt ſich denn bei vielen dieſer Name aus, wie das Wort „Eſſig" auf einer Champagnerflaſche — indeſſen die große Summe der Burſchen mit Stiefelputzerbildung, Iſarflößerſtimmung und Bierkutſcherhorizont vollauf dieſen Paß verdient hat. —

Ob ſo oder ſo das Kriegsgeſchrei,
Ob's dieſer —ismus, ob's jene Partei,
's ſind immer dieſelben Leute
Und meiſtens nicht recht geſcheute. —

Retournons à notre mouton. Das heißt, ich möchte jetzt, wie es am Schluß einer griechiſchen Tragödie üblich war, den Göttern eine kleine

Hekatombe darbringen. Ich werde jetzt die Herren Heyſe, Lingg und Wilbrandt abſchlachten. — Nimm vorlieb, Apoll, ein andermal ſtattlichere Exemplare von den Weiden Germaniens! —

— — —

Der Typus des modernen Künſtlers iſt ein anderer als der des Künſtlers von 1850 oder 1870. Unſere Litteratur baſierte bis in jüngſte Zeit auf den „Klaſſik“ genannten Vorurteilen; ſie war ganz einſeitig äſthetiſierend, ſteckte in unbewußt anthropomorphen, ſchabloniſierenden, ſcholaſtiſchen und theologiſchen Vorſtellungen; ihre Vertreter waren faſt durchweg Produkte unſerer ſogenannt „humaniſtiſchen“ Jugendbildung, die uns die Köpfe heillos verſeucht, ſie mit Staub und Wuſt und Moder einer toten Scholaſtik und eines vollſtändig verlogenen Hellenismus anfüllt, ſie zu Leben und Forſchung unbrauchbar macht und ihnen Vorbilder giebt, die für unſere Zeit keinen Groſchen wert ſind. —

Leute, die nie durch ein Fernrohr und nie durch ein Mikroſkop geblickt hatten, malten uns Weltbilder nach Schablonen, die ihnen aus Platons Ideologieen oder Ciceros Geſchwätz angeſchult waren. Der moderne Künſtler aber iſt prinzipiell ſyſtemfeindlich; er glaubt gar nichts, er begreift und verzeiht alles, nur nicht die Talentloſigkeit, er will nicht predigen, ſondern leben, er weiß, daß alles, was iſt, ſo ſein *will*, wie es iſt, ſo ſein *muß*, wie es iſt und ein *Recht* hat zu ſein, wie es iſt; er will nichts als ſein Inneres veräußern und die Kunſt, das Geſpräch, die Debatte iſt ihm ein Mittel dieſer Veräußerung; er geht vom poſitiv Gegebenen aus, mag das ſein eigenes mit ihm geſetztes Seelenleben, mag es ſeine Umgebung, mag es exakte Wiſſenſchaft ſein. Dieſer Fortſchritt iſt das Verdienſt unſerer jungen Litteratur. An ihm haben all die diverſen —ismen unſerer Tage ihr Gemeinſames! Wir ſind freilich entgöttert, aber nur weil wir menſchlicher wurden! Wir ſind heute alleſamt ſchlichte Arbeiter, wir bilden uns keine Gegenſätze mehr zwiſchen „proſaner Wirklichkeit“ und einem hyperidealen Jenſeits der Kunſt. Wir richten uns das Leben künſtleriſch und raffiniert behaglich ein. Der Typus des Poeten und Malers im langen Gelock mit Wanderſtab und Burſchenränzel und Leyer ſagt uns heute gar nichts mehr. Solche Leute manifeſtieren eine müßig verſchwendete Summe potentieller Volksenergie, die zu praktiſchen Zwecken beſſer verwendet wäre. Auch ſind ſie im Grunde auf einen *einzigen* Ton geſtimmte Inſtrumente, der moderne Menſch aber iſt ſehr kompliziert, ſehr ſubtil und mannigfalt; tauſend Fragen durchſtürmen ihn, von denen dieſe Produkte Hegelſcher und Carrièreſcher Äſthetik (und jeder Satz dieſer Herren iſt dummes Zeug!) nie einen Hauch verſpürten. Leben wir doch in einer Zeit, die an der Syntheſe des Eiweißes arbeitet, das Rätſel der Elektricität, das Weſen der Schwerkraft erkennen will; leben

wir doch in einer Zeit, in der die „ſoziale Frage“ ihrem endgültigen Entſcheidungskampfe entgegenzugehn beginnt. Unſer Gehirn durchzucken in einem Monat mehr Erinnerungsbilder und -Aſſociationen, mehr Probleme und Stimmungen als Lockes oder Kants Gehirn in einem Jahre producierte. — Man ſehe ſelbſt unſere größten an: Schiller und Goethe. Als von Frankreich die größte Revolution der Weltgeſchichte ausging, als ſich Fragen der Menſchheit vor ihren Augen entſchieden, da ſchrieben ſie ſich in äſthetiſierender Wichtigkeit lange Briefe über „den Begriff der Schuld und Sühne im Drama“, über ariſtoteliſche Definitionen, über tauſenderlei vollkommen nichtſige Schöngeiſtereien und Klatſchereien. Das iſt ekelhaft, ſelbſt bei einem ſo wunderbar herrlichen Menſchenbild wie Goethe. Und unſere alte Garde, die man freilich mit einem recht dummen Wort „Epigonen“ nennt, iſt ebenſo litterariſch verſeucht. Da ließen ſich dieſe Herren Heyſe und Geibel und Lingg als hoffnungsvolle Jünglinge meae aetatis die Haarſchäfte lang wachſen und lieſen mit ihren Goldſchnittbändchen herum und ſtellten ſich in Profeſſorenkreiſen als „der Rhapſode Geibel“, „der Sänger Paul Heyſe“ vor. Und da in Deutſchland Kampf und Schlachtruf dröhnte und Blut und Thränen und Jammer floß und tauſend edle Seelen nach Freiheit und Licht nicht nur ſchmachteten, ſondern auch kämpften und rangen, küßte und koſte und dichterte der eine in Italien herum und feierte der andere in ſinnigen Poeſieen die Hämorrhoiden Karls des Großen und den lieben, lieben Gott im Himmel, den Herrn der Heerſcharen. Und dann dies gräuliche „Dämoniſch-ſein-wollen“. Da begehn dieſe Herren die eitele Geſchmackloſigkeit, ihren Dichtungen, dem Abbild ihrer ſeeliſchen Perſönlichkeit, die Wiedergabe ihres leiblichen Exterieurs vorſetzen zu laſſen. Da iſt gar ſo viel Koketterie, ſo viel Schönmännlichkeit. Der Herr Wilbrandt entwickelt eine ganze Dämonologie; an Heyſe, der ein ſehr feinſinniger, proportionierter Mann iſt, aber abſolut nichts Dämoniſches hat, ſah ich mit pſychologiſchem Vergnügen, wie er immer noch die Augen „himmliſch“, „überirdiſch“, „dichteriſch“ aufreißt, ſobald ihm ein weibliches Weſen in beſſerer Toilette auf der Straße begegnet, wenn er das Bewußtſein ſeiner Unſterblichkeit ſpazieren führt. Und welches Verhältnis haben dieſe unſere Zeitkoryphäen zu dem wirklichen Geiſte unſerer Tage? Gar keines! Allem Neuen, Jungen, Strebenden ſtehn ſie ſchmollend und heimlich grollend gegenüber. Wen von uns haben ſie gefördert? wer hat je ein gutes, herzerlöſendes Wort von ihnen gehört? Heyſe bekämpft in Dutzenden von Romanen immer wieder die Modernen. Mit Recht, oft mit vollem Recht. Aber man merkt doch zu, gar zu deutlich, daß der Mann gar nicht kritiſch zu den einzelnen Neuerern Beziehungen gefunden hat, daß er gar nicht Tinte und Herzblut, nicht Affektation und Affekt zu unterſcheiden vermag, daß er peremptoriſch ſchimpft,

weil er ſein eigenes Schäfchen beeinträchtigt wähnt. — Da löſt der begabte Wilbrandt die ſoziale Frage dadurch, daß er vorſchlägt, in jeder Kaffeegeſellſchaft ſollte die Dame des Hauſes (dieſe Herren reden nie vom Weibe, immer nur von der Dame, beſtenfalls einmal von der Frau) ein Armenbüchschen herumgehn laſſen — zwiſchen Eiscrême und Biſchof. Da macht Herr Lingg, deſſen ganze Poeſie zu $^1/_{10}$ aus echter Stimmung, zu $^9/_{10}$ aus Floskeln beſteht, eine Tenzone gegen — die Phraſe. O dieſe Welt iſt eine gräßliche Ironie! — Und konzipieren dieſe Herren einen tieferen, ſymboliſchen Stoff, wie Wilbrandt im Meiſter von Palmyra, ſo bringen ſie bei glänzender Einkleidung als poſitiven Ideengehalt die blödeſten Trivialitäten. Gerade darum gefällt es. — Will man ſehen, welche Beziehungen dieſe Herren zu den wahrhaft großen Geiſtern der Menſchheit haben, ſo leſe man, wie in einer Wilbrandtſchen Novelle (ich meine die Novelle „Der Wille zum Leben") Schopenhauers erhabener Geiſt dazu erniedrigt wird, die blaſierte Fadeſſe einiger dummer Menſchen zu illuſtrieren. Will man ſehn, zu welch beſchränkt bourgeoiſer, ganz philiſtröſer Anſchauung über Malerei dieſe Herren vom Album, vom Parfum und von der Cigarette es bringen, ſo leſe man Heyſes alberne Novelle „Marienkind". Herr Heyſe trägt mancherlei über Pfaffen, Frauenemanzipation, Toleranz, Philoſophie vor — reinſte, unverfälſchteſte Schneiderweisheit — iſt doch für ihn der äſthetiſierende Schabloneertüftler Michael Bernays der „abgründigſte (ſonderbares Wort!) Denker, den er im Leben kennen gelernt hat". — A la bonne heure — kennte ich nicht einen vornehmen, hochgeſinnten, geiſtvollen Heyſe aus ſeinen Dramen und Dichtungen, ſo könnt ich ihn bei ſolchem Ideenfonds beinah in den großen Topf der Julius Wolffe werfen, über die man überhaupt nicht viel Tinte verſchwendet. Und dann beobachte man doch einmal, mit welch endloſer Bequemlichkeit der Herr Heyſe ſeine vielen Bücher macht, wie gräßlich verdünnt darin ſein Herzblut vorhanden iſt. Da findet er ſehr gute Probleme, nie aber entwickelt er eine Perſönlichkeit vor unſeren Augen, immer berichtet er nur über ihre Seelenzuſtände oder läßt ſie ſelber darüber Regiſter führen. Darum auch liebt er die bequeme Ich-Form ſo ſehr, darum beginnt er ſeine Geſchichten ſo oft damit, daß er ſich ſelber als den Beichtvater ſeiner Privatdozenten, Gräfinnen und Maler ausſpielt. Nun nehme man dagegen die moderne Technik. Man leſe Sudermanns neueſten Roman oder einen Roman des großen Pſychologen Kielland oder des feinſinnigen J. P. Jakobſen. Da wird nie von einem Helden geſagt, „er litt unſagbar", „er liebte wahnſinnig" und noch viel weniger geben die Helden ſelber dieſe Verſicherung ab, da iſt alles unmittelbare Emotion, da erwächſt die Handlung aus der Perſon vor unſeren Augen, und der Dichter iſt Produzent, aber nicht Referent und Berichterſtatter. Es giebt eine Muſe, deren Mutter

die Muße ist, eine Kunst, die nur in Verbindung mit gutem Essen denkbar ist.

Heyses Bücher sind für satte Leute geschrieben. Im Boudoir, auf der Chaiselongue, da sind sie angebracht. In den ganzen dicken Bänden wird ein elender, ein hungernder, ein gemarterter Mensch kein Wort des Trostes, keinen Schimmer allerlösenden Geistes spüren. Nicht ein einziger unmittelbarer Ausdruck all des Elends, von dem Menschenwelt und Menschenherz übervoll ist, keine Spur von innerem Verständnis für Wollen und Wähnen der Armen im Golde und im Geiste. Das bleiben immer doch „die kleinen Leute", jener und der und der „Dichter" bleibt ein ästhetischer, fein gebildeter Herr „aus den besseren Ständen", dessen ganze Stimmungen, Gefühle, Gedanken — Klassengefühle und Klassengedanken sind, Gefühle für Villenbesitzer, Moral des gefüllten Gänsebratens und garnierten Kaviars, Stimmungen, die nicht dem Herzen der Menschheit entquillen, wie die Stimmungen Byrons, Heines, des Goetheschen Faust! — Er ist ein gemütvoller, ein warmherziger Egoist — aber der Nietzscheſche, der Stirnersche Egoismus in all seiner Brutalität und Verrohung ist mir lieber als dieser Egoismus, der die allernettesten Prologe für Errichtung von Wärmstuben, für Rettung Schiffbrüchiger und Schwindsüchtiger dichtet, die von jungen Damen in Gegenwart des verehrten Jubelpoeten stilvoll vorgetragen werden und dem Dichter die Abonnementsquittung auf ein „echtes, tiefes Dichtergemüt" und dergleichen eintragen. — Hat nicht Gerhart Hauptmann in seinen gräßlich unpoetischen „Webern", in seinem tief-sittlichen und sehr unmoralischen „Vor Sonnenaufgang" viel mehr Herz für unser Volk, als alle Poseure und Volksbeglücker von Lassale bis Bebel haben? —

Ich will diesen Herren nicht das nehmen, was ihnen zukommt, ich will nicht, ehevor ich selber das geringste Positive geleistet habe, die Todsünde auf mich laden, verdiente Lorbeern zerpflückt zu haben. Sie haben uns viel Interessantes, Dauerndes, Gutes geschenkt, ich würde jedem opponieren, der ihnen Opposition macht, wenn ich nicht empfände, daß er geistig das Recht hat, über solche Geister aburteilen zu dürfen. Ich habe nichts dagegen, wenn diese Herren sich ihre Lorbeern aufs Haupt stülpen und so auf dem Markte umherlaufen, nur sollen sie sich nicht mit ihnen ihre Fenster verhängen, um nur ja nicht von der Sonne behelligt zu werden, weil sie sich selber gewöhnten, mit ihrem eigenen, sorglich geputzten Thranlämpchen Sonnen und Sterne zu beleuchten. — Herr Wilbrandt läßt sich in Rembrandthüten und langen Haaren von Lenbach porträtieren und das Bild auf Ausstellungen schicken und seinen Werken vorsetzen; Herr Heyse klagt am Grabe seiner Kinder in Sonetten, Terzinen, Ottaverime, die ganz kompliziert aufgebaut jeden Schrei der gequälten Natur und Leidenschaft in klingelnde

Reimketten legen. Dieſe Herren hängen ſich ſelber die antike Toga um, haben im Grunde ganz akademiſche und ſyſtematiſche Begriffe von der Poeſie, deren Höchſtes ſie in ihren Lieblingen Lenau oder Hölderlin ſehn. Sie citieren ſich gar häufig ſelber als „den Dichter", „den Künſtler", „den Novelliſten", „den Tragöden", ſie vertreten eine Art dämoniſierender Schönmännlichkeit; ſie äſthetiſieren alles, was in ihr Bereich kommt, weil ſie gar nicht eigenartig die Dinge, ſondern hinter den Dingen ihre Eigenart ſchaun. Sie ſind leider für uns Junge unſere natürlichen Feinde, denn ſie negieren uns ja prinzipiell, ſie haben keine Spur von allem, was uns lebhaft durchglüht, für ſie iſt allmählich Mittel geworden, was unſer Lebenszweck iſt. Uns afficiert das Leben aufs Heftigſte, wir machen keine Schranke mehr zwiſchen unſerem Milieu und unſerem Seelenleben, wir entwickeln die Gedanken aus dem Milieu. Ein Mann wie Lingg konnte noch im bürgerlichen Leben Arzt ſein, während ſeine Poeſie mit antiken Vorſtellungen und uralten Helden ſpielert. — Der Menſch und der Dichter führen getrennte Wirtſchaft — nie haben ihm die Eindrücke, die er in der Klinik, auf der Morgue, am Siechenbette gewann, mit ihrer gewaltigen Tragik einen Gedanken, einen Naturlaut erweckt, er ſchrieb ſeine Rezepte in langen Künſtlerlocken und führte ſein täglich geübtes Talent nach Hauſe und machte ein Gedicht über die Roſe. An der Leiche hörte die Roſe der Poeſie auf zu duften. Dieſe Vorſtellung, daß in einem Künſtlernaturell alles das, was den Menſchen lebenslang beſchäftigte: die Klinik, die Kranken, die Münchener oder Bregenzer Umgebung, nie eine direkte Beziehung zu ſeinem Innenleben gefunden hat, iſt nahezu unfaßlich, wenn nicht das, was hier als Kunſt ſich produzierte, nur eine zeitausfüllende temperamentvolle Spielerei war! — Und da ſchreibt ſich der ehemals hochverehrte Heyſe ins Münchener Adreßbuch als „Paul Heyſe, Dichter" ein. Das iſt ein tödlich verletzender Zug. Kann man das noch weibliche Koketterie nennen, die vielleicht jedem Künſtlertemperament etwas eigen iſt? Iſt das nicht geradezu ein verletzender Mangel an der Eigenſchaft, die überhaupt erſt den Künſtler macht, ein Mangel an geiſtiger Scham, an ſeeliſchem Erröten? Die Dichternatur dürfte ſchamhaft ſein, delikater, mimoſenhafter, iſt es doch eine Art ſeeliſcher Proſtitution — die allerfeinſten Züge der Menſchenbruſt, ſein Blut, ſein Leben einem banauſiſchen Publiko im Buche zum Genuß darbieten zu müſſen. „Dichter"! — Wie wird das Wort durch ſeinen Mißbrauch entweiht. Schon iſt es geradezu ein Dolchſtoß in den Augen von Leuten, die gar nicht wiſſen, was hinter dem Worte ſteckt, Dichter zu ſein. —

Nicht weil dieſe Herren an ſich noch gefährlich oder verwerflich ſind, beleucht ich hier auch einmal ihrer Tugenden Kehrſeite, — nur deshalb, weil ſie für Tauſende noch Autoritäten, Götzen, Maßſtäbe ſind. Wohl freu

ich mich, wenn jemand für ſie Intereſſe und Begeiſterung hat und Genuß an ihnen findet, aber niemand ſoll uns mit ihren Jamben die Köpfe einſchlagen wollen, weil in ihnen Gedanken dämmern, die dieſe Herren noch nicht denken konnten. — Allerlei Niedlichkeiten errichtet Heyſe in ſeinen Gedichten kleine Sonettenaltäre — Hebbel, man höre, Friedrich Hebbel, dieſen Mann, der freilich noch ſehr unbekannt iſt, aber nur mit allerhöchſten Maßen gemeſſen werden kann, fertigt er in zwei kleinen Epigrammen ab. Das iſt naiv, das iſt kindlich — und Kindlichkeit macht ja den Künſtler, wie man an Lingg ſieht. — Das Haus, in dem Hebbel als Student hier in München wohnte — es iſt das Haus Landwehrſtraße 10, vor der Lehmannſchen Buchhandlung — iſt für mich viel intereſſanter als die ſämtlichen Gedichte Paul Heyſes, Hermann Linggs und Adolf Wilbrandts zuſammengenommen. —

Über Hebbel iſt noch ſehr wenig Kluges geſchrieben, über Heyſe ſind gewiß ſchon zweihundert unkluge Bände geſchrieben. Das pſychologiſch Schärfſte, was ich je über ihn geäußert fand, fand ich vor manchem Jahr in einem Buche M. G. Conrads „Gelüftete Masken“ — zwar von einem etwas aprioriſtiſchen Standpunkt geſchrieben, aber ganz offenbar vom Standpunkt eines bedeutenden, kernigen, fein- und freiſinnigen Publiziſten. — Gleichfalls vortrefflich beleuchtet Conrad Alberti die Heyſeſche Manier in ſeinem „Natur und Kunſt“ (Leipzig, W. Friedrich), einem merkwürdigen Buche, aus dem ich noch nicht 20 Seiten widerſpruchslos unterſchreiben würde, das ich aber gleichwohl als eines der allerbeſten modern-äſthetiſchen Werke empfehlen möchte. — Jedes Ding und jeder Menſch hat nicht bloß zwei, ſondern vierundzwanzig Seiten. Habe ich mir heute von der Seele geſchrieben, was ich gegen die lieblich herangeſproſſenen Blüten der Münchener Kleindichterbewahranſtalt auf dem Herzen habe, und hab' ich frei von der Leber geſagt, warum ſie mir im Magen liegen, ſo wird mich das nicht hindern, ein andermal zu beweiſen, daß ich darum keineswegs für ihr Gutes und Beſtes blind und undankbar bin. Wohl weiß ich das vornehme, adlige, heitere, große Menſchentum Paul Heyſes, den reſigniert-ſchönheitsdurſtigen und ruheſeligen Zug Wilbrandts, die kindliche Freude geſtaltender Phantaſie bei Lingg zu ſchätzen. Freilich bin ich ſo altfränkiſch beſchränkt, daß mir beim Heyſe ein echter Gefühlston, der dem gemarterten Vater vor der Leiche ſeines Jungen entwiſcht (z. B. das koſtbare Lied „Es ſteht ein Haus im Garten“), lieber iſt, als ganze Bände Novellen und Jamben und Sonette, und ich für die Lieder „In goldner Morgenfrühe ꝛc.“ und „Immer leiſer wird mein Schlummer“ von Lingg ſein ganzes Hunnenepos hingebe. — Ich ſpüre ſehr wohl, wie aus dieſer Künſtlergruppe ein Hauch aus den Zeiten unſerer Klaſſiker auf uns niederweht, ein Zug der Wehmut, wie ihn

Niobes Antlitz trägt, oder eine joniſche Heiterkeit, wie ſie Anakreons Lieder beflügelt, das Abendrot einer Zeit, die freilich viel harmoniſcher, viel ariſtokratiſcher, viel ruhig-vornehmer war als unſre nun einmal iſt. — Börne hat Goethen bekämpft, hat das Börnen kleiner gemacht oder hat es Goethens Größe geſchadet? Hatten ſie nicht beide recht? Die Kammerjägerei iſt ein übles Handwerk, die kritiſche Löwenjagd in Germaniens Wäldern iſt eine Wonne. Nicht mit Miſtgabelſtichen kämpfen Geiſter, aber mit Sonnenſtrahlen, mit Strahlen des fernhintreffenden Gottes und mit den feinen Damaszener Dolchen des Geiſtes! — Ich ſehe den jungen Paul Heyſe vor mir, den Ölkranz im Haar. Es iſt im Haine der rauſchenden Egeria. Oktober iſt es! Weithin ſtreckt ſich die ſchlafende Campagna, die Schleier des Abends hängt der Wind um die Berghäupter am Horizont; im Blute der Sonne baden die Bogenzeilen des Aquäduktes. Und Feuer lodert. Velletris Wein macht die Runde. Da ſind ſie beiſammen: Arnold Böcklin, Franz Kugler, Paul Heyſe. Und dann werfen ſie die Gewänder ab und verſchlingen die Hände und ſtampfen den Boden und umjubeln die Flamme, die ſummende Flamme mit Liedern der nordiſchen Heimat. Da ſteckt der ſtruppige Campagnole den buſchigen Kopf durchs Geſträuch und flieht entſetzt vor den nackenden Fanmen verſunkener Götterzeit. Auf den Säulentrümmern der Campagna ſeh ich ihn, als hätt ich ſelber die Campagna geſchaut, auf Capris Eiland, ſeh ihn in der ſtillen Roſa magna zu Sorrent Laurella-Arrabiata, die Tarantellatarantel beim dunklen Lockenſchopf erhaſchen. — Da wird mir faſt wehmütig. Götter! Die paar Menſch-Menſchen, die auf Erden herumlaufen, ſind zu zählen, und da verbittert man ſich und ſie, indem man ſie bekämpft? — Gießt das nicht Waſſer auf der Philiſter Klappermühle? Ach — der Philiſter hat in der Sache eigentlich ſtets recht — nur die Gründe ſind verkehrt, und darin ſteckt des Lebens komplizierte Tragik. Ich ſchließe. — Morgen iſt der 8. Februar. Der famoſe Sacher-Maſoch beginnt ſeine Biographie mit der Erklärung: „Am 8. Februar wurden ich und Beethoven geboren.“ — Da weiß die Nachwelt doch, falls ſie das lieſt, daß der Mann geboren wurde. Dementſprechend ſchließe ich dieſen Brief mit der Verſicherung, daß am 8. Februar ich und Sacher-Maſoch das Licht der Welt zu erblicken das Malheur hatten. (Nein, es iſt doch ein Glück! Eben fällt mir's ein, daß es doch ein Glück iſt! Sonſt hätte ich Eduard von Hartmann nicht kennen gelernt und das wäre gräßlich geweſen.) Außerdem paſſierte noch ſehr vielen Menſchen außer mir und Sacher-Maſoch am 8. Februar etwas Menſchliches, z. B. Schumann, Saphir, Auerbach, Spinoza, Frau Clara Müller und meinem Schuhmacher; weiter fallen mir keine Menſchen ein. Doch einer noch, ein ganzer: Wilhelm Jordan. Morgen wird er 75 Jahre alt. Der Tag wird ſang-

und klanglos vorbeigehn. Gäbe es nur eine Spur von Gerechtigkeit auf Erden, so würde das ganze deutsche Volk an diesem Tage teilnehmen als an dem Geburtstage eines der merkwürdigsten, umfassendsten ernstesten und spezifisch germanischsten Geister, die es hervorgebracht hat. Welch kolossale Lebensarbeit dieser Mann hinter sich hat, das hoff ich früher oder später an anderer Stelle erweisen zu dürfen. Hier brech ich davon ab. —

Mein nächster Brief wird böses Blut machen. Bislang ist erst seine Überschrift geschrieben, und diese lautet: Wabbele weia oder: Die verwagnerten Münchner.

München. Theodor Lessing.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Von H. Haefker.

(Berlin)

Sonder-Ausstellungen und Experimente die Menge, jeden Tag ein neues gefälliges Arrangement, aber nichts, was Aufsehen erregte, oder auch nur den geringsten Fluß in all die Stagnation hätte bringen können. Die kleinen Pröbchen Malerei, die von auswärts her auftauchen, haben sehr problematischen Wert. Über die gewagtesten Zumutungen ärgert man sich nicht einmal mehr; man ist gleichgültig. Berlin interessiert sich für Politik, Schwebebahn und besonders Mordabenteuer, Skandale und Schiffsunglücke; die Kunst lebt von Waschzettein. In den Theatern gab man sich den ganzen Monat mit französischen und deutschen Reprisen ab; man spielt überall, aber überall matt und ohne Lust, handwerksmäßig. Berlin tanzt und soupiert, Berlin geht im Frack und im Ballkleid, das thut Berlin schon seit Jahren, trotzdem es seit Jahren den sozialen Weltuntergang erwartet; alle Jahre trifft man sich wieder im Frack und im Ballkleid und ist wohl und munter; oder wenn Einer inzwischen umgekommen ist, so geschahs in Folge von Alter, Indigestionen, verunglückten Bankrotten oder andern natürlichen Zufällen.

Brittannische Maler waren viel zu sehn bei Schulte und Gurlitt; nachdem man sich an deutscher Mache längst ausgelangweilt und den Jongleuresprit nach französischem Muster satt bekommen, nimmt man zur Abwechslung ein wenig brittische Kunst, die absolute Garantie für Anständigkeit, Realität und Solidität bietet. Ich las dieser Zeit ein ausführliches Essay über englische Malerei in einer französischen Revue; der Verfasser bemühte sich sehr, die Formel zu finden für die Beobachtung, daß die Engländer immer absonderlich sind und doch nie unrealistisch. Sie malen immer ihre Träume: aber es sind ausführliche und behagliche Träume, die mit der wachen Wirklichkeit immer zusammenhängen, nur daß man in ihnen ungestörter ist als in ihr, und daß das, was man selber bringt und das, was von außen dazu kommt, durch eine größere oder dunklere Kluft getrennt ist. In Frankreich überwindet das Genie alle Schwierigkeiten zu Gunsten des Effekts, in England zu Gunsten des Gedankens. Alle Engländer, auch die Künstler, sind Baconianer, die nur nach der Form der Dinge fragen, nie nach dem Warum und Wozu; sie interessiert nur die Erscheinung, die Ruhe im Augenblick, nie das Vorher und Nachher. Die Franzosen sind auch Realisten, sie interessiert auch die

Erſcheinung, aber die Flüchtigkeit des Augenblicks. Sie intereſſiert die gegenwärtige Minute, weil ſie vorübergeht, weil ſie eine Nuance der Zeit iſt, und als ſolche eine flüchtige Stimmung im erhaſchenden Beſchauer hervorruft, die ihn mit der Vergangenheit und mit der Zukunft, d. h. mit der Ewigkeit verbindet. Die Engländer aber füllen die gegenwärtige Minute mit dem Extrakt der Zeit, ſie machen ſie zu einem Mikrokosmus, der unvergänglich iſt, in deſſen Tiefen man hinabſteigt, um in ſeinen Tiefen wiederum — die Ewigkeit zu finden. Die Engländer ſind Baconianer, die ihr höchſtes Ziel darin finden, „die Macht der Menſchen zu vermehren", darum tragen ſie unendlich viel Detail zuſammen, arbeiten daran und ſuchen ihm durch emſige Geſchäftigkeit einen Hauch von Geſamtleben zu geben; die Franzoſen wollen ſich der Macht der Menſchen erfreuen, vielleicht auch als Skeptiker, ihre Grenzen erproben: darum ſind ſie nie geiſtreich, als wenn ſie virtuos ſind und darum marſchieren ſie immer an der Spitze der Könnenden.

Ich erwähne von den Ausſtellern: G. Sauter mit zum größten Teil bekannten Bildniſſen, die „Boyſof Glasgow", bei Schulte: Th. Millie Dow („Der verzauberte Wald"), Few, Gauld, James Guthrie, James Whitelaw Hamilton, John Lavery mit einer Porträtgruppe, renaiſſance-deutſch in der Interieurſchilderung, franzöſiſch im Chic, ſchottiſch in Farbe und Perſpektive, engliſch in der Gruppierung — James Paterſon, Al. Roche, Stevenſon, Thomas, E. A. Walton, deſſen „engliſches Mädchen" Herkomer und Sauter vorausſetzt. James Pitcairn-Knowles, ein in Paris lebender Schotte, ſtellte eigentümliche dekorative Arbeiten von intenſiver Stimmung bei größter Einfachheit der Zeichnung aus.

Hubert von Heyden hatte wieder eine Sonderausſtellung von „feinen" Schweinen und anderm Alltagsvieh, an das ſich die Berliner gar nicht gewöhnen wollen. Es giebt ja bei manchen Menſchen Punkte, die man nicht berühren darf. Märchenbilder gab es eine ganze Maſſe, und es ſcheint, als ob die ſogenannte Braune-Saucen-Technik hier ihr letztes Gebiet gefunden zu haben glaubt, wo ſie aus der Not eine Tugend machen und ihr Halbdunkel und ihren Nicht-Realismus zu Ehren bringen kann. Die nötigen Gedanken ſind ja von den betr. Volksdichtern vorgedacht, und ſo kann man bedächtig und ſeines Publikums ſicher an die Illuſtration all der hübſchen Geſchichten gehen. Farbenmärchen ſind das nicht, aber Farben ſind da und Märchen auch: Farben auf der Leinwand und Märchen auf den beigegebenen Kartons. Profeſſor Auguſt von Heyden, Berlin, bevorzugt mehr das Schauerlich-Mythologiſche, Hermann Neuhaus — übrigens ein ganz reſpektabler Poet — den Stil von Grimms Hausmärchen und eine ganze Anzahl dritter Größen hält ſich an einzelne ſchöne Züge der Märchenwelt, an das Skizzenbuch der bereits kokettierenden Phantaſie. Eine eigentümliche Ausſtellung iſt augenblicklich in Gurlitts Sälen, von der ich erſt einen Teil beſprechen kann; man ſieht da ſehr nordiſche Gäſte, die ſich überaus „modern" gebärden. Aus Dänemark (Kopenhagen) und Finnland kommen da ein paar Künſtler. Dieſe Länder haben keine Civiliſation, und ihre Kunſt auch nicht; die Maler haben techniſche Geſchicklichkeit, ſogar Fertigkeit, aber man hat keine Achtung vor dieſer Fertigkeit, weil ſie keine Vergangenheit, ſondern etwas Plebejiſch-Autodidaktiſches hat. Den Typus bildet das Bild des Finnländers Axel Gallén: „Problem." Typiſch: erſtens, drei oder vier ſehr junge Männer ſitzen um einen Tiſch herum und zerbrechen ſich den Kopf, und zwar ſind ſie damit beſchäftigt, ein „Problem" zu löſen, alſo ſagen wir mal „Die menſchliche Willensfreiheit". Dergleichen bei Tabak und Getränken iſt der höchſte Stolz des nordiſchen Jünglings. Zweitens, ihre Geſichter zeigen ſämtlich ein immer noch ſchärferes Nachdenken und ſind ſo verzogen, als wären die Nachdenkenden bereits Märtyrer ihres Wahrheitsbeſtrebens, und darum iſt das Bild gemalt: dem Maler iſt das Verziehen der Geſichter zum Zeichen angeſtrengten Nachdenkens das

eigentlich Glorioſe und Verewigungswürdige des Themas „Problem“. Wie wichtig kommen ſich dieſe Jünglinge vor, daß ſie ſo angeſtrengt denken, daß ihre Geſichter davon ſo verzogen werden! Und drittens trinken ſie Punſch. Das beweiſt, daß die Scene im Norden ſpielt und beruhigt uns, daß die Herren keine Anarchiſten ſind, denn „böſe Menſchen trinken ſchärfre Sachen“. Auch dieſe andern Nordländer löſen alle Probleme, und zwar meiſtens durch ſubdividieren: ſie beweiſen eben, daß die ſchwierigſten Dinge im Grunde ſehr einfach ſind, wenn man genial und geſchmacklos genug iſt, ſie auf ihre äußerſten und ſchattenhafteſten Konturen zu beſchränken. Das genialſte leiſtet ſich ein gewiſſer J. F. Willumſen (Kopenhagen), der fünf Bilder voller Symbolik nebſt einer ellenlangen Erklärung giebt, z. B. „Ausſicht über einen Hügel. Studie von der Mannigfaltigkeit und Gleichförmigkeit in der Natur. Ein Wolkenſchatten huſcht unten vorbei.“ Ein Bild, das von Ferne wie eine Landſchaft ausſieht, in der Nähe aber keine iſt, wie jedes Gemälde; weil aber die Wirkung in die Ferne durch ſehr einfache Mittel erreicht wird, glaubt der Maler etwas ganz Merkwürdiges entdeckt zu haben, wobei er vergißt, daß genau nach ſeinem Recept (— oder umgekehrt? —) die bekannten ethnographiſchen und geographiſchen Schulwandkarten hergeſtellt werden, ſowie die plaſtiſchen topographiſchen Modelle. Ein anderes Bild enthält eine weittragende Allegorie — „das Bild enthält alſo den Gegenſatz zwiſchen der ſtolzen lebensfrohen Freiheit und der erzwungenen drückenden Arbeit“. — Letztere wird durch Steinbrecher, erſtere durch eine Genſe mit Flügeln und Schwimmfüßen ſymboliſiert, die um recht zu zeigen, wie gut es ihr geht, ganz auf eine vergoldete Metallplatte ciſeliert iſt, während die Landſchaft und die ſtupiden Karrner auf eine gewöhnliche Holzplatte gemalt ſind. Ich will der Arbeit durchaus nicht zu nahe treten; die Symbolik iſt klar und einleuchtend (die Genſe ſoll die laufenden, fliegenden und ſchwimmenden Tiere in einem Weſen darſtellen); aber die Sache hat ſo wenig mit Malerei zu thun, wie ein Rechenexempel mit Äpfeln und Nüſſen in der Kinder-Rechenfibel mit der beſchreibenden Poeſie. Es iſt fade Rechnerei, die ſich ſehr klug vorkommt.

Von Vilma Parlaghis Ausſtellung das nächſte Mal. Man hat in der Nationalgallerie eine Erinnerungsausſtellung an Piglhein veranſtaltet; im zweiten Corneliusſaal ſind recht hübſche Werke von ihm vereinigt. Der beigegebene Katalog belehrt über Leben und Sterben des Künſtlers. Im allgemeinen ſcheint die Kunſt des Nachempfindens bei Piglhein überwogen zu haben, und leichte Auffaſſungsgabe und ein wenig leichtſinniges Selbſtvertrauen machten ihn ſchnell in jeder Technik heimiſch. Er war ein ſchöner Mann und darum ſiegte er von vornherein; und die Gewohnheit zu ſiegen erhöht die Fähigkeit zu ſiegen. Sein großes Bild aus früher Zeit „Familienglück“ ſteht zwiſchen Makart und Prof. Becker, hier wie überall findet ſich ein friſcher, modern perſönlicher Hauch in den vermummteſten Vorwürfen. Dann malt er Damen und Kinder um des Chics willen, immer mit einem gewiſſen Humor, dann chriſtliche Bilder — „Moritur in Deo“, eine Kreuzigung, die dem großen Panorama voranging, und die bekannte Madonna „Stern von Bethlehem“ —, dann Menagerieſtudien wie ſie nur Meyerheim leiſten kann; wieder pſychologiſche Probleme — „Die Blinde“ —, die an Gabriel Max erinnert, oder Fabelweſen, die eine Ahnung von Böcklinſchem Leben haben. Es charakteriſiert ihn ein farbenfrohes, humorvolles Schaffen, und ein ſtets erfolgreiches Münzen von noch ungewerteten Schätzen aus dem Schachte der Vergangenheit. Da iſt nichts im Grunde, was nicht ein anderer auch gemacht hätte, aber auch nichts ohne den Stempel „Piglhein“. Ein froher Gegenwartskünſtler, an der Vergangenheit erzogen und der Zukunft nicht abhold, und von der Natur mit Gaben des Geiſtes und des Körpers ausbeſtattet, die die Herzen der Mitlebenden gewinnen und bei den Nachlebenden ein freundliches Andenken ſichern.

Stuttgarter Theater.

Von Theodor Mauch.
(Stuttgart.)

Außer der Bühne des K. Hoftheaters hat die dramatiſche Kunſt in Stuttgart keine Heimſtätte; da drängen ſich denn nun „Klaſſiker“, und „Moderne“, Opern und Operetten, Trauerſpiele und Schauſpiele, ſogenannte Luſtſpiele und Poſſen in buntem Wechſel auf dieſer einen Stelle durcheinander. Daß hieraus der Intendanz viele Schwierigkeiten entſtehen, kann niemand, der gerecht iſt, verkennen, zumal ſie von jeher bemüht war, ſoviel dies ihr möglich iſt, allen Strömungen, welche die neue Kunſt und Litteratur durchziehen, Rechnung zu tragen und allen berechtigten Wünſchen und Anforderungen, wie ſie aus der örtlichen Tagespreſſe in verſchiedenartiger Tonart widerhallen, entgegenzukommen. Von den doch allzu häufigen Gaſtſpielen abgeſehen, rechtfertigt es ſich deshalb von ſelbſt, wenn Herr zu Putlitz beim Aufbau ſeines Repertoirs im Sinne des Goetheſchen Theater-Direktors zu Werke geht: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“

So hat es auch in dieſem Spieljahr bis jetzt nicht an Abwechslung gefehlt. In der Oper gaſtierten Andrade und Marie Schröder-Hanſſtängel, im Schauſpiel Otto Engels, Eleonore Duſe mit ihrer Geſellſchaft, und zu ſeiner Jubiläumsfeier Ernſt Poſſart als „Franz Moor“. Eine Auferſtehung erlebten „Emilia Galotti“ Lindners „Bluthochzeit“ und deſſen glücklicheren Namensbruders Oper „Konradin.“ An Novitäten war gleichfalls kein Mangel: „Kollege Krampton“ mit Engels in der Titelrolle verſchafften Hauptmann weit mehr Beifall und Anerkennung als ſich Wilbrandt mit ſeinem „Meiſter von Palmyra“ errang. Die Klaſſiker, welche in den letzten Jahren dominierten, wurden bis jetzt auffallend vernachläſſigt. Dagegen ſind verſchiedene Premièren zu verzeichnen und weitere ſind noch in Ausſicht genommen. Unter den Novitäten befinden ſich „Niobe“ und „Der ungläubige Thomas“, ernſteren Charakters ſind die beiden Schauſpiele „Kriemhild“ von W. Meyer und Georg von Omptedas „Rigmor“, beide Premièren. Meyers „Kriemhild“ behandelt eine Art moderner Blutrache.

Die Gebrüder Gebrügge, der ältere Bruder, Guſtav, ein Getreideſpekulant der erbärmlichſten Sorte und deren Schwager Erich Hartegg, der Mann ihrer Schweſter Hannah, eine künſtleriſch veranlagte Natur, welcher nie etwas von der Jobberei verſtanden hat, ſtehen ſich im Geſchäftsleben als Gegner gegenüber. Dem Haus Gebrügge ſteht ein vom Vater mit dem Geſchäft überkommenes Faktotum, der Buchhalter Brünning, zur Seite: ſeinem Töchterchen Clara zu Liebe hat der jüngere Gebrügge ſein flottes Korpsſtudentenleben in Heidelberg aufgegeben und iſt in das Geſchäft eingetreten. Infolge einer niederträchtigen Getreideſpekulation ſeiner Schwäger unterliegt der ehrliche Erich; nur dies einemal noch wollte er den Kampf aufnehmen; wäre er als Sieger daraus hervorgegangen, dann hätte er ſich mit ſeinem treuen, edlen Weibe Hannah von dem ihn und ſie anwidernden Treiben der Börſe zurückgezogen; aber er iſt unterlegen, ruiniert, es iſt zu ſpät.

Erichs Sturz hat eine Menge kleinerer Exiſtenzen mit ſich geriſſen. Um ihnen, die ihm vertraut, auf ihn gebaut haben, das ihrige wiedererſtatten zu können, bittet er mit Hannah vereint die Gebrügge ihm das zu geben, was er an ſie verloren habe; hart und herzlos mit ſpöttiſchen Bemerkungen weiſen ſie ihn ab; er demütigt ſich durch einen Kniefall; umſonſt. Da wankt er hinaus, matt und bleich — ein Schuß kracht — vor der Comptoirſchwelle ſinkt Erich zuſammen; die eigenen Schwäger haben ihn lieblos in den Tod getrieben. —

In Hannah erwacht der Geiſt der Rache, an der eigenen Sippe will ſie den Tod des geliebten Gatten ſühnen; nicht Leben und Ehre ihrer Brüder, ihre Exiſtenz will ſie vernichten, nicht im Blut und Gewiſſen ſitzen bei ihnen Leben und Ehre, an der Börſe und im Geldſchrank, dort iſt die Wahlſtatt.

Sawelſew, ein unermeßlich reicher Ruſſe, wirbt als Etzel um Kriemhilds Hand; unter der Bedingung, daß er all ſeine Mittel, ſeinen ganzen Einfluß zum Sturz des Hauſes Gebrügge verwenden wolle, giebt ſie dem Werbenden nach. Das Haus Gebrügge verſpürt bald die feindſelige Hand des gegen ſein Treiben aufgerufenen Ruſſen; das Brüderpaar ahnt das Hereinbrechen der Kataſtrophe — es iſt bei der Verlobungsfeier Hannahs und Sawelſews, wo dieſer ſelbſt Hannah bittet, Einhalt zu thun; ſie aber will nicht ruhen, bis ſie ihr Ziel erreicht hat. Hier in dieſem Zimmer, in dieſem Hauſe hat die Mutter ſie und die Brüder mit gleicher Liebe erzogen, mit gleicher Sorgfalt über ihnen gewacht — und wie haben ihre Brüder an ihrem Gatten Erich gehandelt! Als nun Guſtav kommt, mit der Schweſter anzuſtoßen auf fortwährendes gegenſeitiges Zuſammenſtehen: Da kreuzt ſie ihr Champagnerglas mit dem ſeinigen und indem ſie ihn feſt ins Auge faßt, ruft ſie ihm zu: „Jawohl, wir wollen zuſammenhalten, wie wir es ſtets gethan, im Leben und im Tod, im Glück und in der Not!“ — Bei dieſer aufregenden Stelle ſetzte Luiſe Dumont ihr volles Können ein und der Eindruck, den ſie hinterließ, iſt ſchwer zu vergeſſen! Eine gottbegnadete Tragödin! —

Fünfter Akt! Draußen heult der Sturm, der Regen klatſcht an die Fenſter; fröſtelnd ſitzt Hannah am Kamin, in fieberhafter Erwartung. Ihr Gatte muß jeden Augenblick von der Börſe kommen, heute iſt der Tag der Entſcheidung; Sawelſew tritt ein; ſie hat geſiegt, ihre Brüder liegen am Boden. Die Geſtürzten kommen, ſie flehen um Hilfe bei Sawelſew und Hannah; Brünning ſoll knieen vor ihr, wie dereinſt Erich vor ihm kniete, dann ſoll es gut ſein. Aber deſſen weigert ſich der ſtolze grimmige Hagen, ſo bleibt auch Hannah unerbittlich und hart. Ihre Rache iſt geſättigt, ihr Ziel erreicht; aber mit dem Sturz ihrer Brüder hat ſie auch den Namen ihres Vaters entehrt — dies iſt Brünnings Antwort. Sawelſew ſelbſt, welchem graut vor dem dämoniſchen Weib, das in ſeinem Rachedurſt auch ſeinen guten Ruf aufs Spiel geſetzt hat, verläßt ſeine Verlobte; in dieſer erwachen Reue und Angſt. Geleitet von der Schweſter Teleſphora, welche ſie nach dem Tode Erichs bis zur Werbung Sawelſews gepflegt hatte, will ſie von nun an als Krankenpflegerin in werkthätiger Liebe büßen und ſühnen, was ſie ihren Brüdern gethan hat; ihre Rache, menſchlich begreiflich, war doch eine Schuld, denn „Die Rache iſt mein!“ ſpricht der Herr!

Der Verfaſſer hat ohne Zweifel gründliche Studien gemacht, er iſt wohl zu Hauſe in den Gebräuchen der Börſe und kennt die Luft, welche durch die „Arbeitszimmer“ ihrer Matadore weht. Die Charakteriſtik der einzelnen Geſtalten iſt in der Hauptſache keine üble, während der Dialog noch manches zu wünſchen übrig läßt. Daß die Schweſter Teleſphora dereinſt einmal dem älteren Bruder Gebrügge näher geſtanden hat, hätte mehr herausgearbeitet werden ſollen — ich bin überzeugt, der größere Teil des Publikums hat dieſen Zug gar nicht bemerkt. Ich glaube, es liegt auch darin der Grund, daß der Schluß nicht recht befriedigt. Man hat Teleſphora ganz vergeſſen, da plötzlich taucht ſie am Schluſſe wieder ſo ziemlich unmotiviert auf, um dem jähen Umſchlag in Hannahs Geſinnung zur Folie zu dienen. Daß dieſer Umſchlag, welcher ſich pſychologiſch wohl erklären läßt, allzuplötzlich eintritt, das iſt der Hauptmangel dieſer „Kriemhild“. Immerhin hätte das Stück eine wärmere Aufnahme und mehr Wiederholungen verdient, als ſie ihm zu teil geworden ſind.

Geſpielt wurde gut; namentlich waren es Luiſe Dumont (Hannah) und Karl

Salomon (Brünning), welche in Auffaſſung und Durchführung ihrer Rollen ſich beſonders auszeichneten; das hagenhafte Element, welches dem modernen Vaſallen Brünning ſo glücklich beigemiſcht iſt, brachte Salomon meiſterlich zum Ausdruck; überhaupt was dieſer Künſtler in die Hand bekommt, und ſei es die kleinſte Rolle, verarbeitet er zu einer künſtleriſchen Leiſtung, was er ſpricht hat Klang, und jede ſeiner Aktionen zeugt von Kraft und Leben.

Ein liebenswürdiges Pärchen ſtellten Frl. Eyſoldt (Klara) und Hugo Jeſſen (der jüngere Gebrügge) dar. Letzterer iſt ein bildungsfähiger Künſtler, welchem ſeine ſympathiſche Erſcheinung ſehr zu ſtatten kommt. Die Rolle des Guſtav Gebrügge befand ſich bei Wilhelm von Hoxar, die Saweltzews bei Leo Connard in guten Händen; mit der Schweſter Tetesphora gab ſich Olga Doppler, mit Erich Hartegg Auguſt Ellmenreich viele Mühe: beide Rollen ſind nicht dankbar.

Hat Wilhelm Meyer verſucht, das Inſtitut der germaniſchen Blutrache zu moderniſieren, ſo hat Georg von Ompteda in ſeinem dreiaktigen Schauſpiel „Rigmor“ die Mär vom armen alten König und ſeiner jungen Frau aus dem Romantiſchen ins Moderne übertragen. Detlev, Graf von Horsbühl, Oberſt und Kommandeur des 12. Küraſſierregiments, hat die ſchöne Dänin Rigmor von Overby geheiratet. Zu gefühlvoller Hingabe, zu ſüßen Schäferſtündchen, zu einer Ehe, wie ſie ſich die ſchöne junge Frau ausgemalt hat, findet der Oberſt keine Zeit, ihm geht der Dienſt über alles. In Rigmors Herzen bleibt eine leere Stelle; denn ſie hat mehr Angſt und Reſpekt vor dem Oberſt, als Liebe und Vertrauen zu dem Gatten. Es kommt die Zeit der Manöver heran. Der Stiefbruder des Oberſt, Fritz von Flinsberg, Premierlieutenant in deſſen Regiment und täglicher Gaſt ſeines Hauſes, bedarf infolge eines Sturzes vom Pferde noch der Erholung, ſo bleibt er denn zurück in dem kleinen holſteiniſchen Garniſonſtädtchen Övelhuſen und leiſtet hier Rigmor täglich Geſellſchaft, während Detlev mit ſeinen Küraſſieren im Manövergelände weilt. In trautichen Plauderſtündchen klingen die jungen empfindſamen Herzen zuſammen, und beide werden ſich immer mehr bewußt, daß ſie zuſammengehören; ſie lieben ſich. Ihr Verhältnis bleibt rein, aber darum laſtet auf beiden nicht weniger ſchwer das Gefühl einer Schuld. Um eine Löſung herbeizuführen, ſoll Fritz dem Oberſten alles freimütig bekennen, wenn dieſer aus dem Manöver zurück ſei. Hier ſetzt die Handlung ein. Detlev kehrt zurück; aber ehe Fritz Gelegenheit findet mit ihm zu reden, kommt Detlevs Schwager Egon von Stechow und deckt ihm auf, was ſich angeſponnen hat. Der Oberſt ſieht in dieſen Mitteilungen eine Verleumdung, zu welcher Stechow und ſeine Frau der Ärger darüber hinreiße, daß er ſie durch ſeine ſpäte Heirat mit Rigmor um die Hoffnung gebracht habe, ihn dereinſt zu beerben; ſo muß Stechow, auf gute Art hinausgeworfen, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Nachdem Detlev noch Lina, das Dienſtmädchen, welches den Stechows Klatſchereien über Rigmor und Fritz zugetragen hat, entlohnt und entlaſſen hat, ſetzt er ſich an den Schreibtiſch, um, wie er es gewohnt iſt, noch einen Teil der Nacht hindurch zu arbeiten; er iſt felſenfeſt überzeugt von der Treue ſeiner Gattin und der Ehrlichkeit Flinsbergs. Da erſcheint Fritz, und aus deſſen eigenem Munde erfährt er jetzt, daß alles wahr iſt, was Stechow erzählt hat. Wie ein Schlag trifft dieſe Nachricht den ſtarken Mann; zwiſchen Zorn und Schmerz ſchwanken ſeine Gefühle hin und her. Dahin hätte es Fritz nie kommen laſſen dürfen. Als Soldat, als Offizier hätte er wiſſen ſollen, was er zu thun gehabt hätte. Urlaub hätte er nehmen ſollen — gehen! Als Fritz dann erklärt, er könne ſich nicht trennen von Rigmor, da kommt die Antwort des Oberſt; nicht heftig, aber eiſern und ſcharf: „Dann hätteſt Du müſſen ganz gehen!“ „Mich totſchießen?“ Eine energiſche Bewegung Detlevs bejaht dieſe Frage. Für heute

ſoll er ihn allein laſſen, jetzt finde er keine Löſung, keine Antwort auf dieſe niederſchmetternde Nachricht, welche ihm, dem ſtarken Manne, das Herz brechen wolle. Morgen nach ſeinem Dienſt ſoll ſie Fritz ſich holen.

Die Nacht hat den Oberſt ruhig gemacht: in der Auseinanderſetzung mit Rigmor erkennt er ſelbſt, daß dieſe ein gewiſſes Recht hatte, wenn ſie ſich von ſeiner Seite vernachläſſigt fühlte, daß ſie nicht allein die Schuld trifft an dem, was geſchehen iſt. Jetzt ſoll ſie fort zu ihrer Mutter nach Kopenhagen, damit die Zeit alles wieder ausgleiche. Er werde ihr nie ſchreiben, wolle ihr nie ein Zeichen ſenden, wolle nur warten, ruhig und geduldig warten, denn einmal werde ſie ja doch wieder zu ihm zurückkehren. „Wenn ich aber doch nicht wiederkomme?“ ringt ſich's ſchmerzvoll über die blaſſen Lippen der ſchönen Frau — ſie will Fritz nie mehr ſehen, aber vergeſſen kann ſie ſein Bild nicht, nicht im Leben, nicht im Sterben! — Jetzt erklingen die munteren Weiſen der einrückenden Küraſſiere; Detlev ſchrickt zuſammen; jetzt iſt der Dienſt Fritzens zu Ende, jeden Augenblick wird er erſcheinen, ſich die Antwort zu holen; und er hat noch keine Löſung gefunden. Statt Fritz von Flinsberg iſt ſein Burſche gekommen und hat ein Schreiben gebracht; mit zitternden Händen entfaltet Detlev das Papier. „So hab ich es nicht gemeint.“ Rigmor bricht ohnmächtig zuſammen. Fritz von Flinsberg *iſt* gegangen, *ganz* gegangen!

Lobenswert iſt es vor allem an dem Stück, daß der Dichter einmal auf eine Löſung gekommen iſt, welche inſofern befriedigen muß, als ſie die einzig mögliche iſt und dann, daß wir in der Ferne ein Ausklingen vernehmen, das auch Rigmor und Detlev wieder zuſammenführt. Der Oberſt wird Recht behalten: Rigmor wird in Kopenhagen bei ihrer Mutter die Geſchehniſſe verrauſchen laſſen, die Zeit wird darüber gehen, und endlich wird der Tag kommen, an welchem ſie ins alte Haus nach Oevelhuſen zurückkehrt: „*Jahre hellen!*“

Der Hauptfehler des Stückes dagegen iſt, daß die Zuſchauer von der Leidenſchaft Rigmors und Flinsbergs zueinander nichts zu ſehen und nichts zu hören bekommen; ihre Empfindung bleibt uns ſo gut wie verſchloſſen, wir müſſen daran glauben, weil es Fritz und Rigmor ſo erzählen, *mit* ihnen *empfinden* und *fühlen* können wir ſchlechterdings an keiner Stelle, in keiner Situation. Und man konnte auch trotz dem vielen Beifallklatſchen dem Publikum doch den Eindruck anmerken, als fehle ihm etwas, und es hatte ein Recht zu dieſer Empfindung. Ompteda, welcher ſelbſt anweſend, nach dem letzten Akt wiederholt erſcheinen mußte, hatte den Proben angewohnt, um für ſpätere Aufführungen ſeines Stücks, welches er anfänglich „Nach den Manövern“ betitelt hatte, aus den Ergebniſſen an der hieſigen Bühne Nutzen zu ziehen. Möge er uns die Leidenſchaft zwiſchen Flinsberg und Rigmor etwas anſchaulicher und glaubwürdiger machen, dann gewinnt ſeine Arbeit bedeutend an Eindruck — und auch an Erfolg. Aus *dieſer* matten Rigmor aber, an deren Leidenſchaft kein Menſch recht zu glauben vermag, konnte trotz aller Mühe und mit ihrem beſten Spiel auch *Olga Doppler* keinen zündenden Funken ſchlagen. Und nun gar Flinsberg — ſo gedrückt, ſo weich können wir uns doch einen jungen Kavallerie-Offizier nicht recht vorſtellen — nein, das iſt kein Offizier, — das iſt — Fritz Brackenburg in Küraſſieruniform! Anzuerkennen iſt, daß *Auguſt Elmenreich* auf dieſe Rolle viel Fleiß und Sorgfalt verwandt hat. Die Geſtalt des Oberſten dagegen iſt gut ausgearbeitet, eine gewinnende, ehrliche, offene Soldaten- und Edelmannsnatur. *Wilhelm von Hoxar* gab ſich alle Mühe, ſeiner Rolle gerecht zu werden. Die übrigen Perſonen dienen der Staffage, ſind aber meiſt gutgetroffene Typen.

Am 21. Dezember zog Humperdinks „Hänſel und Gretel“ bei uns ein und hat ſich raſch alle Herzen erobert. Der Januar brachte als Neuigkeit „Madame sans Gêne“ mit *Jenny Groß* vom Leſſingtheater in Berlin als Gaſt in der Titelrolle. Was man

ſonſt mit einem gewiſſen Neid den Franzoſen nachrühmt und Eſprit nennt, das fehlt dieſem luſtigen Intriguenſpiel — mehr iſt es nicht — durchaus! Nicht etwa, daß es viel geiſtreiche Witze enthielte, die einen zum Lachen reizen, nein, es iſt vielfach der Blödſinn, welcher zum Lachen zwingt. Denſelben Eindruck machte das Spiel Jenny Groß', ſo ungeſchickt und kindiſch benimmt ſich eine zur Herzogin von Danzig avancierte franzöſiſche Wäſcherin nicht, denn in Frankreich bleiben ſelbſt an der Wiege einer ſolchen die Grazien nicht wohl aus. Im allgemeinen war das Spiel allerdings nicht zu tadeln. Der Napoleon Ellmenreichs war in Maske und Mimik ziemlich hiſtoriſch, befriedigend ſpielte ſeinen Lefèbvre Otto Eggerth, imponierend ihre Königin Maria Karolina Sofie von Dierkes.

Ein weiterer Abend brachte drei Novitäten auf einmal! Dramatiſierte Erinnerungen einer Schauſpielerin — häusliche Scenen aus dem Leben des Sokrates — ſpaßhafte Situationen aus dem Leben eines jüngſt verheirateten Leutnants! Der aus der Firma Moſer und Genoſſen hervorgegangene Schwank „Militärfromm" iſt eine Militärpoſſe, wie wir uns deren ſchon viel zu viel haben gefallen laſſen. Bei ihrem mit Liebkoſungen vermiſchtem Frühſtück werden Leutnant von Hellers immer wieder geſtört. Editha, die reiche Amerikanerin, iſt dem Major von Linden beſonders böſe, weil er gleich am erſten Tage ihren Gatten auf 24 Stunden zur Wache ſchicken will. Den Major ſelbſt, welcher zu Beſuch kommt, hält ſie für einen Leutnant, vermittelt daneben die Verlobung der hübſchen Majorstochter Aſra mit dem Leutnant Bod von Deyen, läßt ſich von dem jungen Fähndrich Fredy von Donner das Allarmzeichen zeigen, was dieſem 24 Stunden Arreſt einträgt. An dieſem Stoff üben von Moſer und von Trotha — Gott ſei Dank! wenigſtens nur einen Akt lang — ihren „Witz" und das brüllende Publikum hat ſeine brüllende Freude daran! Wenn etwas dieſe Poſſe genießbar machte, ſo war es das Spiel Käthe Klöß' als Aſra und die Editha von Elſa Häberle, unſerem „wachſenden Talent". — In „Sokrates und Xanthippe" treibt letztere eine Verſammlung von athenienſiſchen Bürgern und Bürgerinnen, welchen Sokrates eine philoſophiſche Vorleſung in ſeinem Garten hält, auseinander. Der umgeworfene Tiſch, in die Luft geſchleuderte Teller, Becher und Früchte geben ihren Schimpfworten erfolgreichen Nachdruck. Später findet Xanthippe ihren Mann mit ſeiner begeiſterten Anhängerin Myrrhina, der Frau des Landmanns Drakes beiſammen — Eiferſuchtsſcene mit großem Geſchrei und modernem Herzkrampf der Philoſophengattin. Dieſer verſchwindet wie auf Kommando, ſobald Sokrates beteuert: er habe ſtets nur ſeine Xanthippe geliebt und danke den Göttern für ſolch ein Weib. Schon begreiflich, wenn ſich die wirkliche Xanthippe ſo liebenswürdig trug, wie Sofie von Dierkes. Der Sokrates Leo Connars dagegen machte mehr den Eindruck eines Tölpels als eines griechiſchen Philoſophen. Dieſer dem Publikum zum „Amüſement" geſchriebenen und aus dem Franzöſiſchen überſetzten Poſſe ging als erſtes Stück voraus „Tote Liebe", ein dramatiſiertes Feuilleton, von dem Verfaſſer Herrn Viktor Naumann ſehr beſcheiden „Schauſpiel" genannt. Handlung hat das Stück eigentlich gar keine. Die gefeierte Schauſpielerin Ida Schöne hat wiederholt die Werbung des Freiherrn von Steinberg abgewieſen. Als er nochmal mit ſeinem Antrag kommt, erklärt ſie ihm den Grund ihrer Abſage: Als ſie noch eine junge Schauſpielerin war, lernte ſie einen Mann kennen, der ſein „verlorenes Leben" weinend bereute, das Gefühl des Mitleids wurde zur Liebe:

Wir haben zuſammen geſcherzt und gelacht,
Wir haben zuſammen geweint,
Und ehe wir ſelber es nur gedacht,
Hat uns Lachen und Weinen geeint

Wir gingen wohl durch den grünen Wald,
Die Sonne ſchien warm und lind,
An der Bergeshalde machten wir Halt,
Die Welt war ſtill und der Wind.

Und da — ich weiß nicht wie es geſchah,
Nicht weiß ich auch wie es ward,
Als Auge ſich im Auge ſah
Bezwang uns die ſehnende Macht.

Was das Leben erzeugt und im Leben den Tod,
Geheimnisvoll trat es heran,
Der Erde entrückt und der Erdennot
So wurden wir Weib und Mann.

Die junge Liebe im jungen Hag
Verknüpft uns mit feſtem Band!
Die Zeugen: Du Sonne, Du leuchtender Tag,
Du Wald, der uns ragend umſtand!

Und wenn ſie Dich läſtern und wenn ſie ſchmähn,
Mein Lied, dann denke zurück,
Sie haben das Glück ja nie geſehn —
Und wir — wir beſaßen das Glück!

So kam es, ſo hat es der Geliebte in ſeinen Verſen beſchrieben. Keines wollte die Gluten des lodernden Feuers durch die „kalten Waſſerſtrahlen der Reflexion“ dämpfen. Aber an dieſen heißen Flammen ging der Mann zu Grunde und des Weibes Herz zerbrannte in Aſche, unter welcher nur noch die „Funken der Erinnerung“ glimmen. Nach langer ſchwerer Leidenszeit iſt *er* geſtorben, aber *ihre* Liebe iſt nicht tot; noch heute ſteht ſein Bild vor ihrer Seele, ihr *Glück*, ihre *Religion*, ihr *Heiligtum*! Durch ihn iſt ſie zum *Weibe* geworden, ihm dankt ſie ihre ausdauernde Kraft, mit welcher ſie durchgedrungen iſt von der „kleinen Komödiantin von damals zur großen Künſtlerin von heut.“ — Steinberg geht kopfſchüttelnd. Es kommt nun Frau Konſul Bauer. Bei einer Feſtlichkeit dieſer Dame ſoll Ida mitwirken; die Frau Konſul hat verſchiedene Gedichte mitgebracht — Andenken an einen geliebten Freund —, eines überreicht ſie Ida zur Probe. — Was iſt das? *Seine* Verſe! *Seine* Schriftzüge! *Sein* Name! — Alle ſympathiſche Stimmung, welche Idas Erzählung mit ihren tiefen lyriſchen Tönen und ihrer zum Teil wirklich poetiſchen Form in der Seele des Zuhörers zu wecken begann, wird grauſam wieder zerſtört durch die unfreiwillige Komik, in welcher ſich nun die beiden Frauen darüber herumzanken, welche von ihnen das beſſere Recht darauf habe, mit der Leiche jenes „um die Ecke gegangenen Gentlemans“ auf dem Rücken fürderhin durchs Leben zu wandeln. Nach dem Abgang der Frau Konſul ſind die glimmenden Funken der Erinnerung in Idas Herzen nun doch durch einen kalten Waſſerſtrahl ausgelöſcht. Der praktiſche Skepticismus Steinbergs hat recht behalten: was ihm Ida erzählt hat aus ihrem Leben, „ja! es *war* die Geſchichte einer *toten* Liebe!“ — Die ganze Sache würde ſich beſſer leſen als von den Brettern herab anhören laſſen. Wenn es trotzdem ohne Durchfall für Herrn Naumann abging, ſo dankt er dies nebſt der Langmut des hieſigen Theaterpublikums ganz allein dem hingebenden und ſeelenvollen Spiel von *Luiſe Dumont*! Ihr galt auch in erſter Linie der Beifall des Publikums, ihrem und der andern wiederholtem Hervortritt ſchloß ſich Herr Naumann an, ob es das Publikum ſo gemeint hat? vielleicht war es neugierig, wieder einmal einen „Dichter“ zu ſehen!

Die erſte Februarwoche brachte ein Künſtlerjubiläum. *Roſa Steinau* feierte ihr 40jähriges Dienſtjubiläum. Viele Glückwünſche, Blumenſpenden und Ehrengaben verſchönten den Feſttag der Künſtlerin; mit warmem Beifall empfing ſie das Publikum. Im Zwiſchenakt wurde ſie in die Königliche Loge berufen, wo ihr unſer kunſtſinniger und kunſtfördernder König eigenhändig ein Armband mit Brillanten überreichte. Wie ſich die Jubilarin wohl an dieſem Tage an vergangene Zeiten und Zuſtände erinnert haben mag, ſo wurden auch die Theaterbeſucher jenes Abends in die Vergangenheit verſetzt; man gab nämlich als jüngſte Novität Niemanns „*Wie die Alten ſungen*“, ein Stück, das man am treffendſten beurteilt mit dem Citate: „Als der Großvater die Großmutter nahm!“

Kritik.

Romane und Novellen.

Der neue Don Quixote, Roman von Arthur Zapp. (Dresden, Leipzig, Wien: E. Piersons Verlag.)

Die Bildungsmüden, Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). (Berlin: Verein für freies Schrifttum.)

Maschinen. Roman von Conrad Alberti. (Leipzig: Wilhelm Friedrich.)

Drei soziale Romane. Alle drei gut gemeint, alle drei dem redlichen Streben entsprungen, der Gegenwart ihr ungetrübtes Spiegelbild vorzuhalten, — und alle drei grundverschieden, sowohl in der Art, wie sie ihr Problem anpacken, als auch in der Durchführung desselben und in den Resultaten, zu denen sie gelangen.

Am naivsten tritt Arthur Zapp seinem Stoffe gegenüber. Er stellt sich die soziale Frage höchst einfach vor: sie ist nämlich gar nicht vorhanden, beruht auf lauter Schwärmerei und Phantasterei, und jeder Versuch, hier durchgreifende Reformen zu schaffen, ist von vornherein verfehlt. Sein Reformator ist denn auch der moderne Don Quixote. Georg Dalchow heißt er, der unklare Philanthrop, der von weiten überseeischen Reisen — wo er doch die beste Gelegenheit gehabt hätte, die Augen aufzusperren und zu lernen, wie es in der Welt zugeht — zurückgekehrt und an die Spitze eines großen Geschäftes mit ausgedehntem Fabrikbetrieb berufen, nichts eiligeres zu thun hat, als seine ganze Fabrik seinen Arbeitern zu schenken und sich dabei mit einer gewissen Anna Hönicke, einer Jugendgespielin, jetzt aber sittlich schon recht verwahrlosten Fabrikarbeiterin, eine Gestalt à la Alma aus Sudermanns Ehren-Hinterhaus, allen Ernstes zu verloben. Nach seinem Plane sollen Chefs und Arbeiter, alle gleichmäßig am Arbeitsertrag beteiligt und ein noch nie dagewesener Idealzustand herbeigeführt werden. Natürlich geht diese Sache prächtig schief. Keine acht Tage hält das stolze Gebäude zusammen, und die ganze Geschichte endet in eitel Mißvergnügen. Das ist gar nicht anders möglich; wenn aber der Autor glaubt, dadurch die Unmöglichkeit sozialer Reformen oder einer gerechteren Verteilung des Arbeitsertrags zwischen Unternehmern und Arbeitern überhaupt bewiesen zu haben, so irrt er in der naivsten Weise. Denn so unvernünftig wie ein Georg Dalchow würde auch der größte Laie in den ökonomischen Wissenschaften nicht reformieren wollen, und wenn man eben ein Rechnungsexempel auf lauter falsche Zahlen gründet, so darf man sich nicht wundern, wenn das Resultat am Schlusse nicht stimmt. Trotz alledem ist Zapps Erzählungsweise nicht ungeschickt. Auch einzelne Gestalten, besonders unter den Arbeitern, wie der alte Hönicke und die Anna sind ganz hübsch charakterisiert, nur macht es den Eindruck, als ob diese „realistischen" Gestalten mehr Frucht moderner Lektüre als nach der Natur gezeichnet wären.

Viel tiefer packt Oskar Mysing in den „Bildungsmüden" die modernen Probleme an; aber es scheint mir, als ob dieser Roman weniger gut komponiert wäre als die letzten des Verfassers. Bildungsmüdigkeit, geistiger Nihilismus, das sind Begriffe, die uns in die schaurigsten Abgründe unserer modernen Kultur blicken lassen. Es sind eigentliche Hamletfragen in dem Buche aufgeworfen, das große Wozu? und Wohin? des gegenwärtigen Treibens grinst uns entgegen. Aber es ist, als ob der Verfasser selber vor der schauerlichen Hohläugigkeit dieser Fragen zurückgeschreckt wäre; denn er verzettelt sich in einer Fülle trefflich beobachteter und höchst geistreich wiedergegebener Gestalten, aber an sein eigentliches Grundthema, das negative Resultat

unſerer Kultur, wagt er kaum zu rühren. Um dennoch ſeiner Erzählung eine Art von Kern- und Mittelpunkt zu geben, weiß er keinen andern Ausweg, als die Schaffung einer „Romanfigur“ in des Wortes unangenehmeren Bedeutung. Es iſt dies der Salonnihiliſt Dr. Livas, ein Hans in allen Gaſſen, der trotz ſeinem modernen Gebahren und ſeiner neumodiſchen Kleidung doch ſtark an jene ebenſo vielgewandten und ebenſo in den verſchiedenſten Geſellſchaftsſchichten heimiſchen Romanhelden eines Eugen Sue und anderer derartiger Autoren ſpannenden Angedenkens erinnert. Es iſt ſchade, daß ein Autor von der Beanlagung und dem poſitiven Können eines Oskar Myſing zu ſolchen Effektmitteln greift. Doch iſt dieſer Livas ſehr intereſſant in ſeinem Einfluß, den er auf den jungen Chemiker Heinz Nielſen ausübt. Das Verhältnis zwiſchen dem Doktor und dem Studenten iſt eine Art pſychiſcher Faſcination, einer jener Fälle von geiſtigem Inkubat, wie ſie die Kriminalpſychologen bei Verbrecherpaarungen beobachten, wo der eine Teil eine faſt übernatürliche Gewalt über den willensſchwächeren Genoſſen erlangt und dieſen als ſein Werkzeug gebraucht. Dieſer Heinz Nielſen iſt überhaupt die beſt geſchilderte Geſtalt des Buches, eine ungemein feine Charakterſtudie. Myſings Buch iſt überhaupt voll der ſchönſten Anregungen, aber als Ganzes kann es leider nur wenig befriedigen; es iſt, als ob dem Autor die Arbeit während des Schaffens leid geworden wäre, als ob er ſich ſcheute, alles zu ſagen, was er geſchaut.

Weniger in die Tiefe geht Conrad Alberti, doch macht ſein Roman „Maſchinen“ einen abgerundeteren Eindruck. Er ſteigt nicht in die verborgenen Schächte des geiſtigen Proletariats herab, ſondern bleibt auf der Oberfläche der zutage liegenden Notſtände. Sein Roman ſpielt in den ſchleſiſchen Webergebieten, die Volkstypen ſprechen zum teil ſogar ſchleſiſchen Dialekt. Allein ſchon dieſe Äußerlichkeit muß die Erinnerung an die „Weber“ wecken; obgleich zwiſchen dem Roman Albertis und dem Drama Hauptmanns eine ganz gewaltige Kluft gähnt. Aber, man mag wollen oder nicht, der Vergleich drängt ſich einem auf. Zuerſt iſt die Geſinnung in beiden Arbeiten eine verſchiedene. Hauptmann tritt mit ſeinem warmen Herzen voll und ganz ein für die armen unterdrückten Weber, Alberti dagegen läßt mehr den kühlen Verſtand walten, er möchte zeigen, daß beide, der Fabrikbeſitzer Segonda wie die Arbeiter, Produkte ihrer Verhältniſſe und, von ihrem jeweiligen Standpunkt aus, beide im Rechte ſind. Aber gerade infolge dieſer mehr reflektierenden Auffaſſung und dieſes Vermittlungsſtandpunktes vermag er weniger zu packen, für ſeine Arbeiter regt ſich unſer Mitleid nicht ſo ſtark wie für die Webergeſtalten Hauptmanns; und ſogar ſeine Fabrikanten ſind uns unſympathiſcher, trotzdem er ſie mehr zu rechtfertigen ſucht als Hauptmann ſeinen Dreißiger. Aus der Reflexion entſpringt auch die Vermittlungsgeſtalt des ſich emporarbeitenden Direktors Henning, die in dem Hauptmann'ſchen Drama kein Gegenſtück findet noch finden kann. Wenn wir alſo mit dem Herzen immer mehr bei den Hauptmann'ſchen als bei den Alberti'ſchen Webergeſtalten weilen werden, ſo muß doch anerkannt werden, daß Alberti in ſeinen „Maſchinen“ eines ſeiner beſten Bücher geſchaffen hat. Alberti iſt beſonders ſehr fleißig, er ſchreibt nicht nach erſten Impulſen, ſondern arbeitet ſeine Stoffe mit vieler Sorgfalt durch. Auch beſtrebt er ſich, wo es irgend angeht, nur nach eigener Anſchauung zu zeichnen, und das iſt es, was ſeine Arbeitergeſtalten z. B. turmhoch über die Zapps erhebt. Vieles iſt in ſeinem Roman äußerſt glücklich beobachtet, wie die zum Myſtizismus neigende Frömmigkeit der Weber, die ihr letztes Heil im Spiritismus findet. Alles in allem: die „Maſchinen“ Albertis ſind ein gutes Buch. Hans Merian.

Tarantella. Roman in zwei Bänden von Annie Bock. (Berlin, Biblogr. Bureau).

Als der Roman vor einigen Monaten erſchien, wurde gar mächtig die Reklametrommel gerührt, und die Zeitungen brachten ſofort ſehr lebende Beſprechungen. Da Frau Annie Bock die Gattin eines bekannten und einflußreichen Berliner Kritikers iſt, konnte man ſich ob des Tamtams und des Lobes nicht weiter wundern, und mit einem gewiſſen Mißtrauen machte ich mich an die Lektüre des Romans. Der Anfang iſt nicht vielverſprechend. Wir werden in ein Londoner Damenpenſionat geführt, wo ſoeben eine Abgangsprüfung ſtattgefunden hat. Drei Perſonen erregen hier unſer Intereſſe: Stella von Balákow, eine junge Ruſſin, ein Genie auf der Geige, die kleine deutſche Blondine Eva, die mit Stella Schwüre ewiger Liebe und Freundſchaft austauſcht, und der Klavierlehrer Hartmann, der für Stella ſchwärmt und ihr eine von ihm komponierte Tarantella widmet. Aber bald nach dieſer wenig Vertrauen erweckenden Vorgeſchichte ſetzt die Handlung mit einer Kraft und Energie ein, die man bei einer weiblichen Feder nicht oft findet. Auf der Rückreiſe in ihre Heimat hält ſich Stella zwei Tage in Berlin auf, und hier hat ſie ein Abenteuer mit einem Herrn, was an ſich zwar ziemlich harmlos iſt, aber doch für die Zukunft verhängnisvoll werden ſoll. Zwei Jahre ſpäter — Stella iſt inzwiſchen eine Künſtlerin von hohem Rufe geworden — trifft ſie dieſe Berliner Bekanntſchaft wieder als den Gemahl ihrer Freundin Eva. Damit iſt ein Konflikt geſchaffen von großer tragiſcher Kraft. Denn Stella erkennt, daß ſie dieſen Mann, an dem ſie bisher nur mit einem Gefühl von Haß gedacht hat, liebt, und daß auch ſie wiedergeliebt wird. Um ſich ſelber zu retten und um das drohende Unheil geſtörten Eheglückes von ihrer Freundin Eva abzuwenden, entſchließt ſie ſich, ihren früheren Londoner Lehrer, den Klaviervirtuoſen Hartmann, mit dem ſie gemeinſchaftlich ihre Konzertreiſen unternimmt, zu heiraten. Aber ſie bringt dies Opfer vergeblich. Hartmann iſt ein erbärmliches Subjekt, den der Künſtlerneid ſo weit treibt, die eigne Gattin ausziſchen zu laſſen, und die von Eiferſucht geplagte Eva ſucht ſich in ihrer Verblendung an ihrem Gemahl dadurch zu „rächen", daß ſie ſich anderweitig ſchadlos hält. Es iſt ein etwas trübes, aber feſſelndes und durchaus lebenswahres Bild, das die Verfaſſerin vor uns aufrollt, nur hie und da geſtört durch einige Überflüſſigkeiten in der Beſchreibung und Antiquirtheiten in der Technik. Künſtleriſch würde der Roman durch einzelne Kürzungen bedeutend gewinnen, ein ſtrafferes Zuſammenziehen der Handlung wäre der Wirkung weſentlich von Vorteil. Eine echte weibliche Unart, die ſich die Verfaſſerin noch wird abgewöhnen müſſen, iſt der Anklang an den Familienchronikenſtil der Romane von anno dazumal. Wenn es auch beim Auftreten jeder neuen Perſon nicht immer heißt: „Der Vater von Maxens Vater war als Kind von ſechs Jahren . . ." u. ſ. f. drei Seiten lang, ſo wirken doch dreißig Zeilen dieſer Art ſtörend, wenn ſie die Handlung oder gar ein Geſpräch unterbrechen und zudem für das Verſtändnis des Ganzen nicht einmal nötig ſind. Aber außer ſolchen Kleinigkeiten iſt an dem Roman nichts beſonderes auszuſetzen. Er iſt im ganzen gut und intereſſant, und das ſind zwei Eigenſchaften, die ſich nicht allzuoft vereint finden.

Paul Raché.

Lyrik und Epos.

Robespierre. Epiſche Dichtung von M. E. delle Grazie. (Leipzig, Breitkopf und Härtel).

Wohl das Gewaltigſte, was in letzter Zeit auf dem Gebiete deutſcher Verſepik erſchienen, iſt M. E. delle Grazies „Robespierre". Dieſes in formſchönen Blankverſen geſchriebene Rieſengedicht um-

faßt zwei ſtattliche Bände zu je 500 Seiten. Schon dieſer äußere Umfang iſt überwältigend, und man empfindet eine Art von Scheu, ſich dem Koloſſe zu nahen. Natürlich läßt ſich ein ſolches Werk nicht mit einem Male bewältigen. Man muß es wieder und wieder zur Hand nehmen und ſich hineinleſen. Darum ſoll auch in dieſen Zeilen, die mehr eine Ankündigung als eine Kritik des Werkes bezwecken, kein abſchließendes Urteil darüber gefällt werden, und behalten wir uns eine eingehendere Beſprechung dieſer monumentalen Dichtung vor. Nur ſoviel vorläufig: Die Verfaſſerin behandelt nicht nur die Geſtalt ihres Helden, ſondern die ganze Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bis zu Robespierres Tod, und zwar mit einer Farbenglut und einer Gewalt der Sprache, die ihresgleichen ſuchen. Dabei iſt der gewaltige Stoff in wohlgegliederte Gruppen geordnet, und die unzähligen Geſtalten, die an uns vorüberziehen, ſind ſo plaſtiſch herausgearbeitet, daß ſie ſich dem Gedächtnis unwillkürlich einprägen. Die Kraft der Darſtellung und die Schönheit der Bilder halten ſich die Wage, und wenn man ſchon die Kühnheit bewundert, mit der dieſes Rieſengemälde entworfen, ſo muß man doppelt ſtaunen, daß eine Frau ſolches unternommen und vollbracht. H. M.

Liili Arber: Suzon. (München. Verlagsanſtalt Dr. Haas.) Eine merkwürdige Dichterin, die ſich vollſtändig als Mann geriert und ihre Liebe zur leichtfertigen Suzon, einem verliebten flatterhaften Dämchen beſingt, deren reizend pikantes Bildchen in höchſt pſchütter Finde-siècle-Toilette den Gedichten vorangeſtellt iſt. Die Gedichte ſelber, die alle Phaſen einer regelrechten Liebe des Mannes zum Weibe ſchildern, zeigen keine neuen Töne und gehen nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Jedenfalls iſt das Intereſſanteſte an dem Büchlein das pſychologiſche Faktum, daß ein Weib ſich dem Weibe gegenüber ganz in die männliche Rolle hineindenkt. Die Ausſtattung iſt ſehr ſplendid, das hohe ſchmale Format des Büchleins mehr originell als ſchön. R. R.

Neue Gedichte von Frida Schanz. Mit dem Porträt der Dichterin. (Leipzig. J. J. Weber.)

„Neue Gedichte“ ſteht auf dem Titelblatt, und doch iſt es immer wieder derſelbe alte Text und die oft gehörte Melodie. Man kennt die Vorzüge der Dichterin. Sie beſitzt ein ſehr hübſches Formtalent und eine gewiſſe Gewandtheit, kleine Stimmungsbildchen zu zeichnen, die alle mehr oder weniger einen Stich ins Sentimentale haben. Die landläufige Kritik pflegt in ſolchem Falle gewöhnlich vom „deutſchen Gemüt“ zu reden, von „zarteſtem Stimmungszauber“, von der „Kunſt, die tiefſten Saiten des Herzens zu rühren“ und anderen ſchönen Dingen. Die Maler dagegen haben für dergleichen ein ganz kurzes Wörtlein, ſie nennens Kitſch. Die Novelle in Verſen „Sieghafte Kunſt“, die den Schluß des Bändchens bildet, ſteht auch nicht viel höher — es iſt eben Familienblätterarbeit. Auf einer der erſten Seiten dieſer „Künſtlergeſchichte“ fällt auch wieder die rührend falſche Betonung des Namens Böcklin auf, die in Norddeutſchland unausrottbar ſcheint; denn die Dichterin reimt ſehr geſchmackvoll:

Die Seele badend, wie ihr Gott Böcklin,
In neuen großen Farbenmelodien.

Dieſe ewige Verunglimpfung und Verromaniſierung ſeines gut deutſchen Namens ſcheint übrigens meinen großen Landsmann bereits etwas nervös zu machen; denn als Erwiderung auf jenen ſchönen Reim ſoll er folgendes draſtiſche Versiein zum beſten gegeben haben:

„Wart, Frida Schanz, ich nehm' das Stöcklin
„Und klopf Dir aus das Dichterunterröcklin.
„Zum Teufel mit Böcklin; ich heiße Böcklin.“

H. Merlan.

Dramen.

Sturmflut. Drama in fünf Aufzügen von Joſef Grunzel. (Dresden und Leipzig. E. Pierſons Verlag. 1894.)

Josef Grunzel hat mit seiner „Sturmflut“ ein soziales Drama geschrieben. Die Sturmflut ist ein Arbeiteraufstand, der nicht etwa durch schlechte Behandlung der Arbeiter, sondern durch deren Solidaritätsgefühl hervorgerufen wurde. In einigen Nachbarfabriken wird gestreikt, also müssen es auch die Arbeiter in der Frankenthalschen Fabrik thun. Selbstverständlich wird dem Aufstand durch die Bajonette, der Panacee für alle Schäden im Staatsleben, ein Ende gemacht. — Wie in den „Webern“ fehlt auch in der „Sturmflut“ ein Held, um den die Handlung sich dreht. Der erste Akt giebt ein Bild einer vornehmen Gesellschaft bei dem Fabrikanten Frankenthal; der zweite führt uns in eine Arbeiterwohnung, wo eine Mutter, Frau Herbert, bei dem sterbenden Kinde sitzt, während ihr Mann ungerührt von dem Jammer zur Versammlung der Aufständischen eilt. Der dritte Akt spielt in der Wohnung der Beamtenwitwe Thurmann, deren Tochter Emma von ihrem braven Verlobten Josef, einem Schriftsetzer, nichts mehr wissen will, weil ihr der junge Frankenthal ein Leben, wenn auch nicht in Ehren, so doch in Reichtum verspricht. Der vierte Akt zeigt uns die Arbeiter dem Militär gegenüber. Der letzte spielt fünf Jahre später und weist die Folgen jener Sturmflut. Herbert, dessen Frau unschuldig im Aufstande fiel, kommt als Strolch nach Hause. Josef ermordet seine ehemalige Braut, die Zuhälterin des jungen Frankenthal ist, dieser hat sich mit Elsa, der Tochter des Großgrunddesitzers Haßmann, verheiratet und betrügt seine Frau, welche nun der Ingenieur Sonnenröther, der sie liebt, als Unglückliche kennen lernt. Eigentlich haben alle in der Sturmflut Unersetzbares verloren.

Das Drama ist nicht ungeschickt gemacht, es ist der Wirklichkeit abgesehen, und die Personen sind sämtlich von greifbarer Realität. Wenn uns das Stück aber doch nicht so ergreift wie Hauptmanns Weber, so liegt das darin, daß Hauptmann mit dem Herzen schreibt, mit blutwarmer Begeisterung, während Grunzel seinem Stoffe zu sehr als Mathematiker gegenüber steht und dem trockenen Kalkül zu sehr Recht läßt. Darum ergreift er uns auch nicht immer, sondern nur in einzelnen Stellen. Gleichwohl ist dem Verfasser Talent nicht abzusprechen und seinem Stück eine Aufführung trotz allem zu wünschen.

Karl Blenenstein.

Rembrandt. Lustspiel in drei Akten von Eugen Friese. (Dresden, Verlag der Penaten. [Arno Zschuppe]. 1894.)

Friese ist kein Moderner. Das Streben der Jungen nach neuen Ausdrucksmitteln für eine neue Welt- und Menschendetrachtung ist an ihm spurlos vorübergegangen. Und doch läßt einem sein Lustspiel nicht gleichgültig. Es nimmt gefangen durch seinen feinen, köstlichen Humor, durch seine vollendete Charakterzeichnung, die auch nicht in einer Person zur Karikatur herabsinkt, durch die straffe Komposition und den raschen Gang der Handlung. Hat man das Buch zu Ende gelesen, langsam, so daß man immer die Bühne vor Augen hatte, so ist man zur Überzeugung gelangt, daß man mit einem feinsinnigen Dichter bekannt worden ist.

Aber nicht wahr, Herr Theaterdirektor von Deusch-Böotien, Sie spielen doch lieber Blumenthal. Der Vorwurf, dem Publikum eine Ahnung von echter Kunst beigebracht zu haben, wäre Ihnen doch fürchterlich. Karl Blenenstein.

Soziale Litteratur.

Gedanken zur Lösung der sozialen Frage. Ein bayerischer Kommerzienrat und Direktor eines hervorragenden Aktienunternehmens in München schreibt uns:

„Ich habe mich nach und nach zu der Überzeugung durchgearbeitet, daß die Lösung der sozialen Frage möglich ist *ohne Sozialdemokratie*. Jedenfalls sollten sich alle *Gutgesinnten*, deren es aber

nicht viele ſind, zuſammenthun, um unſere größten Kredsſchäden zu beſeitigen. Das größte Übel unſerer modernen volkswirtſchaftlichen Entwicklung iſt die Spekulation: die Spekulation in Grund und Boden, in Aktien in ausländiſchen Staatspapieren, in fragwürdigen Objekten.

„Die Spekulation iſt nicht nötig; es iſt eine Lüge, daß ſie nützlich ſei, ſie iſt nur das Mittel einer gewiſſen zur Zeit herrſchenden Klaſſe, um der Volkswirtſchaft von Zeit zu Zeit alles Fett auszupreſſen. Dadurch wird die ökonomiſche Funktion geſtört, es entſtehen Handelskriſen mit all ihrem Jammer. Handelskriſen ſind nur aus der Spekulation zu erklären.

„Die Ungleichheit in der Verteilung des Arbeitsertrages iſt von der Spekulation verſchuldet. Nur der Spekulant gewinnt ohne zu arbeiten. Daraus folgt, daß andere arbeiten müſſen ohne zu gewinnen. Der Spekulationsgewinn in Deutſchland beträgt jährlich weit mehr als ſämtliche Steuern, iſt aber ſelbſt gar nicht beſteuert.

„Eine neue Zeit wird andrechen, wenn die Spekulation beſeitigt ſein wird; auch die Menſchen werden weniger verderbt ſein, wenn das Jagen nach Gewinn aufhört, und ſie werden ſich anderen beſſeren Intereſſen zuwenden. Was kümmert heute den Menſchen Tod und Teufel, wenn er nur Geld gewinnt!

„Ich habe auch ein Rezept:

1. Alle Wertſteigerungen des Grundes und Bodens werden mit 100 Prozent beſteuert. Das ſchadet niemand und bringt Hunderte von Millionen ein.

2. Der Kapitaliſt hat ein Recht auf 5 Prozent Zinſen; was darüber gewonnen wird, hat in erſter Linie der Steuer zu dienen, der Reſt wird zwiſchen den Kapitaliſten und Arbeitern aller Art zu gleichen Teilen geteilt.

„Die Folge davon wird ſein, daß das Jobbertum verſchwindet und ein Wohlſtand, wie ihn die Welt noch nicht geſehen hat, in den breiten Volksſchichten eintritt."

Wir bringen dieſe Gedanken hiermit zur öffentlichen Beſprechung. X.

Der Volksſchullehrer ein Paria der modernen Geſellſchaft. Kulturbilder aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Von * * * (Leipzig-Wurzen, Ad. Thiele. 192 S.)

Wir haben neulich die bedeutſamen Erlebniſſe eines Lehrers von Dr. Ewald Hauſe angezeigt. Das vorliegende Buch iſt eine wirkſame Ergänzung dazu — nach der ſozialpolitiſchen Seite. Die Schul- und Lehrerfrage iſt in erſter Linie eine politiſche und kulturtechniſche Frage. Der Volksſchullehrer, namentlich in Preußen, ſoll ein Paria der Geſellſchaft bleiben, er ſoll ſozial und wirtſchaftlich, geiſtlich und leiblich geknebelt und geknechtet bleiben. Man will das ja, gefliſſentlich und ſyſtematiſch, in den volksausbeutenden Herrſchaftskreiſen. Der Staat und die Kirche, d. i. der hiſtoriſch organiſierte Wille zu ſouveräner Maſſendeherrſchung, die „Edelſten der Nation" und alle Protzen der Bildung und des Beſitzes, alle konſervativen Parteien und das römiſche Centrum wollen es ja: Aushungerung, Niederhaltung der Schule und des Lehrers. Wer in ſeiner Gutmütigkeit und Schlafmützigkeit daran zweifelt, der ſtudiere dieſe „Kulturbilder aus dem 19. Jahrhundert." Es ſind haarſträubende Dokumente darunter. Der ungenannte Herausgeber dieſer Schrift iſt offenbar kein gewöhnlicher Zuſammenträgler böſer Thatſachen aus Vergnügen am Skandal. Überall wo er ſelbſtändig zu Wort kommt, merkt man, daß ihm die Zuſtände der Lehrerwelt Herzensſache ſind. Ja, man kann ſagen, die aufrüttelndſten Kapitel hat er mit ſeinem eigenen Herzblut geſchrieben. Der Ton, in welchem er die Forderung der Gerechtigkeit erhebt, iſt groß und mächtig wie Poſaunenſchall. Man hört ihn leider heute nur allzuſelten, in der Publiziſtik wie im Parlament und in Volks-

verſammlung, denn es iſt nicht der Ton der Mode, der Streberei und Kriecherei, der Komödianterei und Byzantinerei, ebenſowenig wie der Ton der revolutionären Maulhelden, die bei ihren eigenen flammenden Tiraden kalt bleiben wie eine Hundeſchnauze. X.

Peſtalozzi in Preußen. Vortrag von L. W. Seyffarth. (Liegnitz, C. Seyffarth.) 70 S.

„Die Schule iſt ein Politikum", hat die Kaiſerin Maria Thereſia geſagt. Die Geſchichte Peſtalozzis in Preußen iſt auch ein Beweis dafür. Der freiſinnige Paſtor, der ſie hier knapp und klar entrollt, verdient den Dank aller Volksfreunde. X.

Der Krieg zwiſchen Arbeit und Kapital in den Vereinigten Staaten. Mit beſonderer Beziehung auf Chicago. Von W. T. Stead. Deutſche autoriſierte Ausgabe von Max Pannwitz. (Stuttgart, Robert Lutz.) 214 S.

Das Werk eines Forſchers und ehrlichen Mannes. Die beſprochenen Verhältniſſe ſind an Ort und Stelle ſtudiert, klar geſchildert und durch Beifügung reichen Quellenmaterials anſchaulich und nachprüfbar gemacht. Der Notſchrei der Arbeitsloſen in Amerika hallt durch die ganze Welt, und die Krämpfe, von denen der ſoziale Körper der Vereinigten Staaten geſchüttelt wird, ſind von ſymptomatiſcher Bedeutung. Republikanismus oder Monarchismus: die gleichen wirtſchaftlichen Urſachen bringen überall die gleichen Wirkungen hervor. In allen Kulturländern iſt Sturm in Sicht, der ſich nicht mit Polizeigeſetzen gegen den Umſturz abwehren läßt. Das vorliegende Buch entrollt ein erſchütterndes ſozlales Schlachtenpanorama. XYZ.

Zwei Grundübel: Bodenwucher und Börſe. Eine gemeinverſtändliche Darſtellung der brennendſten Zeitfragen von Theodor Fritſch. Zweite Auflage. (Leipzig, Hermann Beyer.) 300 S.

Der bekannte antiſemitiſche Standpunkt des Verfaſſers wird ſchwere Vorurteile gegen ſein Werk rege machen. Mit Recht und Unrecht. Die Sache iſt aber ſo ungeheuer wichtig, daß man auch dieſe Stimme hören muß, umſo aufmerkſamer hören muß, als ſie in weiten Kreiſen der deutſchen Bevölkerung wie ein Evangelium aufgenommen wird. Es iſt ganz falſch und unſäglich gefährlich, da den Tauben ſpielen zu wollen, wo wichtige Meinungen und Ganz- und Halbwahrheiten aus einem Lager erſchallen, das einem perſönlich nicht ſympathiſch iſt. Denn gerade die extremen Dinge haben für die entnervte und wehleidende Welt die größte Verführung. Man hat das an der Sozialdemokratie erlebt und wird es auch am Antiſemitismus und ſeinem ſozialen und wirtſchaftlichen Programm erleben. Wenn ein Ahlwardt ſpricht, kann man lächelnd oder degoutiert vorübergehen, wenn ein Fritſch ſpricht, ein Mann von eminentem Geiſt und fleckenloſem Wandel, muß man ſtehen bleiben und ernſthaft zuhören. Fritſch ſpricht allerdings auf einmal vom Hundertſten ins Tauſendſte, jedoch findet er immer wieder den Weg zur Sache und zum ſpringenden Punkt mit packenden volkstümlichen Wendungen zurück. Er iſt ein glänzender Sprecher, auch im Buch, kein anödender Phraſenſchreiber. Wir behalten uns vor, auf ſeine Leitſätze und poſitiven Reformvorſchläge gelegentlich zurückzukommen. XYZ.

Litteraturgeſchichte.

Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken. Urbilder bekannter Reuter-Geſtalten von Guſtav Raatz. Mit Porträts, Skizzen, Anſichten ꝛc. zum Teil nach Originalien von Reuters Hand. (Wismar, Hinſtorffſche Hofbuchhandlung.)

Ich kann nicht ſagen, daß mir die Urbilder beſſer oder ſo gut gefielen, als Reuters Dichtergeſtalten. Die Sonne, mit der des Dichters Phantaſie und Gemüt ſie beſtrahlte, hat ſie mit Eigenſchaften bereichert, die ſie im Leben nicht hatten, und

mit so inniger Schönheit gesegnet, wie sie ihnen in der Wirklichkeit nicht zu teil geworden. Nur das Grundwesen ist da und einige Charakterzüge. Darum ist auch dieses merkwürdige Buch, das sehr viel fesselndes auch für den Fernerstehenden enthält, durchaus geeignet, unsere Freude an dem köstlichen Dichter zu erhöhen und unsere Bewunderung seiner Kunst zu steigern. Für seine näheren Landsleute und Gaugenossen wird es natürlich manchen humoristisch intimen Reiz haben, die unfreiwilligen Mitarbeiter ihres Dichters hier vor sich aufmarschieren zu sehen. X.

Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Von Rudolf Krauß. Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörikes und Zeichnungen von seiner Hand. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 188 S.)

Mörikes Ruhm wächst von Jahr zu Jahr. Mörikes Lyrik gilt uns heute fast mehr als diejenige Uhlands: sie ist kraftvoller, gesunder, formenreicher. Man nehme nur einmal die 50 Lieder, die unser genialer Jungwiener Hugo Wolf ihm musikalisch nachgedichtet hat — der Eindruck ist ganz außerordentlich. Frische, Innigkeit, Anschaulichkeit — man weiß nicht, was man höher preisen soll. Rudolf Krauß zeigt uns in dem vorliegenden Büchlein den herrlichen Menschen und Dichter von der noch wenig bekannten intimsten Seite, sozusagen als den Familien-Humoristen mit Feder und Stift. Unter den Zeichnungen sind einige, welche den Fliegenden Blättern Ehre machen würden. In diesem feierlichen Pfarrherrn und Damenprofessor schlummerte ein Oberländer, ein Harburger, ein Franz Stuck. Seine Freude am künstlerischen Handwerk ging so weit, daß er als Steinmetz sich versuchte und in Lorch (im Remsthal) bei einem Hafner in die Lehre ging, als er schon ein berühmter Dichter und hoch in Jahren war. Das nenne ich eine urwüchsige Künstlernatur! Goethisch, wahrhaftig, in ganz anderem Sinne, als man's z. B. dem Atelier- und Salonkünstler Heyse nachschmeichelt. X.

Zeitliges und Streitiges. Ein litterarisches Skizzenbuch von Benno Rüttenauer. (Heidelberg, Georg Weiß. 265 S.)

Inhalt: Bei den Urnengräbern — Wilhelm Jensen — Ferdinand v. Saar — Drei Kampf-Romane (Wilbrandt, Heyse, Hopfen) — Max Nordau, eine Posaune des Gerichts — Deutsche Hiebe (Wilhelm Jordan) — Bismarck und seine Zeit — Aus einem andern Jahrhundert (Sauvenargues) — Französisch und deutsch (Paul Bourget) — Theater und Litteratur (Sudermann, Hauptmann). Wächst er sich nicht sonderlinghaft aus, werden wir einst in dem geistvollen Verfasser dieses Buches einen feinen Litteratur-Analytiker preisen dürfen. Ein reiches und belehrsames Buch. Der Blick ist interessant, aber nicht immer geradaus, sondern zuweilen etwas schielend, das Wort nervig und farbig. Die Alten und die Jungen werden mit Gerechtigkeiten und Bosheiten bedacht, und in manches gefällige Sprüchlein können sich beide teilen. XYZ.

Goethe-Litteratur.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. (München, Karl Schüler.) 408 S.

Le Faust de Goethe. Traduction metrique par Georges Pradez. Avec le text original en regard. (Lausanne, B. Benda. Paris, Paul Ollendorf.) 509 S.

Die Nachtigall von Sesenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heiterernster Sang vom Rhein. Von Gustav Adolf Müller. (Leipzig, Walther Fiedler.) 171 S.

Die große Wende ist da: Goethe steht auf, die Osterglocken läuten, seine philologischen Grabeshüter werden überwältigt und in die Flucht geschlagen. Goethe wird wieder jung mit der modernen Jugend. Sein Leben in Liedern erblüht aufs neue.

Der lyrische Goethe leuchtet und strahlt und entzückt im Glanze der Mittagssonne. Otto Erich Hartleben steht als herrlicher Deuter daneben, lächelt und verzieht sich mit einem Prosit! (Porter und Champagner in einem Mischkruge) in den Hintergrund der Zeit. Der lyrische Goethe! Genügte er uns doch! Aber das wird er kaum; denn unsere Kultur ist keine lyrische mehr, oder wenigstens keine vorwiegend lyrische. In seinen Göttern malt sich der Mensch, d. h. die Menschen schaffen sich Götter nach ihrem Bilde. So schuf sich auch Hartleben den Goethe nach seinem Bilde: ledrisch, feurig, schelmisch, geistvoll-erotisch, antispießbürgerlich. Im Gesamtbilde des großen Heiden sind alle diese Züge in imposanter Stärke richtig vorhanden. Es sind aber auch andere da — und mit diesen anderen ließe sich auch ein anderer, wenigstens in den Nuancen anderer als der Hartlebensche Goethe konstruieren. Danken wir dem Himmel, daß wir den Hartlebenschen haben, er ist eine Erquickung für alle guten, freien Geister, eine Zuflucht für alle gesunden Jungen. Man stifte das „Goethe-Brevier" als Preisbuch in allen Schulen! (Wer lacht da? Ist Goethe nicht anerkannter nationaler Oberklassiker, Abgott aller Professoren? Nehmen wir die bei'm Wort!)

Die Faustübersetzung von Pradez ist ein litterarisches Ereignis, denn sie ist ein Wunder an Treue und poetischer Wirkung. Der Rest von Nüchternheit, der für uns Deutsche in manchen Stellen der französischen Nachdichtung stecken geblieben zu sein scheint, liegt im Wesen der französischen Sprache, ist also für französische Leser nicht vorhanden. Hätten wir Deutschen eine Akademie der schönen Wissenschaften, der ehrwürdige Georges Pradez müßte den obersten Ehrensitz (Abteilung für Ausländer, die sich um die deutsche Dichtung hochverdient gemacht) darin einnehmen.

Müllers „Nachtigall von Sesenheim" ist ein neuer, wohlgelungener Versuch, dem deutschen Hause den bekannten Liebestraum in episch-lyrischer Form (à la Scheffel-Wolff) nahezubringen. Nach der Familienblatt-Verhimmelung ist der armen Friederike in den letzten Jahren von der Forschung manches Schlimme nachgerechnet worden. Der Müllersche Sang wirkt wie Öl auf Wunden. X.

Graphologie.

1. Wilhelm Langenbruch „Graphologische Studien". (Paul List. Berlin 1895.)

2. Prof. Wilhelm Preyer „Handschrift und Charakter. Zur Physiologie und Psychologie des Schreibens." (Dtsch. Rundschau. Mai-Heft 1894.)

3. Cesare Lombroso „Grafologia". (Ulrico Hoepli. Milano. 1895.)

Unser Deutschland ist ein braves, liebes Stück Erde, und unsere Landsleute sind natürlich auch brav und lieb. „Sie essen gut und trinken gut" und leben in Worten und Werken gehorsam den Geboten der Dreieinigkeit und sonstiger Götter. Was ein richtiger Deutscher ist, der glaubt an Tradition und an Autorität und macht seine urrationalistischen Bierbank-Witze über jede Wahrheit, die keinen Empfehlungsbrief von irgend einem besseren preußischen Universitätsprofessor aufweisen kann. Ist aber irgend eine Wahrheit endlich in den Besitz eines derartigen Passe-partout gelangt, oder hat sich gar ein weltbekanntes „gelehrtes" Tier des Auslandes verbürgt, daß die Wahrheit eine wirkliche, richtige, echte Wahrheit sei, — dann, ja dann beginnt der richtige Deutsche von der Selbstverständlichkeit der neuentdeckten Wahrheit zu reden, und zwar in den höchsten Tönen.

Eine Wahrheit hat in jüngster Zeit das Glück gehabt, Empfehlungsbriefe von zwei Gelehrten zu bekommen, welche der braven Majorität als Autoritäten gelten. Zu dieser braven Majorität gehört selbstverständlich die gesamte übrige offizielle Wissenschaft. Prof. Wilhelm Preyer zu Berlin und Prof. Cesare Lombroso zu Torino

haben ſich für die Richtigkeit der Graphologie (d. h. Lehre von der Handſchriftendeulung) ausgeſprochen.

Galt es bislang bei uns für ein Zeichen guter Bildung, über die Graphologie herablaſſend-ſkeptiſch zu lächeln, ſo dürfte es jetzt nicht mehr lange dauern, und auch in Deulſchland hat ſich die wiſſenſchaftliche Graphologie die allgemeine Anerkennung errungen, welche ſie in Frankreich bereits Jahrzehnte lang beſitzt. Allerdings war auch bei uns jedem vorurteilslos und tiefer Denkenden ſchon lange unmittelbar evident, daß die Handſchrift eines Menſchen der Spiegel ſeiner Perſönlichkeit iſl. Oder anders geſagt, daß die ſogenannte Handſchrift in ihren charakteriſtiſchen Zügen unabhängig von der ſchreibenden Hand iſt, dieſe Erkenntnis beſaßen alle, welche jemals geſprochen haben von einer ihnen unſhmpathiſchen oder ſhmpathiſcheu Handſchrift. Sie alle werden nämtich nicht leugnen können, daß ſie mit ihrem Urteil eigentlich die Perſönlichkeit gemeint haben, welcher die betreffende Handſchrift angehörte. Gewiß iſt der Weg von der unbewußten Erkenntnis des Grundaxioms der Graphologie und von dem ſehr allgemein gehaltenen intuitiven graphologiſchen Urteil noch rechl weit, bis man zur wiſſenſchaftlichen, wohl ausgedauten Graphotogie gelangt. Dieſer Weg iſl aber gegenwärtig ſeit bereits zwanzig Jahren zurückgelegt.

Daß die große Maſſe erſt jetzt davon erfährt, kann kaum Wunder nehmen.

Nicht-Autoritäten haben jenen Weg zurückgelegt und haben Jahrzehnte lang die graphologiſchen Entdeckungen einer erſt kleinen, aber ſtetig größer werdenden Gemeinde verkündigt.

Der franzöſiſche Abbé Jean-Hippolyte Michon war es, der zuerſt (1873) ein „Système de Graphologie“ aufgeſtelli hat. Michon (1806—1879) feldſt hat faſt alle in jenem „Syſtème“ angegebenen graphiſchen Zeichen und ihre Deutung durch induktive, über 30 Jahre betriebene Studien feſtgeſtellt. Durch den Abbé Flandrian, der ſeinerſeits wieder aus der franzöſiſchen Lavater-Ausgabe von Moreau de la Sarthe (1806) die erſten graphologiſchen Erkenntniſſe geſchöpft haben muß, durch dieſen Abbé Ftandrian war Michon auf graphologiſche Unterſuchungen geführt worden. Und Michon iſt es, der als eigentlicher Gründer der wiſſenſchaftlichen Graphologie anzuſehen iſl. Er führte die neue Wiſſenſchaft in Frankreich zu wahrhaft glänzenden Erfolgen. Von ſeinen Schülern verdienen hervorgehoben zu werden: Emilie de Vaïs, Adrian Varinard, Alexander Dumas fils und J. Crépieux-Jamin. Der letztere hat eine graphologiſche Grammatik geſchrieben, in der die Michon'ſchen Errungenſchaften mit nach-Michon'ſchen Erkenntniſſen überſichttich zuſammengeſtellt werden. Zu dieſen nach-Michonſchen Erkenntniſſen haben auch deutſche Graphologen Weſentliches beigeſteuert.

1881 war die wiſſenſchaftliche Graphologie durch Dr. Eugen Schwiedland und Schorers Familienblatl in Deutſchland eingeführt worden. Wilhelm Langendruch, der gegenwärtig bedeutendſte deutſche Graphologe, war Dr. Schwiedlands Schüler. Langenbruchs Verdienſt um die Graphologie iſt ein außerordentliches; ſeine im Laufe der Jahre bei Schorer veröffentlichten Aufſätze ſind reich an neuen Entdeckungen. Gegenwärtig nun hat Langenbruch dieſe Aufſätze geſammelt und im Verlage von Paul Liſt, Berlin, erſcheinen laſſen unter dem Titel: „Graphologiſche Studien“.

Die Bedeutung dieſer Aufſätze kann nur der Fach-Graphologe würdigen; zur Einführung in die neue Wiſſenſchaft dürften ſie kaum geeignet ſein, dieſem Zwecke aber wird ein Lehrbuch genügen, das Langenbruch, wie er mir ſchreibt, beinahe vollendet hat.

Ein Zufall machte den Berliner Phyſiologen Prof. Preyer mit Langendruch bekannt. Und Preyer wurde erſt zum Schüler und dann zum Apoſtel der Graphologie.

Ein ähnlicher Zufall dürfte Lombroso der neuen Lehre zugeführt haben. Und jetzt sitzen diese beiden Wissenschaftsautoritäten auf dem hohen Roß und stoßen ins Horn: Strömt herbei, ihr Völkerscharen; höret die Autoritäten; die Graphologie ist eine Wissenschaft!

Im Mai-Heft der „Dtsch. Rundschau" hat Prof. W. Preyer einen Aufsatz veröffentlicht: „Handschrift und Charakter. Zur Physiologie und Psychologie des Schreibens." Was der Herr Professor hier vordringt, ist für graphologisch Gebildete nichts Neues. Es berührt also recht wunderbar, wenn im Dezember-Heft der „Neuen Dtsch. Rundschau" (Freie Bühne) ein Herr Dr. Jaensch den Professor Preyer wegen dieses Aufsatzes einen „genialen Forscher" nennt. Preyer soll zuerst die Graphologie auf eine physiologische Grundlage gestellt haben, und soll die Richtigkeit dieser zuerst durch Experimente bewiesen haben. Beides ist unrichtig. Schon lange vor Preyer hat man erkannt, daß die Handschrift in ihren charakteristischen Zügen garnicht von der Hand, sondern von dem dirigierenden Gehirn abhängig ist. Schon lange vor Preyer sind zur Erhärtung dieser Ansicht Experimente verschiedener Art ausgeführt worden, z. B. Herstellung von Schriften, bei denen die Feder mit den Zehen des rechten oder linken Fußes oder mit dem Munde gehalten wurde. Die Bedeutung des Preyer'schen Aufsatzes liegt darin, daß der Aufsatz eben von Preyer, einer Autorität, geschrieben wurde und mithin weiteste Kreise auf die Graphologie aufmerksam machen wird.

Ähnliche Bedeutung besitzt Cesare Lombrosos „Grafologia". Die als Einleitung gegebene „Storia della grafologia" ist höchst grundrißmäßig gehalten. Auch Preyer gab (a. a. O. pag. 273 ff.) eine Skizze der Geschichte der Graphologie. Recht interessant ist es, die beiden Anfänge zu vergleichen. Der deutsche Professor schreibt: „Als Begründer der Graphologie wird gewöhnlich Goethe bezeichnet . . . ." Der italienische Professor aber verkündigt: „Come in quasi tutte le scienze, l'italiano ebbe anche nella grafologia le prime intuizioni." (pag. 1.)

Es macht wohl nicht jedem Vergnügen, Autorität zu sein; man muß dann allerlei Rücksichten nehmen auf die lieben Gläubigen. Der Patriotismus der beiden Professoren hat mich übrigens etwas angesteckt. So muß sich Lombroso vermerken, daß der Verfasser der Chirogrammatomantie nicht (pag. 5, 243) Henze, sondern Henze hieß. Henzes völlig intuitive, d. h. nicht wissenschaftliche Handschriftendeutungen aus dem Jahre 1851 ff. (abgedruckt in der Illustrierten Zeitung) sind vielleicht einigen älteren Lesern noch in Erinnerung.

Seiner geschichtlichen Einleitung läßt Lombroso die eigentliche Graphologie in zwei Teilen folgen. Nach welchem Teilungsprinzip Lombroso verfuhr, wird sich jeder ohne weiteres denken können. Teil I behandelt „La crittura negli individui normali" und Teil II: „La scrittura negli individui anormali". Der erste Teil bringt absolut nichts Neues. Nur die Anordnung der bisherigen graphologischen Entdeckungen ist neu. Eine Psychologie der Schrift macht den Anfang; eine Übersetzung derselben von Otto Eisenschütz findet sich im „Magazin" (Nr. 46, 1894). Man unterscheidet in der Graphologie: Hauptzeichen, Nebenzeichen und Resultanten, letztere sind Kombinationen von Zeichen. Lombrosos bezügliche Abschnitte sind inhaltlich richtig, ohne aber erschöpfend zu sein oder Neues zu bieten. Teil II behandelt die Schrift der Nichtnormalen. Dieser Teil faßt ca. 120 Seiten, wovon jedoch nur 30 Seiten Text bieten, Text zu den übrigen 90 Seiten Facsimilia von Handschriften nichtnormaler Menschen nach Lombrososcher Ansicht, als da sind: Kranke, Verrückte, Genies, Verbrecher und Hypnotisierte. Die Facsimilia sind recht interessant und wertvoll, viele bezeichnet mit einem: „ . . . della mia clinica." Aber auch hier finde ich nichts Neues. Selbst die Thatsachen der Handschriftenänderung gemäß den Suggestionen

in der Hypnoſe ſind ſchon bekannt. Eine eingehendere Betrachtung dieſer Thatſache wird aber nicht geboten. Summa ſummarum: Lombroſos „Graſologia“ iſt bedeutungsvoll dadurch, daß ſie die Anerkennung der Graphologie durch den großen gläubigen, autoritätsſüchtigen Haufen beſchleunigen wird. Weiter aber geht Lombroſos — wie auch Preyers — Bedeutung für die Geſchichte der Graphologie nicht.

München. Hans H. Buſſe.

Inſtitut für wiſſenſchaftliche Graphologie.

Holländiſche Litteratur.

Eine Eigentümlichkeit der holländiſchen Litteratur bildet der indiſche Roman. Er iſt keine Erſcheinung unſerer Zeit. Das Intereſſe der Holländer an ihren Kolonien iſt von jeher ein äußerſt reges geweſen, und das Leben und Treiben der Europäer auf Java hat in der holländiſchen Litteratur ſchon mannigfach Stoff gegeben für Romane und Novellen. Unter den jetzigen Schriftſtellern, die ihre Erzählungen mit Vorliebe in Indien ſpielen laſſen, ſteht der Redakteur des „Bataviaansch Nieuwsblad“, P. A. Daum, obenan, deſſen unter dem Pſeudonym Maurits veröffentlichte Romane ſich in Holland großer Beliebtheit erfreuen. Vor mir liegt ſein neuer, zweibändiger Roman „Aboe Bakar“ (Haag, Loman & Funke), der gleich den beiden letzten Werken „Nummer Elf“ und „Ups en Downs in het Indische leven“ ein für den Europäer beſonders intereſſantes und farbenreiches Bild aus der Welt der Tropen bietet. Eine ſehr anſchauliche und lebendige Schilderung des Lebens in Niederländiſch-Indien in novelliſtiſcher Form bilden die beiden ebenfalls im letzten Jahre erſchienenen Skizzenbände von Thereſe Hoven „Onder de Palmen en Waringins“ und „In Sarong en Kabaai“ (Amſterdam, L. J. Veen).

Ein ſehr intereſſantes Buch iſt der zweibändige Roman „Goetia“ von Frits Lapidoth (Leiden, S. C. van Doesburgh). Der Verfaſſer führt uns mitten hinein in das Pariſer Leben, das er als jahrelanger Korreſpondent holländiſcher Zeitungen genau kennt. Nicht das moderne Geſellſchaftsleben der Pariſer ſelber, die Hefe des Auslands iſt es, die uns der Roman vorführt: Verbannte und Flüchtlinge, Nihiliſten und Anarchiſten, überzeugte Fanatiker des Umſturzes und gemeine Verbrecher und Diebe, die unter dem Deckmantel der Anarchie ihr Weſen treiben, und alle die anderen zweifelhaften Elemente, die ſich in der franzöſiſchen Hauptſtadt zuſammenſcharen. Und von all dieſen mehr oder weniger dunklen Exiſtenzen hebt ſich die Heldin ab, Goetia, die die Menſchen bezaubert mit ihren Augen, ihrer Stimme, ihrem ganzen Weſen, die in ihrem Hotel ſpiritiſtiſche und hypnotiſche „Séancen“ veranſtaltet, zu denen ſich die ganze vornehme Welt von Paris drängt. Lapidoth iſt in dieſen okkultiſtiſchen Künſten vollſtändig zu Hauſe; das bunte und bewegte Bild dieſer Soiréen gewährt uns einen intereſſanten Einblick in eine ziemlich unbekannte Welt, die höchſt charakteriſtiſch iſt für das Paris um die Jahrhundertwende. Auch Goetia, oder vielmehr Gräfin Olga Tredjakow, iſt überzeugte Nihiliſtin, aber das „Comité“ will von dieſer Genoſſin auf Gummirädern, die ihre eigenen Wege geht und ſich keinem fremden Willen unterordnet, nichts wiſſen, ihr Tod wird beſchloſſen, und das tragiſche Ende Olgas, die durch die Hand ihres früheren Geliebten fallen ſoll, bildet den Schluß des packenden Romans, der, wenn auch kein erſtklaſſiges Kunſtwerk, ſo doch immerhin ein Werk iſt, das unter den Schöpfungen der holländiſchen Litteratur des letzten Jahres bedeutend hervorragt.

Als ein neuaufgehender Stern an dem holländiſchen Litteraturhimmel wurde von verſchiedenen Zeitungen Karel Ridoro geprieſen, der Verfaſſer eines Romans „Daï“. (Amſterdam, ten Brink & de Vries.) Ich ließ mir den Roman kommen, vermochte aber in ihm nichts zu entdecken, was die holländiſchen Reklamekritiken auch nur einigermaßen rechtfertigte. Ich habe

wenige Bücher gefunden, in denen das Anfängerhafte so zu Tage getreten ist, wie in diesem Roman, der auch stofflich langweilt und für etwaige weitere litterarische Erzeugnisse Ridoros wenig hoffen läßt. Das einzig lobenswerte an dem Roman ist die vorzügliche Ausstattung. Es giebt eben in Holland glücklicherweise noch viel Leute, die sich ihr litterarisches Schaffen etwas kosten lassen können. Und Ridoro, der Mann mit dem vokalreichen Pseudonym, ist einer dieser Glücklichen.

Litterarisch auf so ziemlich gleicher Höhe mit „Dai" steht „Blank en Geel" von A. J. Wir könnten über diese Erzählung ruhig hinweggehen, wenn bei ihr nicht ein litterarhistorisch interessantes Faktum zu melden wäre. Die Initialen A. J. tauchen nicht zum ersten Mal in dem holländischen Schrifttum auf; unter ihrem Zeichen sind bereits verschiedentlich Bücher in die Welt hinausgesandt worden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß sich hinter diesem A. J. niemand anderes verbirgt, als L. van Deyßel, der Autor des wuchtigen Romans „Liefde", des ersten großen realistischen Prosawerkes der jungholländischen Dichterschule, van Deyßel, der gefürchtete scharfe Kritiker, dessen litterarische Essays soeben gesammelt herausgekommen sind („Verzamelde Opstellen"), Deyßel, der große Sprachkünstler, dessen Prosa Stellen aufweist, die in ihrem Reichtum an Ausdrücken, in ihrer prächtigen Wortmalerei von keiner Poesie übertroffen werden. Und dieser selbe van Deyßel schreibt einen Roman, der in Stoff und Ausführung so alltäglich wie möglich ist, und der auch in keinem Satze den Autor von „Liefde" und der „Opstellen" verrät.

An deutschen Übersetzungen aus dem Holländischen ist in letzter Zeit mancherlei erschienen. Die Verdeutschung von Couperus' „Extaze" von Freia Norden ist bereits von G. Morgenstern angezeigt worden. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß die Übersetzung das Original vollständig ungenügend wiedergiebt und das Verständnis desselben durch einige Widersinnigkeiten in Frage stellt. Solche Übersetzungen schaden mehr als sie nützen. Glücklicherweise erscheint soeben eine brauchbare Übersetzung des Werkes von Ida Frick in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

Von Marcellus Emants sind in deutscher Übersetzung von Anna Crous zwei Werke erschienen, die Novellensammlung „Tot" und das Gedicht „Lilith". Besonders verdienstlich ist die Herausgabe des Gedichtes, das bei seinem Erscheinen vor zehn Jahren in Holland einen Sturm der Begeisterung und Entrüstung zugleich erregte. Hatte doch die holländische Litteratur bis dahin so gut wie nichts aufzuweisen, das in gleich vollendeter äußerer Form und mit solcher Glut einen etwas heiklen Stoff behandelte. Das Gedicht schildert den Kampf des ersten Menschen — Adam — mit der Wollust — Lilith. „Tot" enthält zwei Novellen, „Sprechen" und „Schweigen" betitelt, die alle beide die Geschichte einer unverstandenen Ehe behandeln. Man hat Emants als Novellist oft mit Paul Bourget verglichen. Die vorliegenden Arbeiten lassen die Ähnlichkeit besonders stark hervortreten. In der psychologischen Stimmungsmalerei ist Emants Meister. Nur ist die Darstellung zuweilen doch etwas zu breit angelegt. Die Übersetzung weist ziemlich viel Mängel auf; undeutsche Wendungen wirken mehr als einmal störend. Die Übersetzung von „Lilith" ist bei weitem gelungener und glatter. Beide Übersetzungen erschienen im Verlage des Bibl. Bureaus, Berlin.

Auf eine hochbedeutende Erscheinung sei hier noch hingewiesen, den Roman „Gottes Narr" von Maarten Maartens (Köln, Alb. Ahn). Der unter dem Decknamen M. Maartens schreibende Verfasser ist ein Holländer, der seine Romane bisher in englischer Sprache veröffentlicht hat und der mit dem vorliegenden Werke nun auch seinen Einzug in die deutsche Litteratur hält. Obgleich der Roman als deutsches

Originalwerk betrachtet werden muß, hat er doch ein so durch und durch holländisches Gepräge, wie ja auch seine Handlung in Holland spielt, daß ich ihn ruhig in dieser Übersicht erwähnen kann. Der „Gottes Narr" ist ein halb idiotischer, des Gesichts und Gehörs beraubter Unglücklicher, den das Schicksal zum Herrscher über Millionen bestimmt hat. Die Handlung, die sich um ihn abspielt, ist von wenig Belang, wie überhaupt das Romanhafte in dem Buche stark zurücktritt vor dem beschaulich Schildernden. Hierin liegt die Hauptstärke des Verfassers. Der Roman spielt in Koopstad und die Art und Weise, wie die Bewohner dieser Kaufmannsstadt geschildert werden, ist höchst ergötzlich. Ein vorwiegend satirischer Humor giebt diesen Schilderungen einen eigenartigen Reiz. Die Beobachtungen und Bemerkungen des Verfassers, deren doctrinärender Charakter durch die in originellen Wendungen gehaltene Form der Wiedergabe abgeschwächt wird, zeugen von tiefer Erfahrung und Kenntnis. Es sind nicht die geistreichelnden Gemeinplätze, die wir sonst vielfach in den Romanen finden, in erneutem Aufguß, das Buch ist wirklich eine Fundgrube neuer, eigener Gedanken. Aus alledem geht hervor, daß Maartens „Gottes Narr", nichts ist für die große Menge, aber man braucht auch nicht gerade zu den litterarischen Feinschmeckern zu gehören, um das Werk mit Genuß auf sich wirken zu lassen. Ich nehme keinen Anstand, den Roman als ein litterarisches Erzeugnis allerersten Ranges zu bezeichnen. Paul Rachè.

Spanische Litteratur.

Eine poetische Einrichtung Spaniens und des spanischen Amerika sind die in unserm Jahrhundert wieder erstandenen litterarischen Turniere der Juegos Florales (Blumenspiele). Dieselben sind eine mittelalterliche Reminiscenz eines aragonesischen Königs, des D. Juan el amadar de la gentiloza, der sie aus der Provence herüberbrachte und sie in Barcelona in eine academia de gaya cioncia einführte. Sie entstanden in den Tagen ritterlicher Poesie, als die Liebe ein Kultus war, als der Glaube mit seinem Strahl die Seelen erhellte und ein Hauch patriotischen Geistes die Gemüter entflammte. Unterbrochen wurden sie in einer Zeit der politischen Wirren, bis ein anderer Aragonese, der Marquès de Villena, ihnen neues Leben einflößte. Zum zweiten Male welkten die Blumenspiele unter dem eisigen Wind des Absolutismus, bis sie vor 30 Jahren durch das Barceloneser Municipium, dank dem Einfluß von sieben jugendlich begeisterten catalanischen Schriftstellern, unter denen sich der hochbegabte Dichter Victor Balaguer befand, mit dem Wahlspruch: „Patria, Fides, Amor" wieder hergestellt wurden. Die Blumenspiele vereinigen die höchsten Magistratspersonen, die Troubadoure, das Volk und die Blüte edler Damen des Landes, aus denen die noch Unbekannte hervorgeht, die, vom siegreichen Dichter zur Herrscherin ausgerufen, von allen als die Königin der Liebe, der Schönheit und der Cortesia geehrt, den Thron besteigt, während Herolde vor ihr herschreiten, die Maceros (Stadträger) der Stadt ihr folgen und Pagen sie umgeben. In unsern Tagen sind die Blumenspiele, die Jochs Florals der Catalanen, die Juegos Florales der Castellaner, zu einem großen historisch-litterarischen Wettkampf geworden, in welchem der Vers mit der Prosa, das Lied des Troubadours mit der Arbeit des Chronisten, die Sage mit der Geschichte, die Litteratur mit der Philosophie und die Wissenschaft mit dem Rechte sich eint. Die Stadt, die zuletzt die Juegos Florales, und zwar 1894, in ihren Schoß wieder aufnahm, ist das ernste, langsam wägende Zaragoza, das sich nicht vom ersten Trieb der Begeisterung hinreißen läßt, aber das, was es erfaßt hat, männlich behauptet. In Barcelona finden die Blumenspiele am ersten Sonntag des Mai statt, wobei der Sieger im Kampf seiner Königin Rose und Band überreicht; in Zaragoza aber

werden ſie bei Gelegenheit der Feſte zu Ehren der heiligen Patronin der Aragoneſen, der Virgen del Pilar, abgehalten, von der die copla aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Spanier ſagt, daß ſie nicht Franzöſin, ſondern Generalin des aragoneſiſchen Heeres ſein wollte. Der König Alfonſo XII. hat bei den Juegos Florales in Madrid den Vorſitz geführt und Königin der Blumenſpiele in Barcelona iſt die Königin-Regentin geweſen. Über ganz Spanien haben die Blumenſpiele ihre Herrſchaft ausgedehnt. Sie blühen heute am Fuße des Montſerrat, auf deſſen Felſenſitz die Patronin der Catalanen, die Morenita de las montañas thront; ſie blühen in der Stadt des Lichts und der Liebe, im ſchönen Valencia, nicht minder in Aſturien am Fuße der erinnerungsreichen Grotte von Covadonga, im grünen Galicien, in den Fluren von Andaluſien, wo ſie ebenſo vom mauriſchen Granada wie von Córdoba und Sevilla aufgenommen werden, und im Herzen des alten Caſtilien. Sie verkünden das Erwachen litterariſcher Unabhängigkeit und gehorchen der Bewegung des Regionalismus, indem ſie in den Provinzen blühen, die ehemals ſelbſtändige Königreiche geweſen, und ehren ſo mit dem großen Vaterland auch das kleine. Sie haben auch den Atlantiſchen Ozean überſchritten und im ſpaniſchen Amerika Wurzel gefaßt.

In Buenos Aires wurden ſie durch die Bemühung des Centro Gallego, auf Antrieb ſeines Präſidenten Joaquin Caſtro Arias, zuerſt am 12. Oktober 1881, dem Jahrestage der Entdeckung von Amerika, gefeiert, und ſie ſcheinen dazu beſtimmt zu ſein, der Stadt, die man das Athen des Plata nennt, der kosmopolitiſchen Geſellſchaft von Buenos Aires, die als ein reines Konglomerat von verſchiedenen Nationalitäten ſich darſtellt und mehr dem Mammon als dem Apollo huldigt, wieder ein nationales Gepräge zu verleihen und ihr den Sinn für Poeſie zurückzugeben. Es lebt in der Argentiniſchen Republik nicht mehr die Generation der klaſſiſchen Dichter Varela, Echeverria, Joſe Märmol und Doktor Gutiérrez. Auch Olegario Victor Andrade iſt entſchlafen, der 1881 der Sieger der Juegos Florales mit ſeinem prachtvollen Sang an Amerika wurde, deſſen ſchönſte Stellen ich in meinem Buche „Chriſtoph Columbus“ veröffentlichen werde. Aber in voller Jugendkraft iſt noch der poeſiereiche Callixto Oyuela, der Sieger von 1882, der Dichter der preisgekrönten Ode an Eros, in der er als die ewige Muſe, die ſüßen Duft auf ſeinen Sang ergießt, die Liebe nennt. Das Lob der Juegos Florales in Argentinien hat Ernesto Queſada, der am 1. Juni 1858 in Buenos Aires geborene Sohn des argentiniſchen Geſandten am Madrider Hofe, des auch als Journaliſt und Schriftſteller rühmlichſt bekannten Vicente G. Queſada, in dem bemerkenswerten, echt patriotiſchen Buche „Reseñas y criticas“ angeſtimmt, das 1893 in Buenos Aires erſchien und die bisher in Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze des Verfaſſers über argentiniſche Zuſtände zuſammenfaßt. Man kann nicht deutſchfreundlicher ſchreiben, als der Doktor Erneſto Queſada es in Bezug auf deutſche Univerſitäten thut, deren Leben er kennen gelernt. Man merkt es auch ſeinem für Feinſchmecker der Litteratur geſchriebenen Buche an, daß er aus der Quelle Goethes, des Königs der Kritiker, getrunken, über den er 1881 die Studie: „Goethe, sus amores, de la influencia de la mujer en sus obras literarias“ ſchrieb. Queſada hat einen weiten Horizont: ſein kritiſcher Blick fliegt ebenſo über die franzöſiſche wie über die ſpaniſche Litteratur. Er kennt auch als Zögling des Dresdener Gymnaſiums die deutſche und ſagt von der bei W. Friedrich in Leipzig in Einzeldarſtellungen erſchienenen „Geſchichte der Weltlitteratur“, daß ſie ein wahres Denkmal litterariſcher Kritik ſei, das in Plan und Ausführung auf den Theorieen des Dänen Georg Brandes fuße. Aber ſonderbar berührt es, daß ein ſo glänzender

Stiliſt wie Erneſto Queſada in einem Artikel über den argentiniſchen Dichter und Proſaiker Martin Garcia Mérou ſo verächtlich von der Proſa, von der „prosa vil“ ſpricht, die nur vergängliche Kränze aus Worten winde, während eine einzige goldene Strophe, der Fider einer Seele entriſſen, zur Unſterdiichkeit fliege. Gegen dieſe Verunglimpfung der Proſa werden ſich alle Meiſter des ſpaniſchen Stiis, vor allen D. Juan Valera, erheben. Aber auch er ſelbſt ſollte es thun, er, der um die Reinhaltung der Sprache des Herrera und Rioja in Buenos Aires ſo große Verdienſte hat, und den mit ſeinem Vater Vicente G. Queſada, dem Verfaſſer des „Viroynato del Rio de la Plata“, als die hervorragendſten Vertreter der argentiniſchen Preſſe am 30. Auguſt 1883 im Liceo de Artes y Oficios von Rio de Janeiro Braſilien, ſein Kaiſer und ſeine Schriftſteller ehrten. Damals wurde auch unter den Auſpizien der beiden Queſadas eine „Sociedad de hombres de ietras del Brasil“ gegründet, für die Erneſto Queſada als Vordild den „Deutſchen Schriftſtellerverband“ empfahl.

Johannes Faſtenrath.

Umſturz.

Gegen die Ungeheuerlichkeit der ſogenannten Umſturzvorlage, die den ietzten Reſt deutſcher Rede- und Gedankenfreiheit knechten ſoll, erhebt Wiihelm Jenſen in der Saale-Zeitung folgenden

Weckruf:

„Etwas Unglaubliches bereitet ſich vor im deutſchen Land. Es ſcheint nur ein fratzenhaft-verzerrender Spuktraum ſein zu können, und doch iſt es Wirkiichkeit. Wir träumen nicht toll, wir ſehen und hören wachend die Verblendung handeln. Mit grinſenden Zähnen iachend, betreibt ſie ein Würfeliſpiel um die Zukunft unſeres Volkes. Dieſem ein Leichenhemd zu wirken, arbeitet ſie am Webſtuhl.

„Was mehr ais ein Jahrtauſend iang Rom vergeblich angeſtredt — wofür es unzähldare Kriegsgreuei herausdeſchworen, Hunderttauſende hingeſchlachtet, das deutſche Land verheert, Geſchiechter ausgerottet, Inquiſitionsgerichte geſchaffen und Scheiterhaufen entzündet — wonach es dennoch immer umſonſt gerungen hat — das trachtet es am Schluß unſeres Jahrhunderts, nicht zunächſt durch äußere Gewalt, ſondern im Verband mit der proteſtantiſchen Orthodoxie und feudaiem Junkertum durch ein Geſetz zu erreichen — ſein unadläſſig gieiches Ziei: den deutſchen Geiſt zu knechten.

„Die Freiheit des Wortes ſoll erſtickt, die Freiheit der Wiſſenſchaft geknebelt werden. Das iſt der „Umſturzvorlage“ geheime Abſicht und eigentiichſter Inhalt. Aus Deutſchiand ſoll ein Spanien Philipps des Zweiten gemacht werden. Ein Alda iſt erſtanden, den wir nicht zu ſoicher Rolle fähig gehalten hätten.

„Wie konnte es dei uns dahin kommen, daß dieſer Plan zu einer Ausführungsmögiichkeit gelangte?

„Laßt das Witzeln und Spotten darüber, die Ironie und Satire! Sie ſind keine Waffen mehr im Kampf auf Tod und Leben. Man iacht nicht mehr, wenn die Fiamme aus dem Dach ſchlägt; wer nicht ſtumpfſinnig zuſieht, regt den Arm, die Feuersdrunſt mit dewältigen zu helfen, eh' ſie das Haus rettungslos überlodert und es in Aſche zuſammenſtürzt. Es giebt nur noch eine wirkliche Waffe: das gerade Wort, undemänteit, jedem laut ins Ohr gerufen, ihn aus träger Schiafſucht wachzurüttein. Der geiſtige Untergaug droht dem deutſchen Volk, droht auch dir und deinen Kindern, wenn du ſtumm die Achſel zuckend dreindlickſt!

„Gieb dir zuerſt Antwort, wie es dahin hat kommen können! Sie liegt einfach da.

„Es geſchieht, weii die plumpe Maſſe, die Unwiſſenheit, der jedes Geiſtesbedürfnis undekannt iſt, die Herrſchaft im Deutſchen Reiche üdt. Willenlos von Rom regiert, eine Herde, von Pfaffen

zur Urne getrieben, wähnt sie den Todfeind und Verderber des deutschen Geistes sich zur Vertretung, das Centrum. Ihm verbünden sich Muckertum und Junkertum, weil beide ihre Selbstsuchtzwecke von jenem gefördert sehen. Hohnlachend schließen alle, die auf die Zertrümmerung des Deutschen Reiches sinnen, sich ihnen an; sie wissen, daß sie ihre Zukunftsernte damit bereiten. So ist die Reichstagsmehrheit für Rom und seine Helfershelfer hergestellt.

„Doch das alles hätte nicht zu solcher entscheidenden Bedeutung aufwachsen können, wäre nicht das Wesentliche dazu gekommen, wäre nicht der Boden bereitet, eine Saat in ihn gestreut worden, die tausendfältig aufgegangen.

„Das Verdienst hat sich seit einem Vierteljahrhundert unsere „große Zeit“ erworben.

„Sie hat — gleichgiltig durch welche Werkzeuge, denn es ist geschehen — rastlos daran gearbeitet, im nachwachsenden Geschlecht die Selbständigkeit deutschen Geistes zu verkrümmen und zu vernichten. Sie hat aus der Jugend das Höchste getilgt, Begeisterung für ideale Lebensgüter des Gedankens und Gemüts. Sie hat dem unabhängig Selbstdenkenden die Aussicht auf ein verdientes Fortkommen verschlossen und der willenlosen Fügsamkeit gleißenden Lohn vorgehalten. Sie hat den äußern Schein und die innere Leere, die Heuchelei und die Gefühlsroheit, den knechtischen Sinn, das Stredertum und das Korpswesen als „Blüte der Nation“ großgezogen. Sie hat vom deutschen Herde den Geist geächtet und zum Lebensziel das Trachten nach einem genußreichen körperlichen Dasein gemacht.

„Vor den Augen der Welt haben wir es „herrlich weit gebracht“. Aber wahrlich, im besten, was wir gehabt, sind wir seit dem Jahre 1870 unabsehbar weiter zurückgegangen!

„Von dieser Saat droht Deutschland vor allem die Todesgefahr. Sie läßt an der Zukunftshoffnung verzagen. Und im Reichstage ist die Gegenwart verloren. Enthält er überhaupt noch Vertreter des deutschen Geistes, oder nur Handeltreibende, im besten Falle von Parteiblindheit und politischem Größenwahn Besessene? Das M. d. R. (Mitglied des Reichstages) auf der Visitenkarte ist eine traurige Empfehlung in Deutschland geworden. Der letzte, immer schwächer entartete Vernunftheit, der Nationalliberalismus, hat in den jüngsten Tagen seinen Bankerott erklärt.

„Unter allen, die offiziell zur Leitung des Reiches berufen sind, suchen wir umsonst nach einem, der den Mund zu rückhaltlosem Wort öffnet, von wirklicher Erkenntnis des Drohenden und einfachem, großem, nichts anderes achtendem Trieb erfüllt, als unserem völligen Niedergange vorzubeugen.

„Schadenfroh blickt das Ausland auf unsere innere Selbstentkräftung herüber, nach deren Fortschritt, mit jenem um die Wette, die Sozialdemokratie lechzt. Sie weiß, daß die scheinbar gegen sie gerichtete „Umsturzvorlage“ ihr am mächtigsten zur Förderung dient, im Begriff steht, ihren stärksten Widerhalt, die Geisteskraft in Deutschland zu zerdrücken. Wenn Pfaffen, Pietisten und Junkern diese zu vernichten gelingt, werden die Sozialdemokraten mit der Heerkraft bald fertig werden. Sie haben Augen, die einzigen, zu erkennen, was mit strotzenden Säften ihre Frucht zum Schwellen bringen muß.

„Aber sind wir denn alle blind und taub? Alle Augendiener und Streber, gefügige Werkzeuge zur Beteiligung an der Arbeit, die den „Umsturz“ beschleunigt? Ist denn der Reichstag das deutsche Volk? Vertritt er den, wenn auch an Kopfzahl geringen geistigen Bestandteil desselben, die wahre Bildung, die Wissenschaft, die Kunst?

„Wir wissen, daß er in seiner gewaltigen Mehrheit einen Hohn auf sie darstellt. Aber wir wissen auch, daß außerhalb seiner Tagungsmauern noch Tausenden über Tausenden die freie Seele aufschreit, heiß und

wild das Blut bei der Vorstellung klopft, daß der deutsche Geist gebunden an seinen einzigen wirklichen Erb- und Todfeind, an Rom, Muckertum und ihre Beihelfer — an Staatsanwalt und Gerichtsspruch ausgeliefert werden soll.

„Aber sie alle sind Einzelne, Zerstreute. Ihre Stimmen verklingen wirkungslos, hier und dort, vereinigen sich nicht zum Brausen eines Sturmes.

„Und doch — vor gerade drei Jahren thaten sie's! Als dasselbe Triumvirat denselben Versuch zur Zukunftsknechtung des deutschen Geistes unternahm, da erhob sich aus diesem ein Sturmausbruch, vor dem die schleichende List erschrak, und das „Schulgesetz" fiel in nichts.

„Wo sind die Rufer von damals?

„Ist es denn möglich, daß drei Jahre sie alle mit dumpfer Gleichgültigkeit und Stumpfsinn geschlagen? Wir haben keine Salier und Staufer mehr, keine Luther und Hutten — doch auch keinen Männermut mehr?

„Die Gefahr ist diesmal näher und ungeheurer! Mit Zunge und Feder reißt die Glocken zum Mahngetäut! Jeder Zaudernde, thatlos Schweigende ladet Mitschuld auf sich!

„Ruft einen Sturm wach!

„Wem ihr zurufen sollt, weiß ich nicht. Bei der Reichsregierung wie beim Reichstag würde es nutzlos verhallen. Aber vereinigt euch überall zu gemeinsamem Ruf vor dem Gehör des deutschen Volkes, die ihr, welchen Glaubens immer „Protestanten" seid! Legt Protest ein gegen die Vergewaltigung eures höchsten Besitztums, deutscher Geistesfreiheit, durch Rom, Orthodoxie und Junkertum!"

Dieser „Weckruf" veranlaßte auch Karl Busse, das Wort zu ergreifen. Ebenfalls in der „Saale-Zeitung", die sich durch die Aufnahme dieser Kundgebungen an leitender Stelle ein großes Verdienst erworben, schreibt unser junger Mitarbeiter Worte flammender Begeisterung, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

„Wir haben lange genug darauf gewartet, wir haben Wochen über Wochen gehofft auf das Trompetensignal, das uns unter die Waffen rufen sollte. Aber immer näher kam die Gefahr, immer drohender ward sie, und keine Hand regte sich, die Sturmglocke zu läuten, keine Stimme erhob sich, all die Tausende, „deren freie Seele noch aufschreit," um sich zu sammeln. Das deutsche Volk soll auf unerhörte Weise geknechtet, sein Geistesleben vernichtet werden — und wo blieben die „Führer" des Volkes, die Dichter und Denker, die flammenden Protest dagegen einlegten? Mit heißem Herzen haben wir Jüngeren auf den Ruf dieser „Führer" geharrt, und die Schamröte stieg uns ins Gesicht, als alles still blieb. Nun ist wenigstens Einer gekommen, der den Bann von uns nimmt, und in unseren Herzen zittert ein jauchzendes „Endlich!" —

„Es hat wirklich den Anschein, als ob das deutsche Volk nicht weiß, was es verlieren soll. Denn sonst müßte es wie ein Sturm durch alle Herzen gehen, daß die Dunkelmänner feige in ihre Höhlen zurückkriechen. Oder aber: das Volk weiß, was mit ihm geschehen soll, und wenn es trotzdem nicht wie Ein Mann dagegen aufsteht, dann ist es reif zur Knechtung. Aber wer zur Knechtung reif ist, ist auch reif zum Untergange. Und so weit sind wir gottlob noch nicht. Was aber für das Volk, das sich alle Konsequenzen des geplanten Polizeiregiments nicht vorstellen kann, tieftraurig ist: die ruhige Gelassenheit, mit der es dem Schmieden seiner Kette zusieht — das wird schmählich, wenn die hervorragenden, weiter blickenden Geister, die das Volk aufrütteln und aufklären sollen, sich daran beteiligen. Und das ist jetzt der Fall. Wohl haben bedeutende Gelehrte ihre mahnende Stimme erhoben, aber sie konnte nicht weit dringen, weil der Kreis, in dem diese Männer gewürdigt werden, immer nur beschränkt ist. Wohl hat die „Vossische Zeitung" von einer Protestversammlung der bedeutend-

sten Vertreter der Kunst und Wissenschaft gesprochen — aber wo fand sie statt? Nein, gerade die Dichter, die hier Führer sein müßten, deren Wort in die breitesten Volksschichten dringt, gerade sie haben geschwiegen, gerade sie lassen sich das Heiligste rauben, die Freiheit ihres Schoffens. Wo sind die Herren, die sonst jeden Aufruf für ein Denkmal unterzeichnen, die sich in jedes Komitee wählen lassen? Pfui über den traurigen Mut, der dazu gehört, jetzt, wo unsere heiligsten Güter in Gefahr sind, am Schreibtisch Liedesgedichte zu drechseln und Rosenkränze zu winden! Hat diese Litteratur noch eine Existenzberechtigung? Diese Litteratur, die ihre heiligste Pflicht vernachlässigt, die jede Fühlung mit der Volksseele verloren hat, die nicht einmal gegen ihr eigenes Todesurteil rebelliert? Wo ist Ernst von Wildenbruch? Und wo ist Sudermann? Und hat Gerh. Hauptmann nur in seinen Dramen schöne Worte für Freiheit? Und Paul Heyse, Spielhagen, und die anderen Berühmtheiten? Ein dreimal heiliger Zorn muß den Vaterlandsfreund packen, wenn er die berühmten Männer unthätig verharren sieht. Und dieser Zorn hat dem jüngeren Dichtergeschlechte die Hände geballt. Wir alle, die wir die junge Litteratur vertreten, haben uns nach dem Weckruf gesehnt, haben darauf gewartet, daß jetzt wenigstens das Schwert aus der Scheide fliegen soll. Aber wer von uns durfte den Anfang machen? Mußten wir nicht hinter den älteren Poeten, die sich bereits den Lorbeer errangen, zurückstehen? Erst jetzt, wo wenigstens Wilhelm Jensen den Mut fand, für unsere höchsten Güter einzutreten, darf auch das junge Geschlecht geharnischten Protest einlegen und das Caveant consules! an seine Adresse senden. Das junge Geschlecht aber ist die Zukunft. An ihm wird es dereinst sein, die Suppe, die heute eingebrockt werden soll, auszulöffeln. Nicht die Heyse und Spielhagen werden einst den gewaltigen Kampf auszukämpfen haben, der unvermeidlich ist, wenn die Knechtung des deutschen Geistes gelingt, sondern wir Jüngeren, und unsere heilige Aufgabe muß es schon jetzt sein, in dem Kampf gegen die geplante Knechtung in erster Reihe zu stehen.

„Unsere heutige Dichterjugend ist gewiß nicht schlechter, als die der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts. Auch damals „schützte" man Religion und Eigentum, Monarchie und weiß Gott was alles durch Paragraphen. Und die Folge? Mochte Wolfgang Menzel die jungen Dichter denunzieren, mochte der Bundestag ihre Bücher verbieten, mochte man sie der Freiheit berauben — es nützte nichts. Die Heine und Gutzkow, Laube und Mundt, Wienbarg und Kühne konnte man vielleicht mundtot machen, aber um so siegreicher drachen sich ihre Ideen Bahn, und neben und hinter ihnen standen die Grün und Meißner, die Herwegh und Freiligrath, und begeisterten das ganze Volk, das den Herren am grünen Tische 1848 seine Antwort schrieb. Glaubt man wirklich, daß heute die junge Dichtergeneration weniger ideal ist? Nein — mit derselben Begeisterung wird auch heute „schwertscharf und glockentönig" das Kampflied erklingen, und ein Herwegh wird uns ebensowenig fehlen wie ein Freiligrath. Denn die junge Litteratur, die wir seit 10 bis 15 Jahren in Deutschland haben, ist an und für sich eine Litteratur des Kampfes. Ihre bedeutendsten Vertreter traten mit blankem Schwert auf den Plan, und nicht mit Rosen in den Händen. Allmählich wurden sie ruhiger, und heute sind die revolutionären Klänge fast ganz überwunden. Aber wehe, wenn die Flamme zu neuer Glut entfacht wird. Dann wird aus dem Rosenrot der Liedeslieder wieder das Blutrot revolutionärer Dichtung, dann wird die Kelle wieder dem Schwerte weichen, dann wird jeder, in dessen Brust noch Mannesmut und Begeisterung leben, freudig ein Märtyrer der geknechteten Freiheit sein wollen, in dem großen Bewußtsein, daß immer nur der Kämpfer

unterliegt, nie aber der Gedanke. Wer die Kreiſe der jüngeren Poeten kennt, der kennt auch die Gährung, die ſich immer ſichtbarer dort bemerklich macht, der weiß, welch mühſam unterdrückte Erregung in ihnen herrſcht. Ihre Geſamtheit aber wird doch einmal unſere Litteratur repräſentieren, und eine revolutionäre Litteratur erzieht ein revolutionäres Volk. Caveant consules!

„Daß ſich durch ſolche Ausſichten die älteren Poeten nicht aus ihrem Quietismus ſchrecken laſſen, iſt traurig. Vielleicht weckt ſie Jenſens Trompetenſignal, vielleicht erinnern ſie ſich ihrer Pflicht dem Volke und der Kunſt gegenüber. Oder wollen ſie wirklich die Dunkelmänner ruhig hantieren laſſen, dem Zuge ſich anſchließen, den Gottfried Keller ſo ſchön gekennzeichnet hat:

„Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftſack hinten aufgeſchnürt,
Der Fanatismus iſt Profoß,
Die Dummheit folgt als Bettelroß. . .!"

„Hier heißt es auch: wer nicht gegen die Knechtung iſt, der iſt dafür, und was für jämmerliche Schwächlinge müſſen das ſein, die ſich freiwillig und ohne den Mund aufzuthun die Handſchellen anlegen laſſen! Schon jetzt haben ſich die deutſchen Dichter durch ihr Zögern zum Geſpött gemacht — ein längeres Schweigen muß ſie ſo brandmarken, daß kein ſpäterer Litterarhiſtoriker, trotz der ſchönſten chemiſchen Reinigungsmethode, den Schandflecken von ihnen abwaſchen kann. Wie das jüngere Geſchlecht denkt und fühlt, wurde geſagt. Ich weiß, daß ich hier im Namen dieſes Geſchlechtes geſprochen habe. Vielleicht hätte dieſer oder jener mehr Berechtigung gehabt, als Sprecher der jungen Generation aufzutreten — aber einer muß eben den Anfang machen. Und wir fragen die älteren und berühmteren Poeten, ob ſie noch weiter die Hände in den Schoß legen, ob ſie wirklich warten wollen, bis alles verloren iſt. Dann wird die Weltgeſchichte auch für ſie das Weltgericht bedeuten. Denn dann werden ſie abgelöſt und abgeurteilt werden von einer Zeit, die ihre rein äſthetiſchen Ideale nicht mehr verſteht, von Dichtern, die ein Jüngerer, Hermann Conradi, für die Zukunft geweiſſagt hat:

Sie ſingen eine eing'ge Weiſe nur:
Die Weiſe der Empörung gen Deſpoten!
Sie ſtimmen wild zuſammen zu dem Schwur:
Licht den Lebendigen — die Nacht den Toten!"

Ja, es iſt wahr, das deutſche Volk ſieht der Henkerarbeit, die an ſeinen edelſten Gütern vorgenommen wird, mit unheimlicher Gelaſſenheit zu; aber gar ſo ſtill und tot, wie Karl Buſſe meint, iſt es denn doch nicht geblieben. Von einem Paul Heyſe, einem Sudermann, einem Wildenbruch iſt in dieſer Frage allerdings wenig Heil zu erwarten; dafür aber ſteht unſer Michael Georg Conrad ſchon lange auf ſeinem Poſten und läßt in Wort und Schrift ſeine Warnungsrufe ertönen. Ein Beweis dieſer Thätigkeit iſt die Schrift „Wetterleuchten der Reaktion". Zwei Betrachtungen über die Umſturzvorlage von L. Quidde und M. G. Conrad. (München, Staegmeyerſche Verlagshandlung.)

Die Broſchüre enthält zwei Abhandlungen, nach in einer Münchener Volksverſammlung am 4. Januar d. J. gehaltenen Reden beardeitet. In der erſten zergliedert Prof. Quidde die Umſturzvorlage mit feinſter Dialektik. Er deckt die verborgenen Fallſtricke der ſcheinbar ſo harmloſen Paragraphen und Zuſätze mit unerbittlicher Rückſichtsloſigkeit auf und zeigt, daß die Vorlage nicht nötig, weil die wirklichen Verbrechen alle durch das alte Geſetz getroffen werden, und daß alles, was der alten Geſetzesfaſſung entgehen würde auch für die erneute ſchärfere Form unfaßbar ſein würde. Er legt es klar und deutlich dar, daß die Umſturzvorlage viel weniger Anarchiſten, Mordbrenner und ſolche ſchlimmen Elemente als die friedlichen Bürger aller Parteien bedroht; daß ſie erſt recht den Umſturz fördern würde.

Betrachtet Prof. Quidde die Vorlage mehr vom juristischen und legislatorischen Standpunkt, so donnert Conrad in seinem Lapidarstil dagegen. Er bezeichnet sie mit Recht als die größte Gefahr, die dem deutschen Volkstum, der deutschen Kultur jemals gedroht hat. Er deckt die ungeheure Kluft auf, die heute zwischen der Regierung und dem Volke gähnt und auf beiden Seiten unheilvolles Mißtrauen erzeugt. Auch seine Worte sind flammende Weckrufe. „Wo sind die Männer" — fragt er — „die unter dem vollen Einsatz ihrer Persönlichkeit zu den Monarchen oder zum Kaiser die Sprache des Volkes sprechen und die Wahrheit sagen, die Wahrheit rücksichtslos auch da sagen, wo der Herrscher selbst menschlich irrt und menschlich fehlt? Wo sind die Männer, die auf die lateinischen Sprüche des Kaisers mit deutschem Munde deutsche Antwort geben?"

Oder weiter:

„Diese Umsturzvorlage zerstört mit der Freiheit denn auch weiter alle Tugenden der alten Germanen, Tugenden, die wie die begleitenden Fehler, Tugenden waren eines Herrenvolkes und niemals eines Sklavenvolkes; sie zerstört die Ritterlichkeit der Gesinnung, sie zerstört den Stolz und den Unabhängigkeitssinn, sie zerstört die Ehrlichkeit, die mannhafte Überzeugung. Bei diesem Umsturzgesetze muß aller feinere Sinn für Recht und Gerechtigkeit, alle edlere Empfindung für die Idealität des Volks- und Rechtslebens in die Brüche gehen. Und da lamentieren noch diese Leute, die uns mit solchen Gesetzesvorlagen herabzuwürdigen und unsern geistigen und moralischen Ruf vor aller Welt zu schänden wagen, dem deutschen Volke, der deutschen Jugend sei der Idealismus verloren gegangen!

„Gewiß, bald wird nicht mehr die Spur von Idealismus zu finden sein, von dem Idealismus, der mehr ist als läppische Phrase, von dem Idealismus, der nur einer wirklichen, lebendigen Persönlichkeit in der Fülle ihrer Reinheit und Größe auf der Höhe der echten Volksart entströmen kann. Was unser Volk jetzt auf der Höhe sieht, das sind eben statt dieses verkörperten Ideals nur — Ausdenker und Verfasser von Umsturzvorlagen und Knebelgesetzen."

Er schließt mit den wuchtigen Worten:

„Die soziale Idee gehört heute zum eisernen Bestande jeder Kultur, die ihren Namen verdient.

„Mit Gewaltmaßregeln auf ihre Entwicklung einschlagen, heißt gegen das junge, bessere Leben, gegen die Gerechtigkeit, gegen die Nächstenliebe, gegen das Göttliche in der Menschheit die staatliche Gewalt ausrücken lassen — die Gewalt eines Staates, der sich mit Vorliebe selbst den Christlichen nennt, ein Maskenspiel, das ernst zu nehmen allerdings kein ehrlicher, einsichtiger Mensch verpflichtet ist.

„Mit einem Gesetz in solchem Zusammenhang wie das Umsturzgesetz in der heutigen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Weltlage, streicht man jedes Volk aus der Reihe der Kulturnationen und treibt es der Barbarei oder dem Umsturz aller sinnvollen Lebensgesetze entgegen. Und was dann? Dann wird die Natur ihr letztes Wort gegen den thörichten Absolutismuswahn der Menschen sprechen. Auf Druck antwortet sie mit Gegendruck, auf das Wetterleuchten der Reaktion antwortet sie mit Donnerkeilen der Revolution." —

Und Conrad hat den stillen Arbeitstisch verlassen und ist hinausgezogen in die Welt, um mit seinem lebendigen Worte, mit seiner ganzen Persönlichkeit zu wirken.

Es giebt unter den Dichtern und Denkern des deutschen Volkes wohl solche, die ihre Pflicht thun; es giebt immer noch Rufer im Streite — möge sie das deutsche Volk hören! H. Merian.

Vermischtes.

Herr Karl Bleibtreu schreibt uns bezüglich seines Dramas „Die Weltbefreier":

„Vielleicht hat der Dichter die Gewogenheit, ſeine ratloſen Kritiker aufzuklären.“ Alſo erging an mich der Aufruf im Januarheft der „Geſellſchaft“, angeſichts der ſeltſamen Auslegung, welche Herr Mauriee v. Stern dem Mißerfolg meines Schweizer Schauſpiels „Die Weltbefreier“ angedeihen ließ. Ich kenne Stern garnicht. Seine Denunziation meines Stückes als einer unerhört frechen Satire auf die Schweiz kann ich nur bemitleiden. Sein Schlußſatz hingegen „Es flackert wie Irrſinn darüber hin“ iſt ſo ge—ſchmackvoll, daß ich mir mal perſönliche Beantwortung in Zürich vorbehalte. Im übrigen habe ich gegen ſeine entrüſtete Recenſion nichts einzuwenden, ſie entbehrt wenigſtens nicht der ſonſtigen Achtung vor dem Autor. Meine politiſche Abſicht habe ich klar genug in der Vorrede herausgeſchält; hier von einer Glorifikation des Adels zu faſeln iſt einfach ſinnlos. Das Drama enthält umgekehrt eine deutliche Abſage an den Adel. Hingegen habe ich allerdings zu ſchildern verſucht, welcher Hochgenuß den armen Sterblichen durch demokratiſche Weltbefreier meiſt zu blühen pflegt. Dieſer Schandthat bekenne ich mich ſchuldig. Das naive Theaterpublikum hat aber blutwenig davon verſtanden, ſondern im Gegenteil wirr und wüſt alle Vorgänge durcheinandergeworfen und immer an unrechter Stelle mißverſtanden. So waren denn Schweizer und Deutſche, Sozialiſten und Bourgeois in gleicher Weiſe wütend. Jeder fühlte ſich getroffen, nach dem Satze: Wer keiner Partei angehört, beleidigt alle. — Über den dichteriſchen Wert der halb feſtſpielmäßigen Arbeit erlaube ich mir kein Urteil. Der 4. Akt, deſſen Gräßlichkeit die Geduld der Züricher Philiſter erſchöpfte, iſt theatraliſch gerade der beſte. Jedenfalls mag ich mich damit tröſten, wie ein deutſches Blatt wohlwollend über die Buchausgabe ſchrieb, daß ſchon ein ſo großes Wollen mich ehre, ſelbſt wenn es nicht vollkommen gelungen ſei. Das „Berl. Tagebl.“ ließ ſich aus — Bern telegraphieren, mein Stück ſei ausgepfiffen. Dem „Lokalanzeiger“ ſchrieb jemand aus Zürich, der lokalpatriotiſche Inhalt (alſo doch!) habe die Kritik nicht verſöhnen können, nur der 1. Akt habe vereinzelten Beifall gefunden. Das iſt unrichtig. Der 1. Akt fand einen Beifall, wie ihn das kalte Züricher Publikum noch nie geſpendet hat, und erſt nach dem 3. Akt meldete ſich vereinzelter Proteſt. Irre ich nicht, ſo hat dieſer Korreſpondent des „Lokalanzeiger“ im „Zürich-Anzeiger“ umgekehrt auf den nichts weniger als lokalpatriotiſchen Inhalt geſchimpft! In Berlin aber wirkt das Umgekehrte herabſetzender für mich, alſo!

Wenn ich nun in eigener Sache bezüglich der Ablehnung meines Dramas „Die Weltbefreier“ das Wort ergreife, ſo ſoll dies keine oratio pro domo, ſondern eine allgemeine lehrreiche Betrachtung ſein, der man die Objektivität nicht abſprechen wird. Ich ſchicke voraus, daß der geiſtvolle Kritiker der „Züricher Poſt“ bei weitem am ruhigſten und klarſten den Thatſachen gerecht geworden iſt. Doch hat auch er ſich nicht dem bekannten hypnotiſchen Einfluß entziehen können, den eine ziſchende Menge, mag ſie auch aus den urteilsunfähigſten Elementen beſtehen, allemal ausübt. Er verſicherte mir vor der Aufführung, daß er nach Lektüre des Buches, das ihm zugänglich geworden war, einen großen dauernden Erfolg prophezeie. Wenn nun dieſe Überzeugung bei ihm nach der Aufführung wankend wurde und in das Gegenteil umſchlug, ſo würde dies nur die alte bekannte Thatſache beweiſen, daß man über dramatiſche Dichtungen — wohl zu unterſcheiden von den üblichen Theaterfabrikaten — am ſicherſten nach der Lektüre urteilt. Selbſt jedes Shakeſpeariſchen Dramas Aufführung blieb ſtets weit hinter dem Leſeeindruck zurück, wo eigene Phantaſie nachhilft, während beim grellen Lampenlicht der kleinſte Fehler nicht genügender Verkörperung ärgerlich ſtört. Doch hat der geiſtvolle Kritiker am Schluß ſeiner Beſprechung ja ſelber erklärt: leidenſchaftsloſe Prüfung werde nicht zögern, den

„reichen dramatiſchen Effekt“ zuzugeſtehen, und auch vorher die „ſeltene poetiſche Kraft“ anerkannt, die ſich nur „leider überſtürzt“ habe. Ich erkenne gern die Berechtigung ſeines Tadels, daß der 1. und 5. Akt einen zu matten Gegenſatz der „wahren Demokratie“ zu dem grellausgemalten Bild der „falſchen“ in den Mittelakten bilde; möchte aber darauf hinweiſen, daß ſehr wichtige hiſtoriſche Einzelheiten am Anfang des 2. Aktes und im 5. Akt das wertvolle Privatgeſpräch des deutſchen Geſandten mit Werdenberg geſtrichen worden ſind. Die völlig unzulängliche Darſtellung des Lopacher und im 5. Akt der lähmende Eindruck des Niederziſchens von Akt 4 auf die ſonſt tapfer kämpfenden Schauſpieler thaten ein Übriges, um den weihevollen Schluß matt verklingen zu laſſen. Daß die Zürich-Clique es fertig brachte, auch dieſen echtpatriotiſchen Hymnus unter *abſichtlicher Böswilligkeit* zu begraben, iſt das Einzige, was mein ſittliches Empfinden tief empört hat. Denn für den Widerſpruch, den die ultra-naturaliſtiſchen Hauptakte bei einem litterariſch ungeſchulten Publikum fanden, liegt die natürliche Erklärung in Gründen, die mit der *Kunſt* nichts zu thun haben. Wer die grimmige Satire auf atheiſtiſchen Anarchismus als eine ernſtgemeinte Verſöhnung der Religion auffaßt, obſchon ich gern zugeben will, daß ich beim „Abendmahl der Freiheit“ zu grelle Farben für naive Zuſchauer griff, — wer die furchtbare Verhöhnung der „falſchen“ Demokratie in den bewußten beiden Geſtalten, die ſogar eine ſonſt ganz abſprechende Recenſion als „kraſſiſch“ rühmt, als eine Beleidigung der Schweiz anſieht und von Verhöhnung republikaniſchen Empfindens redet, wie der „Züricher Tagesanzeiger“, mit dem iſt einfach nicht mehr ernſt zu ſtreiten. Letzteres Blatt klagt: „Von einem Bleibtreu hatte man ganz etwas anderes erwartet,“ *nachdem kurz vorher ebendort für das Buch, welches der Referent angeblich geleſen hatte, Propaganda gemacht worden war!* Ich vermag mir dieſen „Zwieſpalt der Natur“ nicht zu erklären. Wohl aber muß ich konſtatieren, daß der wahre Ziſch-Orkan, wie es ſcheint, *nicht von Schweizern ausging*, ſondern von *reichsdeutſcher Seite*, wo wohl umgekehrt eine Beleidigung reichsdeutſchen Empfindens vermutet wurde. Auch hierzu fehlt natürlich jede Berechtigung, und ſo muß ich denn offen heraus die Behauptung wagen, nach übereinſtimmenden Ausſagen, daß von vornherein eine gewiſſe Clique im Hauſe geſeſſen hat, die nur auf ein Signal wartete, um loszubrechen. Von welcher Seite — im 4. Akt wurde zuerſt oſtentativ aus einer gewiſſen Loge geziſcht — dieſe Animoſität ſtamme, darüber habe ich eine ſehr beſtimmte Vermutung. Daß ſich dann ſpäter unter dem peinlichen Eindruck der Hartſche-Naturalismen *andere* Elemente beigeſellten, natürlich ſelber von den Ziſchern à outrance fortgeriſſen, leugne ich nicht. Doch iſt es eine Unwahrheit in der ſonſt ſehr anſtändigen Beſprechung der „Neuen Züricher Zeitung“, vom Publikum *im allgemeinen* zu reden, als ob dasſelbe am Schluſſe *durchweg* den Ziſchern beigetreten ſei. Ein Blatt konſtatierte ja auch ausdrücklich, daß die Anſtrengungen mancher, „wer immer ſie geweſen ſein mögen“, den Erfolg nicht hätten retten können. Das Ziſchen, deſſen widerliche Ausübung überhaupt aus Anſtandsgründen verboten werden ſollte, dringt natürlich ſchärfer durch als das Klatſchen und täuſcht ſomit das Ohr. Maximilian Harden ſchrieb einmal über die Première von Hauptmanns „Hannele“, das Stück ſei ausgeziſcht worden, und das Publikum habe entrüſtet die Bänke geleert — thatſächlich hatten nur wenige den Mut gewonnen, zu ziſchen und ein paar Perſonen waren aufgebrochen! So ſieht die unparteiliche Wiedergabe des Premièren-Eindrucks aus! Vollkommen unrichtig iſt die Inſinuation des verehrten Kollegen Fleiner in der „N. Z. Z.“, der mich im Beiſein von Zeugen in höchſt auffälliger Weiſe vor einem Durchfall warnte,

als wisse er mehr, als er sagen dürfe: daß man am Schlusse gelacht und gehöhnt habe. Herr Fleiner schien freilich selber in sehr heiterer Stimmung an diesem Abende, und so mag er denn einen „großen Heiterkeitserfolg" genossen haben . . . für sich persönlich. Im übrigen kann ich seiner Besprechung nur meinen vollen Beifall zollen. Sie war, mit Ausnahme solcher Entstellungen, objektiv gehalten, und ich bin weit entfernt, sein und anderer Urteil antasten zu wollen. Das ist ihr gutes Recht, so lange diese subjektive Meinung eben eine ehrliche ist, und so lange man wenigstens versucht, die meinetwegen mißlungenen Intentionen des Dichters zu verstehen. Und dies hat Herr Fleiner wirklich gethan, indem er den Hauptpunkt hervorhob, daß diese symbolische Dichtung gleichsam erst in der Zukunft spiele. — Mit Recht hat die Kritik allgemein die Aufführung anerkannt. Hier und da ist zwar der Text mißhandelt warden; im 3. Akt spielte gegen jede Angabe des Dichters unbegreiflicherweise die Handlung unter Zwischenaktsmusik ohne jede scenische Unterdrechung fort, und der einzig passende Schluß: „Das ist der Weltbefreier!" mit Hinweis auf das Christusbild wurde durch einen trivialen „patriatischen" Zusatz entweiht. Sonst aber muß ich dem glänzenden Regietalent Herrn Friedaus und der Begadung insbesondere der Herren Grube und Christopf öffentlichen Dank sagen. Weder ihnen noch . . mir ist im letzten Grunde der „Durchfall" zuzuschreiben. Ich kann nur schließen mit dem Urteil der „Frankfurter Zeitung", deren Korrespondent den regelrechten Theaterskandal konstatiert und dann erklärt: „Gewiß enthält das Stück einige Scenen, die geeignet sind, schwachbesaitete Gemüter zu verletzen. Andrerseits aber ist das Ganze von einem großen dramatischen Zug belebt, wie ihn kaum eines der Stücke aufweisen kann, wie sie jahraus jahrein anstandslos vor dem Publikum passieren." Sapienti sat!

Karl Bleibtreu.

Bibliographie.

Eusemia van Adlersfeld-Ballestrem: Lady Melusine. Roman, 2. Aufl. — Berlin, R. v. Deckers Verlag (G. Schenk, kgl. Hofbuchhändler).

Armands Ausgewählte Romane, Lieferung 7 und 8. — Weimar, Verlag der Schriftenverbreitungsanstalt.

Annie Bock: Der Auserwählte. Deckelornament und Zeichnung von Hans Baluschek. — Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Carola Belmante: Mazart-Novellen. Mit einem Vorwort von Gustav Karpeles. — Berlin, Huga Schildberger.

Hedwig Bender: Luise von Francais (Samml. gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge. Heft 208). — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Gustav Bunzek: Revolution zum ewigen Frieden. Erster Teil, mit einem Vorspiel. — Zürich, Verlag Adler.

Waldemar Colell: Liedesleben deutscher Mädchen. Gedichte, Lieder und Romanzen. — Leipzig, C. G. Naumann.

Theobor Duimchen: Kupfer. Lustspiel in 3 Akten. — Leipzig, Rob. Friese, Sep.-Cto. (Arth. Cavael).

Ego: Liebe. Vier Novellen. — Berlin, Bibliographisches Bureau.

D. Havelock-Ellis: Mann und Weib. Anthropalagische und psychalogische Untersuchungen der sekundären Geschlechtsunterschiede. Mit Illustrationen. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Hans Eschelbach: Wildwuchs. Gedichte. 2. vermehrte Aufl. — Köln a. Rh., Paul Neuduer.

Prof. Enrica Ferri: Sozialismus und moderne Wissenschaft (Darwin, Spencer, Marx). Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und ergänzt von Dr. Hans Kurella. — Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Jeremias Gotthelf: Ausgewählte Werke. Erste illustr. Prachtausgabe. Nach dem Originaltext herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. Mit 200 Illustrationen von Anker, Bachmann und Vigier. Lieferung 1–5. — München, Carl Ruppprechts Verlag.

Prof. Dr. Grashey, Prof. Dr. Hirt, Dr. Freiherr von Schrenk-Notzing, Prof. Dr. Preyer: Der Prozeß Czynsky. Thatsachenbestand und Gutachten über Willensbeschränkung durch

hypnotisch-suggestiven Einfluß. — Stuttgart, Ferdinand Enke.

M. E. delle Grazie: Rodespierre. Ein modernes Epos. Zwei Bände. — Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Prof. Dr. Max Haushofer: Die Ehefrage im deutschen Reich. — Berlin, Richard Taendler.

O. Heller: Der Weg zum Frieden. Roman. — Berlin, Bibliographisches Bureau.

Graf Paul von Hoensbroech: Ultramontane Leistungen. — Berlin, Hermann Walther.

Hugo Kegel: Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos. — Dresden, E. Piersons Verlag.

Dr. Gustav Könnecke: Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 2. Auflage. Lieferung 2 und 3. — Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Dr. Eduard Lange: Athen im Spiegel der Aristophanischen Komödie. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter).

Ludwig Lessen: Vignetten. Gedichte. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag.

Johann Lewalter: Deutsche Volkslieder in Niederhessen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Clavierbegleitung geschichtl. und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben. — Hamburg, Verlag v. Gustav Fritzsche.

Cesare Lombroso: Die Anarchisten. Eine kriminalpsychologische und soziologische Studie. Deutsch von Dr. Hans Kurella. — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Th. Marx: Der dichterische Entwickelungsgang Shakespeares. (Samml. gemeinverst. wiss. Vorträge. Ebenda.

Friedrich Masson: Napoleon I. und die Frauen. Mit 11 Vollbildtafeln. Übertragen von Marschall von Bieberstein. — Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Hero Max: Das Buch Eros. Gedichte. — Leipzig, Dresden und Wien, E. Piersons Verlag.

Anna Mayer-Bergwald: Oberbayrische Dorfgeschichten. — Ansbach, E. Brügel & Sohn.

Dr. J. Nover: Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge. — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

W. Popper: Altmodische Leute, Novelletten und Skizzen. — Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Prof. W. Preyer: Ein merkwürdiger Fall von Fascination. — Stuttgart, Ferdinand Enke.

Em. Ranzoni: Moderne Malerei. Eine Studie. — Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Reinheit? Einakter. — Roßla a/Harz, R. Braune.

Léon Riotor: L'ami inconnu. 2. éd. — Paris, Alphonse Lemerre.

Maximilian Schmidt: Der Prälatenschatz oder Der Student von Metten. Erzählung. — Regensburg, J. Habbel.

Rochus Schmidt: Deutschlands Kolonien. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde (Schall & Grund).

Schulte vom Brühl: Otto Müller. Ein deutsches Dichterleben. — Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Dr. M. Schwann: Das Gottesgnadentum in der Geschichte. (Sonderabdruck aus der „Gesellschaft"). — Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Anna Seuron: Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. Herausgeg. und m. einer Einleit. versehen von Eugen Zabel. — Berlin, Siegfried Cronbach.

H. Siegfried: Privat-Brevier Goethescher Aussprüche. — München, Carl Rupprechts Verlag.

August Strindberg: Meister Olaf. Schauspiel in 5 Akten. Deutsch von O. A. Palme. — Berlin, Bibliographisches Bureau.

☛ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet von M. G. Conrad.

Schriftleitung:

Hans Merian.

Jahrgang 1895. Zweites Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Asmus, Martha, Ein Blick in Nietzsches Jenseits von Gut und Böse . . . 535 –
Attru, Juste d', Vision 823
Beta, O., Die Rettung des „Kapitols" 674
Bienenstein, Karl, M. E. delle Grazie und ihr Epos „Robespierre" 591
Dehmel, Richard, Sozusagen Kulturästhetik . . . . . 522 –
Erklärung 585
Dichteralbum, Unser, mit Beiträgen von Paul Althof, Emanuel von Bodman, Paul Bornstein, Richard Dehmel, Gustav Falke, Albert Geiger, Margarethe Halm, Curt Heinrich, Eduard Heß, Benno Kaehler, Carl Klings, Theodor Lessing, E. Meyer-Brenner, Wilh. Müller-Weilburg, Alfred Niedermann, Anna Nitzsche, Emil Rechert, Heinrich von Reder, Walter Seek, Ottokar Stauf von der March, Gottlieb Steger, Ludwig Thaden, Valentin Traudt, Günther Walling . . . 476, 608, 753
Epstein, Dr. S. S., Tertium non datur 533
Sinnesassociation und Sinnesvikariat in der Poesie . . . . . 661 –
Fels, Max, Schatten 641
Aus dem Münchener Kunstleben 696, 827
Fuld, Ludwig, Die Gesetzgebung und das Theaterpersonal 671
Götze, Otto, Ein Traum 637
Grazie, M. E. delle, Ruhm 601
Mein Lebensweg 655
Harlan, Walter, Der Ironismus, ein Rezept . . . . . 815 –
Häfker, H., Aus dem Berliner Kunstleben 701, 833
Hauerland, J. V., Von der tschechischen „Moderne" 549
Held, Adam, Frieda Schey 789
Heinrich, Curt, Schamhaftigkeiten — Schamlosigkeiten 818
Kritik: Romane und Novellen: S. 567, 707, 835. — Lyrik und Epos: S. 571, 709, 839. — Dramen: S. 710, 841. — Soziale Litteratur: S. 573, 713, 845. — Philosophie, Theologie: S. 847. — Frauenbewegung: S. 575. Vermischte Schriften: S. 576, 718. — Zeitschriften: S. 849. — Französische Litteratur: S. 581, 853. — Englische Litteratur: S. 720. — Czechische Litteratur: S. 856. — Neugriechische Litteratur: S. 857. — Rumänische Litteratur: S. 725. — Vermischtes: S. 730. — Bibliographie: S. 584, 732, 860.
Langmann, Philipp, Die vier Gewinner 771
Lindner, Anton, Wiener Ketzerbrief. III. 555
Martl, Fritz, Die Tragödie der Hintergasse 621

Seite

Mayer, Wilhelm, Aus dem Frankfurter Kunſtleben 704
Mauke, Wilhelm, Die Auferſtehung des deutſchen nachwagnerſchen Dramas in Richard Strauß' „Guntram" 447
Merian, Hans, Die Mauſefallen 441
Merwin, Peter, Die Krämerſeele, die nie ſtirbt 791
Münz, Dr. Bernh., Können Frauen Genies werden? 543
Nisie, Chariotte, Die tote Katze 765
Ritter, H., Ein Zwiegeſpräch 798
Schmidt, Dr. Karl, Reich oder Volk? 735
Starkenburg, Heinz, Der Kapitalismus in der Litteratur 467
Steiger, Edgar, Guſtav Freytag 750
Stoffel, Fritz, Wie ſich ihr Viehſtand vermehrte 516
Therſites, Die heilige Vierbeinigkeit 587
Warum muß man in Preußen ernſtlich davor warnen, ſich dem höheren Lehrfache zu widmen? Von einem Oberlehrer 804
Wrede, Fürſt Friedrich, Die „Gausse" 494

Porträts:

Richard Strauß.
M. E. delle Grazie.
Guſtav Freytag.

Richard Strauss

Die Gesellschaft.

April 1895.

Inhalt:

Bildnis von Richard Strauß.

Seite

Merion, Hans, Die Mausefallen 441
Mauke, Wilhelm, Die Auferstehung des deutschen nachwagnerschen Dramas in Richard Strauß' „Guntram" 447
Starkenburg, Heinz, Der Kapitalismus in der Litteratur 467
Unser Dichteralbum:
Dehmel, Richard, Mein Heine-Denkmal 476
Traudt, Volentin, Lenzsturm 479
Geiger, Albert, Lied des Steuermanns 481
Bodman, Emanuel von, Der Besuch im Kloster 481
Klings, Carl, Morgenkampf 481
Sommernacht 482
Wintermorgen 482
Herbstabend 482
Rechert, Emil, Der neue Odysseus 482
Thaden, Ludwig, Falscher Frühling 483
Steger, Gottlieb, Ein Dummkopf 489
Wrede, Fürst Friedrich, Die „Gausse" 494
Stoffel, Fritz, Wie sich ihr Viehstand vermehrte 516
Dehmel, Richard, Sozusagen Kulturästhetik 522
Epstein, S. S., Tertium non datur 533
Asmus, Martha, Ein Blick in Nietzsches Jenseits von Gut und Böse 535
Münz, Dr. Bernhard, Können Frauen Genies werden? 543
Houerland, J. V., Von der tschechischen „Moderne" 549
Lindner, Anton, Wiener Ketzerbrief. III. 555
Kritik: Romane und Novellen: S. 567. — Lyrik und Epos: S. 571. — Soziale Litteratur: S. 573. — Frauenbewegung: S. 575. — Vermischte Schriften: S. 576. — Französische Litteratur: S. 581. — Bibliographie: S. 584. — Erklärung: S. 585.

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift behält sich die Verlagshandlung ausdrücklich vor.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Werke von Arthur Pfungst.

Laskaris.

Eine Dichtung.

I. Teil: **Laskaris' Jugend.**

Zweite durchgesehene Auflage. Preis br. Mk. 2,—, eleg. geb. Mk. 3,—.

Auszüge aus den Urteilen der Presse:

Die Dichtung hat den großen Vorzug, daß sie eine Fülle anregender Gedanken und nichts von der bekannten öden Gefühlswinselei und Gefühlsheuchelei enthält. Arthur Pfungst ist ein tiefsinnig, ein grüblerisch angelegtes Talent mit einem feinen Verständnis für das Formenschöne. Freilich wird seine buddhistische Weltanschauung, die er in dem Werk niedergelegt hat, manchem Leser nicht sonderlich behagen; allen aber, die dem Leben mit seinem gleißenden Schein bis auf den Grund zu schauen vermögen, wird sein Werk einen hohen Genuß gewähren. **Schlesische Zeitung.** 1. Juni 1890.

Der Verfasser ist von allen unseren deutschen Dichtern vielleicht der größte Kenner indischen Geisteslebens; und so hineingelebt hat er sich in dasselbe, daß in seinen Schriften buddhistische Lehrmeinungen, Produkte indischer Anschauungs- und Gefühlswelt die Fäden bilden, welche er durch die Kette seiner Kunstwerke schließt. Der Vers ist tadellos und die Naturschilderungen sind oft von entzückender Schönheit.

Deutsche Blätter. Januar 1890.

Der Alchymist.

Zweiter Teil der Dichtung **Laskaris** von **Arthur Pfungst.**

Brosch. Mk. 2,—, eleg. geb. Mk. 3,—.

Auszug aus den Urteilen der Presse:

Wir hoben, als vor drei Jahren der erste Teil des in der Überschrift genannten Epos unter dem Titel „Laskaris' Jugend" erschien, dem Werke eine eingehende Betrachtung gewidmet, indem wir ihm eine große Zukunft prognosticierten. Heut, da der zweite Teil der Dichtung, welchen der Verfasser „Der Alchymist" nennt, uns vorliegt, sehen wir, daß unsere Voraussicht uns nicht getäuscht hat, und daß die Entwicklung des großartig angelegten Gedichtes zweifellos das halten wird, was die im ersten Teil erkennbare Disposition versprach. . . . . Der zweite Teil dürfte auch bei breiteren Schichten der Lesewelt Anklang finden, zumal da er in seiner äußeren Form den ersten sogar übertrifft. Die eigentliche Gemeinde, an die Pfungst sich wendet, wird allerdings den dritten nun mit größerer Ungeduld erwarten. Der Held hat mannigfache Schicksale erlebt, aber trotz aller Enttäuschungen hält seine jugendliche Kraft und Hoffnungsfreudigkeit noch an der optimistischen Weltanschauung fest. Der Umschwung aber, der sich nach der im ersten Teile erkennbaren Disposition in seiner Seele vollziehen muß, der gerade ist es, wodurch der Dichter beweisen wird, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist. **Breslauer Zeitung,** den 3. Sept. 1893.

Neue Gedichte

von **Arthur Pfungst.**

Preis brosch. Mk. 2,—, geb, Mk. 3,—.

Auszug aus den Urteilen der Presse:

Zwar gehört Pfungst nicht zu denen, die sich stolz „Moderne" nennen, doch liegt in dem Hefte etwas Modernes, d. h. Aufgewühltes, Klage und Anklage; auch beschäftigt er sich hin und wieder mit Problemen, welche die Furien der Zeit entfesselt haben, allerdings mehr verwerfend als anerkennend . . . . . Ohne weiter in Einzelheiten einzugehen: Arthur Pfungst ist ein Dichter. Er hat Gedankenfülle, poetische Kraft, starke Empfindung, und jeder ordentliche Leser kann ihm dankbar sein für die Anregung, die er ihm bietet.

Blätter für litterarische Unterhaltung. 22. Nov. 1894.

Lose Blätter.

Gedichte von **Arthur Pfungst.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis brosch. 2 Mark, eleg. geb. 3 Mark.

Die Leuchte Asiens

oder: **Die große Entsagung** (Mahabhinishkramana).

Von **Edwin Arnold.**

Nach der 24. Auflage des Originals übersetzt von Dr. **Arthur Pfungst.**

Autorisierte Ausgabe. Preis brosch. 2 Mark, geb 3. Mark.

* April 1895. *

Die Hausefallen.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Ein eiſiger Winterhauch fuhr über die Gipfelhöhen der Menſchheit, und eine furchtbare, knochenſchüttelnde Angſt erfaßte alle die Thalmenſchen, denen des Lebens Zufallſpiel den Wohnſitz angewieſen, hoch oben auf den ragenden Bergen.

Die Söhne der Höhe aber lächelten; denn ſie wußten, es war ein Lenzhauch, der durch die Lande ging, und der buntbebänderte Mai würde ihm folgen mit Blumenſträußen in den Händen.

Und während die Thalmenſchen in ihrem Bergſchloſſer zitterten, wanderten die Söhne der Höhe durch das Thal und freuten ſich des Föhnes, der mit glühender Zunge die Schneefelder hinwegleckte, und der Wildbäche, die mit ſchaumweißen Armen ihre graue Eisdecke zu ſprengen begannen.

Die Thalmenſchen aber verſchloſſen ſorgfältig alle Thüren und Fenſter ihrer Burg, verſtopften alle Ritzen, ließen die ſchweren damaſtſeidenen Vorhänge nieder und warfen dicke Eichenklötze ins Kaminfeuer, daß die Glut hell aufloderte, und ſich behagliche Wärme verbreitete im reichen Gemach.

Draußen fuhr unterdeſſen der Sturm um die vier Ecktürme der Burg und ſang ein böſes Lied.

Auf der Spitze des erſten Turmes ragte ein goldenes Kreuz; darunter ſtanden die Worte zu leſen: „Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel“; und: „Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme“.

Auf dem zweiten Turme glänzte eine Kaiſerkrone, und darunter ſtand: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt“; und: „Ihr ſollt Gott mehr fürchten als die Menſchen“.

Der dritte Turm trug einen goldenen Pflug und die Inſchriften: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen“; und: „Der Herr giebt es den ſeinigen im Schlafe“.

Auf dem vierten Turme endlich erblickte man eine goldene Wiege, auf der zwei ineinander verſchlungene Ringe nachgebildet waren. Die Sprüche aber lauteten: „Wer ein Weib anſiehet, ihrer zu begehren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen in ſeinem Herzen“; und: „Ihr Weiber ſeid unterthan euern Männern“.

Und der Sturm fuhr um die vier Ecktürme und ſang ein böſes Lied:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß! Deine Türme wanken, die Mauern ſind morſch!

Im erſten Turme, da wohnen die Dohlen, die ſchwarzen, diebiſchen, zänkiſchen Dohlen. Sie beißen, ſie kratzen, ſie zauſen und rupfen, ſie hacken ſich wild in die Schelmenaugen; ſie ſcharren nach Schätzen mit blutiger Kralle, ſie gieren nach Golde und köſtlichen Steinen, und was ſie erſpähen, wird ihnen zum Raube, und was ſie berühren, bleibt ewig befleckt.

Und mitten im feierlich runden Gemache erhebt ſich ein Bild, eines Mannes Haupt. Von edlem Marmor erglänzet die Stirne, drauf hehre Gedanken die Hände ſich reichen; wie Abendrot umſpielt's die ſanften Wangen, des Mundes zwiegeſpalten Kirſchenpaar; und milde lächelt unter dunkler Wimper ein träumeriſch und ſanft Türkiſenauge, zwar ohne Stern und doch voll ſtiller Glut. Der zwiegeteilten Locken Goldgeſpinſt vereint ſich mit dem zarten Flockenbarte und flutet frei zum edlen Nacken nieder. Doch auf den Locken liegt der Dornenkranz und treibt die Spitzen in die Marmorſtirne; und wo ſie ihren Stachel eingeſenkt, da quillt ein blitzender Rubin hervor.

Die Dohlen ſchwirren und hacken ins Antlitz, ins lächelnde Dulderantlitz und fahren mit wildem Gekreiſch in ein altes Buch, des gilbe Blätter die Schnäbel zerhacken, des Weisheitsſprüche die Klauen zerfetzen und achtlos in alle Winde zerſtreun.

Und vor dem Gitter da gaffen die Sklaven mit blöden Geſichtern und tückiſchem Grinſen, — und keiner wehrt der abſcheulichen Brut.

Der Holzwurm, der alte, der tickt im Getäfer, und in den Wänden wächſt der Schwamm.“

Hui! hebt da der Sturm die behenden Flügel; hui! pfeift er durch alle Ritzen und Luken:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, deine Türme wanken, die Mauern ſind morſch.

Im zweiten Turme da ſteht ein Stuhl mit gleißendem Golde und Purpur beſchlagen, auf ſtolzen Stufen, — der Stuhl iſt leer. Die Sklaven umkreiſen mit tänzelnden Schritten, mit Neigen und Beugen den leeren Hochſitz; ſie ſtreuen Roſen und brennen Rauchwerk, die ſäuerlich bittere Würze des Weihrauchs durchzittert die ſchwüle, ſtickige Luft.

Der Holzwurm, der alte, der tickt im Getäfer, und in den Wänden wächſt der Schwamm!"

Hui! hebt da der Sturm die behenden Flügel; hui! pfeift er durch alle Ritzen und Luken:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, deine Türme wanken, die Mauern ſind morſch.

Im dritten Turme, da ſchwirrt und rauſcht es, wie dumpfes Summen im Bienenſtocke; da ſitzen die Schreiber in langen Reihen, mit ſpitzen Naſen und ſpitzen Knieen, mit ſteifen Kragen und welken Manſchetten, und ſchreiben mit ruhelos fliegender Feder beſtändig die Wörtlein „Mein" und „Dein". Und das „Mein" wird groß und protzig und dick — und das „Dein" kaum flüchtig nur hingehaucht. Bei jedem „Mein" da löſt aus dem Kaſten ſich flugs eine goldene Doppelkrone und gleitet mit hellem, fröhlichem Klimpern gerad in das ſchöne, bequeme Becken, ſo vor des Schloßvogts Bäuchlein ſteht. Bei jedem „Dein" entgleitet der Spalte ein kleiner beſcheidener ſchmieriger Nickel und ſummt um eine der Schreibernaſen, bis dieſe ſich rümpft und, ohne die Arbeit auch nur einen Augenblick liegen zu laſſen, den Reiz dem breitgeſpaltenen Maule vertraulich mitteilt, und dieſes zuſchnappt, gleichwie ein Froſch, der Fliegen fängt. Und ſollten der Schreiber Kräfte erlahmen, ſo braucht ein erprobtes Mittel der Schloßvogt: er greift einen Nickel mit ſpitzen Fingern und ſchlägt ihn, ganz leiſe nur, gegen ein Goldſtück, und wieder fliegen die flüchtigen Federn, und wieder ſchnappen die Mäuler die Nickel, und wieder klimpern die Doppelkronen. Doch düſterer Singſang durchzittert die Halle zum Takte der Federn, die traurige Weiſe: Eigentum ſtammet von eigenem Thun! Heilig! Heilig das Eigentum!

Der Holzwurm, der alte, er ticket das Tempo, — und in den Wänden wächſt der Schwamm."

Hui! hebt da der Sturm die behenden Flügel; hui! pfeift er durch alle Ritzen und Luken:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, — deine Türme wanken, die Mauern ſind morſch.

Im vierten Turme, da wird gehandelt, gefeilſcht und geſchachert um Leib und Seele; da werden die Menſchen zuſammengeſchmiedet mit ehernen Banden und goldenen Ketten, der müde Greis an die blühende Jungfrau, der kräftige Mann an die welke Bettel. „Was zahlſt du? was giebſt du?

was haſt du? was bringſt du?“ So ſchwirrt es und ſummt es im innern Gemache. Doch tritt man hinaus zu den harrenden Freunden, dann tönt es von ewiger Liebe und Treue. Und während die bindenden Schwüre ſie tauſchen, da ſchielt ſchon der Mann nach der neckiſchen Zoſe, da äugt ſchon das Weib nach dem ſtrammen Lakaien. Und Honigworte entſtrömen den Lippen, — und Haß und Verachtung erfüllen die Herzen. Doch feierlich tönet der Jubelhymnus: Die Liebe vereinigt, die Liebe iſt heilig!

Der Holzwurm, der alte, der tickt im Getäſer, und in den Wänden wächſt der Schwamm.“

Hui! hebt da der Sturm die behenden Flügel, — hui! pfeiſt er durch alle Ritzen und Luken:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, — deine Türme wanken, die Mauern ſind morſch.“

Alſo fuhr der Wind um die vier Ecktürme und rüttelte höhniſch daran.

Der Herr der Burg aber verſammelte ſeine Getreuen im großen Mittelſaale und ſprach zu ihnen:

„Der Wind fährt um unſer Haus und ſingt freche Lieder, er rüttelt an den vier Ecktürmen und macht ſie wanken. Wie wehren wir dem Winde?“

Da rieten ſie hin und her und kamen auf abſonderliche Ideen und Einfälle. Der Eine wollte eine große Segelleinwand rings um das Schloß herumſpannen, der andere ſchlug vor, eine chineſiſche Mauer zu bauen, damit ſich der Wind den Schädel daran einrenne; wieder ein anderer wollte durch große Dampfblaſebälge einen Gegenwind erzeugen, der die Strömung paraliſieren ſollte. Doch keiner dieſer Pläne ließ ſich durchführen, weil ſie zu ſchwierig und zu koſtſpielig waren — und der Sturmwind ſpottete ihrer.

Aber Eines ſtand bei Allen feſt: Die ſorgloſen Söhne der Höhe, die ſie von den Bergen vertrieben hatten, und die nun im Thale wanderten, die waren zum Windloch gegangen und hatten den Sturm geweckt, — aus Rache.

Wie wäre es, wenn man das Windloch verſtopfte?

Das Windloch lag zwiſchen zwei hohen Felſen. Und die Bewohner der Burg ſtellten alle ihre Sklaven an und all ihre Laſttiere, die mußten unzählige Ladungen von Erde und Steinen hinaufſchleppen; aber es nützte nichts. Das Windloch ließ ſich nicht verſtopfen.

Zur ſelben Zeit aber war ein Fahrender auf die Burg gekommen, aus dem fernen Oſten. Er war ein kleiner Mann mit ſtruppigem Haar und liſtigen Schlitzäuglein und hatte allerhand Blechgeſchirr und Gedräht um ſeinen Leib herum hängen. Und als er nun in der warmen Geſindeſtube hinter dem dampfenden Suppennapfe ſaß, da erzählte er den erſtaunt aufhorchenden Burgknechten von ſeinen Wanderfahrten und pries ihnen ſeine Waren an, ſeine ſchönen funkelnagelneuen Mauſefallen.

Und der Küchenjunge erzählte es der Kammerzoſe, und die Kammerzoſe dem Pagen, und der Page dem Edelfräulein, und das Edelfräulein dem Stallburſchen und der Stallburſche der Köchin, und die Köchin dem Amtmann, und der Amtmann dem Ratsherrn, und der Ratsherr dem Burgvogt, und der Burgvogt aller Welt: die Geſchichte von den ſchönen funkelnagelneuen Mauſefallen.

Und wieder verſammelte der Burgherr alle ſeine Getreuen im großen Mittelſaale — und der Fahrende war auch darunter. Und ſie ſprachen einmütig: „Laſſet uns Mauſefallen machen; große und kleine, ſtarke und zarte, grobe und zierliche, auf daß ſich der böſe Wind darin fange. Und auf alle Wege die zum Windloch führen, laßt ſie uns legen, hübſch ins Gras und ins Gebüſch verſteckt, damit keiner mehr hingehe und den böſen Wind wecke.“ Und weiſe Hiſtoriker hielten gelehrte Vorträge, worin ſie erzählten, wie vor Zeiten die ehrwürdigen Ratsherren von Schilda, als ſie die Fenſter an ihrem Rathauſe vergeſſen hatten, den widerſpenſtigen Tag in Mauſefallen fingen, und daß man aus der Geſchichte etwas lernen müſſe. Und die noch gelehrteren Mechaniker und Mathematiker erklärten, wie man die Mauſefallen zweckdienlichſt zu konſtruieren habe, wie ſtark ſie in jedem einzelnen Falle zuſchnappen müßten, ob ſie ein- oder zweimal zwacken ſollten, und wie ſie am ſinnvollſten zu verſtecken wären, damit der böſe Wind ſie nicht bemerke und ſich auch wirklich darin fange. Und es war eine Zeit reger Arbeitsfreude.

Nun war das ganze Land mit einer Unzahl von Mauſefallen geſegnet; in allen Winkeln und Ecken, auf allen Wegen und Stegen lauerten ſie.

Da kam der Wind und pfiff hindurch: Die Mauſefallen ſchnappten zu — einmal, zweimal, je nach ihrer Natur und Bauart, aber ſie konnten den Wind nicht faſſen.

Aber wer da wandelte harmlos ſeines Weges, der fiel in die Mauſefallen, und wer in frommem Sinne pilgern wollte zur Burg mit den vier Türmen, der trat unverſehens auf eine der Teufelsmaſchinen und ward gepackt. Wer ſich aber in den Mauſefallen fing, der galt für einen Genoſſen des böſen Windes und man ſteckte ihn ins finſtere Burgverließ. Und wer ſich unvorſichtigerweiſe hinauswagte vor die Burg, der wurde gepackt: Räte und Kammerherrn, Pagen und Zofen, Troßbuben und Sterndeuter; — und das Schloß vereinſamte mehr und mehr auf ſeiner winterlichen Höhe, und die morſchen Mauern begannen abzubröckeln.

Der Lenz aber hatte im Thale ſeinen Einzug gehalten. Die Apfelbäume blühten, die Wieſen dufteten, und in den Roſenbüſchen flötete die Amſel. Und als die Sonne brannte, da machten ſich die Leute auf, um zur Winterburg hinanzuſteigen.

Als ſie ſich aber der Burg näherten und ſchon die vier Türme winken

ſahen, da zeigte ſich ihnen ein gar ſonderbares Schauſpiel. Die Straße war zu beiden Seiten mit Menſchen geziert, die ſich mit irgend einem Gliede in einer der verſteckten Mauſefallen gefangen hatten und ſich nun nicht mehr davon befreien konnten, wie ſehr ſie ſich auch wanden und krümmten. Denn alle Mauſefallen hatten zugeſchnappt, und jede hatte ihr Opfer gefunden. Da nun ſämtliche Bewohner der Burg in den Mauſefallen ſteckten, ſo war niemand da, der ſie aus ihrer üblen Lage befreien oder als Genoſſen des böſen Windes ins Burgverließ abführen konnte.

Das ganze Schloß war wie ausgeſtorben. Nur im Keller ſchnarchte behaglich der Fahrende. Er hatte ſich über die vollen Fäſſer hergemacht und einen tiefen Trunk gethan.

Und die ſorgloſen Söhne der Höhe, die nun im Thale wohnten, traten in den großen Mittelſaal.

Da ſaß der Burgherr einſam auf einem Stuhle und hatte das Haupt in die Hand geſtützt.

Und ſie redeten ihn an und fragten ihn: „Warum ſitzeſt Du hier grämlich auf deinem Winterſchloß? Warum ſteigſt du nicht mit uns hinab, um im blühenden Thale zu wohnen unter glücklichen Menſchen und läßt den morſchen Bau zerfallen, als ein Raub der Dohlen und der anderen Turmgeſpenſter?“

Der Burgherr antwortete: „Ich möchte wohl, aber ich kann nicht.“ Denn er ſelber hatte ſich mit der großen Zehe feſtgeklemmt in einer ſeiner Mauſefallen.

Da befreiten ihn die ſorgloſen Söhne der Höhe aus ſeiner bedrängten Lage, und befreiten all ſein Geſinde, und nahmen die Mauſefallen, und ſchichteten ſie zum Scheiterhaufen rings um die Burg.

Dann gingen ſie alleſamt hinaus; nur der trunkene Fahrende ſchnarchte in ſeinem Keller weiter.

Der Burgherr aber ergriff ſelbſt eine Fackel und wollte ſie in den Scheiterhaufen hineinſchleudern. Doch er zögerte und rief ſchmerzlich: „Meine Türme! dürfen meine vier Türme verderben?“

Der Führer der ſorgloſen Söhne der Höhe, die aus dem Thale heraufgekommen waren, antwortete ihm und ſprach: „Schleudere mutig den Feuerbrand, laß aufleuchten die züngelnde Lohe. Das Haus, das wir bauen wollen am blumigen Rain bei glücklichen Menſchen wird auch ſeine Ecktürme haben; aber die Sonne wird warm hinein ſcheinen, und wird kein Raum darin ſein für dumpfe Geſpenſter.

Der Feuerbrand ſauſte durch die Luft, die Lohe leckte empor und der Wind pfiff ſein luſtiges Lied dazu:

„Ragendes Schloß, prahlendes Schloß, — heut feiern wir beide das Hochzeitsfeſt.“ —

Die Auferstehung des deutschen nachwagnerschen Dramas in Richard Strauss' „Guntram".

Von Wilhelm Mauke.

(München.)

Was deutsch und ächt, wüßt' keiner mehr,
Lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'.
Hans Sachs in d. „Meistersinger".

Als Richard Wagners Lichtgestalt durch das dämmernde Thor der Ewigkeit zu Walhalls seligen Freuden aufgestiegen war, da wurde es eine Zeit lang dunkel auf dem „runden Rücken der Erde". Schwarz wie der schaurige Schlund der Neidhöhle grinste uns die Zukunft der dramatischen Musik an.

Den einen waren die Äpfel Freias längst entfallen; alternd, fahl und grau entlockten sie ihren mit Spinnweb überzogenen Instrumenten kindische Weisen; die anderen wieder, welche wohl das Feuer des heiligen Geistes verspürten, deren Hauch aber zu schwach war, die Lohe im Brennen zu erhalten, erhoben ein mißtönendes Geheul und rissen mit verzückten Geberden an den Saiten ihrer verstimmten Harfen und Geigen. Sie fingen an, irre zu reden, wie nach dem Turmbau zu Babel. Sie warfen sich aus total „mißverstandenem Wagner" in den Strudel des „falschen Pathos". Es zeigten sich die bekannten Verirrungen à la Schjelderup oder à la neuitalienischer Operettenveristen. Es war die Klippe der äußeren Unselbständigkeit, an welcher diese letzteren fast alle scheiterten. Zu dieser äußeren Unselbständigkeit zwang die Epigonen ihre zu schwache geistige Individualität. Sie hatten diesen Mangel durch eine gewisse unfertige Verarbeitung des neuen Stilprinzips und durch eine überdies falsche Anwendung der typischen Äußerlichkeiten desselben der Welt nur noch eindringlicher zum Bewußtsein gebracht. Wohl waren einige deutsche Meister, welche dem heiligen römischen Reiche wie den französischen „Wagnerianern" zum Trotz bewiesen, daß auf dem von Richard Wagner vorgebauten und vorgepflügten Felde der Neuen Deutschen Kunst in erster Linie die deutschen Künstler weiter zu arbeiten berufen waren — wir nennen nur Hans Sommer, Alexander Ritter und Cyrill Kistler, — aber die Umstände waren so gelagert, daß die hochmögenden Herren Theaterintendanten besagten Meistern zuriefen: „Hungert nur noch ein Weilchen oder nährt Euch von idealen Gedanken und Klavierstunden, wir müssen unsere

Kassen jetzt noch mit den Einnahmen der Reklameoperetten der Sonzognosprößlinge oder der Liedertafelkomponisten füllen!" — und alles blieb beim alten!

„Und alles blieb beim alten!" Bis Einer kam, der Licht in das ungewisse Dunkel brachte und dem nachwagnerschen Drama seine Stellung wieder gab. Und dieser Eine ist Richard Strauß, der erste jetzt lebende Kapellmeister, und — seltsamer Fall! — der genialste Komponist in einer Person! In Richard Strauß steht in harmonischer Verschmelzung der Erbe Liszts und Wagners vor uns. Bis jetzt hat der Lisztsche Geist in Strauß vorgeherrscht — in seinen sinfonischen Dichtungen: „Wandrers Sturmlied", „Aus Italien", „Don Juan", „Macbeth", „Tod und Verklärung", welche sich, abgesehen von einer bewundernswürdigen Feinheit der Stimmung und von einer stupenden Farbenpracht der instrumentalen Palette, schon äußerlich durch konsequente Anwendung des Leitmotivprinzips, innerlich durch psychologische Vertiefung dieser Charakter, Natur und Landschaft, Seelenstimmung, materielle Handlungen und transcendentale Ideen schildernden Tonsymbole auszeichneten.

Es ist charakteristisch, daß in diesem starken Künstlergeiste erst die Lisztsche raffiniert sinnliche und zugleich träumerisch-mystische Deklamationsweise ihren Einfluß zeigen mußte, ehe die Wurzeln Wagnerscher Kraft und Einfachheit zu keimen begannen. Da diese Wurzeln nur im Boden künstlerischer Lebens- und Menschenspiegelung haften, zeigten sie sich in ihrer ganzen Triebkraft zum ersten Male in der dramatischen Erstgeburt Richard Strauß' in „Guntram".

In „Guntram" hat die deutsche nachwagnersche „Oper" sich zum ersten Male wiedergefunden. Lügen gestraft ist die pessimistische Ahnung vieler Musiker, daß der Begründer des „Kunstwerkes der Zukunft" es selber zu seinen Lebzeiten, also in seiner Gegenwart erreicht und zum Abschluß gebracht habe und somit die Entwicklung der dramatischen Musik ins Stocken geraten sei, bis ein neuer, Wagner ebenbürtiger Genius mit neuen, ungeahnten Kunstgesetzen käme. Nein, ihr Schwarzseher, der Fall „Guntram" beweist uns allen klar, daß nur eine starkgeistige Künstlerindividualität, ein Denker mit einer abgeschlossenen Weltanschauung, ein Dichter mit plastischem Darstellungsvermögen (mit dem herkömmlichen Usus, daß Komponist und „Librettist" zwei verschiedene Personen sind, mußte das Drama als Gesamtkunstwerk aus leicht ersichtlichen Gründen ein für alle Mal brechen), ein Musiker mit großer melodischer Erfindung und moderner Harmonik ausgestattet, notwendig ist, um ein Drama zu schaffen, in dem das Wagnersche Stilprinzip vollkommen zum Ausdruck kommt (ja sogar, wie wir sehen werden, noch weiter entwickelt wird) und doch von

einer äußeren Unselbständigkeit nichts zu merken ist. Und diese seltenen Eigenschaften vereinigt der 31jährige Kapellmeister Richard Strauß in sich.

— Zunächst eine textliche Analyse des Dramas. Die Handlung spielt im XIII. Jahrhundert in Deutschland. Das treibende Motiv in „Guntram" ist wie im „Parsifal" der Sieg der altruistischen Selbstüberwindung nach Kämpfen gegen die Ichgelüste und Ichtriebe. Eine doppelte Selbstüberwindung, denn auch das herdenmäßige vom Bunde der „Streiter der Liebe" geforderte Mitleid überwindet der Held und setzt an seine Stelle das geläuterte, weil „wissende", durch Welt, Leben und Menschen hellsichtig gewordene Mitleiden der Selbstentsagung, welches keinen strafenden Bundessatzungen, sondern dem „freien" Willen der Individualität entspringt. Und die Devise dieses hellsichtigen Guntram lautet: „Mein Leben bestimmt meines Geistes Gesetz."

In diesem Sinne sehen wir in Guntram eine anachronistische Verkörperung des Nietzscheschen weich-harten Höhenmenschen vor uns, der die nur für die Masse gegebenen Gesetze bricht, dessen Herz sich nicht nach Regeln leiten läßt, der allerdings mit dem modernen Übermenschen nichts gemein haben kann; denn Strauß ist ein Realist, und als solcher läßt er seinen Helden niemals den Rahmen des betreffenden kulturellen Milieus, also hier der mittelalterlichen asketischen Daseinsauffassung, der mittelalterlichen Transcendenz verlassen. „Guntram" ist ferner die Schöpfung eines modernen Realisten, weil die Wurzeln realer Kunst: Nationalität, Demokratie, subjektiver und objektiver Realismus (C. Alberti) in ihm klar zu Tage treten. Die Charaktere der handelnden Personen sind durchaus aus dem eigentümlichen Geiste ihrer Kulturepoche empfunden und geboren, sind mit tausend Fäden aufs innigste mit dem ästhetischen, religiösen, ja (wenn das Wort mutatis mutandis genommen wird) sozialen Fühlen ihrer Zeit verflochten. Der Dichter hat keine mit den Problemen aller Zeiten vollgestopften Phantasiegeschöpfe am Schreibtisch ausgeklügelt, er läßt Menschen, wirkliche Menschen einer ganz bestimmten Zeit mit objektiv-kulturhistorischen Wahrheitstreue vor uns leben. Und nur von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet, würde auch der Ausklang des Dramas in schlaffer, Körper — und Geist vermodernder Askese, das brünstige „Versenken der Seele im Anschauen des Göttlichen", das auf uns Moderne unbefriedigt wirkt, richtig verstanden werden können.

— Schon die Exposition des Dramas ist meisterhaft. Wir sehen zu Beginn des ersten Aufzuges eine Waldlichtung im leuchtenden Frühlingsmorgen vor uns. Mühselig, ihre letzte Habe in Bündeln fortschleppend, naht eine Schar armer Leute. Den Elenden begegnet der jugendstarke

Guntram an der Hand seines älteren Genossen Friedhold. Beide sind „Streiter der Liebe“*). Friedhold führt den jungen Guntram auf Befehl des Bundes hinaus, damit er sich in der Feuerprobe des Lebens als treu seiner beschworenen Pflicht bewähre. Seine erste Aufgabe soll sein, im nahen „Lager der Sünde“ am üppigen Hofe des rohen Herzog Robert (ein trefflicher Typus einer verrohten Feudalgestalt der Ritterzeit) zu wirken. Erstaunt fragt der Unkundige:

„Die teure Heimat wollt Ihr verlassen?
Was trieb Euch, zu wandern?“

„„Bitterste Not, Hunger, verwüstete Fluren,
Verbrannte Dörfer.“

„Meiner jungen Söhne frühes Grab,
Des erschlagenen Gatten finstre Gruft,
Entehrter Töchter höhnende Zeugen —
Sahst Du sie, unsre teure Heimat?““

Guntram:
„Wer schuf solches Elend?“

„„Strafe der Empörung nennen's die Fürsten,
An deren Ohr, von Schmeichlern bethört,
Vergebens schlug des Volkes Notschrei.
Geknechtet darbt es; die Herrscher
Verschwenden unsrer Arbeit Ertrag.““

(Als Zeichen der Zeit ist dieses starke Betonen des sozialen Moments in einem modernen Musikdrama gewiß beachtenswert.)

Friedhold verläßt den Helden, der nahe seinem Ziele ist. Dieser, erschüttert durch die Not des Volkes und voll beginnender Ahnung, wie schwer die Aufgabe sei, von Bruderliebe, Mitleid, Entsagung an solchem Orte zu singen, verteilt an die Weiterwandernden sein Brot und Früchte. —

Die folgende Scene, welche innerlich (philosophische Reflexionen eines zum Leben erwachenden Jünglings) wie äußerlich (landschaftlich) so unverkennbare Ähnlichkeit mit dem „Waldweben“ im „Siegfried“ hat, daß sie von ihm inspiriert scheint, bietet namentlich musikalisch große Schönheiten. In sanften Tonfluten ergießt sich die Erkenntnis vom Kampfe des Schlechten mit dem Guten, von der Ausbeutung der Schwachen durch den Starken, von der erlösenden Kraft des Waldfriedens seliger Stille, der „rauschenden Tannen Dankeshymnen, des friedlichen Singens der Vöglein zu dunklem

*) Dieser mystische Bund ist eine historische Thatsache. Zur Zeit des Verfalles des Katholizismus that er sich in Deutschland auf. Sein Ziel: in begeistertem Gesang des Heilandes Wort und Werk zu künden. Seine Symbole: Leyer, Kreuz und Schwert.

Akkord vereint mit der Quelle sanftem Getön", in ein aus weltvergessener Zelleneinsamkeit aufgescheuchtes Menschenherz. Da — ein grelles Quintenmotiv ertönt, wie ein gehetztes Reh in die Knie brechend, taumelt Freihild, des Herzogs Gemahlin, zum Waldsee im Hintergrund, um in seinen klaren Fluten das Weh eines ruhelosen, verfehlten Daseins zu begraben. Im Begriff, sich in die Flut zu stürzen, wird sie von Guntram erfaßt. In dem nun folgenden erregten Austausch zwischen dem Retter und dem jungen schönen Weibe, das von neuem dem Erlösung winkenden Wasser zueilen will, wuchtet sich ein weiteres Stück Erkenntnis und Menschenkunde, kindliche Unschuldsträume zerstörend, in die Seele des naiven Jünglings. Er kann's nicht fassen, daß „des Lenzes Genosse in knospend schwellender Hoffnung" durch kein Verlangen, durch kein Hoffen an das Leben gefesselt werden konnte.

Finster und wie geistesabwesend zu Boden starrend, beginnt Freihild: „Verhaßter Minne schrecklicher Zwang! Reichtum und Macht, wie tief mir verhaßt, da geraubt mir der Trost, den sie einzig gewährten: der Dank meiner Armen, die ich beschenkt."

Freihild, die Holde, ist die Mutter der Armen, auch in ihr glüht das selbstlose Mitleid mit den leidenden Menschenbrüdern, sie ist die alleinstehende Vertreterin der vom Bunde gepflegten und in die That umgesetzten christlichen Caritas. Ihr Lebenszweck: „zu weiden den Blick an der Freude der Mütter, lächelnd zu schauen in der Kinder Augen, die heller erglänzten vor ihren Gaben". Sie wollte aufrichten, was ihres Gemahls tyrannische Roheit zerschmetterte.

Doch ihre Kräfte waren zu schwach: das Volk, bis aufs Blut gepeinigt, hatte sich erhoben. Die eisengepanzerten Vasallen des Herzogs jedoch, leichten Spieles mit der zerlumpten Schwäche, schlugen blutig die Empörung nieder. Was nicht fiel, versuchte zu entkommen. Der milden Helferin „tönte kein Gruß mehr entgegen aus rauchenden Trümmern; ihre Väter erschlagen! Allüberall Öde!" — Und da winkte Freihild dem fesselllösenden Tode.

Guntram:

„Aus schweren Leidens schmerzvoller Kunde
Entdämmert mir leise wonnige Ahnung." —

Jagdgetön naht. Aus Guntrams Arm, der sich als Sänger zu erkennen giebt, nimmt der alte Herzog seine schon verloren geglaubte Tochter entgegen. Guntram aber, aufs tiefste ergriffen, als er in der von ihm Geretteten Freihild, die Mutter der Armen, erkennt, von deren menschenfreundlichem Herzen ihm schon die Flüchtlinge sagten, raunt der in höchster Erregung zu ihm Aufschauenden zu:

„Zum Heil Dir erkoren ſandte mich Gott!
Ein hoher Stern leuchtet zum Ziel:
Deinen Leiden Beiſtand, Deinen Qualen Troſt,
O höre mich, vertraue, um Deines Volkes willen."

Peitſchengeknall und wilder Hetzlaut dröhnt aus dem Walde. Herzog Robert treibt die „armen Leute" mit Jagdſpeeren vor ſich her. Schon die erſten Worte zeichnen den Charakter dieſes brutalen Tyrannen zur Genüge: „Verdammtes Volk! Hab' ich Euch gefaßt? Fluchtgelüſte will ich Euch ſchon vertreiben! — In den Turm ſperr' ich Euch ein, dort ſitzt Ihr mir ſicher und feſt."

Die Gunſt, welche Guntram ſich vom alten Herzog für Freihilds Rettung erbitten durfte, läßt ihn ſein Mitleid für die „armen Leute" verwenden. Trotz des Wutſchnaubens Roberts, der über die Frechheit, mit welcher ein pöbelhafter „fahrender Sänger" ſein fürſtlich Gemahl zu retten wagte, obendrein ergrimmt iſt, willfahrt in Wahrung ſeines gegebenen Wortes der ſeinem edlen Schwiegerſohn ziemlich ebenbürtige Alte die Freilaſſung der Gehetzten: „Laßt die Bettler laufen! Nun kommt, meine Freunde! Auf, nach Hauſe! Zum fröhlichen Mahle. Zum rauſchenden Feſte, zu Freude und Jubel."

Mit einem unwillkürlichen Blick auf Guntram läßt ſich Freihild beſtimmen, an der Feſtfeier zur ſiegreichen Niederwerfung des Aufſtandes teilzunehmen. Auch Guntram zieht mit auf das Schloß, um dort ſeine Kunſt zwiefachem Werke zu weihen: Freihildens Troſt und des Volkes Heil.

Mit Guntrams Worten: „Nun, Streiter der Liebe, bald naht Deine Zeit, aus Minneſängers Maske frei Dich zu enthüllen! Dann verleihe mir Gott Tugend und Kraft, ſiegreich zu künden der Menſchenliebe Gebot" ſchließt der erſte Aufzug, den wir nennen wollen: Der Entſchluß Guntrams, des idealen Streiters der mitleidsvollen Menſchenliebe.

Rauſchende Fanfaren, wilde Jubelweiſen, in die aber grell das Stöhnen des geknechteten Volkes ſich hineinmengt, ſchildern das Siegesfeſt am prunkvollen Hofe des Herzogs. Ein buntes Durcheinander von Blumen, Wein, Waffen, zechenden Vaſallen, glühenden Frauen, bedientenhaften Minneſängern ex officio, goldgewirkten Teppichen, Schlachtgemälden und weinſchänkenden Pagen.

Nachdem die ſchmeichelnden Tiraden der um Gold buhlenden Zunftſänger verklungen, tritt Guntram, nach innerem Kampfe an Freihilds Blicken erſtarkt, in die Mitte des lärmumtoſten Prunkſaales und beginnt zu den bald ſanften, bald ſtürmiſchen Klängen der Leyer jenen gewaltigen Geſang, der die Herzen der Mächtigen erſchüttern und in die Seele der Mutter der

Armen Trostesbalsam gießen soll. Mit der Kraft glaubensstarker Empfindung, welche schon äußerlich ihn von der feilen Zunft der Bänkelsänger unterscheidet, die auswendig gelernte Phrasen mit gleichgültiger Stimme daherleiern, schildert der sich seiner Mission zum ersten Male vollbewußte Sänger die Segnungen des Friedens: „Am rosigen Abendhimmel schwebt er mit Engelsflügeln, ein Seraph, Länder und Meere schirmend, dahin. Ein segenspendender weicher Hauch beugt die Halme, den Landmann zu grüßen, weht verheißend auf spielende Kinder des Obstbaumes blühende Farbenpracht; auf häuslichem Herde entfacht er das Feuer, das sorgsam gebannt in der Mutter Dienst; des heimkehrenden Arbeiters heiße Stirne umweht er kühle als Feierlohn. Holder, beglückender Friede.“ Doch der milde Hauch wächst zum wütenden Brausen, in blutiger Wolke erscheint ein gewaltiger Würger. „Muß ich ihn nennen, des Krieges Dämon, des Todes schaurig düstern Knecht?“ Und seine Stimme erhebt sich zu furchtbarer Anklage wider den fürstlichen Mörder im Kriege, dessen „Gebet Fluch, dessen Glaube Blutgier, dessen Wonne Raub und Mord sein Werk.“ Von der „Macht des Gesanges“ sind alle im Saale erschüttert worden. In ergriffenem Schweigen verharrt der alte Herzog. Erwartungsvoll sieht die ganze Festesversammlung auf den begeisterten „Streiter der Liebe“. In grausamem Hohne unterbricht ihn jetzt Robert, der sich nicht länger beherrschen will:

„Ich soll die Frevler wohl noch belohnen?
Ihre schmutzigen Hütten besuchen,
Ihre Rangen füttern, wie meine Frau?“

Guntram:

„O ließest Du Dich lehren vom Herzen der Frau,
Deren reine Seele in Mitleid erglüht.“

Robert (höhnisch):

„Hörst Du, Freihild, Du sollst uns lehren,
Wie des Staates Steuer zu führen.“

Doch sein Maß ist voll. Diesmal erheben sich die eigenen Vasallen wider den unbändigen Trotz des volksverachtenden Tyrannen. Sie drängen sich zwischen Guntram und die Knechte des Herzogs, welche den kühnen Wahrheitssänger greifen sollen. In dem Tumult stürzt ein abgehetzter Bote in den Saal: „Krieg! Krieg von neuem! Die Empörer, Herr, die schon vernichtet Du wähntest, umzingeln neu gesammelt Dein Schloß.“ Während die Knechte, durch diese Unheilsbotschaft verwirrt, zurückweichen, dringt Guntram, hinter sich die Vasallen, vor: „Nie wird Ruhe dem blutenden Volke! Aller Frevel stammt von ihm, des Friedens Feind. Greift ihn, Männer! Befreit das Volk.“ Die Peripetie des Dramas naht. Mit dem

Wutschrei: „So stirb, Du Hund!“ stürzt Robert der Teufel mit gezücktem Schwerte auf Guntram. Dieser, ihm zuvorkommend, durchbohrt ihn mit seinem Schwerte. Robert fällt tot nieder. Allgemeines starres Entsetzen. Guntram steht, das blutgerötete Schwert in der Hand, regungslos im Anblick des Toten. Allmählich lassen Gesichtsausdruck und Haltung die innerste Erschütterung wahrnehmen, das Schwert entfällt seiner Hand, die furchtbare Erkenntnis bricht sich Bahn: Er, der Sänger des Mitleids, der Liebe und der Menschenverbrüderung, mordete den irrenden Bruder; er, der Friedensstifter, säete den Haß; er, der mit glühenden Worten den Menschen einen Paradieseszustand wies, der „nach oben in trefflichstem Wirken strebte“, erlag der ersten Versuchung und zeigte sich an die Erde gebunden mit tausend Banden. Und während der alte Herzog, der nur die äußere Seite des Geschehenen erkennt, in meisterhafter Rede die schwankenden Vasallen überzeugt, daß hier nichts wie ein politischer Verrat vorliege, daß der heuchlerische Liebesmahner nur nach der Herzogskrone gestrebt, fängt der Wurm an, Guntrams Gewissen zu zerfleischen, die Unreinheit seiner Motive raunt ihm die innere Stimme zu: „Ein bedrücktes Volk vom Bedrücker zu erretten, bedroht ich wütend der Geliebten Gatten; nicht der Fürst war's, den mein Haß bekämpft — ich erschlug den Mann, dem das holdeste Weib zu eigen.“ Den nicht Widerstrebenden ergreifen die Knechte auf des alten Herzogs Geheiß und schleppen ihn ins Burgverließ, zur Folter, zum qualvollsten Tod. Die wiedergewonnenen Vasallen folgen dem energischen Alten zur glorreichen Schlacht. Eine wilde Kriegsmusik erdröhnt; dem abziehenden Heere starrt in der nun todesstillen Halle Freihild wie geistesabwesend nach. Mit dem brünstigen Bekenntnis*), daß ihre Bewunderung des eigentümlichen Charakters Guntrams in leidenschaftliche glühende Liebe zum Manne sich umgewandelt hat, die in ihm nur leben, in ihm vergehen will, schließt der zweite Aufzug: Das Selbstvergessen Guntrams, des durch die sinnliche Liebe unfreien schwachen Menschen.

Das Wiederfinden, die Erkenntnis und Sühne Guntrams, des hellsichtigen, freien, starken Menschen, zeigt uns der letzte Aufzug, welcher die Höhepunkte des ganzen Dramas nach der musikalischen Seite hin und namentlich hinsichtlich der psychologischen Ausarbeitung der beiden Hauptcharaktere Freihild und Guntram enthält. Das scenische Bild: Fackelbeleuchteter Kerker, der Held unruhig träumend auf einem Felsblock, in der

*) Ein Bekenntnis, welches fast vor den gebrochenen Augen des ermordeten Gatten abgelegt, in seiner Unmittelbarkeit und im Zusammenhange der Situation den Anschein einer psychologischen Unmöglichkeit oder mindestens einer Abnormität im seelischen Empfinden der holden Freihild erwecken wird.

Schloßkapelle über dem Kerker psalmodierende Mönche, erzeugt (gleiche Bilder aus „Aïda" und „Troubadour" dämmern empor) in der Seele des Beschauers eine grauenvoll düstere Gesamtstimmung. Guntram ist sich bewußt geworden, daß die von ihm besungene Göttin des Friedens Freihilds schöne Gestalt angenommen, daß sündige Liebe in sein Herz gezogen ist. Unter diesen Selbstqualen erscheint ihm schon Herzog Robert nicht mehr als Opfer der Notwehr gefallen zu sein. Wie der von den Schreckbildern der Erinnerung an das Furchtbare zerquälte Guntram im Fieberparoxysmus aufschreit, tritt Freihild in die Thüröffnung der schauerlichen Kerkergruft. Sie bringt ihm Liebe und Befreiung. Er weicht entsetzt zurück. Freihild (im überströmenden Gefühle die Arme nach ihm ausbreitend):

„Guntram, was ist Dir? Du fliehest mich,
Die herbeigeeilt, Dich zu befreien,
Dir sich zu einen, Dir nur zu leben
In flammender Liebe: Dein Weib! Guntram!"

Der Sänger, zur Besinnung gekommen, empfängt die Glühende in seinem Arm. Freihild, aller weiblichen Scheu im Angesicht des zitternden Herrlichen ledig, beschwört ihn:

„Frei — bist Du, frei;
Erschlossen Dein Kerker!
Komm hinweg in rasender Flucht
Zu ewiger herrlicher Wonne."

Guntrams seelisches Empfinden hat während dieses konvulsivischen Ausbruches alle Phasen durchlaufen. Vom Ausdruck „der vollsten Hingebung ist es in den der Unruhe, Angst, Qual und zuletzt in den Ausdruck freudigster Bestimmtheit des einer hohen Erkenntnis entsprungenen Entschlusses übergegangen". Er springt auf, sein Gesicht von der unabweisbaren Macht einer innern Wendung durchglüht; er stößt die Verfucherin von sich; der Mann in ihm erhebt sich zum freien „geschlechtslosen" („homosexualen" würde Panizza wieder sagen) Menschen. (Parsifal!) Mit den Worten:

„Ja — hinweg in schneller Flucht, fern von Dir —
Ewig einsam. Folge mir nicht! Leb' wohl!"

reißt er sich von der Erstarrenden los, stürzt zur Thür, — da tritt ihm, dem wie vom Blitze geblendet Zurücktaumelnden, Friedhold, der strafende Mahner der verletzten Bundesgesetze, entgegen:

„Gegrüßt Guntram, großer Sünder,
Hellsichtig heil der Versuchung Sieger;
Der hohe Bund harret Dein,
Zu Deinen Richtern folge dem Führer!"

Doch was können dem hellsichtigen Einsamen die herdenmäßigen Gebote eines von schwachen Menschen konstruierten Dogmas noch sein! Heftig auffahrend zerbricht er die menschlichen Symbole des Bundes Schwert und Leyer. Dann ergreift er voll inbrünstiger Glut das göttliche Zeichen, das Kreuz:

„Doch dich, dessen Sinn ich heute gefaßt,
— Ich berge ihn tief in des Busens Raum —
Vor zager Deutung aus der Schwachen Hand
Rett' ich dich kühn in starke Erkenntnis."

Wie von plötzlicher Müdigkeit läßt er sich auf sein Lager nieder und ruft ruhig mit gleichgültiger Ironie Friedhold zu, welcher, den „Irrenden", den „verlorenen Sünder" der Bundesgemeinschaft zurückzugewinnen, sich durch leises Gebet gestärkt hat:

„Umsonst mühst Du Dich, Streiter der Liebe,
Doch rede nur; ich will versuchen zu hören."

Sehr feierlich beginnt Friedhold:

„Zu treuem Schutz, der Sünde Trutz
Gaben Streiter der Liebe sich strenge Gesetze,
Daß der Bruder nicht strauchle auf des Bundes Bahn
Hellen das Ziel ihm helfende Zeichen."
„Friedlich sei des Sängers Sendung,
Nicht frommt zum Angriff das schützende Schwert:
So lautet unser Gesetz. — Du trotztest dem Gesetz,
Dafür trifft Dich die Strafe."

Guntram, ihn lebhaft unterbrechend:

„Schweig mit dem Bund, nie folg' ich Dir zu ihm!"

Immer rätselhafter wird Guntrams Sinnesänderung dem schlichten, nach vorgeschriebenen Normativen denkenden Alten, der in Guntram auch nur den fürstenmörderischen Thronräuber zu erblicken vermag. Und Freihild, im Wahn, Guntram verlasse nur den Bund, um der Geliebten für immer zu folgen, ist kaum mehr fähig, ihre Freude zu bergen. Doch der Nebel vor den Augen der Beiden zerreißt, als Guntram das Rätsel seiner seelischen Wandlung, die Ursachen seiner geistigen Isolierung für alle Zeit, die Art der selbstbestimmten Buße für den Treubruch an sich selbst aufklärt:

„Arm an Erfahrung, glaubt ich wohl einst,
Ein Herz sei durch Regeln zu leiten,
Ein Leben sei nach Gesetzen zu führen,
Der Masse nur billig, dem Vereine nur tauglich!
Eine einzige Stunde hat mich erleuchtet;
Doch jetzt bin ich einsam, allein mit mir selbst!

Meinem Leid hilft einzig nur meines Herzens Drang,
Meine Schuld ſühnt nur die Buße meiner Wahl*):
Mein Leben beſtimmt meines Geiſtes Geſetz.
Gott ſpricht durch mich ſelbſt nur zu mir. —
Im Vereine nur ſtark, geh' heim zu den Brüdern,
Des Abtrünnigen Gedächtnis nicht ſtör' Euren Bund.
(ſanft) Träumet fort, Ihr Guten, von der Menſchheit Heil.
Nie könnt Ihr's erfaſſen, was mich bewegt."

Tief ergriffen, wehmütig und milde, weil ein leuchtender Strahl der Erkenntnis doch in die Seele des Normalmenſchen fiel, geht der Alte — für immer. —

Mit dem Bunde iſt Guntram fertig; doch der ſchwerſte Kampf bleibt ihm noch zu beſtehen: mit eigenen Händen das Grab ſeiner Liebe zu graben und ſo durch ſtarker Selbſtentſagung freiwillige Buße ſeine Schuld zu ſühnen.

In bangem Schauder des Kommenden weicht die liebende Fürſtin zurück vor dem blaſſen Jüngling, der, ein Sieger ſeines ſinnlichen Ichs, ein Willensverneiner zwar und doch ein Lebensbejaher in göttlicher Askeſe, ſtarr verzückt vor dem offenen Grabe ſeiner Minne ſteht, den Blick leuchtend zum Himmel gewandt, als danke er ihm für die erlöſende Erkenntnis der wahrſten göttlichen Liebe, des ſtärkſten chriſtlichen Mitleids, die ihm Gott ſelbſt geſandt:

„Das iſt des Lebens grauſiger Fluch:
Wir fühlen das Göttliche tief in der Bruſt;
Wir ſtreben nach Oben in trefflichſtem Wirken:
An die Erde gebunden mit tauſend Banden." —
„O gräßlicher Zwang verruchter Sinne,
Süßeſten Sehnens qualvollſter Trieb!
Erlöſtſeinwollens einziger Feind.
Gottähnlichwerdens furchtbare Strafe."

Und jetzt bricht endlich von ſeinen Lippen das Bekenntnis von der Unreinheit ſeiner Motive; er, der das reine Mitleid und die Freiheit aller Menſchenbrüder in gegenſeitiger Liebe predigen wollte, ließ ſich vom Haß, der geſchlechtlicher Quelle entſprang, ſelber zur Unfreiheit knechten. Als ſcheinbar entrüſteter Freiheitsſänger zückte er im heiligſten Zorn des Altruismus den Stahl wider den Feind des Mitleids und der Liebe: in Wahrheit war es der Mann im Herzog, den der egoiſtiſche Trieb der ſinnlichen Leidenſchaft zum Opfer kürte.

„Mitleid heiſcht ich von dem Tyrannen,
Der Liebe Feind, ich, in der Selbſtſucht Zwang!
Für geknechtete Freiheit ſang ich dort,
Minnebethört, meiner Triebe Knecht!

*) Die Geiſtesverwandtſchaft Guntrams mit den ſenſualiſtiſchen Höhenmenſchen Wagners: Triſtan, Parſifal und Wotan wird namentlich an dieſer Stelle klar.

Ein bedrücktes Volk vom Bedrücker zu retten,
Bedroht ich wütend der Geliebten Gatten;
Nicht der Fürst war's, den mein Haß bekämpft —
Ich erschlug den Mann, dem das holdeste Weib zu eigen."

Er umarmt mit sanfter Glut, wie eine Schwester, Freihild. Plötzlich sehr ruhig und ernst, doch mit tiefster Empfindung:

„Dir entsagend, die so innig ich liebe,
Ewig Dir fern, von Glut verzehrt,
Will ich sühnen meines Daseins Schuld.
Ewig einsam, im Anschaun des Göttlichen die Seele versenkt,
Will ich mich nahn des Hellands Gnade!"

Freihild, die seinem Fluge nicht zu folgen vermag, bricht in bitterliche Thränen aus. Allmählich weicht auch in ihren Zügen der Ausdruck tiefsten Schmerzes um verlorene Minne einer dumpfen nachdenklichen Starrheit. Die beginnende Wandlung in der Seele des Weibes muß durch eine äußere Katastrophe zum versöhnenden Ausklang geführt werden. Ein Bote tritt in den dämmerungsfahlen Kerker und meldet Unheil und Glück. In nächtlicher Schlacht fiel der alte Herzog, Freihilds Vater, besiegt von den „Aufrührern". Doch: „Es lebe Freihild, die Mutter der Armen, des Volkes Engel" rufen die Rebellen, rufen die führerlosen Herzoglichen. Schon naht die begeisterte Menge, die Fürstin mit der Krone zu schmücken, deren Blut die liebende Milde der Wunderthäterin, der Allgeliebten bald abwaschen wird.

Da fällt auch in des Weibes Geist der helle Strahl der Erkenntnis, die, jetzt hochaufgerichtet vor ihr im Strahl der jungen Morgensonne stehend, Guntram in die rechten Worte kleidet:

„Ich preise Dich, Freihild, die Fürstin vermag,
Was keinem Sterblichen die Erde beschieden:
Walt'rin der Liebe, Dein ist eine Krone,
Trag' sie in Schmerzen, zum Heil Deines Volkes
— Gönn' mir die Wonne trostreichen Wissens,
Daß nicht in Trauer Du von mir gehst!
Erlöse den Frevler durch beglückende Kunde:
Ein Scheidegruß für die Einsamkeit:
Durch der Menschenliebe Macht von sünd'ger Minne erlöst,
Freihild, entsagst Du mir?"

Unfähig eines Wortes der Erwiderung senkt Freihild langsam das Haupt, neigt sich mit schmerzlicher Demut zu Guntram nieder und drückt einen inbrünstigen Kuß auf seine Hand*). Dann erhebt sie sich und blickt

*) Die starke innere Beziehung dieser letzten Scene zu Parsifal, III. Aufzug, II. Scene, wie die Ähnlichkeit zur psychischen Metastase Kundrys (Fußkuß Parsifals) ist unverkennbar.

Guntram in ruhiger Verſöhnung klar und feſt ins Auge. Mit den feierlichen Worten: „Freihild, leb wohl, leb wohl auf ewig. Du reinſte Frau! Gott ſei mit Dir!“ ſchreitet der Überwinder langſam dem Ausgang zu. Der Vorhang ſchließt ſich vor der ſtarken Fürſtin, die ſich mit größter Energie zu einem von ſelig-ſchmerzlichen Erinnerungen durchfluteten neuen Leben aufrafft, welches ſie frei von ſündiger Minne in reiner Menſchenliebe zum Heil ihres Volkes zu Ende führen wird. —

So läßt der Dichter das tief philoſophiſche Drama ausklingen, das Drama, in dem Caritas über Eros ſiegt und das Weib über den Mann. Guntram und Freihild, beide ſtark gegen ſich ſelbſt in Entſagung; aber das Weib tritt am Ende mit neuer Kraft in ein Leben voll ſegensreicher Pläne und Aufgaben für ihre Mitmenſchen; der Mann, deſſen Charakter im Sturm der Leidenſchaft geläutert wurde zur wahren Erkenntnis von Mitleid, Liebe und Freiheit, verſenkt ſich am Ende in ſchlaffe körper- und geiſtabtötende Askeſe, im „brünſtigen Anſchauen des Göttlichen“, thatenlos als Einſiedler dahinvegetierend. Iſt das nicht ein moraliſcher Sieg des Weibes über den Mann?

Verliert der im geiſtigen Stillſtand vor allen weiteren Anfechtungen ſich in ein thatenloſes Büßerleben verlierende Guntram nicht unſre Sympathie, die der Guntram gewann, der durch ſeine Selbſtbefreiung aus den Schranken ſeiner tieriſchen Inſtinkte ſich zu einem tragiſchen Helden erhob? Denn durch dies Genügethun des ſittlich natürlichen Zweckbewußtſeins (durch die „mittelbare Selbſtvernichtung“ der einen geſchlechtlichen Weſenheit Guntrams, wodurch die andere, die rein menſchliche, von unerträglichem Seelenleid befreit wird), war der Begriff des Tragiſchen gegeben. Er wird vom Helden genommen, als dieſer, von myſtiſchen Motiven übermannt, den Konflikt der Pflichten nicht bis ans Ende ſiegreich auszukämpfen vermag, ſondern die Waffen aus der Hand legt. Seine Rolle ſpielt das ſtärkere Weib weiter, die eigentliche Befreiung von dem durch das ſeeliſche Ringen in uns erzeugte Mitringen, Mitfürchten, Mitleiden erfahren wir nicht durch den, der dieſe Gefühle in uns erweckte, ſondern durch das Weib, das erſt durch dieſen ſtark und hellſichtig geworden.

Richard Dehmel ſagt in ſeiner „endgiltigen Definition des vielumſtrittenen Begriffs der tragiſchen Wirkung,“ daß, wenn das tragiſche Schickſal im Drama begreiflich gemacht werden, ergreifend und doch befreiend (durch die Ausſöhnung unſrer Lebensfreude mit dem tragiſchen Ende) wirken ſoll, vor allem „der Glaube des Menſchen an ſeine Ausnahmsſtellung und die Folgerungen, die der Einzelne daraus zieht, zur vollen Darſtellung gebracht werden müſſe.“

Auch wenn wir berückſichtigen, daß der Dichter die Idee des Guntram, aus einer mittelalterlich-myſtiſchen Weltanſchauung geboren, durch ihre

Träger in realistischer Weise, d. h. unter Wahrung des Gesamtmilieus zur Darstellung bringt, daß auf uns modern Empfindende diese Idee wegen ihrer metaphysisch-spekulativen Einkleidung nicht unbedingt wirkt, so müssen wir doch die Behauptung aufstellen, daß das Ende des Dramas nicht befriedigend, daß der Charakter Guntrams nicht — im Dehmel'schen Sinne des Wortes wenigstens, den auch wir zu dem unsrigen machen, — tragisch, also nicht befreiend wirkt, denn Guntram hat die Folgerungen, welche er an seine sich wohl bewußte Ausnahmestellung knüpfen durfte, nicht bis zuletzt in die entsprechende That umzusetzen vermocht. Und zum mindesten müssen wir von einer zwiespältigen tragischen Wirkung sprechen. Uns befreit nicht, wie es analog der organischen Entwicklung des Dramas der Fall sein sollte, Guntram: Uns und sich selbst befreit endgültig Freihild, das stärkere Weib.

Warum ließ Strauß nicht, um einen völlig harmonischen und natürlichen Schlußakkord anzuschlagen, Guntram seine menschenbefreiende und menschenerzieherische Caritas in einem andern Wirkungskreis bethätigen, fern von Freihild, da es ihm versagt bleiben mußte, neben ihr in Liebe zu walten?

Doch genug von diesen Sachen, „die wir nur berührten," wie Freund Falke sagt, „um in den Augen der Nüchterlinge und Unbestechlichen auch als gewissenhafte Kritiker zu bestehen". Und gerade wir „Modernen" müssen, solange das Gekläff der Philistermeute noch währt, bei Wertschätzung und Rechtsprechung über moderne Kunstschöpfungen die Devise: Nil admirari! „nichts blindlings bewundern!" im ureigensten Interesse auch fernerhin streng im Auge behalten.

Über die poetischen Schönheiten des Werkes, über den Gedankenreichtum der durch kräftige Stabreime gehobenen Sprache, welche durchweg den philosophischen Geist der letzten Wagnerdramen atmet, brauchen wir nach den angeführten Stilproben gewiß nichts Rühmendes weiter zu erwähnen.

Und nun zur Musik des „Guntram"!

Auf dem Titelblatt der Partitur steht op. 25. Fürwahr ein würdiger Abschluß des ersten Viertelhunderts Werke des jungen Meisters, dieses machtvolle Tondrama. Sollte es nicht auch der glückverheißende Anfang einer neuen Epoche im Kunstschaffen Strauß' sein, die ihn in sein eigentliches Gebiet verweist? Man sollte es kaum für möglich halten, daß „Guntram" das dramatische Erstlingswerk eines Komponisten sein konnte. So vollkommen ist alles darin.

Eine solche Plastik der Motive, eine solche Innigkeit des Melos, eine solch ausdrucksvolle und vielgestaltige Polyphonie (ohne aufdringliche Schulkontrapunktik notabene!), eine so vollkommene dramatische Selbst-

beherrschung, eine so absolute Einfügung und Unterordnung der Musik unter die höheren dramatischen Gesetze, eine solche Meisterschaft der Instrumentation, eine solche psychologische Intimität der Tonsprache fanden wir bisher nur in den gigantischen Partituren der sieben Dramen des Meisters der Meister!

Schon aus den frühern Orchesterwerken Strauß', namentlich aus den großen sinfonischen Tondichtungen erhellte, daß der Komponist entschlossen war, das Prinzip des Leitmotivs in einer bisher ungeahnten Konsequenz anzuwenden und auszubauen. Waren die Tonsymbole in der absoluten Instrumentalmusik einer dem natürlichen Charakter der instrumentalen Programmmusik, welche nur vage Allgemeingefühle, nur subjektive Stimmungsbilder zeichnen kann, entsprechenden Mehrdeutigkeit ausgesetzt, so treten uns hier im Rahmen des Dramas die Naturmotive, die Charakter-, Stimmungs- und psychologischen Motive mit objektiver Deutlichkeit der Auslegung, mit ganz bestimmter Schärfe der Charakteristik und mit einer genialen Plastik der musikalischen Gestaltung entgegen, daß wir sofort erkennen: hier redet ein Auserlesener zu uns.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, ohne beigegebene Notenbeispiele, mit bloßem Wort die mannigfachen Tonfiguren nachzuzeichnen. Wir müssen uns deshalb auf ganz kurze Andeutungen einiger Hauptmotive beschränken.

Die Idee des Ganzen ist gezeichnet durch das „Motiv der göttlichen Liebe". Es steht an der Spitze des Vorspiels. Es ist ein Naturmotiv, welches stets, den lichten Glanz, die himmlische Milde des Urwesens versinnbildlichend, im hellen G-dur, leise wie Äolsharfengesang im ätherischen Tremolando der zu Grunde liegenden Harmonien ertönt. Es besteht als Urmotiv nur aus den drei Tönen d, g (Quarte), h (Sexte). Seine Wirkung ist unbeschreiblich. Das Gegenmotiv hierzu, welches wie ein roter Faden das Ganze durchzieht, ist das „Bundesmotiv der Streiter der Liebe", ganz einfach aus vier harmonischen Tönen g, a, e, d gebildet. Seine Umkehrung ist das „Motiv des liebenden Mitleids" *). Von süßer melodischer Einfachheit und Größe ist die herrliche Weise der „jugendlichen Hoffnung Guntrams". In diesen Tönen spiegelt sich der Abglanz einer reinen naiven Seele, deren schwellende Hoffnungsknospe durch das Leben schmählich geknickt wird. (Ich wünschte, in meiner Sterbestunde klängen diese Töne in mein Ohr!) Ein wenig an den „Tannhäuser" erinnert das „Motiv des Entschlusses Guntrams". Doch wozu die nackten Namen dieser Motive nur aufzählen, ohne die Notenbilder beigeben

*) Diese Umkehrung ist, wie wir aus Strauß' eigenem Mund wissen, unbeabsichtigt und unwillkürlich. Ein Einblick in die tiefgeheimnisvollen Vorgänge beim künstlerischen Schaffen des Genies!

zu können! Wer sich für dieselben, ihre musikalische Struktur, ihre künstlerische Zusammenführung und ihre symbolisch-philosophische Bedeutung interessieren sollte, dem empfehlen wir eine genaue Analyse von Max Hasse, welche demnächst im „Musikal. Wochenblatt" erscheint. Jetzt nur noch wenige allgemein musikalische Bemerkungen.

Wie sehr der Meister auch in den Geist des modernen Melos eingedrungen ist, wie er eine erfundene innige Tonreihe in immer interessanter Weise fortspinnen, entwickeln und steigern kann, davon legen tönendes Zeugnis ab die sich in geschlossenen Formen bewegende „Hymne auf den Frieden:" „Ich sehe den Frieden, am rosigen Abendhimmel schwebt er mit Engelsflügeln" und die große in tristanisch-überirdischer Gefühlsekstase sich steigernde Liebesscene im dritten Aufzug mit jenem charakteristisch unruhigen chromatischen Motiv in den Mittelstimmen: „Sieh, du Lieber, ich bin bei dir". Stets aber ist die Melodie nur das Spiegelbild des Verses und schmiegt sich innig an den poetischen Stimmungsgehalt desselben an, und dieser ist*) das „eigenste Gedicht des Künstlers der Gegenwart, das er nur aus seinem besondersten Vermögen, aus der Fülle seiner Sehnsucht erzeugte."

Ein Moment, welches namentlich dem „Fachmenschen" sofort auffällt, ist die große Polyphonie, die sich aber stets frei und ungezwungen giebt und den Regeln und Tabus der bezopften Konservatoriumsbeckmesser gar oft kräftig ins Gesicht schlägt. Wir verweisen auf den Mittelsatz des Vorspiels, welcher eine geniale Zusammenführung aller „Bundesmotive" in lebendigem Fluß und großer Steigerung bringt. Hier sei gleich bemerkt, daß im Gegensatz zu gewissen hypermodernen „Nachdramatikern" Strauß nie seine dramatische Selbstbeherrschung verliert, nie in das hohle Pathos mit Bumbum-Effekten à la italienischer Operettenveristen verfällt, daß die Wirkung wuchtiger orchestraler Leidenschaftlichkeit nur zu Tage tritt, wenn sie aus inneren dramatischen Ursachen geboren ward.

Ein Wort noch über die schon erwähnte Psychologie dieser Musik, welche sich häufig in einem verinnerlichten entochromatischen Melos äußert, und nur bei einem offenen Ausbruch glühender Leidenschaft vor großen seelischen Sensationen und dramatischen Katastrophen seine chromatischen Wellen auf der Oberfläche des harmonischen Meeres emporschlagen läßt: Höhepunkte, welche Strauß wie sein Vorbild Wagner in nervenpeitschender Spannung minutenlang festhält, während doch der Augenblick schon erwürgen will. Diese zahllosen tönenden Formeln für die feinsten Seelenregungen erschweren ein sofortiges Erkennen und Eindringen in die Guntrammusik und werden es auch verhindern, daß dieses Kunstwerk

*) Die Erfüllung der Forderung, die R. Wagner am Schluß seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses: „Oper und Drama" stellt.

volkstümlich wird. Strauß dichtet in Worten und Tönen, wie der Bayreuther im „Tristan“ und „Parsifal“, nur für eine kleine Gemeinde gläubiger, feinorganisierter und eindrucksfähiger Kunstmenschen und teilt so das Los anderer geistesaristokratischer Adeliger aller Zeiten, die dem seichten Philistergeschmack ewig unverständlich geblieben sind.

Der uns bemessene Raum soll noch durch wenige biographische Zeilen über den großen Künstler, dem dieses Heft gewidmet ist, abgeschlossen werden. Deshalb müssen wir leider „Guntram“ verlassen, ohne den Anspruch zu erheben, dieses Riesenwerk auch nur annähernd erschöpfend besprochen zu haben. Da könnte man ja bändedicke Monographien darüber schreiben!

Aber daß nun endlich einer gekommen ist, der mit Wagner in einem Atem genannt werden kann, der, an der Schwelle der Mannheit stehend, ein Gesamtkunstwerk schuf, welches den Vergleich mit „Tristan und Isolde“ nicht zu scheuen braucht, und welches den hoffnungsvollen Ostermorgen des deutschen nachwagnerschen Dramas bedeutet, — dieser Nachweis ist mir hoffentlich gelungen!

Meister Richard Strauß ist ein „Münchner Kindl“. In der großen Bier- und Kunstmetropole machte er seine Lehrjahre*) durch, ehe der Wandertrieb, das Erbteil aller Musikanten seit Jubals Zeiten, ihn mit einem Segenskuß Liszts auf der Stirne zunächst als 20jährigen Hofmusikdirektor nach Meiningen verschlug. Sein Gönner Bülow führte damals — 1884 bis 1885 — mit der Meininger Kapelle überall seine Es-dur-Serenade für Blasinstrumente (op. 7) auf. In dieser Kammermusik größten Stiles, — 13 Instrumente! —, zeigte sich zuerst Strauß' Selbständigkeit und Originalität des musikalischen Satzbaues. Schon 1886 rief die Münchner Hofoper den Jüngling als dritten Kapellmeister zurück. Er ging nach kurzer Zeit wieder: Er war den erbeingesessenen wohlbeleibten Herren da unten im Orchester zu strudelköpfisch, zu feurig und wild-genial. Sie inscenierten mit wenig Witz und viel Behagen eine „Palastrevolution“, d. h. sie kamen ein wenig auffällig aus dem Takt bei einer, — lies und staune, — „Troubadour“-Aufführung! Strauß mußte „abklopfen“ und der Skandal war fertig. — Die freundliche Stadt der Goethomanen in Thüringen konnte ihn besser brauchen. Der 25jährige Hofkapellmeister war hier am rechten Ort innerer Sammlung und künstlerischer Ausreife. Die Stille Weimars, das bekanntlich in allen anderen Dingen außer der Musik noch in seiner „großen Zeit“ steckt, und sich jetzt dank der gütigen Fürsorge einiger sehr ehrenwerter deutscher Litteraturprofessoren damit befaßt, Goethes Spucknäpfe zu photo-

*) Wie wenig und gewiß nur Formales das geborene musikalische Genie im eigentlichen Sinne des Wortes zu „lernen“ hat, beweist, daß Jung Richard mit 16 Jahren eine große Sinfonie in F-moll schreiben konnte! (Aufgeführt unter Levi.)

graphieren und seine Waschzettel den Archiven einzuverleiben, that den angespannten Nerven Strauß' wohl. Hier entstanden die schönsten seiner Liederperlen, ferner seine große sinfonische Landschafts- und Naturschilderung: „Aus Italien". Vorher hatte er sein bis dato bekanntestes Werk sich von der Seele geschrieben. Die geniale sechsstimmige Chorballade: „Wandrers Sturmlied" mit dem bedeutungsvollen Refrain: „Wen du nicht verlässest, Genius" erinnert in den großen Zügen des stets polyphon sich verschlingenden Chorsatzes, in der festgehaltenen Prometheusstimmung und dem begeisterten echten Pathos der Deklamation an Liszts Chöre zu Herders entfesseltem Prometheus. — Doch das Leiden fraß sichtlich an dem zarten Körper des Sängers. Auf den dringenden Wunsch seiner ihn vergötternden Eltern und Freunde zog er 1892—1893 südwärts, zu den Wundern des heiligen Nils, nach Ägypten.

In jener Zeit, da es so schlimm stand mit dem Heißblütigen, sah ich manchmal seinen greisen Vater, den Königl. Kammermusikus und Hornvirtuosen Franz Strauß, auf der großen Treppe der Akademie sinnend und schwermutsvoll stehen, die Sonne Ägyptens anbetend, daß sie seinen großen Sohn gesund machen möge. Und die Sonne Ägyptens erhörte den Alten. Und zum Heil der deutschen Kunst erhörte sie ihn.

Richard Strauß kam zurück, heil und gesund, den Kopf voll neuer Gedanken, die Brust voll Lebensmut. Vielleicht hat aber diese unheimlich sengende Sonne Ägyptens auch noch innerliche Wirkungen auf den jungen Maestro gehabt? Hat ihm jenen sinnenden, schwärmerisch-asketischen Zug aufgeprägt? Hat ihm jenen theosophisch-buddhistischen Okkultismus in die Seele gelegt, deren Niederschlag die Guntram-Weltanschauung ist?

Vor Guntram entstand damals noch als op. 24 die sinfonische Dichtung: „Tod und Verklärung". Das immens komplizierte Werk*) zeichnet sich durch meisterhafte Charakterisierung des Todes aus: realistisch, furchtbar, düster und doch wieder ideal-verklärt, mild und versöhnend. Das Werk, das in allen größeren Musikstädten aufgeführt wurde, zeigt Strauß' Eigenart auf dem Gebiet der tonmalenden Programmmusik am besten.

Am „Guntram" hat Strauß wohl anderthalb Jahr geschaffen. Die erste Anregung dazu erhielt er merkwürdiger Weise aus einer Notiz der „Neuen Fr. Presse" über den „Liebesstreiterbund". Gelegentlich der XXX. Tonkünstlerversammlung zu Weimar im Mai 1894 erblickte der Liebesstreiter zum ersten Male das Licht der kritischen Welt. Vor einem Parterre von Musikern! —

*) Als Komponist, der alles zu „schwer" und vieles zu „undankbar" schreibt, ist Strauß überhaupt bei dem bequemen Teil der Kapellmeister, Sänger und Musikkritiker schwarz angemerkt.

„Leider konnte man aber mit erschreckender Deutlichkeit wahrnehmen, wie wenig selbständig im Grunde genommen selbst Musiker in ihrem Urteile über Neues sein können.“ „Die geistigen Zeugungsfaktoren des mitleidsvollen Thoren sind Tristan und Parsifal, der reinere Thor.“ „So sehr ꝛc. — — so glauben wir doch, daß der nächste Fortschritt des Komponisten eine Rückkehr zum Einfacheren sein wird.“ „Die Zumutungen, die Herr Strauß hier der psychischen und physischen Ausdauer der Sänger stellt, sind ungeheuerlich, noch nie dagewesene.“ „Was Strauß vom Orchester verlangt, übersteigt fast Menschenkräfte.“ Solches und ähnlich blühendes Blech wurde damals in den politischen und den Fachblättern verarbeitet.

Das ist doch natürlich, ihr Lieben und Fürsorglichen, daß ein deutsches Singspielchen oder ein Lortzing'sches Lustspiel-Operchen oder eine Meyerbeer-Bumbum-Große-Oper mit ihren respektiven klaviermäßigen Orchesterbegleitungen oder ihren tändelnden Ariettchen und Tafelchörchen oder ihrem schablonisierten Pathos, ihren marionettenhaften Massenbewegungen, ihren Trillern und Koloraturen und ähnlichen formalistischen Selbstzwecken weit weniger Mühe und Anstrengung, weit weniger künstlerische Menschen, als vielmehr Singmaschinen bedarf, wie ein Drama, wo alle Schwesterkünste gemeinsam frei, vereinzelt unfrei wirken, wo es keine „Haupt- und Nebenrollen“, keine „Theaterspielerei“, keine „Primadonna“, keinen „ersten lyrischen Tenor“ und „ersten Heldentenor“, keine „Statisten und Komparsen“ giebt, wo nur durchaus gleichwertige „darstellende künstlerische Menschen“ vor uns leben, die sich nach der höchsten Fülle ihrer Fähigkeiten an die höchste Empfängniskraft mitteilen. Satis superque!

Genug, „Guntram“ wurde bei seiner ersten Darstellung nicht so verstanden und so gewürdigt, wie man es von dem patentierten Kunstverstand der Musikauguren in Zopf, Amt und Würden, die dort nach Weimar zusammengeströmt waren, doch am ehesten hätte erwarten sollen. (Wer lacht da!) Seitdem hat sich nichts geregt, weder Karlsruhe noch Hamburg, die doch sonst nicht mit Unrecht als Bahnbrecher für dramatisch musikalische Neuheiten ersten Ranges angesehen wurden. „Alle Intendanten schwiegen“ — bis auf — Possart. Dessen durch Levis Brille geschärfter Napoleonsblick erkannte die ungeheure Bedeutung „Guntrams“ für das nachwagnersche Drama wohl zuerst im ganzen Umfang und erwarb das Werk für die Münchner Oper. Am 20. April 1895 findet die bayrische Première statt. Hüte Dich, verschlafenes Weimar, hüte Dich, denkfaules Publikum! — —

In Weimar sang der jugendliche Heinrich Zeller mit sieghaftem Stimmglanz bis ans Ende den „Guntram“; ob er auch den Schopenhauerschen Zug der gottbrünstigen Willensnegation in Guntrams Charakter herausfand und poetisch glaubhaft interpretierte, darüber kann ich keinen Aufschluß geben.

Daß aber Strauß ſich keine beſſere Freihild wünſchen konnte und auch niemals — wenigſtens auf den Brettern — eine beſſere erhalten wird, als ſeine Schülerin, das anmutige Fräulein Pauline de Ahna, die gefeierte „Eliſabeth" Bayreuths, das weiß ich genau. Denn ſie iſt ihm die Freihilde ſeines Lebens geworden! Glücklicher als Guntram, freite er ſie im September 1894 in München. Seine alte Vaterſtadt hatte ihn nämlich wieder von Weimar geholt. Der 30jährige Mann ſtand jetzt als erſter bayriſcher Hofkapellmeiſter (alternierend mit Levi) wieder an dem Pulte, wovon den Jüngling, den Hofmuſikdirektor, die Troubadourkabalen verjagt hatten. Die Erbeingeſeſſenen geigen, blaſen und fiedeln mit harmloſen Geſichtern weiter zu ſeinen Füßen, als wäre nichts geſchehen. Sie haben in der Jahre Spanne inzwiſchen ihre Stühle ein bißchen weiter durchgeſeſſen und Hunderte von Opernpartituren heruntergeſpielt — er aber iſt inzwiſchen „Hofkapellmeiſter" geworden.

„Jetzt heißt's hübſch ſich ducken! Da verfangen keine Intriguen mehr. Königlicher Hofkapellmeiſter! Alle Achtung!!" So mögen ſie gemurmelt haben die Braven, als Richard Strauß wieder kam als „Hofkapellmeiſter".

Ha, ha — als wenn er nichts weiter wäre als Hofkapellmeiſter als ein Dirigent, der höchſtens Mottl neben ſich duldet! —

Unſer großer Dichterkomponiſt iſt ein beſcheidener, liebenswürdiger Menſch mit ſtillen, abgrundtiefen Augen, die freilich auch in einem überirdiſch ſchönen Glanze der Begeiſterung lodern können. Er lebt mit ſeiner Pauline in glücklichſter, harmoniſcher Künſtlerehe, wie ſie leider ſo ſelten ſind. Als künſtleriſches Hochzeitsangebinde widmete er der Geliebten ſein letztes opus 27: „Vier Lieder moderner Dichter" (Henckell, Heinrich, Hart, Mackay). Dieſe Lyrik iſt ſo wunderſchön, daß ſie unſere Konzertproſeſſionals gewiß recht lange — nicht ſingen werden. — —

Doch nun genug des Perſönlichen und Biographiſchen! Strauß wird gewiß mit dem einſamen Höhenmenſchen Robert Franz ſagen: „Schweigt mir nur vom Perſönlichen! Dort ſind meine Lieder, da ſteht alles drin, was ich geweſen."

Hauptmann der Dramatiker, Klinger der Maler, Dehmel der Lyriker, Maiſon der Bildhauer, Strauß der Muſiker! Iſt das nicht die neue deutſche Kunſt? Bedeutet das nicht einen Weltſieg des „Realismus", will ſagen der wahren Lebensdarſtellung? Wüßten wir noch in dieſen jammervollen Zeitläuften des politiſchen und ſozialen Chaos was deutſch und echt, zeigten es uns nicht dieſe deutſchen Meiſter?

Der Kapitalismus in der Litteratur.

Von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Es giebt wohl kaum ein Gebiet produktiver Lebensthätigkeit, welches heute der Kapitalismus nicht mehr oder minder in den Bereich seiner Gewaltherrschaft gezogen hätte, und wenn wir schon überall, wo er seine Sklavenpeitsche schwingt, nur mit Unlust den Blick verweilen lassen, so berührt seine Tyrannei uns am widerwärtigsten auf dem Gebiete, wo die Thatsache selbst am wenigsten klar vor Augen liegt, dem der geistigen Produktion.

Man halte es nicht für eine Phrase, wenn wir auch diese als einen Bestandteil des gesamten kapitalistischen Wirtschaftssystems bezeichnen. Da das Kriterium des „wirtschaftlichen Gutes" lediglich in seiner relativen Seltenheit und seinem Gebrauchswert als Bedürfnis-Befriedigungsmittel liegt, die Trennung von Hand- und Kopf-Arbeit aber nicht nur sich nicht durchführen läßt, sondern auch keineswegs mit der Unterscheidung sachlicher und immaterieller Güter zusammenfällt, so ist m. E. absolut kein Grund vorhanden, die Erzeugnisse einer vorwiegend gedanklichen Produktion aus dem Bereich der Nationalökonomie auszuschließen. Es ist demnach bereits logisches Postulat, daß wir die Gesetze und Erscheinungsformen des jeweiligen Wirtschaftslebens auch in der Sphäre der geistigen Produktion herrschend finden, eine Thatsache, die uns die Erfahrung bestätigt.

Das typische Wirtschafts-System unserer neuzeitlichen Kultur-Epoche ist der Kapitalismus, d. h. jenes System, nach welchem die Produktion erfolgt, durch das notwendige Zusammenwirken zweier sozialer Klassen: der kapitalistischen Unternehmer und der proletarischen Lohnarbeiter. Erstere sind kaufmännisch geschulte Besitzer der Produktionsmittel, deren die produktive Arbeit bedarf, um Güter zu erzeugen (also Grundstücke, Maschinen, Werkzeuge, Gebäude ꝛc.), letztere sind besitzlose, meist in einer bestimmten Branche geschulte Arbeiter, die zur Erhaltung ihrer wirtschaftlichen Existenz genötigt sind, ihre körperliche, geistige, selbst seelische Thätigkeit (Gesinnung) dem Kapitalisten zu verkaufen, der seinerseits durch Verbindung derselben mit den ihm gehörenden Produktionsmitteln Güter erzeugt, deren Verkauf ihm nach Abzug der Auslagen seinen „Unternehmergewinn", „Profit" oder „Mehrwert" einbringt.

Das Gebiet, auf das wir hier exemplifizieren wollen, ist die Litteratur, d. h. die zum Zweck öffentlichen Vertriebs durch Druck fixierte Gedanken-

arbeit. Die geistige Produktion an sich ist uralt, in der Art ihrer wirtschaftlichen Verwendung hat sie mit dem Wechsel der Wirtschafts-Systeme sich den typischen Formen dieser angepaßt. So finden wir im ältesten, rein naturalwirtschaftlichen Zeitalter der Gentilwirtschaft den Sänger wandernd von Hof zu Hof, seine in freier Rede gebotene Produktion austauschend gegen körperliche Verpflegung und Geschenke. So zeigt die Welt Homers, so das alte germanische Epos uns die Kopfarbeiter seiner Zeit, zugleich Künstler, Historiker, Philosophen und Neuigkeiten-Verkünder.

Mit Erfindung der Schreibkunst wird die intellektuelle Thätigkeit zum Handwerk. Die Schreibhandwerker des Mittelalters, die Mönche, sind es in erster Linie, in deren Händen die geistige Produktion der Feudalzeit ruht. Der Vertrieb erfolgte hauptsächlich an Wallfahrtsorten und großen Messen. Da kam die Periode der Renaissance mit ihrem rapiden Steigen der geistigen Thätigkeit — extensiv und intensiv. Dem schnell zunehmenden Bildungsbedürfnis des Volkes genügte nun auch diese Form nicht mehr, der Buchdruck wird erfunden, und wir treten in die Periode des Kapitalismus ein.

Die ursprünglichste Betriebsform, in der uns die kapitalistische Produktion entgegen tritt, ist das „Verlags-System" (auch Haus-Industrie genannt), wobei seitens der Hausindustriellen die Produktion noch handwerksmäßig bleibt, der Absatz aber nicht mehr direkt an die Konsumenten, sondern an den Verleger erfolgt, der dann die eventuelle Fertigstellung und den Vertrieb der Produkte besorgt. Dieser Form, die auf industriellem Gebiet in Hauptmanns „Webern" gekennzeichnet ist, schloß sich auch die um die Wende des 15. Jahrhunderts mächtig aufblühende geistige Produktion an, und hat sie in der Buch-Produktion noch bis zum heutigen Tage beibehalten. Die Branche der Neuigkeiten-Verbreitung dagegen machte die weitere Entwicklung des Kapitalismus mit, zunächst als Manufaktur, d. h. kooperative Zusammenarbeit unter Aufsicht und Leitung des Verlegers — die geschriebenen Zeitungen des 15. und 16. Jahrhunderts — und endlich, bei immer größerer Expansion des Maschinenwesens, als Fabrik — die moderne gedruckte Zeitung. Der heutige Zeitungsverleger ist der ausgeprägte Typus des Kapitalisten, er hat einen doppelten kapitalistischen Betrieb unter sich: den manufakturartigen der Redaktion mit seiner weitgehenden Differenzierung des Personals und den fabrikmäßigen der Druckerei. Der Bücherverleger ist ihm gegenüber in einer Beziehung rückständig, indem der intellektuelle Abschnitt der Bücherproduktion, wie erwähnt, noch hausindustriell ist. Doch scheint auch auf diesem Gebiete eine Wandlung vor sich zu gehen, indem „das Buch von Jahr zu Jahr mehr an Produktionskraft verliert" (cf. Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft IV) — eine Folge seines notwendig konservativen Charakters, der in unsere schnell fortschrei-

tende Zeit nicht mehr hineinpaßt — und an seine Stelle eine neue Erscheinung jüngsten Datums tritt: die (wissenschaftliche, künstlerische oder politische) Zeitschrift.

Daneben scheint in allerneuester Zeit noch eine andere eigentümliche Form der Geistesproduktion zu treten, die ich etwa als Vereinsschriften bezeichnen möchte. — Je morscher die Schranken werden, welche bisher die Menschheit in äußerlich abgegrenzte Gruppen des Berufes und Standes, der Klasse, des Besitzes teilten, desto deutlicher treten neue, auf innerlichen subjektiven Gleichheiten beruhende Verbände in den Vordergrund: die freiwilligen Vereine. Wo diese nicht rein geselliger Natur sind, macht sich gar bald das Bedürfnis litterarischer Bethätigung geltend, die sich teils allerdings in zeitschriftengleichen Vereinsorganen kundgiebt, zum großen Teil aber auch in einer von der Gesamtheit geleiteten mehr oder weniger periodischen Herausgabe selbständiger Druckschriften, die denn — dem Zuge der Zeit folgend — meist schon nicht mehr Buchform, sondern Broschürenform haben. Hierher gehören also die Schriften des Vereins für Sozialpolitik, der Gesellschaft für ethische Kultur, der sozialdemokratischen Partei und vieler ähnlicher Vereinigungen. Der große Vorteil einer solchen Entwicklung ist wohl klar. An Stelle der planlosen, dem Zufall anheim gegebenen, individuell hilflosen Produktion tritt eine planmäßige, bei aller individuellen Freiheit einheitlich von bestimmten Gesichtspunkten geleitete, rationell verteilte und unterstützte Thätigkeit, mit einem Wort: die geistige Kooperation, die namentlich auf wissenschaftlichem Gebiete einen außerordentlichen Aufschwung zur Folge haben kann. Ferner werden dank dauernder Abmachung mit einer bestimmten Verlagsbuchhandlung die Preise verbilligt, die Honorare erhöht, beide gleichmäßig und angemessen gemacht, der Absatz und Vertrieb (durch die Autorität der bekannten Vereinigung) geregelt und erhöht, guten Arbeiten die Aufnahme gesichert, schlechte ausgeschlossen, endlich durch Konzentrierung auf ein bestimmtes Gebiet die Auffindung einschlägigen Materials für den Konsumenten erleichtert.

Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, daß in diesen beiden neuen Formen der intellektuellen Produktion bereits die Keime eines neuen Wirtschafts-Systems gegeben sind: des Sozialismus. Es muß sich hier notwendigerweise dieselbe Tendenz wie auf rein ökonomischem Gebiete geltend machen: Der Kollektivismus der Produktion muß auch einen Kommunismus der Konsumtion zur Folge haben, sozialistische Wert-Erzeugung (seitens der Vereinsmitglieder) und kapitalistische Wert-Aneignung (seitens des Verlegers) sind auf die Dauer unvereinbar. Hat sich erst einmal ein genügend großer, durch Vereinigung kapitalkräftiger Stamm von Mitgliedern eines Vereins, resp. Mitarbeitern einer Zeitschrift zusammen-

geſchloſſen, ſo iſt kein Grund abzuſehen, weshalb dieſelben jährlich dem Verleger eine unverhältnismäßig große Summe von ihrem Verdienſt ſchenken ſollen, weshalb ſie nicht ſich direkt mit einem Druckereibeſitzer in Verbindung ſetzen oder lieber noch, ſelbſt eine Druckerei ankaufen und die Produkte ihres Geiſtes im Genoſſenſchaftsverlag des Vereins, der Zeitſchrift herausgeben und den Geſamtgewinn nach Analogie unſerer Konſumvereine prozentual oder gleichmäßig verteilen ſollten. Da die weitere Folge dieſer Entwicklung zweifellos die wäre, daß nicht nur ſie ihre ſelbſtändig geſchriebenen Werke im Verlag ihrer Genoſſenſchaft erſcheinen ließen, ſondern daß auch die außerhalb derſelben ſtehenden guten Schriftſteller ſich mit ihren Werken lieber an dieſen Verlag, der ihnen angemeſſene Beurteilung, höhere Honorare und weitere Verbreitung und Beachtung ſichert, wenden würden, als an einen der kapitaliſtiſchen Privatverleger, ſo würde in relativ kurzer Zeit das überaus drückende Monopol dieſer Klaſſe gebrochen und den daraus reſultierenden Hauptſchäden unſerer Litteratur der Boden abgegraben ſein. „Die Expropriateure werden expropriiert," aber nicht durch äußerliche Gewalt, ſondern durch das Prinzip der freien Konkurrenz ſelbſt, auf demſelben Wege, auf dem ſie hiſtoriſch ihre Machtſtellung errungen haben. Daß in der That lediglich unſer Wirtſchafts-Syſtem die Quelle dieſer offenkundigen Übelſtände iſt, ergiebt ſich bei genauerer Betrachtung wohl unabweisbar. Wir können dieſelben wohl zuſammenfaſſen in folgende Punkte: Hohe Bücherpreiſe bei niedrigen Honoraren, Überhandnehmen von Schundlitteratur bei ſchwierigem Anbringen gediegener Werke, unverhältnismäßiger Einfluß der Reklame bei immer ſeltener werdender objektiver, eingehender Kritik. Daß dieſe Mißſtände vorhanden ſind, daß ſie ſich mit jedem Jahr ſchärfer herausbilden und indirekt unſere litterariſche Produktion ſelbſt korrumpieren, wird wohl niemand leugnen, der je einen Einblick in die Fabrikation unſerer Litteratur gethan hat. Es iſt aber völlig vergeblich und ein Verkennen der Sachlage, die Perſönlichkeiten unſerer Verleger für dieſe Zuſtände verantwortlich zu machen; es iſt völlig vergeblich, ſich an ſie zu wenden und an ihre ethiſchen Gefühle zu appellieren, wie das im Dezemberheft der „Geſellſchaft" geſchehen iſt. Denn ſie befinden ſich in der Zwangslage, ſie können, ſelbſt wenn ſie den beſten Willen haben, wenig oder nichts daran ändern, weil ſie ſelbſt unter dem unbarmherzigen Geſetz der kapitaliſtiſchen Konkurrenz ſtehen, die ſie zwingt, in erſter und zweiter und dritter Linie aufs Geld zu ſehen, auf den Profit, den der Verlag eines Buches ihnen einbringt.

Wir ſehen hier wieder einmal, wie die Geſtaltung der ökonomiſchen Verhältniſſe zurückwirkt auf den pſychologiſchen und ethiſchen Charakter ihrer Zeit. Die moderne jedem ſelbſtverſtändlich erſcheinende Herrſchaft des

„Erwerbs-Prinzips“ im Wirtschaftsleben, d. h. jene seelische Grundrichtung, die alles wirtschaftliche Handeln unter dem Gesichtspunkt der Gewinn-Erzielung, des Gelderwerbs betrachtet, die die Fragen der Kosten, des Profits, des Risikos in jeder Berufssphäre, ja bei der Berufswahl selbst in den Vordergrund stellt, ist eine durchaus moderne Erscheinung, eine Schöpfung des Kapitalismus, d. h. des Eindringens des Kaufmanns-Kapitals in die Sphäre der Produktion. Wir finden diesen „mammonistischen Zug“ des modernen Lebens früher nicht, weder in der Oiken-Wirtschaft der antiken Kulturreiche, noch in der kommunistischen Wirtschaft des Urchristentums, weder in der Gentil-Wirtschaft des früheren, noch in der Feudal-Wirtschaft des späteren Mittelalters. Überall ist die Konsumtion alleiniger Zweck der Produktion, Thätigkeit zum Zweck des Gelderwerbs, Streben nach Gewinn unbekannt oder gilt als gemein, der Handelsstand ein verachteter Beruf. Erst mit der wirtschaftlichen Macht, der sozialen Bedeutung, dem gesellschaftlichen Ansehen, das der Kaufmann seit Erschließung der neuen Welt durch die plötzliche, schnell anschwellende Konzentration der Kapitalien in den europäischen Kulturstaaten gewinnt, dringen auch seine Maximen, seine sozialen und ethischen Anschauungen in die Gesellschaft ein und werden zu herrschenden. In dem Maße, wie der feudale Grundbesitz, das zünftige Handwerk, Macht, Einfluß und Bedeutung an das Kapital verliert, siegt kapitalistisches Talent und kaufmännisches Streben nach Reichtum über die ungeschlachte Raubritterehre des Grundherrn, die spießbürgerliche Moral des Kleinstädters. Das Geld wird der Machtfaktor des Lebens, vor dem sich alles beugt, der Maßstab, an dem alle Verhältnisse gemessen werden, das Hasten nach Gewinn das treibende Motiv aller wirtschaftlichen Thätigkeit. Auch Kunst und Wissenschaft geraten in Abhängigkeit von diesem „Erwerbsprinzip“, werden, wie alle anderen Thätigkeiten „milchende Kuh“ des Kaufmanns.*) Der moderne Verleger ist, wirtschaftlich angesehen, nichts als ein kapitalistischer Mehrwerterzeuger; ob er mit Büchern handeln oder mit Hasenfellen, ist für seine ökonomische Stellung ohne Belang. Was ihm allein von Wichtigkeit, sind die Marktverhältnisse, auf sie bezieht sich seine Kalkulation und Spekulation, die litterarische Konjunktur ist das einzige regelnde Prinzip seiner Handlungsweise. Wohl giebt es Verleger, — ich selbst kenne solche —, die andere, ideologische Momente mitspielen lassen; das sind vielleicht gute Litteraturfreunde, aber schlechte Geschäftsleute, und die Resultate, die sie damit erzielen, sind stets die nämlichen: Entweder sie machen pleite oder sie stecken Hunderttausende hinein in den Verlag, die sie auf andere Art

*) Vergleiche hierzu die charakteristischen Stellen in Martin Luthers Werken: „Bücher vom Kaufhandel und Wucher“, Wittenberg 1524 und „An die Pfarrherrn wider den Wucher zu predigen“, Wittenberg 1540.

und Weise wieder herausbringen müssen, etwa im Sortiment-Geschäft oder durch Massenabsatz billig erworbener Sensationsbroschüren oder auch dadurch, daß sie sich von druckſüchtigen aber unfähigen Litteraten die Verlagnahme ihrer „Werke" teuer bezahlen lassen, d. h. sie überwälzen die Verluste auf die Schultern der Konsumenten und Urproduzenten. Daher sind die nüchternen, kaltverständigen, gemütsarmen Juden, denen der „mammonistische Zug" von Rasse wegen angeboren ist, auch die Kaufleute und Kapitalisten κατ' ἐξοχήν, in ausgeprägtester Gestalt; daher ist es andrerseits kurzsichtig, von dem unter Zwang der Konkurrenz stehenden Verleger Einschränkung dieses Prinzips zu fordern, während das hastende Wirtschaftsleben unserer Zeit ihn immer mehr zur alleinigen Hervorkehrung desselben zwingt, gerade so kurzsichtig, wie wenn man zur Lösung der sozialen Frage von unseren Großindustriellen patriarchalische Fürsorge für ihre Arbeiter fordert, die nicht mehr im patriarchalischen Wirtschafts-Verhältnis zu ihnen stehen.

Der moderne Verleger kann nur in seltenen Fällen „die eingereichten Manuskripte von verständigen Leuten prüfen lassen", denn die wissenschaftlich oder künstlerisch gebildeten Kräfte, die dazu erforderlich wären, würden kolossal teuer sein, und wie viel solche Rezenseure soll er sich bei der derzeitigen Anarchie der litterarischen Produktion halten, wo im gleichen Verlage die verschiedensten Schriften erscheinen, wo Roman und Lyrik, Drama und Biographie, naturwissenschaftliche und religiöse, militärische und sozialistische Schriften bunt durcheinanderlaufen? Außerdem hat es aber auch absolut keinen Zweck für ihn, ein eingereichtes Manuskript auf seinen Wert zu prüfen, denn dieser hat mit dem Absatz nicht nur nichts zu thun, sondern steht sogar meist im umgekehrten Verhältnis zu ihm. Und wenn er es wollte, welches sollte der Maßstab sein? Schreiber dieses würde vielleicht ein theosophisches Werk als überspannte Faselei zurückweisen, das vielen — und durchaus nicht reaktionären — Geistern als Quelle tiefster Gedanken erscheint. Deshalb prüft der Verleger das Manuskript lediglich auf seine Marktfähigkeit, seinen Warencharakter hin. Lyrik, sie mag noch so gut sein, wird heute, wenn nicht ein bedeutender (d. h. Absatz sichernder) Name dahintersteht, a limine zurückgewiesen, weil wir uns für sie in absteigender Konjunktur befinden; ein philologisches Werk, es mag ein Produkt jahrelanger fruchtreicher Arbeit sein, wird, wenn es überhaupt anzubringen ist, jedenfalls dem Verfasser und Verleger keine Reichtümer eintragen, weil das öffentliche Interesse dafür außer bei wenigen Fachfreunden gleich Null ist. Aber man bringe ein seichtes Schriftchen über soziale Verhältnisse, einen wertlosen, aber geschickt gemachten Roman, und wenn gar der Titel noch anlockend gewählt ist, strecken die Verleger alle Hände aus.

Eine weitere Folge dieser Zustände ist die viel (wenn auch lange noch nicht genug) geschmähte und gebrandmarkte Korruption unserer Kritik. Jeder, der nur ein klein wenig in unserer Litteratur-Branche bewandert ist, weiß, daß — wenn es hoch kommt — 20 % aller Bücher-Rezensionen wirkliche ehrliche Kritiken sind. Da günstige und möglichst laute Kritik ein Haupterfordernis schnellen und großen Absatzes ist, so sorgt der Verleger nach Kräften dafür, nur solche und möglichst viel solche in die Welt zu schleudern, ein Versuch, bei dem ihm die Eitelkeit und Ruhmsucht der Autoren, sowie die Überlastung unserer gewerbsmäßigen Rezensenten nur allzusehr in die Hände arbeitet. „Die Hälfte der Kritiken," sagte mir vor kurzem ein mir befreundeter hiesiger Verleger, „werden in der Verlagsbuchhandlung gemacht, und von dem Rest wird der eine Teil von guten Freunden des Verfassers oder Verlegers verfertigt, der andere Teil von Skribenten, die vom Buch bloß Titel, Verlag und Autor sehen, ohne es überhaupt aufgeschnitten zu haben." Mag dies nun auch selbst ein wenig pessimistisch „aufgeschnitten" sein, es zeigt jedenfalls, wie man in den maßgebenden Kreisen denkt und was wir vom Werte unserer Kritiken zu halten haben.

Von dieser Art des Rezensierens bis zur marktschreierischen Reklame ist nur ein halber Schritt. Die Reklame ist ein Kind der praktischen Psychologie. Der Geschäftsmann weiß sehr wohl den Wert der psychischen Assoziation zu schätzen, er weiß, daß sich Namen, die man immer und immer wieder vorgekaut bekommt, trotz allen Widerwillens schließlich gewaltsam ins Gedächtnis einbohren, eine hypnotische Wirkung ausüben; und speziell auf dem Gebiete der Litteratur ist der Durchschnittsmensch am Ende außer Stande, zwischen „berühmt" und „bekannt" zu unterscheiden und bei der ihm eigenen Unfähigkeit selbst ein Werk zu beurteilen, schwärmt er endlich für den Mann, der ihm in Annoncen und Prospekten hundertmal als „geist- und gemütvoller, gottbegnadeter Poet", als „bedeutendster Forscher seines Gebietes" ꝛc. aufoktroyiert ist, und wenn ihm mit genügender Regelmäßigkeit und Unverschämtheit einige Dutzend Mal unter die Nase gerieben wird: „Jeder Gebildete muß August Schulzes epochemachende Schriften besitzen," so ist er im Stande hinzugehen und zu Weihnachten August Schulzes sämtliche Werke" zu — verschenken. Man nehme sich einmal die Mühe, die rührenden Geleitworte, welche die Verlagsbuchhandlungen ihren Kindern mit auf den Lebensweg geben, durchzulesen, und man wird erstaunt sein über den nichtssagenden Phrasenschwall, mit dem jede Winkelbroschüre als bedeutendstes Werk mindestens des Jahrhunderts ausposaunt wird, ohne daß man in der Regel von ihrem eigentlichen Inhalt das geringste erfährt.

Zu gleicher Weise richtet sich der Ladenpreis (oder gar das Honorar) keineswegs nach dem litterarischen Wert oder auch nur nach dem Umfang

des Werks, sondern lediglich nach der Absatz-Wahrscheinlichkeit im Verhältnis zu den Produktionskosten. Hat der Verleger seiner Spekulations-Erfahrung nach die Wahl, von einem Buch 1500 Exemplare à 1,00 Mk. oder 1000 à 2,00 Mk. oder 800 à 3,00 Mk. abzusetzen, so fixiert er ohne irgend welches Bedenken den Preis auf 3 Mk. Denn ob eine wissenschaftliche Anschauung oder der Genuß eines Kunstwerks in weite Kreise dringt, ist ihm, soweit es nicht Reklamezwecke hat, vollständig gleichgültig, dagegen wird im letztangenommenen Fall der Rohertrag bedeutend erhöht und außerdem die Wahrscheinlichkeit einer anlockenden „Zweiten Auflage" vergrößert, und im Mehrwert gipfelt ja sein ganzes Sinnen und Trachten.

Hierzu kommt noch ein anderes Moment: In den anderen Branchen unserer Wirtschaft kommen gerade diese Folgen des Kapitalismus vielfach nicht so kraß zum Ausdruck, weil die Konkurrenz der gleichen Betriebe zum gegenseitigen Unterbieten im Preise der Produkten-Einheit diese bis zur geringsten gesellschaftlich-möglichen Billigkeit herabdrückt; diese für den Konsumenten wohlthätige Folge der kapitalistischen Konkurrenz kann im Buchhandel niemals eintreten, weil der Druck jedes einzelnen Werkes eine besondere Produktions-Sphäre, und zwar je eine Gruppe der „nicht beliebig vermehrbaren Güter" darstellt, deren numerischer Umfang noch dazu nicht wie die übrigen dieser Art (Antiquitäten, Agrarprodukte, Edelsteine ꝛc.) von äußerlichen, unbeeinflußbaren Umständen abhängt, sondern (als Höhe und Anzahl der Auflagen) durchaus in der Willkür des Verlegers liegt. Dieser besitzt also thatsächlich mit dem Momente, wo der Verlags-Kontrakt unterzeichnet ist, ein unantastbares und unentreißbares Monopol. Da es nun, wie erwähnt, im Wesen der kapitalistischen Produktion liegt, daß „das Produkt, um das es sich in der That handelt, nicht das handgreifliche Produkt selbst, sondern der Wertüberschuß des Produkts über den Wert des in ihm konsumierten Kapitals" ist (Marx), so liegt es ökonomisch nicht nur in seinem Berufs-Interesse, sondern auch willkürlich in seiner Gewalt, durch Anpassung der Auflage und des Ladenpreises (nicht an den speziellen Bedarf, sondern) an die zahlungsfähige Nachfrage die Absatzbildung so zu beeinflussen, daß der erreichbar höchste Profit ihm zu Teil wird. Er befindet sich also thatsächlich genau in derselben ökonomischen Situation, wie die Leiter der wirtschaftlichen Kartelle und Trusts, nur mit dem Unterschied, daß er, weil ein einziger, sämtliche „Dividenden" auf sich selbst vereinigt. Von ihm, dem Produzenten, verlangen, daß er sich auf den Konsumenten-Standpunkt stelle, heißt verlangen, daß er die ökonomischen Grundlagen seines Gewerbes preisgiebt, sich selbst ausbeutet, heißt — den Kapitalismus negieren, ignorieren.

Der Einwurf, daß eine Konkurrenz zwischen den Verlegern ja auch bestehe, nur vor Abschluß des Verlags, ist hinfällig; denn das Wesen der

Konkurrenz besteht darin, daß die Summe der Konkurrenten jederzeit dasselbe Produkt unter gleichen Umständen herstellen und dem in Frage stehenden Produzenten die Abnehmer abspenstig machen können, aber nicht in der Möglichkeit sich „seinen Henker selber wählen" zu können. Ebenso täuschend ist die Annahme, durch Selbstfestsetzung der Bedingungen die Absatzverhältnisse beeinflussen zu können, denn jeden Pfennig, den der Autor am Preise abhandelt, zieht ihm naturgemäß der Verleger, multipliziert mit der Höhe der Auflage, am Honorar ab; die Abhängigkeit des Preises von den Produktionskosten, zu denen das Honorar ganz ebenso gehört, wie die Abnutzung der Maschinen, die Setzerlöhne und Kosten des Papiers, kann der Verfasser nicht um ein Atom verringern, und bei der geringen Höhe des üblichen Honorars wird er in den meisten Fällen weder imstande, noch gewillt sein, durch unverhältnismäßige Preisgabe des eigenen Verdienstes den Bücherpreis um ein weniges zu erniedrigen. Daß aber thatsächlich Hand in Hand mit den hohen Bücherpreisen niedrige, ja unwürdige Honorare gehen, ist wohl weiter auszuführen nicht nötig. Das ist jedem Litteraten, der nicht in der beneidenswerten Lage ist, selbst Bedingungen stellen zu können, weil er *berühmt* geworden und somit *Reklame-Gegenstand* für den Verlag ist, sattsam bekannt. Wir müssen uns eben darein ergeben, proletarische Lohnarbeiter zu sein, die von ihren Kapitalisten genau nach denselben Maximen ausgebeutet werden, wie unsere Genossen von der Industrie und Agrikultur. Und ehe dieses proletarische Solidaritätsgefühl nicht in uns allen erwacht ist, so lange wir uns noch mit dem eingebildeten Wahn unseres geistigen Aristokratismus über die materiellen Zustände unserer wirtschaftlichen Ausbeutung hinwegzutäuschen suchen, werden auch diese „Schäden unserer Litteratur" nicht gebessert werden, durch einen Appell an das ethische Gefühl der Verleger gewiß nicht. Sie, die einzelnen Kapitalisten, können nichts dazu thun, und sie anklagen, heißt dieselbe Froschperspektive proklamieren, wie der Antisemitismus, der die Personen schmäht für das Prinzip, das sie vertreten müssen. Wenn das in Ungarn und Italien anders ist*), so liegt das einfach daran, daß der Kapitalismus in diesen Ländern noch in den Kinderschuhen steckt, in England aber, wo die Bücher übrigens noch immer teuer genug sind, an der ganzen andersartigen Gestaltung des buchhändlerischen Geschäftsbetriebs. In der Entwicklung des Buchhandels ist Deutschland (neben Holland) der führende Staat, und deshalb befinden wir uns grade jetzt in der ärgsten kapitalistischen Korruption drin.

Ich könnte diesen Aufsatz noch ins Endlose ausdehnen, ich könnte

*) cf. „Gesellschaft" 1894, Heft XII, p. 1644 ff.

exemplifizieren auf die Zuſtände in der Tagespreſſe, im Theaterweſen, in der bildenden Kunſt, auf die Agenturen, Kunſthändler und ähnliche erfreuliche Produkte unſerer kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsordnung. Aber der Artikel trägt die Überſchrift „Der Kapitalismus in der Litteratur“ und nicht „in der Kunſt“, ſo will ich denn die Grenzen nicht überſchreiten, die ich mir geſteckt habe, obgleich es heilig Not thäte, daß auch auf dem weiteren Gebiete der Kunſt die heutige Mißwirtſchaft einmal gehörig gebrandmarkt werde. Ich will aber dieſe Zeilen nicht ſchließen, ohne im Ernſt noch einmal auf den Weg hinzuweiſen, der m. E. allein den unwürdigen Zuſtänden von heute ein Ende macht: Die Bildung freier Schriftſtellergenoſſenſchaften mit eigenem geſellſchaftlichem Beſitz der Produktionsmittel.

Unſer Dichteralbum.

Mein Heine-Denkmal.

Ich danke dir, Bildhauer, daß du dich
für deinen Fürſten noch bemühn willſt; bitte,
nimm Platz! — Du weißt, ich bin der Krone müde,
zu Neujahr geb' ich ſie dem Volk zurück,
es mag verſuchen, ſelbſt ſich zu beherrſchen,
mir iſt es teils zu reif und teils zu ſchlecht.
Mein Hingang aber ſoll mein Volk und mich
noch Einmal in beglückter Ehrfurcht einen
und unſern Enkeln eine Ehrfurcht bleiben
durch ein Geſchenk fürſtlicher Menſchenliebe;
dazu entbot ich dich.

Ich weiß, dich drängt dein großes Lebenswerk:
„der deutſche Michel, aus dem Schlaf erwachend“.
Ich danke dir, daß Mein Geſuch dir vorgeht.
So höre, was ich ausgeſonnen habe,
du biſt der Einzige, der es ſchaffen kann:
ein Denkmal für Herrn Heinrich Heine.

Erlaube, daß ich uns das Fenſter öffne,
der Märzgeruch der Großſtadt thut mir wohl;
dort auf dem Platze vor der Kathedrale
möcht' ich das Denkmal aufgerichtet ſehn,
mitten im Kranz der Linden.

Da ſoll er ſitzen, wie er wirklich war,
der kranke Jude und der große Künſtler,
der unſre Mutterſprache mächtiger ſprach
als alle deutſchen Müllers oder Schultzes.
Verziere reich mit Gold den Krankenſtuhl,
bunt ſoll das Denkmal ſein, ein Schmaus den Sinnen;
Fußdecke, Rock, Symbole, alles Beiwerk
ſoll ſich in dunklen Tönen unterhalten,
von ungewiſſen Lichtern überlacht;
aus dem gedämpften Rot und Grün der Broncen,
aus Porphyr. Syenit, Baſalt und Schiefer
ſoll marmorklar nur ſein Geſicht herleuchten,
nur ſeine blaſſen Dichterhände.

Und rück ihn nicht zu hoch vom Boden weg,
nicht in die Luft, damit ihm Volk und Erde
nah bleiben, wie es großen Künſtlern lieb iſt.
Nur eine einzige Stufe von Granit,
in mächtigem Geviert, gieb ihm als Sockel,
daß man ſein Lächeln deutlich ſehen kann,
dies müde Lächeln des getauften Juden,
mit dem er ſich nach neuer Liebe ſehnt,
dies bittre Lächeln, das zu ſagen ſcheint:
O Moſes, du gefällſt mir nicht,
du biſt mir überflüſſig,
und dein vergrämtes Angeſicht
iſt längſt mir überdrüſſig.

Zu ſeinen Füßen aber laß — nein, ſo:
in ſeine Linke gieb ihm einen Stock
und eine himmelblaue Schellenkappe,
und links zu Füßen des getauften Juden
und lüſtern in die Lüfte ſchnüffelnd hockt
— ich ſchlage vor, aus rheiniſchem Eiſenquarz —
ein fettes Schwein, das echte deutſche Hausſchwein.
Mach mir dies Schwein ja wahrhaft wahr und ſchön,
wie's dieſer große Künſtler wert iſt; und
vergiß mir auch die Borſten nicht!

Und rechts zu Füßen dieſes großen Künſtlers
laß einen flügelſtolzen Greifen liegen,
mager, die Geiernaſe möglichſt krumm,
den edeln Pantherleib zum Sprung gereckt.
Ich ſehe, wie des Dichters blaſſe Rechte
liebkoſend nach dem ſtählern hochgeſchwungnen,
dem nordſeegrauen Flügelpaare taſtet,
ich ſehe ſeinen meerblau ſtillen Blick,
die dunklen Amethyſten der Pupillen,
in ſich gekehrt, heimkehrend aus der Ferne,
er träumt ein Lied.

Über die finſtern Furchen der Nordſee,
über die fliehenden Schäume her
ſieht er ihn kommen,
ſeinen Ahnherrn Ahasver:
er ſucht den Meſſias.
Der Wind jagt ſeinen Bart,
morgendlich funkelt ein Strand:
ſeit Jahrtauſenden ſo — der arme Aite —
ſucht er den Tod.
Plötzlich ſpei'n ihm alle Wellen Blut,
fern am Strand ſitzt Einer, der reckt ſich,
jüngiingshoch,
und blickt und lacht, blickt in die Sonne,
Sonne:
der deutſche Michel, aus dem Schlaf erwacht!
Und Ahasver ſchreit auf,
daß ſein Schrei die Möven vor ihm herſchreckt
über das blutrot ſpritzende Waſſer,
und ans Land ſtürzt er und bricht zuſammen
und Jahrtauſende ſchluchzen
dem erſtaunten Michel ins dumme Herz:
Mein Heiland Du,
mein heimlich erſtandener
Herr Israels!
Hinten aber auf den Dünen ſteht
mit verwunderten Mienen
das verſammelte deutſche Publikum,
den Sonnenaufgang erwartend,
Chriſten-und-Judenpöbel,
und Jemand ſagt:
Ja, Herr Geheimrat von Schultze,
davon ahnten Sie nichts! —

So biide mir, mein Freund, den Blick des Dichters;
und hinter ſeinen goldnen Krankenſtuhl
ſtell auf die rechte Seite einen Greis,
zerlumpt, ins Knie gebrochen, arbeitskrüpplig,
der ſeinem Enkel eine Krone aufſetzt
und ſeine marmorn blühende Nacktheit ſegnet,
nimm Meine Krone als Modell!

Links aber hinter ſeinen Krankenſtuhl,
das Schwein des Vordergrundes überragend,
ſetz auf die Sockelſtufe eine Jungfrau,
im Myrthenkranz, im Silberſchleier, bräutlich,
ſo bräutlich, wie es nur der Deutſche träumt,
die ſoll nachſichtig einem Affen wehren,
der grinſend, mit unzüchtiger Geberde,
dem Dichter in den Rücken glotzt.

Mach mir den Affen ja ſchön wahr und ſchön,
wie's dieſes großen Künſtlers würdig iſt,
dann gieb ihm braune Augen, wie dem Greiſe,
dem Knaben aber und der Jungfrau blaue,
wie ſie der große Künſtler ſelber hatte,
doch ſo von Dir, Bildhauer, deutſch verklärt,
daß ich den kranken Dichter ſtammeln höre:
O Venus, alte Frau Sünderin,
verneige dich der Reinen,
o könnt ich noch mit Kinderſinn
zu ihren Füßen weinen! —

So, Freund und Herr, möcht' ich das Denkmal haben,
ſo, Meiſter, bis ins Kleinſte lebensgroß
das Einzelne, — das Ganze aber ſo,
daß uns der Schauder ängſtigt und beglückt
vor unſrer menſchlichen Tiergöttlichkeit.
Dann um das Alles, wie um einen Friedhof,
zieh mir ein ſchmiedeeiſern Gitterwerk
von hohen Lilien, deren Blütenköpfe
ein Dornenkranzgewinde eint.

Und eile dich mit deiner Arbeit, Freund;
ſchon weil dein großes Lebenswerk dich drängt,
„der deutſche Michel, aus dem Schlaf erwachend";
ſonſt ſchilt mich noch das deutſche Publikum.
Nimm dir Gehilfen nach Belieben! horch,
der Märzſturm brauſt vom Turm der Kathedrale;
wenn der Dezemberreif die Linden ſchmückt,
möcht' ich das Werk vollendet ſehn, ich will's
dem deutſchen Volk zu Weihnachten beſcheren.
Leb wohl, mein Künſtler!

Pankow bei Berlin. Richard Dehmel.

Lenzſturm.

Erhabener als die Reliefs
Am großen Altarbau zu Pergamon
Sah ich ein Bild am Frühlingshimmel:
Ein Kampf zwiſchen Nacht und Licht,
Feuer und Kälte,
Wildleidenſchaftlich geführt
Nach der Weiſe der alten Recken,
Und Götterpfeile klangen
Und Giganten ſchwangen die Fäuſte . . .
Es ſtrahlte die uralt junge Sonne
Herrlich und einzig und groß
Im Siegerglanz erhörter Liebe
Herab auf die dampfenden Schollen
Und lachte und girrte nach
Dem lüſternen Atem der Erde,
Der jauchzend und lohend in ſinnlichem Übermut
Von ihr ein Brautbett zu fordern kam.
Freilich war alles noch ſchüchtern verſchämt,
Doch man ahnte die löwenhaft ſtöhnende Brunſt. —
Der erregt wellende Leib der Felder
Sandte zitternde Seufzer aus des Schoßes
Geheimſter Stelle,

Und die Flammen der Sonne leckten und züngelten
Und koſten und ſuchten die ſchöne Stelle
So leichthin unter dem Küſſen . . .
Aber da jagt es heran, die Freude zu ſtören.
Schwarze Fittige durchſpannen den blauen Raum,
Und es ächzt in den Tannen
Und peitſcht vor der Sonne vorüber . . .
Dann fliegt es herunter
Dichter und dichter.
Die Sonnenkrone verliert den Schein,
Flimmert wie flüſſiges Silber
Und endlich iſt ſie verſchwunden.
Der Erde Leib wird ſündenrein weiß gekleidet,
Als wär ſie verdammt zu Kloſtergelübden. —
Wie das an den Wäldern vorüberbrandet!
Hurrah! Da doch wieder ein Sonnenblick,
So ein heimlicher Wink, getreu zu bleiben! —
Nun wieder ein Rauſen und Kämpfen,
Und dazu weint die Erde, und an den
Dürren Halmen und Tannennadeln
Hängen leuchtende Tropfen.
Wie hat ſie den Ernſt der Sonne erſehnt!
Und hie und da lüftet ſie keck das Kleidchen
Und zeigt ihre Schöne. — —
Wahrhaftig, es nützt! —
Hu, wie werden die Wolken zuſammengeballt!
Zerſchmettert fliegt ein Teil hinauf,
Ein anderer erdwärts und liegt
Wie ein ſchwarzgrau finſteres Heer
Vorm fernen Bergtann.
Hurrah! Durch den zerſtobenen Schneeſchaum
Blickt die Sonne glutfeuriger
Und heiſcht mit doppelter Luſt des Schatzes
Hüpfenden Leib.
Durchs dünne Byſſuskleid
Leuchtet des Fleiſches zarte Farbe
Und lockt ſo mehr wie die glattwarme Nacktheit
Und ſteigert die Glut der heiligen Stunde
Durch luſtweinendes Sträuben
Und haſtig geduldiges Löſen der Schleier . . .
Weit weg jagen die Wolken.
Am Waldſaum hängt des Brautbetts
Duft'ge Draperie, —
Und Kuß auf Kuß flammt herab
Und ſaugt ſich feſt an der Schönen Leib,
Der emporbebt dem Lieb:
Empfangen! Empfangen! — —
Wie könnte es wohl ſonſt auch Frühling werden,
Der Erde Schoß die Keime ſchwellend nähren
Und junges Leben mutterfroh gebären?

Rauſchenberg. Valentin Traudt.

Lied des Steuermanns.

Kühne Segler, Fahrtgenoſſen,
Unverdroſſen
Nach dem Ziel, noch nicht erſchloſſen,
Fern aus heil'ger Dämm'rung blinkend,
Mahnend, winkend,
Oft in Nacht des Zweifels ſinkend,
Laßt uns ſteuern, laßt uns ſteuern
Und befeuern
Soll uns unſer Loſungswort:
Wie wir landen?
Ob wir ſtranden?
Keiner frage! Fort, nur fort!
Laßt die Bonzen, laßt ſie eifern,
Uns begeifern,
Jene Würdevollen, Reifern,
Die aus leergeſog'nen Knochen
Lange Wochen
Sich ein mager Süpplein kochen!
Uns begeiſtert die Minute,
Denn vom Blute
Unſrer Herzen zehrt ſie Kraft.
Aber „leiſe,
Fromme Weiſe"
Iſt, was Greiſenart erſchafft.

Mahnt euch nicht ein fernes Klingen,
Durchzudringen
Zum Gelingen, zum Vollbringen?
Nur den Blick hinausgerichtet,
Wo ſich's lichtet,
Wo ſich alles Streiten ſchlichtet.
Schweſterkünſte ſich vereinen
Zu dem reinen,
Welterlöſenden Akkord! —
Wie wir landen?
Ob wir ſtranden?
Frage keiner! Forti Nur forti

Karlsruhe. Albert Geiger.

Der Beſuch im Kloſter.

Willſt Du in unſern Garten treten?
Schwer hängt voll gelber Frucht der Apfelbaum,
Auch glänzt unweit vom Wieſenſaum
Im weißen Sonnenſchein
Ein goldnes Kreuz, da kannſt Du knien
Und beten.
So ſprach der Mönch und wies hinein.
Der Ritter ſenkte in die Hand das Kinn:
Ich folge Deinem freundlichen Gebot,
Die Äpfel duften in den Sinn,
Und dort winkt mir ſchon einer rot.
Auch will ich drüben bei der Flur
Gern niederknien,
Doch vor der Sonne nur.
Iſt es vom Kreuz der matte Wiederſchein,
Der Deinen Garten grünen macht?
Die Früchte ſchwellt zu reifer Pracht?
Mit ewig jungem Blick in unſer Leben lacht?

Berlin. Emanuel von Bodman.

Morgenkampf.

Flaumfederweichen Fußes ſchlüpft
Die Morgendämmerung durch mein Zimmer;
Durchs Fenſter übermütig hüpft
Ein kampfgemuter Sonnenſchimmer,
Ein weißer Strahl, und bohrt ins Vließ
Der Dämmerung ſeinen Silberſpieß,
Daß ſie aus tauſend Wunden blutet
Und Purpur durch mein Zimmer flutet.

Digitized by Google

Sommernacht.

Blauweißes Mondlicht rieſelt keuſch
Ins Kräuterbecken der Oaſe,
Ein heimlich drängendes Geräuſch
Erwacht im ſchlummertrunknen Graſe.

Und leiſe bebt der Kronenſaum
Von vielen hundert Blütenkerzen,
Ein weicher Schmerz, ein Sonnentraum
Durchzittert kranke Blumenherzen.

Wintermorgen.

Wie Hermelin auf grünem Samt
Liegt auf der jungen Saat der Schnee,
Aus dem Geſtrüpp, das glitzernd flammt
Von Eiskryſtallen, tritt ein Reh.

Sein Körper bebt, das Äuglein blitzt,
Ob irgendwo ein Unheil droht — —
Auf tauſend Zweigen lauernd ſitzt
Und lacht der kalte, blanke Tod.

Herbſtabend.

Im Schwarzwald kauert längſt die Nacht,
Der Stunde harrend, wo der Tag
Die letzten Atemzüge macht,
Wo ſtill ſteht ſeiner Pulſe Schlag.

Im Thale tanzt um Baum und Strauch
Der Nebelgeiſter düſtrer Kranz
In Wolkenflor, in blauem Rauch
Dem Tage ſchon den Totentanz.

Neſſelwitz, o/S. Carl Klings.

Der neue Odyſſeus.

Schon als Knabe las ich gerne
Von den Menſchen, welche dulden
Wie Odyſſeus. Doch Odyſſeus,
Lebt' er von zweihundert Gulden?

Durfte nicht als ſtolzer König
Er den Fuß auf Marmor ſetzen?
Doch ihn trieb es, in Gefahren
Seine Königsluſt zu wetzen.

Ja, ein Dulder war Odyſſeus,
Doch ſein Dulden war freiwillig.
Und er kam in den Homeros —
Dafür dulden war nur billig.

Und es wurde merklich kühler
Meine Lieb' für den Ithaker,
Seit ich hört', zweihundert Gulden
Zahlt die Eiſenbahn dem Racker,

Der bei Tag und Nacht bewachen
Muß das ſtählerne Geleiſe.
Zwiſchen zwei Signalen geht ihm
So jahraus, jahrein die Reiſe.

Nicht die Welt in ihren Weiten,
Vieles Volk und bunte Sitten
Sieht der Mann; 's ſind zwei Signale,
Und ſein Häuschen ſteht inmitten.

Zwiſchen zwei Signalen wandert
Täglich er in Sonn' und Regen.
Kein gekrümmtes Meerſchiffruder,
Eine Fahn' muß er bewegen.

Und ſtatt ſtolzer Segel zieht er
Nächtlich auf ein rotes Glühlicht.
Was der Mann dort muß erdulden,
Iſt 'ne Odyſſee in Spülicht.

Kein Phäakenland in Freuden,
Keine Grotte der Kalypſo
Nimmt ihn auf; zweihundert Gulden
Schließen aus das eo ipso.

Und die treue Penelope
Mit den arbeitsharten Händen,
Was ſie heute ausgelöſet,
Muß ſie morgen neu verpfänden.

Und ſein Büblein Telemachos.
Graſen läßt es ein paar Ziegen:
Abends darf es ſich mit ihnen
In das Stroh des Stalles ſchmiegen.

Alſo lebt dort mein Odyſſeus
Früh und ſpat in ſchwerem Dienſte;
Mit dem göttergleichen Sauhirt
Tauſchen wär' ihm zum Gewinſte.

Das Sirenenlied ertönt ihm
Sehnſuchtsvoll bald und voll Seele,
Bald auch wieder ſchrill gebietend
Aus der Dampfmaſchine Kehle.

Singt Sirenen! iſt zum Glücke
Doch Odyſſeus feſtgebunden!
Denn ſein Dienſt währt ſeelenkränkend
Täglich ſechzehn runde Stunden.

Wie er mit zweihundert Gulden
Jährlich lebt, ſagt kein Homeros;
's iſt die bange Odyſſee
Eines anonymen Heros.

Wien. Emil Rechert.

Falſcher Frühling.

I.

Nun iſt es Oſtern und die Glocken klingen,
Vom Himmel bricht ein heller Frührotſchein;
Nun ſproßt's im Wald und ſingt es aller Orten,
Und aller Orten zieht der Frühling ein.

Nun iſt mir wohl. Noch ſind es wenig Tage,
Da war es Winter noch in Land und Haus;
Da kam ein lauer Wind her von den Bergen
Und Froſt und Eishauch zogen eilig aus.

So geht's auch mir: Ein leis verſtohlen Lächeln
Vertrieb die Grillen mir und macht mich weich;
Und in mir klingt's von tauſend Melodien,
Und wie ein König fühl' ich mich im Märchenreich.

Noch iſt es mir, als ſei mein Aug' geblendet,
Noch atm' ich zögernd nur den ſüßen Duft.
Iſt's nur ein Traum, ein Ton im Raum verloren,
Ein irrer Vogelſchrei aus hoher Luft?

II.

Nun geh' ich wieder einſam meine Straße,
Verzeih'n iſt ſchwerer, als ich mir gedacht,
Und ach, die Bilder, die die Sehnſucht malte,
Hab' ich ſie ſelber nicht voll Hohn verlacht?

Du gehſt an mir vorbei, den Kopf im Nacken,
Ein ſpöttiſch Lächeln um den feinen Mund,
Und ich — ich ſollte mich voll Demut neigen?
Haſt Du zum Zorn mehr, als ich ſelber, Grund?

Und wieder denk' ich, wie ſo oft, der Stunde,
Die uns zum erſtenmal zuſammenführt:
An einer Abendtafel iſt's, und unter all den Schönen
Schwer ſcheint's zu ſagen, wem der Preis gebührt.

Ich ſeh' nur Dich, Dein Aug', auf ſchlankem Halſe
Dein Köpfchen mit dem weichen, blonden Haar,
Die knoſpende Geſtalt, Dein frohes Lachen,
Dein ſtolz geſchwelltes, rotes Lippenpaar!

Wir ſprechen von der Heimat fern im Norden,
Unheimiſch noch wir beide hier im Land;
Mir aber iſt's, als hätten wir uns immer
Vom Urbeginn der Zeiten an gekannt.

Und dennoch kann ich, ſonſt zu Scherz und Lachen,
Zu jeder Thorheit gleich und gern bereit,
Befangen nur und ſtockend zu Dir reden,
Und dieſer Tag ſchon trennte uns im Streit. —

Ich ſah den Unmut wohl auf Deiner Stirne,
Als ich mich fernhielt, ſcheinbar nicht verſtand —
Wenn mich Dein Auge rief und zürnend fragte:
Was hat er nur, was will er nur, der Faut?

Mich aber trieb der Stolz und ein geheimes Fürchten,
Dich, der ſo oft und gern mein Sinnen galt,
Zu flieh'n, wenn ich Dich hätte ſuchen ſollen,
Und ob ich gleich mich einen Thoren ſchalt. —

Ich lebte wild und doch beim Zechgelage,
Wenn ſtürmend mir das Blut zu Kopfe ſtieg,
Dann ſah ich plötzlich Dich, Dein ſüßes Antlitz,
Und Friede kam ins Herz mir — und ich ſchwieg.

Wie die Madonna warſt Du mir und gläubig
Verehrt' ich Dich als meinen guten Stern.
Ich fühlte Dich, ich hörte Deine Stimme,
Du warſt mein eigen und mir dennoch fern. —

Da kam der Tag, der wieder uns vereinte.
Jetzt warſt Du mein und dennoch mir ſo fremd,
Das Wort der Liebe, das mein Herz ſchon ſtammelt,
Ein ungeſtümer Zweifel plötzlich hemmt.

Was bin ich Dir? Nur Freund und nicht Geliebter;
Du ſcheinſt ſo ruhig — ſicher —! Welche Qual!
Die Eiferſucht verzehrt mich: Unter ſo viel Werbern
Weshalb wär' grade ich denn Deine Wahl? —

Und wie ein Rauſch ſchien's Dich zu überkommen,
Wie die Bacchantin ſtandeſt Du vor mir,
Ich zögerte im Vollgenuß des Sieges,
Da war's zu ſpät — als Feinde ſchieden wir. —

Ein Jahr verging ſeitdem — mir ſchienen's hundert,
Du rächteſt Dich — und ſchwer haſt Du gebüßt,
Schwer litt ich ſelbſt, doch meine bittre Sühne —
Ein Troſtgedanke hat ſie mir verſüßt.

Du litteſt mit mir und auch Du warſt ſchuldig.
Das Spiel iſt gleich, und Du und ich ſind quitt;
Komm' nur, uns winkt dieſelbe Hölle,
Und meinen Marterweg — Du gehſt ihn mit!

III.

Wie lieb' ich Dich! Ein ſüßer Traum,
So liegt der Frühling auf der jungen Erde.
Wer dächte noch an Sorge, Angſt und Plag',
Und an des Winters Mühſal und Beſchwerde.

Ich aber ſeufze nur. Der Kirchenglocke Klang
Sagt mir nur Eines: Schnell, ſie könnte kommen!
Ich eile fort und ſeh ich endlich Dich,
So folg ich Dir, halb ſelig, halb beklommen.

Dein Name ſchon iſt Aufruhr für mein Blut,
Und hör' ich meine Freunde von Dir reden,
Hängt meine Seele, gleich wie toll und voll
An ihrem Munde, wie mit tauſend Fäden.

IV.

Ich liebe Dich und muß Dich dennoch haſſen,
Ich haſſe Dich und kann Dich nicht entbehren,
Ich ſehne mich nach Dir und muß Dich laſſen,
Du ſtrebſt mir zu und ich — ich muß Dir wehren.

Weißt Du, wie dieſen Widerſtreit wir enden?
Aus dieſem Labyrinthe uns erretten?
Wir tragen unſer Schickſal in den Händen
Und liegen dennoch feſt in Eiſenketten.

So narren wir uns ſelbſt und möchten lachen,
Und dennoch ſteigen uns ins Aug' die Thränen,
Und ob wir uns zu Thoren, ob zu Helden machen,
Nichts tötet unſern Haß und unſer Sehnen.

V.

Verblendete ſind wir. Ich ſeh das Leid,
Das ſchon ſich eingräbt tief in Deine Lippen!
Weshalb denn ſollen ruhlos alle Zeit
Vom Glück wir trinken nie, nur leiſe nippen.

Wie hell die Alp dort in der Sonne liegt!
Im Thale aber drängen ſich ſchon Abendſchatten,
Auf Silberwölkchen ſchon der Mond ſich wiegt,
Und Tag und Nacht in einem Glanz ſich gatten.

Weshalb denn ſollen wir, wenn uns das Licht,
Ort, Zeit und Menſchenwelt nicht wollen gönnen,
In wohliger und heit'rer Dämm'rung nicht
Das Glück und uns traumhaft genießen können?

VI.

So biſt Du mein und dennoch, dennoch mein!
Ich küſſe Dich auf Mund und Stirn und Wangen.
Ein Feigling ſcheln ich mir und wie ein Zwerg ſo klein,
Daß ich um uns ſo elend konnte bangen.

Was kümmert uns der Menſchen Schwall und Rauch,
Wir ſind uns ſelbſt genug, nichts kann uns ſcheiden.
Von dieſes Augenblickes Wonne nur ein Hauch
Wiegt reichlich auf ein abgrundtiefes Leiden.

Nie können ganz wir uns verloren gehn,
Wir ſind uns Sonn' und Mond für alle Zeiten;
Und bleibt von dieſem Sturme mir ein Wehn,
Er trägt mich über alle Wüſtenweiten.

VII.

Ob ich vor Dir ſchon andre Mädchen küßte?
Ja, wie ich Wein trank oder aß das Brot!
Doch weh mir, wenn ich Dich entbehren müßte!
Du biſt mein Leben und Du biſt mein Tod.

Du biſt die Luft mir, meiner Seele Seele,
Ich atme und ich lebe nur in Dir;
Und ob ich Dir's geſtehe, ob verhehle,
Du weißt es ja, Du biſt das Schickſal mir.

Und dennoch zweifelſt Du, daß ich Dich liebe?
Du zweifelſt, denn Du biſt ein Weib!
Ihr heuchelt oft aus angebornem Triebe
Und weil ihr Sklaven ſeid an Geiſt und Leib.

Nicht ſeid Ihr Eures eignen Loſes Meiſter,
Und Eure Gunſt verſchenkt Ihr, weil Ihr müßt;
Ihr opfert ſelbſt dem höchſten Geiſt der Geiſter,
Nur weil in ihm Ihr ſeine Stärke küßt.

So ſeid Ihr oft betrogene Betrüger,
Und Eure eigne Unzulänglichkeit
Rächt Ihr mit wilder Tücke an dem Sieger,
Und weil Ihr thöricht unter Thoren ſeid.

VIII.

Du willſt wohl Deine Kraft an mir erproben?
Verſuch es nicht, denn ich bin hart wie Stahl;
Du zwingſt mich nicht mit Tadeln und mit Loben!
Wär ich ein Schwächling, wär ich Deine Wahl?

Was ſuchſt Du denn in mir? — Zum Liebesgirren
Biſt weder Du, noch bin ich ſelbſt gemacht;
Wir fanden müde uns nach Streit und Streites Wirren;
Wär's anders — wohl, Du hätteſt mich verlacht!

Nun ſoll ich, wie ein Täuber ſeine Taube,
Umſchmeicheln Dich und zärtlich ſchön Dir thun?
Mit der Guitarre in der Fliederlaube
Und ſüßem Lächeln Dir zu Füßen ruhn?

Wär ich ein Knabe — ja! Doch bin im Lauf der Zeiten
Der Prüfungen, die Du mir auferlegt,
Ich längſt entwöhnt ſo ſüßer Heimlichkeiten,
Und wie ein Geißler, der ſich täglich ſchlägt.

Wir können nur wie gute Kameraden
Stät und zuſammen unſeres Weges ziehn,
Und was uns trifft zu Nutze oder Schaden
Gemeinſam tragen und gemeinſam fliehn.

IX.

So lache doch! Warum denn lachſt Du nicht?
Wenn ich Dich quäle, willſt Du Dich nicht rächen?
Du biſt ja trotzig! Ich verliebter Wicht
Verſtröme meine Kraft in tauſend Bächen.

Vielleicht bezähmſt Du mich! Haſt Du mich lieb,
Wirſt meine Schwäche Du ſehr leicht entdecken.
Doch weißt Du ſicher, was Dich zu mir trieb?
Oft ſcheint es mir, Du wollteſt mich nur necken.

Wenn das die Liebe iſt, ſich wehe thun,
Und dann mit Sturm und Thränen ſich verſöhnen,
Bald lachend Wang' an Wang' und Herz an Herz zu ruhn,
Dann nieder ſich zu ſchmähn in allen Flötentönen,

So haben alle Dichter ſich geirrt,
Und Stümper ſind's in allerhöchſter Blüte,
Die unſere Empfindungen verwirrt
Und uns verſtört im innerſten Gemüte.

X.

Wo ſind ich Worte, jene Laſt zu ſchildern,
Die täglich tiefer auf mich niederſinkt,
Ach, ſelbſt die Nacht kann meine Qual nicht mildern,
Wo iſt ein Stern noch, der mir freundlich blinkt?

Wem ſoll ich glauben noch und wem vertrauen?
Die Fundamente wanken unſ'rer innern Welt.
Willſt Du vielleicht auf Gottes Hilfe bauen?
Biſt Du ganz ſicher, daß ſie Stand Dir hält?

So giebt's nur Eines, um Dich feſt zu ſtützen,
Das biſt Du ſelbſt und Deine eigne Kraft!
So wolle nur Dir ſelber einmal nützen!
Du biſt es ſelbſt, der Dir den Himmel ſchafft!

XI.

Was ſagſt Du? Wie? — Wer war an Deiner Seite
Der fremde Mann, und warum zitterſt Du?
Und warum ſucht er gleich vor mir das Weite? —
Und einem Feigling, ſo wie dem, neigſt Du Dich zu?

Der Flitter lockte Dich! Geh Deiner Wege!
Kaum trag ich noch des Ekels Übermaß!
Was wollteſt Du von mir? — Daß ich das Püpplein lege
Als ſtummer Knecht hinein ins Haus von Glas?

Zum Teufel, ja! Schon liegt das Haus in Scherben!
Nimm Dich in acht, denn meine Hand iſt ſtark!
Komm' nur, haſt Du den Mut, mit mir zu ſterben?
Ich pfeiſe auf den ganzen Dunſt und Quark!

Für mich giebt's nur ein abgrundtief Verachten!
Schon biſt Du reif, verkaufe Dich für Geld!
Das iſt ja doch der Held in allen Schlachten,
Der dieſen Plunder noch zuſammenhält.

Mich aber bitt ich in ein Irrenhaus zu ſtecken,
Ich paſſe wirklich nicht in den Bazar!
Dort ſind ich noch Genie und Seelenrecken.
Das Stück iſt aus — aus, aus — und ganz und gar.

Stuttgart. Ludwig Thaden.

Ein Dummkopf.

Ein Dummkopf iſt der Held! Warum denn nicht!
Genug Geſcheite wurden ſchon beſungen.
Und wirft mir jemand vor, daß mein Gedicht
Sich nicht zu Höherem emporgeſchwungen,
— Du guter Gott! — nicht jeder legt Gewicht
Darauf, daß ihn die Welt mit vollen Lungen
Gleich einem Ebers preiſt. — Kurz, Nane Swin,
So hieß der Held, ſtudierte Medizin.

Sein Vater war ein biedrer Schultyrann
In einem Dorfe, deſſen grüne Fluren
Der Menſchenfleiß dem Meere abgewann.
Doch nicht bis dorthin folg' ich Nanes Spuren.
Nur ſei erwähnt, daß hier ſein Lauf begann
Mit Gänſehüten, und die meiſten ſchwuren,
Die Nane je gekannt, daß den Beruf
Gott augenſcheinlich ſeinetwegen ſchuf.

Auch hätt' er ſelbſt nichts lieberes als dies
Sein Lebelang gethan, hätt' nicht dem Alten
Weiß Teufel was den Kopf verdreht. Er hieß
Sein Söhnchen ſich an etwas andres halten,
Das wen'ger luſtig war. Der Junge ließ
Den lieben Gott und Eſelsbrücken walten
Und ſaß ſich ſtillvergnügt durch alle Klaſſen,
Um ſie zuletzt als Studio zu verlaſſen.

Nach München zog er drauf, der Medizin
Und andren, muntrern Dingen nachzurennen.
Von der Natur war gütig ihm verlieh'n
Ein Angeſicht, das Männer fade nennen,
Doch Weibern reizend ſchon von jeher ſchien.
Wer wird nicht ſolche Angeſichter kennen!
Bewundernd hab' ich ſie als Kind begafft
In den Journalen, welche Mode ſchafft.

Dann war er ſchlank gebaut, juſt zwanzig Jahr,
Die Zähne blendend weiß, und dazu kamen
Ein blonder Schnurrbart, blondgelocktes Haar.
Was will man mehr? Zu Münchens dunklen Damen
Der reizendſte Kontraſt! Natürlich war,
Daß ſie an ihm den regſten Anteil nahmen,
Und all die Ladenmädchen, Kellnerinnen
Und manche noch ihn ſuchten zu gewinnen.

Jedoch umſonſt! Er war ſo kalt wie Stein,
War es darum, daß ihn noch Unſchuld zierte?
Die ging in Hamburg drauf. So pflegt's zu ſein.
Man kommt dort durch, und dann —. Was denn genierte

Noch Nane Swin? fragt mancher wohl. Allein
Vergeſſen ward, was unſer Held ſtudierte.
Auch ſah er anatomiſche Muſeen,
Und München ſoll in ſchlechtem Rufe ſtehn.

Vergeblich girrten Nannerl und Babett,
Gewappnet blieb er gegen alle Pfeile.
Ob blond, ob braun, ob ſchmachtend, ob kokett,
Es galt ihm gleich. So ging es eine Weile.
Da machte ihm ein Kirchenbaulos fett
Den magern Wechſel. Zwar vom zehnten Teile
Der Summe nur, die jenem Los entſtammte,
Schrieb er dem Alten, der Lottrien verdammte.

Ein ſolch Geſchenk iſt juſt kein ſchlechter Streich.
Zwar von den Freunden wurde er beneidet.
Erſt ward er kalt, dann mied er ſie, zugleich
War ihm die alte Lebensart verleidet.
Er rauchte nur Havannas, aß bei Schleich
Und ging in jener holden Tracht gekleidet,
Die ungewiß läßt, ob der Menſch ein Lord,
Ob er Friſeur iſt, und ſo weiter fort.

Bald fand er Freunde auch vom rechten Schlage.
Es war zur Faſchingszeit im Wittelsbach.
Dort tollen Masken bis zum hellen Tage.
Der Kaffee hält die müden Sinne wach.
Die meiſten ſind berauſcht, — die beſte Lage
Für Freundſchaft, Vaterſchaft, für einen Krach.
Kurzum, mit ſeinen neuen Freunden ward
Auch unſer Held bekannt auf dieſe Art.

Jetzt ging für ihn das wahre Leben an.
Er lernte bald, was ihm an Schliff noch fehlte,
Der Welt zu zeigen den blaſierten Mann
Durch müde Mienen; ein Monokel zählte
Natürlich auch zur Ausſtattung; ſodann,
Daß er jedweden ſchnarrend ankrakehlte,
Der aus Verſehn, aus Abſicht, weiß der Henker,
Aus welchem Grund, fixiert den kleinen Stänker.

Im übrigen war er ſo weich wie Wachs
Und ließ ſich von den Freunden gern verlachen.
Den halben Tag verſchlief er wie ein Dachs,
Dann galt's den Katzenjammer mürb zu machen
Mit ſpan'ſchem Wein, mit Kaviar und Lachs,
Mit Cognac, Bock und andern ſchönen Sachen.
An Kurzweil litt er dabei niemals Mangel,
Und abends ging es in den Tingeltangel.

Herr Nane fand dies Leben ganz charmant,
Sein Angeſicht bedeckte ſich mit Schmiſſen.
Er hielt ſich für blaſiert und int'reſſant.
Zwar plagte ihn zuweilen das Gewiſſen,
Wenn er ſich juſt nicht in Geſellſchaft fand.
Doch ward er bald den Grübelein entriſſen.
Auch pflegte man ihn kräftig anzupumpen,
Indes ein Gentleman läßt ſich nicht lumpen.

Doch ſollt ſich jetzt das Joſephſpielen ſtrafen.
In Bruſt und Magen fühlte Nane Swin,
Wenn ihn der Weiber Feuerblicke trafen,
Ein eigentümliches, fatales Ziehn.
Oft konnte er vor letzterem nicht ſchlafen,
Und wenn er ſchlief, ſo quälten Träume ihn,
Pikant wie ein Roman von Emil Zola.
Die Heldin war zumeiſt die Säng'rin Cola.

Einſt bei der Oper ſah ſie beſſ're Stunden,
Doch ging der Reiz nicht mit der Stimme hin.
Noch lange ward ſie liebenswert gefunden
Von jungen Herrn als Tingelkönigin.
Zwar nahm ſie meiſtens ältere zu Kunden.
Jetzt nannt' ſie ſich Charakterſängerin
Und ſang in Tönen eigenſter Erfindung.
Ungariſch taufte ſie die Klangverbindung.

Sie räumte achtundzwanzig Jahre ein,
Doch machte ihre Schönheit noch Parade,
— Ein roſ'ger Teint, — zwar konnt' es Schminke ſein,
Ein voller runder Arm, die drallſte Wade,
— Die Knöcheln waren dabei ſchlank und fein, —
Ein üpp'ger Buſen, kurz, ſie war nicht fade.
Das Aug' war brennend ſchwarz, Gebiß und Haar
Gleichfalls zu loben, wenn's nicht unecht war.

Dazu voll Mutterwitz! — Auf alle Fälle
War unſer Held verliebt, doch ging's ihm ſchlecht.
Er wünſchte ſich an eines Freundes Stelle.
Der letztre galt als großer Weiberhecht,
Ein ſchmucker, welterfahrener Geſelle.
Wovon er lebte, wußte niemand recht.
Gern zeigt' er ſich gefällig jedermann
Und pumpte ihn diskret zum Schluſſe an.

Bei ältern Witwen war er wie zu Haus.
Doch griff er dazu nur in magern Tagen.
In fetten hielt er eine Dame aus.
Jetzt war's die Sängerin. Er ſah die Plagen,

D'ran unſer Junge litt, und wußte d'raus
Sofort für alle drei Profit zu ſchlagen.
Für's erſte war er Colas ſatt, jedoch,
So dann und wann, wer weiß, trifft man ſich noch.

Er ſprach mit Cola, und ſie ſagte: „Ja.“ —
Trat er ſie Nane ab, war's nicht ihr Schade.
Man ſchied in Frieden, auch blieb man ſich nah,
Und unſer Held war ſein Bankier gerade
Um dieſe Zeit. Eh der ſich's nun verſah,
Befand er ſich ſchon auf dem Liebespfade,
Und nicht erſt führt' er ihn durch Dornenhecken,
Um ſein Dornröschen aus dem Schlaf zu wecken.

— Des Leibes Unſchuld will nicht viel bedeuten.
Ein Rauſch nimmt ſie uns fort, man weiß nicht wie.
Du lieber Gott, man hört die Glocken läuten
Und weiter nichts. — Die tolle Poeſie
Der Liebesglut, die manche zwar bereuten, —
Die Gründe ſind bekannt, — man lernt ſie nie
Durch jenen dunklen Drang, der uns bei Nacht
Nach weißem Fleiſch im Rauſche lüſtern macht.

Der Seele gilt der wahre Unſchuldsraub,
Wenn ihr das Händchen eines ſchönen Weibes
Vom Flügel koſend ſtreift den Blütenſtaub.
Wer bliebe nicht ſo holden Zeitvertreibes
Noch eingedenk, würd' er auch blind und taub.
Er träumte noch vom Reiz des Frauenleibes,
Spräch' er auch öffentlich wie Schopenhauer:
„Die Welt iſt grau, die Luſt am Weib noch grauer!“

— Ein Boudoir, mit all dem bunten Tand,
Den Weiber lieben, reichlich ausgeſtattet,
Koſtüme rings verſtreut, wie ſie die Hand
Juſt niederwarf, vom Tagesdrang ermattet;
Mit rotem Plüſch die Möbel überſpannt,
Von ſchwerem Vorhang wird die Thür beſchattet,
Die Fenſter ebenfalls. Das grelle Licht
Des Tages ſtört in Liebesträumen nicht.

Ein ganzes Lager von Toilett'geräten
Liegt durcheinander auf dem Spiegeltiſch,
Von weißen Handſchuhn mit geplatzten Nähten,
Von Billetdoux, Bouquetten, welk und friſch,
Und als Pendant ein Roſenkranz zum Beten.
Die Luft durchzieht ein reizendes Gemiſch
Von Heliotrop und Puderduft. Kokett
Grüßt aus der Ecke noch ein Himmelbett.

Dies Zimmer ward des Helden Paradies.
Hier lernte er die tauſend Narreteien,
Worin ihn Cola lächelnd unterwies,
Und eifrig war er wie die meiſten Laien,
Bis ſich zuletzt nichts weiter lernen ließ.
Der Burſche hatte alle ſieben Weihen, —
Und daß die ars amandi ihm geläufig,
Bewies ein Umſtand, doch der Fall iſt häufig.

Die Lehrerin verliebte ſich in ihn,
Und daß ſie's that, läßt ſich gar wohl begreifen.
Zwar litt ſie ſonſt durchaus nicht an dem Spleen,
Zur ſelben Zeit nur einen einzuſeifen.
Jetzt aber war es Ernſt. Die Dame ſchien
Hartköpfig ſich auf ihn allein zu ſteifen.
Juwelen, Kleider und noch etwas machen
Die Weiber oft konfus in Liebesſachen.

So lebten ſie denn wie zwei Turteltauben.
Der gute Hausfreund ſah voll Ärger ein,
Er wäre auf dem Holzweg in dem Glauben,
Die Säng'rin würd' ihm mehr als Freundin ſein.
Zwar wußt' er Nane um ſo mehr zu ſchrauben,
— Und dies mit ihr im zärtlichſten Verein —.
Die Sache war ſomit im beſten Fluß.
Da machte der Bankier des Helden Schluß.

„Der letzte Poſten iſt's!" ſagt's Dein Bankier,
Dann folge Heines Rat, laß Dich begraben.
Held Nane kannt' noch nicht das ABC.
Er unternahm's, von Freund zu Freund zu traben.
Zwar ward nicht voller drum ſein Portemonnaie.
Die guten Freunde waren nicht zu haben,
Seit ſich ſein goldner Strom im Sand verlief,
Und Cola — ſchrieb ihm einen Abſchiedsbrief.

Der Junge las und las, und konnt's nicht faſſen.
Er flog zu ihr, und ſie war nicht zu Haus.
Kaum aber hatte er's beſtürzt verlaſſen,
So fiel vor ihm herab ein welker Strauß.
Er ſah empor, der Hausfreund ſchnitt Grimaſſen,
Sie lächelte, und — Nane ſpuckte aus.
Jetzt wird es tragiſch! — Stuß! — Herr Nane Swin
Studierte wieder fleißig Medizin.

New-York. Gottlieb Steger.

Die „Gausse“.

Von Fürſt Friedrich Wrede.

(Salzburg.)

Es ſchlug ein Uhr nach Mitternacht. Die letzten Gäſte des Café de la Paix rüſteten zum Aufbruch. Die weißgeſchürzten Kellner eilten geſchäftig auf die Terraſſe, um die dort aufgeſtellten Tiſche und Stühle zu verwahren. Der Verſeur Tetis ſtellte ſeine beiden mächtigen, metallenen Kannen, deren eine den Kaffee, die andere Milch enthielt, auf die marmorne Platte des Büffets; für heute war Feierabend, und er brauchte keine demitasse mehr zu füllen.

Tetis war ein großer, kräftiger Junge, deſſen glattraſiertes Geſicht mit den dunklen, bürſtenförmig geſchnittenen Haaren lebhaft an die Bildniſſe der römiſchen Kaiſerzeit erinnerte. Bedächtig ſchickte er ſich an, ſeine Rechnung mit der Kaſſe zu ſchließen. Inzwiſchen hatten die Kellner die eiſernen Rollläden vor die mächtigen Spiegelſcheiben gezogen und die Gasflammen gelöſcht.

Einer nach dem anderen verließ dann das Café.

Der letzte, der aus der dunklen Thüre trat und den menſchenleeren Boulevard hinabeilte, war der Verſeur.

Nur die niederen Fenſter des Entreſols einzelner Reſtaurants waren noch beleuchtet. Luſtige Nachtſchwärmer hielten dort ihre lichtſcheuen Gelage. Sonſt herrſchte überall Friede, Dunkelheit und Ruhe.

Tetis hatte den Rock über der weißen Hemdbruſt zugeknöpft und ſchritt raſch der Seine zu. Trotzdem man erſt Anfang November ſchrieb, war es doch ſchon bitter kalt. Wie er über die Brücke eilte, blies der Sturm mit ſo vollen Backen vom Trokadero herab, daß der kräftige Burſche einen Augenblick ſtehen blieb, mit der rechten Hand nach ſeinem Filzhute griff, und mit der linken den dünnen Rock feſter um den Körper zog, um das Eindringen der eiſigen Luft zu verhindern.

Die rauhe Liebkoſung des Windes ſchien ihm indes Freude zu bereiten. Denn als die Scheiben der Laternen auf den Brückenpfeilern durch den Anprall des Sturmes leiſe klirrten und die Flammen flackernd zu verlöſchen drohten, lächelte er, daß man ſeine großen weißen Zähne zwiſchen den raſierten Lippen blitzen ſah.

Und in der That weckte dieſes dumpfe Brauſen in der dunklen Nachtluft und das Plätſchern der Seine zu ſeinen Füßen im Verſeur des Café de la Paix freundliche Erinnerungen. Er gedachte ſeiner am Ufer des

Meeres verlebten Jugend. Dort hatte er den Sturm und das Wellengetose lieben gelernt. Waren sie ja doch sein Wiegenlied und die befruchtenden Gefährten seiner Kinderträume gewesen! Ihrem Einfluß und der salzigen Luft, die er mit der Muttermilch eingeatmet, schrieb Tetis es zu, daß er über einen gesunden Körper und gestählte Nerven verfügte, denen selbst das aufreibendste und erschlaffendste Leben nichts anhaben konnte.

Und es war zweifelsohne keine Kleinigkeit, jahraus jahrein vom grauenden Morgen bis spät in die sinkende Nacht die heiße, von allerhand Düften geschwängerte Atmosphäre eines eleganten Restaurants einzuatmen und so und so viel tausend Tassen und Gläser mit sicherer Hand bis an den Rand zu füllen.

Wie viele starke Menschen hatte Tetis eine naive Freude an seinem von Gesundheit strotzenden Körper. Seit vier Jahren lebte er in Paris und war noch kein einziges Mal krank gelegen. Nicht einmal einen Erholungsurlaub, wie ihn sich so viele seiner Kollegen in der heißen Jahreszeit gönnten, hatte er benötigt. Und darauf war er nicht wenig stolz.

Allerdings mutete er seinen Kräften keine Unmöglichkeit zu. Er vergeudete nicht den Rest seiner Nächte bei Gelagen und lustigen Freunden, sondern kehrte stets, sobald das Café geschlossen war, in sein Zimmer, das er in der rue belle chasse inne hatte, zurück.

Gleich bei seiner Ankunft in Paris hatte er sich dort einlogiert und war da geblieben, trotz des weiten Weges, den er allabendlich und allmorgendlich zurückzulegen hatte. Denn einerseits hielt er diese Bewegung in der frischen Luft für seinen Körper zuträglich, anderseits aber steckte in ihm auch ein gutes Stück jenes starren Konservativismus der Provinz, der am Großen und am Kleinen mit gleich starker Zähigkeit hängt.

In seinen vier Wänden führte der junge Verseur ein so asketisches Leben, wie es kein Mönch in seiner Zelle reiner und strenger zu leben vermag. Allerdings war die Gottheit, der man in der rue belle chasse opferte, nicht so sehr die Tugend an sich als die Erhaltung der physischen Kraft des Körpers.

Mit vollen Zügen atmete Tetis die kalte Nachtluft ein.

Statt seinen Weg durch die geschützteren Gassen zu nehmen, schritt er den Quai hinauf, um sich den Wind noch einige Zeit ordentlich um die Ohren blasen zu lassen.

Tiefes Dunkel umfing ihn hier.

Selbst bei Tag herrscht in diesem Viertel mit seinen Trödlerbuden und Bücherläden verhältnismäßig geringes Leben.

Zu so später Stunde aber begegnet man höchstens einem verspäteten Wanderer oder einem Stadtsoldaten, der in seinen dreieckigen Mantel

gehüllt in einer dunklen Ecke Wache ſteht, ob nicht ein voreiliges Menſchenkind in den Armen der Seine Vergeſſen und Troſt zu ſuchen beabſichtigt.

Des Sturmes halber, der ihm mit erneuter Kraft entgegen heulte, hatte Tetis die Augen halb geſchloſſen. Da ſtieß er plötzlich mit den Füßen ſo heftig gegen einen Gegenſtand, daß er faſt gefallen wäre.

Ein leiſes Wimmern ertönte.

Tetis beugte ſich unwillig über den dunklen Körper, der im Schatten der Mauer ausgeſtreckt lag.

„Heda," rief er, „das iſt kein Platz zum Schlafen!"

Es war ein junges, kaum ſechzehnjähriges Mädchen, das ſich das harte Lager ausgeſucht hatte. Das Geſicht hatte ſie in den Armen vergraben und das eine Bein gegen den Körper angezogen, während das andere, wahrſcheinlich im Schlafe ausgeſtreckt worden war und ſo Herrn Tetis faſt zu Falle gebracht hätte. Das Mädchen rührte ſich nicht. Selbſt der Fuß, gegen den der Verſeur unſanft geſtoßen, blieb in ſeiner Lage. Ihr dünner Kittel war emporgerutſcht und zeigte eine nur zur Hälfte mit einem wollenen Strumpfe bekleidete Wade und einen in einem unförmlichen, plumpen Schuh ſteckenden Fuß.

Der erſte Gedanke Tetis' war, daß er es mit einer Betrunkenen zu thun habe. Gegen betrunkene Weiber empfand er heftigen Widerwillen. Er begnügte ſich daher, die Regungsloſe leicht mit dem Fuße zu ſtoßen und anzurufen „Allons! Sie werden hier nicht übernachten wollen, denke ich!"

Als noch keine Antwort erfolgte, beugte er ſich nieder und blickte ihr, mit beiden Händen ihre Schultern packend, ins Geſicht.

„Laſſen Sie mich liegen," wimmerte die Kleine leiſe.

Ihr blaſſes, ſchmales Geſicht mit den großen dunklen Augen und der klagende Ton ihrer Stimme rührten den braven Jungen.

„Aber das geht nicht," meinte er freundlich, „Du wirſt Dir hier den Tod holen. Allons! Steh auf!"

Sie aber ſträubte ſich und bettelte: „Nein — um Gotteswillen — führen Sie mich nicht auf die Polizei — ich habe Ihnen ja nichts gethan!"

„Wer ſpricht denn von der Polizei?" entgegnete er. „Nur nach Hauſe ſollſt Du gehen. Wo wohnſt Du denn?"

„Ich habe keine Wohnung."

Auf dieſe Antwort war der Verſeur nicht gefaßt. Er wußte wohl, daß es in Paris Tauſende giebt, die kein Dach über ihrem Kopfe haben, aber noch nie war ihm ein ſolcher Beklagenswerter ſo nahe getreten wie dieſes Mädchen.

„Na — aber Deine Eltern?" warf er ein.

„Ich habe keine Eltern," entgegnete die Kleine.

„Ja — wo biſt Du denn aufgewachſen?“ fragte Tetis immer erſtaunter.

„Auf dem Boulevard Montmartre!“ erwiderte das Mädchen ruhig, als ſei das die ſelbſtverſtändlichſte Sache der Welt.

Das Mitleid war im Verſeur rege geworden.

„Ja — aber hier kannſt Du doch nicht bleiben,“ überlegte er. „Weißt Du was! Komm mit mir! In meinem Zimmer findet ſich ſchon ein Winkel für Dich! Und beſſer als auf dem Pflaſter wird es immer ſein!“

Das Mädchen blickte ihn erſtaunt an. Es ſchien ſie zu befremden, daß ein Mann ſo zu ihr ſprach. Aus ſeinen Worten klang nur Mitleid — nichts als Mitleid.

Da ſie noch zögerte, hob er ſie einfach in die Höhe und ſtellte ſie auf die Beine. „Na alſo,“ lachte er gutmütig, „auf den Füßen wären wir ja! Jetzt tüchtig marſchiert, damit das Blut wieder in Wallung kommt!“

Er ging voran. Sie reichte ihm kaum bis zur Achſelhöhle und vermochte nur ſchwer mit ihm Schritt zu halten. Aber ſie that ihr Beſtes. Scheu wie ein geſchlagener Hund ihn anblickend und in ihre kleinen, erſtarrten Hände hauchend, folgte ſie ihm.

Bald war das altersgraue Haus, das Tetis beherbergte, erreicht. Der Portier lag bereits in der zweiten Hälfte ſeines Schlafes und begnügte ſich damit, als der Verſeur ſeinen Namen durch das Fenſter der Loge rief, etwas wie „gute Nacht“ zu grunzen, ohne es für nötig zu erachten, den ſpäten Gaſt zu kontrollieren.

Seit vier Jahren ſtörte ja jede Nacht um dieſe Stunde der Ruf „die Schnur wenn ich bitten darf“ ſeinen Schlummer, ohne daß je eine Ungehörigkeit vorgekommen wäre. So gelangte die Kleine unbeanſtandet ins Haus. Beim Scheine eines Wachskerzchens erklommen ſie die vier Treppen, die zu Tetis' Klauſe führten.

Wie in den meiſten Zinshäuſern des alten Paris lagen auf derſelben Flur zwei kleine, völlig getrennte Wohnungen, von denen die eine ihren Eingang rechts, die andere links von der Treppe hatte, während die Mittelwand eine graue, kahle Mauer bildete.

Das ganze Stockwerk war von einer Witwe gemietet worden, die durch das Wiedervermieten der einen Wohnung und Bedienung ihrer Mieter nicht nur den ganzen Zins deckte, ſondern ſogar auch einen kleinen, willkommenen Zuſchuß zu ihrer kümmerlichen Rente erwarb.

Der einen ſo guten Ertrag abwerfende Teil der Wohnung beſtand nur aus zwei Gelaſſen und einem finſtern, küchenartigen, nach dem ſchmalen Hofe zu gelegenen Raum. Das eine der Zimmer war lange Zeit von einem jungen Geiſtlichen bewohnt geweſen, der endlich doch vor kurzem eine Pfarre erhalten hatte. Da ſich noch kein neuer Mieter gefunden, war Tetis,

der das andere, etwas ſchmälere Zimmer inne hatte, zur Zeit unbeſchränkter Herr der ganzen Wohnung.

Die Einrichtung ſeines Zimmers unterſchied ſich in nichts von der aller übrigen Zimmer, die monatweiſe vermietet werden. Es herrſcht darin faſt dieſelbe Gleichheit wie in den verſchiedenen Regimentern derſelben Waffengattung. Im Großen und Ganzen iſt es immer die gleiche Einförmigkeit, Nivellierungsſucht, ermüdende Öde.

An der Wand ein kleiner Kamin mit Geſimſe aus falſchem Marmor — darüber ein erblindeter Spiegel in ſchadhaftem Goldrahmen. Ein Tiſch mit einer grünen Decke. Ein bequemer, niederer Lehnſtuhl — zwei Stühle — ein Schiebkaſten. An der Wand eine Lithographie: Napoleon über ein Schlachtfeld reitend.

Auf dem Kaminſimſe ſtand außer der obligaten Uhr ein Schnellſieder und eine blecherne Büchſe mit geriebener Schokolade. Den Boden bedeckte ein ſtark abgenutzter Teppich, auf deſſen gelblichem Grunde ſich große rote Blumen mehr ſchreiend als maleriſch abhoben.

Das Prachtſtück dieſes Zimmers aber bildete das an der Breitſeite der Wand ſtehende Bett.

Ein breites, hohes, behäbiges Bett, aus poliertem Holze und mit einer großen Zahl Matratzen, weißen Polſtern und bauſchigen Federdaunen reich ausgeſtattet.

Ein Bett, das einem Altare oder einem Monumente gleicht und wie es ſich der wohlhabende franzöſiſche Bürgerſtand zurecht gezimmert hat.

Tetis hatte zwei Kerzen auf dem Kaminſimſe angezündet. Das ungewiſſe, rötliche Licht erhellte den Raum und fiel auf das Mädchen, das ſcheu und unbeholfen in der Mitte des Zimmers ſtehen blieb.

Dem Verſeur fiel es auf, wie bleich ſie ausſah.

„Haſt Du Hunger?“ fragte er.

Sie nickte, und ein Schauer durchflog ihren ſchmächtigen Körper. Es war kalt im Zimmer, und da Tetis nicht die Gewohnheit hatte, Feuer in ſeinem Kamine zu ſehen, war weder Holz noch Kohle im Hauſe.

Das fiel ihm jetzt ein. Was war zu thun? Er konnte doch das erfrorene, kleine Geſchöpf nicht in der kalten Stube auf der Diele übernachten laſſen, wie er es anfangs beabſichtigt hatte.

„Leg' Dich ins Bett,“ meinte er nach kurzer Überlegung mitleidig, „Du wirſt doch nicht etwa Ungeziefer an Dir haben?“

Sie ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Warte, ich werde Dir etwas Warmes kochen,“ verſprach der Verſeur, da er ſah, wie ſie fror. Damit nahm er den Schnellſieder vom Kamin und ging in die Küche, wo auf dem Fenſterbrett eine Flaſche mit Milch

ſtand, die er gewöhnlich morgens trank. Er ſchüttete die Hälfte in das blecherne Gefäß und kehrte in das Zimmer zurück. Er fand allmählich Gefallen an ſeiner Rolle.

Das Mädchen war ſeinem Befehle gefolgt und ſtand bis auf das Hemd entkleidet bei ſeinem Eintritt zähneklappernd neben dem Bette.

„Schau, daß Du unter die Federn kommſt!“ rief er ihr zu, während er Spiritus auf die Maſchine goß.

Die Kleine gehorchte und lugte, bis an die Ohren zugedeckt, auf den Burſchen, der bedächtig das Kochen der Milch überwachte. Als die erſten Blaſen im Schnellſieder aufzuſteigen begannen, entkleidete auch er ſich langſam und brachte ihr dann das dampfende Getränk ans Bett.

Er behandelte ſie ganz als Kind. Der Gedanke, daß ſein Schützling eigentlich ein Mädchen war, und ein hübſches Mädchen obendrein, lag ihm völlig fern.

Er legte ſich zu ihr mit derſelben Unbefangenheit, mit der er ſein Lager mit einem Kameraden geteilt hätte.

Die Kleine trank mit gierigen, großen Zügen und wiſchte ſich dann mit der Rückſeite der Hand die blaß-roten Lippen, an denen einzelne weiße Tröpfchen wie gefrorene Tautropfen haften geblieben waren.

„Jetzt laß uns ſchlafen,“ riet Tetis und löſchte das Licht aus.

Tiefes Dunkel herrſchte in der Kammer.

Ein ſeltſames Gefühl überkam ihn. Obgleich die Kleine ganz ruhig neben ihm lag, fühlte er doch, daß ſie nicht ſchlief. Nach einer Weile fragte er: „Sag mal — wie heißt Du denn eigentlich?“

„Nanette!“ antwortete die Kleine kurz.

„Und was treibſt Du denn in Paris?“

„Ich helfe den Verkäuferinnen in der Halle.“

„Warum haſt Du denn dann ſo hilflos am Quai gelegen?“ forſchte er weiter, ſich behaglich dehnend.

„Ich bin meinem Liebhaber davongelaufen,“ erwiderte die Kleine unbefangen.

Eine Stille folgte. Tetis wußte nicht, was er auf dieſes freimütige Bekenntnis erwidern ſollte. Behagliche Wärme hatte ſich im Bette verbreitet. Im Dunkeln hörte er das regelmäßige, tiefe Atemholen ihrer Bruſt.

„Sag — war er hübſch, Dein Liebhaber?“ frug er plötzlich ziemlich unvermittelt.

„Ein großer Junge,“ meinte die Kleine geringſchätzig, „aber nicht ſo ſtark wie Du. Du mußt wohl ſehr ſtark ſein?“ Dabei bewegte ſie ſich ein wenig, ſo daß ſich ihre Körper berührten. Er fühlte, wie ſich die Hand des Mädchens unter ſein Hemd ſchob, und ihre fünf geſpreizten Finger ſich in den Haaren ſeiner Bruſt vergruben.

„Ah — ſeht die kleine Kröte," murmelte der Verſeur gedämpft, „und ich dachte — es wäre noch ein Kind!"

Er holte tief Atem — dann aber legte er den Arm um ſie und zog ſie feſt an ſich.

* * *

Als ſie am Morgen erwachte, fand ſich Nanette im großen Bette allein. Tetis hatte bereits das Haus verlaſſen, um ſeinen Dienſt anzutreten. Es war vielleicht unvorſichtig geweſen, die kleine Landſtreicherin allein in der Wohnung zurückzulaſſen, aber der brave Junge hatte ſich nicht entſchließen können, ihren feſten Kinderſchlaf zu ſtören.

Da die Hausfrau erſt gegen Mittag das Zimmer ihres Mieters in Ordnung zu bringen pflegte, hatte Nanette alle Zeit. Langſam kleidete ſie ſich an und legte ſogar ein wenig Sorgfalt auf ihr Äußeres.

Es war ſchon Spät-Vormittag, als ſie das Haus verließ.

Sie empfand den Wunſch, ihren Gaſtgeber zu ſehen. An ſeiner Kleidung und an ſeinem bartloſen Geſichte hatte ſie ſeinen Stand erraten. Die Aufgabe, im großen Paris mit ſeiner Unzahl Reſtaurants und Caſés einen Kellner ausfindig zu machen, ſchien ſie nicht zu erſchrecken. Es galt nur einen Spaziergang von einigen Stunden und die Augen offen zu halten! Da er über die Brücke gekommen war, mußte er im jenſeitigen Stadtteil bedienſtet ſein. Das erleichterte die Sache.

Gegen Mittag ſchlenderte Nanette den großen Boulevard hinab, vor allen Caféhäuſern ſtehen bleibend und höchſt unverfroren durch die großen Spiegelſcheiben in das Innere ſtarrend. Es dauerte nicht lange, ſo waren ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt.

Tetis ſchenkte gerade einem am Fenſter ſitzenden Gaſte ſeinen Kaffee in die Taſſe, als das Mädchen auf ihrem Entdeckungszuge vor dem Café de la Paix angelangt war. In ſeiner weißen Schürze und ſeinen Filzſchuhen, die großen, blitzenden Kannen in der Hand, erſchien er ihr ſehr vornehm und ſchön.

Tetis warf einen Blick auf die Straße und erkannte die Kleine. Wie zum Teufel hatte ſie ihn ſo raſch gefunden! Es war doch groß genug, dieſes ſchmutzige Paris!

Was war zu thun? Wenn er ſie nicht beachtete, ſo war ſie imſtande, ihm hier vor aller Welt einen Auftritt zu machen, und er verlor ſeinen Poſten! Es war ſchon zu wiederholten Malen vorgekommen, daß verlaſſene Geliebten auf dieſe Weiſe zu ihrem vermeintlichen Rechte zu gelangen ſuchten!

Wenn einer ein ruhiges Leben führen will — ſo ſoll er ſich nur mit den Weibern einlaſſen!

Es war jedenfalls beſſer, er fertigte ſie ab. Er ſtellte daher ſeine Kannen nieder und trat einen Augenblick auf die Straße, ſich am Zeitungs-Kioske zu ſchaffen machend.

Auf der Terraſſe ſaßen noch keine Gäſte. Die Bäume ſtreckten ihre entlaubten Äſte kahl und ſtarr in die Luft. Nur einzelne Büſchel gelber Blätter trotzten noch dem Tode. Aber bei jedem ſtärkeren Windhauche fielen einzelne von ihnen langſam und feierlich zur Erde, um raſchelnd auf dem Aſphalte zertreten zu werden.

Nanette hatte das Manöver des Verſeurs verſtanden und trat wie zufällig hinter den Kiosk, wo ſie den Blicken aus dem Café verborgen war.

Tetis reichte ihr ein Fünffrankſtück und hieß ſie gehen.

Nur zögernd nahm ſie das Geld. „Heute Abend erwarte ich Dich,“ flüſterte ſie ihm zu. „Ich will Dich und nicht Dein Geld!“

Ihre Stimme verwirrte ihn. Ohne zu überlegen, ſtammelte er: „Nun ja — aber mach es nicht auffällig!“

„Ohne Sorge,“ erwiderte die Kleine mit dem gönnerhaften Tone der Pariſer Straßenjungen, die ſich ihrer Geſchicklichkeit bewußt ſind, und ſchlenderte ihren Weg weiter.

Ein Windſtoß verfing ſich in ihrem Kittel — ſie achtete nicht darauf.

Tetis blickte ihr verdroſſen nach. Weshalb hatte er ihr zugeſagt? Es war keineswegs ſeine Abſicht geweſen.

Ihr Körper war reizlos und hager wie der eines Jungen, ihre Bewegungen, wenn nicht gerade unſchön, ſo doch unwellig und eckig.

Der wehmütige Schleier des Elendes und der Hilfloſigkeit, der ſie geſtern umwoben, war heute geſchwunden. Ihr Benehmen drückte Sorgloſigkeit und ſpöttiſchen Übermut aus. Anziehend an ihr war das ſchmale, blaſſe Geſichtchen mit den friſchen Lippen und den großen dunklen Augen. Die Stirn war auffallend niedrig, die Haare dunkelblond und in kurzen Locken getragen.

Man hätte ſie für einen hübſchen Straßenjungen, wie ſie zu Dutzenden auf den Boulevards herumlungern, der Weiberröcke angelegt, halten können.

Tetis war viel zu urwüchſig veranlagt, als daß er an dieſem Typus hätte Gefallen finden können. Und doch hatte er nicht vermocht, „nein“ zu ſagen.

Das monotone „Versez“, das in regelmäßigen Zwiſchenräumen aus den Räumen des Cafés zu ihm drang, riß ihn aus ſeinem Brüten und mahnte ihn, zu ſeinen Kannen zurückzukehren.

Aber unzählige Male im Laufe des Tages legte er ſich immer und immer wieder die Frage vor: „Weshalb haſt Du eigentlich ja geſagt?“

Im Stillen hoffte er, da ſie den Ort der Zuſammenkunft nicht be-

ſtimmt hatten, das Mädchen zu verfehlen. Dabei ertappte er ſich aber öfters, wie er den Boulevard auf und ab ſpähte, was ſonſt nicht in ſeiner Gewohnheit lag. Er geſtand ſich jedoch keineswegs ein, daß dies mit der Hoffnung geſchähe, im Gewühle der eleganten Spaziergänger die ſchmächtige Geſtalt des kleinen, weiblichen Gaſſenbuben zu erblicken.

Abends zog er ſeine Abrechnung abſichtlich in die Länge, um als letzter das Lokal zu verlaſſen. Es wäre ihm höchſt peinlich geweſen, mit einem ſeiner Kollegen auf die Straße zu treten und in Geſellſchaft Nanette zu begegnen. Ehre war wahrhaftig mit dem Mädchen nicht einzulegen. Zu ſeinem Erſtaunen war indes von der Kleinen nichts zu ſehen.

Tetis empfand es faſt wie eine Enttäuſchung. Er blieb ſogar eine Weile ſtehen und trat dann bis auf den Opernplatz vor.

Vielleicht harrte Nanette ſeiner am andern Ausgange. Aber auch hier war kein Menſch zu entdecken.

Was die Kleine abgehalten haben mochte? Vielleicht war ſie inzwiſchen von der Polizei aufgegriffen worden.

Faſt mißmutig ſchlug Tetis die Richtung gegen die Madeleine ein. Er gewahrte es nicht, wie ſich aus dem Schatten des Cercle militaire eine dunkle Geſtalt loslöſte und ihm vorſichtig folgte:

Wie er aber über die Place de la Concorde ſchritt, ſtand Nanette plötzlich an ſeiner Seite und wünſchte ihm unbefangen einen guten Abend.

„Zum Teufel! Wo kommſt Du her?“ fuhr er ſie an.

„Ich bin Dir gefolgt,“ erwiderte die Kleine, „weil ich dachte, es wäre Dir unangenehm, mit mir über den Boulevard zu gehen. Und ich will Dir keine Unannehmlichkeiten bereiten!“

Das rührte den großen Jungen und ſchmeichelte ſeinem Selbſtbewußtſein. Er lächelte ihr freundlich zu.

Sie nahm ohne viel Umſtände ſeinen Arm und vergrub ihre kleine Hand in ſeine Fauſt.

An einer Ecke hatte ſie für einige Sous geröſtete Kaſtanien gekauft, die ſie nun im Gehen verzehrte.

Tetis mochte keine Kaſtanien — aber um ſie nicht zu kränken, aß er doch eine, von der ſie ein Stückchen abgebiſſen hatte.

Dabei wurde ſie nicht müde zu plaudern — in jenem Gaſſenbuben-Jargon, der neben vielen Unflätigkeiten manchen geſunden Witz birgt.

Tetis mußte oft über ihre drolligen Redensarten lachen. Sein tiefer Baß und ihre helle Kinderſtimme klangen prächtig zuſammen.

Als ſie aber oben in ſeinem Zimmer ſtanden verminderte ſich plötzlich ihr kameradſchaftliches Weſen.

Mit leidenſchaftlicher Glut ſtürzte ſie ſich auf ihn, riß, als der beinerne

Knopf Widerstand leistete, den Kragen seines Hemdes entzwei und bedeckte ihm Hals und Nacken mit so heißen Küssen, als könne sie aus den Poren seiner Haut ewiges Leben saugen.

Sie glich auch in ihrem Liebesrausche mehr dem Manne als der Frau. Es genügte ihr nicht, geliebt zu werden, sich hinzugeben und zu gewähren — sie wollte vielmehr selbst lieben, ihren eigenen Durst stillen.

In ihrer Leidenschaft lag eine erschreckende Elementarkraft, die mit ihren sanften Augen und dem schmächtigen Körper nicht in Einklang zu bringen war.

Aber auch in Tetis erweckten ihre Küsse die schlummernden Quellen der Sinnlichkeit, und es entspann sich zwischen diesem kraftstrotzenden sechsundzwanzigjährigen Burschen und dem hageren Mädchen ein Kampf flammender Leidenschaft, in welchem jeder Teil der stärkere, mächtigere und herrschende zu sein bestrebt war.

Noch spät in der Nacht, als er zwischen seinen zerwühlten Kissen und Polstern keinen Schlaf finden konnte, murmelte der Verseur: „Und da habe ich diesen Racker für ein Kind gehalten!“

* * *

Als Tetis am anderen Morgen einige Augenblicke das Zimmer verlassen hatte, um seine Frühstücksmilch zu holen, fand er bei seiner Rückkehr Nanette mit angezogenen Knieen in der Mitte des Bettes liegend und gemächlich eine Cigarette rauchend.

Gestern hatte er aus Mitleid ihren Schlummer nicht zu stören gewagt, heute aber ergriff ihn, als er sie so träge und bubenhaft ruhen sah, während er sich mit dem kleinen Haushalt plagte, plötzlich die Wut.

Er war ein leidenschaftlicher Bursche. Zum Überflusse konnte er rauchende Frauenzimmer nicht ausstehen.

Ohne lange Vorrede trat er deshalb auf Nanette zu und versetzte ihr eine so kräftige Ohrfeige, daß die Cigarette in weitem Bogen aus ihrem Mundwinkel auf die Erde flog.

„Ich werde Dich lehren, die Faule spielen!“ schrie er sie ganz rot vor Zorn an. „Gleich stehst Du auf und kochst das Frühstück!“

Sie gehorchte. Seine Roheit schien sie nicht verletzt zu haben. Sie war es so gewöhnt, geschlagen zu werden!

Während er nun auf dem Bette sitzend seine Socken anzog, stand sie am Kamine und überwachte die brodelnde Milch im Schnellsieder, von Zeit zu Zeit ein wenig Schokolade aus der blechernen Büchse hinein rührend. Ein leiser Schauer durchflog ihren schmächtigen Körper. Es war kalt im Zimmer, und sie nur mit einem an Hals und Armen ausgeschnittenen Hemde bekleidet.

Digitized by Google

Während Tetis ihre dünnen, nackten Arme, ihren platten Buſen und ihre Knabenhüften betrachtete, dachte er bei ſich: Es iſt wirklich gar nichts an ihr!

Und er war über ſich ſelbſt ärgerlich, ſie in ſeine Wohnung aufgenommen zu haben.

Als ſie ihm aber ſtumm und zähneklappernd die Milch reichte, überkam ihn wieder das Mitleid, und er nickte ihr gutmütig zu: „Du mußt Dich nützlich machen, Kleine, wenn Du hier bleiben willſt, und das Rauchen laſſen. Eine Frau, die raucht, iſt mir ebenſo widerwärtig, wie ein Soldat, der ſtickt.“

Nanette blickte ihn mit ihren großen Gaſſenjungen-Augen forſchend an. Dann verſprach ſie alles gerne thun zu wollen, was er ſie heißen würde. Aber er müſſe anfangs Nachſicht mit ihr haben — denn ſie könne nichts dafür, daß ſie eine „Gausse“*) ſei.

Dieſes freie Selbſtbekenntnis gefiel ihm. Er geſtand zu, daß ein gewöhnliches Mädchen kaum ſo viel Aufrichtigkeit gezeigt haben würde. Väterlich klopfte er ihr auf die Schulter und befahl ihr, wieder unter die Federn zu kriechen, bis ſie warm geworden. Dann ſolle ſie aufſtehen und das Zimmer in Ordnung bringen. Inzwiſchen wollte er beim Vorübergehen die Hausfrau von ihrem Bleiben verſtändigen. Damit ging er.

Beim Abſchied nannte er ſie ſelbſt zum erſtenmale „Gausse!“

Daß er ſo rauh und herriſch gegen ſie geweſen, feſſelte Tetis an das Mädchen. Seine ehrliche und aufrichtige Natur ſagte ihm, er habe ſchlecht an der Kleinen gehandelt und müſſe ſeinen Fehler wieder gut zu machen verſuchen! Hätte ſie ſich gegen ſeinen tyranniſchen Befehl geſträubt, ſo hätte er ſie wahrſcheinlich durchgeprügelt und für immer vor die Thüre geſetzt. Ihr duldender Gehorſam jedoch entwaffnete und beſchämte ihn. Am ärgſten demütigen uns eben die Schulden, an die wir nicht gemahnt werden, während uns Hohn und Trotz leicht gegen den Mann erfüllt, der auf ſeinen Schein pocht.

Während er durch den kalten Morgen dem Boulevard zuſchritt, fiel ihm ein, wie ſehr die Kleine unter der Kälte litt. „Man wird der Gausse Kohlen ſchicken müſſen,“ ſprach er zu ſich und gab in einem Geſchäfte den Auftrag, einige Kübel in ſeine Wohnung zu ſenden.

Die nächſten Monate brachten ihnen ein eigentümliches Leben. Die Gausse, wie er ſie kurzweg nannte, war bei ihrem Freunde geblieben; ein ſtilles Abkommen war zwiſchen ihnen anfangs auf Tage, dann auf Wochen, aus welchen ſchließlich Monate wurden, geſchloſſen worden. Das ſeltſamſte Verhältnis verband dieſe zwei in ihren Gewohnheiten, Anſchauungen und Neigungen ſo grundverſchiedenen Menſchen. Obgleich ſich das Mädchen

*) Volkstümliche Bezeichnung für Kind, wie wir im Deutſchen etwa „Bengel“, „Balg“ oder „Göhre“ ſagen würden.

redlich bemühte, es ihrem angebeteten Freunde in allen Stücken recht zu machen, kam doch ihr knabenhaftes Weſen, das ihm ſo verhaßt war, immer wieder zum Durchbruch. Mancher heftige Auftritt war dadurch hervorgerufen worden. Da aber Tetis im Grunde mehr an der Kleinen hing, als es den Anſchein hatte, machte er ihr diesbezüglich mit der Zeit einige Konzeſſionen. So war ſie z. B. nicht zu bewegen, gewöhnliche Frauenkleider zu tragen. Sie hatte ſich eine eigene Tracht erdacht, die aus einem allerdings kurzen Mädchenrock und einer Knabenbluſe beſtand. Sie ſah darin wirklich hübſch aus. Aber Tetis konnte ſolche Abſonderlichkeiten nun einmal nicht leiden, und es war ihr ſchwer gefallen, ſeine Einwilligung zu erbetteln.

Gewöhnlich verkehrten ſie wie zwei gute Kameraden mit einander. Sie ſprachen ſelten von Liebe und verſchwendeten keine Zärtlichkeiten.

Tetis wäre es faſt lächerlich erſchienen, dieſem Gaſſenjungen im Weiberrock, mit ſeinen eckigen Bewegungen, dem kurzgelockten Haar und ſpitzbübiſchen Lachen, zärtliche Worte ins Ohr zu flüſtern. Er plauderte mit ihr wie mit einem Kollegen über das Geſchäft, die Politik und die, das Intereſſe ſeiner Standesgenoſſen in ſo hohem Grade erregenden Pferderennen.

Von Zeit zu Zeit aber erfaßte beide eine lodernde, ſinnliche Glut, die ſie dann, wie von einem Sturmwind getrieben, ſich gegenſeitig in die Arme trieb.

Die Gausse verſtand ſich gerne dazu, bei grauendem Morgen das Lager zu verlaſſen, um das Frühſtück zu bereiten, das ſie dann gemeinſam im großen, warmen Bette verzehrten.

Wenn aber der Verſeur das Haus verlaſſen, dann träumte die Kleine noch einige Stunden inmitten der durchwühlten Kiſſen bis ſpät in den Tag hinein.

Nachdem ſie ihre häuslichen Verpflichtungen erledigt hatte, trieb ſie ſich ſtundenlang auf den Straßen herum.

Am liebſten aber verträumte ſie die Nachmittage auf einer Bank des Luxemburg-Gartens, die Spaziergänger müßig betrachtend und ihre Corporal-Cigaretten dampfend.

Im Zimmer hatte ihr Tetis das Rauchen ſtreng unterſagt. Sie hielt ſich daher auf ihren Wanderungen ſchadlos.

Mochte es ſtürmen und noch ſo kalt ſein, regelmäßig erwartete ſie ihren Freund abends auf der Place de la Concorde und kehrte mit ihm nach Hauſe zurück.

Oft hatte Tetis ſie gebeten, ihn in ihren vier Wänden zu erwarten. Aber davon wollte die Gausse nichts hören.

Die Rolle der Frau, die geduldig zu Hauſe auf ihren Mann harrt, ſagte ihr nicht zu. Sie wollte als Kamerad an ſeiner Seite bei Nacht und Sturm heimkehren.

Das waren ſo kleine Züge, die ihr Gaſſenbubenblut verrieten.

Fünf Monate hatten ſie es ſo gehalten.

Der März war ins Land gezogen mit trügeriſchem Sonnenſchein und eiſig-kalten Schatten. Vor den Kaffeehäuſern ſchickte man ſich an, Tiſche und Stühle wieder auf den Terraſſen aufzuſtellen, wenn auch nur tollkühne Waghälſe dem heimtückiſchen Wetter ſtand zu halten ſich erkühnten.

Da klagte Tetis eines Abends beim Nachhauſegehen über ein Stechen zwiſchen den Schulterblättern, und als er ſich zu Bette legte, überfiel ihn ein ſo heftiger Schüttelfroſt, daß das ganze Lager unter den Konvulſionen ſeines mächtigen Körpers erzitterte.

Die Gausso meinte anfangs, er treibe Scherz. Als ſie aber erkannte, daß ihr Freund in Wahrheit litt, warf ſie ſich über ihn und wollte mit ihrem eigenen Leibe ſeine vom Fieber geſchüttelten Glieder erwärmen.

Tetis fühlte, daß er ernſtlich krank wurde. Da ihm der Gedanke an dieſe Möglichkeit noch niemals gekommen, verlor er allen Mut und trug ſich mit Todesahnungen. Das angſtvoll verzerrte, ſchmale Bubengeſicht der Gausso rührte ihn. Er ſchob die Kleine ſanft beiſeite und fuhr ihr mit der fieberheißen Hand über die kurzen Locken.

„Arme Gausso," meinte er traurig, „es hilft nichts! Sie werden mich einſcharren!"

Da ſchrie das Mädchen wild auf und warf ſich von neuem über ihn. Ihre Thränen riefelten auf ſein Geſicht und liefen in dicken, ſchweren Tropfen über ſeine glühenden Wangen.

Dann aber ſprang ſie plötzlich mit einem Satze aus dem Bett, warf nur die nötigſten Kleidungsſtücke über und lief aus dem Zimmer.

Nach einer halben Stunde kehrte ſie mit einem Arzte wieder. Tetis erkannte ſie nicht mehr. In wirren Fieberträumen wälzte er ſich auf ſeinem Lager. Die Krankheit war leicht zu erkennen. Eine heftige Entzündung, ſagte der Arzt, die ſich auf beide Flügel der Lunge erſtreckte und der der Patient wahrſcheinlich erliegen würde.

Zwei lange, leidenvolle Wochen folgten. Tag und Nacht pflegte die Gausso aufopferungsvoll den wilden Kranken. Als gelte es ihr eigenes Leben, horchte ſie auf den röchelnden Atem des Gefährten.

Dabei war ſie ängſtlich bemüht, den Ernſt des Leidens im Hauſe geheim zu halten. Der Gedanke, man könnte den Geliebten ihrer Pflege entreißen und einem Spitale übergeben, erfüllte ſie mit Raſerei.

Wenn irgend jemand dem Tode dieſe Beute abzutrotzen vermochte, ſo war es ſicherlich niemand anders als ſie — die Gausso!

Für alle Mühe und Aufopferung fühlte ſie ſich überreich entſchädigt, wenn manchmal in ſtillen Nächten, die ſie auf dem Lehnſtuhle neben ſeinem

Lager zu verbringen pflegte, der Kranke seine heiße, feuchte Hand auf die ihre legte und ihr leise die zwei Worte zuraunte: „Meine Gausso!“

Endlich, nach zwei vollen Wochen, stellte sich eine Besserung ein.

Aber war nun auch die Gewalt der Krankheit gebrochen, so folgte eine nicht viel minder qualvolle Rekonvalescenz mit kleinen Rückfällen, mit Zweifeln und allerhand Sorgen.

Tetis lag müde und abgezehrt in dem breiten Bette und blickte sehnsüchtig nach dem kleinen Stückchen blauen Himmel, das durch das niedere Fenster hereinlugte.

Qualvoll empfand er die entsetzliche Hinfälligkeit seines Körpers. Er, der stets auf seine Kraft und Gesundheit gepocht hatte, litt unaussprechlich unter dem Bewußtsein der Schwäche seiner vom Fieber durchwühlten Glieder. Wohl zehnmal im Tage wies er auf seine blassen, abgezehrten Hände und klagte dann der Gefährtin: „Da, sieh doch, Gausso, was sie aus mir gemacht haben.“

In solchen Augenblicken der Entmutigung vergaß die Kleine dann manchmal ihr knabenhaftes Wesen und ihre kameradschaftliche Rolle. Mit der ganzen Zärtlichkeit des liebenden Weibes griff sie nach seiner Hand und preßte jeden einzelnen Finger an ihre warmen, roten Lippen, als könne sie ihnen auf diese Weise neue Lebenskraft einhauchen.

Da die Krankheit lange währte, zog die Sorge in das kleine Hauswesen ein. Tetis hatte sich im Laufe der Jahre eine runde Summe erspart. Bei dem Mißtrauen des Provinzlers gegen die Hauptstadt schien ihm jedoch sein Geld in Paris nicht sicher, und so sandte er seinen Schatz stets zur Verwaltung und Vermehrung an den ihm von Jugend an bekannten Notar seines Heimatsortes. Gegen die Gausso hatte er mit keinem Worte seines kleinen Reichtumes Erwähnung gethan.

Die paar hundert Frankscheine, die im Kasten lagen und die ihrer Meinung nach sein ganzes Um und Auf bildeten, waren in den Tagen der Not bald verschlungen, und eines schönen Morgens sah sich die Gausso, deren schwächste Seite ohnedies der Haushalt war, mit ihrem Kranken völlig mittellos dem Gespenste der Not gegenüber. Dabei betrugen die laufenden Ausgaben eine beträchtliche Summe, da der Kranke nach Ausspruch des Arztes kräftiger Speisen und starken Weines bedurfte.

Nicht einmal das beliebte Auskunftsmittel des Versatzamtes konnte in Anwendung gebracht werden, da ja kein einziges Stück des Hausrates ihnen gehörte.

Das Schlimmste aber war, daß Tetis von der Notlage kein Wort erfahren durfte, da Erregungen und Sorge seinen Zustand verschlimmern und jedenfalls die Genesung verzögern würden.

Selbſt der Hauswirtin verheimlichte die Gausse ihren Kummer. Bisher hatte ſie nur die erbarmungsloſen Unterſtandsgeber der Ärmſten der Armen kennen gelernt, die keine Stunde Kredit gewähren. Sie ſah ſich ſchon mit Tetis auf die Straße geſetzt.

Es waren herbe, bittere Tage.

Seit der Erkrankung ihres Freundes hatte die Gausse das Zimmer nur verlaſſen, um das Dringendſte und Notwendigſte zu beſorgen. Tetis war daher nicht wenig erſtaunt, als eines Nachmittags das Mädchen ihr beſtes Kleid und ihren neuen Mantel anlegte. Auf ſein Befragen erklärte ſie faſt unwirſch, ſich ein wenig Bewegung machen zu wollen. In längſtens einer Stunde ſei ſie wieder zurück.

Sie blieb lange aus.

Als ſie heimkehrte, glühten ihre Wangen wie nach einem raſchen Laufe. Sie hatte ihm eine Zeitung und ein Veilchenſträußchen, wie ſie an allen Straßenecken feilgeboten wurden, mitgebracht. „Als Zeichen, daß ich die ganze Zeit an Dich gedacht habe," ſprach ſie herb und legte ihm ihre kleinen Geſchenke auf die wollene Decke.

Tetis war für ſolche Aufmerkſamkeiten ſehr empfänglich. Er wollte ſie gerührt an ſich ziehen. Sie aber wehrte ihm. „Laß," herrſchte ſie ihn ungeduldig an. Dabei vermied ſie es, ihn anzuſehen.

Den ganzen Abend über war ſie traurig und einſilbig. Sie hockte auf der Erde neben dem Kamin und ſchaute zu ihm hinüber.

Im Zimmer war es allmählich dunkel geworden. Man vermochte kaum mehr die einzelnen Gegenſtände zu unterſcheiden. Tetis lag auf dem Rücken im Bette und ſchlummerte.

Das Veilchenſträußchen hielt er in den Händen. Im Abendgrauen erſchienen die eng aneinander gebundenen violetten Blumen wie ein häßlicher, ſchwarzer Fleck. Und es waren doch duftende Blüten!

Ein unterdrücktes Schluchzen ſtörte den leiſen Schlaf des Geneſenden.

Es war die Gausse, die in ihrer Ecke weinte.

Befremdet richtete er ſich im Bette auf. „Gausse," rief er, „was iſt Dir denn?"

„Nichts," klang es mit thränenerſtickter Stimme zu ihm herüber.

„Wirſt Du wohl herkommen und mir ſagen, warum Du flennſt?" befahl er.

Sie war gewohnt, ihm zu gehorchen. Widerwillig wie ein Kind, ſich die Thränen aus den Augen wiſchend, trat ſie an das Bett. Wie ſie aber in ſeine großen, ehrlichen Züge blickte — da fiel ſie ihm plötzlich um den Hals und raunte ihm leiſe, aber leidenſchaftlich, faſt drohend ins Ohr: „Ich habe Dich lieber als mein Leben — das mußt Du mir glauben!"

* * *

Zwei Wochen vergingen. Drei oder viermal hatten sich die Ausgänge der Gausse wiederholt. Die Tage, die einem solchen Spaziergange vorangingen, war die Kleine jedesmal so erregt und reizbar, daß Tetis, der diesen Zustand der Zimmerluft zuschrieb, ihr selbst zu ein wenig Bewegung riet.

Seine eigene Gesundheit machte die erfreulichsten Fortschritte. Er verbrachte bereits den größten Teil des Tages außer Bett und machte sogar schon zur Mittagsstunde, wenn die Sonne recht warm schien, kleine Spaziergänge. Mit Anfang übernächster Woche hoffte er sich um einen neuen Posten umsehen zu können.

Das Wiederkehren der Kraft bereitete ihm unbeschreibliche Wonne. Wenn er so in der warmen Sonne auf einer Bank des Quai saß, auf das Tuten der Trambahn und das Pusten der Dampfschiffe wie auf die Stimmen lieber, alter Bekannten, die man lange nicht vernommen, lauschend, da meinte er es fühlen zu können, wie sich seine Muskeln neu belebten, anschwollen und die Haut straffer spannten. Er glaubte, das raschere Rollen des Blutes in seinen Adern, das Befruchten und Erwachen aller Organe zu verspüren. Es war kein Zweifel, er würde kräftiger und gesunder werden als je zuvor.

Die Tage der Krankheit hatten in seinem Verhältnisse zu Nanette einen tiefgreifenden Umschwung herbeigeführt. Wie er die Kleine wochenlang so sanft und ernst zwischen seinem Bette und dem Kaminsimse, der als Apotheke diente, walten und leben sah, ihm bald einen Löffel Medizin, bald einen Schluck Tisane reichend, unermüdlich und aufopferungsvoll — da hatte sich seine sinnliche Liebe allmählich in eine tiefe, ernste Neigung verwandelt.

Er trug sich allen Ernstes mit dem Gedanken, die Gausso zu seinem Weibe zu machen. Nicht ihr sprudelnder Frohsinn, ihr kecker Lebensmut, noch seine sinnliche Glut hätten ihn so zu fesseln vermocht, wie es die sanfte Hingebung gethan, mit der sie über dem wilden Kranken gewacht. Er hatte sich ganz in den Gedanken verliebt, das schmale, blasse Bubengesicht der Gausso von der weißen Haube, wie sie in seiner Heimat die Hausfrauen trugen, beschattet zu sehen.

Mit der Lebenskraft kam ihm allmählich auch wieder der Sinn und das Interesse für die gewöhnlichen Erfordernisse des Daseins. Da fiel es ihm zum erstenmale ein, daß sein Geldschrank längst erschöpft sein mußte. Wie hatte die Gausso ihren Unterhalt nur so lange bestreiten können?

Als er sie darüber frug — wurde sie sehr verlegen, und eine dunkle Glut schoß ihr in die Wangen. Es hätte eben gereicht, meinte sie dann und er solle sich keine Sorgen machen, sie würde mit Sparsamkeit schon auskommen, bis er wieder verdienen könne.

„Aber das iſt ja nicht nötig," lachte er mit dem Selbſtbewußtſein eines Mannes, der ſeine blanken Goldfüchſe ins Trockene gebracht, „wir werden eben nach Hauſe um Geld ſchreiben!"

Die Gausso blickte ihn an, als fürchte ſie um ſeinen Verſtand.

„Wie — Du — haſt — Geld?" ſtammelte ſie dann mit bleichen Lippen, ſich an den Bettpfoſten klammernd.

„Natürlich habe ich Geld," entgegnete Tetis ſelbſtgefällig. „Siehſt Du, das iſt der Lohn, wenn man fleißig und ehrbar war!" Er legte den Arm um ſie und flüſterte einſchmeichelnd: „Und weißt Du, Kleine, was wir mit dem Gelde anfangen? Einrichten thun wir uns — und heiraten thun wir uns! Ja — heiraten, wie zwei rechtſchaffene Chriſten!"

Die Gausso verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. Ihr Atem flog keuchend. Dann plötzlich packte ſie ihn wild mit beiden Händen an den Schultern und ſtarrte ihm ins Geſicht. „Wie — ſag es noch einmal — Du haſt Geld?"

Er nickte. Da riß ſich das Mädchen plötzlich aus ſeinen Armen und ſtürzte aus dem Zimmer. Die Wohnungsthür fiel krachend ins Schloß.

Auf dieſe Wirkung ſeiner Eröffnung war Tetis nicht gefaßt. Er ſchrieb ihre Erregung der Freude, ſich vermögend zu wiſſen, zu. Was war das wieder? Da ſollte einer aus dem Mädchen klug werden! Wer hätte je gedacht, daß die kleine Gausso ſo am Gelde hing?!

In einer menſchenleeren Allee des Luxemburg-Parkes lehnte inzwiſchen das Mädchen an einem Baume. Sie preßte die heiße Stirne an die rauhe Rinde des Stammes und weinte! Einzelne ihrer Thränen fielen in ſchweren, dicken Tropfen auf die Erde.

Dunkle, wohlriechende Veilchen blühten dort im grünen Mooſe.

* * *

Nach abermals zwei Wochen kam Tetis wieder ſeinem Berufe nach. Da ſein Platz im Café de la Paix anderweitig beſetzt war, trat er einen Poſten im Café Americain, der ſich ihm gerade darbot, an. Man ſchrieb Mai, und Paris war in der ſchönſten Blüte. Die großen Boulevards boten in ihrem jungen Blätterſchmuck und im Gewoge der frühjahrgeſtimmten Menſchen ein friſches, lebensfreudiges Bild.

Über die Terraſſe des Cafés war die breite Marquiſe herabgelaſſen worden, und in ihrem Schatten hatten trotz der erſten Nachmittagsſtunden bereits eine Anzahl Müßiggänger Platz genommen.

Tetis lehnte in der breiten Thüre und blickte träumeriſch-erwartungsvoll auf die vorüberziehende Menge.

Nur die bleiche Farbe ſeines Geſichts verriet die überſtandene Krankheit.

Es war verabredet worden, daß die Gausso um dieſe Stunde an der

Terraſſe vorübergehen ſollte, um ihn bei der Arbeit zu ſehen. Unbemerkt von den übrigen wollten ſie einen Blick des Einverſtändniſſes tauſchen und ſich des gemeinſamen Glückes freuen.

Die Gausse war pünktlich. Schon von weitem erkannte er ſie an ihrem knabenhaften Gang, der im lichten Sommerkleide noch mehr als gewöhnlich auffiel. Aber gerade wie ſie an Tetis vorüberſchritt, zuckte ſie plötzlich wie unter dem Biß einer giftigen Schlange zuſammen. Eine jähe Bläſſe überzog ihr Geſicht und ſie wandte gleichzeitig, ihren Schritt beſchleunigend, den Kopf ab.

Im gleichen Augenblicke ertönte in einer Fenſterniſche dicht neben Tetis eine tiefe Männerſtimme: „Da ſehen Sie doch die Kleine dort, im lichten Kleide, mit den kurzen Haaren — das iſt auch ſo ein Großſtadtkind!“

Tetis wandte den Kopf nach dem Sprecher. An einem kleinen Tiſchchen ſaßen dort zwei Herren bei ihrem Abſinth. Der mit der tiefen Stimme fuhr fort: „Da gehe ich vor etwa vier Wochen über den Boulevard St. Germain und begegne ihr. Nun — ſie war nicht ſpröde und wir fuhren zuſammen ins Hotel de Rome. Als ich ſie verließ, war ich um zwei Louis ärmer. Einen hatte ich ihr gegeben, den zweiten hatte ſie ſich ſelbſt genommen. Aber jetzt kommt die Pointe der Geſchichte! Geſtern begegne ich ihr wieder. Aber Sie hätten ſehen ſollen, wie mich die kleine Kröte abfallen ließ! Eine Herzogin aus dem Faubourg hätte nicht hochmütiger ſein können!“

„Wahrſcheinlich eine kleine Entretenue auf Ferien,“ meinte der andere Herr phlegmatiſch ſeine Cigarre rauchend.

„Sehr wahrſcheinlich,“ beſtätigte der erſte, „aber Sie werden geſtehen, daß man ſeine Freunde nicht ſo verleugnet! Es iſt blöde, die Tugend zu ſpielen, nachdem man einem das Geld aus der Weſtentaſche ſtibitzt hat!“

Dabei ſchlug er ein breites, putziges Lachen an.

Tetis lehnte ſtumm und faſſungslos an ſeiner Säule. Die Verwirrung der Gausse gab Zeugnis für die Wahrheit der Beſchuldigung!

Ein ſcharfer, ſchriller Klang riß ihn aus ſeiner Betäubung. Es war der „Freund“ der Gausse, der mit einem Geldſtück auf das Marmortiſchchen klopfte, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen.

„Garçon, bringen Sie mir noch einen Abſinth,“ herrſchte er ihn an.

Als Tetis an das Büffett trat, um das Verlangte zu holen, fragte ihn die Patronin, ob er krank ſei. Die Leichenbläſſe ſeines Geſichts hatte ſie erſchreckt.

Er verneinte und wagte ſogar einen Scherz. Wie er aber das Getränk auf den Tiſch ſeines Nebenbuhlers ſtellen wollte, zitterte ſeine ſonſt ſo kräftige Fauſt in dem Grade, daß die Gläſer auf der Taſſe leiſe klirrten und einige Tropfen vergoſſen wurden.

„Wie ungeſchickt!“ brummte der Herr mit der tiefen Stimme. Weiter

achtete er jedoch nicht darauf. Was ging es ihn an, weshalb die Hand eines Kellners zitterte!

Der Reſt des Tages verging Tetis wie im Traum. Er verrichtete ſeinen Dienſt wie eine gute Maſchine. Alle ſeine Gefühle, der Zorn, der Haß, die Rache und die Liebe gingen in eines auf, das ihn ganz erfüllte: den Ekel! Während er krank gelegen, hatte ſie gefündigt — geſtohlen! Die Treue, die ſie dem Geſunden zu halten bereit war, empörte ihn faſt mehr als der Verrat an dem Kranken! Und dieſe Verworfene hatte er zu ſeinem Weibe machen wollen!

Als er ſpät in der Nacht den Heimweg antrat, wartete die Gausso nicht wie gewöhnlich ſeiner auf der Place de la Concorde. Seit jenem Abend, wo er ſie aufgeleſen, betrat er zum erſtenmale allein das Haus.

Oben aber im Zimmer fand er ſie halb entkleidet vor dem Kamine kauern.

Ohne den Hut abzulegen, fuhr er ſie an: „Was ſuchſt Du hier?“

Sie ſchien alles Vorgefallene mit dem feinen Spürſinn der Frauen erraten zu haben. Als ſie ſchwieg, packte ihn eine grenzenloſe Wut. Mit beiden Fäuſten faßte er ſie bei den nackten Schultern und brüllte ihr ins Geſicht:

„Hörſt Du nicht, wenn ich frage! Außerdem weiß ich alles! Das Leugnen hilft Dir nichts!“

Sie warf den Kopf in den Nacken. „Ich leugne auch nicht!“ war alles, was ſie erwiderte.

Ihre Ruhe reizte ihn noch mehr.

„Dirne — eine Dirne biſt Du — hörſt Du!“ ſchrie er, ſie wie einen lebloſen Gegenſtand ſchüttelnd. „Sag, was Du biſt!“

Und er wollte ſie zwingen, ſich ſelbſt zu beſchimpfen.

Sie riß ſich von ihm los und kreiſchte ihm zu: „Du warſt krank, und wir hatten kein Brot!“

„Lügnerin,“ brüllte er wie ein Stier und ſchlug ihr ins Geſicht, „ich werde Dich lehren!“

Damit ſchleuderte er ſie auf den dunklen Gang hinaus, riß aus dem Kaſten ihre Kleider und warf ihr dieſe nach. Dann ſperrte er die Thüre.

Die Gausso kleidete ſich draußen langſam an. Sie weinte nicht. Ein herber Trotz hatte ſich ihrer bemächtigt. Sie wußte, daß er ihr nicht glauben würde und ſie konnte ihm nicht auf den Kreuzer vorrechnen — daß ſie für ihn — nur für ihn geſündigt hatte!

Einige Augenblicke ſpäter verließ ſie das Haus.

Erſt nachdem Tetis die Wohnungsthür ſich hinter ihr hatte ſchließen hören, legte er ſich zu Bette.

Er umſchlang das Kiſſen mit beiden Armen und vergrub darin ſtöhnend den Kopf. „So eine Gausso!“ klagte er. „So eine Gausso!“

Mit feſt aufeinander gepreßten Lippen, damit ja kein Wehlaut ihren Schmerz verriete, betrat die Gausse die Gaſſe. Auf irgend einer Bank des Boulevard St. Germain wollte ſie den Reſt der Nacht verbringen.

Sie hatte es geahnt, daß es ſo kommen würde. Sie hatte ſogar die Möglichkeit erwogen, daß er ſie im erſten Zorne töten würde.

Sie wußte, daß ſie eine Handlung begangen, die ihn kränken mußte. Sie hatte es auch damals gewußt, als ſie ſich zu jenem verhängnisvollen Gange rüſtete.

Aber was hätte ſie anders thun ſollen? Wäre es beſſer geweſen, ſie hätte ihn aus keuſcher Liebe und Ehrbarkeit verhungern laſſen? Warum hatte er ihr auch verſchwiegen, daß er Goldfüchſe in der Provinz vergraben hielt! Ihr hatte die Sünde bei Gott keine Freude bereitet.

Aber ſo waren die Männer! Nun konnte er die Suppe ausbrocken! Oder beſſer geſagt ſie — denn er lag im bequemen Bette, während ſie mit einer hölzernen Bank vorlieb nehmen mußte.

Das war beiläufig der Gedankengang, mit dem ſich die Gausse zu beweiſen ſuchte, daß an der ganzen Sache eigentlich wenig gelegen ſei und das bittere Weh, das ſie durchzuckte, im Grunde genommen nur der Wut über die ihr widerfahrene ſchimpfliche Behandlung entſpringe. Sie fror und an verſchiedenen Stellen ſchmerzte ſie der geſchlagene Körper. Seit ſechs Monaten hatte ſie keine Nacht mehr im Freien zugebracht. Die Bettwärme hatte ihren Körper verzärtelt.

Sie war klug genug, um zu wiſſen, daß Tetis ihr Vergehen nicht ſo bald vergeſſen würde. Einige Monate konnten darüber hingehen, und es war beſſer, ſie trat ihm die nächſten Tage nicht unter die Augen.

Bis dahin mußte ſie eben ſehen, ſich auf irgend eine Weiſe durchzuſchlagen.

Sie machte es ſich auf ihrer Bank bequem ſo gut es ging, und da ſie das Lager doch recht hart fand, ſprach ſie, um ſich ſelber Mut einzuflößen, halblaut vor ſich hin: „Allons! Man wird von vorne anfangen und ſich wieder daran gewöhnen müſſen! Im Mai war doch ſonſt die Sache nicht ſo ſchlimm!“

Und wirklich nahm ſie am folgenden Tage das alte Leben wieder auf. Sie ſtrich durch die Hallen, ſich da und dort nützlich machend und alte Bekanntſchaften erneuernd. Weder beſondere Trauer noch beſondere Reue war ihr anzuſehen.

Aber bei ſich dachte ſie öfters: „Wie ſo ein Maientag lang währt!“ Dann blickte ſie wieder gegen den klaren, wolkenloſen Frühjahrshimmel und ſpottete in ihrer alten Gaſſenbubenlaune: „Eh da, iſt man da oben mit dem Sonnenball ſtecken geblieben, daß es heute nicht dunkel werden will?“

Was ſie wohl eigentlich vom Abend erwartete? Sie wußte es ſelbſt kaum.

Als endlich die Dunkelheit doch anbrach, ſchlenderte ſie auf die Boulevards. Wie die Motte vom Licht angezogen wird, ſo trieb es ſie immer wieder in die Nähe des Café Americain.

Sie wußte, daß er vor den Kameraden ihr Verhältnis ängſtlich geheim hielt und wollte es daher vermeiden, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Nur im Vorübergehen wollte ſie ihn eine Sekunde lang erblicken.

Als ſie aber einen Blick durch die hohen Spiegelſcheiben in das Innere warf, blieb ſie wie angewurzelt ſtehen. Was ſie ſah, machte ihr Blut erſtarren.

Und doch war es nur eine Scene, wie ſie ſich hundertmal in jedem Café abſpielt.

An einem Tiſchchen ſaß eine junge Dame in auffälliger Robe, und vor ihr ſtand, mit ihr ſprechend, ein Zeitungsblatt in der Hand, der junge Kellner. Er mußte etwas Drolliges erzählen, denn er lächelte gerade.

Aber dieſer Kellner war Tetis und dieſes Lächeln war der Gausse nur zu wohl bekannt.

In dieſem Augenblicke vergaß ſie ihre bubenhafte Natur. Sie fühlte, daß ſie jenen Mann dort liebte, und daß das Weib an ſeiner Seite ihn ihr entreißen wollte.

Sie blieb ſtehen und ſtarrte auf den Geliebten, unbekümmert um die Folgen ihrer Unbedachtheit, unbekümmert um die neugierigen, mißtrauiſchen Blicke, mit denen man ſie zu betrachten begann.

Selbſt nachdem er lange von der Seite jenes Weibes gegangen war, blieb ſie noch ſtehen und folgte ihm mit den Augen, wie er geſchäftig von Tiſch zu Tiſch eilte.

Auch er hatte ſie bemerkt. Anfangs ſchien er ſie nicht zu beachten. Dann aber ſah ſie ganz deutlich, wie er auf ſie zeigend einem Kollegen etwas zuflüſterte.

Beide lachten dann.

Und das — das traf ſie wie ein Peitſchenhieb!

Sie kannte ihn genügend, um zu wiſſen, daß, wenn er noch das Geringſte für ſie fühlte, er ſie nicht dem Spotte der Kameraden ausgeliefert hätte.

Tetis hatte ſie geſchlagen, mißhandelt — ſie hatte ihm kaum gezürnt. In den Augen der Gausse bildete dies ein Teil der Rechte des Mannes.

Aber daß er ihr das anthat, was in ſeinen Augen der größte Schimpf war — das hatte ſie nicht verdient!

Sie wandte dem Café Americain den Rücken und lief mehr als ſie ging an der Madeleine vorbei, der Place de la Concorde zu. Am Thore

eines Klubhauſes der rue royale lehnte ein kleiner Chaſſeur. Es war noch ein Kind, das in ſeiner Livree mit den vielen blinkenden Knöpfen und dem ſchläfrigen Geſichtchen einen traurigen Eindruck hervorrief.

Im Vorübergehen rief ihm die Gausse ein unflätiges Wort zu. Sie wußte nicht, weshalb ſie es that! Aber da alle Leute ſie verachteten, wollte ſie wenigſtens das ganz ſein, was ſie war.

Die dunklen Gebüſche der Elyſeeiſchen Anlagen grüßten verheißungsvoll und verſchwiegen zu ihr herüber. Gleich dem verwundeten Tiere, das das tiefſte Dickicht aufſucht, um ſeinen Schmerz zu verbergen, eilte die Gausse inſtinktiv auf ſie zu.

Auf einer Bank in der Nähe des Induſtriepalaſtes ließ ſie ſich erſchöpft nieder.

Das Dunkel und die Stille thaten ihr wohl.

Jenſeits der Fahrſtraße, die wie ein breiter Fluß die Anlagen durchſchneidet, ertönte die gedämpfte Muſik der Reſtaurants, und durch das friſche, dunkle Laubwerk der Bäume und Sträucher leuchteten die Gasflammen gleich großen Johanniswürmern hervor.

Die Gausse holte aus ihrer Taſche eine Cigarette und eine Zündholzbüchſe hervor und lehnte ſich dann, mit beiden Armen die Lehne der Bank nach rückwärts umſchlingend, ſo weit es ging mit dem Kopfe zurück.

Über ihr bildeten die dichten Kronen zweier Kaſtanienbäume mit ihren großen grünen Blättern und weißen, aufrecht ſtehenden Blüten eine dichte Laube.

Behaglich blies die Gausse den Rauch ihrer Cigarette durch die geſpitzten Lippen in die Luft und betrachtete aufmerkſam, wie die weißen Wolken in dünnen Streifen das Blattwerk durchzogen um ſich allmählich zu verlieren.

Dabei dachte ſie an ihre Vergangenheit, an Tetis und an die Zukunft.

Ein entſetzlicher Überdruß überfiel ſie.

Ein Überdruß der Welt und ihrer ſelbſt!

Ein jugendlicher Strolch ſchlich ſcheu vorbei. Sie rief ihn an und gab ihm die halbausgerauchte Cigarette, die der Knabe ſogleich in den Mund ſteckte.

Dann ſtand ſie auf, ſpie verächtlich auf die Erde und ſchlenderte in ihrer knabenhaften Art, leiſe pfeifend, der Seine zu.

An der Stelle, wo der Verſeur ſie damals aufgeleſen, blieb ſie ſtehen und blickte lange in die raſch dahinſtrömende Flut.

Nachdem ſie ſich überzeugt, daß kein Polizeiſoldat in der Nähe, trat ſie einen Schritt zurück, legte eine Hand auf die Steinbrüſtung und ſprang dann mit einem kühnen, knabenhaften Satz in die dunkle Tiefe.

Ein plätſchernder Fall — und tiefe Stille!

* * *

Keiner hat sie vermißt. Die Wenigen, denen sie einst nahe gestanden, schämten sich, nach ihr zu forschen.

Sie wird wie so viele andere im Schlamme eine Ruhestätte gefunden haben — zwischen Perlen und Algen — die kleine Gausso!

Wie sich ihr Viehstand vermehrte.

Eine Geschichte von drei Pfarrerstöchtern von Fritz Stoffel.

(Elberfeld.)

Ihr Vater war nun schon dreißig Jahre tot. —

Seit der Zeit lebten die drei Pfarrerstöchter allein in dem großen Hause, das ihnen ihr vorsorglicher Vater als Jungfernsitz am Ende des Hunsrücker Bauerndorfes hatte erbauen lassen, einen Tag wie den andern, die fünfundfünfzigjährige Rosalie, die achtundfünfzigjährige Emma und die kleine Ida mit ihren einundsiebzig Lenzen.

Es war recht einsam um sie geworden.

Ja früher! Da war noch dieser oder jene Verwandte aus der „Stadt" bei ihnen eingekehrt, und manche bräutliche Hoffnung war mit ihnen eingezogen. Aber das war schon lange — lange her. Seit geraumer Zeit pochte kein zierlich gekrümmter Finger mehr an ihre Thür, und wenn ein Fremder ihr Haus betrat, so steckte sein Fuß in schwergenagelten schmutzigen Schuhen. Puh! dieses Bauernvolk!

Die Bauern ihrerseits erwiderten diese Antipathie mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Grobheit. „Die Pfaffendunzeln!"

Verdrießliche Tage waren unter diesen Umständen keine Seltenheit in dem Jungfernstift; aber so untröstlich wie heute hatte sich das Leben doch nur selten angelassen. —

Die stattliche Rosalie steckte eben in dem Wohnzimmer die alte Familienlampe an und warf sich schwer seufzend auf das knackende Sofa.

Da öffnete sich die Thür; die zierliche Emma und die kleine Ida schoben mit vieler Anstrengung einen schweren Holztrog in das Zimmer.

„Mein Gott!" — sagte Rosalie, indem sie die Hände überm Kopf zusammenschlug — „hier ins Zimmer!"

„Ja — ja! — hier ins Zimmer!" keifte Ida.

„Aber Emma! Du solltest doch verständiger sein!" — brachte Rosalie mühsam hervor, ihre „Zufälle" waren im Anrücken.

Die beiden waren aber ſchon hinaus und erſchienen im nächſten Augenblick wieder in der Thür, diesmal mit einem großen Korb voll Rüben und einem Stoßeiſen.

Angeſichts ſolcher Umſtände fand es Roſalie gerechtfertigt, ihre „Zufälle“ zu beurlauben.

„Nein — der Schmutz in der Stube! — Ida — biſt Du denn ganz aus dem Häuschen?“

Aber Ida ließ es ſich nicht anfechten. Sie ſchüttete die Rüben in den Holztrog, daß der Staub flog, und fing an, dieſelben mit dem Stoßeiſen zu zerkleinern.

„Wenn das unſer Vater ſähe!“ — fuhr Roſalie mit weinerlicher Stimme fort. „Ida, Du biſt doch das reinſte Kind!“

„Ja — ja! — ich weiß es wohl!“ — zürnte Ida mit ihrer tiefen Stimme — „die gnädige Mamſell ſitzt im Zimmer und lieſt Romane, und ich kann draußen in der Küche auf den kalten Steinfließen ſtehen und Rüben ſtoßen! Ich weiß es wohl — ja — ja! Ich bin der Aſchenputtel!“

„Aber Ida!“ — dieſe Verdächtigung ſchien Roſalie mitten ins Herz getroffen zu haben. „Aber — Ida!“ Und dabei wiegte ſie ihr lockengekröntes Haupt wie troſtlos hin und her.

„Kinder, Kinder!“ — miſchte ſich nun Emma in den aufkeimenden Zwiſt — „denkt doch, iſt das chriſtlich, ſich ſo zu zanken?“ — Dabei trat ſie auf die ſtattliche Roſalie zu und ſtrich ihr behutſam über den Scheitel. „Kind, thu' mir den Gefallen und reg' Dich nicht auf! Mir zu gefallen!“

„Ja — ja! — ich weiß es wohl! Ich bin der Aſchenputtel!“ — höhnte Ida herüber und ſtieß ingrimmig in die Rüben.

Da ſprang Roſalie, rot vor Zorn, auf. „Du gottloſes Geſchöpf! Wer hat heute die Magd ſo geſchlagen, daß ſie uns verlaſſen hat? Du — Du kleines Ding! Und das gerade heute, wo — wo — ja, wo unſer Viehſtand ſich vermehren muß!“

Da war es ausgeſprochen, was ſie alle drei bedrückte, ſeit die mißhandelte Magd gegangen war.

Ihr Viehſtand würde ſich vermehren — und da war keine Hilfe! Ja, wenn man nur jemand hätte!

„Wenn uns die Kuh zugrunde ging!“ ſeufzte die weichmütige Emma und faltete dabei ihre knochigen Hände mit den dicken blauen Adern.

Roſalie blickte zum Himmel auf und ſagte nichts.

Ida füllte die kleinen Rübenſtücke in den Korb und warf einen ſtechenden Blick auf Emma, die ſchnell herbeitrippelte und den Korb hinaustragen half zum Stall.

Roſalie las in ihrem Roman.

Nach einer Weile traten die beiden wieder ein.

„Wie ſteht's?“ — fragte Roſalie etwas ſchüchtern.

„Ich weiß es nicht — Schweſter!“ — erwiderte Emma ſehr niedergeſchlagen. „Ich war ja auch noch nicht dabei.“

Dann ſtockte das Geſpräch wieder.

Es war unterdeſſen Zeit geworden, das Abendeſſen einzunehmen.

Ida erſchien mit einem großen Teller voll Bratkartoffeln und ihrem geliebten Kaffeetopf. Sie ſetzte ſich nieder — und aß.

Nach einer Weile, nachdem ſie in der Küche etwas hin- und hergetrippelt war — trat auch Emma ein; vorſichtig ſetzte ſie ein Gläschen Wein und verſchiedenes Gebäck auf den Tiſch — und aß auch.

„Roſalie, willſt Du nicht auch eſſen? Vielleicht ein Stück vom Haſ?“ — fragte die beſorgte Emma.

„Als wenn man unter ſolchen Umſtänden eſſen könnte!“ Roſalie ſah die liebevolle Schweſter ſehr vorwurfsvoll an.

„Aber Schweſterchen!“ — Emma hielt erſchrocken im Eſſen inne, als ob ſie etwas ſehr Pietätloſes gethan hätte — „Du meinſt, man könnte nicht“ — —

„Ach, iß doch meinetwegen! Wenn man das nicht ſelber fühlt — — ich kann nicht eſſen.“

Damit griff Roſalie in die Ecke neben dem Soſa. Würdig förderte ſie eine Champagnerflaſche, noch halb mit Bier gefüllt, und ein großes Trinkglas daraus hervor, ſchenkte ein und that einen langen — langen Zug.

„Trinken kann ſie doch!“ — knurrte Ida leiſe und kaute wütend an ihren Kartoffeln.

Die biſſige Bemerkung war Roſalie nicht entgangen.

„Ach — das nichtsnutzige Geſchöpf!“ — ſtöhnte ſie und ließ ſich — ſcheinbar kraftlos — in die Sofaecke ſinken.

„Ida — Ida!“ — Emma ſtand ſchon wieder an Roſaliens Seite — „und Du weißt doch, daß der Doktor der Schweſter Bier verordnet hat — nein, Ida!“ —

Und behutſam richtete ſie Roſalie auf, die ſehr leidend die Augen aufſchlug.

„Ja — ja! ich weiß ſchon, was ich weiß: die eine Schweſter ſäuft Bier und die andere Wein — und wenn ſie nachher geſtorben ſind, dann kommen die Leute und wollen von mir Geld haben!“

„Was? Was weißt Du?“ — Roſalie ſprang blitzſchnell auf und eilte elaſtiſchen Ganges um den Tiſch, an die Seite Idas: „Was weißt Du?“

„Daß Ihr beide Schulden macht — ich ſoll's ja nicht wiſſen. Und daß ich länger lebe, als Ihr beide, das weiß ich auch. Neulich — als ich

krank war! Ihr ſaßt im Nebenzimmer beim Doktor, und der Doktor ſagte, ich würde Euch beide überleben! Seht Ihr nun, ich weiß es!"

Langſam kehrte Roſalie zu ihrem Sofaſitz zurück, und Emma ſchaute ſie an mit einem Blick, der ſcheinbar ſagen wollte: „Man kann bei dem kleinen Ding nicht vorſichtig genug ſein!"

Endlich hatte ſich Roſalie von ihrem Staunen erholt. Aber Ida wurde diesmal nicht ausgeſcholten.

„Emma, ſollen wir es ihr ſagen?" — wandte ſich Roſalie an die Schweſter — „das mit dem — Du weißt ja! — von Frankfurt!"

Emma nickte.

„Nun — dann hör', Ida! Wir haben Dir etwas ſehr ſchönes zu ſagen, aber — Du mußt uns auch einen Gefallen thun!"

Ida kaute, als höre ſie nichts.

„So hör' doch, Ida! Etwas ſehr wichtiges!"

„Ja — ja — ich weiß es ſchon — einen Gefallen! Nein — ich will nichts wiſſen!"

„Ida — Du wirſt — Du haſt ja den größten Vorteil davon!"

„Ja — das ſagt Ihr doch nur —"

„Ida — Du wirſt reich! Du bekommſt Geld! Viel Geld!"

Das wirkte. Nun wurde Ida doch neugierig.

„Sagt mir's!"

„Ja — zuerſt mußt Du uns einen Gefallen thun! Willſt Du?"

„Ihr — was ſoll ich denn?"

„Geh' zum alten Scherer, und ſag' ihm einen ſchönen Gruß — er möchte doch ſo gut ſein, und mal nach unſrer Kuh ſehen!"

„Ja — ja! Ich bin der Aſchenputtel! — Zum alten Scherer? Der lacht mich aus."

„Geh' doch, Ida!" — nahm nun auch Emma das Wort — „Du weißt ja — das viele Geld!"

Halb widerwillig nahm Ida den leeren Teller ſamt Kaffeetopf und ging in die Küche.

Die Schweſtern lauſchten ihr mit angehaltenem Atem nach. — Jetzt trippelte es im Flur — die Hausthüre wurde geöffnet —

„Sie geht, ſie geht!" — jubelte Roſalie auf, und auch Emma formte ihren zahnloſen Mund zu einem kleinen, jungfräulichen Lächeln.

„Du könnteſt mir doch ein Stück vom Haſ' ans Feuer ſetzen" — meinte Roſalie.

„Gewiß — gleich, Schweſter! Soll ich Dir nicht auch ein paar Eier in die Pfanne ſchlagen?"

„Thu das immerhin, Emma — die Aufregung könnte mir ſonſt ſchaden!"

Emma ging in die Küche, und Roſalie fing ein neues Kapitel ihres Romans an. —

Nach einer Weile hörte Roſalie, wie Ida draußen nach Emma rief. Sie hörte, wie dieſe hinausging; draußen war auch eine Männerſtimme laut geworden.

Nun legte ſie doch ihren Roman zur Seite. —

Die Stallthür wurde geöffnet — Roſalie hörte alles genau. Dann blieb's drei Minuten ganz ſtill draußen. —

Jetzt kam's wieder aus dem Stall — eine Männerſtimme lachte laut und ſagte: „Gute Nacht!"

Ida kam herein.

„Nun, was ſagt der Scherer?" begann Roſalie neugierig.

„Ja — ja! Wär' ich doch lieber nicht gegangen! Mit der Kuh, das wär' nichts, hat er geſagt" — Ida ſchüttelte ihre Fäuſte drohend in der Richtung des Dorfes — „aber, wenn wir ſo ängſtlich wären, dann könnten wir drei ja im Stalle Wache halten — wir hätten ja doch nichts beſſeres zu thun!"

„Das grobe Bauernvolk!" — Roſalie ſchlug entrüſtet mit der Hand auf den Tiſch. Dann lehnte ſie ſich wieder in die Sofaecke und träumte mit bitterer Wehmut ihren alten Traum von einem glänzenden Leben — in der Stadt — an der Seite eines ſtolzen Mannes — fern von allen Kühen, Ziegen, Hühnern und anderem Bauernzubehör.

Ida lief indeſſen im Zimmer hin und her, zuweilen derb aufſtampfend: „Ja — ja!"

Die Thür öffnete ſich ein klein wenig; verſchüchtert trug Emma auf, was ſie eben bereitet hatte: ein Stück vom Haſ' und gebackene Eier.

„Liebe Emma!" — wiſperte Roſalie ſehr leidend — „ich kann nun wirklich nicht eſſen!"

„Liebes Kind!" — wollte Emma einwenden. Als ſie aber auf das Dulderantlitz auf dem Sofa blickte — da nahm ſie ihre Siebenſachen vom Tiſche und trug ſie ſtill hinaus. — —

Die Viertelſtunden dehnten ſich zu Ewigkeiten. Ratlos ſaßen die drei Schweſtern um den Tiſch und ſagten kein Wort. Der Bauer hatte ſie ja doch verhöhnt — ihre Kuh war am anderen Morgen zu ſchanden gegangen. Das waren die Gedanken, die ſich ſchwer durch die drei Köpfe wälzten. —

Die Kuh! Und der Spott des alten Scherer!

Roſalie konnte endlich die Stille nicht mehr ertragen, die wie ein Geſpenſt über dem Zimmer ſchwebte. Sie wiederholte das Manöver mit der Bierflaſche — nur daß ſie diesmal eine noch nicht entkorkte aus der Ecke zog, und wandte ſich dann mit ſehr weicher Stimme an Ida:

„Du fragſt ja gar nicht nach dem Gelde?“

„Ja — ja! — Das war ja doch nur ſo — ich ſollte wieder Aſchenputtel ſein!“

„Nein, Ida! Du denkſt zu ſchlecht von mir!“ Roſalie ſtand auf, froh, irgend etwas thun zu dürfen, und entnahm einem alten Pulte ein großes Schriftſtück.

„Und nun paß auf, Ida!“ — Sie entfaltete das Dokument. „Ich will's nicht ganz leſen — aber hör! Du weißt doch, daß vor einem halben Jahre der Onkel Hugo in Frankfurt geſtorben iſt —“

Ida that, als ging ſie das gar nichts an.

„— und dieſes Schreiben teilt uns mit, daß wir von ihm 2400 Mark erben!“

Ida hörte immer noch nicht; Emma ſaß ſtill da mit gefalteten Händen. Nur das nervöſe Zucken in ihrem Geſicht verriet, daß ſie keine Mumie war.

„Nun, Ida?“ — fragte Roſalie triumphierend, weil ſie Idas Schweigen fälſchlich auf eine große Überraſchung zurückführte.

„Ja, ja! es kann mir ſchon recht ſein,“ — begann endlich Ida ungerührt — „die eine Schweſter ſäuft Bier und die andere Wein — ich bekomme ja doch nichts! Aber die Kuh!“

In dieſem Augenblick klang ein ſo jämmerliches Brüllen vom Stalle herüber, daß die drei unwillkürlich von ihren Sitzen emporſchnellten. — Und noch einmal das klagende Brüllen — nur noch viel deutlicher und qualvoller. Die zitternde Emma rückte dicht an die wankende Roſalie — und Ida ſtampfte wieder durchs Zimmer: „Ja — ja!“

„Wir müſſen zum Stall!“ — hauchte endlich Emma.

„Wer — wir?“

Roſalie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus — „wir' müſſen zum Stall! Ida, ich bitte Dich! — Du kennſt doch das Tier! Thu mir den einen Gefallen und geh zum Stall! Ach Gott, unſre Kuh!“

„Ja — ja! Ich kann's auch nicht!“ — Ida rannte ruhelos auf und ab.

Wie leiſes Stöhnen klang es vom Stall herüber.

Roſalie hielt ſich die Ohren zu und ſank ins Sofa. — Emma ſtand ſtarr mit gefalteten Händen.

Im Stall wurde es ſtill.

Wieder ſaßen die drei beieinander — lange — lange. Niemand ſagte ein Wort, aus Furcht, die andern würden dadurch veranlaßt, aufs neue in Klagen auszubrechen. —

Es war bald Mitternacht! —

Da tönte es vom Stall herüber — hell und laut!

„Wir müſſen zum Stall — der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes!“ — Roſalie erhob ſich in ihrer ganzen Würde — „kommt zum Stall!“

„Ach, Schweſter, Du wollteſt wirklich —“ Emma drückte der mutigen Roſalie die Hände.

„Kommt zum Stall! Der Gerechte —“

„Aber es könnte lange dauern — ein paar wollene Decken, Schweſter! Es liegt genug Stroh da — was meinſt Du, Roſalie?“ frug die weitſchauende Emma.

„Das iſt vernünftig!“ ſtimmte Roſalie bei, der ein Aufſchub ſo ſehr willkommen war.

Dann wurden Decken ausgewählt — wiederum lange — lange. Durch alle Räume des Hauſes irrte das Licht, und hinterdrein die drei Schweſtern, wählend, verwerfend, ſuchend. Endlich konnte man ein längeres Zögern mit dem Aufſuchen von Lagerſtücken nicht wohl rechtfertigen. Das Haus wurde verſchloſſen — langſam bewegte ſich die kleine Karawane zum Stall. Roſalie voraus. Sie hatte das Kreuz nun einmal auf ſich geladen. Mit einem Griff, als ging es um eigenes Sein oder Nichtſein, um Tod oder Leben, und mit feſtgeſchloſſenen Augen — öffnete ſie die Thüre. Da ſchrie Ida, die hinter ihr her mit der Laterne ging, auf — mit ihrer tiefen Stimme — einen lauten Schrei! Unwillkürlich öffnete Roſalie die Augen, und Emma drängte ebenſo unwillkürlich nach durch die Thüre: An der Seite der Kuh ſtand ein ſchönes, ſtattliches Kälbchen, ganz vertieft in die Genüſſe des ſtrotzenden Euters, und die Kuh ſah ſtolz bald auf den Sprößling — bald auf das ſtaunende Kleeblatt. Da weinte Roſalie Freudenzähren; Emma wiſchte ſich die Augen und ſtützte die thränenreichere Schweſter. Ida aber tätſchelte an dem Kälblein und ſtrich der Kuh ſanft über den Rücken: „Warte — morgen ſollſt du die beſten Rüben haben! Und im Wohnzimmer ſollen ſie wieder klein geſtoßen werden!“

Sozusagen Kulturäſthetik.

Polemiſche Epiſtel von Richard Dehmel.

(Pankow-Berlin.)

Der ſchöpferiſche Wert der Einzelkreatur iſt ihre Bedeutung für die Zuchtwahl der Gattung, für die natürliche oder künſtliche Zuchtwahl, je nachdem der Menſch die Gattung ſchätzt auf ihre wilden oder veredelten Eigenſchaften hin. Daran läßt ſich nicht tippen; du müßteſt denn als Engel oder Pavian geboren ſein.

Demnach muß man ſagen: die Kraft eines Menſchen zur Entwickelung der Menſchheit, das iſt ſein Wert.

Alſo auch den höchſten Wert des Künſtlers macht ſein Wert als Menſch aus; zumal des Dichters, da ſein künſtleriſches Geſtaltungsmittel, die Sprache, das allgemeinſte menſchliche Ausdrucksmittel iſt. Was iſt denn Künſtlerſchaft im Grunde andres als die Fähigkeit, die Welt vom Ich aus ſo zum Ausdruck zu bringen, daß dieſe Ichwelt nun auch Andren ſinnliches Beſitztum wird, werden kann oder muß.

Dieſe Fähigkeit hat jeder vollkommene Künſtler in gleichem Grade; denn Grade der Vollkommenheit giebt es nicht. Aber ein vollkommener Künſtler bleibt trotz allem ein unbedeutender Künſtler, wenn er nicht auch ein bedeutender Menſch iſt, ein Menſch für die Menſchheit, nicht bloß für den Liebhaber; um ſo bedeutender, je tiefer ſein Empfinden, je weiter ſeine Wahrnehmung, je höher ſein Gedanke geht, alſo je mehr er Entwickelungskraft beſitzt.

Darin liegt ſchon, daß man auch an Menſchenwert ſich nichts geben oder nehmen kann; nur ſeine Selbſtanſchauung kann man üben. Nie wird der Künſtler in den Stunden ſeiner Vollkommenheit einen edleren Willen kennen, als eben die Empfindungen, Wahrnehmungen, Gedanken, die grade ihn nach ſeiner menſchlichen Beſchaffenheit am heftigſten bewegen, jedesmal getreu zum Ausdruck zu bringen; ob er dann ein Künſtler für die Menſchheit oder nur für wenige, ihm wahlverwandte Liebhaber ſein wird, das ſteht nicht in ſeiner Macht, das entſcheidet die Zukunft.

Es iſt ja nicht das einzelne Werk, was eines Künſtlers höchſte Geltung und Bedeutung ausmacht: es iſt das Ganze ſeiner Lebensarbeit. Sieh dir Goethe an. Welcher Kenner kennt nicht auch von Andren Gedichte, die an künſtleriſcher Vollkommenheit den vollkommenen Goethes ebenbürtig ſind! viele. Und welcher Kenner ſieht nicht, daß in künſtleriſcher Hinſicht allerlei an Goethes Werken, grade auch am „Fauſt", gar nicht vollkommen, ja dilettantiſch iſt. Aber: Goethe der Dichter, der Seher, der Weisheitsmann und Meiſter des Lebens, Goethe der Menſch — here was a Caesar, when comes such another!

Dieſen Unterſchied zwiſchen wirklich ſchöpferiſcher und bloß geſtaltender Darſtellungskraft hat die Menſchheit ausdrücken wollen, indem ſie die ſchwankende, aber deutliche Wertlinie zog zwiſchen Genie und Talent. Sie ſchwankt nur in der Gegenwart; die Zukunft legt ſie immer deutlicher feſt, und ſchließlich wird kein Menſch mehr drüber ſtreiten, ob Michelangelos Weltgenie den glänzenden Fachtalenten Raffaels überlegen war.

Das macht allein die Bedeutung, die wir Nachlebenden unwillkürlich darauf legen, welchen Einfluß ein Meiſter auf die ſeeliſche Geſamtentwicke-

lung der Menschheit, d. h. auf unsre Weltanschauung geübt hat. Man kann im ganzen wohl sagen: Genies nennen wir Talente, die über ihre eigentliche Berufsvollkommenheit hinaus machtvollkommen genug sind, das allgemeinere Geistesleben umzugestalten. Und für die Kunst darf folgendes gelten: Empfindungskraft, Wahrnehmungskraft, Vorstellungskraft, Einbildungskraft und Stimmungskraft, diese bezeichnen die Darstellungskraft; nach ihrem Grade schätzt man das Talent und nennt es stark oder schwach. Nur am Genie beschweigt man sie als selbstverständlich; dieses schätzt man nur, ob Freund ob Feind, nach seiner Weltauffassung und nennt es göttlich oder verrückt.

Alle Wirkungskraft ist Gottesgabe: ohne mein Verdienst und Würdigkeit, wie Luther sagte. Aber Eines kann der Künstler dazu thun, und muß er thun, damit die Kunst dem Laien immer mehr Bedürfnis wird: nicht die Augen verschließen gegen diesen hohen Wert des Willens zur Entwickelung der Menschheit. Auch Kulturgewissen muß im Kunstgewissen stecken.

Was hat die Kunst der Renaissance so wirkungsmächtig gemacht? Nicht ihre Bildkraft bloß, auch ihre Bildungskraft. In dem wütenden Aufruhr ihrer Zeit ging sie den rohen Gattungslüsten auf den Grund, die diesen Aufruhr bewirkten: der Machtsucht, dem Glaubenshunger, der Geschlechtsgier — und vergeistigte sie durch jenes klar aristokratische Ideal der willensfreien Selbstbeherrschung, das auf Jahrhunderte hinaus die europäische Welt veredelte, jene raffinierte Ruhe des Selbstbewußtseins, die den brutalen Instinkt in ihrer Gewalt zu haben meinte und dadurch erst in ihre Gewalt bekam.

Das ist die einzige „Rückkehr zur Natur", die wert der Rede ist: Rückkehr zur Natur der Gattung! Was man sonst Ersprießliches lehrt, heißt richtig Einkehr in die Natur, ist für den Künstler selbstverständlich. Und ihre menschliche Besonderheit empfangen selbst die Gattungstriebe, die wir gemein mit andern Kreaturen haben, erst aus dem zwar bewußten, aber drum nicht minder „natürlichen" Triebe zur Kultur.

Was wir als Menschen Unnatur nennen, ist stets nur das, was unseres Erachtens die Entwickelung der Gattung hemmt. Daher der Mensch den Menschen niemals heftiger der Unnatur beschuldigt, als in Zeiten neuen kulturellen Entwickelungsdranges.

Hier steht ein Einzelner auf, da tritt ein Häuflein zusammen, dort ballt sich eine Masse: Jeder wirft dem Gegner Verkennung natürlicher Pflichten vor, jeder wirbt Genossen durch Verkündung natürlicher Rechte, keiner sieht die Sonne mehr, die vormals auf Gerechte wie Ungerechte schien. Bis sich eines Tages all die dunkeln Sehnsuchten der Gattung voll

emporgeſammelt haben; und aus den feindlichen Wolken ſpringt Blitz auf Blitz die neue Klarheit, Schlag auf Schlag, und gleicht die Spannung aus, ſodaß man wieder die Sonne ſieht, die Tod und Leben trieſende Sonne. Ah, ihr Herren Virtuoſen: Symboliſten und Naturaliſten, mit und ohne Stil: was wird die Menſchheit dann zu euern Künſten ſagen, die ihr euch verkrochen habt in die „Natur", „die" oder „eure" Natur, verkrochen vor dem Gewitter! Ja, ſie iſt ſehr groß, die große Natur, und reich an Winkeln für Maſturbanten.

Freilich, mancher kommt uns heute mit ſozialer oder nationaler oder ſonſt marktfähiger Entwickelungskunſt und glaubt der Menſchheit was vorgeblitzt zu haben oder gar ein Sonnenſtrahl zu ſein. Oh, ihr Herren Wolkenſchieber: Die Menſchheit lebt über den Leuten, für die ihr ſo von Mitleid dampft, und über dem Stande, dem ihr euern Weihrauch oder Baldrian ſtreut, die Gattung über der Spielart. Einſt wird jeder, der Luſt hat, ſehen können, was hinter den Kämpfen der Raſſen und Klaſſen heute als neuer Wert für jeden Einzelnen aufbegehrte: dann gnade Gott und Schulze-Cohn den Apoſteln der Tagesparolen, mögen ſie noch ſo ehrlich geweſen ſein.

Du Dichter vor allem, der du nicht Gemüt und Sinnlichkeit und Geiſt der Zukunft bilden hilfſt durch eine ſchöpferiſche Sprache, nur unſre Mißkultur und Halbnatur nachlallſt, die ſchon von ſelbſt zum Himmel ſchreit: was wirſt du einer Zeit bedeuten, die keine Luſt mehr dran empfinden wird, dieſen Skandal zu beklagen! Es kritiſieren heute ſchon genug Handwerker des Geiſtes an den Völkern herum; der Künſtler ſehe den Menſchheitswillen, der jene antreibt zur Kritik, dann ſieht er die Zukunft.

Ihr habt kein Publikum, ſchreit ihr? Schafft es euch! Wozu habt ihr eure Phantaſie?! Seht ihn vor euch, den Menſchen eurer Sehnſucht: dem zu Liebe dichtet, bildet, malt, ſetzt Töne, und ſelbſt die Menge wird endlich begreifen, daß ſie eurer bedarf, ſich lebensluſtiger zu fühlen.

Vollzieht nicht alle Kunſt nur immer wieder das Schöpfungswunder der Natur: Geſtalt aus dem Chaos, Form aus Unform, Weſen aus Unweſen, — und welches Weſen däucht dem Menſchen weſensvoller als der Menſch, welches Wunder wunderſamer als die Seele des Menſchen, welche Schöpfung ſchöpferiſcher als die werdende Seele, die umſo ſinnlicher wird, je wiſſender, umſo naturempfänglicher, je zuchtbewußter, umſo entwickelungswilliger, je willensklarer: ſolch Weſen geſtaltet, dann helft ihr es ſchaffen! Das iſt der Menſchheitswert der Kunſt: der Ausdruck unſres Entwickelungswillens, Erhaltung und Züchtung der Lebensluſt.

Nur durch ſolchen menſchheitswertigen Entwickelungswillen gelangt die Kunſt einer Zeit in eine Richtung der Stoffausleſe, Stimmungswahl und

Darstellungsweise, die auch den künftig Genießenden zum Schaffenden von vornherein in willige Beziehung setzt, aus Erbgemeinschaft, aus Kulturinstinkt. Nur Künstler, die solcher Wille zum Schaffen treibt, sind die wahrhaft schöpferischen Individuen, die der Menschheit die Kunst zum Bedürfnis machen; denn nur Werke solcher Künstler reizen den Laien, der nicht geborener Liebhaber ist, sich auch das eigentliche Kunstverständnis zu erwerben. Und so werden auch die Reize einer eigentümlichen Technik nur dann Entwickelungswert behalten, wenn sie mehr als Liebhaberwert, d. h. nicht bloß den Selbstzweck haben, irgend eine Wahrnehmung, Vorstellung oder sonst was möglichst sinnfällig auszudrücken, sondern sie müssen dem Gattungstrieb entsprungen sein, der uns jeden sinnlichen Eindruck nach seiner Bedeutung für unsre seelische Verfeinerung und Kräftigung schätzen heißt.

Ich will gewiß nicht irgend einen „ismus" predigen; die Ideale einer Zeit sind nichts Ewiges. Nur übersehe man nicht, daß sie etwas in der Natur Vorhandenes sind, also für den Künstler ebenso gut ein Rohstoff wie irgend ein „Gegenstand", bloß feinerer Art. Eine Sehnsucht ist nicht minder wirklich wie ein Zustand; beide ergänzen sich und sind „das Leben". Der Gegensatz von Innenwelt und Außenwelt ist philosophischer Schulwitz, ein ästhetischer Unsinn. Was sinnlich wahrgenommen werden kann, ist für den Künstler Wirklichkeit; ich wüßte nicht, daß meinem mystischen Ich der sogenannte Zeitgeist durch andre Sinne vermittelt würde als der Eindruck etwa einer Katzenmusik oder Frühlingswiese, und eine Hallucination bringt dies mein Ich nicht weniger außer sich als der Genuß eines Frauenzimmers.

Das Alles, wie gesagt, ist Rohstoff für den Künstler, schwankende Oberfläche, die sich von Grund aus in ihm umgestaltet, sobald sie ihn gereizt hat, ihr feste Gestalt zu geben. Und diesen Umgestaltungsvorgang in sich selbst erfaßt der künstlerische Wille höchster Ordnung auch in der zeitgenössischen Menschheit; das sichert ihm die Ewigkeit, oder nüchterner gesagt, die Zukunft.

Nicht als solche also fesseln den Künstler die Entwickelungsideen der Zeit; er weiß, sie sind nur Utopieen; sondern als Äußerungen menschlicher Naturkraft. Sie sind nichts Bleibendes, Erfüllbares; aber der Gattungstrieb, dem sie entspringen, ist bleibend, erfüllt ewig sich selbst. Sie haben keine allgemeine Geltung; aber das Gefühl, an das sie sich richten, ist uns Allen gemein. Diese Triebe, diese Gefühle, in ihren Wandlungen von gestern zu morgen, die stellt uns klar, ihr Künstler — wenn ihr's könnt!

Dann werden, o gewiß, die Leute von heute euch unklar schelten; denn sie fühlen nicht, wohin die Menschheit treibt. Aber, meine Freunde, ihr Wenigen: was geht die Gegenwart Den an, der ein Werkzeug der Gattung ist, nicht Spielball einer Spielart! Es ist nicht würdig zu klagen, daß wir

im Leben nur von Unſersgleichen gewürdigt werden. Wie ſoll die Gattung denn ihr Werkzeug ſchätzen, ehe es fertig iſt?! Es iſt ja ſelbſtverſtändlich: erſt der Tod vollendet das Leben. *Sich als Gattungswerkzeug fühlen*: das giebt dem ſchöpferiſchen Menſchen ſeine Beſcheidenheit und ſeinen Stolz.

Wenn dagegen heut ſo mancher ernſte Künſtler mit ausgeſprochener Abſicht bloß für die ſogenannte kleine Gemeinde ſchafft: iſt das nicht im Grunde, ſo vornehm auf den erſten Blick es ausſieht, nur verkappte Knechtſchaft? Buhlſchaft um die Gunſt des Käufers!

Freilich, auch der Künſtler der Renaiſſance pflegte im Auftrag eines Mäcens zu arbeiten. Aber damals war auch der Mäcen noch wirklich Vertreter einer Kulturgemeinſchaft, fühlte ſich als ſolcher, wurde als ſolcher empfunden. Der reiche Ariſtokrat repräſentierte noch den Willen der Zeitgenoſſen, war noch anerkannt als der natürliche Sachwalter ihrer materiellen Kräfte und hatte darum ein natürliches Pflichtgefühl gegen die Sachwalter ihrer ſenſuellen Bedürfniſſe. Mäcen und Künſtler ſtützten einander wie Souveräns verbündeter Gebiete.

Schon aber löſte ſich dies Band und wurde immer loſer, ſeit durch die religiöſen Reformationen mit ihren ſozialen Begleiturſachen die Furcht vor dem „Volk“ in die Welt kam. Da verlor der Ariſtokrat das Gefühl der Freiheit und Sicherheit, da fing er an, die geiſtigen Produkte als eine luxuriöſe Schutzwehr gegen demokratiſche Gleichheitsgelüſte auszunützen und die Freiheit des Künſtlers materiell zu beſchränken, wo ſie ſeiner Sicherheit gefährlich ſchien; und ſo entfremdete der Druck des Marktes immer mehr das Kunſtgewiſſen dem Kulturgewiſſen. Noch bis heute.

Zwar ringt heute die ariſtokratiſche Kultur in den letzten ſchweren Zügen, aber faſt noch ſchwerer die demokratiſche in der Pubertätsperiode, und *der* Künſtler, dem ſein Schickſal den klaren Willen zur Menſchheit verſagte, ſieht ſich ſchmählich hinundhergeworfen zwiſchen der kleinen Gemeinde der überreifen Adelsnaturen von Ehemals und dem großen Haufen der unreifen Machthaber der Zukunft.

Das ſind zur Zeit die ernſteren Künſtler ohne Menſchheitswert; die, denen eine reifere Zeit dieſen Wert verleihen würde. Und um ſie her in widerlicher Fülle der Troß der Kunſtknechte, der dem Kapitalsanwalt des 19. Jahrhunderts, dem Bildungsplebejer, dieſem kläglichen Zwitterbaſtard aus dem lebensmüden Adelsgeiſt und der unmündigen Volksſeele, ſein impotentes Daſein zu verſüßen trachtet, mit Erfolg auch für ſich ſelbſt. Schade um die Energie, die mancher ehrlich einſame Geiſt, aus dem Gleichgewicht gebracht durch dies Mißverhältnis zwiſchen Wert und Preis, an den krampfhaften Abklatſch all der Verzerrtheit vergeudet.

Denn was soll das? Glaubt der Künstler plötzlich die Welt verbessern zu können, gar die Welt des Augenblicks? Das überlasse er den Ethikern. Oder hält er solchen Abklatsch wirklich für den Ausdruck unsrer Zeit und Zeitentwickelung? Hat trotz der Mißkultur nicht jede Nation in diesem Jahrhundert ihre vier, fünf Menschen gezeitigt, denen sich schon heute die europäische Jugend jeden Standes in Liebe oder Haß verpflichtet fühlt! Freilich, sie sind alt und grau geworden, ehe sie zu Ehren kamen, und mancher ist darüber gestorben oder auch verrückt geworden; aber für die Menschheit bleiben sie jung, und die Zukunft wird selbst ihrem Wahnsinn noch den Sinn entnehmen.

Denn alle Unnatur im Schooß der Menschheit ist nur ein Kunstgriff ihrer Natur, durch den sie sich zu neuer Kultur steigert; jede Dekadenz geht Hand in Hand mit einer Ascendenz, jede Entwertung mit Neuwertung. Wirkliche Entartung giebt es für die Menschheit nicht, wenigstens noch nicht soweit wir sehen können, nicht für die Menschheit als Ganzes. Entartung einer Gattung tritt erst ein, wenn andre Gattungen da sind, die eine höhere Ordnung des irdischen Lebens bedeuten, und die wird auf die Menschheit wohl so bald nicht folgen. Entartung einer Spielart ist noch nicht Entartung der Gattung. Rassen und Klassen der Menschheit entarten, nicht die Menschheit selbst, und müssen entarten, weil die Gattung sich züchten, neue Spielarten zeitigen will. Aus der Sintflut ist noch immer eine neue Welt getaucht, und deren Keime waren doch schon in der Flut.

Und so muß ich meinen Satz vom Hemmungsfaktor der Kultur nun erweitern: Unnatur am Menschen nennen wir, was unseres Erachtens die Entwickelung der Menschheit hemmt und uns dadurch reizt zu weiterer Entwickelung.

Das mag Mystik sein; aber, wie Lagarde einmal sagt, Mystik ist allemal die Vorbotin der Revolution, und ich für mein Teil kenne kein Naturgesetz, das nicht im Grunde mystisch ist. Seht zu, ihr Künstler! Unter all der Unlust heute ringt die neue Lebenslust. Allerdings, die reizt und lockt ihr auch, wenn ihr nur die Unlust abschöpft; aber dann wird einst die neue Welt euch selbst als Unlust, als unschöpferisch empfinden. Wer Springwurzeln graben kann, soll sich nicht zum Straßenfeger machen; so nützlich das sein mag.

Kürzlich las ich, zum zweiten Mal, Jakob Burckhardts berühmte, noch lange nicht genug berühmte „Kultur der Renaissance in Italien". Jeder Künstler sollte sie lesen; freilich müßte er auch für die Kunst der Renaissance mehr als bloß ein technisches Verständnis übrig haben. Er müßte fühlen können, was diese Kunst voll adliger Ruhe, die selbst die Seelenbrandung eines Michelangelo, die Geisteskrämpfe eines Lionardo, die Sinnenbrünste

Tizians bändigte, dieſe Kunſt wahrhafter Selbſtzucht, emporgenötigt durch eine Zeit der greulichſten Unzucht und Unnatur, noch heut der Menſchheit innerlich bedeutet. Dann würde er vielleicht auch auf den Grund des heute tobenden Oberflächenlärmes horchen lernen.

Jenes Buch, jetzt übrigens ein volles Menſchenalter alt und erſt in vierter Auflage erſchienen, iſt ſelbſt ein Kulturereignis, ein Symptom der Renaiſſance unſrer eignen Zeit. Denn ohne ſelbſt in einer Atmoſphäre ſchöpferiſcher Entwickelung zu leben, hätte der Verfaſſer unmöglich mit ſo klarem Blick den eigentlichen Inbegriff jener drei Kulturjahrhunderte ſehen und entwickeln können: dieſe ganze, heilige und ſchreckliche Geburt der ſelbſtbewußten, machtbewußten „Perſönlichkeit“ mit ihrem Lebensideal des freien Willens, ſo vollendungsklar wie überwindungsreif.

Und in der That können wir ſchon heute deutlich ſpüren, wie aus dieſer ſeeliſchen Errungenſchaft der Renaiſſance eine neue aufblüht: die Begreifung des Unterſchiedes zwiſchen unwillkürlicher, ererbter Individualität und bewußter, anerworbener Perſönlichkeit, mit all den Konſequenzen für die Klärung, d. h. Edelzüchtung der unterbewußten Willenstriebe.

Das Individuum beginnt wahrzunehmen, daß es als bewußter Wille höchſt verſchiedene Perſönlichkeiten in ſich faßt, oft ganz gegenſätzliche, die den unveräußerlichen „Charakter“ bald ebenſo ins alte Eiſen wandern laſſen werden, wie bereits das unveräußerliche „Temperament“. Da aber trotzdem das Individuum nicht umhin kann, ſich als ſolches zu behaupten, wird es dadurch einer immer feineren Ergründung ſeiner bewußten Zuſtände entgegengetrieben, lernt ſich immer mehr in ſeinen Widerſprüchen begreifen und mit Andern vergleichen, wird alſo dadurch unwillkürlich auch immer mitfühlender, weil immer mehr ſich ſelbſt in Andern wiederfindend und Andere in Sich, und ſo vollzieht ſich denn zugleich die Schöpfung neuer menſchlicher Gemeingefühle und Gemeinſchaftsformen, wie überhaupt die tiefere Begreifung des Ich- und Welt-Zuſammenhanges, d. h. des Weſens der Menſchheit, die wiſſenſchaftliche wie künſtleriſche, die ethiſch-ſoziale wie ethiſch-religiöſe.

Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet ſind z. B. — um zwei Gegenwartserſcheinungen von ſtärkſter Sonderwirkung auch einmal kulturorganiſch zu würdigen — Nietzſche und Laſſalle, Herrenmoral und Emanzipation der Maſſe, gar nicht ſo feindliche Geſchwiſter, wie es auf den erſten Hinblick ausſieht. Sie ergänzen ſich vielmehr wie die beiden ungleichnamigen Elektrizitäten desſelben galvaniſchen Stromes.

Dafür zeugt zunächſt ſchon die gemeinſame Herkunft dieſer beiden oratoriſchen Genies von der Dialektik Hegels: Nietzſche über Stirner weg, Laſſalle direkt und über Marx weg. Dafür auch die inſtinktive Angſt, die

beide gleichermaßen dem besagten Bildungsplebejer, auch Bourgeois genannt, zu deutsch Fettbürger, einjagen, d. i. der wirklich entartenden Menschenklasse unsrer Zeit; und die rächt sich dann natürlich am bequemsten dadurch, daß sie ihre unerwünschten Ärzte als Entartete zu brandmarken sucht, wobei ihr sehr zustatten kommt, daß ein Stückchen Bourgeois ja wirklich in den Ärzten selbst noch steckt. Und mehr noch zeugt für diese antipolare Einheit beider Tendenzen der Ausgleich, den sie in Eugen Dührings genialer Lehre von der friedlichen Enteignung des „Gewalteigentums" thatsächlich schon gefunden haben, nur daß dieser spröde Denker noch von zu Wenigen begriffen ist.

Das Bedeutsamste aber ist: der gemeinsame Ansturm Dührings, Nietzsches und der Sozialisten gegen die Ethik des Christentums, d. h. den metaphysischen Altruismus. Darin drückt sich für den Kulturästhetiker gar nichts weiter als die Thatsache aus, daß dem modernen Menschen das Dogma der Nächstenliebe eben schon genug in Fleisch und Blut, ins sinnliche Gemüt, ins Unwillkürliche übergegangen ist, um es nun entbehren zu können und im Kampf für neue Seelengüter immer entbehrlicher zu machen.

Daher auf der einen Seite das Bestreben, an die Stelle des autoritären „Staates", den die Renaissance sich naturgemäß zur Bändigung des dämonischen, brutal erwachenden Persönlichkeitstriebes ausbauen mußte, die autonome „Gesellschaft" zu setzen. Und auf der andern Seite jener autonome Egoismus um der Selbstvollendung willen, der in Wirklichkeit, schon wegen seiner psychologischen Skepsis, heute gar nicht mehr brutal ausarten kann, wenigstens in hochentwickelten Individuen nicht, sondern lediglich ein Mittel zur Ersteigung abnormer Bewußtseinsstufen darstellt, also eben die „Gesellschaft" fördern, weil der Gattung neue Normen der Züchtung schaffen hilft.

Das grade ist ja so vielversprechend: daß die unfreie Massenseele, in der die mißverständliche Befassung mit der Herrenmoral wohl wirklich noch bestiale Triebe entfesseln könnte, dieser Lehre heute unzugänglich ist. Ihr ist das sozialistische Dogma mit seinem materiellen und direkten Altruismus eben angemessener, als jener sensuelle, indirekte Altruismus freierer Individuen; für diesen müßte sie erst abstraktionsfähiger werden, vergleichs- und unterscheidungsfähiger. Aber anderseits: will der ideale Sozialismus den Individuen nicht erst die volle Möglichkeit zur produktiven Veräußerung ihrer persönlichsten Werte schaffen! Und ist nicht auch dies materielle Ideal eine Schöpfung hochentwickelter Individuen! — So treiben sich die Gattungstriebe gegenseitig zur Entfaltung und schützen einander vor Überwucherung.

Denn freilich, die Gefahr ist da, daß die unreife Masse über ihrem materiellen Ziel, das für die Gattungskultur ein bloßes Mittel bedeutet,

ihr ideelles verabſäumt. Und ſelbſtverſtändlich kann in unreifen Einzelköpfen auch das egoiſtiſche Dogma Unheil ſtiften; die widerſinnigen Bombenattentate einiger Dreiviertels-Anarchiſten zeigen es ja. Nun, Leute einer niedrigen Bewußtſeinsſtufe, d. h. die noch nicht fähig ſind, ihre perſönlichen Willensakte auf den produktiven Gattungswert hin anzuſchauen, bleiben eben heute auf die Maſſe, deren Glieder ſich in bewußter Selbſtbeſcheidung ſchon zu einer produktiven Willenseinheit organiſiert haben, wirkungslos; wie anderſeits die Maſſe, angeſichts der kraſſen Ohnmacht ſolcher Atavismen, ſich gleichfalls mehr und mehr der antikulturellen Gewaltgelüſte entwöhnen wird.

Was wollen dieſe paar Fälle brutaler Zerſtörungsluſt aus mißleitetem Kulturdrang — denn der ſteckt dahinter — bedeuten, gegenüber der ſyſtematiſchen Brutalität, mit der noch durch die ganze Renaiſſance hin ſelbſt höchſtentwickelte Individuen gegen die Mitwelt wüteten! Und überhaupt: hat nicht *jedes* ideale Dogma die verhängnisvolle Eigenſchaft, von fanatiſchen Jüngern im Kampf um ſeine Verwirklichung entſtellt zu werden, eben von Perſönlichkeiten, die mit ihrem Ideal noch nicht individuell verwachſen ſind. Man denke an die Greuel, die das mittelalterliche Chriſtentum verbrochen hat; nicht weil ſeine Ethik unmenſchlich war, ſondern weil ſie dazumal der Menſchheit noch nicht unwillkürlicher, ſinnlicher Beſitz geworden war.

Aber, Gott ſei Dank, dieſer Fanatismus nimmt *ab* in der Menſchheit. Ja: Gott ſei Dank! ſeien wir uns deſſen bewußt! Dank ihrer Natur, ihrer kulturellen Natur. Auf das *Ganze* wollen wir ſehen, nicht von Kraftverluſt reden, wo nur Kräfte ſich geſchieden haben, die vor Zeiten roh in Einem Strange wirkten, einer roheren Menſchheit Gemeingefühle aufzwingend, die nun unſeren freieren Sinnen zu noch feinerer Empfindung verhelfen.

Und ſo wird die Menſchheit ſich vom Kampf um ethiſche Normen, von Zwangseinrichtungen und Schutzvorſchriften für das Ineinanderwirken der Geſellſchaft und des Einzelnen, überhaupt je länger je mehr befreien, *je äſthetiſcher ſie nämlich wird*. Iſt doch das eigentliche Merkmal des äſthetiſchen Individuums, ſozuſagen ſein Artzeichen, eben die Fähigkeit, eine Erſcheinung als lebendige Einheit, als Organismus zu erfaſſen, ſei es im Kleinen, ſei es im Großen, ſei es den Grashalm, ſei es die Welt; wozu beim *produktiv* äſthetiſchen Individuum lediglich die Fähigkeit tritt, dies in einer ſuggeſtiven Form zu äußern.

Und wenn jemals der Moment eintreten ſollte, daß die Menſchheit ſich in überwiegender Mehrheit aus äſthetiſchen Menſchen zuſammenſetzt, ſo würde mit dieſem Moment naturgemäß die ideale Anarchie ins Leben

treten, weil dann jeder von ſelbſt, ohne mehr des Zwanges einer ethiſchen Gemeinſchaftsform zu bedürfen, heiße ſie Familie, Stamm, Staat, Geſellſchaft oder ſonſtwie, ſich organiſch in die Menſchheit verbunden fühlen und ſeine Handlungen danach einrichten würde. Die Menſchheit würde dann ſich ſelbſt als ſuggeſtive Form für jeden Einzelnen äußern.

Dieſe Utopie wird freilich in verwirklichter Geſtalt kaum viel beſſer ausſehn, als etwa heutzutage die religiöſe Menſchheit in den ſogenannten Religionen. Aber immerhin, äſthetiſcher *wird* die Menſchheit; mehr als jemals iſt das heute zu ſpüren. Die Empfänglichkeit für Kunſt, nur daß ſie noch nicht klarer Kunſtſinn, eingewurzeltes Geſchmacksbedürfnis iſt, war niemals ſo durch alle Stände, ſo bis in die Maſſen hinab, über ſo viel kulturelle Nationen hin verbreitet; und das in einer Zeit, die mindeſtens im ſelben Maße wie die Renaiſſance mit kunſtfremden Neuerungen beſchäftigt iſt. Das allein ſchon würde als Symptom genügen.

Aber ich meinte es gattungstiefer. Seht die ethiſche Gärung der Gegenwart: ihr größter individualiſtiſcher wie ihr größter ſozialiſtiſcher Agitator, Nietzſche wie Laſſalle, beide trugen ſtark äſthetiſche, faſt künſtleriſche Perſönlichkeiten in ſich, und ſo werden ſie als ſolche auch ins große Ganze wirken. Es iſt ſehr bezeichnend, daß Laſſalle, deſſen Publikum die Maſſe war, als dramatiſcher Dichter dilettierte, während Nietzſche, der zum Individuum ſpricht, über gewaltige lyriſche Ausdrucksmittel gebot. Der große kommende Geſellſchaftsreformator wird dieſe Nebenwerte *beide* haben müſſen, ähnlich wie in ungewiſſerer Form einſt Jeſus, der ſein Leben zur Tragödie machte, ſeine Lehre zu Parabeln dichtete.

In Geiſtern wie Dühring und Schopenhauer, auch Lagarde, iſt der Drang, die Ethik zu äſthetiſieren, ſogar ſchon zur bewußten, mehr oder weniger ſyſtematiſchen Tendenz gediehen, leider noch — beſonders bei Dühring — nicht ohne den Rückſchlag dogmatiſcher Anſprüche an die Kunſt. Und faſt noch tröſtlicher erſcheint das ataviſtiſche Symptom, daß ein künſtleriſches Vollgenie wie Tolſtoj auf ſeine alten Tage unter die Ethiker geht und dem religiöſen Altruismus Jeſu eine Auslegung giebt, die halb anarchiſcher Barbarismus, halb äſthetiſcher Quietismus iſt. Ein netter Weltverbeſſerer!

Vor allem aber unſre junge *Wiſſenſchaft* vom Menſchen, wie ſie nach Darwin, Spencer, Helmholtz, Fechner u. ſ. w. beginnt. Da ſucht z. B. Münſterberg, auf deſſen pſychophyſiſchen Materialismus ich mich übrigens durch dies Citat nicht einſchwören will, alles ſeeliſche Leben als „bloßes zuſchauendes Wahrnehmen eines phyſiſchen Gehirnvorganges" nachzuweiſen; der Pſychologe Lipps ſieht im bewußten Willen einen „Vorſtellungsinhalt neben anderen Vorſtellungsinhalten"; der Chirurg C. L. Schleich, die pſycho-

mechaniſchen Hypotheſen Ramon y Cajals und der Ribot-Schule ausbauend, definiert die Seele als „Gruppenwahrnehmung der Außen- und Innenwelt in Ganglienſyſtemen“; die Theoſophin Blavatsky, beeinflußt von dem Biologen Weißmann, führt alle individuelle Bewußtſeinsentwickelung auf periodiſche Verſenkung der unſterblichen Keimzelle in das univerſelle Bewußtſein zurück. Ähnliche Sätze laſſen ſich häufen.

Aus allen ſpricht — und darum hat ſich die moderne Kunſt mehr als jemals eine frühere, mehr ſogar als die der Hochrenaiſſance, aus der Wiſſenſchaft befruchten dürfen — ſpricht das leitende Prinzip, das von je das A und O äſthetiſchen Empfindens und Geſtaltens war: das der „reinen Anſchauung“. Dies Prinzip verhindert uns, wie überhaupt der Natur ſo auch der Natur der Menſchheit Willenszwecke unterzulegen, die nicht identiſch ſind mit Gattungstrieben, d. h. nicht lediglich Erhaltung und Entwickelung der Lebensluſt bedeuten; grade darum aber ſollten wir uns auch verbieten, die Kunſt durch Unterſchiebung eines „*Selbſtzweckes*“ zum phantaſtiſchen Sport zu erniedrigen. *Schöpferiſche* Phantaſie verlangt die Gattung vom Künſtler.

Alſo, meine Freunde, daß die Menſchheit *kunſtempfänglicher* wird, dafür ſorgt ſchon ihre Natur, die unbewußte Züchterin der Sinne, ebenſo grauſam wie gütig. Wir aber, die wir Künſtler ſind, ihre bewußteſten Kinder, wir wollen uns klar ſein, daß es *nur am Weſen unſrer Werke* liegt, in welchem Grade und wie bald die Menſchheit auch *kunſtinniger*, *kunſtbedürftiger* wird.

Tertium non datur.

Von S. S. Epſtein.

(Bern.)

Sei nur robuſt! Wie Du Dich ſtellſt,
Steh' feſt und lach' der Spießer .....
Henckell.

Es giebt entweder Künſtler oder Philiſter!
Tertium non datur.
Und zwar iſt alles Philiſter, was nicht Künſtler iſt.
Die beiden werden ſich nie und nimmer verſtehen.
Zwiſchen den beiden giebt es keinen Kompromiß!
Der Künſtler wird den Philiſter ſtets verachten, während der Philiſter dem Künſtler gegenüber immer nach der Polizei rufen wird.

Aber es giebt auch ſolche, die da meinen, der Künſtler könne ſich mit dem Philiſter vertragen oder verſtändigen.

Das ſind die ſogenannten Kunſtphiliſterhermaphroditen.

Und von dieſen rede ich gar nicht, denn ſie ekeln mich an.

Alles Geſchlechtsloſe iſt mir zuwider.

Was ſtellt nun eigentlich der Philiſter vor?

Ein Philiſter iſt ein Weſen, Mann oder Weib, das von der Kunſt gar nichts weiß, oder ſehr viel weiß.

Der erſtere Fall iſt der günſtigere.

Der zweite iſt ſchon bedenklich, denn dann gehört ja der Philiſter zur Philisteria militans.

Er geht ins Theater und ſchimpft über die Modernen.

Er geht in die Bilderausſtellung und kläfft gegen den Impreſſionismus.

Er geht ins Concert und erklärt tiefſinnig und malitiös, er verſtünde die moderne Muſik nicht.

Er ſitzt zu Hauſe und ſpricht von Moral und Sittlichkeit in der Kunſt.

Aber ſowohl Theater, wie auch Gemälde und Muſik laſſen ihn im Herzen kalt, total kalt.

Ja ſelbſt die Sittlichkeit, ſofern er nicht ſelbſt mit ihr in Kolliſion gerät, und ſintemal ſie nicht in ſeinen Beruf ſchlägt.

Und da komme ich zum ſchwerſten Fall.

Die Prognoſe iſt hoffnungslos, wenn der Philiſter zufällig Kunſtkritiker iſt.

Denn dann bekommt er ja dafür, daß er gegen die Verlotterung der „Jungen" ſchreibt, dafür, daß er über das Daniederliegen der deutſchen Kunſt weint, dreißig Pfennig die Zeile.

So viel bekommen wir „Jungen" freilich nicht.

Wenn wir einmal gegen die „Alten" losziehen wollen, müſſen wir es ſchon umſonſt thun.

Alſo, wie geſagt!

Erſtes Kennzeichen des Philiſters: kein warm pulſierendes Blut, ſondern Mandelmilch.

Zweites Merkmal: kein pochendes Herz, ſondern eine Art von Konſerve von Croß und Blackwell.

Aber eines giebt es doch, was dem Philiſter nahe geht.

Und das iſt das Dekorum!

Donnerwetter! Da kann der Philiſter „ſuchtig" werden, wenn das Dekorum verletzt wird.

Da verſteht er keinen Spaß!

So viel vom Philiſter.

Und nun sollte alles übrige Künstler sein?

Gewiß!

Man kann auch Künstler sein, ohne zu dichten, zu komponieren oder malen.

Zum Künstler gehört vorallererst Blut, warmes, rotes Blut, dann ein ebenso warmes, zuckendes Herz, das lieben und hassen kann, und schließlich Nerven! und zwar je mehr, desto besser.

Wer diese Dinge hat, ist Künstler.

Und wenn er auch noch nie einen Vers gemacht hat, und wenn für ihn die kürzeste Strecke zwischen zwei Punkten immer krumm ausfällt, und wenn er auch noch nie einen Ton komponiert hätte.

Macht nichts!

Das ist alles nur Zufall! Aber Künstler ist er doch!

Und was ihn vor allem auszeichnet, das ist der unauslöschliche Haß gegen den Philister.

Oder, wie Otto Julius Bierbaum singt:

Ich aber habe mir selbst gewählt
Meine freie Kunst; und ob sie mich quält,
Ich bleibe ihr treu in Qual und Glück.
Zu Euch, Philister, kein Schritt zurück.

Ja, aber dann müßte es ja furchtbar viel Künstler geben.

Nein, denn es giebt leider viel mehr Philister.

Und dazwischen?

Nichts!

Ich habe ja gesagt und wiederhole nochmals.

Künstler oder Philister!

Tertium non datur.

Ein Blick in Nietzsches Jenseits von Gut und Böse.

Von Martha Asmus.

(Berlin.)

„Und was ich bin, euch Freunden bin ich's nicht!“ klagt Nietzsche, als seine alten Freunde ihm fremd und scheu gegenüberstehn. Sehnsüchtig sieht er nach neuen Freunden aus, die sich ihm auf seiner steilen Höhe gesellen sollen. Vergeblich! Auf sich selbst ist er gewiesen. In der Einsamkeit, zu feierlicher Lebens-Mittagszeit, findet er in sich den Gefährten, mit dem er, vereinten Siegs gewiß, das Fest der Feste feiert.

Es ist die Tragik der Redlichkeit, daß, je rücksichtsloser, kühner und selbstverleugnender wir dem Gedanken folgen, es desto einsamer um uns wird, daß die Gefährten sich nach und nach verlieren und blumigere, breitere Pfade einschlagen, die den steilen Höhen fern bleiben.

Vergeblich sein bestes gegeben zu haben, läßt den Menschen vor sich selbst erschauern. Die Furcht, daß die Denkmöglichkeit unserer Wahrheiten nur in uns lebt, ist fast die Furcht vor Wahnsinn. Der Einzelfall ist innormal.

Nietzsche-Zarathustra sieht sein Bild verzerrt aus dem Spiegel zurückgeworfen, der ihm im Traume vorgehalten wird. Ich bin mißverstanden! Die Klage zieht sich dem Seher durchs Leben und begleitet ihn in die Nacht seiner Krankheit. „Wie ist es möglich, ihn so zu verkennen?" fragt seine Schwester, als ihr die Litteratur vorgelegt wird, die seine Schriften hervorgerufen haben.

Denn Stimmen sprechen daraus wider und für den Verherrlicher der Selbstsucht, den Prediger rücksichtsloser Ausbreitung der Persönlichkeit auf Kosten ihrer Umgebung. Hier verwahrt man sich gegen die Jüngerschaft solches hartherzigen Meisters, dort giebt man ihm recht: man ist müde, immer für andere zu sorgen, man sollte wirklich nur an sich denken und sich um weiter nichts kümmern! Andere Stimmen erheben sich gegen seine philosophischen Ideen, und das Problem des ewigen Kreislaufes wird vielfach für das Labyrinth angesehn, in dem sich seine Gedanken verirrt haben.

Wer aber durch dies Gestrüpp der Nachrede zum Erkennen der Persönlichkeit des neuen Philosophen durchgedrungen ist, der läßt sich den Sinn für ihn nicht mehr trüben. Und er weiß jetzt, wo das Mißverstehn einsetzt.

In seiner mitternächtlichen Einsamkeit nimmt der Forscher den Geistesflug in die Übermenschlichkeit. Von dieser Höhe aus sieht er in die Welt hinab und erkennt die Menschen und die Ursachen ihrer Gesetze. Sie glauben sie aus einem Guten an sich entsprungen, das über ihrer Sphäre schwebt, und doch beziehen sich Gut und Böse nur auf menschlich organische Bedingungen. Und wie die Zeiten dahingehn, wie die Rassen sich mischen und ihre Macht zur Geltung bringen, so wechseln die Wertbestimmungen. Jeder Moralist und Dogmatiker legt in seine Lehre von Gut und Böse den Ausdruck seiner Persönlichkeit und seiner Affekte, und keine Moral hat Anspruch auf Wahrheit an sich. Auch das bewußte Denken, mit dem sich der Philosoph über sich selbst zu erheben meint, ist an seine Instinkte gebunden, die ihm die Bahn vorschreiben. Menschliche Forderungen sind es, die die Logik leiten, und die Begriffe entwickeln sich wie Fauna und Flora.

Wenn wir davon absehn, die Beziehungen der Menschen zu einander als wertbestimmend anzunehmen, so ist das Böse ebenso wertvoll für das

Leben wie das Gute. Denn Leben ist Wille zur Macht, jede organische Thätigkeit ist Kampf. Der Kampf des Guten mit dem Bösen, des Bösen mit dem Guten, dient dem Leben, erhält und erhöht es. Unwahrheit ist so nötig dazu wie Wahrheit. Daß die Begriffe Gut und Böse metaphysische Wahrheiten sind und nicht vergängliche Beziehungen der Menschen zu einander, von den einzelnen Menschen außerdem, je nach ihrer Größe, verschieden verstanden, verschoben und verwechselt, — diese Täuschung eines Guten und Bösen an sich dient ebenfalls unserer Art zur Lebenszüchtung. Aller Zwang der Moral regt den Kampf an, in dem die Kräfte wachsen, sich empören und die Werte umbilden.

Jenseits von Gut und Böse sehn wir in diesem Kampfe der Kräfte die Werte aus einander entstehn. Was als böse gegolten hat, wird unter umgewechselten Bedingungen gut, und umgekehrt. Die Gegensätze sind aufgehoben, und die erfundene Welt des Unbedingten stürzt zusammen.

Dem Seher auf der Höhe wird es weh ums Herz. Voll Mitleid warnt er, daß ihm fern bleibe, wer da kann. Er selbst aber wischt die letzte Thräne hinweg, die den Bildern des alten Menschenblickes gegolten hat, und mit dem freien Auge des unerbittlichen Forschers sieht er in die neue Welt, die sich ihm aufthut.

Was Nietzsche von seinem Standpunkte jenseits von Gut und Böse in der menschlichen Seele mit ihren „noch unausgetrunkenen Möglichkeiten" wahrnimmt, sagt er uns in so kühner, erschütternder Sprache, daß wir verwundert und bezaubert zuhören. Fast verwirrt er uns mit der Kenntnis unseres Ich. Oft scheint es, als wolle der stolze Einsame sich selbst vor der Preisgabe schützen und die Maske vorhalten, von der er als dem Zubehör der feinen Seele, bei ihrem Heraustritt in die Menge, spricht. Aber nicht umsonst soll er an das Genie des Herzens gemahnt haben, das den Tropfen Güte unter dem Eise errät

Wenn er sich auf die Höhe des Jenseits von Gut und Böse stellt, so kann nur ein trüber und kurzer Blick darin einen Übertritt in das Reich des Bösen sehn. Wenn er sagt, daß im Kampfe des Willens zur Macht (des Lebens) der Eigennutz, die Begierde, die Unwahrheit soviel Wert hätte wie die Selbstlosigkeit, die Gerechtigkeit, die Wahrheit, so gehört ein schweres Ohr dazu, um zu verstehn, daß wir unsere Nächsten lieblos behandeln sollen. Wer Augen hat, zu sehn, und Ohren, zu hören, der sieht und hört daraus die Mahnung, zu leben und die Werte von unserer Schätzung abhängig zu wissen. Der versteht daraus nicht: Vernichtung der Begriffe Gut und Böse, sondern das große Vielleicht für ihre Anwendung und ihre Betrachtung jenseits ihrer selbst, — nicht: Empörung gegen die Thatsache unserer jeweiligen Scheinwahrheit, sondern Dankbarkeit für das Erziehende und Artzüchtende darin.

Um den Eigennutz zu predigen, wie es Nietzsche vorgeworfen wird, ist die Sprache des Propheten und Philosophen nicht nötig. Dazu genügt die Zunge eines der tausend kleinen Schreier, die die letzten in der geistigen Rangordnung ausmachen, und deren Verbrechen der Selbstsucht wir täglich um uns herum beobachten können. Denn die Mitleidslosen sind in der Menge. Das zarte Verstehn anderer gehört den Seltenen. Die kleinen Geister sind es, die ihre Nächststehenden ihrem materiellen Wohlbehagen aufopfern, unter irgend einem Schein des Rechts, — die sich satt essen an den Bissen, die sie andern vom Munde nehmen, — die, wenn sie sich den Tag über vor ihrem Gebieter geduckt haben, des abends im Hause eine plebejische Lust am Befehlen zeigen, denn nicht aus herrschaftlichem, sondern aus knechtischem Geiste stammt diese Lust. Die gemeinsten Seelen sind es, die unbewegt am Leiden vorbei zu ihren Freuden schreiten.

Diese kleinliche Quälerei, die der Größenwahn der Zwergenseele auf seine Umgebung ausübt, hat in keinem Punkte eine Berührung mit dem Nietzsche'schen Egoismus der Bewegung, die jedem Stern eigen ist, als das Urgesetz aller Dinge.

Die Rangordnung ist organische Bedingung des Lebens und nicht Absicht der Einzelnen. Ohne dies Pathos der Distanz in der Gesellschaft könnte es auch keine Herausbildung höherer Seelenzustände geben, keine Erhöhung des Typus Mensch.

Es ist der höchstentwickelte Mensch, der Mensch, der bis in die feinsten Fasern seines Organismus von Lebenskraft erfüllt ist, den Nietzsche den vornehmen nennt. Der Grundzug seines Wesens ist die Wahrhaftigkeit. Er will deshalb nie anders scheinen als er ist, und die Eitelkeit ist ihm so unverständlich, daß es ihm schwer wird, sie bei andern anzunehmen und sie als Triebfeder einer Handlung zu vermuten. Er kann sich nicht vorstellen, daß jemand den Menschen eine andere Meinung über sich einflößen möchte, als er selbst sie hat, und daß er gar diese Meinung nachträglich über sich teilt, weil andere sie von ihm haben. Der Vornehme hat dazu eine zu große Ehrerbietung vor sich selbst. Aber auch die Ehrfurcht vor jeder Größe ist ihm eigen. In der Nähe von etwas Verehrungswürdigem, das nicht allgemein anerkannt ist, verrät sich der Rang des Menschen. Während der niedrige Mensch sich zu Gemeinheiten gereizt fühlt, geht über die Seele des Vornehmen ein andachtsvoller Schauer, der sich all seinen Geberden mitteilt. Der Vornehme hat eine hohe Empfänglichkeit für das Leiden. Die Leidensfähigkeit kann fast als Maß der Größe gelten. Aber er verbindet damit einen schweigenden Hochmut, der ihn Verkleidung und Maske suchen läßt vor zudringlichem Mitleid. Er selbst mit seiner Beherrschung und Macht über sich schätzt die Not als Erziehungsmittel und verachtet das

Mitleid. Wenn er hilft, so geschieht es aus einem Überfließen des eigenen Reichtums seiner Seele. Trotz seiner hochgearteten Güte gegen die Menschen kann er sich nicht in ihrem Umgange aufhalten. Er strebt nach der Höhe, wobei ihm jeder Begegnende Mittel oder Hemmnis oder Ausruhn ist.

Unter dem Gemeinen ist der Feige, der Schmeichler, der Lügner verstanden, der die Größe nach dem Nutzen abwägt. Die Eitelkeit ist sein eigenstes Wesen. Er mißt sich keinen Wert oder Unwert bei, der ihm nicht gegeben wird, und er *ist* in Wahrheit nur, was er *gilt*. Damit verbindet er Abgunst und Neid gegen die Tugenden der Vornehmen. Cynismus ist die einzige Form, in der gemeine Seelen an die Redlichkeit streifen. Sie geben sich leicht preis mit der Erklärung, daß Hunger, Geschlechtstrieb und Eitelkeit die einzigen Triebfedern menschlicher Handlungen sind.

Zwischen diesen beiden Typen giebt es viele ausgleichende Mittelstufen, aber die Vornehmen sind die Seltenen. Schwer ist das Verstehn, wo bei gleichen Ausdrücken Verschiedenes empfunden wird. „Die Furcht vor dem ewigen Mißverständnis ist der gute Genius der Trennung.“ Nichts trennt so sehr wie Verschiedenheit des Reinlichkeitssinns. Man kann sich nicht riechen, und der höchste Instinkt der Reinlichkeit stellt in gefährliche Vereinsamung. „In ein lärmendes und pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst, oder falls er endlich dennoch zugreift, vor plötzlichem Ekel zugrunde gehn. Wir haben wahrscheinlich alle schon an Tischen gesessen, wo wir nicht hingehörten. Und gerade die Geistigsten von uns, die am schwersten zu ernähren sind, kennen jene gefährliche dyspepsia, welche aus einer plötzlichen Einsicht und Enttäuschung über unsere Kost und Tischnachbarschaft entsteht — den Nachtisch — Ekel.“

Der Vornehme hat den Egoismus, es anzuerkennen, daß die Niedrigeren um seinetwillen zu Sklaven und Werkzeugen herabgedrückt werden. Sie sind die Leitersprossen, auf denen er zur Höhe steigt. Er gesteht nur Pflichten gegen seines gleichen zu, gegen die andern verfährt er willkürlich. In diese Thatsachen will Nietzsche keine Härte der einzelnen gelegt wissen, sondern den Willen zur Macht, der die organische Lebensbethätigung der Gesellschaft ist.

Dies zugegeben, soweit es sich auf den Kampf der Naturkräfte bezieht! Die höhere Geistigkeit siegt über die niedrigere und weiß, daß sie dazu bestimmt ist. Wer eine Wahrheit vertritt, will die Unwahrheit damit vernichten. Das Geschlecht, das einen großen Menschen hervorbringt, hat in den vorhergegangenen Individuen Versuche, Übergänge und Hndalanger gebildet. Eine Menge von Wesen eignen sich das Wissen nur an, um es weiter zu reichen, und wenn es an den Rechten kommt, der es zum Schaffen benutzt, so macht er die andern damit zu Werkzeugen.

Nietzsche schreibt die Fähigkeiten des Schaffens, Herrschens und Wertbestimmens den Auserlesenen und Seltenen zu, die aus langer Zucht, in Druck und Zwang der Selbstbeherrschung, des Kampfes mit der Not und der Geistesspannung gegen falsche Urteile zu höherem Sein emporgekommen sind.

Aber mit Nietzsche in der Aristokratie diese Herrschenden sehn zu wollen, hieße sich dem Willen zur Macht entgegenstellen. Solche Auswahl der Höheren unserer Gesellschaft wäre eine zufällige. In dem aristokratischen Gesellschaftskörper giebt es zu viele willensarme Schwächlinge, die nicht zu den Seltenen, sondern zu der Menge gehören. Die Aristokraten sind nicht die Einsamen, und man könnte sich wohl mit einem vornehmen Bauern, (dessen Existenzmöglichkeit Nietzsche erwähnt) abschließen gegen plebejische Aristokraten. Nietzsches Entrüstung gegen sozialistische Bestrebungen dient deshalb wenig seiner Idee des artzüchtenden Willens zur Macht. Er wendet sich gegen die „Nivellierer", die „Gleichheit der Rechte", „Abschaffung des Leidens" wollen, während der Mensch doch unter den umgekehrten Bedingungen, unter Druck und Zwang in die Höhe wüchse. Aber den zufälligen Rangunterschied in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, um der erziehenden Wirkung der Not willen, heißt unehrliche Kampfesmittel dulden. Wenn der Wille zur Macht in vollkommener Entfaltung gedeihen soll, so muß jeder Keim das Erdreich haben, das seiner Anlage zukommt. In unsern jetzigen sozialen Zuständen ist die Unterdrückung nicht durch Kampf von Macht mit Macht, sondern durch den Zufall der Geburt herbeigeführt. Oft wird in einem Stalle der geboren, der von der Natur zum Herrscher bestimmt ist, und die Hindernisse, die die Gesellschaft ihm in den Weg legt, lassen ihn nicht zu seiner Bestimmung kommen. Durch die bestehende Ordnung muß so manche Naturanlage verderben. Es giebt Verhältnisse so großen Druckes, daß der Kampf sich nicht in lebensernährender Stärke entwickeln kann, und daß der Wille zur Macht im Keime erstickt wird. Würde Goethe Goethe geworden sein, wenn er von seiner Geburt an in Einzelhaft gehalten worden wäre? Würde Bismarck Bismarck geworden sein, wenn er die Erziehung einer höheren Tochter bekommen hätte? So tritt denn oft der Fall ein, den Nietzsche selbst für die Seltenen fürchtet: Das Entarten. „Das Genie ist nicht selten, aber die 500 Hände fehlen, die es nötig hat, die rechte Zeit zu fassen." An anderer Stelle spricht er davon, daß das Zugrundegehn des Seltenen die Regel ist, und daß der Psychologe, der dies ewige „Zu spät!" einmal entdeckt und dann immer wieder gesehn hat, in Gefahr ist, am Mitleid zu ersticken.

Nietzsche sieht in den Religionen und Moralen nur Erziehungsmittel, die als Selbstzweck verderblich werden. Buddhismus und Christentum streben nach der Erhaltung der mißlungenen Fälle des Tieres: Mensch.

Das Leben ist ihnen eine Krankheit. Sie wollen eine große Herde, gleich vor Gott, und sind damit seit einer Reihe von Jahrhunderten bemüht, aus dem Menschen eine sublime Mißgeburt zu machen. Die Moral setzt die Dummheit als Lebensbedingung. Die Natur bedient sich ihrer, indem sie durch den moralischen Imperativ: Du sollst gehorchen, auf lange Zeit, sonst gehst du zu Grunde! sich an die ganze Menschheit wendet. (Nicht an den Einzelnen, denn der geht so manchmal zu Grunde, bevor das Mittel zum Zwecke geführt hat.) So werden die Triebe durch Beherrschung geschärft und gereinigt, wie der Arbeitstrieb durch die Ruhe zur Arbeitslust geworden ist, der Geschlechtstrieb durch Enthaltsamkeit zur Liebe. Die zeitweise Lebensunterdrückung ist die Lebensbeförderung für das Allgemeine. Aber die Lebensunterdrückung darf nicht Zweck sein. Unter den Moralbegriffen von Gut und Böse, die das Christentum unterstützt, wäre der Mensch in Gefahr, zum vollkommenen Herdentiere zu entarten, — die Sozialisten arbeiten durch ihre Nivellierung, die jede Entwickelung der Persönlichkeit verhindert, mit an der Vermittelmäßigung —, wenn nicht die neuen Philosophen zu erwarten wären, die Führer, die die alten Werte umwerten und den Willen von Jahrtausenden in neue Bahnen zwingen sollen.

Warum gehören Nietzsche nicht die Begriffe: Aristokratie und Rangordnung, — wie sie durch den Zufall der Geburt und nicht durch Geistesstufen bestimmt sind, — auch zu den Werten, die umgewertet werden müssen? In unserer jetzigen staatlichen und gesellschaftlichen Organisation kommt die Herde mehr zur Geltung als in einer freieren. Ein Hirt mit seinen Gehilfen treibt die Menschentiere. Und der Hirt ist durch Vererbung und nicht wegen seiner Stärke über die Herde gesetzt.

Die Sozialisten wollen nicht nivellieren in dem Sinne des Gleichmachens vor Gott, sondern in dem des Freie Bahn-Machens für alle zum Lebenskampfe. Sie wollen die Macht nicht künstlich aufpfropfen durch Krone und Szepter, durch Peitsche und Stiefelhacken, denn so wäre sie ohne Kampf erlangt und kein Leben. Sie wollen die Naturmächte darum ringen lassen und die Hindernisse sollen des Kampfes wert sein. Ehrlicher Kampf! Gleiche Waffen! Kraft gegen Kraft! Nur das ist Leben! Und herunter mit den Verschanzungen, hinter denen sich die abgestorbenen Werte verstecken und die Luft mit ihrem Modergeruch füllen! —

Zuletzt noch ein Wort über den Gedanken des Kreislaufs! Es beruht gewiß auf einem Irrtum, daß der Philosoph daran erkrankt ist. Denn er stellt gerade diese Auffassung der Welt als eine glückliche dar, die durch den Blick in die Tiefe des Pessimismus ohne Beschränkung erlangt würde. Dieser Blick rührte an den weltbejahendsten, optimistischsten Menschen, der, was ist und war, ertragen gelernt hat und dasselbe wieder und wieder

haben will, sich und alle Dinge, die ganze Weltbühne mit denselben immer wiederkehrenden Schauspielern, denselben Ursachen, denselben schaffenden Nötigungen.

Und nun mein Fragezeichen hinter diesen Gedanken:

Wir erfahren in der Welt einen vielfachen Kreislauf unserer Erregungen. Die Bewegung der Himmelskörper, die Reihenfolge unserer Bedürfnisse, die Regelung unserer Gewohnheiten vollzieht sich im Kreise. Des Kindes erste Äußerungen sehen wir sich häufig im Zirkel abspielen. Vom Schoße der Mutter verlangt es zur Erde, krabbelt ein Stückchen, kehrt zurück und streckt die Ärmchen aus. Ist es oben, beginnt die kleine Fahrt von neuem. Der Neigung zum Kreislaufe begegnen wir überall in der Natur — mit unserm menschlichen Blicke. Anders geartete Sinne würden was uns rund erscheint, nicht als rund empfinden. Zur Beobachtung des Weltkreislaufes würde aber ein Blick gehören, der von der Welt und ihren Bedingungen ausgeschlossen wäre. Nur unser Auge, ins Außerweltliche gerückt, nur der unmögliche Mensch, der nicht ein Teil der Menschheit wäre, könnte den Kreislauf des Weltganzen als Wiederholung von Erregungen beobachten. Denn der einzelne Mensch kann nicht wiederkommen, da zu seinem Begriffe das Ich-Bewußtsein gehört, das an Erinnerung gebunden ist. Der organische Stoff, der sich zum Menschen zusammensetzt, fängt erst nach der Geburt an, durch wiederholte Erregungen die erinnernden Ich-Empfindungen zu bilden. Selbst wenn der Stoff schon einmal in derselben Zusammensetzung dagewesen wäre, so wäre er nicht das jetzige Ich, da diesem die Erinnerung daran fehlt.

Gesetzt aber, es entständen in Zukunft noch solche Wesen, die ihr Ich auf die Zeit vor ihrer Geburt zurückführen könnten, so würden diese zwar den etwaigen Kreislauf beobachten können, aber die Dieselbigkeit der Welt, wie sie Nietzsche den Optimisten wünschen läßt, wäre ausgeschlossen. Die Weltbühne würde eine andere sein, der Zeit und der Wesenheit der Schauspieler nach. Das vollständige Sichdecken von Raum und Raum, Zeit und Zeit, Art und Art, ist in die unverrückliche Gegenwart beschlossen und in keiner Wiederkehr zu finden. In dem Worte selbst liegt schon der Unterschied. Das Wiedergekehrte ist etwas Verschiedenes von dem Daseienden.

Können Frauen Genies werden?

Von Dr. Bernhard Münz.

(Wien.)

„Wer iſt genial?“ ſo fragte neulich ein Freund den anderen.

„Ein Mann, der . . .“

Da wurde er unterbrochen. Können denn bloß Männer Genies ſein? Ceſare Lombroſo, der berühmte italieniſche Anthropologe, bejaht dieſe Frage. Er verweiſt darauf, daß die Unwiſſenheit der Frauen keineswegs ſo allgemein iſt, wie man es oft glauben machen will. In verſchiedenen Epochen der Geſchichte genoſſen die Frauen der höheren Stände denſelben Unterricht wie die Männer. So zum Beiſpiele waren die Damen aus dem franzöſiſchen Adel des achtzehnten Jahrhunderts vortrefflich unterrichtet und beſuchten mit Ausdauer die Vorleſungen von Lavoiſier, Cuvier und anderen. Und dennoch iſt kein weibliches Genie aus der Gruppe jener gebildeten Frauen erſtanden. „Ich bin überzeugt,“ ſagt Lombroſo, „daß es kaum ſo viele Hunderte von Männern als Tauſende von Frauen giebt, die Klavier ſpielen. Und doch findet man unter den Frauen ſehr wenige muſikaliſche Genies, obgleich es auf dieſem Gebiete weder ein durch die Natur des Weibes bedingtes, noch durch die ſozialen Verhältniſſe geſchaffenes Hindernis giebt, welches dieſes Phänomen erklären könnte. Die Anzahl der Frauen, die malen, überſteigt heute in Nordamerika bei weitem die Anzahl der Maler, und die Zahl der weiblichen Ärzte hat derzeit die Ziffer 3000 erreicht. Die Statiſtik lehrt, daß es in Frankreich im Jahre 1889 faſt eben ſo viele Lehrerinnen als Lehrer gab, etwa 100000 im ganzen. Wo ſind die Frauen, die, mit Ausnahme von einigen wenigen, welche, wie Mme. Kowalewski, Roſa Bonheur, die Cattani, aus dem Meere der Mittelmäßigkeit emporragen, auf dem Gebiete der Malerei, der Medizin oder im Lehrfache neue Ideen gebracht oder große Erfindungen gemacht haben?“

Lombroſo findet den Grund für den Mangel an Genialität bei den Frauen darin, daß bei allen Wirbeltieren das Weibchen in Bezug auf Intelligenz dem Männchen untergeordnet iſt. Bei den Singvögeln iſt der Geſang ein Privilegium der Männchen. Darwin hat beobachtet, daß bei den Affen die Männchen weit mehr entwickeltes muſikaliſches Gefühl beſitzen als die Weibchen. Bei gewiſſen Inſekten, wie beiſpielsweiſe bei den Ameiſen und Bienen, entwickelt ſich die Superiorität des Weibchens gewiſſermaßen auf Unkoſten des Geſchlechtes; die Arbeitsbiene hört gewiſſermaßen auf, Weibchen zu bleiben. Einen anderen Grund ſucht der italieniſche Naturforſcher darin,

daß die Frauen ihrem Charakter und Weſen nach Feindinnen aller Neuerungen ſind, während das Genie ſich gerade in der Kraft des Erfindens bekundet. Die Frauen lieben das Neue nicht, ſie halten noch geraume Zeit an den Gebräuchen feſt, welche die Männer längſt abgeſtreift haben. Schon Spencer hat bemerkt, daß die Frau höchſt ſelten beſtehende Dinge kritiſiert. Endlich beſitzt ſie ein ſehr ausgebildetes Nachahmungstalent. Dieſes entwickelt ſich aber bei einem Individuum nur auf Koſten ſeiner Originalität, welche eben das Weſen des Genies ausmacht. Es gehört alſo zum Loſe der Frauen, weniger feine Sinne und einen weniger lebhaften Verſtand zu beſitzen.

Lombroſo ſträubt ſich allerdings nicht gegen das Zugeſtändnis, daß ausnahmsweiſe Genies unter den Frauen anzutreffen ſeien. Er erinnert an Mary Sommerville in Bezug auf die Naturwiſſenſchaften, an George Elliot, George Sand, Frau von Staël hinſichtlich der ſchönen Litteratur und an Roſa Bonheur und die Lebrun in Bezug auf die Kunſt. Es ſei mir geſtattet, die Zahl dieſer Ausnahmen um eine, die geniale Mathematikerin Sophie Germain, zu bereichern, welche in der Konzentrierung ihrer Gedanken auf die Gegenſtände der Geiſteswelt ſo weit ging, daß ſie die Objekte der wirklichen Welt ganz aus den Augen verlor. Dieſe Geiſtesheldin, welche die Behauptung, man habe noch nie von Frauen geleſen, die gleich Sokrates ſtundenlang unbeweglich geſtanden wären, um einen Gedankengang zu Ende zu führen, oder gleich Newton gehandelt hätten, der bei der Ausarbeitung der Philosophiae naturalis principia mathematica ſich Tage hindurch nicht vom Schreibtiſche rührte, auf das Schlagendſte widerlegt, verdient einer beſonderen Betrachtung gewürdigt zu werden.

Lombroſo ſteht indes auf dem Standpunkte, daß die erwähnten Ausnahmen die Regel beſtätigen, ſofern die Frauen, welche durch Genialität glänzen, mit gewiſſen organiſchen Anomalien behaftet und eigentlich Männer ſind. Faſt alle berühmten Schriftſtellerinnen haben nach ſeiner Anſicht irgend einen ſtarken männlichen Zug beſeſſen und zwar nicht allein in ihren Werken, ſondern auch in ihrer Phyſiognomie und in ihren Handlungen. Er führt aus der Zeit der Antike die argiviſche Dichterin Teleſilla, die ihren Mitbürgern in die Schlacht vorangegangen, und Sappho an und läßt ſodann einige Beiſpiele aus der neueren Litteratur folgen. Er äußert ſich über dieſelben wie folgt: „George Elliot hatte ein Männergeſicht, einen enorm großen Kopf, wirres Haar, eine große Naſe, dicke Lippen, einen ausgeſprochenen Anflug von Bart und ſtarke Backenknochen, im ganzen einen länglichen Pferdekopf; dabei war ſie ſo furchtſam, daß ſie ſich des nachts ohne den mindeſten Grund allerlei Schreckniſſe einbildete. Die zärtliche Zuneigung, die ſie ihrem erſten Gatten Lewis bewies, hinderte ſie keineswegs, im Alter von ſechzig Jahren einen ganz jungen Mann zu heiraten, und noch dazu

wenige Monate nach dem Tode ihres ersten Gemahls. — George Sand hatte eine Männerstimme und trug mit Vorliebe Männerkleider. Auch Frau von Staël hatte ein Männergesicht. Fast alle genialen Frauen in England und Amerika, die in den letzten Zeiten berühmt geworden sind, wiesen männliche Züge auf. Aus begreiflichen Gründen will ich den Gegenstand nicht weiter verfolgen. Ich füge nur noch hinzu, daß die meisten starke, fast männliche Kinnladen hatten. Dabei schrieben beinahe alle eine männliche Hand und litten an nervösen Anomalien."

Ich bin selbstverständlich nicht befugt, die genialen Frauen auf ihr männliches Wesen zu prüfen und zu beurteilen; ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß hinwiederum geniale Männer immer viel vom Weibe, von dem Unerklärlichen, Unergründlichen, welches im Innern des Menschen die einzige Poesie des Daseins ausmacht, an sich haben. Kindlichkeit ist ein Merkmal, das genialen Naturen gemeinsam mit den Frauen innewohnt. Ich glaube auch in der Lage zu sein, das von Lombroso aufgestellte Prinzip und zum größten Teile auch dessen Begründung aus den Angeln heben zu können. Wenden wir uns zunächst der letzteren zu, so fällt es mir durchaus nicht ein, in Abrede zu stellen, daß die Frauen Neuerungen abhold sind. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht die Frauen allein, er trifft den größeren Teil der Menschen überhaupt. Die weitaus überwiegende Majorität der Menschheit liebt es aus Trägheit und Bequemlichkeit, in den althergebrachten, überkommenen, ausgetretenen Geleisen zu wandeln. Das Werk des Genies, welches neues schaffend aus dem Geschmacke seiner Zeit heraustritt, stößt, wie wir der Kulturgeschichte entnehmen, fast regelmäßig bei den Zeitgenossen auf Widerspruch und findet erst Anerkennung in der Zukunft. Nur in den seltensten Fällen wird einem Irdischen mit der Strahlenkrone der Genialität zugleich die Perle des Glückes verliehen. Die auserwähltesten Geister bewegen sich infolge ihres intuitiven, prophetischen Vorauseilens auf einsamer Höhe und vermögen nur langsam und allmählich die Menschheit zu sich heraufzuziehen. „When in disgrace with fortune and men's eyes, I all alone beweep my outcast state", seufzte Shakespeare in seinem Sonett-Tagebuche. Auf dem Markte weist man Perlen als Staubkörner zurück und kauft Hexengold als Geschmeide.

Wir müssen aber auch den Gedanken von uns weisen, daß Nachahmung Originalität ausschließt. Produktive Genies können sehr wohl in ganz reproduktiven Künsten zum Vorschein kommen. Der Schauspieler wiederholt im Spiele die Gedanken eines Fremden, der Virtuose spielt vielleicht nur die Kompositionen eines anderen, und doch kann es auch Genies unter den Schauspielern und Virtuosen geben; denn es giebt eine Art der Reproduktion, welche einer Neuschöpfung gleichkommt. Der geniale Schauspieler vertieft

ſich dermaßen in den ganzen Geiſt des Stückes und der Rolle, welche er ſpielt, daß er eigentlich die Rolle erſt zu dem macht, was ſie iſt. Schon mancher Dichter hat geſtanden, daß er erſt durch die geniale Leiſtung eines Schauſpielers die Kraft ſeiner eigenen Schöpfung verſtehen lernte.

Aber auch die von Lombroſo angeführten ſtatiſtiſchen Daten, auf Grund welcher er die Genialität der Frauen in Abrede ſtellt, berechtigen durchaus nicht zu dieſem abſprechenden Urteile. Die Emancipation der Frauen in wiſſenſchaftlicher Beziehung iſt füglich viel zu jungen Datums und ſie hat bisher im ganzen und großen viel zu enge Kreiſe ergriffen, als daß ſich auf Grund der bisher erzielten Ergebniſſe ein endgültiges, apodiktiſches Reſultat feſtſtellen ließe. Die Thatſache, daß das ſchwache Geſchlecht für die Muſik ein ungleich größeres Kontingent liefert als das ſtarke Geſchlecht, iſt nicht ſonderlich geeignet, in die Wagſchale zu fallen. Die Muſik iſt im Grunde genommen die Metaphyſik unter den Künſten; ſie ſpricht das Höchſte in Tönen aus, die der Sprache ſo nahe kommen und ihre Begrifflichkeit dennoch nicht erreichen. Wie fähig des Kunſtgenuſſes muß das Gemüt ſein, um dieſen Sinn der Muſik zu empfinden! Dem Zeitvertreibe jedoch dient ſie bloß als ein angenehmes Geräuſch, als ein Klingklang, welcher das Gedankenleben in bewußtloſen Schlummer ſingt. Dennoch wird die Pflege der Muſik, gleichviel ob auch nur das Talent des Empfangens, geſchweige denn das Talent der Ausübung vorhanden ſei, zur Bildung gerechnet und allgemein in die Erziehung mit aufgenommen. Man ſchlägt dadurch das Leben minutenweiſe tot. Durch Kunſt die Zeit zu töten, heißt indes, ſie zu Tode martern. Da ſich aber nun einmal mit dem Begriffe der Kunſt etwas Höheres verbindet, eine Erhebung des ganzen Menſchen, ſo wird nicht weiter darnach gefragt, ob einem Menſchen auch von Natur aus die Flügel zur Erhebung gewachſen ſind.

Was aber die übrigen freien Künſte betrifft, ſo braucht die ſchöpferiſche Phantaſie Stoffzufuhr aus dem Leben, ſie vermag nicht ihre wunderbaren Fäden aus dem eigenen Leibe zu ziehen, wie die Spinnen die Seidenfäden ihres Netzes. Die ſchöpferiſche Phantaſie des Genies iſt ſomit in gewiſſer Hinſicht wiederholend, ſie wiederholt die Elemente des Wahrgenommenen und Erlebten, ihre Neuſchöpfung beſteht nur in der ideellen eigentümlichen Zuſammenſetzung und Umrahmung dieſer Elemente. Sie leitet alle vorhandenen Bäche in eine Fontäne, welche ſie in ſtrahlender Kraft gen Himmel ſchleudert. „Das größte Genie," ſagte einmal Goethe auf Veranlaſſung einiger franzöſiſcher Journaliſten, „wird niemals etwas wert ſein, wenn es ſich auf ſeine eigenen Hilfsmittel beſchränken will. Was iſt denn Genie anders als die Fähigkeit, alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der ſich darbietet, zu ordnen und

zu beleben; hier Marmor und dort Erz zu nehmen und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? . . . Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich gethan? — Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwendet; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend Personen, von tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden; der Gelehrte und der Unwissende, der Weise und der Thor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen. Größtenteils ohne es zu ahnen, brachten sie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen; oft haben sie das Korn gesät, das ich erntete. Mein Werk ist die Vereinigung von Wesen, die aus dem Gange der Natur entnommen sind. Dies führt den Namen „Goethe“ . . . . Abgeschmackte Menschen! Ihr macht es, wie gewisse Philosophen unter meinen Landsleuten, die sich einbilden, wenn sie sich dreißig Jahre in ihre Studierzimmer einschlössen, oder sich lediglich damit beschäftigten, die Ideen, welche sie aus ihrem eigenen armen Gehirn herausziehen, zu sieben und zu beuteln, so würden sie einen unerschöpflichen Quell von Originalität erlangen! Wißt ihr, was dabei herauskommt? — Wolken, nichts als Wolken!“ Ebenso hat Walter Scott in Betreff der Charaktere seiner Romane wiederholt bemerkt, es sei auch nicht ein Zug in irgend einem derselben, der ihm nicht aus der Erfahrung, aus Lebensanschauungen zugewachsen sei. In dem zeitweise mit durchlebten wüsten Wirtshausleben suchten Shakespeare und Fielding gewiß nicht die rohe Unterhaltung, sondern Menschen und Menschenleben, die sie zu ihren Dichtungen brauchten. Bei aller Anerkennung der Emancipationsberechtigung des schwachen Geschlechtes ist nun aber die soziale Stellung der Frauen noch immer keine solche, daß sie in den Stand gesetzt wären, sich aus eigener, unmittelbarer Anschauung einen reichen Schatz von Erfahrungen aufzustapeln und eine erschöpfende Kenntnis von des Lebens grünem Baum zu erringen.

Lombroso findet ferner mit Ferri, daß die Mutterschaft bei der Frau alle übrige Thätigkeit absorbiert, und er fügt hinzu: „Und wenn man ernstlich an die moralische und physische Größe dieses Aktes denkt, an das seelische und organische Opfer, das den Frauen auferlegt ist, wird man einsehen und zugeben müssen, daß die Mutterschaft die Grundlage für die Gestaltung des Weibes in psycho-physiologischer Hinsicht bildet, wofür auch die anatomische Beschaffenheit in gewisser Beziehung spricht. Eben die Mutterschaft ist es, in welcher der Grund für die geringere geistige Regsamkeit der Frauen zu suchen ist. Denn ihrem Organismus, der so viel an Lebenskraft für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts opfern und aufwenden

muß, bleibt nicht genug, um sie den Grad der Entwicklung an Nerven und Muskeln erreichen zu lassen, welche die geistige und körperliche Überlegenheit des Mannes mit sich bringt.“ Ist aber Maria Theresia trotz ihrer innigen Gefühle für den Gatten und die Kinder von dem Weltgerichte der Weltgeschichte nicht würdig befunden worden, mit dem Namen der großen Kaiserin gekrönt zu werden? Ruft nicht die Regierungskunst der mit zärtlicher Liebe an ihren Kindern hängenden gegenwärtigen Königin-Regentin Christine von Spanien, welche sogar den Republikanern unter Emilio Castelars Führung Bewunderung einflößte und ihre Bestrebungen zum Schweigen brachte, gerechtes Erstaunen hervor? War Mary Somerville nicht eine musterhafte Frau und Mutter? Sind den weiblichen Genies, welche sich auf mannigfachen Gebieten der reproduzierenden Kunst hervorgethan haben und hervorthun, die Schwingen durch die Mutterschaft gestutzt worden?

Es darf überdies nicht außer acht gelassen werden, daß es auch Genies des Umgangs, der Gesellschaft giebt. Und daß die Frauen kein geringes Kontingent zu denselben stellen, ist über jeden Zweifel erhaben. So war, um nur einige Beispiele hiefür anzuführen, Rahel ein Umgangsgenie; ihre geistvollen Briefe beweisen es noch heute. Sarah Austin, die Gattin und Mitarbeiterin des großen englischen Rechtsgelehrten John Austin, welche außerdem neben dem mit ihr gleichaltrigen Carlyle als eine Art Vice-Statthalterin Goethes in England waltete, fand sich in Deutschland, wo sie an der Seite ihres ausgezeichneten Gatten wiederholt an den Stätten der Gelehrsamkeit, wie in Berlin und Bonn, zu weilen pflegte, von den edelsten Geistern, wie den Brüdern Humboldt, Ranke, Savigny, Schleiermacher, Niebuhr, Bunsen, den Brüdern Grimm, Ottilie Goethe, Bettina von Arnim und Fanny Lewald, umgeben, und sie ward von ihnen als die Muse Englands verehrt. Es gab auch kaum einen deutschen Dichter oder Denker von Ruf in den ersten Jahrzehnten nach Goethes Tod, zu welchem sie nicht briefliche Beziehungen unterhalten hätte. Drüben in ihrer Heimat hinwiederum schöpften Männer, wie John Stuart Mill, Macaulay, Carlyle, George Grote u. a., gerne aus dem unverwüstlichen Born ihrer klugen Gespräche. Und muß die Gattin des verhältnismäßig kleinen Sohnes des unendlich großen Vaters, muß Ottilie v. Goethe kein Umgangsgenie gewesen sein, wenn sie dem souveränen Geiste ihres Schwiegervaters ein entzückendes Rätsel war und beide miteinander ein gemeinschaftliches Seelenleben führten?

Von der tschechischen „Moderne“.

Nach dem Tschechischen des J. V. Hauerland.

(Ungarisch-Brod.)

Länger als ein Vierteljahr wütet in den Spalten der litterarischen, politischen, ja sogar der humoristischen Blätter der Tschechen ein Kampf, benannt „litterarische Revolution“, der Kampf der Alten gegen die Jungen, oder deutlicher: der Kampf der „Národni Listy“, des „Hlas Národa“ und des „Čech“ gegen Masaryk. Die an diesem Kampfe beteiligten Personen sind: Machar, Vrchlický, Schulz, die Krásnohorská und Bouška. Die Ursache des Kampfes: Machars Kritik (eigentlich die rouhe Form dieser Kritik) über den Dichter Hálek in der Monatsrevue „Naše Doba“ (Nr. 1, Jahrg. II).

Zur Beleuchtung der Situation will ich nur ganz knapp einen kurzen Inhalt dieser kritischen Studie geben, damit man urteilen könne, wie hinterlistig Machar wegen seiner Arbeit angefallen wurde, mit welchem Unrecht Andere, Unschuldige in den Kampf gezogen wurden, wie bei den Tschechen mit Absicht gegen die Freiheit des Geistes und gegen Andersmeinende gekämpft wird, wie geflissentlich Begriffe und unterschiedliche Tendenzen durcheinander gemengt werden, um so nur noch mehr verundeutlicht zu werden.

Machar suchte in seinem Essay die Bedeutung Háleks darin, 1) was Hálek wesentlich eigentümlich ist, d. h. worin er sich als selbstschöpferische Individualität zeigt, 2) wodurch er sich als spezifisch tschechischer Dichter offenbart, und 3) unter welchen Umständen er sich auf den Gipfel seines Ruhmes aufgeschwungen.

Die Summe seiner Untersuchungen, die ruhig, besonnen, objektiv, wissenschaftlich niedergeschrieben sind, der Form nach aber scharf und schroff klingen, bringt Machar in den letzten drei Abschnitten, um derentwillen er mit soviel Kot beworfen ward. Ich citiere:

Hálek war ein Talent zweiten Ranges. Die Öde, welche bei seinem Auftreten in der Litteratur herrschte, Freunde, von seiner liebenswürdigen persönlichen Erscheinung verblendet, der Mangel einer ehrlichen Kritik zur rechten Zeit, Beweihräucherung infolge der Popularität, die er sich durch Liebesverschen erworben — stellten ihn auf einen Platz, dem seine Kräfte nicht entsprachen, dem er nicht gewachsen war. Und durch all das gedrängt, so auf sich vertrauend, wie seine Umgebung an ihn glaubte, jagte Hálek in schwärmerischem Fluge Höhen zu, die er niemals erfliegen konnte.

„Der Mangel an Seldstkritik hatte seinen Grund in Háleks geringer Belesenheit und in seinem starken Glauben an sich seldst. „Was nicht in mir ist, werde ich anderswo nicht finden,“ pflegte er zu sagen. Er glaubte theoretisch an eine einzige Quelle der Poesie, die eigene Seele, in praxi aber stand er sein ganzes Leben hindurch unter dem Einflusse der wenigen Autoren, welche er zur Studienzeit gelesen.

„Seine eigentliche Poesie ist ein Waldbrünnlein: rein, durchsichtig bis zum Grunde und frisch. Hálek hat keine heimlichen Tiefen. Er hat keinen einzigen Vers, welcher der Seele des Lesers eine Perspektive eröffnen würde; er hat nicht einen einzigen Ton, der ein längeres Echo wecken oder die Seele zu harmonischem Mitklingen anregen könnte. Bei ihm findet man zwischen den Zeilen rein gar nichts. Er sagte nur das, was er niederschrieb. Man vergleiche ihn mit Neruda. In 20 Jahren wird man bei Hálek nicht mehr finden als heute — falls ihn überhaupt noch jemand lesen

wird —, in 20 Jahren aber wird erſt erkannt werden, wie Nerudas Erſcheinung, trotz aller heutigen Lobpreiſungen und leeren Hymnen, unterſchätzt ward. Die Höhe der Bergrieſen iſt nur aus der Ferne zu beurteilen, in dieſer Ferne aber verſchwinden die kleinen Hügel gänzlich. Hálek hatte Bedeutung und paßte für die Zeit, in der er lebte, Neruda gehört der Zukunft."

Schließlich wirft Machar dem Profeſſor Schulz ſchlechtweg vor, wie mangelhaft und nachläſſig er ſeinerzeit die Herausgabe der geſammelten Schriften Háleks betrieben, und äußert den frommen Wunſch, man möge mit Nerudas geſammelten Schriften anders verfahren. — Auf dieſe kritiſche Studie Machars antworteten faſt gleichzeitig: Vrchlický im „Hlas Národa", Schulz in den „Národní Listy" und die Krásnohorská in der „Osvěta." Niemand aber konnte gegen die Auseinanderſetzungen Machars auch nur im Entfernteſten etwas Giltiges, etwas Poſitives vorbringen; vollends Vrchlický erkennt ſelbſt an, daß alle Alten das längſt wüßten, er thut ſehr ſentimental, weiſt auf die Solidarität der Geiſter hin und appelliert an das Gefühl.

Wie ſchlau und liſtig! Auf dieſe Weiſe gewinnt man das Publikum am leichteſten, durch den Hinweis auf das Gefühl läßt es ſich zu allem verführen und hinreißen. Die Tſchechen ſind überhaupt bei allen ihren langjährigen Kämpfen immerfort gleich empfindſam. Das iſt die Saite, auf welcher man bei ihnen zuallererſt ſpielt, die beſtändig tönt, bald höher, bald tiefer. Solange ſie klingt, die Liebe entflammt und Begeiſterung weckt, iſts ja noch gut; aber ſowie ſie verſtummt, tritt Erſchlaffung und Gleichgiltigkeit ein. Deshalb findet ſich bei den Tſchechen nirgends ein beharrlicher einheitlicher Fortſchritt in der Arbeit, nirgends ein intenſiveres Streben, zum Ziele zu gelangen. In ihrer Sentimentalität lamentieren ſie unaufhörlich, weiſen ſie konſtant auf ihre Vergangenheit hin, und die Gegenwart, geſchweige denn die Zukunft, will nicht beſſer werden. Es war endlich Zeit, die gethane Arbeit abzuſchätzen und neue Mittel zu wählen, durch dieſelben das tſchechiſche Leben zu neuer Arbeit, zu neuen Aufgaben zu reinigen, mit einem Worte, im Geiſte der Gegenwart zu leben, im Geiſte der — Moderne. An dieſe Rieſenarbeit wagte ſich niemand, man hatte Furcht vor ihr. Daher dieſer Zorn, dieſe Feindſeligkeit, als die junge Künſtler- und Kritiker-Generation mit dem bisherigen Beſitzſtand des heimatlichen Schrifttums zu rechnen begann, als die Zeit der Analyſe und eine würdige Schätzung des Verſtandes kam. — Am ſtärkſten entrüſtete ſich Schulz, dem bislang niemand die Wahrheit ſo ins Geſicht zu ſagen gewagt hatte. Wie ſonderbar war aber auch ſein Verhalten! Als Redakteur der „Zlatá Praha" nahm er in den letzten Jahren Gedichte von Machar auf, als alter „Idealiſt" läßt er doch in ſeiner Zeitſchrift über Nietzſches Philoſophie abhandeln, bringt deſſen Aphorismen, Studien von Brandes, druckt realiſtiſche Arbeiten von Jirmář ab. . . . .

Alſo von drei Seiten brach gegen Machar der Sturm los. Des Gegenſtandes bemächtigten ſich nun auch alle größeren Blätter. Das Publikum, welches die Spalten der Zeitſchriften bloß überflogt, ſchauderte, bekreuzte ſich wohl auch und ſchimpfte weidlich auf Machar (und auf die bekannten und unbekannten Jungen), den und die es bisher kaum dem Namen nach gekannt, kaufte ſich vielleicht ſogar Machars letzte Sammlung, und er wurde zum Blitzableiter der ganzen tſchechiſchen Moderne gemacht. Er büßte für alle, die ſich mehr oder weniger zur Moderne bekennen, über die Vrchlický, Schulz, die Krásnohorská, Zákrejs, Vilímek und Grégr ſchon längſt ergrimmt waren. —

Während anderswo litterariſche Streitfragen ruhig und durch ſachliche Diskuſſionen in litterariſchen Blättern ausgetragen werden, wurde Machars kritiſche Studie

nahezu zu einer Existenzfrage der tschechischen Nation. Und auf daß auch bei einer so ernsten Sache ein wenig Komödie nicht fehle, mußten auch die humoristischen Blätter aushelfen. Mehr aber konnten sich alle diese „Verteidiger des nationalen Besitztums“ schon nicht blamieren als dadurch, daß öffentlich (im klerikalen „Čech“) „S. E. der Herr Statthalter von Böhmen“ aufgefordert wurde, in die tschechische Litteratur mit passenden energischen Vorkehrungen einzugreifen (vielleicht mit einem „Ausnahmszustand“?), damit dieser „zersetzende“ Realismus nicht unterstützt und verbreitet werde, der sich nicht nur schroff gegen die katholische Religion wende, sondern auch dem tschechischen Vaterlande sowie dem ganzen Reiche die verderbliche Richtung der „Fortschrittler“ auferzogen hätte. . .

Heute, wo denn doch schon eine gewisse Besonnenheit platzgegriffen hat, ist es jedem offenbar, daß Machars Abhandlung mißbraucht wurde, um indirekt den Redakteur der „Naše Doba“, Masaryk, anzugreifen, den Vater der Realisten, Kritiker, Fortschrittler, Dekadenten und aller seiner Kinder, die ihm ehelich aber unehelich zugeschrieben werden, und die seit den achziger Jahren im tschechischen Schrifttum immer mehr und mehr die Oberhand gewinnen. — — —

Die tschechische Moderne ist nicht etwa vor einem Vierteljahr emporgeschossen. Schon seit den achtziger Jahren werden die nationalen Schmerzen blosgelegt, strebt man nach Selbsterkenntnis, ist man abgefallen von schwärmerischen und trügerischen Illusionen. Daraus erwuchs ein realer Blick auf das nationale Leben und ein Wirken für positivere Ziele. Dazu die pfauenhafte Aufgeblasenheit Riegers, der Sieg der Jungtschechen, die Mißerfolge in Wien, der kompromittierte und blamierte Grégr, das Entstehen der Gruppe der Realisten, die soziale und fortschrittliche Bewegung in der jungen Generation — die endlichen Ergebnisse: Umkehr in der Lyrik, im Roman, im Drama, und eine neue Kritiker-Schule.

Der eigentliche Repräsentant dieses kritischen Bestrebens ist Masaryk, der auf diesem Felde die Jugend am stärksten beeinflußt hat. Er umgab sich mit einem Kreise realistischer Gelehrter, und nun wurde mit kritischem Auge und mit dem Seziermesser in Wissenschaft und Politik gearbeitet. Die erste Frucht dieser kritischen Thätigkeit war der Kampf um die Echtheit der Königinhofer und Grünberger Handschrift, ein Angriff auf die alte nationale Ideologie, die auf einer ungesunden Historik gegründet war. Indem Masaryk auf die Quellen der positiven westeuropäischen Philosophie hinwies, inspirierte er auf diese Weise auch die neue litterarische „Schule“, welche heute in der Modernität die übrigen Litteraturen weit übertrifft. Zwischen ihr und der alten dogmatisierenden, patriotisierenden, ästhetisierenden Kritik gähnt ein tiefer Abgrund. Sie ist äußerst subtil und raffiniert. Durch ihren Gedankenkreis erweitert sie in bedeutendem Maße den tschechischen Erkenntnisharizont, und die Litteratur wird ihr für manchen nützlichen Antrieb und für manche Direktive verbunden bleiben. Die scharfsinnigsten Talente sind: G. Karásek, F. K. Krejčí, E. Procházka, Šalda, J. Vodák. Ihre Organe sind die fortschrittlichen „Rozhledy“, „Literární Listy“, „Niva“ und „Moderni Revue“. Reich belesen und ihren Gegenstand vollständig beherrschend führen sie in allen Fächern eine rücksichtslose, aber ausgezeichnete Kritik durch.

Gleichzeitig mit ihnen wuchs auch die jüngste Dichter- und Schriftsteller-Generation heran: E. Ritter zu Čenkov, A. Klášterský, J. S. Machar, A. Sova; O. Auředníček, O. Březina; K. Červinka, R. Jeseňská, G. Karásek, J. Kvapil.

Ihre Gedichte finden wir in der „Niva“, „Vesna“ und auch in den „Květy“. Und wie bei Vrchlický anfangs der Einfluß Hugos zu bemerken war, so ist bei

allen der Einfluß der myſtiſch-ſymboliſtiſchen Poeſie der jungen und jüngſten Franzoſen (vor allen Verlaines) unverkennbar. Man würde bei ihnen vergeblich nach dem optimiſtiſchen Enthuſiasmus früherer „Wecker der Nation“ ſuchen. Sie ſchauen durch ſchwarze Gläſer in die Welt hinaus; ſie ſind alſo mehr oder weniger Peſſimiſten, Skeptiker, aber deshalb denken und empfinden ſie nicht etwa weniger tſchechiſch. Sie ſind alle offene oder heimliche Dekadenten und Symboliſten. Alle zeichnen ſich durch die höchſte bisher in der tſchechiſchen Litteratur bekannte Raffiniertheit der Form aus, in pathologiſcher Überreizung und in der Analyſe pſychologiſcher Zuſtände ſich gefallend. Sie neigen ſich dem Naturalismus zu, dem ruſſiſchen mehr als dem franzöſiſchen, da der erſtere dem ſlaviſchen Charakter näher liegt als der franzöſiſche. — Um das moderne Gepräge der tſchechiſchen Litteratur haben ſich die Überſetzer fremder Autoren (Björnſons, Drapers, Flauberts, Goncourts, Hauptmanns, Kiellands, Tolſtois u. v. a.) ſehr verdient gemacht, von denen die brennendſten Fragen der Gegenwart behandelt werden.

Unter den lyriſchen Dichtern ſteht am höchſten J. S. Machar. Sein Hervortreten im Jahre 1887 mit „Confiteor“ war für die tſchechiſche Poeſie das Zeichen zu einer neuen Wendung. Seine Gedichte ſind ſkeptiſch, wiewohl rauh, ja doch aufrichtig, zum Schluſſe ein wenig ſatyriſch. Das Buch verurſachte einen ſo mächtigen Aufruhr, daß man ſich, ähnlich wie heute, vergeblich bemühte, für Machar einen genug bezeichnenden Schmähnamen zu erſinnen. Nach zwei Jahren erinnert er an ſein erſtes Auftreten mit folgenden Strophen:

Sie haben meine Stirn mit Kot beworfen,
Die Ehre mir getreten in den Staub,
Bin ärger denn ein Mörder nun verworfen,
Mein Name ward des Prangers ſchnöder Raub —

Erinnerungen, mir ſo wert und teuer,
Und alles Heil'ge, das in ihnen wohnt;
Hohnlachend riſſen dieſe Ungeheuer
In Fetzen es, und haben nichts geſchont —

Sie haben alle Wunden aufgeriſſen
Und boshaft mir geträufelt Gift hinein,
Verflucht ſie alle jene Weiber hießen,
Die je erheitert mir mein traurig Sein —

Gedanken, die in meinem Hirn gegohren,
Bekrochen geifernd ſie gleich Schnecken mir,
Und über meinen Ruhm, noch ungeboren,
Riefen ihr „Anathema“ ſie voll Gier —

Warum? Weil der Gefühle Wellenſchlagen,
Wie ſie mir drodeln in der Bruſt, ich wies,
Die Hunderte von Heuchlern in ſich tragen,
Die Lippe aber nie verraten ließ;

Weil ſtürmiſch ich getrunken, orgienbüſter,
Aus vollem Kelch des Lebens allezeit —
Es ſchwelgen Hunderttauſende noch wüſter,
Doch ſtillverſteckt, in tiefer Heimlichkeit;

Weil ich, ein zwergenhaftes Glied der Menſchheit,
Ein winziges Atom, ſchon nah' dem Grab',
Doch meine Zeit beurteilt und die Menſchheit,
Und beide ſtill bei mir verurteilt hab' . . .

Seine Ansichten und Ideen vom öffentlichen Leben und von der Politik brachte er zum mächtigsten Ausdruck in der Sammlung „Tristium Vindabona“. Aus diesen Versen flammt nicht nur der Zorn des modernen Tschechen, sondern Machar legt in ihnen auch seine Beichte nieder. Er hat für die Tagesfragen das tiefste und aufrichtigste Gefühl, das im heimatlichen Boden wurzelt. —

Eine andere Gruppe pflegt einen maßvollen tschechischen Realismus. Hierher gehören: K. Čapka, M. Havia (Pseudonym), J. Herben, J. Hermann, V. Hladik, G. Jaroš, K. Klostermann, J. Merhaut, die Brüder A. und V. Mrštik, K. Rais, F. X. Svoboda, R. Svobodová, M. A. Šimáček, F. K. Šiejhar. Diese Gruppe ist auf dem besten Wege, den tschechischen Gesellschaftsroman zu schaffen. Auf Charakterzeichnung bedacht, lassen sie sich nicht allzutief in Lebensprobleme und in feinere psychologische Analyse ein, sondern sich an das reale Leben anlehnend begnügen sie sich lieber mit der richtigen Schilderung des täglichen Lebens. Ja, auf Grund ihrer Arbeiten kann uns einmal der moderne tschechische Roman der Gegenwart erstehen. —

Ärmlich fällt die Bilanz im Drama aus. Das tschechische Drama harrt bislang seines Shakespeare. — Der Übergang vom alten Drama, welches auf der historischen Tragödie der Franzosen beruht, wurde vollzogen durch F. L. Stroupežnický. Die neuere Produktion auf diesem Gebiete knüpft sich an die Namen: F. X. Svoboda, M. A. Šimáček, G. Preiß, und an die der Brüder Mrštik. —

Der Streit der Alten mit den Jungen ist heute in solchem Maße entbrannt, daß er sogar auch das bisher einige Lager der Klerikalen spaltet, denn die Tschechen haben heute auch eine — katholische Moderne! Ihr erstes Manifest ist die Kundmachung des Benediktiners Sigm. Bouška in der „Niva“, einem Organ der Jungen. (Die tschechischen Klerikalen geben zwei Revuen heraus: die „Blaſt'“ und die wertvollere „Literární Hlidka“. In der „Blaſt'“ handhabt die gewisse unverfälschte Kritik ein Herr Joh. Veselý, von dem Bouška in Nr. 2 der „Niva“ interessante und für die litterarischen Verhältnisse der Tschechen charakteristische Enthüllungen bietet. Die beste kritische Kraft der „Literární Hlidka“ ist Bouška, ein hervorragender Kenner der südlichen katholischen Poesieen, hauptsächlich der provençalischen und catalonischen.)

Bouška spricht also in der „Niva“ für die junge Geistlichkeit, und zwar deshalb in dieser Zeitschrift, um der „Literární Hlidka“ keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er schrieb nämlich vor kurzem von Karásek, es sei das ein beachtenswertes Talent, wodurch er Vrchlický wie auch Herrn Veselý erzürnte. Bouška sagt dort zum Schlusse: „Bezüglich Karáseks habe ich konstatiert, daß er ein großes Talent ist, welches sich jedoch bislang von französischen und belgischen Einflüssen noch nicht freigemacht hat; persönlich sympathisch war er mir wegen seiner Kenntnis der katholischen mystischen Poesie, die der katholischen „Blaſt'“, obgleich sie auf den Katholicismus ein Monopol zu haben scheint, bisher ein spanisches Dorf ist. Wenn ich mich in irgend einem katholischen Blatte verteidigen wollte, so würde man mir — ich weiß es erfahrungsgemäß — nicht einmal die reinste Wahrheit abdrucken! Ich bin ein katholischer Priester und Benediktiner, aber ich meine, daß ich durch fleißige Arbeit, Studium und Liebe zu allem nach dem Vorbilde des Erlösers mehr wirken werde, als durch hochmütige Ignoranz und Fanatismus!“

Da haben wir wieder eine mehr als deutliche Sprache der Jungen gegen die Älteren! Daraus ist zu ersehen, daß die Jungen, wenngleich verschiedenen Tendenzen huldigend, doch in einem einig sind: im Kampfe der Wahrheit gegen die Lüge und

gegen die Autoritäten. Ja, solcher Art war dieser ganze jüngste Kampf, ein Kampf gegen die lügnerische Autarität. Die Jungen sind gegen einander sehr streng und spüren ihrer Thätigkeit bis in die äußersten Details nach. Der Freund sagt dem Freunde vielerlei, offen und wahrhaft. Wenn sie auch verschiedene Wege gehen, wenngleich sie in vielem unterschiedliche und widersprechende Anschauungen haben, so erbosen sie sich doch nicht gegeneinander, weil sich jeder dessen bewußt ist, daß er selbst allein für sein Werk verantwortlich ist. Die Jungen haben den Kampf nicht begonnen und lebten in aller Eintracht mit den Älteren, deren Arbeit voll und ganz würdigend. So zum Beispiel haben Karásek wie Machar Festsonette auf Vrchlický geschrieben, Karásek schrieb ein freudiges Referat über die „Rosae mysticae“ und ein liebevolles über die „Nové barevné střepy“ („Neue farbige Scherben“) Vrchlickýs, auch veröffentlichten die Jungen Beiträge in den Blättern der Älteren.

Der Kampf wurde von den Alten überflüssigerweise und mit Fleiß inszeniert. Die Herren der alten Generation wußten, daß Hálek überschätzt wurde, daß er keineswegs der Riesengeist ist, zu dem er gemacht ward. Sie behielten aber die erkannte Wahrheit für sich, ließen in Schulen wie in Poetiken die Lüge über ihn unter den jungen Nachwuchs weitersäen, und da nun die Jungen zu einer anderen Erkenntnis gelangt sind, verlangen die Alten von ihnen, auch zu schweigen, auch zu — lügen. Und gerade gegen diese unehrliche Zweideutigkeit wird der ganze Kampf geführt. Die muß ein- für allemal niedergeworfen und beseitigt werden. Heute gelten Autoritäten an sich nicht mehr . . .

Die Jungen fragen stets gleich, worauf sich die Autarität, wessen immer, gründet. Thätigkeit, Wirkung, Arbeit wollen sie sehen und erkennen, und die allein ist ihnen entscheidend. Sie bringen es schon nicht mehr zuwege, blind und stumm irgend eine Autorität anzuerkennen; sie achten, schätzen und anerkennen ausschließlich nur die Arbeit, und nach ihr bestimmen sie den Wert eines Menschen. Und wenn diese Arbeit noch so umfassend, wenn sie unter welchen Umständen immer entstanden wäre, stets bedingen sie sich das Recht ihrer Analyse und ihrer Beurteilung aus. Sie wollen immer das Werk ihrer Vorgänge durchleben und ausleben, um auf ihm weiterzubauen. Und gerade darin liegt die Tragödie des Streites: daß nämlich die Schriftsteller, die eine Arbeit hinter sich haben, (die übrigens nicht bloß ihr Verdienst, sondern auch ihre — Pflicht ist) für welche sie auch hatten kämpfen müssen, als sie an die Stelle anderer traten, daß diese Schriftsteller nun gegen die Jungen auftreten, um deren weitere freie Entwickelung, also auch die der Litteratur überhaupt, zu hemmen. Da gilt desto mehr das Axiom „Stillstand ist Rückgang“! —

Die Arbeit, die jemand geleistet, bleibt bestehen, die vernichtet niemand und niemals. Aber der falsche Nimbus verlischt, und in seiner nackten Schönheit erstrahlt wie Großes und Nützliches jemand geschaffen. So wie es heute den Alten geschieht, wird es in einer Reihe von Jahren auch den allerjüngsten ergehen, und auch nach diesen werden andere kommen, und strenge, unerbittlich werden sie mit ihnen abrechnen, vielleicht noch strenger und unerbittlicher als die jetzigen Jungen mit ihren Vorgängern. Aber dieses Urteil der Zukunft fürchten die Jungen auch nicht im mindesten; wissen sie doch, daß dies unabwendbar und notwendig ist für eine glückliche, gedeihliche Entwicklung und für das Emporblühen neuer Geschlechter!

Deutsch von Eugen A. E. Prack.

Wiener Ketzerbrief.

III.

Von Anton Lindner.

(Wien.)

Der Franke in Wien. — Nur keine Mummelgreise! — Die ehrbarsten Absichten. — Dicke Mutter und dünne Töchter. — Die Diogeneslaterne im Café Griensteidl. — Pst, . . der „Anständige" kommt! — Neue Pfade auf dem Pflaster der Kaiserstadt. — Neue Nuancen, Naten und Töne. — Die Stirnlacke. — Sie kriechen aus den Eiern! — Die Allzuheimlichen. — Die Nährväter. — Kein wahlgelaunter Frack! — Spulwürmchen, Pfauenfedern und Rattenschwänze. — „Persönlichkeit" auf chemischem Wege. — Kam, sah, siegte nicht. — „Ach, Michael Georg!" — Das Ellenmaß in den Backentaschen. — Altfränkische Leberknödel. — Der Hanslick grunzt den Wagner an. — Das Mandrillgesicht. — Jeder Zoll ein Trottel! — Die Revolution im Münchener Farbentopfe. — Der dankbare Cäsar. — Ein Hochtourist und die Große Güldene Medaille. — Mehr als die blutigen Schwerter der Hohenzollern! — Die Krämerwage. — Das Palmaillestübchen. — Die Sancta Divitiarum Majestas und die „glarreiche" Kanaille. — Märchenprinzeß und Affe. — Das große Wurzelfressen hinter den Düngerwällen. — Hurrah, der Tod schlägt die Brücke! — Ein weiches Wort. — Das Evangelium vom Riesenschlußpunkte. — Mast und Löwenklaue. — Die Seele der Schaubadenfrequenz und die Psychologie der litterarischen Erfolge. — So wird man „beliebter Dramatiker"! — Frau Doktor Paschkis und der Kampf um das saegendalle Dasein. — Das patentierte Lebensgefühl. — Nur mitschlappen, meine Heeren! — Ein nacktes Fräulein im Mondlicht. — Ein Deoschkengaul im Würstlstadium. — Das α und ω einer guten Erziehung. — Die Tamatenjungfrau. — Ein Lachkabinett. — Ein ruchbares Defizit. — Das Kunstmütterchen von Österreich. — Der Kammabengeruch des Vormärz. — Die Akademie-Professoren. — Biergelder Atlas und Gummischabe. — Der Landsturm von Krähwinkel. — „Das ist ja unsere liebe alte Frau Kunst!"

Als Priester der Moderne, für die er Jahrzehnte lang gekämpft, unermüdlich, und mit dem zwingenden Zauber seiner reinen Persönlichkeit, kam der Franke M. G. Conrad nach Wien. Sie haben eine Gesellschaft gegründet, die lieben Wiener, und man hat sie schon lange gefragt, warum sie denn noch immer keinen „anständigen" Verein hätten, da sie doch die geborenen Vereinsmeier sind, und weil doch an allen Ecken und Enden ihrer seltsamen Stadt lange schon die neuen Vereine auftauchen, rasch wie regentrunkene Pilze, und plötzlich wie die Dienstmänner, — nämlich ohne daß man sie eigentlich gerufen hätte. Auch, daß sie einem dringend fühlbar gewordenen Bedürfnisse der Zeit oder auch nur des Tages entsprechen, könne man nicht einsehen. Um so trauriger wäre es, daß der „Anständige" noch immer nicht gekommen; und das sei wieder so wie bei den Dienstmännern: wenn man sie braucht und winkt und flucht und mit den Gliedern schlottert, weil man nervös wird, weil man sie nötig hat, und weil sie ein Bedürfnis der Stunde geworden, dann kämen sie gerade nicht. Unter dem „anständigen" aber verstehe man den litterarischen oder, nebuloser gesprochen, den „eigentlich-litterarischen": das sei der litterarisch-künstlerische Verein mit der modernen, freibühnlichen Farbe, ohne Mummelgreise, ohne Biernäpfe, aber doch mit einem Quentchen Talent und mit recht viel „echtem" Streben, das den Künstler vom Amateur-Photographen unterscheide. Jedenfalls aber — jedenfalls! — ohne die dicken Mütter mit den dünnen Töchtern und mit den vielen Brillanten. Man wisse schon: die dicken Mütter mit den dünnen Töchtern! Denn die taugen doch nicht in die Kunst hinein und in moderne Séançen, in die nur der reine, heilige Eifer als würdigstes Entréebillet führen solle. Führen könne, dürfe, müsse und solle. So schließe man sie also thunlichst aus. Denn wie, wenn Die gerade zwischen Liliencrons „Kleiner Ballade" und dem zweiten Akte der „Weber" die — ehr-

barſten Abſichten bekämen! Das ſei zu verhindern, thunlichſt zu verhindern. So viel ſtand alſo feſt: der „Anſtändige“ müßte aus der offiziellen Heiratsbureau-Sphäre herausgerückt werden, in eine minder rentable, ſtickſtofffreiere Luft, die jede noch ſo gefliſſentlich ehrbare Annäherung problematiſch macht. Auch der Saal würde ſich leicht finden laſſen, meinte man. Die nötige Gasbeleuchtung nicht minder. Wohl auch Recitatoren, Kuliſſen, Komödianten, Aktionäre, Gongſchläger, Tenoriſten, Jobber, Preſtidigitateure, Tanzarrangeure und Lorbeerkränze. Nur wiſſe man nicht, wo Dichter hernehmen, moderne Dichter? Man brauche nämlich in einem Litteratur-Verein — ſo ſonderbar es auch klingen mag — „unbedingt“ Dichter. Und wo man die ſuchen ſolle, das wiſſe die heilige Ichthyoſaura oder die Frau Blaſchke in der Hungelbrunngaſſe. Denn daß man ſämtliche zurechnungsfähigen Mitglieder — man meinte: jene Mitglieder, die fähig wären, unter die Künſtler gerechnet zu werden — aus dem Auslande holen ſolle, aus München, Hamburg, Berlin und Paris, das ginge wohl nicht an. Da bleibe alſo nichts anderes übrig, als einen guthonorierten Kommiſſionär mit einer Diogeneslaterne unter die Schlechthonorierten zu ſenden, in die Litteraten-Caſés natürlich, denn dort ſeien ja ihre Salons, ihre Konferenzlokale, ihre Redaktionsſtübchen und Dichterwinkel. Vielleicht daß er, der Guthonorierte, im Café Grienſteidl oder — — — —

Doch Pſt . . .

Nun kam er, der „Anſtändige“! Pomphaft kündigte er ſich an. Die Filzpantoffeln hatte er abgelegt, aber er ſetzte eine Stuck'ſche Poſaune an den Mund und holte ſich aus den Coſtume-Archiven für zielbewußte Proklamationen den mächtigen, modiſchen Faltenwurf. Auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege trat er unter die Leute. Er trat vor die Rampe und läutete ſich alſo ein:

„Seit langen Jahren vermißt Wien einen geſellſchaftlichen Sammelpunkt für diejenigen Elemente, welche ernſtlichen innerlichen Anteil an der Entwickelung der Kunſt auf litterariſchem, dramatiſchem und muſikaliſchem Gebiete nehmen. Die vereinzelten, ſchwer zugänglichen Salons, in denen derartige Gleichgeſinnte ſich zuſammenfinden, vermögen für eine Stadt, wie Wien, nicht auszureichen und an einem neutralen Orte, wo Künſtler und Kunſtfreund ſich zu begegnen und näher zu treten vermöchten, hat es bisher gefehlt.“

„Dieſem Mangel abzuhelfen, die Lücke“ ꝛc. ꝛc. . . „unter günſtigen Auſpicien“ ꝛc. ꝛc. . . . . „unter Heranziehung hervorragender“ ꝛc. ꝛc. . . . „die aktuelle Bewegung auf litterariſchem und muſikaliſchem Gebiete“ ꝛc. ꝛc. . . . „objektives ſelbſtgeſchöpftes Urteil“ ꝛc. ꝛc. . . „der heitere Frohſinn der Jugend“ ꝛc. ꝛc. . . . „Stunden geſelliger Unterhaltung“ ꝛc. ꝛc.

Und dann weiter: „So ſoll durch die Wiener Muſik- und Theater-Geſellſchaft dem öffentlichen, geſellſchaftlichen Leben Wiens eine neue und gediegene Richtung gegeben, das Publikum gewiſſermaßen zur Entſcheidung in dem Kampfe der mannigfachen, ſich durchkreuzenden künſtleriſchen Strömungen dieſes zu Ende gehenden Jahrhunderts herangezogen werden und mithelfen, aus dem Wirrſal und den vielfachen Entartungen den Weg zu finden zu einer von geläutertem und geklärtem Geſchmack getragenen Kunſt, nach der auf allen Seiten, in den Kreiſen der Künſtler wie Kunſtfreunde der Ruf ſich immer lauter und eindringlicher vernehmbar macht.“

. . . „nicht ein Geſelligkeitsverein im gewöhnlichen Sinne“ ꝛc. ꝛc. . . . „ein Heim und eine Pflegeſtätte wahrer Kunſt“ ꝛc. ꝛc. . . . „feſte Hoffnung“ ꝛc. ꝛc. . . . „warmes Intereſſe“ ꝛc. ꝛc. . . . „echtes künſtleriſches Schaffen“ ꝛc. ꝛc. . . . „Sie alle werden uns willkommen ſein!“ ꝛc. ꝛc. . . . „für eine einzelne Perſon 20 Kronen, für einen Herrn und zwei Damen der Familie 40 Kronen, für jede weitere Dame der Familie 10 Kronen“ ꝛc. ꝛc. . . .

So viel Edelmut mußte rühren. Man ſcharte ſich um ihn. Er entrollte ſein Banner, und die Jünger ſcharten ſich um ihn. Da ſchien es mir an der Zeit, einmal gründlich hineinzuſchauen. Denn das mußte doch intereſſieren. Man hat ſo viel von der Wiener „Moderne“ erzählt, ja es ging die Sage, daß es in Wien eine „Moderne“ gebe, und da verlohnte es ſich wahrlich, hineinzuſchauen. Da ſah ich nun zunächſt, daß ich ihn nicht ſah: die markanteſte Geſtalt unter den „Neutönern“ Wiens fehlte. Als ſie hinauszogen, neue Pfade zu finden auf dem Pflaſter ihrer Kaiſerſtadt, da leuchtete er ihnen voran; und als ſie aus dem Paris des Gautier und Muſſet, aus dem Paris des Jules Lemaitre, Flaubert und Maurice Barrès neue Tuſchen beſtellten, neue Nuancen, Noten und Töne, da war er der erſte, der den Spion und Vermittler wagte, und man erkannte ſofort, daß ſein Beruf ihn kleide, und daß er der beſte ſei und im Gebrauch der billigſte. Auf die übliche Proviſion war er gar nicht einmal ſo erpicht. Er brachte die duftende Fracht; das waren bunte Klänge, die wie rotglühende Falter, doch ungeſehen, durch die Lüfte gaukelten; und nur Kindern und Künſtlern iſt es gegeben, ſie zu haſchen. So kam er, ein anderer, in ſein ſtilles Wien. Bald ſah man, daß er gut war. Nur daß er eine Stirnlocke mitgebracht, wollte man ihm nicht verzeihen, und ſo lächelte man bald, und glaubte ihn völlig erſchöpft zu haben, ſein Weſen, ſeine Art und ſeine Alluren, wenn man über dieſe Stirnlocke lächelte. Bald aber krochen die Gleichgeſinnten aus den Eiern. Das war ein Kribbeln und Krabbeln, ein Gickſen und Piepen, — und wuchſen heran und gingen in die gute Schule und mehrten ſich. So führen ſie nun, die Trabanten, den neuen Griffel in den bleichen, „careſſanten“ Händen und haben ihre heimliche Freude daran und liſpeln, Schulter an Schulter, von einer „neuen“ Kunſt, nur daß die eine Schulter immer herabfallender iſt, als die andere.

Hermann Bahr fehlte. Warum? Ich weiß es nicht, aber man munkelte von privaten Plänkeleien, von kleinlichem Zwiſt und dergleichen mehr. Die Lücke, die er ließ, füllte das kleine Häuflein jener Allzu-Heimlichen, die Schriftſteller ſind, weil ſie im Grienſteidl atmen, jahraus und jahrein und mit jener rührenden Konſequenz, die man in ihrem „gewöhnlichen“ Leben (alſo dort, wo ſie noch nicht oder nicht mehr Schriftſteller ſind) vergeblich ſuchen würde. Man kann ſie kaum mehr grüßen, ohne die Litteratur zu kränken. Andere tauchten auf, vor denen man ſchon ſeine ernſte Verbeugung machen könnte, weil ſie Dichter ſind. So Loris. Dann Arthur Schnitzler. Beer-Hofmann. Schwarzkopf. Auch Felix Salten, ein Mann der Zukunft, wie ſie ſagen, und mit den Dichtern in innigem Bunde. Nicht von den lichten Höhen eines Grienſteidl, aber doch aus jenen Regionen, wo das Talent recht üppig in den Himmel wuchert, kam Rudolf Lothar, der Gründer, und er war es eigentlich, der dieſer neuen theatraliſchen Geſellſchaft das Leben gab. Er mag auch ihr Nährvater ſein, denn er hütet ſie, wie nur ein Dichter ein Werk hüten kann, das er als beſtes ſchätzt, weil es ſein ſchlechteſtes iſt. Noch andere Nährväter kamen. Da ſah man Perſönlichkeiten, die in kommerziellen Fachkreiſen mehr als einmal verdiente Würdigung gefunden. Daß ſie ſichtlich bemüht waren, die Litteratur zu fördern, und daß ſie ſo profanen Zwecken bereitwilligſt ihre Fittiche liehen, konnte nur gefallen. Und der Reſt? Den Reſt machten die dicken Mütter mit den dünnen Töchtern und den vielen Brillanten. . .

* * *

Als Prieſter der Moderne, für die er Jahrzehnte lang gekämpft, unermüdlich, und mit dem zwingenden Zauber ſeiner reinen Perſönlichkeit kam der Franke M. G. Conrad nach Wien. „Einer ehrenvollen Einladung folgend.“ Sie haben ihn freundlich begrüßt,

ſie haben geklatſcht und gepatſcht, und das war kaum mehr als konventionelles Tſching-tſching und Hu-hu, wie man es einem „lieben Gaſte“ entgegenchineſelt, weil's nun einmal der Anſtand will, und weil man's verübeln könnte, wenn's fern bliebe. Sie haben die Schilde nicht aneinandergeſchlagen, und man ſah auch nicht, wie ſie daſtanden, ſtarr und ſtolz, und in den Armen wuchtige Kampfkolben. Doch das verſchlug ihm nichts. Kühnen Schrittes kletterte der Franke die Kanzel hinauf, ſchüttelte das ſtreitbare, lichte Haupt, und griff zur ſchweinsledernen Bibel und ſchlug ſie der andächtigen Gemeinde um die dumpferdröhnenden Köpfe.

Und das war das Wunderliche an der Sache! Nicht als wohlgelaunter Frack war der Franke gekommen. Nicht als kniſternder Modefrack, der ein gutgebügeltes Manuſkript in ſeinen Schößen trägt, und Knixe macht und Düfte atmet, und das glatzengepflaſterte Parquet mit den glitzernden Fäden eines hingehauchten Feuilletons, mit Staniolplättchen und Silberflöckchen umflittert. Über zwei Jahrzehnte des Kampfes wollte er ſprechen, ſo ähnlich ſtand es auf dem Programm. Aber die da eine „feinpointierte“, ſäuberlich komponierte „Conférence“ erwarteten, ſahen ſich gründlich getäuſcht. Und doch:

Man hätte keinen Zweiten wählen können, der hier beſſer am Platze geweſen wäre: denn was in dem Munde eines anderen vielleicht wie präparierte Banalität geklungen hätte, bei ihm mußte es wirken als Dokument einer expulſiven, derben und doch harmoniſchen Perſönlichkeit, die jedem halbwegs Vorurteilsloſen weite Perſpektiven in die Sturm- und Drang-Bewegung der letzten Jahre eröffnet und ſo überzeugen muß. Das iſt, wie wenn man einen Krieger, der unter den Erſten gefochten, herbeiholt aus dem Getümmel der Schlacht, daß er den Leuten erzähle. Dem wird der Kampf noch in den Knochen wüten, und ſchreien wird er, drauflos ſchildern und ſchreien, ſo ganz ohne Stil und Ordnung und *juſtament* ſo, weil ihm die Seele brennt, und weil's ihn reizt, mit harter Fauſt dazwiſchen zu fahren unter die ſchläfrige Menge. Und dann nehme man einen, der drüben geſtanden, auf dem friedlichen Hügel im Birkenwäldchen, der Schußlinie fern und mit dem Feldſtecher bewaffnet: Den laſſe man Studien reden und die Landkarte bringen und mit trockenem Städchen ſeine Wiſſenſchaft demonſtrieren. Dann rufe man den Dritten, den Clown, der mitgerungen, weil ihn der Sold gelockt, — und nun ſchaue man zu, ob ſie wohl aufrütteln werden, die drei; und ob nicht die *Perſönlichkeit* des Erſten am eheſten überzeugen wird.

So wird wohl auch Rudolf *Lothar* gedacht haben, der jenſeits von Clique und Claque ſteht, als er Conrad zu einer Wienfahrt bewog. Aber die poſſierlichen Herren hier vermochten's nicht zu faſſen. Sie hatten etwas anderes erwartet, und da ſie etwas anderes erwartet hatten, mußten ſie energiſch die Köpfe ſchütteln.

Es iſt ja ſo leicht, ihnen zu Gefallen zu ſein! Klingelt man Spulwürmchen, buntſchillernde Spulwürmchen, dann Pfauenfedern und Rattenſchwänze, klein, zierlich und ſtilvoll, um einen Gedanken, der nicht einmal da zu ſein braucht; und ſchielt man nach links und nach rechts und immer gefliſſentlich um den heiligen Geiſt herum; und weiß man es meiſterlich, das, was man ſagen will, ſo zu ſagen, als hätte man etwas ſagen wollen, — dann quieken ſie in der Runde: „Der Mann hat Geiſt!“ und zücken die Lorgnons aus den Strümpfen und äugeln ihn an. Weil er ſeine Perſönlichkeit, die gar nicht da iſt, nach Thunlichkeit verleugnet, d. h. ſich eine Art, „*ſeine*“ Art, auf rein chemiſchem Wege konſtruiert, quieken ſie: „Das iſt Einer für ſich!“ „Voilà un homme!“ und ziehen die Lorgnons aus den Strümpfen und äugeln ihn an. Und was bewundern ſie eigentlich? Dort: des Geiſtes Karikatur. Hier: die Karikatur der Eigenart. Dort: Geiſtreichelei. Hier: die Manier und die Schablone. Die Fratze alſo, die ſich raſch und bequem in einer Retorte erzeugen läßt. Ihr gilt der Lorbeer der Stunde;

und kommt ſie nicht allzu oft, und weiß ſie in wechſelnden Farben zu glänzen, dann preiſt man den Gott, den ſie mißbraucht, und ſtreut ihr, der Gauklerin, den unverdienten Weihrauch.

So war alſo, mein' ich, Conrad der Würdigſte. Vorausgeſetzt natürlich, daß er ſich ſelbſt bringen würde, und nicht ſo käme, wie die Feinen es wünſchten: sine ira et studio. Nun, — er kam, ſah und ſiegte nicht, aber er brachte ſich ſelbſt. Das wollte man eben nicht begreifen. Nur die Damen begriffen es; unartig zu reden: die dicken Mütter mit den dünnen Töchtern. Denn als er dahinſchritt, hochaufgebäumt, breitſchulterig, in der wollenen Nonchalance ſeiner ſonderlichen Joppe, und die ernſte Stirn, die blauen Augen keck und ohne das japaniſche Lächeln friedfertiger Wandervirtuoſen ins Publikum hineinprojezierte, da gab es wohl keine Jungfrau, in dem Augenblicke wenigſtens nicht. Da gab es keine Wittib und keine Ehegattin, die nicht geſeufzt hätte vor Wehmut und Sehnſucht, unhörbar und in den unheimlichſten Tiefen ihrer ſündigen Seele.

„Ach Michael Georg!“ . . .

Und die Männer? Als der Vortrag ſein Ende genommen, trippelten ſie umher, und zogen das ſorglichſt zuſammengerollte Ellenmaß aus den Backentaſchen, und begannen zu meſſen. Sie wußten, was man von einer litterarhiſtoriſch-kritiſchen Revue verlangen dürfe, und begannen zu meſſen. Da fanden ſie, daß der Franke „eigentlich“ viel zu ſtruppig geweſen, und daß er Unergötzlichkeiten aufgetiſcht habe, verſpätete Unergötzlichkeiten, mit denen er wohl beſſer in München geblieben wäre oder, wenn es ſchon ſein muß, in den Spalten der „Geſellſchaft“. Denn da könnte doch ſchließlich jeder daherkommen und ſeine derben altfränkiſchen Leberknödel dem müden Wiener an den Schädel werfen. Für Leberknödel hat das Parterre keinen Raum und Leberknödel können unmöglich überzeugen. Die abſolut Patriotiſchen aber meinten: wie dürfe man denn das Publikum für ſeine Dichter verantwortlich machen? Und dann: was könnten denn die Wiener dafür, daß der Hanslick den Richard Wagner ſpaltenlang angegrunzt? So knurrte man heimlich und — klatſchte Beifall, weil es der Anſtand gebot, und weil man's verübelt hätte, wenn's ausgeblieben wäre. Einer aber unter ihnen führte in Gegenwart zweier Damen, einer alten und einer minder alten, einen regelrechten Entrüſtungscancan auf. Das war eine Grienſteidl-Karikatur, ein fleiſchborſtiges Mandrillgeſicht mit dem weißglühenden Stempel der Stupidität auf der ruppigen Kuliſtirn, und er fuchtelte mit den Händen und gickſte und kicherte und brüllte und brodelte, — jeder Zoll ein Trottel! In Gegenwart zweier Damen, einer alten und einer minder alten!

Aber das war eben das Pikante: daß Conrad daher gekommen, die Wiener gelinde und gründlich bei ſämtlichen Ohren zu nehmen! Veranlaſſung und Gelegenheit hiezu fand ſich zur Genüge. Denn wo man vom extremſten Indifferentismus ſpricht Dingen gegenüber, die jedem billig, aber nicht nüchtern denkenden Menſchen als die „höchſten Güter der Nation“ erſcheinen; wo man die Rechte erhebt, um einmal Strafgericht zu halten über die Unmündigen der Seele, — dort muß auch der Wiener ſeine Wange leihen. Und hat er ſein Teil bekommen, dann wird er, gemütlich wie er iſt, die zweite Wange hinhalten müſſen, um für die Sünden ſeiner Väter zu büßen und für die eigenen Sünden für und für. Denn was man ſo gemeiniglich von Gemütlichkeit flüſtert, die durch die Prunkgemächer der Reichen flattert und über die ſtillen Gründe der Armen, wo die letzten Häuſer ſtehn und die goldnen Wiener Herzen an den Chriſtlindlbäumen hängen, — es iſt eitel Schall und Dunſt; und daß ſie ihren Anzengruber gemordet, den größten ihrer Poeten, mag ein Blutmärchen ſein, wüſt und ſchauerlich, aber viel zu ſchauerlich, um unwahr zu ſein.

Und der Franke nahm all ſeine Kraft zuſammen und ſchilderte der duftenden Gemeinde in freier, derbgefügter Rede, wie es denn eigentlich gekommen: daß die neue,

die wiedergeborene Kunſt nun endlich doch jenes Quantum gewonnen an gewährleiſteter Exiſtenzberechtigung, das ihr nötig iſt, wenn ſie nicht elendiglich umkommen ſoll im einſamen Leid über die Vernüchterung ihres geliebten Volkes, im kleinlichen Kampf um den Reſpekt der Mandarinen. Er malte mit gotiſchen Strichen, ſpitz und ſcharf. Wie das mit der Malerei geweſen und mit der Muſik und der jungen deutſchen Litteratur. Er ſprach von Böcklin und Uhde und Stuck. Von den Vorurteilen, die ihnen das Malen verbieten wollten, und von den Urteilen, die dies zum Teile auch heute noch thun. Er ſprach von der Revolution im Münchener Farbentopfe. Von der Vilma Párlaghi und ihrem dankbaren Cäſar. Von Wallot, dem Hochtouriſten, der da erklommen den Gipfel der Geſchmackloſigkeit; der da hinabgekollert ins düſtere Thal der Abgeſchiedenen, wo die Sonne nicht iſt, Ihre Majeſtät Frau Sonne, und wo ſie nicht funkelt in Form einer großen güldenen Medaille. Er ſprach von Wagner, und wie auch Wien den großen Notenketzer auf die Krämerwage geſetzt; wie es ihn weislich gewogen und viel zu leicht befunden. Bis dann die unendliche Melodie von ſeiner Kraft und ſeinem Ruhme hinausgeklungen in die Lande, die Völker zu verſöhnen! Und wie er dann hüben und drüben dem deutſchen Volke mehr Freunde gewonnen, als den Hohenzollern je glücken mag. Nicht ihren blutigen Schwertern, nicht ihren raſſelnden Kanonen, auch nicht den Bocksprüngen ihrer Staatsminiſter. Er ſprach von Ludwig Anzengruber, und wie das Wien ſeinem großen Poeten die Krämerwagſchale als Dichtwinkel angewieſen; wie es ihn weislich gewogen und viel zu leicht befunden. Bis dann das vierte Gebot: „Volk, ehre deine Dichter, auf daß du lange lebeſt im Lande, das dir der Herr giebt, dein Gott!“ vom Sinai herniederſchauerte, den Völkern eine Warnung! Und wie dann ſo plötzlich Grabgeläut erklungen, und mit dem Grabgeläute ein Wehſchrei um den verhungerten Dichter. .

Und dann kam Conrad auf Liliencron, den fünfzigjährigen, der nun ſchon zwanzig Jahre die Sehnſucht nach Liebe hat. Nach Anerkennung und Liebe, dem Dichterbrote!

. . . aber die Märchenprinzeſſin kommt nicht. Traurig lächelt er, wenn ſeine wunderſamen Lieder abends, um die Dämmerſtunde, leiſe läutend, in ſein einſames Palmaillestübchen hüpfen, — ihrem Herrn und Meiſter auf die Achſel. Dann klingeln ſie ihm ins Ohr mit trüben, zitternden Stimmchen und ſchütteln die kurzen Locken und flüſtern ihm vom böſen deutſchen Volke. Das ſei ein gar böſes Volk, das ſchätze jeden Poſtbeamten mehr, und wolle von Dichtern nichts wiſſen, die noch nicht völlig geſtorben. Dann nimmt er ſeinen großen Schlapphut und ſtürmt hinaus in die krummen Gaſſen Altonas und Hamburgs, wo es einen Heine gegeben, und denkt an Lieder, die eine ganze Seele umklammern und Licht und Frieden haben für Tauſende.

Aber die Märchenprinzeſſin kommt nicht.

Und rührt nicht den Zauberſtab, die Kunſt zu überbrücken zwiſchen Volk und Künſtler, von Ufer zu Ufer. „Sie können zuſammen nicht kommen, das Waſſer iſt viel zu tief.“ So irrt ſie umher, bleich und verſtört, denn die Staatskunſt, die hat ihr's angethan: die Staatskunſt will die Kunſt des Staates nicht! Den goldenen Zauberſtab, den haben ſie ihr jählings entriſſen. Der die Brücke ſchlagen kann, wenn er die Ufer berührt, und mit der Brücke den Weg zu Liebe, Licht und Friede, liegt tief verſcharrt unter faulem Wuſt und Schlamm und Tang. In Schlamm und Tang und Verweſung haben ſie den Zauberſtab vergraben; und über dem Moderhügel hockt die SANCTA DIVITIARUM MAJESTAS, die Majeſtät des Geldbeutels, und ſchwingt die Karbatſche und wühlt mit den Tatzen in einer blutig-fahlen, faſt lebloſen Maſſe, die man bei Schützenfeſten „Glorreiche deutſche Nation“ nennt. Und wenn ein kleiner Lichtreflex, ſo ein Lichtſplitterchen, das vom Zauberſtabe

kommt, aus all dem Wuſt und Schlamm und Moder hervorblinzelt, reißt ſie, die heilige Majeſtät, ein mächtiges Fleiſchſtück aus dem Kadaver der glorreichen Kanaille und ſtopft den Lichtreflex ſorgſam zu. Auf daß die Finſternis bleibe ringsum.

Und unterdeſſen hämmert der Alltag einen großen Sarg, trägt Liebe, Licht und Friede, und trägt den Sänger hinter die ſtillen Mauern ſeines Ufers, wo der Affe grinſt. Das iſt der Tod! Doch ſiehe da, — nun grinſt er nicht mehr: nun iſt er — Märchenprinzeſſin geworden! Der Tod iſt Märchenprinzeſſin geworden, hat leuchtendes Mädchenhaar und balanciert in gläſernen Schuhen auf den Zinken des Friedhofgitters, — und trägt einen goldenen Stab. .

Senkt ſich der Stab nicht, rührt er nicht an das Ufer, das gegenüber iſt? Hurrah, er ſenkt ſich, rührt an das Ufer, und eine Brücke wächſt mählich dem anderen Ufer zu! In dunklen Wellen wälzt ſich das Volk, zerlumpt und zerfreſſen, von Ufer zu Ufer und bettelt um Liebe, bettelt um Liebe, Licht und Friede! „Wo iſt er, auf daß wir ihm Steine ſetzen! Auf daß wir ihn ſchmücken mit Nelken, Aſtern und Rosmarin?“ Wo bleibt die Antwort? Iſt denn das Ufer verwaiſt?

Wahrlich, wäre der Affe nicht Märchenprinzeſſin geworden, er hätte gegrinſt vor Vergnügen! . . ‚Ihr habt ihn ja hinter Düngerwällen ſchlafen laſſen! Habt ihn Wurzeln käuen laſſen!‘ — platzt da einer aus ihrer Mitte heraus. ‚Wurzeln nähren nicht redlich und Düngerwälle atmen nicht• probabel!‘ „Kuſch“ — und der Nörgler wird niedergetreten. „Wir lieben ihn, laßt uns ihn voll und ganz genießen! Voll und ganz! Kein Mißklang trübe den Genuß!“

— — und hurrah, der Tod hat die Brücke geſchlagen!

*

Wo bin ich? Wohin führſt du mich, Detlev? Daß mir dein Name Schauertänze vor die Seele ſtellt, die mich zittern machen!

Um bei Conrad zu bleiben: Er nannte Liliencron und brachte ſo in Erinnerung, daß auch die Lyrik der jüngſten Tage einen Triumph der wiederauflebenden Künſte bedeutet.

Einen Entre-nous-Triumph, wie man, aus der Zunft heraus, hinzufügen könnte. Denn die deutſche Familie (man verzeihe das weiche Wort) weiß nichts davon, und weil ſie auch von Schiller nichts weiß, und von Goethe noch weniger, konſtatiert ſie mit weiland Prof. Gervinus zum ſo und ſo vielten Male: daß dieſe unvergleichlichen „Nationalheroen“ den allerendgiltigſten Rieſenſchlußpunkt hinter die deutſche Dichtung geſetzt. Der ſei nun nicht hinwegzuradieren. Da helfe nicht Beize, noch Raſiermeſſer, nicht Kleeſalz und nicht Gummi. „Der Punkt, der bleibt ihr hinten.“ Und um nun den Ganz-Klugen zu zeigen, daß dieſes Evangelium von dem nicht hinwegzuradierenden Punkte recht graue Haare trägt, möchte ich an ein unbekanntes, faſt noch ungedrucktes Epigramm erinnern, das Franz Grillparzer dem Weimarer Schauſpieler Genaſt als Abſchiedsgruß ins Album ſtickte:

Kehrſt Du nach Weimar wieder,
So geh' zu Goethes Grab;
Sag' ihm, die deutſche Dichtkunſt,
Nicht er nur, ſtieg hinab.

Und nun wieder zurück zu Conrad. Man wird ihm Dank wiſſen, daß er die Wiener nachdrücklichſt auf einen noch wenig genannten Tondichter aufmerkſam machte, der in ihrer Stadt dem deutſchen Liede eine neue Art gewonnen. Auf Hugo Wolf! Seine Goethe- und Mörikelieder zeigen nicht, daß wir von ihm „noch ſo manches Schöne“ zu erwarten haben. Wir werden mehr erwarten dürfen. Denn ſeiner Urſprünglichkeit

iſt das Dringlichkeitswollen unſerer kraftgenialiſchen Salonprotzen fremd. So ſtampft er ſie in den Boden, jene lächerliche Phraſe, mit der die Wohlerfahrenen Byron einſchüchtern wollten und Kleiſt und Goethe und Beethoven und Lenz und Victor Hugo und Heine und Leſſing und Schiller und Gradde und Richard Wagner; jene hinkende, zahnloſe Phraſe von dem „noch gährenden“ Moſte, der ſich demnächſt zu „reifem“ Wein „abklären“ wird, in dem aber jetzt ſchon die nicht zu verkennende „Löwenklaue“ herumſchwimmt. Nur möchte ich mir an dieſer Stelle eine Frage an Hugo Wolf erlauben, auf die Gefahr hin, als Zunftwirdler zu erſcheinen: warum verſucht er es nicht oder nicht öfter mit Liliencron, da er doch ſeinen Goethe und ſeinen Mörike ſoliantenweiſe durchkomponiert hat. Iſt doch manches Stück aus den „Adjutantenritten“, aus den „Gedichten“, aus den „Neuen Gedichten“ latente Melodie!

Und nun, nachdem ich dreimal um die Ecke gebogen, darf ich wohl zum drittenmal zu Conrad zurückkehren.

Am Ende ſeiner Rede forderte er das Publikum auf, am Künſtlerhaus in der Lothringerſtraße, wo die Münchener Seceſſion iſt, nicht intereſſelos vorüberzugehen, und verſchüchterte ſich ſchließlich zu einem, diesmal wohlpointierten Hoch auf „das wunderbare Wien und deſſen Muſik- und Theater-Geſellſchaft“. Dazu braucht man nun nicht aus München zu kommen, mein' ich, das Vivat-crescat-floreat treffen wir hier allein und glücklich genug. Natürlich, ſie gefiel, dieſe Pointe. Daß ſie mir nicht gefiel, was liegt daran? Das iſt Privatſache, — und was das Künſtlerhaus in der Lothringerſtraße betrifft, ſo ſind ſie diesmal nicht ohne Intereſſe . . vorübergegangen.

Zwar, manche gingen auch ohne Intereſſe vorüber. Wenn dennoch ein ganz reſpektabler Teil duftenden Publikums in den Ausſtellungsräumen zu finden war, ſo ſind auch ſie nur hineingegangen, um hurtig vorüberzugehen: an den Bildern natürlich.

Denn dies iſt Urväterweisheit:

Das Konzertbillet, das Theaterbillet, — den Damen der Reſidenz iſt es willkommen, weil es ſie immer wieder zu einem neuen, recht einträglichen Robendebut legitimiert. Der Konzertſaal, die Theaterloge, der Kunſtſalon, — das iſt die Welt, in der man ſich inſceniert. Hier darf man ſich anſtandslos produzieren. Hier ſchlägt die neue Prunktoilette gegen Entrichtung ihres Eintrittsſchillings die erſte Schlacht, hier empfängt ſie die erſten Weihen. Die Seele der Schaududenfrequenz iſt die Robe. Zola war nicht der erſte, der ſie entdeckt hat, dieſe Seele. Von Damen, die ohne Gage mitſpielen, wußte ſchon ein anderer zu ſagen. Und vor Goethe war es Ovid, war es Juvenal, der ſie mit gleichem Glücke gefunden, dieſe wunderſame Seele. Das Sinken und Fallen der Theaterkurſe, die Geheimniſſe der Theaterfrequenz-Statiſtik, — an der Launenſkala der Mode wird man ſie untrüglich ableſen, und je pikanter ſie iſt, je verführeriſcher ſie lockt, je unwiderſtehlicher ſie zu neuen Schneiderſchulden reizt, deſto ſiegreicher der Erfolg des Dramatikers, das Lärvchen des Theaterdirektors deſto fetter und freundlicher. So klingt ein ewiges Wechſelſpiel der Töne von Dichtergilde zu Schneiderinnung, von Schneidergilde zu Dichterinnung: und es iſt eine Thatſache, die wohl nicht mehr erſchüttert werden kann: Neue Stücke auf der Bühne, neue Roben im Publikum, ſie beide wachſen, mathematiſch zu reden, in arithmetiſcher Progreſſion. Freilich, von dieſer ſubtilen, heimlich hämmernden Wechſelwirkung, die ihre unſichtbaren Fäden zieht, läßt ſich die Schulweisheit der Litterär- und Theaterhiſtorie rein gar nichts träumen!

Aber die Pſychologie der litterariſchen Erfolge, die noch ungeſchrieben iſt, wird ihr ein fleißiges Kapitel widmen müſſen. Denn neue Roben ſind, bei dem natürlichen Exponierungstrieb des Weibes, ein ausverkauftes Parterre, ſind ausverkaufte Logen; und was den niedageweſenſten Reklamekniffen, dem rückſichtsloſeſten Tamtam-

trara eines verzweifelten Direktors nicht gelingen würde, das zaubert das Ewige im Weibe mühelos aus den Dielen! Der edle Ehrgeiz: Frau Doktor Paschkis, die man auf der letzten Premiere gesehen hat in einer nilgrünen Sammetrobe mit dottergelbem Seidenfoulard, und die man beschielt hat, allgemein, auf der letzten Premiere von wegen der nilgrünen Sammetrobe mit'm dottergelben Seidenfoulard; der edle Ehrgeiz: diese Frau Doktor Paschkis, die man gesehen hat auf der letzten ꝛc. ꝛc., bei der nächsten Premiere allgemein zu übertrumpfen, bei der nächsten Premiere so recht von Grund aus zu überbieten, zu beschämen, unglücklich zu machen; dieser unbewußt-solidarische, instinktive Ehrgeiz schmiedet ein stummes Komplott, von dem die Insurgentinnen selber nichts wissen, — denn jede sieht sich selbst und nur sich selbst als Triumphatorin der Zukunft. Dieser edle Ehrgeiz macht heimlich eine rauschende Welt neuer, ganz ungeheuerlicher Toiletten und — was dem geräuschvollen Direktor sonst niemals gelungen wäre —: er macht auch volle Häuser.

So wird man „beliebter Dramatiker".

Dabei berücksichtigen Sie, meine Damen, daß dieser edle Ehrgeiz, „sich selbst und seinen Putz zum besten zu geben", den Beifall verdreifachen muß. Der Sieg über Frau Doktor Paschkis, die Demütigung dieser Dame, giebt, wenn sie glücklich gelungen ist, zweihundert fühlenden Brüsten neue Zuversicht und neue Kraft, den öden Kampf um ein sorgenvolles Dasein unentwegt weiterzukämpfen; und ist das Stück nur halbwegs zurechnungsfähig, dann fährt die Zuversicht in die Glieder, sie fährt in die unteren und oberen Extremitäten, und der Knalleffekt ist da: ein endloser Applaus flackert empor zum Olymp, wo die Zungenpfeifer, die Ehrlichen, im Entrüstungsfieber beben. Der Autor erscheint siebenmal vor der Rampe, er verneigt sich, er verbeugt sich, schießt mit den Glacéfingern fünfmal durch den Äther, will sprechen, verneigt sich wieder, verbeugt sich wieder, wird überschrien und legt die Hand vögelchenfanft auf den glücklich-achsoglücklichen Busen.

So wird man „beliebter Dramatiker".

Und noch ein Moment darf nicht unberücksichtigt bleiben. Der edle Ehrgeiz, „sich selbst und seinen Putz zum besten zu geben", — erhöht unser Lebensgefühl. Das ist aber auch ganz natürlich. Zierlicher Schmuck, stilvolle Gewänder, königlicher Putz „dehnen" — mit Lotze zu reden — „unser Dasein nach allen Seiten hin aus." „Die duftigen Wellen leichter schleierartiger Stoffe," mit denen sich Frauen und Mädchen schmücken, „sind nicht bloß anmutig für das Auge anderer. Die Trägerin selbst ist vielmehr mit ihrem Gefühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, in der Weite und in der Leichtigkeit ihres Schwunges." So entsteht „die anmutige Täuschung", „als sei es die eigene Existenz, die in allen diesen Anhängen mitschwebt und wogt und schwankt und in rhythmischen, melodiösen Abwechslungen sich hebt und senkt." So bringt uns „hängender, flatternder Schmuck" — Bänder, Ketten, Kettchen, Schleppen, Schleier, Spitzen, Zitternadeln, Federn ꝛc. ꝛc. — die natürliche Empfindung, als würden wir uns „gegenwärtig fühlen" in den „peripherischen Bahnen dieser freischwingenden Enden".

Wenn Sie sich also so, mein gnädiges Fräulein, mit einer „geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle" umgeben haben, wird Ihr „Lebensgefühl" unstreitig an Intensität gewinnen. Ihr Damenherz schlägt höher, die Sinne funktionieren prächtig, Sie sind ganz Begierde, ganz Bewegung, ganz Nerv, ganz Begeisterung, Sie fühlen sich Säule, Stützorgan der Gesellschaft, Machtfaktor des Staates, — und so vibriert Ihre Frauenseele in phosphorescierenden Tönen, Sie knistern und glühen, Sie zittern und glimmen! Dazu dann das Lustgefühl: daß Sie fesseln müssen, daß Sie locken sollen! Vielleicht auch das peinliche Gefühl: daß Sie Schaupräparat sind! Vielleicht

auch die eitle Hallucination: daß hundert Spektrallinsen Ihr Herzchen durchbohren; daß zweihundert Lorgnetten, fünfhundert Operngucker bereitet sind, den wohlstandierten Aufschlag Ihrer Madonnenaugen zu verfolgen; daß Sie die entschleierten Brüste, den Aladasternacken, die Marmorärmchen, und was Sie uns sonst noch sorglichst einbalsamiert haben, von der Peluchebarrière Ihrer Loge aus lüsternen Männerblicken präsentieren müssen. .

Hat also Ihr „Lebensgefühl" durch all das an Intensität gewonnen, so ergiebt sich die kuriose Frage: was folgt daraus für die Kunst, für die Litteratur? Darauf habe ich nun eine Antwort. Ist Ihr Lebensgefühl in dieser Weise mächtig gefördert, — was natürlicher, als daß diese unstete Begeisterung, diese Begeisterung ohne Zweck und Ziel, ohne zündenden Erreger, unbewußt, fast gegen Ihre Absicht in — Kunstbegeisterung umschlägt? Und just eben in Kunstbegeisterung, da Sie doch nun einmal im Konzertsaal sind, in den Theaterlogen, in den Theaterfoyers, in den Kunstsalons! Was natürlicher als dies? Und diese mächtige Förderung Ihres Lebensgefühls, — wird sie nicht unbewußt, fast gegen Ihren Willen nach freier Äußerung, nach Entbindung streben? Gewiß, gewiß! Sie wird sich entladen müssen! Sie wird sich „auslösen" müssen, wie die Physiologen sagen. Was nun natürlicher, als daß sie in Ihre Händchen fährt, wie die Sprühteufelchen in Großmutters Kamin, und daß Sie unbewußt, fast gegen Ihren Wunsch, in tausend „Auslösungs"ängsten die Patschhändchen rühren? Eh bien, — nun also, der Beifall ist da, der Beifall wächst, schlägt in düftenden Wogen über die Brüstung der Logen, schäumt wirbelnd auf, rauscht um die Glatzen des Parquets, elektrisiert Füße, Fäuste und Finger, hüpft hinter die Kulissen und spült den Poeten, den pudelnassen Poeten an den gurgelnden Strand. Der Dichter ist da, er trippelt hin, er trippelt her, ist siebenmal vor der Rampe, verneigt sich, verbeugt sich, schießt mit den Glacéfingern fünfmal durch den Äther, will sprechen, verneigt sich wieder, verbeugt sich wieder, wird überschrien und legt die Hand vögelchensanft auf den glücklich-achsoglücklichen Busen.

So wird man „beliebter Dramatiker".

Und nun noch ein Weilchen, meine Gnädige. Was da von Oper, Schauspielhaus, Konzertsaal gesagt wurde, gilt wohl vor allem dort, wo nicht der enge Rahmen einer Loge, nicht die brüske Umarmung eines Fauteuils das freie Spiel der Falten und Farben hemmt. Das gilt vor allem anderen in der schläfrigen, mürben Elégance einer modernen Kunstausstellung.

Doch wenn ein ganz respektabler Teil duftenden Publikums nicht ohne Interesse in die Kunstsalons der Lothringerstraße stolperte, so hatte das seinen zweiten, psychologisch minder subtilen Grund. Nicht daß sie hier, ehrlich wie sie sind, die Überzeugung gewonnen hätten, man dürfe füglich nur auf Grund eigener Anschauung mitschimpfen. In den Cafés etwa, dann in den Kluds, auf der Ringstraße beim Korso, in den Foyers der Theater, in den Couloirs der Börse, in den Stammkneipen, bei den „Jours" ꝛc. ꝛc. Nein, nein, man schimpft im Gegenteil geradezu intimer und mit der imponierenden Sicherheit naseweiser Kinder, wenn man erst später oder gar nicht nachschauen wird, warum man eigentlich schimpft.

Aber, was die treibende Kraft war: Man hatte von allerlei kuriosen, absonderlich-absurden Dingen gehört. Von „verrückten" Dingen, um auch einmal einen terminus technicus der akademischen Kunstkritik zu gebrauchen. Von einem nackten, vollen Fräulein, das da schamlos und stillvergnügt auf morschem Holzgerüst im Mondlicht hängt (Albert Keller, „Mondlicht"). Von einem Droschkengaul, der, schlechtgenährt wie deutsche Dichter, fast schon im Würstlstadium über zer„stuck"te, formlose Leiber reite; das sei die gaulgewordene Décadence, und oben sitze ein taufrischer Schusterjunge, nackt, wie das Fräulein

im Mondlicht, aber doch nicht ohne den Anstand, der das Alpha und Omega einer guten Erziehung ist (Franz Stuck, „Der Krieg“). . . Man hatte auch mancherlei gelesen. So beispielsweise in einem unserer „führendsten“ Journale: Von einer Tomatenjungfrau, die, „modern geputzt, inmitten einer unübersehbaren Menge von rotglühenden Paradeisäpfeln vergeblich auszurechnen sucht, wie viel Tomatensauce sich aus dieser Landschaft gewinnen läßt“ (Wilhelm Dürr, München, „Stilleben“, — alias „Das verlorene Paradeis“). . . Und wie hat sie der L. v. Hofmann amüsiert, und die grande attraction humoristique der Ausstellung: seine roten Bäume! „Sensationeller Lacherfolg“, wie die Coupletverleger sagen würden. „Das reine Lachkabinett“, wie der Spaßmacher dieses führendsten Blattes sagt.

So hat die Münchener Secession doch ihre Mission erfüllt! Sie hat die Räume des Wiener Künstlerhauses zu einem Sammelpunkt aller „Freunde eines guten, gesunden Humors“ gemacht. Und wenn auch die wiedererwachte Kunst eine bittere Thräne lachen mag, und wenn sie die Wunden brennen mögen, die ihrer Selbstachtung immer wieder und wieder geschlagen werden, — die Münchener Secession hat doch ihre Mission erfüllt! Das Deficit der Genossenschaft bildender Künstler Wiens, ein ruchbares, hier äußerst populäres Deficit, schrumpft merklich zusammen.

*

Im übrigen steigt ja, wenn wir hier Kehraus gemacht haben, die liebe, lauschige Urgroßmutter lautlos und mit gefalteten Händen aus dem oberen Stockwerke, wo Österreichs Kunst ist, herab ins Parterre. Da wird sie das Runzelköpfchen wenden und wird tastenden Schrittes, immer aber andächtig und still, in jene Wandecke rücken, wo ein treues, warmes Bild gehangen: Kalckreuth, München — „Das Alter“; zwei steingraue Mütterchen in einer fiebernden Landschaft. Und wird sich in die Wandecke lehnen, stumm und leise und, ach, so schläfrig, so schläfrig, und wird ein Thränchen zerdrücken, ein mattes, trübes Thränchen mit den zitternden Fingern. Das wird aber keine Thräne sein, wie sie die neue, die wiedergeborene Kunst geweint hat und weinen wird ihr Leben lang. Keine Thräne voll Stolz und Laune und göttlicher Kraft. Und wird mit den welkenden Händen, wie fragend, als wisse sie nicht wie ihr geschehe, über die weißen Scheitel gleiten. Wenn dann die Dämmerung kommt mit den zwinkernden Augen und Wiegenlieder singt, schlummert Mütterchen ein . .

Wohl erwacht sie noch am nächsten Morgen und sieht ihre lieben Kinder wieder, die frommen „herzigen“ Bilder mit den bürgerlichen Farben und dem lauen Kommodengeruch des Vormärz. Dann lächelt sie auch wieder und thut recht heimlich und bindet sich ihr Kapottchen um, weil sie ausgehen will, und weil man doch einkaufen muß, wie es Sitte. Aber wie sie die Thür aufmacht, die warmgepolsterte Doppelthür mit der milchgläsernen Klinke, wirbelt ihr eine große Wolke ungestümer Flocken recht ungemütlich entgegen, und durch den Schnee sticht die Frühlingssonne, kalt und unversöhnlich, in ihr faltiges Antlitz. Da klappt sie wieder zu, und ja recht geschwind. Auch muß sie Feuer machen; und da es nun gar so fromm wird und freundlich rings um sie her, rückt sie den lilagesprenkelten Lehnstuhl dicht an den Kachelofen heran und schürt die Glut. Dann sinkt sie glückselig lächelnd, als wollte sie dem Heiland danken, in die Polster. Und die Wanduhr tickt immer langsamer, leiser . . weil zu Mütterchen der Sandmann huscht.

Lied aus alten Zeiten, wie selig klingst du an! Siehst du: Mütterchen weint! Ein schriller Klang, die Kohlenschaufel entsinkt ihrer Hand, und nun neigt sie, sterbensmüde, das weiße Haupt zurück und lauscht.

Mütterchen schläft. .

Schläft, und rings rücken Wände und Bilder im Kreiſe heran, unhörbar, wie auf Rädern. Sie flüſtern und liſpeln von ſchauerlichen Dingen; und daß etwas vorgehe, draußen, in der Welt, etwas Großes, ſeltſam Großes, — und daß ein leuchtender Tag weit, weit ſeine Flügel dehnt, weil der Frühlingsſturm die morſchen alten Eichen knickt.

Aber Mütterchen ſchläft und tröſtet im Traum die treuen ſanften Bilder, die ihr jahraus-jahrein gedient in Demut und Liebe. Dann neigt ſie das Haupt noch tiefer, und Bilder und Wände rücken zurück, unhörbar, wie auf Rädern, und an ihren alten Platz. Die Wanduhr ſteht ſtill, das Feuer will erlöſchen und Mütterchen iſt tot.

. . . Draußen, im Flur, giebt es dumpfe Schritte. Im Gänſemarſch tänzeln ſie herein, lautlos, leiſe. Wie ſie es gewohnt ſind: einer nach dem anderen, einer greis wie der andere, gebückt und gedrückt und mit zuckenden Knieen. Alle aber höflich und beſcheiden! Und da ſie höflich und beſcheiden ſind, und einer dem anderen Platz machen will, und keiner dulden will, daß der andere erſt hinten komme, und einer dem anderen, neidzerfreſſen, immer aber höflich und beſcheiden, den Vorzug giebt — kommen ſie nicht von der Stelle! Doch ſind ſie im Saale angelangt, wo Mütterchen ruht, und ſtellen ſich auf, einer neben dem anderen, wie die Vorderfront des immer langſamen Landſturms.

Das ſind die Akademie-Profeſſoren, ſieben Akademie-Profeſſoren.

In gewaltigen Gummiſchuhen, die größer ſind als ihre Bäuche, ja: größer als ihre Vorurteile, und in Livreen aus eiergeldem Atlas — ſo ſtehen ſie da. Sie ſind zum Verwechſeln ähnlich, ſonſt aber gute braoe Leute. Da bricht der Älteſte das Schweigen. Sie haben zwar alle die gleichen weißen Perücken und die gleichen weißen Zöpfe und die gleichen gelben Schleifen daran, aber er iſt doch der Älteſte, denn das ſieht man an ſeinem Gang. Er hat keinen Gang mehr, er kann nicht gehen, aber nach rückwärts bewegt er ſich noch leidlich. Man ſtützt und ſchiebt ihn: dicht hinter ihm ſteht ein Lakai. Der ſtützt und ſchiebt ihn, und ſieht faſt wie ein Profeſſor aus und hat dieſelbe Livree, den eiergelben Atlas, die weiße Perücke und an den Plattfüßen den mächtigen Gummi. Der vor ihm aber ſchmiegt ſich an ihn, und weil er der Älteſte iſt, bricht er alſo das Schweigen:

„Immer langſam voran, oder gar nicht voran,
„Daß der Krähwinkler Landſturm nachkommen kann.
„Ka—ka—kann kann kann, ka—ka—kann kann kann,
„Daß der Krähwinkler Landſturm nachkommen kann!"

„Front, habt Acht!"

Dann, nach einer Weile, da der Atem wieder da iſt: „Rührt Euch!"

Sie rühren ſich aber nicht, da ſie ſich kaum mehr rühren können: auch dieſe Forderung iſt ihnen Formel geworden im Laufe der Jahrhunderte.

Und nun beginnt er aufs neue, ein wenig vorwärts rückend, aber ſchon im gemütlichen unakademiſchen Tone:

„Sehet her, verehrte Kollegen, da ſchläft ja unſere liebe Frau Kunſt! Da iſt noch Glück und Ruhe, meine Herren, Wohnlichkeit und Geſittung. Da iſt jener gaſtliche Friede, jene quellfriſche Häuslichkeit, die einer ruhigen, nicht überhaſteten, ſchrittweiſen Entwickelung unſerer Potenz ein ebenſo warmes wie wohlthuendes, ein ebenſo wohlthuendes wie warmes, ja: ein geradezu wohlthuend-warmes Gedeihen ſichert. Ich glaube daher im Namen aller meiner hochgeſchätzten Koll. . Koll. . Koll. . ."

Hier kollerten die Worte bedenklich. Der vordere ſchwieg, der hinter ihm ſchwieg, und plötzlich humpelte die ganze Front, wie auf allerhöchſten Befehl, wie vom heiligen Geiſte ergriffen, auf den Lehnſtuhl los, zu den lilageſprenkelten Polſtern, wo die Alte ſaß.

Aber die Wanduhr ſtand ſtill, das Feuer war erloſchen und Mütterchen tot.

„Das iſt ja unſere alte liebe Frau Kunſt“, mummelten ſie wieder, nun aber alle auf einmal und im quäkenden Chorus. Dann zum drittenmal:

„Das iſt ja unſere liebe, alte Frau Kunſt. . .“

Und da ſie keine Antwort erhielten, begannen ſie zu weinen. Sie legten ſich auf den Boden, auf Bruſt und Bauch, in die zottige Schwüle des Teppichs, ſtützten den Kopf in die Hände und begannen zu weinen. Weinten lange, lange. Weinten fröſtelnd, zitternd. Dann ſchliefen ſie ein.

Als die Abenddämmerung ſchüchtern und mit ſterbenden Lichtern durch die Räume ſtrich, kam der Wärter und klingelte mit den Schlüſſeln. Da ſah er die Leiſetreter, wie ſie mumiendürr dalagen, einer neben dem anderen. Sie erwachten nicht. Nur einer unter ihnen, das war der ſiebente und der hatte wohl am meiſten gelitten, ſtrampelte mit den Gummiſchuhen und zerrte an dem eiergelben Atlas und hauchte zum letztenmale:

„Das iſt ja unſere liebe alte Frau Kunſt, unſere liebe alte. . liebe alte. .“

Dann ſchwieg auch er.

Kritik.

Romane und Novellen.

Maximilian Schmidt, Der Prälatenſchatz. (Regensburg, Habbel.) Sogenannte Volkserzählungen haben ja mit der Litteratur nicht viel zu ſchaffen. Da jedoch der Verleger anderer Meinung zu ſein ſcheint und das Buch zur Beſprechung eingeſandt hat, ſo mag er auch unſere Meinung darüber hören: Ob das Buch als Volkserzählung etwas taugt, können wir nicht ſagen; wir können es nur vom litterariſchen und künſtleriſchen Standpunkt aus beurteilen, und von dieſem aus angeſehen taugt es ebenſowenig und ebenſoviel wie die andern Sachen des Herrn Hofrates Maximilian Schmidt. Um deutlicher zu ſein: Schmidt hätte das Zeug gehabt, wirkliche Waldlergeſchichten zu ſchreiben anſtatt ſeiner Salonwaldler; ſo und ſo viele Kleinigkeiten in ſeinen Schriften verraten den echten Dichter. Aber er hat es vorgezogen, für den berühmten Mittelſtand, der gerettet werden ſoll, d. h. für den ſich Volk ſchelten laſſenden Litteraturmob ſein reiches Talent zu verſchleudern. Da nun dieſe Spezies von Leſern grundſätzlich Surrogate dem Echten vorzieht, brachte Schmidt Sentimentalität ſtatt tiefen Gefühls, Wirtshausſpäße ſtatt Humors, Moritaten ſtatt echter Tragik, und das in einem Jargon, der weder Dialekt noch Hochdeutſch iſt. Wenn Schmidt die künſtleriſche Energie beſitzen ſollte, mit ſeiner Familienblatttradition zu brechen, wenn er auf alle der dieſem „Volk“ wirkenden Effekte zu verzichten den Mut hat, wenn er uns dann eine wirkliche Volkserzählung beſchert, kurz, wenn er aus dem Genre Deſſregger zu dem Genre Leibl ſich aufſchwingt, dann wollen wir gerne die Erſten ſein, dieſe That anzuerkennen, dann ſtehen wir keinen Moment an, ihm den Titel zu zuerkennen, den ein Familienblatt ihm anzumaßen die Geiſtreichigkeit hatte, den Titel eines „ſüddeutſchen Reuter“.

J. M. Hofmiller.

Dichter-Ehe. Roman von Franz Wichmann. (Leipzig, Robert Claußner.)

Da hört denn doch alles auf! — Auf einen ſchönen Leim bin ich gekrochen, als ich die „Dichter-Ehe“ kaufte. Das iſt ja ein unheimliches Blech! Und dieſen „Franz“ habe ich in Verdacht gehabt, daß er ein Mitarbeiter und Mitkämpfer ſei, weil er

— — — jo, ich weiß ſelbſt nicht mehr, warum . . . . . .

„Dichter-Ehe!“

Ich hatte mir ſoviel darunter vorgeſtellt; das Ringen und Kämpfen und Leiden eines „Dichters“.

Proſtemahlzeit! Wenn nur wenigſtens der Stil einigermaßen genießbar wäre! Ein Schriftſteller, der etwas auf ſich hält, ſollte ſich doch ſchämen, ſolche Redensarten zuſammenzuſchmieren, wie ſie in der „Dichter-Ehe“ zu finden ſind.

„Röte und Blöſſe wechſelten wie Ebbe und Flut auf ihren Wangen.“

Man bedenke dieſen wahnwitzigen Blödſinn.

„Die ominöſe Leiter, es war eine hölzerne Treppe mit breiten Stufen, ward an die Kuliſſe getragen, an der Bruno Herzer ſtand und wo ſich die Zuſchauer das Fenſter denken ſollten.“

Wer einen ſolchen verdummelten, verlotterten Stil ſchreibt, hat keinen Anſpruch mehr, kritiſiert zu werden; auf den fällt die Lächerlichkeit.

Ja ja, es ſtimmt, Herr Wichmann, wie Sie ſelbſt ſagen:

— — „Eitelkeit und Ruhmſucht ſind zwei gefräßige, unerſättliche Raubtiere, deren Hunger nur um ſo mehr wächſt, deſto (!) fettere Biſſen man ihnen vorwirft.“

Es iſt eine Schande, daß ſolche „Romane“ gedruckt und verkauft werden. Auf jeder Seite muß man ſich ärgern über dieſen verdummelten Quartanerſtil und über den abgeſchmackten Inhalt.

Noch eins: weiter als bis zu Seite 160 bin ich nicht gekommen; da ſchmiß ich den Schmöker in die Ecke.

Dr. Trugott Pilz.

Sibiriſche Erzählungen von O. O. (Leipzig, Duncker & Humblot.) Eine ganz prächtige Novellenſammlung, die ſich irgend einem Buche Mauppaſſants oder den aſiatiſchen Novellen Gobineaus getroſt vergleichen darf. Wir haben dieſes Buch mit wachſendem Entzücken ganz durchgeleſen und dann geſchwind wieder vorne angefangen und ein zweites und drittes Mal dieſe originellen Skizzen immer noch origineller und leſenswerter gefunden. Es thut einem ſo wohl, einmal aus unſerm europäiſchen Horizont herauszukommen, in eine ganz andere Art von Leben hinein, in eine härtere, wildere, böſere Zone, wo die Triebe ungebändigter hauſen, die Leidenſchaften ſorbiger und pittoresker ſind. Das iſt es ja, was uns die Novellen Mérimées, einzelne Stücke von Maupaſſant, Turgénjew ꝛc. ſo anziehend macht: ſie geſtatten uns, den Menſchen in urſprünglicheren, wilderen Verhältniſſen zu beobachten, ſie werfen Blitze in dunkle, uns unverſtändlich gewordene Partien unſeres Lebens, ſie zeigen uns den Menſchen nackt, muskulös, unverciviliſiert. Und wie wohl es einem erſt thut, in einem Band von 300 Seiten kein Wort von dem himmelblauen Unſinn zu leſen, den wir „Liebe“ zu benamſen pflegen, kein Wort von dieſer widerwärtigen Sentimentalität, die daran ſchuld iſt, daß unſere moderne Ehe ein ſo peinlich lächerlicher Aſpekt iſt. Hier finden wir durchweg „die in die Natur zurücküberſetzte Liebe. Nicht die Liebe einer „höheren Jungfrau!“ Keine Sento-Sentimentalität! Sondern die Liebe als Fatum, als Fatalität, cyniſch, unſchuldig, grauſam — und eben darin Natur!“

Dafür erfahren wir andere Dinge von Sibirien: der Verfaſſer wird nicht müde, vom ſibiriſchen Urwald zu erzählen, von der Taiga, die dem entflohenen Vagabunden gehört, von Sonne und Mond, die nur ihm darin geleuchtet, von ſilbernen Bergſtrömen, die nur ihm gerauſcht, von ſilberſchimmernden Bergen und blühenden Thälern, wo die Vögel heller jubeln als ſonſtwo, wo die bunten Schmetterlinge in den warmen Lüften ſchweben, die Käfer in heißer Mittagsſtunde träumend ſchwirren, die Blumen, die einen großen duftenden weichen Teppich bilden. „Du ſiehſt, wie ſich die Blumen bunt färben und wie aus den Fichtenſtämmen das Harz langſam quillt, das wohlriechende, klare Harz, das

ſie dem Herrgott in der Kirche räuchern....“; Hirſch, Fuchs, Wolf und Bär ſind die Genoſſen des Flüchtlings; die herbſüßen, ſchwarzen Faulbeeren, Pilze und Wurzeln ſeine Nahrung; die ganze große ungeheure Taiga ſein Dach.

Und wie ſie alle *leben*, die Geſtalten dieſer ſibiriſchen Erzählungen: die Goldwäſcher-Maruſcha mit der rotgoldenen Mähne und den grünlich ſchillernden Augen; der arme Nikita, der halb in Fieberträumen nach ſeinem geliebten Taurien ſich ſehnt: „Weihnachten iſt nahe. Die Sonne ſcheint hell und warm ... Süße Feſtkuchen in der Hata ... bunte Feierkleider auf den Straßen ... frohe Lieder überall ... Und erſt der Sommer: Der Weizen mannshoch, ein wogendes Goldmeer; in den Gärten rote Äpfel, auf den Bergesabhängen ſüße Trauben; weich und warm weht die Luft herüber vom Meere. Ach — Taurien! Taurien!...“ Da iſt der alte Gefängnisſtammgaſt, der in jedem Frühjahr ausbricht und in jedem Herbſt wieder an die Gefängnisthüre klopft und ſich meldet: „Da bin ich wieder, der Vagabund Mitri Maurin, laßt mich ein, um Gottes und aller Heiligen willen! Ich verhungere, ich erfrier draußen.“ Er kriegt ſeine Portion Stockhiebe aufgezählt, und er bleibt, bis er im Frühjahr wieder ins Grüne entwiſcht. Man leſe die prächtige Geſchichte, wie er an einem Sonntag aus der Unruhigen-Abteilung des Irrenhauſes herüberkommt ins Zimmer, wo die unſchädlichen Irren muſizieren. Er ſchüttelt ungeduldig die Löwenmähne und lacht ſpöttiſch auf. „Mattes Gewinſel das,“ ſagt er barſch, „und ſüßes Gegirr. Zahm wie ihr ſelbſt!“ Und nun ſingt er und beſingt wieder die Taiga, *ſeine* Taiga:

Ohn' Szepter in der Hand,
Ohn' Purpurgewand,
Bin ich König im Land!
Ho—i—joh!

Und die Taiga mein Schloß,
Und der Sturmwind mein Roß,
Und der Blitz mein Geſchoß!
Ho—i—joh!

Und mein Thron jeder Stein,
Und im Woldbach mein Wein,
Und mein Koch-Gott ollein!
Ho—i—joh!

Genug! Wir würden den ganzen Raum für unſere Begeiſterung verbrauchen. Leſt es ſelbſt, ihr werdet an all dieſen Verbannten, an den Jakuten und Burjäten und Tunguſen eure Freude haben. Die „ſibiriſchen Erzählungen“ ſind eine der wertvollſten Publikationen des Jahres 1894. Wir machen aufs nachdrücklichſte auf dieſe vorzüglichen Novellen aufmerkſam.

J. M. Hofmiller.

A. v. *Falſtein*: *Das Eulenneſt* (Leipzig, Franz Wagner). — Es iſt ſchwer, die Stimmung zu analyſieren, mit der man dieſes Buch aus der Hand legt: kein Unterhaltungsroman, denn es iſt durchaus nicht unterhaltend im herkömmlichen Sinne; auch kein moderner Roman, denn Pſychologie, Handlung, Charaktere, Technik und Sprache ſind alt, veraltet, faſt ſchablonenhaft; und doch kein wertloſes Buch, das man mit Bedauern über den Zeitverluſt zur Makulatur werfen könnte. Es erinnert in Vorzügen und Schwächen an die kleineren franzöſiſchen Novelliſten: Sauber gemacht, keine grellen Töne, kein aufdringliches Fortiſſimo, aber ein wenig matt orcheſtriert, und die Weiſe iſt alt ... Die Figuren tragen alle jene vor 30 Jahren für vornehm gehaltene Glätte zur Schau, vor der wir Heutigen ſo kalt vorübergehen; denn nur ſchonungsloſe Porträts, intimere Beobachtung, feinere Technik ſind nach unſerem Geſchmack. Was gar die Handlung anlangt: wie wenig intereſſiert uns das noch, was ehemals unter dieſem Worte verſtanden wurde; ſie iſt uns nur ein Accidens, ein Nebendel, Mittel zum Zweck. Was endlich die Sprache betrifft, ſo haben wir einen gründlichen Haß auf alle abgegriffenen Worte, die nichts *ſagen*, nichts *malen*, nichts greifbar, körperlich machen. Wir raten dem gewiß begabten Verfaſſer (oder der Verfaſſerin?), viel Jacobſen zu leſen, bei dem er alles lernen kann, was ihm jetzt noch fehlt. J. M. Hofmiller.

Ein gefallener Prophet von Adolf Paul. (Paris u. Leipzig, Verlag von Albert Langen.)

Eine merkwürdige Dichterindividualität offenbart sich in diesem Buche. „Adolf Paul ist — wie uns der Verleger in seinem Geleitworte berichtet — in Schweden geboren. Den größten Teil seiner Jugend und seines Lebens verbrachte er in Finnland. Dort ging er auf die Schule und absolvierte das Gymnasium. Er wurde Ökonom und verwaltete ein Jahr lang ein kleines finnisches Landgut. Dann ging er nach Helsingfors, wo er während drei Jahren das Konservatorium für Musik besuchte. Mit sechsundzwanzig Jahren kam er nach Deutschland. Er setzte seine Musikstudien fort, zuerst privatim in Weimar, dann in Berlin, wo er seit fünf Jahren lebt. Erst hier fing er an zu schreiben, zunächst Korrespondenzen für Zeitungen seiner Heimat. Sein erstes Werk: „Das Buch eines Menschen" wurde in Schweden publiziert. Ihm folgte eine Reihe Bücher: „Rippernovellen", „Herr Ludwigs", „Alte Sünden", „Blindekuh", die teils in Schweden, teils in Norwegen veröffentlicht, teils konfisziert wurden, teils unbeachtet blieben. Aber Adolf Paul ließ sich nicht entmutigen. Er wagte im Gegenteil sein Talent auf ein fremdes Litteraturgebiet und wurde deutscher Schriftsteller. Die vorliegenden Novellen sind von ihm in deutscher Sprache geschrieben"; den Lesern der „Gesellschaft" ist Adolf Paul als deutscher Schriftsteller kein Fremdling. Er veröffentlichte im Aprilheft 1893 unserer Zeitschrift eine geistvolle Analyse von Strindbergs „Gläubigern", im Oktoberheft desselben Jahres eine Skizze „Das Majestätsverbrechen" und im Oktoberheft 1894 die äußerst fein gearbeitete Skizze „Angst". — Seine Entwicklung scheint sich, von der realistischen Naturauffassung ausgehend, nach der Richtung des Symbalismus zu bewegen; wenigstens sind in seinem neuesten Novellenbande alle Realitäten, als Landschaft, Natur und menschliche Charaktere, nach Art der Symbolisten in Stimmungen aufgelöst. Da der Dichter aber, trotzdem er sein Haupt in die Wolken erhebt, mit den Füßen doch immer auf der Erde stehen bleibt, so gewinnen seine Erzählungen jenen wunderbaren Zwielichtreiz und jene „Traumrealität", die, wenn sie nicht gemacht und nicht erzwungen erscheint, immer wieder verwandte Saiten in der Menschenbrust erklingen machen wird. Wenn wir auch für gewöhnlich derbere Kost fordern und nicht wünschen möchten, daß unser deutsches Schrifttum, das eben erst auf dem Boden gesunder Realität zu erstarken beginnt, sich in die Sphärenmusik symbolistischer Syrenenlieder verflüchtige, so kann man auch dieser Kunstrichtung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, da sie nach neuen Tönen und Farben sucht, das heißt im letzten Grunde uns eigentlich nur die Sinne schärfen will für die feineren Nuancen der Daseinserscheinungen. H. M.

Fedor von Zobeltitz: Der kleine Pastor und andere Novellen. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Zobeltitz ist ein gewandter und unterhaltender Erzähler. Von den drei in dem Bändchen vereinigten Novellen „Der kleine Pastor", „Eine frivole Idee" und „Zwei Küsse", ist die erste, die dem Buche den Namen gab, entschieden die bedeutendste. Sie schildert die Kämpfe eines auf orthodoxem Standpunkt stehenden, aber nicht in den Satzungen des Konsistoriums verknöcherten Pastors mit seiner Gemeinde, respektive mit einigen tonangebenden Gemeindegliedern. Dazwischen spielt ein zärtliches Liebesidyll. Einzelne Figuren sind sehr hübsch charakterisiert und machen, trotz einiger romanhafter Ausschmückungen, den Eindruck, daß sie dem Leben abgelauscht sind. Jedenfalls steckt hinter der Studie „Der kleine Pastor" ein ernstes Wollen, das über den gewohnten Kreis der Unterhaltungslektüre hinaus und zur Schilderung lebenswahrer Charaktere und zeitbewegender Fragen durchdringen möchte.

Und dieses Wollen berührt sympathisch, selbst wenn man den Autor noch im Banne der älteren Schablone befangen sieht und ihn in keiner Weise zu den „modernen" zählen kann. H. M.

Lyrik und Epos.

Ein Primaner-Proletarier und andere soziale Seelen-Dramen von Peter Merwin. (Leipzig: Wilhelm Friedrich.)

Pessimistische Gedichte von Peter Merwin. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Peter Merwin, der den Lesern der „Gesellschaft" kein Unbekannter ist, muß als ein ganz eigenartiges Poetentalent bezeichnet werden. Er ist eine eckige, knorrige, aber kräftige Natur, und seine künstlerische Art läßt sich vielleicht am besten mit jenen in starken, ungelenken Strichen gehaltenen, aber in ihrer derben Wahrhaftigkeit doch so wirkungsvollen altdeutschen Holzschnitten vergleichen, deren naive aber kräftige Stichelführung wir noch heute bewundern. Glätte der Form geht Merwin völlig ab. Seine „Seelendramen" schreibt er in freien Reimpaaren mit vier bis sechs Hebungen und ziemlich willkürlich eingestreuten Senkungen. Dabei wendet er den Apostroph fast über Gebühr an und läßt ihn nicht nur Endvokale, sondern, wenn es sein muß, mit der größten Kühnheit ganze Silben verschlucken. Auch im Reime zwingt er manchmal sehr spröde und widerspenstige Silben zum Zusammenklang. Dadurch erhalten seine Verse einen harten, hölzernen Charakter. Diese äußere, formelle Härte wird aber oft durch urwüchsige und äußerst treffende Bilder aufgewogen, so daß die Härte des Verses die Stimmung manchmal geradezu vermehrt; ein andermal mag aber auch wieder ein unfreiwilliger Buschvers mit unterlaufen, der den Ernst der Situation gefährdet. — Das erstgenannte Bändchen enthält zwei größere Dichtungen, die in Form von Monologen oder Selbstbetrachtungen abgefaßt sind, und die der Verfasser als „Seelendramen" bezeichnet. Beide Dichtungen: „Ein Primaner-Proletarier" oder „Nicht zu gebrauchen" und „Ding-Mensch" sind seinerzeit in der Gesellschaft zum Abdruck gekommen, und der Leser erinnert sich vielleicht, wie der Dichter im „Primaner-Proletarier" in treffenden Zügen die Hohlheit unserer Gymnasialerziehung aufdeckt und mit greller, aber auf der Palette der Wahrheit gemischten Farben, die Tragödie eines jungen Menschen schildert, der trotz seiner „guten Erziehung" für den Lebenskampf in keiner Weise ausgerüstet ist, und trotz seiner verzweifelten Anstrengungen, als ein Mensch, der zu nichts zu gebrauchen, elend zugrunde geht. Der Dichter legt hier die Hand an eine brennende Wunde unserer Zeit.

In seinen „Pessimistischen Gedichten" herrscht der Zug ins Grauenhafte vor. Fast die Hälfte der Gedichte sind — Kirchhofseenen, Gespensterballaden und Totentänze. Auch hier erinnert er an altdeutsche Maier-Vorbilder, — und zwar nicht nur durch den Stoff, sondern auch durch den etwas wilden grotesken Humor, wie er besonders auch dem älteren Holbein eigen ist. Natürlich sind solche Bilder nicht nach jedermanns Geschmack, und wer sie, gemalt oder gedichtet, genießen will, der muß über starke Nerven verfügen. Auch hier verbindet sich das Ungelenke, Hölzerne der Form manchmal sehr glücklich mit dem Inhalt. Es ist einem, als ob man ein altes, verschollenes Buch aufschlage mit absonderlichen, längst vergessenen Geschichten. Dabei aber verfällt der Dichter niemals in sogenannte Altertümelei, oder in Stilvolligkeit. Nein, er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen, und es geht sogar ein ganz moderner, stark sozialer Zug durch seine Gedichte — aber es sieht eben doch alles aus wie altes Pergament oder wie vergilbte Holzschnitte.

H. M.

„Nichts!" Reimklänge von Sigmar Mehring (Berlin, Rosenbaum & Hart). — Wir hätten auf das ganze Geklingel gerne verzichtet, auch auf die an

ſich nicht üblen Überſetzungen, wenn mehr Gedichte vom Schlage des vorzüglichen Dialektpoems „zu Holteis 70. Geburtstage“ zu finden geweſen wären. In dem Genre mehr, Herr Mehring, und Sie ſollen unſeres Dankes und unſerer Anerkennung verſichert ſein! Dieſes eine Gedicht wiegt all das andre elegante Geklapper und Geplapper auf! J. M. Hofmiller.

Profeſſor Karl Schrattenthal in Preßburg iſt ein unermüdlicher Forſcher auf dem Gebiete der Frauenlitteratur. Sein Buch „Die deutſche Frauenlyrik der Gegenwart“ (Leipzig, Karl Naumburg) iſt nicht nur des reichen Materials wegen ein vorzügliches Buch zu nennen, ſondern vor allem auch deshalb, weil es von einem feinen, kritiſchen Geiſt zeugt, der ſcharf das Gute vom Schlechten zu trennen weiß. Allerdings werden viele Damen, die mit fliegenden Locken und der Dichterfeder in der Hand angeſtürmt kamen, bitter enttäuſcht ſein, daß ſie gar nicht gelobt wurden, und dieſem Umſtande mag es auch zuzuſchreiben ſein, daß Schrattenthals Frauenzeitung, jetzt Schrattenthals Rundſchau, unter den dichtenden Frauen nicht jene Verbreitung gefunden hat, die ihr gebührt.

Doch nicht von Schrattenthals Verdienſten um die Frauenlitteratur der Gegenwart ſoll die Rede ſein, ſondern von Schrattenthal, dem Talententdecker. Vor einigen Jahren entdeckte er die Volksdichterin Katharina Koch aus Ortenburg in Oberbayern, und nun liegt vor mir eine von ihm herausgegebene Auswahl aus Poeſien der preußiſchen Volksdichterin Johanna Ambroſius. (Preßburg u. Leipzig, Heckenaſts Nachf. Rudolf Drodtleff. 1895.)

Johanna Ambroſius lebt als Gattin eines Kleinbauern in Groß-Wersmeninken in Oſtpreußen in den ärmſten Verhältniſſen, welche für die Perſon der Dichterin noch durch fortwährende Krankheit verſchlimmert werden. Dieſer Umſtand bringt es mit ſich, daß ſich durch alle ihre Gedichte eine tiefe Wehmut, eine geheime Trauer ziehen, die oft zu ergreifendem Ausdruck kommen. Aber ſie giebt ſich keiner Verbitterung, höchſtens hie und da einer leiſen Selbſtironie hin, ſie findet immer wieder Troſt in der Natur, in ihrer Arbeit, ihrer Dichtung und in den Augen ihrer Kinder. Statt aller weiteren Lobſprüche mögen hier ein paar Beiſpiele Platz finden.

Zuflucht.

Ich hab' den Himmel angerufen,
Ich hab' die Erde angefleht,
Sank nieder vor des Altars Stufen
Im heißen, brünſtigen Gebet.

Ich rief dem Wald zu: „Hab' Erbarmen
Und kühle du den heißen Schmerz.“
Umſchlang den Fels mit meinen Armen
Und preßt' ihn wimmernd an das Herz.

So bin in namenloſem Jammer
Gewandert ich von Ort zu Ort,
Da ſchloß ich ein mich in die Kammer
Und fand den Troſt in Gottes Wort.

Jetzt bin ich endlich inne worden,
Daß Leiden heilig, wer es kennt,
Und ob mir alles Glück geſtorben,
Ich weiß, daß nichts von Gott mich trennt!

Die Magd in Trauer.

Sie lachen mich aus, weil ich, eine Magd,
Um den Liebſten Trauer trage,
Daß ich des Nachts, wenn keiner mich braucht,
Seinen Tod, den jähen, beklage.

Mein zuſammengeflicktes ſchwarzes Kleid
Giebt Anlaß zu heiteren Scherzen;
Was kümmert mich der äußere Tand,
Ich trauere ja mit dem Herzen.

Sie ſchelten meine bebende Hand,
Weil ſie nicht wie ſonſt ſo geſchwinde,
Ach, wüßten ſie, wie die Fremde thut
Dem armen verlaſſenen Kinde.

Sie heben ihr Händchen ſich auf den Schoß
Und fragen, was ihm wohl fehle,
Und lachen doch fort aus meiner Bruſt
Die von Gott geſchaffene Seele.

Möge das Buch, deſſen Reinertrag dazu beſtimmt iſt, dem Sohne der Dichterin das Studium zum Lehrer zu ermöglichen, viele Abnehmer finden. Mögen ſich edle Menſchen finden, die nach Kräften das Los der armen Poetin erleichtern. Hier wäre auch wieder einmal Geiegenheit geboten, daß ſich der Staat ſeiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit beſänne.

Karl Bienenſtein.

Soziale Litteratur.

Carl Marfeis: Die wahre Urſache der ſchlechten Zeiten. (Berlin, Kühl. 1894. 46 S.)

Es gehört heute ſozuſagen zum guten Ton, ein Buch zur Löſung der ſozialen Frage geſchrieben zu haben. Eine tiefere Abſicht iſt auch in vorliegender Schrift kaum zu entdecken, denn ſie enthält nichts als eine nochmalige und nicht einmal allzu geſchickte Breittretung der Henry George'ſchen Ideen, und da dieſer große Kalifornier eigentlich nur eine Idee hat, die er in allen ſeinen Werken zu Tode quält: Die Verſtaatlichung des Grund und Bodens, ſo kann man ſich denken, daß der wiſſenſchaftliche Inhalt vorliegender Broſchüre nicht allzu epochemachend iſt. Wenn wenigſtens die Methode wiſſenſchaftlicher wäre, dann könnte man, da ſie doch einmal mit der Prätenſion eines wiſſenſchaftlichen Werkes auftritt, die Hauptpunkte der Marfeis'ſchen — Pardon! Henry George'ſchen Schrift kühl diskutieren. Leider läßt ſich dies nicht immer behaupten. Sie zerfällt in fünf Abſchnitte: „Die Urſache der häufigen Handelskriſen, die ſchlechten Zeiten und ihre Entſtehung, die Arbeitsloſigkeit und ihre wahre Urſache, was verurſacht den niedrigen Verdienſt der Erwerbsthätigen?, die Löſung der ſozialen Frage auf friedlichem Wege.“ Allzuſchwer macht ſich Verfaſſer die Beweiſe ſeiner Behauptungen nicht; wo ihm die Luft ausgeht, beruft er ſich einfach auf die Behauptungen Henry Georges, und wer's nun nicht glaubt, zahlt einen Thaler. Er beſchreibt beiſpielsweiſe das Glück eines reichgewordenen Schöneberger Millionenbauern und fährt dann fort: „Dieſer außerordentlichen Macht, welche mit dem Privateigentum an Grund und Boden verknüpft iſt, weiſt Henry George nicht allein die Schuld an dem niedrigen Stand des Arbeitslohnes und des Zinſes nach, ſondern es beweiſt dieſer ſcharfſinnige und logiſche Denker auch in unanfechtbaren Beiſpielen und Deduktionen, daß allein dieſem Landmonopol die fortwährenden ſcharfen Kriſen zuzuſchreiben ſind, mit der in ihrem Gefolge befindlichen widerſpruchsvollen Erſcheinung, daß Hunderttauſende... keine Beſchäftigung . . . finden können, obwohl es gleichzeitig bei Millionen . . an Produkten fehlt.“ Wie ſich nun im Kopf eines Henry-George-Apoſtels der Verlauf einer Kriſe ſpiegelt, beſchreibt er dann in einigen Zeilen mit rührender Naivität: Die Ladenmieten kriegen plötzlich den Einfall zu ſteigen — woher, erfährt man nicht — und zwar ſolange, bis ein Geſchäft pleite iſt, ſeine Arbeiter entläßt, dadurch (indem die Arbeitsloſen nun als Konſumenten ausfallen!) auch andere Geſchäfte lahm legt und ſofort über die ganze Kulturwelt hin, bis die Mieten wieder ſinken oder Lohn und Zins ſinken oder die Induſtrie produktiver und deshalb (?) zum Zahlen der geſtiegenen Mieten fähig und bereit iſt. Dieſe Ausführung nimmt nach fünf Seiten Klagen über die ſchlechten Zeiten nicht ganz den Raum einer Seite ein; dann nennt Verfaſſer das Kapitel „Die Urſache der häufigen Handelskriſen“ und beruft ſich im nächſten Kapitel darauf, daß er als dieſe Urſache den Privatbeſitz von Grund und Boden „auf Grund der Forſchungen Henry Georges“ aufgedeckt habe. Mit ähnlicher Fingerfertigkeit wird derſelbe Umſtand dann in den weitern Kapiteln als Urſache der übrigen angeführten Mißſtände nachgewieſen, und das Werk gekrönt durch einen faſt fünf Seiten langen Anhang von „Ausſprüchen berühmter Männer über die Ungerechtigkeit (!) des Privateigentums an Grund und Boden,“ mit Plinius anfangend und mit dem „berühmten“ (?) C. von Helldorf-Baumersrode ſchließend. Die mindeſtens als hiſtoriſches Durchgangs-Stadium notwendige und deshalb gerechtfertigte Inſtitution des Privateigentums an Grund und Boden iſt dem Verfaſſer und ſeinem Meiſter ebenſo unbegreiflich, wie die Erkenntnis, daß man mit Appellen an das Gerechtigkeitsgefühl keine praktiſche Sozialpolitik treiben kann, weil der Rechtsbegriff keinen beſtimmten materiellen Inhalt hat, ſondern nur ein

wechſelndes Herrſchaftsverhältnis anzeigt und alle Sozialpolitik ſchließlich auf die ökonomiſchen Kämpfe ſozialer Intereſſengruppen hinausläuft. Die ganze Theorie Henry Georges und der übrigen Bodenreformer beruht auf einem koloſſalen Mißverſtändnis der ökonomiſchen Struktur unſeres verkehrswirtſchaftlichen Syſtems, auf dem mangelnden wirtſchaftsgeſchichtlichen Verſtändnis, daß es die geldwirtſchaftliche Warenproduktion iſt, die den Zerfall der produzierenden Kräfte in eine Unternehmer- und eine Lohnarbeiter-Klaſſe geſchaffen hat, und daß die Schäden dieſes Zuſtandes zu annullieren unter Beibehaltung ihrer charakteriſtiſchen Kriterien (Geldwirtſchaft, freie Konkurrenz, Privatproduktion) die Republik mit dem König an der Spitze begehren heißt, wie Platter einmal ſagt. Indem ich zum Schluß den Verfaſſer darauf hinweiſe, daß er Kapital mit Produktionsmitteln identifiziert, während Marx ausdrücklich ſagt, ſie ſeien „an ſich ſo wenig Kapital, wie Gold oder Silber an ſich Geld iſt (III b 349 u. a., ähnlich Rodbertus), daß er durch Ethiſierung des Marxismus den fundamentalen Unterſchied des wiſſenſchaftlichen und utopiſchen Sozialismus verwiſcht, und daß ſein Einwand gegen den Sozialismus (pag. 29) grade von dieſem gegen den Antiſemitismus gemacht wird, als welcher ſich mit moraliſchem Vorwurf gegen Perſonen wendet, ſtatt das ihre Handlungsweiſe beſtimmende Prinzip zu bekämpfen, gebe ich ihm den Rat, künftig nicht abfällig über wiſſenſchaftliche Richtungen zu urteilen, von denen er — mit Verſtändnis wenigſtens — kein einziges Buch geleſen haben kann. Heinz.

Dr. Ernſt Fr. Wyneken: „Der ſozialiſtiſche Zukunftsſtaat oder die Verſtaatlichung der Produktionsmittel.“ Band XIX, Heft 6 der Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens. (Stuttgart, Chr. Belſer'ſche Buchh., 1894.)

Wenn man ein Buch beurteilen will, ſo iſt es nützlich, ſich einmal Zweck und Abſicht anzuſehen, in der es geſchrieben wurde. Dieſelbe iſt hier klar ausgeſprochen: Es handelt ſich — wieder einmal — „um die Frage, ob der ſozialiſtiſche Zukunftsſtaat denkbar, das heißt als ausführbar zu denken ſei“. Vom Standpunkt dieſer Abſicht aus hat das Büchlein natürlich ſeinen Zweck verfehlt, aus dem einfachen Grunde, weil die Frageſtellung verfehlt iſt. Es giebt keinen ſozialiſtiſchen Zukunftsſtaat, darüber kommt Herr Wyneken mit allem Raiſonnement nicht hinweg, und wenn er es noch hartnäckiger als ‚Wortklauberei‘ brandmarkte. Soll man es denn immer wieder ausposaunen: Im Gegenſatz zu allen andern Parteien — und auch im Gegenſatz zum utopiſchen Sozialismus der St. Simon, Fourier, Owen — iſt die Sozialdemokratie die einzige, die prinzipiell für die ungehinderte Entwickelung eintritt, und nicht dieſelbe abzulenken oder aufzuhalten ſucht ideologiſchen Idealen zu Liebe, deren Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit lediglich in der ſubjektiven Überzeugung wurzelt. Von einem uferlos ſtromabwärts Treibenden kann man vielleicht verlangen, daß er Strudel und Untiefen möglichſt glücklich zu paſſieren ſucht, aber niemals, daß er genau angebe, in welcher Lage ſein Boot ſich eine Stunde ſpäter befinden werde, oder gar ihn für die Richtung verantwortlich machen, in der er dahin geriſſen wird. Indem Verfaſſer nun überdies den Unterſchied zwiſchen ‚Staat‘ und ‚Geſellſchaft‘ nicht einzuſehen vermag, und infolge deſſen die ſpäteren Stadien der ökonomiſchen Entwicklung in den (doch von der Geſtaltung der ökonomiſchen Verhältniſſe abhängigen!) Staatsbegriff unſeres konſtitutionellen kapitaliſtiſchen Klaſſenſtaates hineinpreßt, gelangt er konſequent zu dem ungeheuerlichen Begriff des heutigen Staates als wirtſchaftlichen General-Unternehmers, mit Schutzzoll, Monopol und ähnlichen ſchönen Dingen. Daß und warum die Sozialdemokratie gerade den Staatsſozialismus energiſch als unklare Begriffsverwirrung bekämpft, ſcheint Verfaſſer nicht

zu wiſſen, ebenſowenig wie er die bereits internationale geſellſchaftliche Produktionsweiſe der amerikaniſchen Truſts kennt. Auf dieſem Grundmißverſtändnis, dieſem Verſuch, die ökonomiſche Geſtaltung künftiger Dezennien in politiſche Formen von heute, alſo in Schöpfungen kapitaliſtiſcher Ökonomik, hineinzupreſſen, beruhen die meiſten ſpäteren Irrtümer des Buches, auf die wir im einzelnen nicht weiter eingehen wollen. Die unglaubliche Unklarheit ſeines Ideals einer „Vergeſellſchaftlichung der Produktionsmittel auf dem Boden der Privatwirtſchaft“ (!), die ſchließlich auf eine Art ſtaatliche Verpachtung mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter hinausläuft, bedarf keines näheren Eingehens, ebenſowenig die theoretiſche Auseinanderſetzung mit der Marx'ſchen Werttheorie*) an der Hand der Stiebeling'ſchen Broſchüre: „Das Wertgeſetz und die Profitrate“. Neu-York, 1890. Wenn man mit den beiden Herren „den Mehrwert . . als Profit faßt; alſo m = p“, dann erlaubt ſolch kühnes quid pro quo freilich alles zu beweiſen, was man Luſt hat. Seine Irrtümer mag der Verfaſſer aus dem inzwiſchen erſchienenen Band III des ‚Kapital‘, Abſchnitt 1—3, berichtigen und in Engels' Vorrede zugleich ſeine und Herrn Dr. Stiebelings Kritik nachleſen.

Anerkennen müſſen wir, daß der Verfaſſer der ſozialiſtiſchen Bewegung vorurteilslos gegenübertritt und ſich redlich bemüht hat, den wiſſenſchaftlichen Grundlagen derſelben gerecht zu werden. Eine grobe Ungezogenheit, die er ſich energiſch verbitten möge, ſind die Fußnoten der Schriftleitung, die ſich in Angſt um ihre loyale Geſinnung bemüßigt fühlt, dem Text an allen irgendwie heiklen Stellen Begleitbemerkungen hinzuzufügen, wie: „Das iſt wohl zu viel behauptet“, „Dies iſt wohl nur cum grano salis zu verſtehen“, „Das iſt doch kaum ernſt zu nehmen“ u. ſ. w., wodurch das Schriftchen den Eindruck eines wohlwollend korrigierten Primaner-Aufſatzes annimmt. Heinz.

*) Ich möchte die Gelegenheit benutzen, um den Verfaſſer ſowie Intereſſenten unter den Leſern der „Geſellſchaft“ auf den glänzenden Artikel von W. Sombart: „Zur Kritik des ökonomiſchen Syſtems von Karl Marx“ im laufenden Quartalsheft von Brauns „Archiv f. ſoz. Geſetzg. u. Stat.“ zu verweiſen.

Frauenbewegung.

Die deutſchen Frauen und der Bismarckkultus. Zeitgemäße Betrachtungen von Gräfin Giſela von Streitberg.

Die Verfaſſerin der vorliegenden kleinen Schrift macht es ſich zur Aufgabe, den einſeitigen Kultus, der gegenwärtig mit der Perſon des erſten Reichskanzlers getrieben wird, als eine dem wahren Patriotismus widerſtrebende Verirrung darzuſtellen.

Insbeſondere hebt ſie die Gedankenloſigkeit der deutſchen Frauen hervor, die in Huldigungsfahrten nach Friedrichsruh und allerhand anderer bisher ſtreng verpönter Nachahmung männlichen Auftretens einer geräuſchvollen und jedenfalls höchſt unklaren Begeiſterung für den eiſernen Kanzler Ausdruck verliehen haben.

Denn jede nähere Betrachtung der Perſon Bismarcks — ſo weiſt die Verfaſſerin nach —, ſeiner gelegentlichen Ausſprüche, ſeines Briefwechſels mit Näherſtehenden, und zumal ſeiner ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit, legt es klar an den Tag, daß für den großen Neubegründer Deutſchlands die Frauen leider nur Menſchen zweiter Güte, ewig minderjährige Geſchöpfe ſind, deren ſoziale Stellung er niemals zu heben getrachtet hat.

Ein lehrreicher Überblick wird über die Stellung der Frau in Deutſchland und in andern vorgeſchrittenen Ländern geworfen, und mit Mahnworten ernſteſten politiſchen Inhalts ſchließt das kleine, aber gedankenſchwere Werkchen ab.

Wir halten die Abhandlung für eine der geiſtvollſten aus der Feder der eigenartigen Schriftſtellerin und können ihr zu derſelben nur aufrichtig Glück wünſchen.

Der geſunde Grundgedanke des Ganzen

der in seiner Einfachheit und treffenden Wahrheit geradezu überraschend wirkt, ist in ebenso lebendiger als gerechter und sachlicher Weise zur Sprache gekommen.

Überall zeigt sich volle Würdigung der „hoch hervorragenden Geistesgröße" unsers berühmtesten Staatsmannes; sein Verhältnis zu den Frauen wird sehr geschickt durch seine eigenen Äußerungen gekennzeichnet, und den gründlich studierten geschichtlichen Thatsachen ist nirgends Zwang angethan.

Auch unterläßt es die Verfasserin nicht, auf Bismarcks schönen Herzensverkehr mit den Frauen seiner Familie aufmerksam zu machen, der in so seltsamem Widerspruche mit seinem abfälligen Urteile über die Allgemeinheit der Frauen steht. Die Belegstellen, durch die sie Personen aus des Fürsten Umgebung, so z. B. Graf Herbert, des großen Mannes kleinen Sohn charakterisiert, sind vortrefflich gewählt.

Wenn die Abhandlung auch mit Wärme die einmal gewonnene Überzeugung vertritt, so meidet sie doch vollständig die Einseitigkeit und Parteilichkeit der Tendenzschrift.

Umsomehr befremdet es uns daher, daß der Herr Referent der Leipziger Zeitung sie kürzlich zu einer solchen stempeln und damit geringschätzig abthun wollte.

Wir sind allerdings vielmehr geneigt, seine von sichtlichem Übelwollen getragene Kritik als eine „Tendenzschrift" zu bezeichnen.

Denn abgesehen von einigen andern Entstellungen, ist auch das nicht richtig, was Herr W. Sm. über den politischen Parteistandpunkt der Verfasserin behaupten möchte. Sie tritt, wie bisher immer, so auch hier für die Frauenrechte als solche, nicht für eine einzelne, politische Partei in die Schranken und warnt im Gegenteil vor allem kleinlichen Parteihader im Interesse der Einigkeit und Brüderlichkeit.

So berechtigt, ja geboten es ist — zumal für eine so ausgeprägte Persönlichkeit, wie diejenige der Schriftstellerin — einen bestimmten, politischen Standpunkt einzunehmen, so unberechtigt ist es, mit ihr über denselben hadern zu wollen, noch ehe sie ihn genannt hat.

Was wir an den letzten Seiten ihres Büchleins auszusetzen haben, wäre höchstens, daß zu flüchtig und auf zu kleinem Raume eine Fülle der brennendsten sozialen Fragen unserer Zeit angeregt wird, deren Erörterung uns in dieser Fassung nicht befriedigen kann, da wir sie uns nur in dem Rahmen eines größeren wissenschaftlichen Werkes denken können und ersehnen.

M. Sch.

Vermischte Schriften.

Die fünfte Auflage von Meyers Konversationslexikon hat mir in ihren letzterschienenen Bänden (VI und VII) zu keinerlei Ausstellung Veranlassung gegeben. Der Gesamteindruck, wie das Ergebnis einzelner Stichproben, die Prüfung der Abbildungen u. s. w. sind in hohem Maße befriedigend. Die eindringende Ausführlichkeit, die dem Lebenswerk der großen Geisteshelden, namentlich unserem Goethe gewidmet wird, verdient besondere Anerkennung. Vielleicht wäre zu überlegen, ob es nicht den Gebrauch des Buches fruchtbarer und bequemer machte, wenn bei der nächsten Auflage die größeren Artikel aus der Geistes- und Naturgeschichte, soweit sie zeitliche und streitige Gegenstände behandeln, mit dem Verfassernamen unterzeichnet würden. Man orientiert sich kritisch leichter, wenn man sofort weiß von wem die Darstellung herrührt. Gerade wir Modernen, die wir die Mißhandlung der Wahrheit in der deutschen Publizistik seit bald einem Menschenalter am eigenen Leibe erlebt haben, haben selbst in vornehmen Kreisen der Presse das Mißtrauen noch nicht ganz überwunden. X.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein in Jena. (Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne.) Erster Band, fünfte Lieferung à 1 Mark.

Das Werk hält sich auf der Höhe. Ab-

ſchnitte, wie die über Beſchäftigung, Beſchäftigungsſpiele, geographiſche Bilder u. dgl. ſind durchaus vom modernen Geiſte erfüllt. Die ſtatiſtiſchen Ausweiſe über die Beſoldung der Volksſchullehrer werden dereinſt ein Denkmal von unſeres Reiches Schande bilden. Hie und da ſtört ein entbehrliches Fremdwort, z. B. „Fixierung der Berechtigung.“ XYZ.

Die Entartung der Mannesſchönheit. Von Emmy Roſſi. Berlin, J. Harrwitz. 47 S.

Inhalt: Begriff der Mannesſchönheit — Wirkungen der Mannesſchönheit — — Hiſtoriſche Männerſchönheiten — Entartung der modernen Mannesſchönheit — Urſachen der Entartung. Nur die femme de quarante ans kann derartiges bieten. Derartiges, d. h. ſoviel wahres und ſchneidiges, ohne im Senſationellen hängen zu bleiben. Manches iſt ſabbathaft einſeitig und ungerecht, wie immer, wenn ſich das temperamentvolle Weib ehrlich über den Mann erhitzt. Anderes wieder ſo die Sache im Kern treffend, daß man ſtutzt und bewundert. Es ſind keine Gardinenpredigten, über die man mit Lachen oder Brummen oder Achſelzucken hinwegkommt. XYZ.

Eckermann. Geſpräche mit Goethe, herausgegeben von A. v. d. Linden. Zweite Auflage. 3,20 Mk. (Leipzig, H. Barsdorf.) — Dieſe neue Ausgabe, die ſich durch ihre Billigkeit empfiehlt, bringt einige erläuternde Anmerkungen und ein Namen- und Sachregiſter als willkommene Zugabe.

Egmont. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Joh. Wolfgang von Goethe. Schulausgabe, beſorgt von Dr. W. Buchner. (Eſſen, G. D. Bädeker.) 80 Pf. — Der Herausgeber hat ſich die Sache ſehr leicht gemacht. Die Einleitung orientiert über den geſchichtlichen Hintergrund, bringt aber keine ſelbſtändige Würdigung des Stückes. Die Anmerkungen ſind mehr als dürftig und hätten folglich ganz wegbleiben können.

Goethes Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen, herausgegeben von Adolf Voigt. (Leipzig, Karl Fr. Pfau.) Erſter Band, erſte Lieferung. 50 Pf. Vollſtändig in etwa 50 Lieferungen. — Die Ausgabe will alle Geſchäftsbriefe beiſeite laſſen und nur die für den Menſchen und Dichter wichtigen Briefe bringen. Die Ausgabe iſt zu begrüßen, da die Weimarer Ausgabe den minder Bemittelten unerſchwinglich und ihre Anordnung für den Laien unbequem iſt. Anmerkungen enthält die erſte Lieferung nicht. Sie ſtehn wohl am Ende jedes Bandes.

Bei H. Barsdorf in Leipzig erſchien die 3. Auflage von Ferdinand Laſſalle. Ein litterariſches Charakterbild von G. Brandes. Die neue Auflage iſt unverändert. Ich glaube nicht, daß das mit Brandes Einwilligung geſchieht. Es macht einen merkwürdigen Eindruck, daß der Verleger im Vorwort mitteilt, es ſei bei „verſchiednen zuſtändigen Autoritäten“ angefragt, ob nicht das neu zutage geförderte Material bei der neuen Auflage verarbeitet werden müßte. Die Entſcheidung darüber hätte doch allein dem Verfaſſer zugeſtanden. Morgenſtern.

Otto Erich Hartleben: Goethe-Brevier, Goethes Leben in ſeinen Gedichten. 400 pp. (München, Karl Schüler. Gbd. M. 5.—.)

Seitdem der Ameritaner Cooper bei ſeinem Aufenthalt in Deutſchland das zur Zeit des höchſten Goethekultus bemerkenswerte Urteil gefällt hat: gegen Schiller betrachtet, mache ihm die Goethe'ſche Lyrik den Eindruck eines äſthetiſchen Thee-Abſuds — iſt viel Waſſer den Rhein hinunter getauſen, und auf die Generation der Goethe-Schwärmer und Goethe-Verachter iſt das bemertenswerte Geſchlecht der Göthe-Philologen getreten, jene luſtigen Maulwürfchen im ſamtenen Gelehrten-Schlafrock, welche ihren großen Leichnam aus Weimar durchſchnüffeln und durchbohren und manches ſtinkende Läppchen, duftende Zötchen und zotende Xenchen zu Tage gefördert haben.

In Weimar ſelbſt kommen dann die kleinen Totengräber jedes Jahr zuſammen, ſchwärmen die jeweilige Landesfürſtin an und wiederholen im dumpfen Chor, daß Goethe wahrhaftig der Größte aller Deutſchen geweſen iſt. Demnächſt waſchen ſie ihren großen Leichnam, bedecken die Schamteile und nun geht es an das Hauptgeſchäft: Beratung der Kaſtrationen, welche an dem nächſten Goethe-Band der monumentalen Ausgabe vorgenommen werden müſſen. Alle werden ſie gutgeheißen. Aus den Scheiden fliegen die Meſſerchen und ſchmunzelnd nähern ſie ſich dem großen Leichnam, aus dem ſie die häßlichen, geilen Fleiſchſtückchen entfernen; ſchmunzelnd allen voran jene feinblinzelnden und -ſchielenden Goetheaner, deren Verwandtſchaft mit dem Stamme Levi ihnen eine gewiſſe Fertigkeit im Beſchneiden ſichert. Und dies iſt das Argument, welches der feierliche Chorage mit dunklem Gurgeln vorträgt: Iſt Goethe wirklich der Größte aller Deutſchen, dann muß er auch der Sittlichſte aller Deutſchen ſein. Muß Goethe der Sittlichſte aller Deutſchen ſein, dann muß er kaſtriert werden. Nun iſt aber Goethe wirklich der Größte aller Deutſchen. Alſo wird er kaſtriert. —

Die Zahl der Goethe-Schwärmer iſt heute recht gering. Beweis: daß die Philologen ſeinen Leichnam bearbeiten. Wo dieſe Maulwürfe ihre Haufen werfen, wächſt keine zarte Blume mehr. Außer Hartleben und Bierbaum kenne ich keinen ausgeſprochenen Goethe-Verehrer unter den Jüngern, d. h. keinen, der aus ihm für die Gegenwart Nahrung ſaugt. Die Zeit iſt dieſem großen Natur-Poeten nicht günſtig. Der Menſch, deſſen rätſelhaftes Sphinx-Geſicht uns mit ſeinen ſüßen Verbrecheraugen und unerforſchlicher Gier heute unheimlicher denn je entgegenſtarrt, nimmt unſer ganzes Intereſſe gefangen. Nicht die Blümlein auf der Wieſe oder das Rauſchen unter den Bäumen. Harmloſere mögen ſich daran begnügen. — Aber Hartleben that, was er einzig in dieſem Fall thun konnte, er ſtellte den ganzen Goethe wieder her. Alle in den übrigen Ausgaben unterdrückten Stellen, das „Tagebuch", einzelne „römiſche Elegieen" und „venezianiſche Epigramme" wird man hier wieder in der unverſtümmelten Faſſung leſen können. Und ein über dem Text fortlaufender, einzeiliger, biographiſch-kritiſcher Kommentar orientiert uns hiſtoriſch. — Gott, es wird ein großes Geſchrei werden! Und die Juden werden heulen: den Grimm haben wir kaſtriert. Den Goethe kaſtrieren wir jedes Jahr in Weimar. Wir wären zu den anderen Buchſtaben auch fortgeſchritten. Nun kommt dieſer Hartleben und ſtellt die ſämtlichen von uns kaſtrierten Stellen in einem Band zuſammen. Die deutſche Sittlichkeit, in der wir jetzt machen, um unſere Reputation wiederherzuſtellen, die „ethiſche Kultur", die wir verbreiten, um zu zeigen, was wir für edle Menſchen ſind, ſie gehen in die Brüche und werden wieder germaniſch! — Sogar der Ober-Sheriff der kaſtrierten deutſchen Sittlichkeit, Herr Volckmar in Leipzig, hat aus dem Leipzig der Bordelle und Animierkneipen erklärt: er könne eine unkaſtrierte Goethe-Ausgabe nicht im Buchhandel vertreiben.

All' dies Geſchrei und Geheul wird aber nichts helfen. Das Hartiebenſche Buch wird gekauft werden. Seine koſtbare Ausſtattung wird es unter den deutſchen Weihnachtsbaum bringen. Und der dionyſiſche Goethe wird ſeine Freude haben an ſeinem dionyſiſchen Hartleben.

München. Paulazza.

Georg Ellinger: E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und ſeine Werke. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. — Das Intereſſe an der deutſchen Romantik ſcheint ſich immer mehr zu verſtärken. Vor kurzem erſt erſchien Juſt Bings Buch über Novalis, jetzt bringt Ellinger eine ebenbürtige Arbeit über Hoffmann. Das Buch iſt in ſeiner ſchlichten, umſichtigen Art, die den ganzen Menſchen erfaſſen will, den Beamten wie den Dichter, den Muſiker wie den Maler, eine der erfreu-

lichſten Erſcheinungen innerhalb der deutſchen litteraturgeſchichtlichen Produktion, die in der letzten Zeit an einem Übermaß von philologiſcher Stoffhuberei unheilbar erkrankt zu ſein ſchien. Beſonders muß darauf hingewieſen werden, daß Ellinger zum erſten Male den Muſiker Hoffmann zu ſchildern und zu würdigen verſucht. Den Menſchen Hoffmann beurteilt Ellinger — und zum großen Teil gewiß mit Recht — weſentlich günſtiger, als es bisher geſchehn. Es iſt ſchwer, ihm darin beſtimmt zu widerſprechen. Er hat gewiß darin recht, daß die meiſten, die über Hoffmanns Leben berichtet haben, gar nicht imſtande waren, ihn zu würdigen. Aber hin und wieder bin ich doch das Gefühl nicht los geworden, als ob Ellinger zu viel als Klatſch über Bord geworfen hätte. Das ſind jedoch Kleinigkeiten. Eine unſchätzbare Eigenſchaft hat jedenfalls das Buch: es verſteht, Freunde zu werben. Eine beſſere Empfehlung kann man ſchließlich keinem litteraturgeſchichtlichen Werke mit auf den Weg geben. Pauſanias.

Zur Pflege des Familienſinnes von Anna Nitſchke. Vortrag, gehalten im Breslauer Handwerkerverein. (Guhrau, Reg.-Bez. Breslau, Verlag von Max Lemke.)

Aus dem kleinen Schriftchen der feinſinnigen ſchleſiſchen Dichterin mutet es uns an wie Heimweh. Ja, der Familienſinn iſt etwas ſchönes, und wo er noch vorhanden, da mag er mit den von Anna Nitſchke angegebenen Mitteln des gegenſeitigen Duldens und ſich in einander Einlebens gefeſtigt und erhalten werden. Aber leider ſpricht die Verfaſſerin heutzutage für die Mehrzahl der Menſchen — arm oder reich — von einem verſchloſſenen Eden, von einem verſunkenen Paradies. Das moderne Leben reißt die Familie auseinander und wird auch den Familienſinn unerbittlich und ſtetig immer mehr zerſtören, bis eine neue Weltordnung dereinſt — wie wir hoffen — neue Verbände ſchaffen wird und neue Sammelſtätten, die die Menſchheit der Zukunft wiederum in ihrem Fried' und Ring vereinigen werden.

H. M.

Napoleon I. und die Frauen. Von Frederic Maſſon. Deutſch von O. Marſchall von Bieberſtein. (Schmidt & Günther, Leipzig). Daß ſchon die 3. Auflage der Überſetzung dieſes Werkes vorliegt, zeugt für den unzerſtörbaren Zauber, den alles, was nach Napoleon ſchmeckt, heut noch auf die Erinnerung der Menſchen, auch in Deutſchland, ausübt. In der That, niemand, der für die gewaltigſte Heldenerſcheinung und Genieverkörperung den „Korſiſchen Parvenu" noch Empfänglichkeit bewahrte, darf dies Buch ungeleſen laſſen. Hier und da mag Maſſon etwas zu weit gegangen ſein, das Allermeiſte aber iſt unwiderleglich und entſpricht nur unſern eigenen, lange vorher bekundeten Auffaſſungen und Studien. Von dem gemeinen Klatſch, der ſich an ſeinen Namen heftete, bleibt nichts übrig, als die vorübergehenden naiv-harmloſen Schäferſtündchen mit beliebigen Hofdirnen. Das Ergötzlichſte iſt aber, Napoleon ſozuſagen als Anhänger und Vertreter der Monogamie zu finden; denn die beiden Frauen, die er am meiſten geliebt hat, und die allein je Einfluß auf ihn gewannen, waren ſeine beiden Ehegattinnen. Dieſe beiden ſchönen Seelen, die legendäre Joſefine und die relativ noch etwas achtbarere Marie-Louiſe, ſcheinen einander würdig. Über die Erbärmlichkeit der letzteren konnte ja nie ein Zweifel ſein, aber über Joſefine haben auch wir uns lange noch Illuſionen gemacht. Wir ſtimmen jedoch heut völlig mit Maſſon überein, der kein gutes Haar an ihr läßt; nur hätte er ihre Gutmütigkeit gelten laſſen ſollen. Keine dieſer Frauen, auch nicht die romantiſche Polin Walewska, hat Napoleon wahrhaft geliebt. Letztere heiratete, während der große Mann, von dem ſie Mutter geworden war, auf St. Helena ſchmachtete. Über Marie Louiſes prinzeßliche Gemeinheit ziehen wir einen Schleier; die Ariſtokratin Joſefine ſtarb doch wenig-

ſtens an Kummer über Napoleons Fall, was Maſſon gefliſſentlich verſchweigt. Die Einzige aber, die Napoleon aufrichtig geliebt zu haben ſcheint und ihm ihre ſtille Ergebenheit bewahrte, war jene große Unbekannte, die auch heut nur noch als „Madame X“ genannt wird, eine kleine Bürgerliche. — Napoleon räumte den Frauen keinen äußeren politiſchen Einfluß ein, an ſeinem Hofe duldete er keine Maitreſſenwirtſchaft. Doch ſein zärtliches Gemüt wurde ihm oft genug in Lebenskriſen verhängnisvoll. Aber was werden die Anhänger der Laufrey-Taineſchen Nörgeleien zu all dieſen unanfechtbaren Dokumenten ſagen, die ihren Banditen Bonaparte zu einem allzu weichherzigen Gemütsmenſchen ſtempeln? Die giftige Klatſchbaſe Remuſat, aus deren Lügenbuch die meiſten ihre Weisheit ſchöpfen, haben wir ſelbſt ſchon wiederholt mit verdienten Fußtritten beehrt; herzerfreuend wirkt die vernichtende Anſpielung Maſſons auf ſie, die er nicht nennt, und die Motive ihres Grolls, die wir längſt ohne Scheu ausſprachen. Ja, umſonſt verſuchen alle Lumpe und Schufte, ſich „Übermenſchen“ nach ihrem Bilde zu formen. Karl Bleibtreu.

Kaiſer Wilhelm — Künſtler oder Dilettant? Eine ernſte Mahnung an die Zeitgenoſſen. Von Quidam. (Amſterdam, Verlag von Aug. Dieckmann.) — Der Monarch hat ebenſogut das Recht, in der oder jener Kunſt zu dilettieren, wie jeder andere Sterbliche; ja noch mehr, die Nation darf ſich ſogar freuen, wenn der Herrſcher die Künſte liebt. Verderblich aber iſt es, wenn ein gekrönter Dilettant, von ſeinem Herrſcherrechte Gebrauch machend, ſich perſönlich die letzte Entſcheidung in öffentlichen Kunſtfragen vorbehält und vermöge der ihm zur Seite ſtehenden Macht in offenem und hartnäckigem Widerſpruch mit der allgemeinen und wohldegründeten Anſicht der berufenen Fachmänner ſeine Dilettantenmeinung durchzuſetzen weiß. Unter ſolcher Bevormundung muß die Kunſt zugrunde gehen. Dies iſt im Weſentlichen der Gedankengang der kleinen, ruhig geſchriebenen Broſchüre, die, an den „Sang an Ägir“ anknüpfend, das Verhalten des Kaiſers der Kunſt und den Kunſtfragen gegenüber beleuchtet. R. R.

Ferdinand Neubürger, Rußland unter Kaiſer Alexander III., ſowie die Politik und Aufgaben Nikolais II. (Berlin, Driesner). — Die Meinung eines Mannes, der die Dinge in der Nähe geſehen hat; ob er deswegen auch immer ſcharf und richtig ſah, iſt eine Frage für ſich; doch ſo viel iſt ſicher, daß er ſich bemüht hat, getreu und gewiſſenhaft zu ſchildern. Der Verfaſſer geht zurück bis auf Alexander II., deſſen politiſche Maßregeln, beſonders die Bauernemanzipation, ſehr eingehend behandelt werden. Einen Angriffskrieg Rußlands auf Deutſchland hält der Verfaſſer, ebenſo wie den umgekehrten Fall, für ausgeſchloſſen, da keiner der beiden Staaten ein Intereſſe daran haben kann, durch Eroberung noch neue nicht aſſimilierte Provinzen zu den bereits vorhandenen ſich aufzuhalſen; Rußland wird ohnehin mit ſeinen Polen, Batten ꝛc. nicht fertig; ähnlich liegt der Fall für Deutſchland. Für Rußland wäre überdies ein Krieg das Signal zu unabſehbaren Revolten im Inneren. Der neue Kaiſer hat genug zu thun, wenn er in ſeinem Lande reformieren will. Wenn er reformieren will, was einſtweilen noch eine Frage iſt, trotz des Freudengeſchreis einzelner deutſcher Zeitungen.

Die Hauptaufgabe, die der junge Kaiſer nach der Anſicht des Verfaſſers zu löſen hat, ſind folgende: 1) Abſchaffung der Dreifelderwirtſchaft, ſowie der alle drei Jahre erfolgenden Neuverteilung der Äcker. Der Bauer muß lernen, ſeinen Boden rationell zu bewirtſchaften, um ihn dazu zu veranlaſſen, darf der Boden nicht Kollektiveigentum ſein, ſondern er muß ihm gehören; ferner: Aufhören des unſinnigen Abholzens; 2) Abſchaffung der übermäßig zahlreichen Feiertage; 3) rückſichtsloſe Züchtigung der beſtechlichen Be-

amten; 4) vor allem Einschränkung des Schnapssaufens; 5) Neuorganisierung der Rechtspflege; 6) allgemeine Schulpflicht, Unentgeltlichkeit des Unterrichts; 7) ein einigermaßen anständiges Preßgesetz; 8) energisches Auftreten gegen den sogenannten heiligen Synod, Reform der orthodoxen Kirche; 9) Reduktion des russischen Heeres als Signal einer allgemeinen europäischen Entwaffnung.

Wir teilen diese Vorschläge mit, ohne ein Urteil über ihre Ausführbarkeit fällen zu können. Die Broschüre wird, so sehr lesenswert sie ist, nichts nützen: In Rußland wird sie von vornherein nicht gelesen und bei uns in Deutschland höchstens von einem Dutzend Redakteure, die drei Leitartikel aus ihr machen.

J. M. Hofmiller.

Französische Litteratur.

Alphonse Daudet: „La petite paroisse." Moeurs conjugales. (Paris, Lemerre.)

Wenn Daudets letzterschienene Bücher, vor allem der lendenlahme schmachtlappige Roman „Rose et Ninette", die Befürchtung erwecken konnten, daß auch dieser hervorragende Lebens- und Sittenschilderer mit seinem Latein so ziemlich zu Ende und auf dem Punkte angelangt sei, mit vollen Segeln in das breite Fahrwasser der reinen Unterhaltungsbelletristik einzulenken, so liefert das vorliegende Werk den erfreulichen Beweis, daß diese Befürchtung grundlos war. Die „petite paroisse" ist ein tüchtiges Lebensbuch, das den Werken aus der besten Schaffensperiode Meister Daudets nicht unwürdig zur Seite steht. Der Untertitel und das dem Roman vorgesetzte Motto: „jaloux n'a paix ne soir ne matinée" lassen erkennen, welchen Stoff der Autor seiner Arbeit zu Grunde legte. Die Art aber, wie dieser Stoff behandelt ist, läßt Daudets ernstes Bemühen erkennen, ein Buch zu schreiben, das über das Niveau der landläufigen Ehebruchslitteratur himmelhoch hinausstrebt. Der Ehebruch als solcher bildet hier nur ein Moment von nebensächlicher Bedeutung, er dient lediglich als Mittel zum Zweck, als Ausgangspunkt für eine an seinen psychologischen Zügen reiche Untersuchung über die mannigfachen Regungen, die der Treubruch der Frau in der Seele des Mannes werden und wachsen läßt. Die Ausführungen des Autors gipfeln darin, daß die Eifersucht erst lebendig wird, wenn die echte Liebe bereits tot ist. Nicht betrogene Liebe, sondern verletzter Stolz und beleidigtes Ehrgefühl, die beide im krassesten Egoismus wurzeln, sind die treibenden Faktoren, die im Herzen des Mannes das Verlangen rege werden lassen, seinen heißen Rachedurst im Blute der Treulosen zu kühlen. Deshalb protestiert Daudet auch mit aller Entschiedenheit gegen das brutale „tue-la", ein Wort, das dem betrogenen Mann ein Recht auf Befriedigung seiner Rache geben möchte. Er ergreift vielmehr lebhaft die Partei derjenigen, die, dem Zuge ihres Herzens folgend, die lästige eheliche Fessel abzustreifen sucht, und wenn er auch nicht gerade die Freisprechung der vor der öffentlichen Meinung Schuldigen beantragt, so will sein beredtes Plaidoyer zum mindesten der in kinderloser Ehe lebenden Frau, die den Gatten, der es nicht verstanden hat, ihr Herz zu erobern, verläßt, die Zubilligung mildernder Umstände erwirken.

Napoléon Mérivet, der Gründer und Patron der „Petite Paroisse", gehört zu den wahren Weisen, die durch den Irrtum hindurch zur Wahrheit gelangt sind. Seine Frau hat ihm dereinst ausreichende Gelegenheit gegeben, alle Qualen der Eifersucht auszukosten. Dank der tröstlichen Zusprache eines von echter Menschenliebe beseelten Priesters hat er sich indessen zum Frieden durchzuringen vermocht, er war mit der Zeit dahin gekommen, der Frau, die ihn gequält und elend gemacht hatte, mit allerbarmendem Mitleid zu gedenken, und al die Treulose in seinen Armen ge-

ſtorben war, ſtiftete er zum Gedächtnis ſeiner wunderbaren Errettung eine Kirche, um ſeinen beladenen und mühſeligen Mitmenſchen eine ſichere Zufluchtsſtätte, vor allem aber, um denen, die in ihrem ehelichen Leben Schiffbruch gelitten haben, den Troſt zu bieten, der auch ihn einſt aus der dunkelen Nacht des Zweifels und des Irrtums befreit hatte. Dem menſchenfreundlichen Mérivet, der darauf brennt, ein Verſuchsobjekt für ſein Rettungsexperiment zu finden, kommt es ganz gelegen, daß ſein Freund Fénigan in ſeinem Eheleben juſt dieſelben Erfahrungen machen muß, die er gemacht hat. Fénigan hat zum Entſetzen ſeiner Mutter, die in ihrer egoiſtiſchen Liebe das Herz des Sohnes mit keiner anderen teilen will, ein Mädchen aus dem Findelhauſe geheiratet, das ihn zum Dank für ſeine edle That betrügt und mit dem jungen Prinzen von Olmütz auf und davon geht. Fénigan tobt und wütet wie ein Raſender, er beſchuldigt ſeine Mutter, daß ſie durch ihre Liebloſigkeit an ſeinem Unglück ſchuld ſei und zeigt ſich dem tröſtlichen Zuſpruch Mérivets, deſſen gefühlsduſelige Rederei ihm auf die Dauer unerträglich wird, ganz und gar unzugänglich. Allein, was der Religion nicht gelingen will, das bringt die Zeit langſam aber ſicher zuſtande. Der rabiate Fénigan weiß zum Glück nicht, wo ſich das Liebespaar aufhält, und iſt ſo genötigt, ſeine Rache zu verſchieben, dadurch erhält er aber ausreichende Gelegenheit, zur Ruhe und inneren Sammlung zu kommen, wobei die Erkenntnis in ihm aufdämmert, daß Mérivet im Grunde ſo unrecht nicht habe. Und als dann ſeine Mutter ihm die von ihrem Verführer verlaſſene Lydie wieder zuführt, ſchließt er die Treuloſe gerührt in ſeine Arme und beſchließt, das Vergangene zu vergeſſen und an der Seite der Wiedergewonnenen ein neues Leben zu beginnen. Der Umwandlungsprozeß, der ſich in der Seele des Mannes vollzieht, iſt in ſeinen einzelnen Phaſen mit feinſter pſychologiſcher Kunſt und untrüglicher Lebenskenntnis geſchildert, wie die Charakterzeichnung überhaupt vortrefflich und lebenswahr iſt, nur Charlexis, der jugendliche Verführer, der trotz ſeiner achtzehn Jahre ein Ausbund von Gemeinheit und Gewiſſenloſigkeit iſt, gehört zum Schlage jener Phantaſiegeſchöpfe, die man nur in Romanen anzutreffen pflegt, und das Tagebuch, das von dem Denken und Fühlen des liebenswürdigen Jünglings erbauliche Kunde giebt, iſt zwar eine ſtiliſtiſche Meiſterleiſtung erſten Ranges, die dem Sprachkünſtler Daudet alle Ehre macht, allein ein menſchliches Dokument iſt es ganz und gar nicht, und kein Menſch wird es dem Autor glauben, daß die geiſtſunkelnden Bemerkungen, die es enthält, aus dem Kopfe und der Feder des braven Charlexis ſtammen. Daß dieſe „Petite Paroiſſe“ im übrigen vorzüglich geſchrieben und reich an prächtigen Detailſchilderungen iſt, verſteht ſich bei einer Arbeit Alphonſe Daudets von ſelbſt.

Weniger glücklich iſt J. H. Rosny mit ſeiner Seelenſtudie „Renouveau“, die er bei Plon, Nourrit & Co. in Paris erſcheinen ließ. Auch in dieſem Roman handelt es ſich in der Hauptſache darum, die Eiferſucht mit ihren Ängſten und Qualen pſychologiſch zu analyſieren. Die Sache läßt ſich im Anfange auch verheißungsvoll genug an; es ſpricht ſich ein tüchtiges Können und ein kühner Wahrheitsdrang in der Art und Weiſe aus, wie uns Rosny den Johannistrieb des achtundvierzigjährigen Dehancy ſchildert, auch der Seelenkampf des verliebten Witwers, der in ſeinem älteſten Sohne den begünſtigten Nebenbuhler zu ſehen vermeint, iſt menſchlich wahr und überzeugend gemalt, allein je weiter man lieſt, deſto mehr erlahmt die Teilnahme, vor allem, weil dieſer Sohn, der das Liebesglück des Vaters aus rein materiellen Intereſſen zu ſtören ſucht, nicht allein eine höchſt unſympathiſche, ſondern auch eine total verzeichnete Figur iſt, deren Einführung von verhängnisvollſter Bedeutung für den Roman geworden iſt.

Etienne Richet: Aimer. (Brüſſel, Kiſtemaeckers.)

Noch ein „roman passionnel", der uns von der Liebe Leid und Luſt erzählt. Der Band enthält die Tagebuchaufzeichnungen eines jungen Mannes, der eingedenk des Tennyſon'ſchen Wahrworts: „'t is better to have lov'd and lost — than never to have lav'd at all", viel und leidenſchaftlich geliebt hat, der aber als moderner Seelenanalytiker darüber auch nicht verſäumte, fleißig in ſich hineinzuſchauen, um ſeine Gefühle fortlaufend unter pſychologiſcher Kontrolle zu halten. Dieſer ſeeliſche Rechenſchaftsbericht, der den Inhalt des Romans bildet, beweiſt, daß ſein Verfaſſer ein kluger Kopf iſt und das Herz auf dem rechten Fleck hat. Es iſt ein beſonderes Verdienſt dieſes neueſten Beitrages zur Pſychologie der modernen Liebe, daß er ſich frei von jeglicher ſpitzfinderiſcher Grübelei und Mätzchenmacherei hält. So einfach und natürlich wie die Seelenvorgänge an ſich, ſo ungekünſtelt und ſchlicht iſt auch die Analyſe, die erkennen läßt, daß kein ſteifleinener Pedant, ſondern ein temperamentvoller Poet die Feder geführt hat. Alles in allem: ein Buch, das prächtig unterhält und reich an geiſtvoller Anregung iſt.

Mit Heetor Malots Erzählung „Amours de vieux" (Paris, Flammarion) gelangen wir zu der reinen Unterhaltungsbelletriſtik, zu deren talentvollſten Vertretern Malot gehört. Wie alles, was aus der Hand des fruchtbaren Fabulierkünſtlers hervorgeht, bringt auch der vorliegende Roman eine hübſch erdachte Geſchichte mit anſtändig gezeichneten Charakteren und feſſelnder Darſtellung. Malots Ehrgeiz hat ſich ſtets darauf beſchränkt, ſein Publikum gut zu unterhalten, und dieſer Aufgabe entledigt er ſich hier mit demſelben Gelingen wie bisher.

Dem ausgeſprochenen Unterhaltungszweck dient auch der archäologiſche Roman, den Jacques Fréhel unter dem Titel „Tablettes d'argile" bei Plon veröffentlichte. Und was für dieſe, im alten Aſſyrien und Ägypten ſpielende Erzählung gilt, das gleiche gilt auch für den modernen provençaliſchen Dorfroman, den der allzufleißige Georges Beaume unter dem Titel „Les Amaureux" im gleichen Verlage erſcheinen ließ.

Yann Nibor, der gefeierte Sänger des ſeefahrenden Volkes, der in ſeinen Matroſengeſchichten in Vers und Proſa ein eigenes litterariſches Genre geſchaffen und zu meiſterhafter Vollendung herausgebildet hat, bietet uns in ſeinen „Nas matelats" (Paris, Flammarion) wieder eine prächtige Sammlung ſeiner naturfriſchen, warm empfundenen Dichtungen. Nibor iſt kein Kunſtdichter, ſondern ein ſchlichter Seemann, der von den kleinen und großen Ereigniſſen, deren Zeuge er in ſeinem Berufsleben geweſen, in naivem Naturton und köſtlicher Lebenstreue erzählt und gerade dadurch einen Erfolg erzielt, um den ihn ſeine, in allen techniſchen Künſten wohlerfahrenen Brüder in Apoll beneiden können. Mit Recht rühmt Loti an den Gedichten ſeines Litteratur- und Berufsgenoſſen, daß ſie „sentent bon le sel, le goudron et le vent du large". Den hübſch ausgeſtatteten und von Bourgain, Couturier, Deyrolles, Gind und Kauffmann anſprechend illuſtrierten Band eröffnet ein warm gehaltenes Vorwort aus der Feder Jules Claretics.

Von dem großen geſchichtlichen Sammelwerk, das Imbert de Saint-Amand unter dem Kollektivtitel „Les femmes des Tuileries" bei Dentu in Paris erſcheinen läßt, gelangte ſoeben als dreißigſter Band „La révolution de 1848" zur Ausgabe. In Ausführung des bekannten Guizot'ſchen Wortes: „vous voulez du roman? que ne vous adressez-vous à l'histoire?" hat ſich der Autor bemüht, die Geſchichte Frankreichs im 18. und 19. Jahrhundert unter ſteter Berückſichtigung des Einfluſſes, den die Frauen auf den Gang der Zeitereigniſſe hatten, zu ſchreiben. Wie die früheren Bände beſticht auch der vorliegende durch die Verve des Vortrages und die eigenartige Anſchauungsweiſe Saint-Amands.

„L'Alsace-Lorraine et l'armée française" von Lucien Nicot und P. de Pardiellan (Paris, Dentu) iſt ein recht harmloſes und unbedeutendes Elaborat, das der Sache des heiligen Chauvinismus, der es dienen will, wenig Nutzen bringen wird. Der erſte Teil des Büchleins enthält die Biographien der Elſaß-Lothringen entſtammenden Marſchälle und Generäle der erſten Republik und des Kaiſerreichs, während der zweite ein alphabetiſches Verzeichnis der Namen aller heute in der franzöſiſchen Armee dienenden Offiziere enthält, deren Wiege in den Reichslanden geſtanden hat. Man darf es den Autoren aufs Wort glauben, wenn ſie im Vorwort ſagen: „notre bonne volonté est grande, proportionnée à notre haine pour tout ce qui est allemand" und braucht ſich deshalb vor der fürchterlichen Drohung „la prochaine fois nous ferons encore mieux" doch nicht allzuſehr zu fürchten.

In der beſtbekannten, von der „Librairie de l'Art" herausgegebenen Sammlung der „Artistes célèbres" veröffentlichte E. Gadillot eine ſorgſam gearbeitete Monographie, die das Leben und Schaffen Hubert Roberts, eines der geiſtvollſten unter den Meiſtern der franzöſiſchen Malerſchule des 18. Jahrhunderts, einer kritiſchen Unterſuchung unterzieht. Die fleißige, von künſtleriſchem Feingefühl zeugende Arbeit entrollt uns ein überſichtliches Bild jener Bewegung, die die Wiederbelebung der Klaſſicität anbahnen half. Etwa 70 tadellos ausgeführte Reproduktionen der Hauptwerke des Meiſters bilden den künſtleriſch wertvollen Schmuck des ſorgſam ausgeſtatteten Bandes. A. G—tze.

Bibliographie.

Vom 15. Februar bis zum 15. März ſind bei der Schriftleitung der „Geſellſchaft" folgende Werke eingegangen:

Die akademiſche Laufbahn und ihre ökonomiſche Regelung. Ein Wort an die Regierung und an die Volksvertretung. Von *_*. — Berlin 1895, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Paul Alexander: Erdenglück. Märchendrama in 4 Akten. — Hamburg, Verlag von Jürgenſen & Becker, 1895.

Willibald Alexis (W. Haring): Der Roland von Berlin. Vaterländiſcher Roman. Fünfte Auflage. — Berlin, Verlag von Otto Janke.

P. E. von Areg: Die rote Lies. Roman in zwei Bänden. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer, 1895.

H. Back: Der gewerblich-techniſche Unterricht in Lehranſtalten der Nordamerikaniſchen Union. — Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag, 1895.

Michael Bernays: Zur neueren Litteraturgeſchichte. Schriften zur Kritik und Litteraturgeſchichte von Michael Bernays. Erſter Band. — Stuttgart, G. J. Göſchenſche Verlagshandlung, 1895.

Leopold Beſſer: Das der Menſchheit Gemeinſame. Auch eine chriſtlich-ſozlale Studie. Mit einem Anhang: „Iſt die Welt Schein oder Wirklichkeit?" — Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1895.

Dr. Erich Biſchoff: Ein jüdiſch-deutſches Leben Jeſu. Geſchichte Jeſu von Nazareth, geboren im Jahre 3760 ſeit Erſchaffung der Welt. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

A. v. Bogulawski: Volkskampf — nicht Scheinkampf. Ein Wort zur politiſchen Lage im Innern. — Berlin 1895, Verlag der Liedelſchen Buchhandlung, Berlin SW., Deſſauerſtraße 19.

Rudolf Braune: Die goldene Freiheit. Roman aus dem thüringiſchen Bauernkriege. — Roßla (Harz), R. Braunes Verlag. Preis Mk. 3.—.

Otto Bütow: Die Weltordnung. I. Band: Geburt und Jugend der Menſchheit. (Lieferung 5—8.) — Braunſchweig, Druck und Verlag von Albert Limbach, 1895.

Corpsſtudentiſche Betrachtungen. Von einem jüngeren A. H. — Caſſel 1895, Verlag von Th. G. Fiſcher & Co.

Rudolf Damm: Heitere Geſchichten aus meinem Leipziger Studentenleben. Dritte Auflage. — Leipzig, Verlag von Felix Simon, 1895.

Otto Elſter: Unter dem Todtenkopf. Schauſpiel in vier Aufzügen. — Braunſchweig, Rauert & Roeco Nachf. (D. Janßen), 1895.

Georg Engel: Der Hexenkeſſel. Schauſpiel in drei Akten. — Berlin 1894, Verlag des Bibliographiſchen Bureaus, Alexanderſtr. 2.

Frankreich an der Zeitwende. (Fin de siècle.) Von *_*. Hamburg, Ver-

lagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Dr. med. Julius Friedländer: Spinoza, ein Meister der Ethik. Nach einem Vortrage gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in Berlin. — Berlin W. 30, C. R. Drehers Verlag, 1895.

Ludwig Fulda: Die Kameraden. Lustspiel in drei Aufzügen. — Stuttgart, 1895, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Dr. Norbert Grodowsky und seine reformotorische Bedeutung für die Menschheit. — Leipzig, Verlag des „Litterarisch-wissenschaftlichen Jahrbuchs", Theodor Thomas, Thalstraße 13.

Kompf oder Kompromiß? „In medio virtus." — Versuch einer Lösung der sozialen Frage auf Grundlage des Kompromisses. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1895.

Paul Knötel: Bilderatlas zur Deutschen Geschichte. Zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. — Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing, 1895.

Dr. J. L. A. Koch (Direktor der Staatsirrenanstalt Zwiefalten): Das Nervenleben des Menschen in guten und bösen Tagen. Eine Schrift zur Belehrung, zu Rat und Trost. — Rodenburg, Verlag von Otto Meier, 1895.

W. Langendruch: Graphologische Studien. Mit 128 Facsimiles. — Berlin und Leipzig, Verlag von Paul List.

Willy Oertel: Der Cylinderhut. Sein Leben, seine Thaten und Leiden, geschildert in Reim und Bild. Mit 64 Illustrationen. — Leipzig, Verlag von Felix Simon.

Professor W. Preyer: Ein merkwürdiger Fall von Fascination. — Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1895.

Quidam: Kaiser Wilhelm — Künstler oder Dilettant? Eine ernste Mahnung an die Zeitgenossen. — Amsterdam, Verlag von Aug. Dieckmann, 1895.

Maximilian Ropsilber: James Pitcairn-Knowles. Ein Charakterbild aus dem modernen Künstleben. — Berlin 1895, Verlag von Georg Siemens.

Naum Reichesberg: Sozialismus und Anarchismus. — Bern und Leipzig, Verlag von August Siebert, 1895.

Léon Riotor: Les Raisons de Pascalin. (5.—8. Lieferung.) — Edition du Mercure de France. — Paris, 15 rue de l'Echaudé-St. Germain.

Tomenaga Schunsui: Treu bis in den Tod. Historischer Roman aus Japan. Nach der Bearbeitung von Edward Grey und Schuitschiro Saito mit alleiniger Berechtigung ins Deutsche übertragen von Anton Hensel. — Stuttgart 1895, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Volentin Troudt: Auf einsamem Pfad. Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. — Zabern i. E., Druck und Verlag von A. Fuchs.

Adolf Wildrandt: Die Osterinsel. Roman. — Stuttgart 1895, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Heinrich Wilhelmi (Domprediger zu Güstrow): Strike und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur sozialen Frage. — Güstrow, Opitz & Co.

Erklärung.

Ich, die Umsturzvorlage, wenn Gesetz geworden, werde

A. in Bezug auf öffentliche Wohlfahrt

1. eine allgemeine, stetig wachsende Erregung gegen die bestehenden, staatlichen, gerichtlichen und kirchlichen Behörden, Körperschaften und Gewaltzustände überhaupt erzeugen,
2. die im Werden begriffene, vielfach noch zusammenhanglose, schwankende und unklare, anarchistische Bewegung klären, festigen und einigen,
3. die im Grunde klaren, aber auf der Oberfläche durch den Stillstand der führenden Kräfte versumpfenden, sozialistischen Bestrebungen frisch und stärker in Fluß bringen,
4. die selbständig fühlenden, bis jetzt noch an allmähliche Entwickelung glaubenden, aufgeklärteren Anhänger der alten Wirtschaftsordnung den

zu plötzlichen Umwälzungen geneigten Vertretern einer neuen Ordnung in die Arme treiben,

5. überhaupt die Klärung und Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse des deutschen Volkskörpers, wie sie das geistige Leben der Zukunft erheischt, beschleunigen.

Ich bin daher von Jedem, der den ernsten Willen hat, an dem Umschwung der äußerlich haltlosen Verhältnisse der deutschen Gegenwart anfeuernd mitzuhelfen, aufs Wärmste zu begrüßen.

B. In Bezug auf Rednerei und Schreiberei, Flugschriftendruck und Zeitungswesen, Modelektüre und sonstigen Mißbrauch der Druckerpresse

werde ich Alles beim Alten belassen.

C. In Bezug auf Dichtung, Wissenschaft und Kunst

werde ich

1. die deutschen Dichter zwingen, die Welt, statt aus dem Geist des Lebens, aus dem Geist des Widerspruches anzuschauen,
2. die deutschen Denker zwingen, statt dem Dasein neuen Sinn zu geben, ihr Gehirn im Kampfe gegen alten Unsinn zu verbrauchen,
3. alle deutschen Künstler zwingen, statt Natur und junge Kraft zu offenbaren, der Menschheit ihre Unnatur und Unkraft vorzuhalten,
4. Deutschlands Dichter, Denker, Künstler zwingen, ihre Wahrheit durch Verstellungskünste an den Mann zu bringen, oder wenn sie das verschmähen, sich ins Ausland zu begeben,
5. Deutschlands Michelhaftigkeit der Welt und Zukunft gründlichst vor Augen führen.

Ich bin daher für Jeden, der die ernste Sehnsucht hat, dem deutschen Volke seine innere Beständigkeit und geistesherrliche Vergangenheit zu seinem und der Welt Wohl zu erhalten, aufs Tiefste zu bedauern.

Die sogenannte Umsturzvorlage.

Im Auftrag:
Richard Dehmel, Deutscher Weltbürger,
Pankow bei Berlin.

☞ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

M. E. delle Grazie

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Mai 1895.

Inhalt:

Bildnis von M. E. delle Grazie.

Seite

Therſites, Die heilige Vierbeinigkeit 587
Bienenſtein, Karl, M. E. delle Grazie und ihr Epos „Robespierre" 591
delle Grazie, M. E., Ruhm 601
Unſer Dichteralbum:
Bornſtein, Paul, Chriſtus am Morgen 608
Reder, Heinrich von, Wachtelſchlag 611
Heinrich, Curt, Ein Traum 612
Kaehler, Benno, Auf dem Friedhof 613
Stauf von der March, Ottokar, Wider Umſturz! 614
Althof, Paul, Die Nacht 615
Bodman, Emanuel von, Erlöſung 615
Geiger, Albert, An mein Weib 616
Halm, Margarethe, Darum 616
Müller-Weilburg, Wilhelm, Abſeits 616
Niedermann, Alfred, Stimmen der Zeit 617
Marti, Fritz, Die Tragödie der Hintergaſſe 621
Götze, O., Ein Traum 637
Fels, Max, Schatten 641
delle Grazie, M. E., Mein Lebensweg 655
Epſtein, Dr. S. S., Sinnesaſſociation und Sinnesvikariat in der Poeſie 661
Fuld, Ludwig, Die Geſetzgebung und das Theaterperſonal 671
Beta, O., Die Rettung des „Kapitols" 674
Fels, Max, Aus dem Münchener Kunſtleben 696
Häfker, H., Aus dem Berliner Kunſtleben 701
Mayer, Wilhelm, Aus dem Frankfurter Kunſtleben 704
Kritik: Romane und Novellen: S. 707. — Lyrik und Epos: S. 709. — Dramen: S. 710. — Soziale Litteratur: S. 713. — Vermiſchte Schriften: S. 718. — Engliſche Litteratur: S. 720. — Rumäniſche Litteratur: S. 725. — Vermiſchtes: S. 730. — Bibliographie: S. 733.

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieſer Zeitſchrift behält ſich die Verlagshandlung ausdrücklich vor.

Abonnementspreis der Geſellſchaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes iſt Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingeſandte Manuſkripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müſſen bei der Einſendung von Manuſkripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, ſich auf nachträglich geltend gemachte Honoraranſprüche einzulaſſen.

Die heilige Vierbeinigkeit.

Von Therſites.

Die Sonne iſt längſt hinunter. Zwiſchen Himmel und Erde baumelt die dicke Spinne der Nacht, die langen, grauen Fäden der Dämmerung hinter ſich herziehend, und durch die flatternden Maſchen des Gewebes, das ſie loſe an die Turmſpitzen und an die Dachrinnen der Stadthäuſer geknüpft hat, ſchwirren mit geblähten Flügeln viele hundert Fledermäuſe. Das heilige preußiſche Reich deutſcher Nation, das über der Tabakſteuer und dem Antrage Kanitz eingenickt iſt, atmet ſchwer unter der alleinſeligmachenden Pickelhaube, und ſein gurgelndes Schnarchen übertönt das laute Schluchzen einer einſamen Nachtigall, die, unbekümmert um die Gebote der hohen Polizei, im Fliederbuſch unten am Fluſſe ihr Wehe! Wehe! in die veilchengewürzte Stille ſchmettert.

Was mag der garſtige Vogel nur haben, daß er ſo gottserbärmlich wimmert und mit langgezogenen Klagelauten den ſüßen Gottesfrieden des deutſchen Kirchhofs ſtört?

Horch! Plätſcherte es nicht dort im Waſſer?

Wahrhaftig! Es tropft, wie wenn einer dem Bad entſteigt. Und nun ſchnaubt es wie aus großen, weitgeöffneten Nüſtern und ſchüttelt ſich und ſtampft mit ſchweren Hufen ins taufeuchte Gras. Die Fledermäuſe aber umkreiſen es breitflüglig in dichten Scharen und ſchlagen Purzelbäume in der Luft und piepen ihm im Vorbeiſchwirren ein frommes Ave in die langenden Ohren. Es aber glotzt einfältig aus großen, runden Augen in die preußiſche Finſternis, und ein verwundertes „Muh!“ entringt ſich ſeiner ſchwabbeligen Kehle. Seine heilige Vierbeinigkeit, der Umſturzochſe, begreift offenbar ſelbſt nicht, warum ihn die Berliner herbeſtellt haben.

Streng reelle Bedienung.

Herr v. Koeller aber weiß es. Das üppige Gras des freien Gedankens, das trotz Sense und Mähmaschine jahraus, jahrein auf der deutschen Wiese in wildem Durcheinander fortwuchert, ärgert sein ordnungliebendes Auge; die blauen Veilchen der Kunst, die ohne Paß und Hausierschein den Bach entlang ihr Unwesen treiben, duften seiner empfindlichen Nase viel zu würzig, und die Nachtigall des Elends, die allnächtlich im Fliederbusch wimmert, stört mit ihrem polizeiwidrigen Singen den Schlaf der gerechten Hausbesitzer. Darum hat er sich den Umsturzochsen verschrieben und die Fledermäuse beauftragt, ihn, während der dumme Michel schlafe, auf die große Wiese zu führen, damit er das üppige Gras auffresse, die blauen Veilchen zerstampfe und mit seinem dumpfen Gebrüll das Gewimmer der Nachtigall übertöne.

O Michel! Dummer deutscher Michel! Willst Du wirklich weiter schnarchen, ein schlaftrunkener Jünger am Ölberge, während Judas Ischarioth mit den römischen Kriegsknechten durch die Büsche schleicht, um Deinem Heiland den Verräterkuß auf die schuldlosen Lippen zu drücken? Siehe! Das jammervolle Schauspiel, das sie vor 1862 Jahren in Jerusalem aufführten, spielen sie heuer in deutschen Landen noch einmal. Wieder schleppen sie das Wort, das Fleisch ward, vor Kaiphas und Pilatus, und wieder beschuldigen sie den Unschuldigen im Namen ihrer scheinheiligen Moral. „Er hat Gott gelästert," tönt es aus dem Munde der Pharisäer heute wie vor zweitausend Jahren, wenn einer sich den Sohn Gottes zu nennen wagt. „Er hat des Kaisers Majestät beleidigt," schreien sie dem kaiserlichen Prokurator zu, so oft einer, seiner Menschenwürde bewußt, sein königliches Knie vor keinem irdischen Herrscher beugt. „Er hat den Ehebruch verherrlicht," kreischt der empörte Hause der verheirateten Maitressenhalter, sobald ein freier Geist es verschmäht, auf die Ehebrecherin, die viel geliebt hat, den ersten Stein zu werfen. „Er beschimpft das heilige Eigentum," zetert die ganze Gemeinde der jüdischen und christlichen Börsianer und Schlotbarone, wenn einer wähnt, man solle nicht Schätze sammeln, die der Rost und die Motten fressen und die Diebe stehlen. Und „Kreuzige, kreuzige ihn!" heult es wie vor 1862 Jahren: „Kreuzige ihn im Namen der heiligen Vierbeinigkeit, die da heißet Christentum, Monarchie, Ehe und Eigentum!"

Und schlau angedreht hatten sie es, die Fledermäuse des Reichstags, um die heilige Vierbeinigkeit aufs Trockene zu bringen. „Bitte ganz genau auf die Finger meiner rechten Hand zu achten," sagte der Taschenspieler, als er die Kugel in der Linken verschwinden ließ. „Entrüste Dich, Alldeutschland, über unsere Bismarckabstimmung," sprach das Centrum, während es in der Kommission Herrn v. Koeller die Umsturzvorlage in die Hände

ſpielte. „Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei," ſagte der Taſchenſpieler, als er dem erſtaunten Publikum triumphierend den leeren Becher vorwies. „Seine Durchlaucht Fürſt Bismarck, Herzog von Lauenburg, hurrah!" ſchrien die Herren von Buol und Spahn acht Tage nach der denkwürdigen Reichstagsabſtimmung beim Hofdiner im Weißen Saale des königlichen Schloſſes, und der dumme Michel ſperrte verwundert das Maul auf über dieſen Männerſtolz vor Königsthronen. In der Zeitung aber ſtand desſelbigen Tages, daß die Reichstagskommiſſion die Umſturzvorlage mit großer Mehrheit angenommen habe.

O Volk der Dichter und Denker! Du haſt es herrlich weit gebracht, daß die Herren in Berlin Dir ſolches zu bieten wagen. Aber Dir geſchieht recht. Warum haſt Du ſo lange geſchwiegen und feige die Hand in der Taſche zur Fauſt geballt? Die Enkel Leſſings und Fichtes beteten nur allzu lange die preußiſche Pickelhaube an. Dürfen ſie ſich jetzt darüber wundern, wenn ſie mit der ruſſiſchen Knute gezüchtigt werden? Nein. Die Fledermäuſe wagen ſich nur bei Nacht aus ihren Schlupfwinkeln heraus. Sobald die Sonne der Freiheit über die Berge ſteigt, verkriechen ſie ſich wieder in ihre lichtſcheuen Löcher. Wer aber iſt ſchuld daran, daß dieſe graue Dämmerung über die deutſchen Lande hereinbrach? Gebt Antwort, Ihr Profeſſoren und Gelehrten, denen die heiligſten Güter der Nation anvertraut ſind! Gebt Antwort, Ihr Herren von der Feder, die Ihr Euch mit Stolz die öffentliche Meinung nennt! Eure Feigheit und Knechtſeligkeit allein hat den ganzen Jammer unſerer Tage verſchuldet, und die Narrenpoſſe des Umſturzgeſetzes iſt nur die Quittung über Eure eigene Erbärmlichkeit. Was empört Ihr Euch alſo und weinet wie Petrus, nachdem er den Herrn dreimal verleugnet hatte? Wenn der freie Gedanke in Deutſchland von rohen Polizeifäuſten ans Kreuz geſchlagen wird, ſo ſeid Ihr ſchuld daran, Ihr ganz allein.

Wenn Ihr deſſen aber bewußt werdet, wohlan! ſo ſchafft ihm wenigſtens ein anſtändiges Begräbnis. Wir leben ja wieder in der Zeit der Wallfahrten, und wer einen Roſenkranz beten kann, pilgert zur Ruheſtätte ſeines Heiligen. Wohlan! So erweiſt auch dem toten freien Gedanken die letzte Ehre! Heraus aus Euren dumpfen Stuben, Ihr Profeſſoren! Heraus aus Euren Hörſälen, ihr Studenten! Herunter aus Euern Dachkammern, Ihr deutſchen Dichter und ſtillen Denker, Ihr treueſten Jünger des Verſtorbenen! Schließt Euch zuſammen zu einem endloſen Trauerzuge, desgleichen das Deutſche Reich noch nie geſehen hat! Und wallfahrtet, Grablieder ſingend, nach Berlin, der herrlichen Reichshauptſtadt! Und zieht die Linden entlang mit der Leiche des freien Gedankens — vorbei am königlichen Schloſſe — hinaus zur Siegesallee! Und dort, wo binnen kurzem

die Standbilder der Hohenzollern vergnüglich auf die vorübermarſchierenden Pickelhauben herabſchauen werden, ſollt Ihr die Leiche des großen Toten aufbahren — aufbahren auf einem Bücherhaufen, desgleichen die Welt noch nie geſehen hat! Die Werke all der großen Verbrecher des Wortes, die die deutſche Erde geboren hat, von Ulfila bis Goethe, von Luther bis Feuerbach, von Leſſing bis Gerhart Hauptmann ſchichtet übereinander zum lodernden Ruhepfühl für den toten freien Gedanken, und als Inſchrift auf dieſen prächtigen Altar ſchreibt Fichtes ſtolze Worte: „Wenn ich um der Wahrheit willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienſte gar ſterben ſollte — was thät ich da ſonderliches, was thät ich dann weiter als das, was ich ſchlechthin thun müßte?“ Und dann zündet den berghohen Bücherſtoß an, daß ſeine Flammengarben über ganz Deutſchland herniederregnen, und geht ſtillweinend nach Hauſe und wartet den Anbruch des dritten Tages ab! Denn am dritten Tage wird er auferſtehen, und die Wächter vor ſeinem Grabe werden voller Entſetzen Excellenz von Koeller das unerhörte Wunder melden.

Die Sonne iſt längſt hinunter. Zwiſchen Himmel und Erde baumelt die dicke Spinne der Nacht, die langen, grauen Fäden der Dämmerung hinter ſich herziehend, und durch die flatternden Maſchen des Gewebes ſchwirren mit geblähten Flügeln viele hundert piepender Fledermäuſe. Und auf der Wieſe äſt der große Ochſe und frißt das üppige Gras und zerſtampft die blauen Veilchen und überbrüllt das Klagelied der Nachtigall. Ich aber ſtarre mit weitgeöffneten Augen gen Oſten und träume von der Morgenröte.

M. E. delle Grazie und ihr Epos „Robespierre".

Von Karl Bienenſtein.

(Mitterlburg a. d. Erlaf, Niederöſterreich.)

Öſterreich iſt in litterariſcher Hinſicht die Heimat der ſtillen, liebenswürdigen Talente. Die gemütvolle Heiterkeit des deutſch-öſterreichiſchen Stammes iſt nicht dazu angethan, ſich großartige Probleme, die immer einen tragiſchen Kern in ſich bergen, aufzuſtellen und dieſe dichteriſch zu löſen. Uns liegt, um einen zutreffenden Vergleich aus der Muſik heranzuziehen, Mozart im Blut, während wir einen Beethoven bewundern und verehren. Den öſterreichiſchen Dichtern haftet, wie ſehr es auch manche verbergen wollen, immer ein provinzielles Spezifikum an, welches einzig und allein die Urſache iſt, daß ſie nicht in die Welt dringen. Nur zweimal iſt es uns gelungen, die Augen aller Gebildeten auf uns zu lenken: bei Lenau und Hamerling. Dieſen zweien ſtellt ſich nun eine Frau an die Seite, M. E. delle Grazie, mit ihrem großartigen Epos „Robespierre"*). Bevor ich aber auf dieſes Werk eingehe, möchte ich ganz kurz die geiſtige, oder beſſer geſagt die dichteriſche Entwicklung delle Grazies an ihren früheren Werken zeigen.

Im Alter von 17 Jahren gab die Dichterin ihr erſtes Buch heraus, ein Bändchen „Gedichte". Wodurch dieſer Erſtling Aufſehen erregte, das waren nicht die innigzarten Lieder, die „lyriſche Lyrik", ſondern die ſeltene Kraft der Phantaſie, welche aus der Abteilung „Hymnen im Oſten" ſprach. Dieſe Phantaſie, die uns den Oſten wie ein Märchen Scheherezades vor die Sinne zauberte und die Gedichte weit über das Durchſchnittsmaß der landläufigen Lyrik hinaushob, war es aber auch wieder, welche der kleinen Erzählung „Die Zigeunerin" ſchadete. Hier überwiegt ſie nämlich für ein Proſawerk viel zu ſehr; die Geſchichte wird durch ſie ins romantiſche Fahrwaſſer gedrängt und verliert gerade das, was in der Darſtellung einfachſter Kulturzuſtände das Wirkſamſte iſt: das Urwüchſige, Natürliche.

*) „Robespierre." Modernes Epos. 2 Bände. (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1895.) Früher erſchienen: Gedichte. (Konegen, Wien.) 2. Auflage. — Hermann. Deutſches Heldengedicht in 12 Geſängen. (Ebenda.) — Saul. Tragödie in 5 Akten. (Ebenda.) — Die Zigeunerin. Eine Erzählung aus dem ungariſchen Heideland. (Ebenda.) — Italiſche Vignetten. Gedichte. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.) — Der Rebell. Bozi. Zwei Erzählungen. (Ebenda.)

Doch zeigt die Zigeunerin auch von einem neuen Moment der Entwicklung eine beachtenswerte Seite, nämlich: den Hang zur psychologischen Vertiefung. Zugleich mit der „Zigeunerin" erschien das deutsche Heldengedicht „Hermann". Schon nach den ersten Versen erkennt man, daß die Dichterin mit ihrem Wollen auch im Können in staunenswerter Weise vorgeschritten ist. Nicht nur, daß der Versbau ein wahrhaft meisterhafter geworden ist, sondern auch in kompositioneller Beziehung läßt sich am „Hermann" nichts anderes aussetzen, als daß manche Personen etwas zu viel reden. Dieser geringe Mangel wird aber durch die packendsten Schilderungen gedeckt, unter denen die Naturbilder einen ersten Rang einnehmen. Die Natur wird bei belle Grazie zu einem Symbol, zu einem seelischen Etwas, das mit tausend und abertausend Fäden und Fädchen an die Menschenseele gebunden ist. Und die Dichterin kennt die Natur; nicht in einzelnen Erscheinungen bloß, sondern als Ganzes. Sie sieht ihre Schönheit und Erhabenheit überall, sowohl am taufunkelnden Frühlingsmorgen, als in der schaurigen Sturmnacht, im sonnendurchglänzten Walde ebenso wie in den Sümpfen, Schluchten und Wildnissen. Auch das philosophische Element regt sich im „Hermann" schon sehr bedeutend, um in den folgenden Werken immer stärker hervorzutreten. Bereits in dem nun folgenden Drama „Saul" liegt ein tiefer Grundgedanke, nämlich der: Wer für die Liebe kämpft, darf keinen Haß in der Brust tragen, soll er nicht an diesem Zwiespalt selbst zugrunde gehen. In diesem Gedanken wird „Saul", wie man später sehen wird, eine Art Vorläufer „Robespierres". Wohl ist „Saul" etwas weitschweifig, aber einzelne Scenen sind von origineller Schönheit und Kraft. Der Kritiker der „Gesellschaft" hat recht behalten, als er damals schrieb: „Wird sich belle Grazie mit Ruhe und Bedacht zu reifem Künstlertum emporarbeiten, darf sich die Litteratur die herrlichsten Werke von ihr versprechen," — denn bereits das folgende Buch, die Gedichtsammlung „Italische Vignetten" ist ein herrliches Werk. In diesen Gedichten sind alle guten Eigenschaften der Dichterin vereint. In einer Sprache, deren Wohllaut uns immer wieder entzückt, erzählt sie uns, was sie im Süden gesehen, gefühlt, gedacht und geträumt. Mit breitem Pinsel entwirft belle Grazie impressionistische Bilder von Landschaft und Volk. Der Überschwang ihres Empfindens, ihre unendliche Freude an all der sonnenumfluteten Schönheit reißt uns unwiderstehlich fort, wie uns die farbenglühenden Visionen packen und erschüttern, in denen die Geister Roms aus der Zeit Neros, Tiberius', Poppäas wie Lucretia Borgias heraufbeschworen werden. Was die Dichterin zu diesen dämonischen Gestalten zieht, das ist aber nicht bloß die Freude an ihrer verführerischen belladonnenhaften Schönheit, sondern das starke, skrupellose Wollen dieser Übermenschen, der Riesengeist, der noch heute selbst den

modernen Menschen in seinen Bann zwingt, und der aus den gewaltigen Ruinen spricht. Die großen, freien Geister haben es überhaupt M. E. delle Grazie angethan. So führt sie uns auch einen in der prachtvollen Erzählung „Der Rebell“ vor. Und weil sie an allem Großen eine so innige Freude hat, so sucht sie es auch in der Gegenwart. Sie prüft unsere Zeit auf die großen Ideen, welche Leben und Kunst beherrschen. Und was sie fand, das widerlegt die landläufige Philistermeinung. Denn unter den vielerlei Klagen, welche man heutzutage von Leuten hört, die auch ein bißchen über die „Kunst“ reden möchten, vernimmt man nicht am seltensten die, daß die Kunst von heute arm sei an großen Ideen. Für viele ist das ein mit Vergnügen ergriffener Vorwand, jede Beschäftigung mit künstlerischen Dingen überhaupt abzulehnen. Andere, und das sind die Wohlwollenden, entschuldigen die Kunst damit, daß sie das Kind unserer Zeit sei, die eben keine großen Ideen habe. Wie diese „großen Ideen“ ausschauen, oder was sie eigentlich sind, darüber sind sie sich freilich nicht klar. Die „großen Ideen“ sind eben auch nur ein Schlagwort, und Schlagwörter gebraucht man, aber man denkt über sie nicht nach. Gewöhnlich werden die großen Ideen in der Vergangenheit gesucht. Daß unsere Zeit auch so etwas haben könnte, daran denkt man nicht im entferntesten, ja man findet eine solche Zumutung geradezu lächerlich. Wagt man den Einwand, daß der Sozialismus der Gegenwart eine wahrhaft große Idee sei, etwas Ungeheures, so wird man unter höhnischem Grinsen mit dem Worte „Bettelsackpolitik“ abgefertigt. Und doch hat es diese scheinbare Bettelsackpolitik zustande gebracht, daß sie die ganze Welt revolutionierte, und nicht zum wenigsten die besten und fähigsten Köpfe. Es giebt keinen großen Dichter, keinen Künstler und keinen Denker, der nicht irgendwie von der sozialen Idee beeinflußt worden wäre. Jeder wurde gezwungen, zu ihr Stellung zu nehmen, sei es nun pro oder contra. Und neben dem Sozialismus steht als zweite große Idee die Descendenzlehre, die eine große, geistige Bewegung, den Naturalismus, geboren hat. Sozialismus und Darwinismus sind die Grundmauern der Moderne. Der Spiritismus mit seiner großen und stetig wachsenden Anhängerschaft kann nichts dagegen beweisen, denn soweit er wissenschaftlich ist — ich denke da vorzüglich an Karl du Prel — liegt er in der Verlängerungslinie von Darwin und Häckel.

Sozialismus und Descendenzlehre haben auch vorzüglich an dem grandiosen Epos „Robespierre“ mitgearbeitet.

Die Dichterin sieht in dem Sozialismus keine Tagesfrage, keine politische Frage, sondern eine ewige Menschheitsfrage. Sie spürte dem sozialen Gedanken in allen Jahrhunderten, auf allen Kulturstufen nach, sie fand ihn und suchte ihn nun dichterisch darzustellen. Aber nicht seine ganze

Entwicklung wollte ſie geben, ſondern ſie ſuchte ſich jene Epoche heraus, in der er ſeine bisher größte Kraftentfaltung zeigte. Und dieſer Zeitpunkt iſt unſtreitig die franzöſiſche Revolution des vorigen Jahrhunderts. Denn nur in ihr kam alles zum Ausbruch, was „ſeit der Knechtung des erſten Sklaven zum Himmel ſchreit.“

M. E. delle Grazie hatte ſomit ihren Stoff gefunden.

Nun trat aber die künſtleriſche Frage hinzu: wie läßt ſich in den großartigen Stoff ein Zuſammenhang, eine Einheit bringen, wie ein feſtes Gerippe bilden, an das ſich alles organiſch anſchließt? So kam die Dichterin auf einen alten Kunſtgriff zurück: ſie wählte einen Helden. Und wer ſollte das ſein? Jedenfalls der Größte jener Zeit: Robespierre.

Kaum war aber delle Grazie auf dieſem Wege zu dem Helden ihrer Dichtung gelangt, als auch ſchon ein neues Moment hinzu trat, nämlich das Intereſſe an dem pſychologiſchen Rätſel: Robespierre. Sie fand nämlich, daß Robespierre von den Geſchichtsprofeſſoren in allzu billiger Weiſe abgethan wurde, wenn ihn der eine als Doktrinär, der andere als blutgieriges Ungeheuer und ein dritter als moraliſch Wahnſinnigen auffaßte. Sie ſah in Robespierre einen ewigen Menſchheitstypus. Was ihn nämlich ſchuldig und damit tragiſch erſcheinen läßt, iſt im Grunde nichts anderes, als die Schuld der ganzen Menſchheit. Und worin beſteht dieſe? In der Abwendung von der Natur, in der Selbſtſucht, die darin liegt, ſich zu Höherem, Beſſerem berufen zu fühlen, mehr zu ſein als jedes andere Geſchöpf und in dem Glauben an das objektive Recht dieſer Berufung. Dieſer Wahn, der wie jeder Glaube heißt, ſobald ihn alle teilen, hat die ganze Menſchheit erfaßt, in ihm kämpft, in ihm lebt jeder einzelne. Und weil die Allgemeinheit in ihm den Zweck ihres Daſeins ſieht, ſo hat ſie ihn geheiligt, ſie hat ihn zum Gotte gemacht. Dieſer Gott führt je nach dem Kulturſtand der Völker verſchiedene Namen; er heißt Glaube, Recht, Staat, Sitte, er hieß Iſtar, Baal, Jehova, Chriſtus u. ſ. w. Im Grunde iſt er aber nichts als die Hypoſtaſierung der großen Menſchheitsſchuld. Und vor dem Heiligtum dieſes Gottes ſteht die Geſamtheit mit gezücktem Schwert und ruft jedem zu: Du ſollſt keine anderen Götter haben! Die Maſſe fügt ſich dem Gebote. Aber einzelne ſtehen auf, welche zu neuen Göttern beten, alſo der alten Schuld eine neue Form geben. Ihnen ſchließen ſich jene an, die nun von dieſem neuen Standpunkt die Schuld in der alten Form erkennen. Zwei feindliche Heerlager bilden ſich, und es muß Blut fließen, „denn zu jedem Götzen führt ein blutiger Pfad.“ Hat aber der neue Gott die Macht erlangt, dann wirft er das blutige Kleid des Märtyrertums ab,

„Dann setzt auch er sich breit
Im Purpurkleide weltzerfleischender
Gewalt in jene hallende Arena,
Die Weltgeschichte heißt, und blickt hinab
Mit hartem, lächelndem Cäsarenblick
Auf jene, die da leiden, die da fallen
Durch seine Macht, und kennt das Stigma nicht
Auf ihrer Stirn, weil von der eignen Stirne
Schon längst die Kron' es ihm hinweggebrannt!“

Woran so die Menschheit krankt, daran krankt auch — und hier bringt die Dichterin das biogenetische Grundgesetz zur Anwendung — der einzelne, auch Robespierre.

Aus seiner stillen Advokatenklause in Arras ist er herbeigeeilt, weil es ihn verdroß, noch länger Gewalt in Recht umprägen zu müssen. Er ist voll strenger Wahrheitsliebe, voll Gemütsweichheit und Begeisterung für seine Idee: das Glück der Menschheit. Was er will, das sagt er selbst mit den schönen Worten: „Die schmutzige Kruste deines Ichs, o Volk, nicht scheuen, um das Erhabene an dir zu retten, in deinem Dienste stark und unentwegt zu kämpfen und zu leiden, sei meiner Liebe Ziel und Heldentum.“ Er fühlt sich unter allen anderen dazu berufen, die Menschheit dem Gestade eines Glücks entgegenzuführen, das wie ein Traum von namenloser Schönheit vor seiner Seele steht. Und diesen Traum will er um jeden Preis verwirklichen. Um jeden Preis. Wohl schaudert er, der nicht einmal Sperlingsblut vergießen kann, zurück, als ihm sein Freund Saint-Just sagt, daß sein Traum sich nicht unblutig verwirklichen könne; denn „wer über seine Zeit und ihre Form hinausstrebt, verlangt mehr, als unblutig sich erfüllen kann,“ sein ganzes Wesen sträubt sich gegen den Mord, aber schließlich geht er doch darauf ein, gegen sein Ich, mit dem er von nun an im Zwiespalt lebt. Er täuscht sich aber selbst mit dem Gedanken, daß er ein Recht hat zu nehmen, denn das Volk selbst will es, er nimmt Leben um Leben, ein Priester, der seinem Gotte Hekatomben schlachtet. „Wer Millionen glücklich machen will, muß Tausende schlachten können.“ Lea, eine wunderbare, symbolische Frauengestalt, die in der Schule des Leides zur reinen Erkenntnis vorgedrungen ist, hat umsonst den Zweifel, den Grund ihres Wesens, in seine Seele zu versenken gesucht, ja sein felsenfester Glaube an seine Berufung hat auch sie überwältigt, und nun steht ihm nichts mehr gegenüber. Robespierre steigt zur letzten und höchsten Stufe hinan, er vergöttlicht seine Schuld in der Feier eines höchsten Wesens, und nun sieht diese Schuld riesengroß auf das arme, blutsatte und getäuschte Volk hernieder. Mit Abscheu wendet sich dieses nun von seinem Führer ab und verlangt sein Blut. Die Worte, welche Robespierre einst in der

Nationalverſammlung gegen den König ſprach: „Nur als Willensausfluß des Volkes ſchreitet er mit ihr (der Weltgeſchichte) — wie darf er wagen, jener Majeſtät zu trotzen, durch die er ſelbſt geworden und beſteht!“ — wird für ihn verhängnisvoll. Er hat über ſeinem Traum dieſe Majeſtät vergeſſen. Sie kommt ihm erſt wieder zum Bewußtſein, als ſie ihm neue Opfer verweigert und ſein Haupt verlangt. Dieſes Bewußtwerden führt ihn dem Tode entgegen. Was er bisher im Glauben an ſein Recht that, ſteht nun auf einmal als ſeine Schuld vor ihm. Und als nun der Konvent ſeinen Tod wünſcht und Saint-Juſt ihm rät, die Kommune wider den Konvent aufzurufen, da muß er fragen: Mit welchem Rechte thäte ich dies und in weſſen Namen? Er findet keine Antwort und fällt ſo als Opfer ſeines eigenen Götzen. An der Guillotine ſteht Napoleon Bonaparte, und mit ihm taucht das alte Elend in neuer Form auf.

Aufs innigſte mit dem Schickſal Robespierres iſt das ſeines Freundes Saint-Juſt verbunden. Er iſt der Cyniker des Gedankens, dem nichts heilig iſt; er iſt fanatiſch und kalt berechnend zugleich. Wenn Robespierre nur ſein Ziel ſieht, ſo achtet Saint-Juſt auch des Pfades, der zum Ziele führt. Er iſt es, der jenen immer auf die Steine aufmerkſam macht, über die er in ſeinem Idealismus fallen würde, und die fortgeräumt werden müſſen, ſoll das Ziel erreicht werden, d. h. er ſtachelt Robespierre zu neuem Morden an. Sonderbar aber, dieſer Menſch, der nicht einmal an ſich ſelbſt glaubt, glaubt mit ſtarkem Kinderglauben an Robespierre. Und warum? Weil dieſer an ſich ſelbſt glaubt. Das Unbekannte, Unverſtandene zieht ihn alſo in den Bann ſeines älteren Freundes, dem er nicht mehr entrinnen kann. In dem Glauben an Robespierre, der ſeinem Weſen nicht entſpricht, wird auch Saint-Juſt ſchuldig. Er findet ſelbſt die Formel für ſich: „Schurkiſch nenn ich das, was im Zwieſpalt mit uns ſelbſt wir thun, ſei gut es oder böſe.“ Und weil er in dieſem Sinne ein Schurke geworden iſt, muß er fallen, zugleich mit Robespierre. Vor ſeinem Tode wird ihm aber noch eine große Wahrheit. Was er bisher für ſeine Schwäche gehalten hat, ſeine Skepſis, das iſt eigentlich eine Kraft, die ihn über ſeine Zeit hinaushebt. Denn dadurch, daß er an keine Berufung glaubt, auch nimmer an die Robespierres, kommt er der Natur am nächſten. Er allein beſitzt ſchließlich die Demut, ſich nicht mehr zu fühlen, wie jedes andere Geſchöpf. Und aus dieſer Demut folgert eine innige Barmherzigkeit und jene große Liebe zur Gattung, die ſelbſt das Tier hindert, gegen ſein eigenes Geſchlecht zu wüten. Saint-Juſt erkennt knapp vor ſeinem Tode, daß die Menſchheit immer wieder zum Schweißtuch greifen, immer wieder an ihrer eigenen Vergangenheit zugrunde gehen wird, ſolange ſie nicht ſtark genug iſt, ſich keine Götter mehr zu ſchaffen, ſondern auf dem Pfade, auf den ſie die

Natur gestellt hat, der Vollendung entgegenzuschreiten. Wenn diese Zeit da sein wird, dann wird in den Herzen kein Zwiespalt sein, dann wird Saint-Just Gefährten haben, die nicht fallen, weil sie keine Schuld tragen. Von der Höhe der Guillotine blickt er deshalb auch hinab wie einer, „dem nachfolgen nicht sterben, sondern wiederkommen heißt.“ Er wird so zum symbolischen Vorläufer jener, welche den Mut haben, eine künftige Revolution ihrem Ziele zuzuführen.

Was Robespierre das Recht gab, Leben um Leben hinzuopfern, das war das Volk, und des Volkes Seele ist Danton. Er spricht immer das aus, was Tausende bewegt. In ihm hat M. E. delle Grazie das Symbol der entfesselten Volkskraft erkannt. Der Schweißgeruch brutaler Kraft geht von ihm aus, und er ist von dieser Kraft berauscht. Sie heißt ihn begehren und wollen. So will das Volk, so will die Natur; kühn und reuelos springt jede seiner Thaten ins Leben, weder gut noch böse, sondern nur majestätische Kraft. Darum kann Danton auch zu Robespierre sagen, daß er nur im Rausche gemordet, nur im Zorne totgeschlagen habe, während Robespierre mit Bewußtsein mordet. Danton hatte die Tollkühnheit, „den bleichsuchtkranken Dämchen seines (Robespierres) Traumes das nötige Blutbad anzurichten“. Hatte sich die Kraft an ihrem eigenen Übermaße verzehrt, so mußte sie in sich zusammensinken wie ein sterbendes Feuer. Auf den Rausch mußte notwendig Ernüchterung folgen, auf den Zorn die Reue. Mit der Kraft, dem Rausch, dem Zorn stirbt auch Danton. Der Zweck seines Daseins war Helotenarbeit; er mußte Robespierre den Weg ebnen. So wird auch er zum Symbol jener, die in blindem Rausch ihren eigenen Untergang beschleunigen, Kanonenfutter der Ideen. Das gerade Gegenteil von Danton, dem Cyniker der Gewalt, ist Marat. Während jener die Schwachen verachtet, haßt dieser die Starken, weil er sich durch Niedertracht und Lüge entwürdigen muß, wo die anderen, die Starken, durch ihre brutale Kraft siegen. Er ist ein Feigling aus Zwang. Er mordet, was er fürchtet, nimmt, was ihn reizt, vernichtet, was ihn überragt oder auch nur in Gedanken herrschen will. Robespierre mordet für sein Ideal, Danton im Rausch seiner Kraft, Saint-Just aus Verachtung, Marat aber aus Feigheit, Begierde und Scheelsucht. In ihm sind nur die tierischen Instinkte lebendig, er erweckt auch nur Schauder und Entsetzen, und darum fällt er auch dem Haß, dem Abscheu zum Opfer. In ihm ist jene Masse personifiziert, welche sich aus den niedrigsten Trieben, wie ekle Schmarotzer an die edelsten Bewegungen anhängen und mithelfen, sie zu entweihen.

M. E. delle Grazie hat also mit diesen vier markantesten Gestalten ihrer Dichtung nichts anderes gegeben, als die Typen, die psychologischen Formeln, in denen sich immer wieder und wieder die Kultur erneuert.

Aber vergebens; denn „in Wahnwitz und Erkenntnis teilen ſich der Menſchheit Pfade, um im ſumpfigen Moraſte der Vergeblichkeit ſich wieder zu treffen.“ Aus dem Blut, das den Idealen gefloſſen, taucht neu das alte Elend auf. Kein Held, kein Dulder hat auch nur einen Teil unſeres Schmutzes, unſeres Wehs hinweggeſpült. Helden und Dulder, Empörung und Entſagung, ſie dienen nur dem Fortbeſtande der Gattung. Daran iſt die heuchelnde Betrügerin Natur zu erkennen:

„Wenn Lebensmüdigkeit und Überdruß
An ihrem Schaffenswahnſinn mäkeln, Selbſtſucht
Zerſplitternd in ihr Ganzes greift und faul
Die Säfte ihrer eigenen Verweſung
Den Born des Lebens zu vergiften drohn —
Dann ſchafft ſie jene Thoren, die verzückt
Und klaglos für die ganze Gattung bluten,
Dann wird der Todesſchweiß der Märtyrer
Zum Kitt für die zerriſſene Gemeinheit,
Dann bindet Aberwitz und Wahn aufs neu',
Was Selbſtſucht und Ernüchterung zertrümmert;
Von Zähren glüh'nder Nächſtenliebe ſtrahlt
Das Aug' derſelben Beſtie, die vor kurzem
In Grauſamkeit und Roheit noch geſchwelgt,
Gerührt umarmen ſich die ſchlimmſten Feinde,
Und ſalbungsvoll beginnt der alte Spaß.
O glaube, nicht die Götter zu verſöhnen
Fließt Blut, es fließt, ſo oft die Menſchheit krankt,
Und nur die Gattung fordert ihre Opfer!
Propheten, Welterlöſer, Heilande
Und Märtyrer — ſieh', keiner brachte ihr
Erkenntnis oder froſtige Ernücht'rung,
Nein, jedem dankt ſie einen neuen Wahn,
Um ungeſtört ihr Daſein fortzuſpinnen —
So ſchafft Natur für Jene, die ſie wahnlos
Belauſchen!“

Worin beſteht aber nun die Erlöſung von unſrer Schuld. In der Rückkehr zur Natur. Nur der Menſch, der keinen Idealen dient, wird keinem Gotte Opfer bringen, wer ſich nie gegen die Natur empört, der kennt keine Schuld.

Ein großer und klarer Gedanke, vor deſſen Konſequenzen der in Wahn befangene Menſchengeiſt erzittert.

Wer dieſen Gedanken, die den Kern der Dichtung bilden, aufmerkſam gefolgt iſt, der wird erkannt haben, daß M. E. delle Grazie mehr ſchrieb, als bloß eine verſifizierte Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Was ſie ſchuf, das iſt eigentlich die Tragödie des Menſchen auf moderner Grundlage, es iſt

weiterhin ein getreues Spiegelbild unserer Zeit, indem die Dichterin das ganze Denken unserer Tage darin fixiert hat, ein Riesenpanorama von Meisterhand hingezaubert.

Und wie in seinen Gedanken ist das Werk auch in seiner Technik modern. Schon der Rhythmus. Die Dichterin handhabt das Metrum, den fünffüßigen Jambus in freier Weise. Wie ihr die Begeisterung das Wort auf die Zunge legt, so schreibt sie es nieder, nur leicht gebändigt von dem Gesetze des Wohlklangs. Ihre Rhythmen rauschen daher wie Meereswogen, frei und doch voll Musik für den, der ein empfängliches Ohr dafür hat.

Ebensowenig als delle Grazie ihrem Vers Zwang anthut, ebensowenig scheut sie vor einer scharf realistischen Darstellungsweise zurück. Sie hat nur ein Bestreben: wahr, charakteristisch zu sein, und dies mit den knappsten und treffendsten Ausdrücken. Und es gelingt ihr auch überall. Wir sehen Personen und ganze Scenen in lebendiger Plastik vor uns, und nicht ein einzigesmal verschwimmt das Bild in vagen Stimmungsnebel. — Die Schülerin Häckels kennt auch keine Prüderie. Was sie schildert, ist Natur, und die Natur steht jenseits von Gut und Böse, jenseits aller Moralbegriffe. Auch von dem Parteistandpunkt hält sich die Dichterin fern. Jetzt lodert in uns der Zorn über den Hof auf, dann müssen wir aber doch dem unglücklichen Ludwig wieder unser Mitleid schenken. Keines von diesen beiden wäre möglich, wäre in dem Werk ein besonderes Hinneigen nach dieser oder jener Richtung zu bemerken. Die Dichterin hat für alle ein mildes Begreifen.

Es bleibt mir jetzt nur noch mehr übrig, diejenigen Scenen anzuführen, die besonders in die Augen springen.

Gleich die ersten drei Gesänge zaubern uns in wundersamer Klarheit ein Gesamtbild vom Paris Ludwigs XVI. vor die Augen. Das namenlose Elend taucht wie ein Riesengespenst vor uns auf und wirft seinen Schatten hinein in das lustfiebernde Versailles. Die nun folgende Schilderung des Hoflebens gehört zu den farbenglühendsten unserer Litteratur. Was ist der Pinsel der Watteau und Boucher gegen die Feder der Wiener Dichterin! Es ist, als gehe durch die Verse das verschwiegene Plaudern laubumdunkelter Fontänen, der brünstige Duft exotischer Blumen und glühender Rosen, das Rauschen von seidenen Roben und das Girren der Lust. Unvermittelt steigt daneben wieder das trostlose Bild der Bettlerstadt St. Antoine empor. Später hören wir das Brüllen des Sturmes vor den Mauern der Bastille und sehen dann die menschliche Bestie in dem erstürmten Königsschloß gräßliche Orgien feiern. Ein grelles Blutrot flammt aus der Schilderung der furchtbaren Septembermorde. Es packt unser Herz mit ehernem Griff, der Atem stockt, während uns das Blut

durch die Adern fiebert. Nach dieſer Scene war mir ein Weiterleſen unmöglich. Es trieb mich hinaus in die ſtarre, ſternblitzende Winternacht und erſt das große, heilige Schweigen ſtillte den Aufruhr in der Bruſt. Freilich, das iſt keine Poeſie, wie man ſie nach dem Speiſen auf dem Divan liegend genießt, das iſt nichts für nervenſchwache fin-de-siècle-Menſchen. Das iſt Sturm. Doch auch die reinen Gemütstöne ſind der Dichterin nicht fremd; ſie werden in dem Abſchied des Königs von den Seinen angeſchlagen. Es iſt echter Schmerz, nicht Sentimentalität. Ihr ganzes Können entfaltet M. E. delle Grazie in dem Geſang: „L'Être suprême.“ Wie ein Traum unſäglicher Schönheit ſteht vor unſerem entzückten Auge die Feier des höchſten Weſens. Ganz Paris ein Blumengarten, durchhallt vom Jauchzen der Freude und des Friedens, und mitten drinnen Robespierre, der Hoheprieſter ſeines Traumes in weißer Toga, verzückt lächelnd und den Strauß von tauigen Roſen und Kornähren ſeeleninnig umfaſſend. Doch das muß jeder ſelbſt genießen, ſagen läßt es ſich nicht mit ein paar Worten.

Zehn Jahre hat M. E. delle Grazie am „Robespierre“ gearbeitet, und ich kann mit Recht ſagen, daß ſie ihn mit dem lebenswarmen Blut ihrer Jugend ſchrieb. Aber ſie hat dafür auch erreicht, was ſie wollte: wir haben ein modernes Epos, das ſolange genannt werden wird, als es eine deutſche Litteratur giebt. Heran ihr alle, die ihr von einem Verfalle unſerer Dichtung faſelt und den Realismus als die letzte Etappe auf dem Weg nach abwärts betrachtet. Heran! Da leſt und lernt erkennen, daß auch dieſe Dichterin, wie einſt Goethe, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit bekam. Freilich iſt es eine furchtbare Wahrheit, nicht geliebt, nicht geachtet im deutſchen Vaterland, ſondern verhaßt, verfolgt und mit Umſturzparagraphen bedroht. Aber ſie wird doch ſiegen!

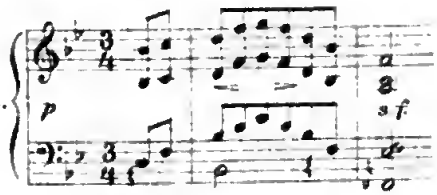
„Habt Acht! Schon füllt aufs neu ſich die Arena,
Und die Gezeichneten ſteh'n unter Euch,
Gezeichnet, um zu ſiegen einſt wie jene,
Die hier verblutet . . .“

Ruhm.

Eine Legende von M. E. delle Grazie.

(Wien.)

Motto: 2.



Schumann, Kreisleriana.

Personen:
- Der Dichter.
- Die Jugend.
- Die Liebe.
- Thanatos.

Scene: Ein einfaches, nach Westen gelegenes Erkergemach, mit dem Ausblick in einen Garten. Ein blühender Apfelbaum vor dem Fenster. Darüber hinweg die Giebel der nächsten Häuser sichtbar. In der Ferne ein Kirchturm. Links eine offene, in den Garten führende Thür; rechts gegenüber eine zweite, geschlossene. Die Sonne ist im Untergehen begriffen. Volle Beleuchtung.

Der Dichter (im Erker).

Da lacht — kaum weiß ich, zum wievielten Male?
Die Frühlingssonn' mir wieder in's Gemach,
Und weckt die alten, lieben Träume wach,
Die sonst auch wohl auf ihrem blanken Strahle
Wie gold'ne Falter angegaukelt kamen,
Und mich an Sinn' und Herz gefangen nahmen,
So damals wie noch heut' . . . nur daß dazwischen
Ein Leben liegt . . . mein Leben! daß die Farben,
Die hell mir einst geloht, sich blaß entmischen
Allmählich: meine Ernte liegt in Garben!
Und doch — und doch . . . ob reif sie auch und voll —
Wo ist der Drang, davon die Brust mir schwoll,
Eh' sie, wie heut', zu meinen Füßen lagen?
Die Freude wo, die jenen Schaffenstagen
Entquoll, Askese und Genuß zugleich,
Weltabgewandt und doch so überreich,
Daß einer ganzen Welt sie konnt' entsagen,
Und, wie ihr schien, erst drum sie recht gewann,
Sie doppelt zwang in ihren Zauberbann?
Sie schwand und ließ die Sinn' mir plötzlich leer,
Das Herz von tausend bangen Fragen schwer!
So kommt's, daß heute wie an ödem Strande

Ich ſteh', und was die Seel' ſich auch erträumt,
Jenſeits, gleich einem fernen Märchenlande,
Ich ſeufzend das nur ſeh', was ich verſäumt!
Wie viel es, läßt das wen'ge mich erkennen,
Daran wie fremd ſich heut' mein Blick verliert:
Die Giebel, die im Sonnengold dort brennen,
Die Schwalbe, die mir an das Fenſter ſchwirrt;
Des Tages und der Nähe freundlich Leben,
Die kleinen Dinge all, die mich umgeben
Seit Jahren ſchon, die waren, wie ſie ſind,
In ſann'ger Ruhe oder heit'rem Streben,
Und die mein Auge doch verlor wie blind,
Um nun, da meine wachen Blick' ſie ſtreifen,
So viel zu ſeh'n an allem und begreifen!
Zu viel vielleicht! Wer ſagt's? Zieht das Empfinden
Allein dach nur die Grenzen unſ'rer Luſt
Wie unſ'rer Qualen. Auf ihr Maß hinſchwinden
Läßt der Verſtand ſie erſt, zu ſpät bewußt
Wie immer ſeiner Pflicht! Wa liegt die Mitte?
Doch ſei dem wie ihm ſei: mir ſchwillt die Bruſt
Mit einem Mal dem Täglichſten entgegen;
Hereinſtrömt's wie ein warmer, voller Segen
Auf mich, aus einer Welt, die ich verachtet
Bis heut' — und was mein Auge auch betrachtet
An ihr, wird plötzlich ſchön und deutungsreich!
Wie lieb beſchenkt mich nur ein Blick hin über
Des Gartens Frühlingsgrün! Es blaut darüber
Wie ein durchſichtiger Kryſtall die Luft,
Im Sonnenglanz erzitternd, ſchwer vom Duft
Der erſten Blumen, und dem brünſt'gen Hauche
Der Erde, die mit off'nem Mutterſchoß
Daliegt, ſehnſüchtig der Befruchtung blaß
Wie eine Braut! Leiſ' wiegt am Fliederſtrauche
Die off'ne Dolde ſich. Dort blüht der Klee
Den Bienen auf, und in den Raſen nieder
Fällt lautlos-weich der Apfelblüten Schnee!
Die Schwalben ſtreichen zwitſchernd hin und wieder,
Dem Finken folg' ich bis zu ſeiner Brut:
Dort ſchwankt ſein Neſt in grüner Zweige Hut,
Und off'ne Schnäbel zirpen ihm entgegen,
Und lahnen ſeine Müh'! Auf allen Wegen,
Wie kriecht's und krabbelt's über Stein und Kraut,
Sucht Junge, Atzung oder eine Braut,
Mein Gott, wie ſchön! Und über all' dies klettern
Der Häuſer Giebel zierlich in die Luft,
Und Kinder lachen, Vogelſtimmen ſchmettern,
Aus gald'ner Ferne eine Glocke ruft,
Als gält's, ein neues Eden einzuläuten ....

Sieh dort die Kleinen, wie sie drollig schreiten,
Zum Ringel-Reih'n sich fassend Hand an Hand!
Nun purzelt eines kichernd in den Sand,
Und zappelt wie ein Käfer. An den Beinchen,
Den prallen, zieh'n die andern es empor,
Indes der Racker zornig in die Steinchen
Die Hände wühlt . . .
Wie klingt in meinem Ohr
So frühlingshell selbst seine Stimme wieder;
Wie neid' ich plötzlich ihm die drallen Glieder,
Und diese Gab', so ganz sich zu verlieren
An eine kleine, nicht'ge Freude! Irren
In jene Tage mir die Sinn' zurück —
Mein Gott, dann ist's ein and'res Kinderglück,
Das ich genoß! So fremd mir selbst als andern,
Seh' ich mich unter den Gespielen wandern.
Nie ganz bei ihrer lauten Fröhlichkeit —
Mit einer Seel', die fremdes Sehnen weit
Und doch auch traurig macht. Ein seltsam Drängen
Im Herzen tief, als ob ein and'rer grollte
In mir, der plötzlich sich befreien wollte!
Bis ganz er endlich mich gefangen nahm . . .
Wie eine Lieb' begann's in stummer Scham,
Um dann als wilde Glut an mir zu zehren,
Der Sinne letzte Wurzeln zu verheeren,
Die aus der Alltagsscholle warmem Grund
Noch Freuden, wie sie and're kennen, sogen.
Verloren hab' ich mich seit jener Stund',
Bin starr der Welt geworden: fortgezogen
Von jenes Dämons dunkler Rätselkraft, —
Gefäß nur dieser einen Leidenschaft!
Als Kind schon unlieb so der eig'nen Sippe,
Ward Einsamkeit mir, was den andern Luft
Und Nahrung ist; von Worten karg die Lippe,
Die Seele schwer von ihrem eig'nen Duft!
In fremder Sprach' begann um mich zu reden,
Was allen andern schwieg; was ihnen sprach,
Verklang an meinem Ohr, bis alle Fäden
Zerrissen, und das Herz nur jenem wach,
Der in mir sann und dichtete und grollte,
Und sich aus Nichts ein Sein erschaffen wollte,
Wie Gott! Daß er's gekonnt, sagt mir die Welt,
Der Kranz, den lärmend sie entgegenhält
Dem Mann, der sie gemieden und verachtet
Um diesen Kranz, und nun er ihn betrachtet,
An seinen Blättern bang die Freuden zählt,
Die er verloren. Was mich heute quält,
Ist nur der wache Schmerz, nie das gewesen

Zu ſein, was ich verleugnet hab'. Zu leſen
In jenem myſt'ſchen Buch war mir nicht gut:
Nun ſchiepp' von der dämoniſchen Gemeinſchaft
Die Kett' ich nur und ihrer Wunden Glut . . .

(Der offenen Thüre zugewandt.)

Jetzt ſtirbt die Sonn'; in ihrem Purpur liegt,
Vom Gattenarm des Frühlings weich umſchmiegt,
Die Erde da, wie eine Fürſtenbraut.
Auch ein Myſterium, das ich bloß geſchaut,
Das nie erſchüttert mich an Leib und Seele,
Wie heut'! Der Einſamkeit nur angetraut,
Ließ ich des Herzens Blüten kalt verdorren,
Bewacht von meinem eiferſücht'gen Gott —
So iſt ein ganzer Frühling mir erfroren!
Und was die Ruhmſucht ließ, das that mein Spott:
Der ſtieg ſo recht als Gift mir in die Kehle,
Wenn laut ſie werden wollt'; und nahm ſein Meſſer
Zur Hand, und grub das Herz mir aus der Bruſt,
Und lachte dann ein ſtolz: „So iſt es beſſer!"
O, — beſſer! Nur daß ich für dieſe Luſt
Zu ſchwach geraten bin, und Jugend, Liebe
Nun zwingen möchte über dieſe Schwelle,
Ein Blinder, der nach der verlornen Helle
Vergebiich, ach! die müden Arme ſtreckt!

(Sich beſinnend.)

Was träum' ich da? Sie bleiben unerweckt!
Allein mit meinem königlichen Leide,
Von fremden Lippen neidiſch Ruhm genannt,
Verzehr' ich einſam mich um jene beide!

(Läßt ſich, das Haupt auf die Rechte geſtützt, an dem Schreibtiſch nieder. Es iſt allmählich dunkel geworden. Ein breiter Lichtſtreif des aufgehenden Mondes quillt durch die offene Thüre bis zu ſeinen Füßen. Aus der Ferne, wie vom Wind hereingeweht, die von einer Violine geſpielten Takte des Motto. Dann wieder tiefe Stille. Der Lichtſchein wird allmählich voller, intenſiver. Im Rahmen der offenen Thür erſcheinen, Hand in Hand, die Idealgeſtalten der Jugend und Liebe.)

Die Jugend.

Im Vollmondglanz liegt draußen blau das Land —
Solang' die Roſen blühen, iſt's mein Eigen!
Der Sterne Silber rieſelt durch den Sand,
Die Sehnſucht flötet in den Fliederzweigen
Als Nachtigall . . . wie duftet der Jasmin!
's iſt eine Wundernacht! Des Lebens Pforte
Sprang heute auf mit goldig-hellem Klang —
Komm' mit, ich lehr' Dich ſeine Zauberworte:
Dir ſchwoll die Bruſt nach ihm ſo heiß, ſo bang . . .
Komm' mit, die Sterne Deiner Jugend leuchten
Noch einmal — komm', ich zeige Dir den See,
Daraus in ihrer Gliederpracht, der feuchten,
Lebendig aufrauſcht Deiner Sinne Fee!

Der Silbertau der Nacht rinnt ols Geſchmeide
In Perlentropfen über ihren Leib.
Narziſſen blüh'n zu Füßen ihr; wie Seide
Umkniſtert gold'nes Haar dos nackte Weib.
Siehſt Du, ſie hat den Hols zurückgebogen,
Und lacht ſo leiſ', ſo heimlich vor ſich hin —
Die jungen, ſehnſuchtsvollen Brüſte wogen,
Ah — komm', ſie ruft — ſie winkt, ich führ' Dich hin!

Der Dichter

(ſich langſam, wie ein Somnambuler erhebend und auf die Erſcheinungen zuſchreitend).

So ſah ich ſie — ſo hab' ich ſie gebonnt,
Im Wort für immer ihren Reiz gefangen!
Nichts Neues hot Dein Mund mir da genannt:
Ein Lied nur, dos einſt meine Lippen ſongen!

Die Jugend.

Doch nie gobſt Du Dich dieſem Reiz geſongen:
Heiß ſang im Ohre Dir dos junge Blut,
Und Deine kraftgeſchwellten Pulſe ſprongen —
Asketiſch wie Dein Traum blieb Deine Glut!

Der Dichter.

Wahr ſcheint mir ja, wos Deine Lippen ſagen:
Im Herzen hör' ich ein Verlor'nes klogen,
Wie eine bange, olte Melodei,
Geſungen von vergeſſ'nen Mädchenſtimmen,
Die holb in leiſ' geweinten Thränen ſchwimmen.
Und Du biſt dal

Die Jugend.

Bin do, und moch' Dich frei!
Und geb' zurück dem Reiz Dich aller Stunden,
Die Du verſäumt, und dem Genuß der Wunden,
Die Du nach ihrem Schmerze nur gekannt!

Der Dichter (erwartungsvoll).

Und donn?

Die Jugend.

Sagt' ich Dir doch von jenem Land,
Dos mein und Dein, ſolang' die Roſen blühen!

Der Dichter.

Und dann?

Die Liebe.

Dann nehm' ich leiſe Deine Hand;
Ein Vogel lockt uns — horch! Von Blüten nieder
Geht über uns ein weicher, duft'ger Schnee.
Kennſt Du ſie noch, die alten, irren Lieder?
Es liegt das Herz ſo wund von ſel'gem Weh!
Dein Tag wird Echo einem einz'gen Schritt,
Ein Schleiertuch nimmt Deine Weisheit mit,
Und wirft ſie in die Lüfte, wie die Locken
Der jungen Frau, die Deine Pulſe ſtocken
Und Deine Mannesſeele beben macht!

Der Dichter.

Auch Du ſagſt mehr mir nicht, als ich gedacht,
Und denkend durchgenoſſen, durchempfunden!
Und dann?

Die Liebe.

Doch niemals ſchloß ich Deine Wunden!

Der Dichter.

Und dann?

Die Liebe.

Ich ſeh' das Sein durch meine Pforten wandern . . .
Dann ſteh'n ſie offen wieder einem andern!

Der Dichter (wie erwachend).

Das Wort, das mir zerſtört noch jed' Geſicht!
Ich halt' mich ſelbſt, mit andern teil' ich nicht!
Durch off'ne Thüren aus- und einzugehen,
Im großen Strom ſich tauſendfach zu ſehen
Wie eine Well' für trügenden Genuß,
Wär' mehr, als meines Schmerzes ganze Buß'!
(Verzweifelnd.)
O ſprecht, wißt Ihr nicht andres mir zu ſagen?
Die Antwort nicht auf jene großen Fragen,
Die mir wie Rätſel in der Seele glüh'n?
Was ſeid Ihr denn, genügt's, Euch auszudenken?
Und warum ſoll ich mich an Euch verſchenken,
Trag' ich in mir Euch? Wär' ſo klein die Welt,
Daß dieſe Stube ſie umfangen hält?
Daß zwiſchen meiner Lipp' und meiner Feder
Mehr Allmacht iſt, als zwiſchen ihre Räder
Der Weltgeiſt warf? Daß ich in meinem Traum
Ein Meer umfangen kann, ohn' ſeinen Schaum
Zu meinen Füßen bleich zergeh'n zu ſehen?
Für welche Thür dann ward ich aufgeſpart,
Bin ich zu groß für Pforten dieſer Art?
(Die Erſcheinungen verſchwinden.)

Die gehen . . . und mir iſt es wie im Traum —
Daß ich gerufen ſie, nun glaub' ich's kaum!
Wie Müde ſchlägt's mir jäh die Sinne nieder,
Zu ſüßlich duftet plötzlich mir der Flieder —
Die Thüre zu und um mich nur die Nacht!

(Wieder am Schreibtiſch. Kurze Pauſe.)

So hätt' ich denn mich ſelbſt zu Grab gebracht!
Hab' freilich nie in ihrer Luft geatmet,
Geſprochen nie ſo recht in ihrer Sprach',
Und nun ich's könnt', wird jener wieder wach,
Der mir ſo überreich ſchuf das Empfinden,
Daß hinter ihm die Dinge ſelbſt verſchwinden!
Was nah mir trat, ich mußt' es überwinden,
In meinen Farben nur ſah ich die Welt,
Und ſo geſchieht's, daß, nun auch ſie hinſchwinden,
Ein Schattenſpiel ſich bloß dem Blick erhellt!
Genug . . . ich fühl', wie meine Tag' ſich neigen.
Die Seel' erfüllt nur mehr ein großes Schweigen,
Das Ruhe ſcheint und doch auch rätſelhaft
Noch einer Antwort harrt, wie eine Kraft
Des Schlags, der ſie befreien ſoll!

(Die geſchloſſene Thüre öffnet ſich lautlos. Dahinter ein weiter, dunkler Raum ſichtbar. Auf der Schwelle ſteht, im weißen Heraengewande, Thanatos. Seine Linke hält eine herabbrennende Fackel, die Rechte einen Lorbeerkranz. Silberne, geflügelte Kothurne, die, wie er vorwärtsſchreitet, leiſe klingen.)

Thanatos

(nach der gegenüberliegenden Thüre weiſend, durch welche die Jugend und die Liebe verſchwunden)

Du hieß'ſt durch jene Thür das Leben geh'n —
Das heißt: in meinem Reiche auferſteh'n!
Du ſchauderſt nicht, ich weiß, vor meinem Worte:
Ein Fürſt wie ich trittſt Du durch meine Pforte,
Um immer wieder draus hervorzugeh'n,
Wie ich, nicht zu verſchwinden, wie die andern,
Die mit Dir eines nur gemein: das Wandern
Von Tag zu Tag! Wer ſich dahingegeben
Der Jugend und der Liebe und dem Leben,
Hat mir gedient — ich hol' ihn mir zurück
Mit ſeiner Krone und mit jedem Glück!

(Am Stuhl des Dichters.)

Nur Einem bring' ich ſelber eine Krone,
Durchwunden mit dem Asphodil der Nacht,
Die eiferſüchtig an der Schöpfung Throne
Das Ew'ge und das Endliche bewacht:
Dem Starken, den ſein Dämon nur beſeſſen,
Nur eine einz'ge, heil'ge Leidenſchaft,
Der, ob's auch thöricht ſchien, die Welt vergeſſen,
Um das Gefäß zu ſein der einen Kraft!

Von allen Kränzen, die man Dir gewunden,
Verkündete nicht einer Deinen Ruhm,
Wär' von dem Maß der rinnenden Sekunden
Nicht jede Deines Gottes Eigentum!
Nicht töten kann ich den, der an dem Leben
Gewirkt wie Du, mit heil'ger Schöpferhand —
Nur fragen Dich, ob Du, mir hingegeben,
Willſt tauſchen dieſes mit dem andern Land?
Es wird die Zeit zu Deinem Fuß verſchäumen,
Wie ſie bis heut' an Dir vorüberging,
Auch wenn Dich meine Pforte ſchwarz umfing —
Entſcheide Dich nun!

Der Dichter.

Laß mich weiter träumen!

(Sein Haupt ſinkt zurück; der Tod tritt heran und krönt es mit dem Lorbeer. Die Fackel erliſcht.)

Unſer Dichteralbum.

Chriſtus am Morgen.

Eine Viſion.

Gell raſt durch den weiten Saal das wilde Gelag,
Der Sinne wüſter Triumph in Prunk und Pracht;
Heiß loht der funkelnden Kerzen flitterndes Licht,
In goldner Flut ſtrömt's von kryſtallenen Kronen hernieder,
Tropft gleich Demanten rings von Kandelabern,
Bricht in blitzender Glut
Vertauſendfacht aus den geſchliffenen Spiegeln der Wand.
In flammenden Kreiſen ſchlingt ſich darein der Blumen ſchwüler Duft,
Der welkenden Guirlanden. — Hoch in brennender Pracht
Umklammern ſie die marmornen Säulen, ſpringend von Sims zu Sims.
Die Tafel bricht unter gleißenden Goldes Laſt.
Hochauf am weißen Kelchglas ſchäumt der perlende Sekt.
Entfeſſelt wallt der Weiber lockiges Haar, wollüſtig aufgelöſt,
Um nackte Schultern, edelſteinumflochten. — Es locken
Die wogenden, weißen Buſen, halbentblößt, gierig verſchlungen
Von trunkner Männer lüſternem Blick. —
Ein toller Kreis!
Der ſeidenen Gewänder grelle Glut ſich gattend
Dem Schimmer blinkender Uniformen — Prieſtertalare, Richterroben

Inmitten üpp'ger Weiber. — Geſchminkt die Dirne neben der Frau von Welt,
Der Abenteurer neben dem General, und alle Stände,
Und jung und alt und ſchön und häßlich. —
Hochauf am weißen Kelchglas ſchäumt der perlende Sekt;
Gejohl, Gejohl und wirres Gelächter tönt.
Mit frechem Wort ihn kredenzend, trinken ſie alle ſich zu
Den lodernden Taumelkelch der Luſt.
Juchhei, ſtoß an, trink aus! Stoß an, trink aus!
In aller Augen glüht die Gier nach Genuß, nach Genuß.
Es lockern ſich alle Bande der Scham.
Der da umfaßt mit hündiſchem Arm ſeines Nächſten Weib,
Der Ehmann dafür küßt der lachenden Dirne den blanken Nacken,
Da unten würfeln ſie fiebernd um rotes Gold — —
Und Stunde nach Stunde rinnet verloren des Lebens koſtbare Zeit. — —
Schon durch die hohen Fenſter glimmt des Frühlichts Schein.
Rot glühn die Scheiben, und vor des jungen Tags graudämmerndem Licht
Langſam verbleicht der flackernden Kerzen Glanz.
Geſpenſtig hinter der Zecher Stuhl, lautlos genaht,
Die dürren Arme reckend, tritt der Überdruß, und durch die heiße Glut
Kühl weht ſein Odem. Fröſtelnd ſchauert es den und den;
Stier blickt mit fahlem Antlitz mancher hinaus in den Morgen — — —
„Schließt die Portièren! Wein, mehr Wein!“
Sich zu betäuben, greifen ſie zum Pokal,
Und wild und wilder brauſt, anſchwellend aufs neu, die ſündige Luſt
Zum Gipfel der Raſerei. — — — —
Horch! von der Straße herauf tönt's dumpf in ſtapfendem Schritt,
Vereinzelt erſt! Dann laut und immer lauter, und näher und näher kommt's;
Das klingt wie Menſchengewühl. Horch, horch! Gemurr, verworrener Stimmen Schall,
Es ſchwillt und ſchwillt. — Der Meerflut Toſen, die ſich an Dämmen bricht,
Und wild, und wilder — —
Da — da — geballte Fäuſte drohn an die Scheiben empor.
Plötzlich — aus tauſend Kehlen, aufheulend in unſagbarer Wut, in wildem Weh,
Zerriſſen, gell — aus den Tiefen ein ſchrecklicher Schrei:
„Gebt Brot und Licht! Wir wollen Brot und Licht!“
Auffahren die Zecher. — Der Hand entſinkt der Pokal,
Stumm ſchaun ſie ſich ins Geſicht, in Schuld verlegen lächelnd.
Da — jäh am Tiſch ſpringt auf ein Weib —
Die Schlange, die ſich am Baum der Verſuchung wand, ward ſie zum Weib?
Im funkelnden Licht der Brillanten ſchillert das ſchwarze Gewand;
Brandrote Blumen glühn in ſchwarzem, kniſterndem Haar.
Hoch ſteht ſie und ſtolz, und aus dem ſchönen, bleichen Geſicht
Zwei Augen funkeln dämoniſch in bohrender Glut.
„Narren, Feiglinge — ſchreit ſie — ſeid ihr zumal!
„Jahrtauſende lärmten ſie ſo und lärmen weiter.
„Immer das alte Lied!
„Was kümmert es uns? Noch haben wir die Macht,
„Nach uns die Sintflut! —
„Stimmt ein! Es leb — — — —“

„Gebt Brot und Licht! Wir wollen Brot und Licht!“
Durch Mark und Bein im Toben der Hölle greift der furchtbare Ruf,
Des Elends gräßlicher Schmerzensſchrei. —
Aufbäumt ſich das Weib;
Aus weißem Antlitz ſpricht vernichtender Hohn. —
Hoch ſchwingt ſie den Kelch in erhobener Hand,
Und ſchrill übertönend das Toben gellet ihr wilder Schrei:
„Es leb die Luſt!
„Da, Schreier! Nehmt das zur Antwort!“
Klirrend zerſchellt, an die Säule geſchleudert, das Glas,
Und zündend, wie flackernde Flammen, brauſt's durch die Reih'n,
Es klingen die Gläſer,
Von allen Sitzen fährt es empor in raſendem Jauchzen:
„Es leb die Luſt!“
Und dumpf und dumpfer hallt's von den Wänden in ſchaurigem Klang:
„Die Luſt — die Luſt — die Luſt — — —“
— — Fern kräht ein Hahn.
Dann — — — Stille des Todes! —
Ein eiſiger Windſtoß fährt hoch über das Prunkgemach.
Wie müde Seelen zucken die Kerzen und ducken — und ſterben kniſternd.
Vom üppigen Tiſch, aus den ſamtenen Polſtern ſteigt's;
Wie Dämpfe der Fäulnis flattern grünliche Nebel ringsher.
Eine ſchwarze Schlange ringelt empor an der marmornen Säule,
Und, bergend den gleißenden Leib unter ſchimmernden Blumen,
Vor reckt ſie den züngelnden Kopf.
Auf thun ſich langſam — ſiehe, des Saales Pforten.
— Sie öffnete keine ſterbliche Hand —
Goldner, leuchtender Glanz fließt klar von der Thür ins brütende Dunkel;
Hochaufgerichtet ſteht da eine ſtille Geſtalt.
Schneeweiß hernieder wallt ungegürtet des Mannes ſtrahlendes Kleid,
Um dunkle Locken flimmert der Heiligenſchein,
Und ſieh — an Hand und Fuß ein ſeltſam blutiges Mal.
Hochher blicken unirdiſch die heiligen Augen, die unergründlichen,
Tief, wie die Nacht — —
Und ſtille ſteht er, ganz ſtill. — —
Entſetzt ſtiebt auf, wie Streu vor dem Wind, der Schwelger Kreis.
Durch ihre Reihen raſt die heulende Angſt.
Der Stolz verfliegt. — Der eitlen Weltluſt Tünche verblaßt. — Das Gewiſſen ſchreit.
Verſteinert ſitzt der, in der bebenden Hand das gefüllte Glas;
Die ducken ſich unter den Tiſch — auffahren andre in wilder Flucht.
Es ſtürzen die Seſſel; umbrechen Tiſche im jähen Tumult. Am Eſtrich
Klirrt hart hinſtürzend das goldne Gerät, es fließt am Boden der funkelnde Wein.
In des Saales hinterſter Ecke drängen ſie ſich zu Hauf,
Männer und Weiber in wirrem Gemiſch mit bebenden Knieen und ſchlotternden Gliedern,
Angſtſchweiß auf der Stirn, glanzloſen Auges ſtieren ſie vor,
Bilder des Jammers, Sünder am Tag des Gerichtes. — —
Und langſam — langſam — Schritt vor Schritt tritt näher
Des Heilands hohe Geſtalt und ſteht in des Saales Mitte;

Die heiligen Augen flammen in düſterm Zorn,
Mahnend hebt er empor die weiße, blutige Hand. — Er ſpricht. —
Leis klingt ſeine Stimme; doch Decke und Wand, aufgreifend den Schall,
Im Klange des Donners geben ſie ihn zurück — es erbebt der Raum:
„Ich gab euch ein Vermächtnis — ſagt, wo iſt's?
„Kein gab ich's euch; gebt mir es wieder!
„Wo iſt mein Wort, mein Werk, um das ich ſterbend litt, euch zu erlöſen?
„Steht Rede! Habt ihr geſegnet, die euch fluchten? Den Nächſten geliebt wie euch?
„Erbarmend euch dem armen Bruder geneigt?
„Weh euch, Verlorne, die ihr auf's neu mich kreuzigt!
„Verdreht, verdeutelt habt ihr mein klares Wort,
„Mein Recht im Schacher gebogen zu eurem Dienſt;
„Mit Praſſerhänden habt ihr beſudelt, was einſt ich ſchuf,
„Und da ihr euch beim üppigen Feſt zutrinket der Brüder Blut, mein Blut,
„Führt ihr mit frechem, läſterndem Hohn meinen Namen im Mund?
„Ich aber ſage euch, treib' ich zum zweiten Mal Geſindel aus meinem Tempel,
„Seid ihr's — —
„Ich war die Liebe —
„Aber der Liebe Stimme — ihr habet ſie nicht vernommen, da ſie rief. —
„Weh euch, wenn's aus den Tiefen nach euch greift.
„Der Sturmwind raſt und wirbelt euch mit ſich fort!
„Weh euch, wenn ich, die Liebe wandelnd in Gerechtigkeit, einſt wiederkehre,
„Und vor mir ſchreiten der Vergeltung dunkle Engel mit flammendem Schwert,
„Euch hier, — nicht dorten erſt — zu richten am Tage des Gerichtes.
„Schon klirrt die eherne Wage über euren Häuptern,
„Schon dämmert der klare Tag —
„Wacht auf! Ihr ſeid gewarnt! Gedenkt der Brüder!"
— — — — —
So ſprach der Heiland.
Lange ſchaut' er ſie an mit ernſtem Aug' und wandte ſich und ſchwand.
Totenſtille war's. — Dumpf ſchweigend ſtanden ſie alle geſenkten Blicks.
Hoch durch der Bogenfenſter Vorhang goldig brach die Sonne,
Die frohe Morgenſonne eines neuen Tages.
Doch wo im Dunkel noch weiß die Säule ſchimmert,
Hernieder windet ſich über den Boden ein ſchillernder Schlangenleib;
Aus Finſternis vorſtreckt ſich giftig der Kopf gegens Licht
Und — züngelt — — —

Berlin. Paul Bornſtein.

Wachtelſchlag.

Die Wachtel ſchlug im grünen Korn:
Pickwerwik!
Ich ging dem Schlag der Wachtel nach
Mit Pfeif' und Garn und kam gemach
Zu einem ſanft geneigten Rain —
Drauf ſaß im heißen Sonnenſchein
Ein Bauernmädchen, friſch und drall,
Das lauſchte auf den Wachtelſchall:
Pickwerwik!
Ich grüßte ſie mit: Guten Tag!
Wie freut mich heut der Wachtelſchlag,
Der mich zu dir am Rain geführt,

Wo ſonſt im Feld ſich niemand rührt.
Wer wird denn ſitzen hier allein?
Zu zweien möcht es trauter ſein,
Zu ruhn auf dieſem ſtillen Fleck,
Geſäumt vom hohen Kornverſteck.
Sie trug zum Schutz vor'm Sonnenlicht
Den Rock gezogen um's Geſicht,
Der Unterkittel, kurz und bunt,
Enthüllte Waden, braun und rund.
Pickwerwik!
Mit großen Augen ſah mich an
Das Bauernmädchen und begann:
Vom Sicheln bin ich worden müd,
Weil rot die Sonn' am Himmel glüht,
Drum nahm ich auf dem Raine Platz
Und hab gedacht an meinen Schatz.
Pickwerwik!
Zum Kukuk! Wenn an den ſie denkt
Und ſich in ſüßen Traum verſenkt,
So bin ich wohl vom Überfluß
Und mach dem Mädchen nur Verdruß.
Ich ſchlug mich ſeitwärts in das Korn
Und dachte mir, doch ohne Zorn:
Es iſt doch übel auf der Welt
Bei Bauernmädchen auch beſtellt,
Daß ſie, wenn alt ſo ſechzehn Jahr,
Die Liebe hat ſchon bei dem Haar.
Pickwerwik!
Ich ſah mich um im Weitergehn,
Da konnt ich denn von ferne ſehn,
Daß durch des Kornes hohen Strich
Vom Birkicht her ein Burſche ſchlich.
Das Mädchen winkte mit der Hand,
Worauf es im Getreid' verſchwand.
Da blieb ich ſtehn und lauſchte ſtill,
Ob nicht die Wachtel ſchlagen will.
Ich ſtand nicht lange auf der Stell',
Da ſchlug die Wachtel laut und ſchnell
In einem fort ihr Pickwerwik,
Pickwerwik!
Sie hat mich noch ſo lang geneckt,
Bis ich das Garn zum Fang geſteckt;
Ob auch die Pfeife ſie gelockt,
So ſchwieg ſie jetzt als wie verſtockt.
Beſchämt ging ich vom Feld nach Haus,
Denn mit dem Fangen war es aus.
Noch lang hab ich der Maid gedacht,
Die um die Wachtel mich gebracht,
Pickwerwik!

München. Heinrich von Reder.

Ein Traum.

I.

Du weicher Nachtduft, ſüßberauſchend Gift,
Was flüſterſt Du mir hundertſtimmig zu
Auch heut Dein Märchen höchſter Lieb und Luſt,
Dein Märchen ſelig, ſtill vereinter Ruh? —

Die Kronen rauſchen, ſäuſelnd wogt das Gras,
Und heiße Sehnſucht flutet durch die Welt,
In goldner Pracht eilt durch den Himmelsraum
Ein Sternenherz — und leuchtet — und zerſchellt.

II.

Warum ich Dich nicht laſſen kann?
Ach, könnt' ich's ſagen Dir, mein Kind,
Vielleicht weil wir ſo ſelig einſt,
So wonnefroh geweſen ſind.

„Es darf nicht ſein mehr," ſprachſt Du kühl.
Ich nickte ſchweigend: „Du haſt recht."
Dann ging nach Haus ich einſam, ſtill,
Ob mir die Arbeit Ruhe brächt'.

Und vor dem Schreibtiſch dieſe Nacht
Preßt' ich die Hände vors Geſicht,
Und: Liebe, Liebe, ſchrie mein Herz,
Die Arbeit bringt den Frieden nicht.

Stettin. Curt Heinrich.

Auf dem Friedhof.

Noch denke ich des heißen Sommertags,
Da voll Erwartung zwiſchen Gräbern ich
Schritt hin und her — nicht denkend an die Toten,
Die unter meinen Füßen ſtarr und ſtumm
Vielleicht verweſt ſchon, längſt in Staub zerfallen,
In Frieden ſchlummerten. Nicht achtend auch
Des ſüßen Dufts der letzten wen'gen Roſen,
Die ihrer Blüten üpp'ge Pracht auf Gräbern
Entfalteten und Kraft und Schönheitsfülle
Aus Leichen ſaugten. Traumverloren hörte
Ich auf der Vögel Zwitſchern, die im Flieder
Sich trautlich bargen und den gold'nen Strahl,
Der durch der Blätter dunkelgrünes Dach
Zuweilen fiel, mit leiſem Sange grüßten. —
Mir ward ſo ſchaurig, angſterfüllt zu Mut,
Die Friedhofsruhe und das ſtille Schweigen
Des Todes wand um meine Seele ſich
Und hüllte ſie in kalte Leichentücher
Und krallte gierig ſich nach meinem Herzen,
Daß es ſich zuckend jäh zuſammenkrampfte
In tiefem Weh. — Und eine leiſe Stimme
Im Innern raunte unaufhörlich mir
Dieſelben Worte zu, wie ich mich auch
Dagegen wehrte und ſie niederſchrie:
„Hier unter Schutt und Moder ſuchſt du Liebe?
Bald wird ſie ſelbſt in Schutt und Moder fallen
Und ſtill und ſtarr und tot dein Herz dann ſein,
Wie deine Liebe — ſtarr und ſtumm und tot!"
Nicht länger harrend auf mein Mädchen mehr
Floh eilends ich hinweg — — — — — — — —
— — — — — — — — Mir war's, als lachten
Die Leichenſteine hinter mir — du Thor!
Hier unter Schutt und Moder ſuchſt du Liebe? —

Liſſa in Poſen. Benno Kaehler.

Wider Umſturz!

Ruere in servitium . .
Tacitus.

Wilde Kunde kommt von drüben: weithin über Deutſchlands Matten
Düſtert einer Wetterwolke todesſchwang'rer Rieſenſchatten,
Und im dumpfen Zwitterlichte kriecht und ſchleicht aus jedem Spalt
Vorweltlicher Fabeltiere grauenhafte Ungeſtalt.

Und ſie ringeln ſich und züngeln gierig allwärts durch die Lande,
Und verpeſten rings die Lüfte mit des Atems giftigem Brande,
Und im ſcheußlichen Geſchwele auch das beſte Herz verdirbt
Und die Freiheit und die Wahrheit mit dem alten Rechte ſtirbt.

Wieder greift die Willkür herriſch nach dem einſt entrungenen Kantſchu,
Wieder ſoll der Deutſche werden ein gefügig-ſtumpfer Mandſchu,
Der ſich ehrfurchtsvoll erſterbend in die Pfütze niederſtreckt
Und der gnädigen Herren Stiefel rein vom Straßenkote ſchleckt.

„Wider Umſturz!" gellt die Loſung in dem eklen Seelenfange —
Denn der graß gemalte Umſturz macht den Herdenmenſchen bange
Und vermehrt der „Guten" Stimmen, und es fällt drum niemand ein,
Daß für Umſturz jene grade, die da wider Umſturz ſchrei'n.

Ja! ſie ſind's, die Umſturz ſinnen — umgeſtürzt muß alles werden.
Viel zu viel an Recht und Freiheit giebt es noch auf deutſcher Erden,
Viel zu viele ſteife Nacken, Männer zu charaktervoll,
Viel zu wenig Unterdrückte, viel zu wenig Haß und Groll!

Recht ſo! Hat des Junkers Vater mit der Geißel Euch geſchlagen,
Mag es denn des Junkers Söhnchen auch mit Skorpionen wagen, —
Mann zu ſein — die heilige Wolluſt der Kaſtrat ja nimmer kennt,
Nackenbeugen iſt ihm Tugend, Knechtſchaft: Lebenselement.

Knechte war't ihr, Knechte bleibt ihr, von Blaublümlein ſinnig träumend, —
Aufgefahren gleich wie ein Mann knirſchend, zornig-bebend, ſchäumend
Wär' ein ander' Volk, zu ſchirmen ſeinen Nibelungenhort:
„Männerſtolz vor Königsthronen", off'ne Stirn und off'nes Wort.

Flammt auch auf in wenigen Herzen, die im allgemeinen Modern
Ihren Pulsſchlag ſich bewahrten, ungeſtümes Zorneslodern,
Ach! was hilfts?! — im Parlamente, wo man Volk und Reich vertritt:
„Giebſt Du uns die Jeſuiten — knebeln wir voll Freuden mit!"

Und das Volk, das alſo friedlich walten läßt die Freiheitshenker,
Läßt ſich ſchimpfen, ſchimpft ſich ſelber: Volk der Dichter, Volk der Denker,
Hat vom eiſernen Joch der Wölſin dermal einſt die Welt befreit,
Ihm entſproßten Hermann, Luther, Hutten, Schiller, Vogelweid'!

„Wider Umſturz!“ — Gebt dem Zeitgeiſt einen tüchtigen Naſenſtüber!
Stülpt den ganzen Lumpenkorb um! Deckt „suprema lex“ darüber!
Macht nur fort in Gottes Namen, doch des Sprüchleins denket ja:
Mal' den Teufel an die Wand hin, und der Teufel iſt auch da!

Wien. Ottokar Stauf von der March.

Die Nacht.

Da ſitzt ſie ſchwer auf meiner Bruſt,
Die Hexe mit den blinden Augen,
Um mit Begier und Teufelsluſt
Mir Blut und Atem auszuſaugen.

Die eine Hand zur Fauſt geballt
Mit dumpfem Druck mein Hirn umnachtet,
Die andre hat ſie feſtgekrallt
An meinem Herzen, das verſchmachtet.

Sie ſingt ein Lied; — es ſtürzt und quillt
Daraus hervor ein Strom von Thränen,
Ein Lied, wie Pantherliebe wild
Und ſchläfrig ſüß, wie Todesſehnen.

„Ich bin die Nacht, die blinde Nacht,
„Und ſchleiche mich auf Maulwurfspfoten
„An euer Bett zur Totenwacht,
„Denn innig lieb' ich alle Toten.

„Die Augen, die gebrochen ſind,
„Begehr' ich gleich den Edelſteinen,
„Ein blind gebor'nes Menſchenkind
„Darf ſtill an meinem Herzen weinen.

„Doch euch, die ihr den Himmel ſchaut,
„Das goldne Licht, das ich verloren,
„Euch, denen heimlich vor mir graut,
„Hab' ich Vergeltung zugeſchworen.

„Vergeltung! Leer und ſchwächlich iſt
„Das Wort! Ihr könnt ja nimmer zahlen
„Mit eurer kurzen Lebensfriſt
„Für meine tauſendjähr'gen Qualen.

„Ich bin die Nacht, die blinde Nacht,
„Und lieb' ihn, den ich ewig meide,
„Den Tag in ſeiner Farbenpracht,
„In ſeinem ſonnigen Geſchmeide.

„Sein Kronreif iſt ein Born des Lichts,
„Sein Mantel iſt das Morgenglühen,
„Ein Lächeln ſeines Angeſichts
„Erweckt die Blumen zum Erblühen. —

„Wir reichen nur zur Dämmerzeit
„Verſcheucht und flüchtig uns die Hände.
„Mein Schmerz erfüllt die Ewigkeit,
„Und meine Sehnſucht hat kein Ende.“

Wien. Paul Althof.

Erlöſung.

Dann ſah ich Dich in Deinem Strahlenglanz
Die weiße Gartentreppe niederſteigen,
So keuſch! Und drinnen jauchzten alle Geigen
Noch immer wie bei unſerm letzten Tanz.

Und düſter war ich mir im Strauch bewußt:
Giebſt Du dem andern Deine roten Lippen,
Ich zucke ihm das Meſſer in die Rippen
Und reiße ihm das Herz aus ſeiner Bruſt.

Da nahteſt Du und hobſt das Zweiggerank
Und fragteſt mich mit einem Blick voll Liebe
Und heißer Scheu, wo ich ſolange bliebe,
Daß ich im Taumel Dir zu Füßen ſank.

Berlin. Emanuel von Bodman.

An mein Weib.

Nun reich mir deine treue Rechte,
Reich die geliebten Finger dein!
Ihr trauliches Gerank verflechte
Sanft, o ſo ſanft den Fingern mein!

Es ſchleicht aus kalten Dämmerungen
Um's trübe Land des Winters Flug,
Und tief im Wald iſt längſt verklungen
Des Sommers letzter Atemzug.

Nun laß uns weben unverdroſſen
Der Wintereinſamkeit Gedicht,
Die Augen träumend halbgeſchloſſen,
Erſchloſſen doch dem Innern Licht!

Die Lippen, die in Flammenküſſen
Erſättigen ſich mochten kaum,
Verlernen das ſo holde Müſſen
Und flüſtern, flüſtern uns in Traum.

Und wenn noch auf den bunten Gaſſen
Das Leben nicht entſchlafen will,
So weiß ich Zweie, die verlaſſen
Die Hand ſich drücken ſelig ſtill!

So laß traumſinnend uns verſtehen
Den tiefen Schlummerſang der Zeit,
Laß uns in unſre Tiefen ſpähen
Und ſegnen unſre Einſamkeit!

Karlsruhe. Albert Geiger.

Darum.

Vielleicht darum iſt ſo leer
Immer mein Poetenſack,
Weil das Schickſal, hold und hehr,
Nicht wie bei dem Alltagspack
Mich mit ſchnödem Mammon letzt —
Sondern, weil es mich verſetzt
All'weil in die Himmelreiche
Allerſchönſter Phantaſie
Und ich keinen Zoll breit weiche
Von des Daſeins Harmonie.
Und ich wandle ſelbſtvergeſſen —
Einer ſchönern Welt entſtammt —
Und verſäume unterdeſſen
Das, wozu der Menſch verdammt:
Seinen Vorteil ſtets zu ſuchen,
Mit gekrümmtem Rücken gehn,
Allem Niedern nicht zu fluchen,
Nach dem Wind den Mantel drehn;
Wahrheit auf den Kopf zu ſtellen,
Wo's nur geht die Menſchen prellen,
Innen ſchlecht und außen fein,
Kurz, ein rechter Schuft zu ſein.

Wien. Margarethe Halm.

Abſeits.

Aus dem Lärm des Kirchweihgetümmels,
Dem Geſchmetter der Tanzmuſik,
Dem Georgel der Karuſſelle,
Dem Gejohle der Zecher,
Der Weindunſt und Schweißluft
Entfloh ich hinaus in die ſchöne, ſtille,
Klare Julinacht. —
Breit ſchattet hier die Kaſtanie
Den taufeuchten Raſen,
Ein aromatiſcher Duft
Quillt aus den Blättern,
Und die ſtolzen weißen Blüten

Leuchten wie hohe Kerzen
Im bleichen Mondlicht. —
Neben mir auf dem Petunienbeet
Surrt unabläſſig von Kelch zu Kelch
Ein grauer Schwärmer, ein Tannenpfeil. —
Über den flimmernden, kieſigen Pfad,
Aus der ſchmalen, dunklen Randrabatte
Springt ein braunes Wieſel
Ins nahe Gebüſch zum Spätraub. —
Und ſtetig, monoton
Durch den heiligen Frieden der Natur
Klingts fern von den Zelten,
Ein Mißlaut der Stümperin Menſchheit:
„Und ich hab ſie ja nur
Auf die Schulter geküßt.“ —

— — — — — — — — — — — —

Da drunten über dem Strome
Liegt jetzt die Stadt
Glanzgebadet, ſilberumfloſſen
Mit ſchimmernden Mauern,
Mit blitzenden Dächern
Im tiefen, traumloſen
Sommernachtſchlummer. —
Oben aber auf der Höhe,
Drüben jenſeits der Linden
Erſchallt froher Jubel . . .
Tanzweiſen . . . . Gelächter . . . .
Und es ſingen die Geigen,
Es dudeln die Orgeln,
Es dröhnt der Baß:
„Gleichheit! Brüderlichkeit! Einigkeit!“

Und in der Beſeligung,
Der geiſtigen Erleuchtung
Des gelbgrünen Kräzers
Werden die Rieſenzäune
Des Standesunterſchieds
Mit der Heckenſcheere „Freundlichkeit“
Etwas geſtutzt. —
Doch ſchon morgen wieder
Loh'n aus den Blicken
Die alten Brände:
Die Weißglut des Haſſes,
Des Neides Phosphorlicht,
Der Selbſtſucht ſchielendes,
Gieriges Funkeln . . .
All der Menſchenbeſtie
Zwanggebändigte, ſchwachverhüllte,
Heimliche Raubtiertücke. —
Aber jetzt noch klirren die Becher:
„Es lebe das Heute!
Ein Heil der Gegenwart!
Ein Hoch der Freude!“

— — — — — — — — — — — —

Meinem Ohre verrauſcht,
Meinem Auge verſinkt
Das tolle Getriebe . . .
Und ich ſchaue träumend
Hinaus in den zaubriſchen,
Alles Kleinliche bannenden,
Heiligen Frieden
Der ſchönen, ſtillen,
Klaren Vollmondnacht.

Weilburg a/Lahn. Wilhelm Müller-Weilburg.

Stimmen der Zeit.

I.

Proletarier.

Seht Ihr, wie dort im blaſſen Rot
Ferne Blitze die Flügel aufſchlagen?
Will der blutige Morgen tagen,
Enden die furchtbare Nacht der Not?
Ja! Schon ballt ſich die Rieſenfauſt,
Erdengötter, der Weltſturm brauſt!

Fort, hinab in den Schlamm und Sumpf,
Drin Ihr uns hieltet, kalt und ſtumpf.
Ob wir tief in der Gruben Schlund,
Ob wir vor Ofengluten verderben —
Mehr noch kümmert Euch Euer Hund,
Mit den Enterbten teilt nun, Erben!

Was Ihr uns ſtehlt vom kargen Lohn,
Feſte zahlt's Euch in Freudenſälen.
Unſer, der endloſen Arbeit Quälen,
Euer, die Luſt bei der Saiten Ton.
Euer Leben iſt Glanz und Helle;
Unſres, der Hölle verfluchte Schwelle.

Lächeln Euch Weiber, geſchmückt mit Steinen,
Müſſen unſre die Nacht durchweinen,
Hunger verdirbt ihrer Kinder Blut,
Eure praſſen im Übermut.

Wie wir ringen mit wunden Händen,
Können doch nimmer den Jammer wenden,
Ziehen der Kindlein unſeligen Hauf'
Zu eignem dunkelm Geſchicke auf.
Schwelgt Euer Sohn und durchzecht die Nacht,
Fährt der unſre, noch Kind! — im Schacht,
Frißt die Fabrik ihn, der unreif, wild
Fällt in des Laſters entmarkende Ketten.

Elend zerſchlägt der Unſchuld Schild,
Wirft die Töchter in Sündenbetten. —
Fluch Euch Reichen! Bald iſt's genug,
Eurer Pfaffen Geſchwätz iſt Trug,
Ihr Vertröſten, ihr knebelnd Drohen.
Unſre Brut wächſt ſo heran,
Daß ſie lacht ihrer Hölle Lohen,
Spottet ob ihres Himmels Wahn.
Wenn nicht Strafe nicht Lohn mehr irren,
Fallen die Feſſeln und Ketten entklirren,
Müſſen in Blut und in Rachebränden
Looſe der Armen ſich ſiegend wenden.

Eiſernen Fußes, mit Donnertone
Dröhnen heran ihre Bataillone,
Mögt Euch dann auf den Geldſack ſtrecken,
Unter Fäuſten und Kolben verrecken.
Reif iſt die Zeit und ſatt war die Maſt.
Fort, herunter von Tiſch und Mahle!
Tod fährt einher im Wetterſtrahle,
Eure Welt frißt der Flamme Glaſt.

II.

Beſitzende.

Wilde Stimmen grollen in den Tiefen.
Rüſten ſich, die hundert Jahre ſchliefen,
Geiſter der Empörung in den Schlünden
Einen neuen Weltbrand zu entzünden?

Neue Lehren, doch mit altem Köpfen,
Weil der vierte Stand will zu den Töpfen,
Der Plebejer, kalter Nacht entſtiegen,
Will mit uns am warmen Herde liegen.

Zwar, der Starke dort mit ſcharfen Waffen
Bringt zur Ruh' der Unverſchämten Klaffen.
Aber, weh! . Er wird für ſein Erretten
Neu umſchlingen uns mit alten Ketten.

„Für Altar und Thron!" Das heißt vereinen —
„Hau'ſt Du meinen Juden, hau' ich Deinen!"
Sie die Erſten. — Und das Volk? — Für Waffen
Und für Weihrauch gut das Geld zu ſchaffen!

Uns, im Rattenfänger-Flötentone,
Dudelt man, der Wiſſenſchaft zum Hohne.
Kinder geht es leicht zum Berg zu locken,
Laß ſie hocken drin, bei Bettelbrocken.

Kraft und Stoff? — Bah, Waffen gegen Wiſſen.
(Wunder wohnen gern in Finſterniſſen!)
Forſchend Grübeln und am Glauben Rütteln
Wird erſchlagen mit Gehorſamsknütteln.

Denn das Heil liegt bloß in Disciplinen,
Im Reſpekt vor Bonz' und Mandarinen.
Und ſelbſt der, — wenn nur mit einem Knopfe —
Wälzt im Staub ſich vor zweiknöpf'gem Tropfe.

Was die beiden koſten, Waffen, Pfaffen,
Faſt ſchon reicht' es, jenen Brot zu ſchaffen,
Die dort unten, hungernd, Böſes brauen,
Friede gäb's! — doch mag der Teufel trauen.

Reicht's zum Stillen, reicht's doch nicht zum Füllen,
Und am Ende blieb's das alte Brüllen.
Ungewitter drohn aus jeder Richtung,
Unterdrückung hier, — und dort Vernichtung.

III.

Regierende.

Wie er ſich winden mag, der Gauch,
Mit ſaurem Angeſicht,
So lang des Wichtes Gott der Bauch,
Beſinnt er ſich zur Pflicht.

Ja, rückwärts muß die Wiſſenſchaft,
Der Glaube wieder her,
— Natürlich nur, wo ihre Kraft
Nicht dient dem Militär.

An der fatalen Wiſſenſchaft
Klebt das verdammte „frei".
Es klingt ſchon gleich ſo frevelhaft,
Wie Hohn auf Polizei.

Notwendig iſt der Bürgerſtand,
Wir ſind ihm wohlgeneigt.
— Natürlich, wo er fromm im Land
Sich bückt, — und zahlt und ſchweigt.

Der Kerls da unten Giftgekoch? —
Das macht uns wenig Gram.
Kommt jeder zur Kaſerne doch,
Da wird der Lümmel zahm.

Wer ſpottet hoher Polizei,
Und gar der Religion,
Dem ſchlägt die Knochen man entzwei,
Ins Loch mit dem Kujon!

Kein Preßgeſchrei das Volk bethör',
Wird uns ein Blatt zu toll,
— „Sergeant, zwei Mann zum Redakteur,
Haut ihm die Jacke voll!"

Der öffentlichen Meinung Macht,
Fortſchritt und ſolcher Quark?
Monarchiſch ſind wir — Donnerſchlacht! —
Bis in der Knochen Mark.

Schafft fremden Freiheitskram beiſeit',
Staatsbürger? — Dünkelwahn!
Bei uns heißt's, oben — „Obrigkeit",
Und unten — „Unterthan"!

Mag ſich wo ſelbſt ein Völkerpack
Regieren, ſchlicht und grad,
Bei uns iſt das ein andrer Schnack,
Wir ſind „von Gottes Gnad'"!

IV.

Der Dichter.

Wie die Massen gähren, Kräfte ringen! —
Wird des Aufruhrs Flammenmeer verschlingen
Rettungslos die Anmut der Kultur,
Daß nur alter Sagen goldnes Klingen
Ferner Zeit verrät die holde Spur?

Oder fallen, nach gelöschtem Brande,
Auf die Völker wieder Sklavenbande,
Wenn ein Siegerfuß den Boden stampft,
Dem des Schlachtfelds grause Menschenschande
Als gewohnte Weihrauchstätte dampft?

Forschergeistes gottgewollt Begehren
Wird — wie einst — erstickt in Wundermären,
Priesterwort verschließt das Himmelsthor,
Daß die alten, finstern Zeiten währen
Durch Jahrhundertfolgen, — wie zuvor?

— Ringsum Streit! — Ein Hader ohnegleichen
Gellt in aller Künste Tempelreichen,
Wo sich Wahrheitsstreiter nennt der Wahn,
Wenn er Schönheit wirft mit Keulenstreichen
Aus dem Heiligtum, ein Kaliban.

Reißt vom Saïsbild den zarten Schleier,
Und der Freude edelfrohe Feier
Wird zum tierisch frechen Bacchanal.
Roher wird, enttäuscht, die Welt, nicht freier,
Hoher Sinn stirbt mit dem Ideal.

— Freiheit, Schönheit, Wahrheit! — Ist kein Heiland,
Der auf meerumrauschtem Friedenseiland
Göttliche, Euch für die Welt bewahrt
Und ihr einst zu dem erträumten Freiland
Zeigt die selige Erlösungsfahrt?

Keiner! — Dennoch bleibt die Ferne heiter.
Immer trägt ein Häuflein edler Streiter
Durch die Zeiten treue Herzensgiut.
Und, inmitten Selbstsucht, erbt sich weiter,
Wandellos, der reine Opfermut.

Nebel mag wohl Sternenschein verschlingen,
Sonne Schönheit wird ihn doch bezwingen,
Wahrheit öffnet reifer Zeit das Chor.
Und der Freiheit stolzes Bannerschwingen
Führt die Völker sieghaft doch empor.

München. Alfred Niedermann.

Die Tragödie der Hintergasse.

Eine Skizze von Fritz Marti.

(Zürich.)

„Aber . . .“ wollte der Mann fortfahren. Doch die Frau hatte sich bereits gegen die Wand gekehrt und die Bettdecke über die linke Schulter gezogen, sodaß dem Gatten nur der Anblick der reichen Fülle ungeordneten Haares blieb, dessen Strähnen den beinahe durchsichtig magern Hals bis zum Kinn umringelten, und ihm vom Gesichte der Kranken als sprechender Zeuge seiner langen Leidensgeschichte nur die fiebrig rötliche Ecke des Backenknochens entgegenschimmerte. Unschlüssig blieb der so unliebenswürdig Behandelte vor dem Bette stehen, und der Seufzer, der sich ihm aus tiefster Brust loslöste, mochte das Resultat der Wanderung sein, in der sich seine Blicke ergingen, von dem andern schlachtfeldartigen Bette und dem ebenfalls ungemachten Kinderbettchen daneben bis zum Fenstergesimse mit der Fläschchenreihe, denen das Gemisch der beengenden Gerüche entströmte. Hierauf, indem sein wasserblaues Auge wie hilfeflehend an dem Bildnisse seines jungen Kaisers, einem unlängst erworbenen Jahrmarktsstücke, haftete, begann er fast jammernd eindringlich mit dem zärtlichsten Tone, den er finden konnte: „Aber Karoline! Nicht wahr, Du hörst doch? Bitte! Begreife doch, daß es unmöglich länger geht, daß ich Dich pflegen, die Kinder und noch alle Hausgeschäfte besorgen kann, während die Heiligen für Steinwil unbedingt auf Ostern fertig sein müssen. Wie stehe ich da, wenn ich den Herrn Pfarrer im Stiche lasse! Und wenn ich diese Bestellung verliere und die versprochene von Feldegg, wovon soll ich den Hauszins zahlen? Eine Fremde anzustellen vermögen wir ja nicht, oder wir geraten noch mehr in Schulden. Die Schwester aber kostet uns nichts, und wir haben zudem jemand vertrauten. Denk nur an die Kinder!“ Da ihm als Antwort nur ein Zucken des Körpers wurde und das Gesicht der Frau sich tiefer in die Kissen kehrte, folgte der Gatte dem polternden Geräusch, das in der Stube von den Kindern erregt wurde, und das leicht die Ursache verstärkten Zornes der Reizbaren werden konnte. Auf dem Boden der Zimmerecke, in die über das gegenüberliegende schwarze Dach hinweg die Morgensonne mit goldenem Glanze ihren Weg fand, strahlte in dieser Verzierung wie eine Glorie das seidene, rötlichblonde Gelock des kleinen Jungen, dessen Spielzeug Niemand gerlngerer bildete, als ein pausbäckiger, starrer Engel. Das hölzerne Himmelsknäblein mit den schwellenden Gliedern

verdankte jedenfalls dieſe unſanfte Behandlung ſeitens des lebendigen Menſchen dem Umſtande, daß es als unartiges Kind in ſtrafbarer Weiſe der regelmäßigen Waſchung entronnen zu ſein ſchien; denn die Fleiſchfarbe ſeiner runden Arme und Beine war unter dem Staube faſt verſchollen. Während aber der Junge durch eifriges Reiben vergeblich die letzten Purpurreſte auf den vollen Engelslippen auslöſchte, um endlich auf die weiße Zahnreihe zu ſtoßen, knuſperte die kleinere Schweſter mit ihren Fingerſpitzen die ſchwachen Spuren Goldes weg, die da und dort an den Flügelanſätzen ſchwach blinkten, zuweilen auch verſuchte ſie ihre Finger in die Augen des Engels einzubohren, worauf aber der Bruder, den Übergriff in ſein Gebiet nicht duldend, ihre Hand ſchnell wegſchob.

Und der Engel, ſtatt über die Rolle erzürnt zu ſein, die er bei dieſen Weltkindern ſpielte, ſchien ſich gegenteils in dieſer Geſellſchaft zu gefallen, wenigſtens verlor er nicht ſein kindlich-gutmütiges, heiliges Lächeln.

Der Dekorationsmaler jedoch infolge der flüchtigen Empfindung, daß ein ſolches Verfahren mit einem Engel Profanation ſei, ergriff ohne ein Wort die Figur an einem Beine und war im Begriffe ſie wegzutragen, als ſich der Junge erhob, zuerſt die Hand an die Augen führte, dann aber, als das Mädchen die Aufgabe des Weinens freiwillig übernahm, mit trotziger Miene heiſchte: „Gieb mir die Puppe, oder ich ſag's der Mama.“ Zugleich ertönte aus dem Nebenzimmer die ärgerliche Stimme der Frau: „Was haſt Du wieder mit den Kindern?“ ſo daß der Gatte in leichtem Schrecken zuſammenfahrend und wie immer gehorſam den Engel wieder zu den Kindern hinuntergleiten ließ, worauf der kleine Trotzkopf ſeine Beute auf die Seite brachte und das ſtärkere Weinen der Kleinen im Nebenzimmer Geräuſch und Unruhe erzeugte.

Der Mann hatte mittlerweile den Vorhang zur Seite geſchoben, der einen tiefern Winkel der Wohnſtube als Atelier abſchloß und mit ſorgenvollem Blick trat er vor die unvollendete Arbeit, vor den Chriſtus mit der Dornenkrone auf dem geſenkten Haupte und den jetzt beinahe erloſchenen Blutstropfen auf dem Schmerzensangeſichte, und die Züge des Malers formten ſich ob der Betrachtung des göttlichen Dulders unwillkürlich nach deſſen leidvollem Ausdrucke, ſo daß zu dem vom ähnlichen Barte eingerahmten milden Antlitze und den ſanften Augen beinahe nur die Dornenkrone zur größten Ähnlichkeit mangelte. Neben dem gemarterten reifen Chriſtus thronte in dem Stolze ihres Mutterglückes, unter ihrer Krone die Madonna, auf dem Arme ihren Sohn, der jetzt noch ein ſelig lächelndes Kind war, deſſen Weſen, die Menſch gewordene göttliche Liebe, von der Welt noch nicht erkannt war als etwas Ungebührliches, das ſchleunigſt totgeſchlagen werden mußte.

Zur Seite hatte der Heiland einen kleinen Stab seiner Heiligen, die mit ihren wilden grauen Bärten und den aschfarbenen Gewändern beinahe einen schreckhaften Anblick boten. Der Maler machte schnell den Überschlag der an einem jeden vorzunehmenden Reparaturen; denn alle hatten durch irgend einen unglücklichen Zufall oder die zerstörende Zeit einen Leibschaden erhalten. So hatte der streitbare Petrus zur Strafe für das Ohr, das er dem Malchus abgehauen, seine Nasenspitze verloren, welcher Not nach der Berechnung des Malers mit etwas Kitt leicht abzuhelfen war. — Nachdem der Maler in Arbeitsbeweglichkeit geraten war, neben die Farbenkessel die Pinsel gelegt und schon in die wie eine Palette mit bunten Klexen bemalte Blouse zu schlüpfen begonnen hatte, legte er diese plötzlich wieder hin und kehrte mit den Worten ins Krankenzimmer zurück: „Ich will jetzt den Kaffee machen, ich habe gestern die bessere Sorte für 1 Fr. 60 Cts. gekauft und geröstet. Du wirst wohl Hunger haben und die Kinder . . .“ Erschreckt hielt er inne. Die Frau saß im Bette aufrecht, obwohl ihr Oberkörper schwankte wie der Halm im Winde und der Kopf wackelte und die Hände nur zitternd das Leintuch zurechtnestelten.

„So, Deine Schwester willst Du mir ins Haus bringen!“ zischte sie ihm im pfeifenden Flüstertone entgegen. „Und ich soll zusehen, wie sie mit den Kindern grob verfährt, wie sie Ordnung machen will, wie sie alles besser weiß, wie sie Dich bedauert, daß Du mich geheiratet, ihrem Rate zum Trotz, und wie sie nun doch recht gehabt, da Du eine kranke Frau zur Last erhalten. Und ich soll natürlich an allem schuld sein.“ Die Augen der Kranken strahlten in unheimlichem Feuer.

„Wärest Du ein Mann, Du thätest das Deiner Frau nicht an. Doch nie wirst Du ein Mann sein, nie! So gewiß aber Deine Sabine die Schwelle übertritt, so verlasse ich das Haus, und sollte es mein Tod sein. Doch das wäre Euch ja recht, wenn Ihr die Last los würdet. Wenn ich nur bald stürbe! Die armen Kinder!“

„Karolina!“ schrie der Mann gepeinigt auf. „Du sagst, was Du selbst nicht glaubst, schäme Dich, so zu reden! Und gegen den Befehl des Arztes regst Du Dich doch wieder auf. Denk an die Kinder! Und was hat Dir die Schwester zu Leid gethan? War sie nicht nachher doch zufrieden und anerbot sich als Patin, aber Du wolltest nichts von ihr wissen. — Ich bitte Dich, sei ruhig und still! Was wird der Arzt sagen, wenn er Dich so in Aufregung antrifft. Ich will jetzt die Betten machen, daß man die Ordnung auch ansehen darf.“

Aber mit der Hartnäckigkeit des Kranken fuhr die Frau mit grollender Stimme anklagend fort:

„Bei der Würgler hast Du auch wieder den Guten gespielt und ihr

Geschwätz abgewartet auf der Laube — schweig' nur, ich hab's wohl gemerkt. — Sie lauert Dir ja auf und ist sehr freundlich gegen Dich, Deine gute Freundin. Du weißt doch, wie ich sie hasse, die heuchlerische Katze mit ihrem falschen Lächeln, die so freundschaftlich thut und es doch mit der Benz hält und uns alles Böse gönnt. Doch Du schleckst sie noch, nur mir zum Ärger. Wäre ich nur schon unter dem Boden!"

Ihr schwankender Leib fiel zurück, so daß der Hinterkopf auf die Bettstelle aufschlug und der Gatte erschreckt hinzusprang und das gebrechliche Wesen sorgsam bettete und dabei murmelte: „Was kann ich dafür, wenn mich Frau Würgler auf der Laube anredet, man muß den Leuten doch Red' und Antwort stehen! Aber du bist eben krank, doch der Frühling macht dich bald gesund, und dann ist alles wieder gut."

Aber erschöpft, in sich gekehrt lag die Frau unbeweglich da und ließ seinen Trost ohne Erwiderung, während der Knabe mit dem Engel im Arm an der Seite der Mutter herausfordernd dem Vater gegenüberstand, der nach dem Verstand der Kinderseele und nach der Logik ihrer Erfahrungen der Mutter Unrecht zugefügt hatte. Vergeblich guckte jedoch der kleine Verbündete nach der Mutter, die zu seiner Verblüffung die Kraft ihres geheimen Bündnisses heute unwirksam ließ. Dafür fand das Schwesterchen, dessen Weinen am Ende vergnüglicher Selbstzweck geworden war, auf des Vaters Armen einen stolzen Sitz, und sein plärrender Singsang schlug plötzlich in ein triumphierendes, spottlächerliches Mienenspiel nebst Ausstrecken der Zunge gegen den Bruder um, der in der Verlegenheit seiner einsamen Stellung sich kleinlaut in die Wohnstube begab.

Das verworrene Geschrei gellender Stimmen und das Gedröhne sich nähernder Schritte auf der Laube bewog den Maler hinauszutreten und beim Anblick der zwei sich durch die Thüre drängenden Weiber diejenige zum Krankenzimmer schnell zu schließen. Wie er die Lippen zum Fragen öffnen wollte: „Was wünschen Sie?" schrie die eine der Frauen, eine groß und hübsch gewachsene Person mit scharfer Metallstimme des argen, haßerfüllten Herzens: „Vor Gericht nehme ich sie, und verdammt bin ich, wenn sie mir nicht ins Loch muß, die Verleumderin, das Mensch, die fremde . ." Ihr Wutausbruch stockte, als sie die Gescholtene nirgends erblickte und sie sich dem ruhigen ernsten Manne mit den sanften Augen gegenüberbefand. Zugleich hatten ihre scharfen, blauen Augen sich nicht der Betrachtung des nach fremdem Geschmacke eingerichteten Zimmers enthalten können. Gleich bei ihrem Eintritte hatte sich der kleine Held mit größter Angst und Eile hinter den Vater geflüchtet und schielte nur bisweilen zwischen dessen Beinsäulen hindurch. Mit dem Stirnrunzeln und dem schwach geschärften Tone der Empörung fragte der Maler: „Was wollen

Sie hier?" Schon aber hatte sich die ältere zierlich-kleine Frau mit dem braunen schmalen Gesichte, in deren frommer Miene verhaltene Rachsucht und ängstliche Verlegenheit seltsam zitterten, sich an ihn gemacht, seinen rechten Arm ergriffen und versetzte ihm damit von Zeit zu Zeit eindringliche Stöße in die Seite und, indem sie mit schmeichlerischer Rede begütigen wollte: „Nichts, lieber Herr Behr, nichts, was Sie angeht. Man hat der Frau Benz nur hinterbracht, Ihre Frau habe gesagt, es sei ein Glück für Frau Benz, daß ihr Mann, der Waschlappen, nichts von dem unehelichen Kinde wisse, das sie vor der Heirat gehabt, und es sei dem armen Tröpflein gut gegangen, daß es habe sterben können."

Diesmal fühlte der Maler bitter sein Unrecht gegen die eigene Frau und die feige Schwäche gegen das schmeichlerische Weib, das ihn mit seiner Gunst belästigte, ihn lobte und bemitleidete auf Kosten der Frau, und dem gegenüber seine rücksichtsvolle Natur wehrlos war. Für ihn brach Frau Benz los: „Sie, Frau Würgler, haben mir das von der Behr gesagt, und Sie müssen mir Zeuge sein!" Als diese in größter Verwirrung von einem Mißverständnis stotterte, öffnete sich leise die Thüre des Nebenzimmers, und auf der Schwelle stand in ihrem langen weißen Hemde die Kranke, die sich mühsam mit den ausgestreckten Armen an den beiden Pfosten aufrecht hielt, beinahe in der Stellung des gekreuzigten Christus, und ihr geisterhaftes Aussehen, der auf die Brust sinkende Kopf mit dem Medusenhaar auf dem schlanken Halse und dem verzehrenden Feuer in den Augen verwandelte das Getümmel in plötzliche Stille. Ihr Mund klappte einige Male auf und zu, bevor sich ihm endlich der Ausruf entrang: „Warum peitschest Du sie nicht hinaus! Macht, daß Ihr hinauskommt! Reich' mir den Stock dort, Armin!" wandte sie sich zum Knaben und begann, da sie die Stütze der losgelassenen Hand verloren, so bedenklich zu schwanken, daß der Gatte aus seinem starren Staunen erwachte, den beiden Weibern zurief: „Geht fort!" und dann die wankende Frau wie ein Kind aufhob, an seiner breiten Brust barg und die Sträubende an ihren Platz beförderte. Mit Angstgeschrei flüchtete sich der Kleine ihm nach. Ehe die Thüre schmetternd ins Schloß fiel, drang zu den das Schlachtfeld Behauptenden der in Schluchzen überschlagende Bittruf: „Peitsch' sie hinaus!"

Doch, bevor diese dem Wunsche der Feindin willfahrten, benutzten sie die Abwesenheit der Inhaber des Zimmers, um dessen Ausstattung einer schnellen Musterung zu unterziehen. Mit neidischen Augen überflogen sie die einzelnen an den Wänden zerstreuten zierlichen Nippsachen, welche der im übrigen ärmlich einfachen Wohnung ein fast vornehmes Aussehen verliehen. Da hing eine mit hübscher Stickerei verzierte Bürstentasche, dort ein niedliches Körbchen für das Staubtuch, und die Lücken waren ausgefüllt

durch ſchöne Bilder. Auf einem kleinen mit einem buntfarbenen Teppiche bedeckten Tiſchchen lag ein Photographiealbum, und dahinter an der Wand befanden ſich zwei kleine Gypsbüſten zweier Männer mit edlen Geſichtern und hohen Stirnen, welche die weiße, ſchöne, nackte Frauenfigur in der Mitte bewachten.

Zur Betrachtung des Hauptzierſtückes aber wichen die Frauen in den Hintergrund und ſtreckten die Köpfe weit vor gegen den neu lackierten glänzenden Glasſchrank, hinter deſſen blinkenden Scheiben geblümte Taſſen und bemalte Teller ſtanden, nebſt zwei hohen Blumenvaſen aus Silberglas, dem echten Silber täuſchend ähnlich. Neben dem koſtbaren Möbel hing, nicht ohne Grund beinahe verborgen, das Lehrlingsſtück des Malers, das indeſſen auf die Beſchauer einen unheimlichen Eindruck ausübte, da es den Ausbruch des Veſuvs bedeutete, doch in ſo farbenfreudiger Weiſe, daß man das Ganze auf den erſten Blick als die Darſtellung einer krepierenden Granate halten konnte, deren Splitter aus dem Centrum blutigroter Flammen in die finſtere Nacht einer dicken Rauchwolke emporgeſchleudert wurden. Schauerlich zündeten die blutigen Feuerzungen in das ſchwarze Gewölk.

Schnell fuhren die beiden Beſchauerinnen in die Lage der Unbefangenheit und Gleichgültigkeit, als die Thürklinke knackte und der Maler heraustrat, deſſen Miene den Weibern den Weg wies. Unter der Thüre aber, nachdem ſie einen neugierigen Blick auf das jetzt erſt entdeckte Heiligenarſenal warf, wandte ſich Frau Benz um und rief mit ihrer gellenden Stimme: „Wartet nur, Ihr ſollt an mich denken! Ihr oder ich!“

Frau Würgler aber trat ihren Rückzug nicht ohne ein freundliches Lächeln erſt an, als ihre Abſicht, behufs entſchuldigender Auseinanderſetzung länger zu bleiben, bei Behr einer abwehrenden Kälte begegnet war.

Ins Krankenzimmer zurückgekehrt, begann der Maler ſtillſchweigend die Betten zu ordnen. Doch eine der Frau verſtändliche Sprache redete das Gepolter, mit dem der Gatte das Kinderbett an die Wand ſtieß und der Luftzug der kräftiger hingeworfenen Bettdecke, der ebenfalls Vorwürfe zu ihr hinüber wehte. Die Frau aber verwickelte ihre liebkoſenden Finger in die Locken des Knaben und ſchien für das Übrige teilnahmlos. — Endlich arbeitete ſich aus des Mannes Bewegung die zitternde Rede heraus: „Was haſt Du wieder angeſtellt! Was ſoll man dem Doktor ſagen, wenn Du einen Rückfall davon trägſt! Warum helfen auch alle Vorſtellungen nichts! Daß Du immer und immer wieder dieſer Leute wegen Dich aufregen kannſt! Aber Du nimmſt keine Rückſicht auf Dich und uns und trägſt keine Sorge zu Deiner Geſundheit!“

Der Knabe, in deſſen Haaren die Finger der Mutter ſpielten, ſtieß plötzlich einen Schrei aus. Die Kranke aber rief, in ein wehleidiges Weinen

ausbrechend: „Halte Du es nur mit den anderen Leuten und verachte uns! Habe ich nicht schon längst aus diesem schlimmen Neste fortzuziehen begehrt, während Du daran den Narren gefressen hast. Und jetzt soll ich an allem schuld sein! — Könnte ich doch bald sterben!“

Wie der betroffene Gatte den Mund zur Erwiderung öffnen wollte, pochte es an die Stubenthür, und der Arzt trat herein. Sein Auge fragte stumm nach dem Vorgefallenen, dessen Spuren noch in Miene und Haltung zu sehen waren und dessen Folgen aus dem Gesichte der Frau deutlich sprachen. Während der Maler mit der scheuen Gedrücktheit des bösen Gewissens seinen Gruß erwiderte, geriet die Frau in eine freudigere Beweglichkeit, wie jemand, der aus dem Sturme ein schützendes Obdach erreicht, und ein zuthuliches und dankbares Wesen gegen den Arzt griff bei ihr Platz. Aber als sie sich zuvorkommend zurechtdrehen und sogar sich aufrichten wollte, mangelte ihr die Kraft. Das stoßweise starke Anfluten des Blutes in der großen blauen Ader neben der Muskelkante des magern Halses ersparte dem Arzte das Befühlen des Pulses. Nur der Gatte hatte die tiefe Betroffenheit auf dem Gesichte des Doktors bemerkt, und seine Züge schossen zu den Furchen eines plötzlichen Verzweiflungsschreies zusammen, den er jedoch rechtzeitig unterdrücken konnte. Mit beinahe eifersüchtiger Aufmerksamkeit verfolgten die großen Augen des Knaben jede Bewegung des Mannes, der bei der Mutter in so großem Ansehen stand, der aber heute kein freundliches Wort für ihn hatte, sondern vielmehr mit ärgerlicher Stimme sagte: „Frau Behr, Ihr Zustand hat sich verschlimmert. Ich lehne alle Verantwortung ab, wenn man meine Anordnungen nicht befolgt. Ich kann Ihnen nichts anderes vorschreiben als möglichste Ruhe!“ Und er suchte seinen Hut und wandte sich zum Gehen, den Abschiedsgruß vergessend, sodaß die Frau ihm betroffen nachschaute. — Auf der Laube vernahm Behr den Bericht, nach dessen Abgabe der Arzt sich schnell und verlegen flüchtete. Der Maler aber stand mit aufgerissenen Augen da und kehrte dann wie betäubt in die Stube zurück und suchte zu verstehen. Aber ein Druck lastete auf seinem Hirn, und was er fühlte, war nur der kalte Schweiß, der zwischen den gesträubten Haaren heraustrat, eine große dumpfe Angst, die zum Schreien drängte und eine namenlose Liebe, verbunden mit einer Unruhe, die ihn der Selbstbeherrschung entrückte. Wie aus einem Traume erwachend, betrachtete er die bekannten Gegenstände und sagte sich, daß das seine Wohnung sei und alles Wirklichkeit. Er schritt von einem Ende des Zimmers zum andern, faßte sich bisweilen an den Kopf, rieb sich die Stirne und ertappte sich sogar auf einem Lächeln. Daran war aber die Erinnerung an die Hochzeit schuld, die ihm, er wußte nicht wie, gekommen mit einer Deutlichkeit des Bildes in allen Einzelheiten wie nie zuvor. Vorher aber

hatten ſich die Bilder gejagt: Das Knabenleben im Elternhauſe, Lehrzeit Militärdienſt, Wanderſchaft und Begegnung mit einem Mädchen, die ihn ſein Bündel in die Herberge tragen und im Orte Umſchau nach Arbeit halten ließ. Und dann das Glück des Hochzeitfeſtes und die junge Hoffnung und das Leben prächtig wie das Paradies, und dann die Not und der Kummer.

„Das Schickſal ſetzt den Hobel an und hobelt alle gleich," ſang in der dunklen Pinte gegenüber der luſtige Schreiner beim Frühſchoppen. Da trat der Maler vom Fenſter zurück, da die Gegenwart mit ihrem Schreckensantlitz wieder vor ſeinem entſetzten Auge auftauchte. Er ſchritt gegen die Thüre, betrachtete die Kranke, die ahnungslos aber fiebrig-unruhig dalag. Seine Bruſt wölbte ſich beinahe zum Zerſpringen, die Lippen bewegten ſich mehrmals nur zum Anſatz, um vor der Frau die ſo lange in ihren Zellen zurückgedrängte Liebe auszuſchreien. Denn er fühlte, was ſie ihm gegeben und wußte, daß ſeinetwegen ihr Herz ſich verbittert, da ſie die Schuld alles Unglücks auf ſich genommen.

Als fühlte die Frau die auf ſie gehefteten Blicke des Gatten, ſchlug ſie verwundert zuweilen ihr Auge gegen ihn auf, welchen Moment er jedesmal benutzen wollte, um zu ihr zu reden. Aber ein Liebeswort jetzt aus ſeiner Erſchütterung hätte ihr Erſtaunen und Mißtrauen geweckt, und er beſaß weder den Mut noch die Grauſamkeit, noch auch die Kraft, das Wort vom Tode auszuſprechen. Der kleinlaut gewordene Knabe erhielt auf ſeine Klage: „Ich habe Hunger!" keine Beachtung.

Auf ein dringendes Pochen an der Thüre ging er zerſtreut hinaus, um nachzuſehen, und traf dort Frau Würgler, deren braunes Geſicht von der Röte der Aufregung noch dunkler gefärbt war, und deren Lippen ſich in beſtändiger Aufregung netzten. Sofort legte ſie ihre Hand auf ſeinen Arm und verſetzte ihm wohlwollende Stöße in die Seite. „Sie dauern mich, Herr Behr, ich kann nicht ſagen wie, aber fügen Sie ſich in den Willen Gottes, der alles zum Beſten lenkt . . . Es läßt mir keine Ruhe, und ich würde mir ewig ein Gewiſſen daraus machen, wenn ich Sie nicht darauf aufmerkſam machen würde: Sie werden doch für Ihre Frau den Troſt der heiligen Sterbeſakramente verlangen. Ich gehe Ihnen gerne ſelbſt zum Pfarrer, wenn Sie Niemanden ſonſt haben."

Über den Mann war ein Zittern gegangen, da er ausſprechen hörte, was der Arzt ihm nur angedeutet, und er ſchnell in der Zeit ſich einige Monate zurückverſetzt ſah an das Sterbebett der Mutter mit dem ſchwarzen Prieſterkleid davor, brennenden Kerzen daneben, wirbelnden Weihrauch durch das Zimmer und auf den Knieen betende murmelnde Menſchen, und der Anblick der Sargfarbe und der Totengeruch wiederholte ſich ihm. Auf ſein ſtummes Kopfſchütteln redete Frau Würgler eindringlicher auf ihn ein:

„Sie werden doch nicht eine solche Verantwortung auf Ihre Seele laden wollen und sich das ganze Leben hindurch den Vorwurf machen, daß Sie Ihrer Frau den letzten Trost und das ewige Leben vorenthalten haben! ... Sie besonders sollten keine der heiligen Handlungen verachten, der Sie von der Kirche Verdienst haben. Ich möchte lieber alles andere, als eine solche Sünde auf dem Gewissen haben."

Kaum verstehend, was die Frau wollte, murmelte der Maler: „Wie Sie meinen," ließ sie und ging schnell wieder zurück. Bei seinem Eintritte hob die Frau den Kopf etwas, und ihr Blick war eine stumme Frage nach dem Vorgefallenen. Zugleich wurde er aber des Unrechtes, das in seinem Schweigen gegen die Kranke lag, in seiner ganzen Größe bewußt, aber trotz des guten Willens und der Anstrengung brachte er keinen Anfang zum Gespräche zustande. Statt dessen begann er den Rock des noch nicht völlig angekleideten Mädchens einzuknöpfen, um in der Mitte abzubrechen und nach dem Waschschwamme zu gehen, der im Nebenzimmer hing. Hierbei hatte er Gelegenheit, der Frau das Taschentuch zu reichen, das sie zu Häupten nicht erlangen konnte. Nur ein langgezogener, klagender Seufzer war die Antwort auf die Frage: „Wie geht es mit den Schmerzen? Willst Du noch nichts?"

Er erschrak, als unmittelbar auf ein schnelles Pochen die Thüre sich öffnete und der Pfarrer in schwarzem Gewande hereinschlüpfte. Es war ein freundlicher Mann, aus dessen zufriedenem Gesicht das Wohlwollen förmlich strahlte, und seine Miene erhellte sich noch mehr, als er hinter dem weggeschobenen Vorhange die Ausstellung der Heiligen entdeckte und er nun im Maler gewissermaßen auch einen Kirchendiener erkannte. Die Gutmütigkeitsfalten seines rötlichen Antlitzes verzogen sich jedoch einen Moment zum Ernste, als er den Engel mit den ausgestreckten Beinen am Boden liegen sah. Der Maler verstand den Schatten, der über das Gesicht des Priesters gehuscht war, und er sagte entschuldigend mit einer kleinen Entstellung der Wahrheit, indem er das steife Engelwesen aufhob: „Der Kleine hat ihn soeben herausgeschleppt," worauf dieser die alleinige Verantwortung ablehnte: „Mini auch!"

Nachdem er dem Manne die Hand gedrückt, fragte der Pfarrer mit Teilnahme: „Es geht also nicht gut? Warum haben Sie mich nicht früher kommen lassen? Es wird aber noch nicht so weit sein, daß die letzte Ölung geboten ist? Oder was meinen Sie? Es wäre mir lieber, ihr eine Vorbereitung vorangehen zu lassen und sie dann am Abend vorzunehmen; zudem ist jetzt der Sigrist*) nicht zur Hand."

*) Sakristan, Mesner.

Mit scheuer Miene führte er den Pfarrer in das Krankenzimmer; daß aber nun ein Anderer zu sagen hatte und jedenfalls verstand, was er aus Schwäche verabsäumt, verschaffte ihm doch ein Gefühl der Erleichterung.

Mit scheuem Seitenblicke und unruhiger Bewegung tastete die Frau nach der Hand des Geistlichen, welcher indessen auch nach Worten suchte, bis er sich der leichten Verlegenheit entledigte: „Es freut mich, Frau Behr, daß Sie nach mir verlangt als gute Tochter unserer Mutter, der heiligen Kirche. Sie lehrt und giebt uns die Kraft, das Schwerste zu ertragen durch ihre Trostmittel des Gebetes und der heiligen Ölung."

Eine wilde Unruhe flammte in den Augen der Kranken auf, und angstvoll hing sie an seinem Munde.

„Durch das Bekenntnis der Sünden giebt Ihnen der Vater Gelegenheit, sich vor ihm zu reinigen und durch sein heiliges Sakrament die Bestätigung der Entsündigung und Vergebung zu erlangen". Die Unruhe der Kranken wurde größer, und ihre Blicke wanderten schneller, während sie augenscheinlich gegen die betäubende Macht der feierlichen Rede rang.

Aus der Rocktasche zog der Pfarrer ein kleines schwarz gebundenes Gebetbuch: „Bereiten wir uns vor, des heiligen Sakramentes würdig zu werden und bitten wir den Herrn um die Gnade der Geduld! Ich weiß, o mein Gott, daß der Himmel für diejenigen bestimmt ist, die hienieden leiden und zwar leiden mit Geduld. Ich bin entschlossen, alle Trübsale ruhig zu ertragen; aber sobald sie sich einstellen, werde ich traurig und verdrießlich und verliere alles Verdienst meiner Leiden, weil ich nicht leide aus Liebe zu dir. . . . So verleihe mir denn diese Tugend der Geduld, o mein Gott! Gieb mir Kraft, alle Schmerzen und Trübsale, die du noch über mich verhängen wirst und besonders die Schmerzen meines Todeskampfes und Hinscheidens mit Ergebung zu tragen. Amen".

Während des Gebetes flimmerten die Augenlider der Frau immer schneller, und die Augen quollen manchmal weit vor, während die Pulsader am Halse zuerst langsame, wuchtige, dann sich beschleunigende Stöße zeigte, aus der schwer arbeitenden Brust der Atem stöhnend sich entrang und auf der Bettdecke die Finger sich tastend krallten.

Der Pfarrer schlug die Seite um.

„O guter und barmherziger Gott! In Demut flehe ich dich an um die letzte und größte aller Gnaden, um die Gnade eines seligen Todes. Zwar bin ich nach meinem lauen und sündhaften Wesen, nachdem ich so vielmal deine Gaben und Wohlthaten mißbraucht habe, nicht würdig, daß du mich erhörest; aber, o Herr! siehe nicht an meine Sünden und Missethaten, die ich von Herzen verabscheue und bereue; siehe vielmehr an die unendlichen Verdienste deines göttlichen Sohnes, unseres Erlösers.

Um seines bittern Leidens und Todes willen erbarme dich meiner und laß mich in deiner Liebe sterben".

„Ich will nicht sterben!" brach sich endlich ein durchdringender Schrei aus dem zuckenden Munde der Frau, die mit einem Rucke sich halb erhoben und auf den linken Ellbogen gestützt mit ihren entsetzten Augen abwechselnd den einen und den andern betrachtete. Als des Gatten reichlich fließender Thränenquell ihr eine beredte Antwort gab und die Angst vor einem unbegreiflichen Etwas zur blitzschnellen Erkenntnis sich erleuchtet, da entströmten ihr wieder die Jammertöne: „Muß ich sterben? Meint ihr? Es kann nicht sein, ich darf nicht sterben! Armin, Mineli, ich gehe nicht von euch weg! Laßt die Mutter nicht sterben!"

Sie wandte sich an den schluchzenden Gatten:

„Nicht wahr, Hermann, ich muß nicht sterben? O Gott, es kann nicht sein! Du warst immer ein so guter Mann, Hermann, und ich habe Dir so das Leben verbittert, ich war stets so unzufrieden. Es wird ja alles anders werden, und wir werden glücklich sein." Die Stimme sank zum hastigen, angstbebenden Geflüster, durch das die frühere schmeichelnd-bittende Zärtlichkeit drang: „Und wenn wir auch nichts haben und arm wie Bettler durchs Land ziehen, nur mit einem Karren und einem Tuch darüber, wir wollen doch glücklich sein, daß wir uns haben und die Kinder. Nie mehr will ich zanken!"

„So rede doch!" fuhr sie im Tone der Gereiztheit auf, als des Gatten thränenüberströmtes Gesicht sich abwandte und der Trost ausblieb. „Sage, daß es nicht wahr ist!" — „Karolina, verzeihe mir!" brach der Mann in ein starkes Schreien aus und warf sich vor dem Bett auf die Kuie, indem er die Hände gegen die Frau rang und den Kopf gegen das Bett stieß, worauf auch die Kinder in ein erschrecktes Weinen verfielen und der Pfarrer sich den Schweiß vom Gesicht trocknete. Durch die Lücke, zwischen den Vorhängen fiel eben die höher gestiegene Sonne und schob eine Scheibe ihres goldenen Lichtes zwischen die Sterbende und den Priester, und gierig trank jene die göttliche Speude. Auf das Fenstergesimse hatte sich ein Fink gesetzt und begann sein Lied zu schmettern, und als ob er sich nicht Genüge leiste und der unruhige, von einer Wolke geschreckte Sonnenschein ihn mit Glück und Dankbarkeit trunken machte, erhob er sich zu größerer Anstrengung, und als wollte sie zerspringen, jubelte die kleine Brust ihren Sang mit beinahe übernatürlicher gesteigerter Kraft in die Frühlingsluft, und dann flog er zur Gespielin auf das Dach.

„Verzeihe mir, Karolina!" jammerte der Mann aus seinem Schuldbewußtsein zu der erschöpft zurückgesunkenen Frau, die einen Moment dem jauchzenden Gesange des Vogels gelauscht hatte und nun von neuem sich

emporraffen wollte, keuchend, verwirrt; aber die Stimme verſagte, ein undeutliches Geflüſter ruſchelte über die Lippen, und mit dem letzten gellenden Rufe: „Niemand hat mein Kind zu ſchlagen!“ verlor ſich ihre Seele in das weite, freie Reich des Traumes, von dem ſie nur mit vereinzelten, unverſtändlichen Worten dieſer engen Wirklichkeit Kunde gab.

Der Gatte hatte die Kinder neben ſich niedergezogen, und der Pfarrer betete mit ſtarker Stimme. Ein Schrei, ein langer, tiefer Seufzer der Erleichterung, und hierauf Stille. Dafür erneutes, heftiges Schluchzen des Gatten, der ſich erhob und über das Bett warf, worauf der Pfarrer der Todten die Augen ſchloß.

„Herr Behr, nach den Reden der Frau Würgler mußte ich glauben, es ſei der beſondere Wunſch der Seligen, daß ich komme, und daß ſie über alles unterrichtet geweſen ſei,“ ſagte der Geiſtliche entſchuldigend. „Seien Sie ein Mann, ſchicken Sie ſich in Gottes Fügung, bedenken Sie, daß Sie der Vater Ihrer Kinder ſind und nicht aufhören dürfen, in dieſem Leben zu wirken und zu ſorgen nach göttlicher Pflicht, auf daß die Selige ohne Trauer Sie erwarte.“

Nachdem er gegangen, taumelte der Mann empor und kannte ſich mit Mühe aus in der Umgebung, die ihm öde und leer erſchien. Leiſe weinend ſchmiegte ſich das Mädchen an ihn, und der Knabe ſchaute mit neugierigem Staunen nach dem bleichen Geſichte der ſtillen Mutter und erwartete vergebens ihre Anrede.

Frau Würgler trat ſcheu und leiſe herein, reichte dem Maler die Hand. „Ich kondoliere Ihnen herzlich. — Soll ich ſie ankleiden? Frau Benz wird mir ſchon helfen.“

„Thun Sie, was Sie für nötig finden“, murmelte Behr und trat mit dem Kinde auf dem Arm an das Fenſter, wo er in ſtillem Schmerze ſinnend auf die Gaſſe ſchaute. Von der Würgler geholt, trat Frau Benz herein und ging rückſichtsvoll und mit ſchüchternem Gruße an dem Maler vorbei. Vor dem Bette betrachtete ſie mit triumphierender Genugthuung und vor Rührung feuchten Augen die tote Feindin, und beinahe mit Zärtlichkeit und Sorgfältigkeit faßte ſie die Leiche an, um ſie zu ſchmücken. — Da knackte die Thüre, eine Kindshand ſchob ſich durch die ſchmale Öffnung und auf den Boden fiel ein Zettel, deſſen Inhalt der Maler ſofort ahnte. Der Hausherr pflegte ihm, obwohl die Entfernung zwiſchen ihnen nur zwei Häuſerlängen betrug, den Zinsaufſchlag ſowie Reklamationen in einem Briefe zu ſenden, weil ſein gutes Herz ihn unfähig machte, jemandem ins Geſicht Unangenehmes zu ſagen. Mit allerlei gewundenen Ausdrücken des Bedauerns kündigte er dem Herrn Behr die Wohnung und ſah ſich leider zugleich aus der Pflicht der Fürſorge für ſeine eigene Familie genötigt,

für den rückständigen Hauszins Sicherheit durch den Hausrat zu verlangen. Der Brief war vor dem Ende der Frau geschrieben worden, hatte aber die Verzögerung erfahren dadurch, daß Frau Benz das Mädchen zu sich hereingerufen, um ihr Werk mit eigenen Augen bestätigt zu sehen und gleich genießen zu können. Nachher hatte sich das Kind nicht mehr zu kommen getraut, als es den Pfarrer in der Stube wußte.

Behr hielt das Papier mit der verschnörkelten Schrift in der Hand, ohne sich recht deren Inhaltes bewußt zu sein. Allmählich aber geriet sein Sinnen darauf, er dachte an das Morgen, das wie eine entsetzliche Leere vor ihm gähnte und an alle die schweren Tage ohne sie; die Erinnerung an seine Kinder rief ihm auch die Größe seines Unglückes ins Gedächtnis. Ihn stach selbst der Gedanke, daß er die versprochene Arbeit nicht werde abliefern können, und er ohne diesen Verdienst seinen geringen Hausrat verliere. Die Schwäche seiner Beine zwang ihn, sich auf den Stuhl neben dem Tische zu setzen, wo er, das Kind auf den Knieen, in neues Nachsinnen versank. Er hatte das Gesicht in die rechte Hand gestützt und sah nicht, wie die beiden Frauen schalteten und Frau Würgler einigemal hinausging und auch in der Küche durch klirrendes Geräusch sich bemerkbar machte.

„Sie ist fertig angekleidet, wollen Sie sie sehen?" sagte sie endlich, und er trat in das Zimmer, das die Frauen in saubere Ordnung gebracht. Sie hoben das Leintuch von der stillen Gestalt, und er stand vor dem Geheimnis des Todes, schaute das friedliche Antlitz seiner Frau, die nicht mehr sein war, und seine Erstarrung des Schmerzes rührte selbst auch Frau Benz, daß sie nach dem Schürzenzipfel faßte, worauf sie schweigend in die Stube zurücktraten. Auf die Anfrage der Frau Würgler erlaubte er ihr auch die Todesanzeige im Städtchen herumzusagen, was sich sonst, was er aber nicht wußte, nur die wohlhabenden Leute gestatteten, und endlich war er allein, nachdem er selbst der Frau Benz ohne Zorn die Hand gedrückt. Nun er allein mit seinem Schmerze war, fügte sich mit dumpfer Schwere zu diesem das Bewußtsein, durch die Nachgiebigkeit gegenüber der Frau Würgler der eigenen Frau vor ihrem Ende Weh und Unrecht zugefügt zu haben. Der körperlich stechende Schmerz in der Herzgegend schien ihn sein übriges Leben hindurch als Vorwurfs- und Erinnerungsmal nicht mehr verlassen zu können. Zugleich erkannte er mit bitterer Klarheit in diesem Unrechte wie in einem Spiegel auf einmal seine unmännliche Schwäche und gestand damit, sein Leid vergrößernd, der Frau nach ihrem Tode ihr Recht zur Unzufriedenheit und scheltendem Tadel zu.

Da er das Klopfen an der Thüre überhört, bemerkte der Maler die mächtige Gestalt des Gemeindeammannes mit dem feisten Nacken, dem vorgebeugten starken Gesichte erst, als dieser seine musternde Umschau im

Zimmer beinahe vollendet hatte. Obwohl mancherlei Spottreden der Einwohner über den Gewaltigen an Behrs Ohr geklungen, erhob er sich doch mit der Miene der Ehrerbietung und fragte, das Kind auf dem Arme: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Ammann?“ Doch statt zu antworten, blickte ihm dieser bloß mit hämischem Lächeln ins Gesicht. Unter dem stummen Anstarren und den spöttischen Blicken des Gefürchteten wuchs die Verlegenheit des Malers zur völligen Verwirrung, während sich der Ammann an seiner Hilflosigkeit weidete wie ob einem, der sich an der Lösung eines aufgegebenen leichten Rätsels umsonst abquält.

„Wissen Sie eigentlich, vor wem Sie stehen?“ fragte endlich der Magistrat mit vorwurfsvollem sanftem Tone und leichtem Kummer im bartlosen Gesicht. Die Röte stieg in des Malers Gesicht, als er die Ursache dieses befremdlichen Benehmens noch nicht fand und endlich an seinem Äußern suchte. Jetzt half ihm der Vorsteher auf den Sprung: „Ist das die Stellung vor einem Vorgesetzten?“ Da stellte Behr erschrocken das Kind neben sich auf den Boden, wie Gewehr bei Fuß, und verwirrte sich noch mehr über sein Versehen, daß er mit dem Kinde auf dem Arm vor einem Obern gestanden, dadurch die gebührende Haltung und Ehrerbietung verletzt, und daß das gerade ihm begegnet, dessen Höflichkeit in dem zarten Gewissen stets auf der Lauer stand.

Nachdem sich der Ammann gepustet und nochmals Inspektion über das Zimmer gehalten, sagte er mit etwelcher Barschheit: „Was machen Sie eigentlich, daß Sie nicht einmal Ihren Hauszins zahlen und der Schwegler Ihren Hauszins verpfändet haben will?“

Als der Maler ihn nur wie mit verständnislosem Staunen ansah, fuhr jener fort: „Abrobos, wie geht es Ihrer Frau, sie sei krank?“

„Sie ist gestorben, vorhin,“ würgte der Maler die Antwort heraus und deutete mit der Hand nach der geschlossenen Thüre des Leichenzimmers. Da zogen sich die Augenbrauen des Beamten erschrocken in die Höhe, er suchte den Hut, den er in der Hand hielt und stotterte: „So — so — — — gestorben! dann komme ich später wieder.“ Und die Majestät des Ortes floh vor der größern Majestät des Todes.

Nun drängte die drohende Gefahr den Schmerz des wirklichen Unglückes für einen Augenblick zurück. Als ob er sich gegen die bis zum Kinn steigenden Wellen der Not durch schnelles Handeln retten könnte, geriet der Maler in eine unruhige Beweglichkeit und trat in das Atelier, wie um die Arbeit aufzunehmen, wo er aber wieder mutlos vor der Übermacht der Aufgabe vor dem Christus stehen blieb. Jetzt geriet der Junge, der bisher kleinlaut geblieben, dem Schwesterchen in die Haare, daß es aufschrie und der Vater hinzutrat, um Ruhe zu schaffen.

In diesem Augenblicke hielt ein Klopfen seine unwillig-eiligen Schritte auf, und in seinem Ruf klang eine Schärfe, die nicht seiner Art gehörte, und die er auch gleich bereute, als ein hübsches, munteres Mädchen eilfertig in die Stube trat. Nach einem freundlichen Gruß und schnellen Blick auf die Kinder und das Zimmer fragte sie: „Wohnt hier der Maler Behr?“ Mit etwelchem Befremden auf die höfliche Erwiderung des Mannes: „Zu dienen, mein Fräulein!“ fuhr sie fort: „Kann ich das Gestell für den Toilettenspiegel, das die Köchin zum Lackieren gebracht, haben?“

Da entschuldigte sich der Maler betreten mit den verbindlichsten Worten, es sei ihm noch nicht möglich gewesen, die Arbeit zu machen, und es thue ihm leid, daß er die verehrte Herrschaft nicht auf die versprochene Zeit habe bedienen können. Wenn sie aber sich noch etwas gedulden wollte, könne sie bestimmt für morgen oder spätestens übermorgen darauf rechnen. Die Schöne jedoch, unwillig über ihren vergeblichen Gang, noch mehr aber aus Befremden über die hochdeutsche Ausdrucksweise und geschmeidige Höflichkeit des Mannes, die ihr als unwürdige Unterthänigkeit erschien, erwiderte spitz: „So geben Sie mir das Gestell nur gleich mit, wie es ist!“ Und in noch ärgerlicherem verletzenderem Tone fügte sie hinzu: „Es ist, scheint's, auf Alle gleich viel Verlaß. Ja, wenn's mit dem Mundwerk ginge!“

Da lief mit der Verletzung seines handwerkerlichen Ehrgefühls das volle Faß der Leiden des Malers zum ersten Mal in seinem Leben über, indem er mit der grollend harten Stimme der Empörung sagte: „So ist denn alles in diesem Orte gleich, und kein Mensch, der ein Herz und ein wenig Wohlwollen hätte! Ist es meine Schuld, wenn die Arbeit nicht fertig wurde? Konnte ich arbeiten, während meine Frau krank und im Sterben lag?“ Die Hand, die den blonden Bart durchwühlte, zitterte stark. „Warum bin ich nicht von hier fortgezogen! Vielleicht lebte sie noch!“

Eine brennende Röte stieg vom Halse über das rundliche Kinn in das weiße Gesicht des Mädchens, als es in tiefer Betroffenheit stammelte: „Ich wußte nichts davon, verzeiht mir meine Härte, es war nicht böse gemeint. Was hatte sie?“

Da leerte sich das übervolle Herz des Mannes durch die Erzählung der ausgestandenen Leiden, wobei die Klage nicht fehlte, daß er seinen Kunden nicht Wort halten könne. Und als er die Mitteilung, daß ihm die Wohnung gekündigt sei und die Möbel gepfändet werden sollten, mit den Worten schloß: „Ich bin froh, bald von diesem Orte fortzukommen; denn keiner liebt den andern, alles ist voll Neid und Haß, und jeder mißgönnt dem andern das bißchen Sonnenschein auf der Thürschwelle,“ da sagte das Mädchen mit erneuter Verlegenheit und Röte: „Ja, es hat viele Böse, aber Sie kennen nur die andern nicht.“ „Ich habe Hunger,“ sagte

weinerlich der Junge." „Wir haben noch nicht gefrühstückt," fügte der Maler zur Entschuldigung bei.

„Herr Gott, und es geht bereits gegen Mittag! Ich will Ihnen schnell den Kaffee machen, soviel Zeit habe ich schon noch, und wenn auch nicht, die Frau erlaubt's unter diesen Umständen gewiß." Mit diesen Worten stellte das Mädchen den Korb hin und eilte, ehe es Behr verhindern konnte, nach der Küche, von wo sie nach kurzem zurückkehrte: „Das Feuer brennt, aber den Kaffee finde ich nicht."

„Er muß aber vorhanden sein, ich habe ja erst gestern welchen gekauft," sagte ihr nach der Küche folgend der Maler. Jedoch der Kaffee war verschwunden. „Dann kann ihn nur Frau Würgler genommen haben, einzig sie war in der Küche," sagte mit Resignation Behr.

„So habe ich mich nicht in ihr getäuscht, wenn ich sie nie mochte, die Heuchlerin, die bei meiner Frau die Fromme und Gutherzige spielt, bis sie hat was sie will," sprach empört das Mädchen.

„Ich habe gar nichts mehr, um andern zu kaufen," sagte ratlos Behr. „Und gerade jetzt kostet es so viel!" Das Mädchen besann sich etliche Sekunden und eilte sodann hinaus mit den Worten: „Warten Sie einen Augenblick!" Nach einer Weile kam sie mit freudestrahlenden Augen und geröteten Wangen schnellatmend wieder zurück, beladen mit einem Paket Kaffee, frischen Wecken vom Bäcker und duftenden Fleischschnitten in einem weißen Papier. In die Hand des Malers aber legte sie eine Säule großer Silberstücke: „Das nebst einem Gruß von meiner Frau." Erschrocken weigerte sich Behr, das Geld anzunehmen: „Das geht nicht, ich kann das nicht annehmen, ich habe meine Hände und kann arbeiten."

„Nehmen Sie's getrost, sonst beleidigen Sie meine Frau, und es ist ihre Lust, Gutes zu thun. Oder betrachten Sie's als Vorschuß, die Frau sagt, sie habe für Sie später Arbeit genug. Und damit Sie Ihre Bestellungen rechtzeitig ausführen können, soll ich Ihnen alle Tage, für die erste Zeit wenigstens, das Notwendigste der Haushaltung besorgen."

Wie betäubt stand der Maler vor der Schönen; seltsam zuckte es in seinen Zügen, und die Augen flimmerten, aber aus seinem arbeitenden Innern brachte er kein Wort heraus. Das Mädchen begann zu schalten, war abwechselnd in der Küche und räumte in der Stube auf und deckte den Tisch. Mehrmals wollte sich der Mund des Malers öffnen zum Protest der Bescheidenheit gegen dieses Thun; aber eine wohlige Willenslosigkeit lähmte ihn. Während er den Bewegungen des geschäftigen Mädchens mit seinen erstaunten Augen folgte, zerschmolz vor der Sonne dieses willens- und thatkräftigen Frauenwesens das Eiskörnchen des Menschenhasses, das sich in ihm zu bilden begonnen, und an dessen Stelle traten der Mut und die Hoffnung.

„Die Kinder müssen auch Trauerkleidchen haben, es ist am besten, man macht sie aus den Kleidern der — Seligen," sagte die Geschäftige. Bei der Nachschau im Kasten vermißte der Maler eine schwarzseidene Schürze, die er der Frau unlängst gekauft, und etliche der blinkenden sorgfältig aufgeschichteten Leintücher. Das Mädchen schlug die Hände zusammen.

Als die Helferin sich nach vollendeter Arbeit verabschieden wollte, fragte der Maler: „Wollen Sie sie nicht sehen?" Mit banger Scheu folgte sie ihm in das Leichenzimmer. Er zog das Linnen von der regungslosen Gestalt, und er trocknete sein Gesicht, als das friedliche Antlitz der Toten zum Vorschein kam. Schweigend standen sie eine Weile vor dem Geheimnis des Todes. Da unterbrach der Gatte endlich die Stille: „Sie war eine so gute Frau." —

Ein Traum.

Von Otto Götze.

(München.)

Mir war nicht klar, wie lange ich schon gewartet hatte, es mußte sicher fast eine Stunde sein. Frida war sonst immer pünktlich, sie hatte mich noch nie warten lassen.

Die Uhr zeigte auf fünf. Es war auffällig zeitig dunkel geworden; der Himmel war schon blauschwarz und die Bäume und Sträucher um mich herum düstere schwarze Massen in glotzender Erstarrung, über der gespannte steinerne Stille lauerte.

Ich fühlte mich plötzlich gänzlich vereinsamt, ganz plötzlich ohne Vermittelung, wie wenn in einem großen Raum eine Uhr stehen bleibt und man nicht mehr das Ticktack hört. Brennende Angst vor etwas Unbekanntem bohrte sich in mich ein.

Ich floh mit überstürzender Hast, so daß ich zu fallen drohte.

Ich kam in die Straße, in der sie wohnte. Ich blieb stehen. Kein Mensch war zu sehen, und doch lärmte sonst in dieser Straße zu dieser Stunde reges Leben. Die dunklen Häuser stierten mich tot an; nicht ein Fenster war erleuchtet, auch keine Laternen brannten, als ob dieser Teil der Stadt völlig ausgestorben sei. Dicke schwere Wolken drückten darüber. Über dem Ganzen ein gelblich fahler Schein, wie vor einem Gewitter.

Ich war noch einige hundert Schritte von ihrem Hause entfernt.

Da kommt eine beleibte Frauengestalt von fern gerade auf mich zu mit monoton watschelndem Schritt, als dunkle Silhouette auf dem grauen fahlen Pflaster. Der Überhang und der Rock schwanken im Takte herüber und hinüber, immer im gleichmäßig monotonen Rhythmus. Ich muß wie gebannt hinschauen auf dieses einzig Lebende in der toten Straße. Mir ist, als ob irgend etwas Ungeheuerliches geschehen wird. Die hohle Stille ringsum kristallisiert sich zur lähmenden horchenden Spannung. Der Pulsschlag der Welt ist stehen geblieben und krampft sich zusammen, wie um etwas Unbekanntes, Fürchterliches zu erwarten, das unsichtbar in gähnender Leere droht.

Ich will fliehen, kann aber nicht zurück. Ich gehe auf die andere Seite der Straße, aber die Frau wankt im Takte herüber an mir vorbei.

Sie ist Fridas Mutter.

Sie lächelt höhnisch, und ihr Blick ist überhebend, triumphierend.

Ich vergesse zu grüßen. Sie wankt monoton weiter im Takte mit hocherhobenem Kopfe.

Ich eile vor Fridas Wohnung. Ihre Fenster im ersten Stock sind erleuchtet. Die mattgelblichen Vorhänge mit den breiten rostroten Querstreifen sind vorgezogen. Nur an dem Fenster links ist unten ein kleiner Spalt offen, so daß ich eine Wand des Zimmers erkenne. Ich recke meinen Hals, gehe hin und wider, aber ich sehe immer die eine Stelle der Wand.

Plötzlich streicht Hildas Schatten am Vorhang vorbei. Ich reibe mir vor Erregung die Hände, beiße mir die Lippen wund und laufe ratlos hin und her, wie nach Hilfe umschauend. Jähe Angst reißt flammend in mir. Ich halte mir den Kopf, hämmere mit der Faust gegen die Stirn und greife ohnmächtig mit den Fingern in der Luft umher.

Nein — unmöglich! Zu wahnsinnig. Ich lache gell auf, höhnisch, bitter, rachsüchtig.

Besinnungslos renne ich in das Haus. Der Treppenraum ist völlig dunkel. Ich muß mich aufwärts tasten. Trotz der schwarzen Nacht sehe ich schwarze Katzen mit grünen Augen an mir vorbei springen. Der Treppenraum ist wie bis zur Unendlichkeit erweitert, endlose Tiefe fühle ich unter mir, und meine Tritte hallen hohl weit, weit fort.

Plötzlich unerwartet bin ich ganz oben im Hause angekommen, muß also wieder bis zum ersten Stock absteigen. Aber die Stufen sind auf einmal ganz steil, fast senkrecht, so daß ich abzustürzen fürchte.

Da öffnet sich neben mir eine Thür. Ein elegant gekleideter Herr mit schwarzem Spitzbart, Cylinder und Monocle tritt heraus und geht ruhig

mit verächtlicher Sicherheit an mir vorbei, mit dem Ausdruck geſättigter Zufriedenheit, die Hände in den Taſchen des Überziehers. Der Herr ſchaut mich ſcharf und höhniſch lächelnd an.

Ich ſtürze in die Wohnung, ſehe Fridas Thür offen, an die ich halb ohnmächtig in zuckender Erſtarrung hintaumele.

Frida ſteht vor dem langen Spiegel, ordnet ihre Kleider und knöpft ſich ihre ſchwarze Sammetblouſe zu. Sie ſieht mich im Spiegel, dreht ſich in wildem Schreck um, wird bleich wie weißes Papier und ſtarrt mich mit weit aufgeriſſenen glaſigen Augen geſpenſterhaft an. Nervös taſtet ſie zwecklos an ſich herum, greift ſich an die Schläfe, fährt ſich ins Haar und ſchreit verzweifelt: — Nein! nein! — und ſinkt dann auf dem Divan wie eine formloſe Maſſe in ſich zuſammen.

Die zimmetbraune goldgeſtickte Decke des Divans iſt in gewaltſame Falten verzerrt. Hildas kleine ſchwarze Hausſchuhe liegen daneben, einer verkehrt über dem andern auf dem weichfarbigen dunklen dicken Teppich, der auch verſchoben iſt.

Dicht neben dem Divan ſteht die Lampe mit dem blanken dünnen Säulenſtänder und dem gelbſeidenen Blütenſchirm. Ihr voller Schein beleuchtet nach abwärts Frida.

Ihr dunkelbraunes Haar iſt völlig aufgelöſt und fließt in wirren Wellen über Nacken und Schulter. Ihr ſchwarzer Rock iſt um die Hüfte locker, ſo daß ein wenig Hemd hervorſchaut. Unter den ſchwarzen Strümpfen krampfen ſich die Fußzehen.

Ich ſchaue Frida lange ſo an, und ohne daß ich ein Wort geſprochen, iſt es doch, als ob ich ihr viel geſagt habe. Und wie als Antwort wirft ſie plötzlich trotzig ihren Kopf zurück, ſo daß ihr Haar rückwärts fliegt. Ihr ſchönes Geſicht mit den dunklen Augen iſt bleich wie Mondſchein. Schnippiſch ſagt ſie:

„Was willſt Du denn, ich liebe ja jenen nicht, alſo kannſt Du ja ganz ruhig ſein. Du weißt ja, daß wir uns nie heiraten können, und daß ich einmal einen heiraten muß, den ich nicht liebe. — Nun iſt es bei uns Sitte, daß jeder Freier, der es ernſt meint, das Recht hat, die Dame ſeiner Wahl vor der Entſcheidung genau kennen zu lernen. Es bewerben ſich viele um mich. — Nun ja, was iſt denn da weiter dabei. Ich liebe ja dieſe Männer nicht. Ich liebe nur Dich. Alſo kann Dich das gar nicht ſtören.“

Ich lächelte blöd. Ich glaubte wahnſinnig geworden zu ſein. Sie, die ich bis zur Vergötterung liebte, konnte ſich Männern hingeben, die ihr gleichgültig waren; und ich hatte ſie noch nicht ganz beſeſſen.

Ich faßte ihren Arm, den ich zu zerdrücken drohte.

„Und bei solcher Handlungsweise hältst Du es für sündhaft, mir in Liebe zu gehören?"

„Nun ja — ich darf nur dem gehören, der mich heiraten will und kann."

Sie sagte das in naivem Erstaunen.

In meinem Gehirn dehnte sich tote Leere.

Ich faßte in besinnungsloser Wut das Weib, hob es hoch und schleuderte es zu Boden, so daß das Haus dumpf erdröhnte.

Aber als ich nun dieses totenbleiche Gesicht sah und die gebrochenen mild vorwurfsvollen Augen und die schlaffen blutleeren Lippen und den leblosen schönen Körper, da durchströmte mich wie ein reißender Schmerz namenloses Mitleid. Ich stürzte nieder, warf mich über das Mädchen und küßte es unaufhörlich mit einer Glut, mit der ich es noch nie geküßt, mit einer hilflosen schreienden Angst.

Ich liebte Frida, liebte sie noch mehr als zuvor, liebte sie wie ein Sklave, der alles bereit ist für sie zu opfern, nannte sie bei allen Schmeichelnamen, die ich für sie erfunden und bettelte winselnd unter einem Strom brennender Thränen um ihre Liebe.

Sie aber blieb leblos.

Ich sprang auf, eilte fort und wußte nicht, wie ich auf die Straße kam, die von einer sich murmelnd drängender Menge Menschen angefüllt war. Plötzlich schwiegen alle, schauten mich neugierig an und lispelten sich dann zu: Das ist er, das ist er.

Es packte mich jemand von hinten bei der Schulter. Es war ein Polizist. Ich schrie laut auf und — erwachte.

Schatten.

Schauſpiel in einem Akte von Max Fels.

(München.)

Perſonen des Stückes.

Frau Geldern.
Helene, Lehrerin,
Lola, 15 Jahre alt,
Julius,
} Frau Gelderns Kinder.
Ada, Julius' Frau.

Zeit: Gegenwart. — Ort: Eine Provinzſtadt.

Großes, einfach eingerichtetes Zimmer. Es iſt die Zeit der Abenddämmerung. Durch ein Fenſter (rechts) dringt letztes, ſpärliches Licht ins dunkele Zimmer. Im Kamin kniſtert ein erlöſchendes Feuer; wenn die Flamme noch einmal aufzuckt, beleuchtet ſie warm Ada, die auf einem Seſſel am Kamin ſitzt und in die Glut ſtarrt. Die Mutter kauert auf einem lehnenloſen Stuhl im Winkel, ſie hat ſich feſt in warme Tücher gehüllt und erſchauert doch bei jedem Windſtoß, der das klapperige Fenſter trifft. Die beiden Schweſtern ſind vorn, in der Mitte des Zimmers, am Nähtiſch beſchäftigt. Die Mutter und die Töchter ſind ſehr einfach gekleidet, Ada ſchlicht, aber doch geſchmackvoll. Sie ſieht blaß aus, Mutter und Helene verweint. Ganz fern ſchlägt eine Uhr.

Mutter: Habt Ihr nichts gehört?
Helene: Die Uhr, Mutter.
Mutter: Aber es knarrte doch auf der Treppe —
Helene: Es iſt ganz ſtill im Hauſe.
Lola: Ich fürchte mich ſo, Lene!
Helene (beugt ſich über ſie): Sei kein Kind.

(Das junge Mädchen ſchmiegt ſich bang an die ältere Schweſter.)

Mutter (flüſternd): Der Sturm tobt draußen — gerade ſo wie damals —
Helene: Denke nicht daran, Mutter.
Mutter (wie oben): Hier im Zimmer ſtand er — totenbleich — und jetzt iſt die Zeit um — —
Helene: Es iſt ſpät, Mutter. Fünf Uhr. Ich will die Lampe bringen.
Mutter: Nein, laß noch! Wir brauchen ſo ſchon genug Petroleum. — Ada!

(Ada ſitzt unbeweglich da, die Arbeit iſt ihr in den Schoß geſunken, ſie blickt träumend in die Glut, ihr blondes Haar leuchtet.)

Helene: Ada!
Mutter: Laß ſie, Kind. — — (Flüſternd): Hört Ihr nichts? Es ward auf einmal ſo ſtill.

Lola: Der Regen läßt nach; man merkt nur noch den Sturm, (ſich enger an Lene ſchmiegend) wie das kniſtert und pfeift, Lene, und wenn jetzt der Bruder hereinträte, bleich und ſchön. — War Julius ſchön?

Helene: Lola!

Lola: War er ſchön?

Helene: Aber Du haſt ihn doch gekannt.

Lola: Ja, vor fünf Jahren, ehe er weg ging, aber da war er ſo ſelten bei uns, und vorher war er in Bremen, und dann ſah ich ihn — eigentlich gar nicht als Bruder an, er hatte ſo etwas — weißt Du, wie man ſich einen Helden denkt, ſo etwas ſtrahlendes, ſiegreiches —

(Mutter ſchluchzt leiſe vor ſich hin.)

Lola: Und heute ſoll er wiederkommen! Warum darf ich mein gutes Kleid nicht anziehen? Und Mutter weint, und Ada ſitzt da —

(Ada ſteht auf und geht hinaus.)

Lola: Hab ich ihr weh gethan?

Helene: Nein, Kind, aber Du haſt recht, geh, zieh Dein weißes Kleid an.

Lola (fällt Helene um den Hals): Lene! — Wie ich mich freue! (Ab.)

Mutter: Sie weiß nichts.

Helene: Nein, gottlob, ſie glaubt an ſeinen Aufenthalt in Amerika.

Mutter: Vielleicht wäre es aber doch beſſer geweſen —

Helene: Das iſt ja jetzt vorbei, Mutter.

Mutter (tonlos): Vorbei. —

Helene: Der Direktor giebt ihm ja die glänzendſten Zeugniſſe. Ich habe doch ſelbſt mit ihm korreſpondiert. Darum wird er doch auch ſchon heute entlaſſen.

Mutter: Mir thut Ada leid. Das Wiederſehen wird ſie angreifen. Sie war ohnmächtig geworden damals, als ſie's erfuhr, dann hat ſie nicht mehr von ihm geſprochen die ganzen Jahre, und jetzt — — (flüſternd): das Unglück, — das Unglück. — — (Schluchzt leiſe.)

Helene (warm): Mutter, ſei doch ſtark, er muß ja jeden Augenblick kommen. —

Mutter (ſchrickt auf): Hörſt Du nichts?

Helene (wie oben): Nein. Trockne doch die Thränen. Wenn er jetzt käme!

Mutter (leiſe): Die lange, lange Zeit habe ich mich an den Gedanken gewöhnen wollen, und ich kann mir ihn nicht vorſtellen — demütig und erniedrigt.

Helene (bittend): Mutter!

Mutter (vor ſich hinweinend): Mein Stolz — mein Jung —

Helene (heftig): Aber die Hauptſchuld trug doch eigentlich nicht er, Ada —

Mutter: Du biſt zu hart, Lene.

Helene: Aber Julius iſt mein Bruder. (Pauſe. Die Uhr ſchlägt.)

Mutter: Es ſchlägt halb ſechs Uhr. — — — Bring mir meine weiße Haube und zieh auch Du Dein Sonntagskleid an.

Helene: Mutter.

Mutter: Heute iſt ja ein Feſttag. — Geh, zieh Dich um. (Helene ab.)

Mutter (ſich feſter in ihr Tuch hüllend, flüſternd): Der Wind — wie der Wind pfeift. — —

(Ada kommt herein, angekleidet wie zum Ausgehen.)

Mutter (ohne ſich umzuwenden): Ada, biſt Du es?

(Ada ſinkt wieder auf ihren Stuhl und ſtarrt ins Feuer.)

Mutter: Er muß jetzt gleich kommen — wir müſſen ſtark ſein, Ada. — — — Du haſt doch verziehen, Ada?

Ada (ganz leiſe): Ich halte es nicht aus, ich ertrag' es nicht. — (Tonlos): Ich geh' fort, Mutter.

Mutter: Du willſt ausgehen?

Ada: Ich muß fort.

Mutter: Fort?

Ada (leiſe): Ich kann ihn nicht ſehen.

Mutter (traurig): Du haſt nicht verziehen. — — — — — Du haßt ihn.

(Ada lacht nervös auf.)

Mutter: Ada, Du biſt ſeine Frau.

Ada (ausbrechend): Seine Frau, ja, die ihn ins Unglück geſtürzt hat, der zu Lieb er zum — Und jetzt ſoll ich ihm wieder unter die Augen treten. —

Mutter (tritt an Ada heran): Du thuſt Dir unrecht, Ada. Du wußteſt ja nicht —

Ada (über die Lehne gebeugt, die Hände ringend, mit wahnſinniger Luſt ſich quälend): Nein, ich wußte ja freilich nicht, daß die Frau eines Kaſſierers nicht Perlen kaufen darf wie eine Fürſtin, ich wußte ja nicht, daß Verſchwenden Geld koſtet, ich wußte ja nicht, daß ſich Julius ſorgte und quälte, ich wußte ja nichts, nichts, gar nichts — oh, ich bin unſchuldig! (Auflachend, mit fliegendem Atem): Und die fünf Jahre hier, — Euch ſehen — und Euer Schweigen — und Lenes Verlöbnis — und die Not und die Schande — (Bricht in krampfhaftes Schluchzen aus.) [Pauſe.] — — — —

Mutter: Ada!

(Ada ſtöhnt auf.)

Mutter: Du darfſt nicht fortgehen.

Ada: Ich muß, ich muß.

Mutter: Und wenn er nach Dir fragt?

Ada: Sag, ich bin tot.

Mutter: Und wenn er — sieh, ich bin alt und gebrechlich — und wenn Julius einer Stütze bedarf?

Ada: Ich kann es nicht, kann es nicht. —

Mutter: Du warst so jung damals, Du darfst Dir's nicht so zu Herzen nehmen. Zwei kurze Jahre verheiratet und vom Vormund an Luxus gewöhnt —

Ada: Laß mich gehen, Mutter.

Mutter: Und wohin willst Du? —

Ada (schluchzend): Ach, wenn doch Vater noch lebte in Amerika, weit fort. — — — — — — Ach Gott, was ich aus Euch gemacht habe — — —

Mutter: Du hast unrecht. — — Weine nicht, Ada. — — — — — — Ada, weine nicht. — — — — Du bist mir fremd geblieben in den langen fünf Jahren, seit Du bei mir wohnst; diese Stunde hat Dich mir nahe gebracht. Ich habe Dir in Gedanken unrecht gethan, ich habe Dich für hartherzig gehalten, Ada. — — — — — — — — — — Ich weiß ja, Du wirst bleiben, und ich weiß auch, daß Du Julius' Stütze sein wirst. — — — (Mit zitternder Stimme): Du darfst nicht so weinen, Ada — — — da, leg Deinen Kopf an meine Brust — so — und jetzt will ich Dir etwas sagen — (ganz leise) — wir müssen zusammenhalten, Ada — Mutter und Frau — wenn er kommt, weißt Du, es wird da manche Sorgen zu vertreiben geben, so Schatten, so Fliegen — — — versprich mir's, Ada — — — (Ada preßt ihr Antlitz schluchzend an der Mutter Brust.) Und dann — noch etwas — Du darfst mich nicht mißverstehen, Ada, ich war — Dir — — gram — — — im Herzen — — — —

(Die alte Frau sinkt auf einmal erschöpft zurück.)

Ada (auffahrend): Mutter! — Du bist totenblaß, Mutter! — So hör doch, Mutter! — Um Gotteswillen — (Sie eilt an den Tisch, befeuchtet ihr Tuch mit Wasser und benetzt die Stirn der Greisin, die Mutter schlägt die Augen wieder auf.)

Ada (aufatmend): Ah!

Mutter (zitternd): Mir ward auf einmal so schwindlig. —

Ada: Du bist krank.

Mutter: Es ist schon wieder vorüber.

Ada: Aber Du mußt zu Bette, ich will Helene rufen.

Mutter: Es — es hat ja nichts zu bedeuten, das kommt oft so, wenn ich allein sitze und denken will. — Das Denken!

Ada (holt ein Glas Waſſer): Trink einen Schluck, das wird Dir wohl thun. — — Oft iſt Dir ſo?

Mutter (trinkt): Oft? Sagt ich? — — ach Gott, nein, wenn man lange genäht hat, das Weißzeug greift die Augen an, und dann wird man ſo leicht ſchwindlig, und dann —

Ada: Und das haſt Du uns nie geſagt? —

Mutter: Ada, auch Du wirſt Lene und Julius nichts ſagen!

Ada: Mutter!

Mutter: Es hat ja nichts auf ſich. Eine alte Frau, wie ich, muß ſich eben in acht nehmen. — — — Man hat nicht mehr ſo die Kraft, es war ja nur die Freude. (Helene erſcheint mit der Lampe.) Nichts ſagen! —

Helene (zu Ada): Du willſt ausgehen?

Mutter: Sie wollte etwas beſorgen, aber das iſt jetzt unnötig. (Ada legt ihr Kopftuch ab.)

Helene (ſteckt der Mutter die Haube an): Das ging raſch, nicht? — Aber ſo halt' doch ſtill! — So, wie Du jetzt ausſiehſt, zehn Jahre jünger, ordentlich zum Verlieben, Mutting, wie die Großeltern auf den Staatsbildern. —

(Lola kommt vorſichtig herein, ihr Bild im Taſchenſpiegel muſternd.)

Helene: Und 's Kleine!

(Lola dreht ſich im Kreiſe herum, daß man das Kleid ſo recht ordentlich ſehen kann.)

Helene: Ein richtiges Prinzeßchen!

Lola: Wie gemütlich es jetzt iſt! (Sie ſetzt ſich neben Ada in einen Lehnſtuhl und blinzelt ins Licht der Lampe.) — Daß Ihr ſo gern im Finſtern ſitzt, bei der Lampe iſt's doch viel ſchöner. Wißt Ihr, wenn ich ſo dalehne und die Mutter ſehe und Lene und Ada, und die gelben Strahlen ſo durchs Zimmer fluten, und da drüben die Wanduhr ſo gravitätiſch tickt, und Ihr alle ſchweigt, und ich ſo gerne lachen möchte, dann glaub' ich immer, wir wären verzaubert. —

Helene (zur Mutter): Kommt Onkel Johannes heute Abend?

Mutter: Er hat es verſprochen.

Lola: Ada ſieht doch wie eine Fee aus — ſo bleich.

Ada: Lola!

Mutter (flüſternd): Es iſt ſchon ſo ſpät, und er kommt immer noch nicht.

Helene: Ängſtige Dich doch nicht.

Lola (immer behaglich zurückgelehnt): Seit wir von Berlin hierher gezogen ſind, habe ich noch nie ein ähnliches Gefühl gehabt, wie heute. Wißt Ihr, wenn ich nach der Schule die Friedrichſtraße herunter ging und auf einen Augenblick zu Ada hinaufhuſchte. — Du, (zu Ada) erinnerſt Du Dich noch an die Marmortreppe mit den hohen Spiegeln und an den

Salon? Die zwei kleinen Porzellanfigürchen und der chineſiſche Küchenkorb — ach Gott, ich weiß ja noch alles ſo genau! — — — (Sie blickt träumend vor ſich hin.)

(Mutter und Helene unterhielten ſich währenddem leiſe, jetzt lauter werdend.)

Mutter: Und haſt Du Wein beſorgt?

Helene: Ja, den Dürkheimer, den er ſo gern trinkt.

Mutter (vorwurfsvoll): Und Beefſteak und Obſt und ich konnte Dir nur —

Helene (aufſtehend): Wer wird denn mit der eigenen Tochter rechnen wollen?

Mutter: Und vorige Woche den Mietzins und —

Helene (raſch): Und während wir da reden, hätte ich faſt die Hefte vergeſſen. Ich habe für morgen noch einen ganzen Wuſt zu korrigieren.

Ada: Darf ich Dir helfen?

Helene: Nein, danke.

Ada: Laß mich die Kleinigkeit für Dich thun.

Helene: Du biſt ja heute ſehr liebenswürdig.

Ada: Bitte, Helene.

Helene: Ich ſagte Dir ja ſchon —

(Mutter ſchüttelt betrübt den Kopf.)

Lola: Du biſt zu garſtig mit Ada! Komm, wir können uns auch ohne die die Zeit vertreiben.

(Helene ſetzt ſich mit ihren Heften an den Nebentiſch.)

Ada: Du willſt wieder Sechsundſechzig ſpielen? — Morgen.

Lola: Ach gar, Sechsundſechzig nicht.

Ada: Nimm doch lieber Deine Arbeit. Du biſt ſchon ſo ein großes Mädel, Lol', Weihnachten iſt nicht mehr gar ferne —

Mutter: Und Onkel Johannes iſt immer ſo gut gegen Dich.

Lola: Ach Gott, wenn man ſo bequem daſitzt!

Mutter (lauſchend): Ein Wagen!

(Ada geht zum Fenſter und horcht hinaus.)

Lola (auffahrend): Er hält!

Ada: Er fuhr vorüber. (Sie kommt zum Tiſche zurück, ſehr bleich.)

Helene (von ihren Heften): Reg' Dich doch nicht auf, Mutting, er kann ja noch nicht da ſein.

(Lola nimmt ſeufzend ihren Strickſtrumpf und beginnt zu arbeiten.)

Mutter: Er wird gerade in den Sturm gekommen ſein, es klatſcht wieder heftiger an die Fenſterſcheiben. Sind die Läden in der Kammer geſchloſſen?

Ada: Ja.

Lola: Laß doch die alten Läden offen! Der Wind hat ja ſchon längſt den letzten Blumenſtock herabgeweht.

Helene (von ihrer Arbeit): Und wenn wieder zwei Scheiben eingeſchlagen werden?

Mutter: Lene hat recht.

Lola: Ach, ich liebe den Wind ſo! Wißt Ihr, wie ſchaurig-ſchön es klang, als der Hagel die Scheiben zerſchlug, und als dann der Blumenſtock herabgeweht wurde — meine Nelken — ich ſtand hintern Schrank, wo das Gerümpel drauf ſteht, und hab' nicht geweint. — Es war ſo etwas ſeltſames in dem Wirbelſturm, ſo, als ob es einen ſelbſt ergreifen könnte und forttragen aus der Kammer über Berg und Thal — — — — — — — — Erzähl' mir was, Ada!

(Ada hat nicht zugehört, ſie ſtarrt wieder in die Flammen.)

Lola: Erzähl' mir ein Märchen.

Helene: Ein Märchen für ſo ein großes Fräulein!

Lola: Bitte, Ada!

Ada (lächelnd): Du kennſt ja alles.

Lola: Bitte.

Ada: Vom Königskind?

Lola: Nein.

Ada: Von der Schlange mit der Krone?

Lola: Nein.

Ada: Na, von was denn?

Lola (mit glänzenden Augen): Erzähl' mir — erzähl' mir von Bruder Julius!

Ada (ſchrickt zuſammen): Von —

Mutter: Quäle Ada nicht, ſie hat Kopfſchmerzen! Du wirſt ja Julius heute noch ſehen!

Lola: Ach Gott, wie ich mich freue! Er muß aber doch ſehr müde ſein, wenn er kommt; die weite Fahrt von Amerika —

Helene (von ihren Heften): Das iſt heute keine Anſtrengung mehr, ſechs Tage auf dem Meere in einem ſchönen Dampfſchiffe, auf dem man alles haben kann, was das Herz begehrt, dann die Eiſenbahnfahrt.

Lola: Ich glaub', ich wag' ihm gar nicht „Guten Tag" zu ſagen. Fünf Jahre drüben bei den Halbwilden; er muß doch rieſig viel erlebt haben. Hat er Dir oft geſchrieben, Ada?

Ada: Ja — oft — das heißt —

Mutter: Schwätze nicht ſo viel, Lola; davon wird Dein Strumpf nicht fertig!

Lola: Aber ich bin ſo neugierig, ſo neugierig. Wenn Julius kommt, muß er mir alles erzählen, von den wilden Tieren und ſeinen Abenteuern. — Du, glaubſt Du, daß er mir Schmetterlinge mitgebracht hat, ſo große, bunte, wie ſie bei Onkel Kapitän hängen?

Helene (ſteht auf und tritt an den Tiſch): Du wirſt Julius mit Deiner Neugierde quälen, kleine Maus. Nimm jetzt den Strumpf. Drei Maſchen fallen gelaſſen! Gieb mal her! — (Korrigiert die Arbeit.) — So — ſag' mal — was glaubſt Du denn, wird Julius von Dir denken, wenn Du ſo neugierig und vorlaut biſt? —

Lola: Ach, Lene!

Helene: Was wird er denken? — Nicht wahr, Du biſt heute Abend recht ruhig und beſcheiden und fragſt nicht ſo viel, wie ich Dir ſchon heute Vormittag geſagt habe. Wenn Du hübſch ſtill warſt: weißt Du, wohin ich Dich dann führe?

Lola: Nein.

Helene: Ins The—?

Lola: Ins The—a?—ter? (Helene nickt.) Ach, ich bin ſo ſtill wie ein Mäuschen. Ins Theater darf ich, Ada, ins Theater! —

(Während der letzten Worte öffnet ſich die Thür, und auf der Schwelle erſcheint Julius, ein großer, blaſſer Mann mit leicht ergrauten Haaren. Er bleibt einen Augenblick unbemerkt ſtehen, dann faßt ihn ein leichter Schwindel, und er muß ſich am Thürpfoſten ſtützen.)

Julius: Mutter!

Mutter (ſie dreht ſich blitzſchnell um und breitet die Arme aus): Julius!

(Julius zu den Füßen der Mutter. Er küßt die Hände der Greiſin immer und immer wieder, er will reden und kann doch nichts hervorſtammeln als: „Mutter, — Mutter, — Mutter." Alle ſind aufgeſprungen. Helene hat Lola einen Wink gegeben, das junge Mädchen, die großen Augen ſtarr auf die beiden gerichtet, merkt es nicht. Helene muß an ſie herantreten und ſie am Arme hinausführen. Ada ſteht totenbleich, die zitternden Hände krampfhaft auf die Lehne des Stuhles geſtützt am Kamin.)

Mutter (zärtlich, leiſe): Mein Sohn! — — Mein Jung! —

Julius: Mutter! Mutter!

Mutter: Steh auf, Julius!

Julius: Mutter! Mutter!

Mutter: Julius, ſteh auf! — Ada komm her!

Julius (er ſpringt auf und wendet ſich zum Kamin, jubelnd): Ada! (Dann, beim Anblick der totenbleichen, jungen Frau, gepreßt): Ada!

Mutter (ſteht auf): Die Aufregung, Julius, die Aufregung! (Während des folgenden Geſprächs verläßt die alte Frau diskret das Zimmer.)

Julius (leiſe): Ich bin frei, Ada!

Ada (tonlos, ſie reicht ihm die Hand hin): Willkommen, Julius!

Julius (unter Lachen und Weinen): Du Arme, Arme — hab' ich Dich denn wirklich wieder? — Das ſind ja die alten, lieben, grauen Augen; — — nein, aber wie ſchmal die Hand geworden iſt, und da die Falte — mitten auf der Stirn, und da noch eine — — — Und Du willſt

mir wirklich vergeben? Du willſt es wieder mit mir wagen? Ada, Du vergiebſt mir? —

Ada: Ich habe Dir nichts zu vergeben!

Julius: O, dann iſt ja alles wieder gut, dann kann ich ja wieder —

Ada (tonlos): Alles — wieder — gut?

Julius: Das heißt, Mutter hat ja auch vergeben und Lene, ach, die ſind ja ſo gut, ſo gut! — Aber wo ſind denn die Schweſtern und Mutter? (er will zur Thür.)

Ada (ſich gewaltſam faſſend): Ich wollte mit Dir reden, Julius.

Julius: Und das ernſte Geſicht! — Du haſt Dir ſicher einen Zukunftsplan entworfen. (Auf einmal düſter werdend): Ihr ſeid aus Berlin fortgezogen, Ihr hättet ruhig dort bleiben können, wir gehen ſelbſtverſtändlich wieder hin.

Ada: Du wollteſt wieder —

Julius: Warum nicht?

Ada (ſtammelnd): Es giebt dort — es iſt dort — zu teuer, meine ich.

Julius (bitter): O ſag's doch ruhig heraus, wegen der Leute, nicht wahr? Aber was die ſagen, iſt mir gleich; wenn mich nur Mutter und die Schweſtern achten! Die Leute! Bin ich denn ein — was ich that, Tauſende thaten's, und die Leute! die Leute! — Sag's doch ſelbſt, Ada, bin ich denn wirklich ſo entſetzlich ſchuldig?

Ada (tonlos): Ja, ja, Du haſt recht, auch ich habe mir's oft geſagt, nicht Du biſt der Schuldige, ich bin es.

Julius: Du?

Ada: Ich, ich, tauſendmal ich!

Julius: Nein, Ada, das darfſt Du nicht ſagen. Es iſt ja wahr, was ich that, that ich für Dich —

Ada (leiſe): Für mich. —

Julius (fortfahrend): Aber Du konnteſt ja nicht ahnen, zu was ich mich in unſeliger Stunde verleiten ließ. — — Ada, ſieh, es kann ja alles wieder gut werden. Ich kann arbeiten und ich will es. Ich will ſchaffen Tag und Nacht. — Mutter und Lol' nehmen wir zu uns. — Ada, ſieh mich doch an, grau bin ich geworden, aber der Gedanke, einſt für Euch arbeiten zu müſſen mit aller Kraft, der hat mich ſtark erhalten. Ada, und nun, wo alles vergeben iſt, — ich will mir's ja erſt verdienen durch Liebe und Hingabe, Euer Vergeben, ich will mich ja ſchinden Jahr aus, Jahr ein, ich will ja —

Ada: Ach, es iſt alles, alles aus. — — — Laß mich fort, Julius!

Julius: Fort?

Ada: Ich muß fort.

Julius (faſſungslos): Das iſt doch unmöglich, das iſt doch — Ada, aber ich habe mich doch fünf Jahre geſehnt, ich habe doch, Ada, ich hab's ja nur getragen für Dich, ich wäre ja längſt tot! — Ich — ach Gott, nein, es iſt ja unmöglich! Wenn eine Woche nach der anderen verging, ich habe gerechnet und gehofft und gehofft — und wenn dann die Gedanken kamen — was ich einſt war — und jetzt! — Und dann hab' ich mich getröſtet: für Dich, Ada, — alles für Dich!

Ada: Drum eben muß ich gehen, Julius, weil alles für mich geſchah.

Julius: Es iſt ja nicht möglich, Du hätteſt gewartet die lange, lange Zeit, nur um mir das zu ſagen!

Ada (leiſe): Ich habe gebüßt — fünf Jahre lang — härter wie Du — für meine Schuld!

Julius: Ada, aber das iſt doch Unſinn, Du marterſt Dich für eine Grille! Du hätteſt gebüßt in dieſem traulichen Heim, bei Mutter —

Ada (erſchaudernd): Ich habe in einem Kirchhof gelebt.

Julius: In einem Kirchhof?

Ada: Du biſt in einem Kirchhof und weißt es nicht. Mutter iſt tot, und Lene iſt tot, und Du biſt tot!

Julius: Du frevelſt, Ada! Mutter iſt tot! —

Ada: Das Glück ihres Lebens hat ſie begraben müſſen. —

(Pauſe.)

Julius (gepreßt): Und wenn Du Dich ſchuldig fühlſt — Du biſt es ja nicht — was willſt Du Dich dann feige davon ſtehlen, wo Du weißt, daß Du mich retten kannſt.

Ada: Du täuſchſt Dich, Julius; ich hab's ja auch geglaubt und hab' geſonnen ſo manche Nacht, aber ich weiß, daß Du mir nie verzeihen kannſt!

Julius: Ich — Dir — verzeihen?

Ada: O, es verzeiht ſich nicht ſo leicht, was ich Dir gethan.

Julius: Du mir gethan?

Ada: Lene —

Julius: Die iſt doch verſorgt, Friedrich —

Ada: Sie hat ihm abſchreiben müſſen.

Julius: Abſchreiben? —

Ada: Sie hat mir Ihr Vermögen gegeben zur Deckung des Defizits bei der Bank, — und ich habe es angenommen.

Julius: Aber Friedrich iſt doch kein Schuft! Er hat ſie doch geliebt, ich weiß das ja ganz genau.

Ada: Ja, aber die Kaution! Sie hätten warten müſſen, zehn Jahre glaub' ich, — da gab ihn Lene frei. —

Julius (erregt): Und Du haſt das annehmen können, pfui!

Ada: Ja, pfui! Ich habe fünf Jahre mit ihr gelebt, ohne ihr in die Augen ſehen zu können!

Julius: Ada, Ada — das iſt ja entſetzlich — das hätteſt Du ja nie thun dürfen!

Ada: Du weißt, wir erwarteten damals — ich that's für Dein Kind.

Julius (er geht erregt im Zimmer auf und ab): Und doch, es iſt unverantwortlich — (Ada zuckt zuſammen) — es iſt gewiſſenlos, es iſt unverzeihlich!

Ada (bitter): Unverzeihlich, ich wußte es. — Und glaubſt Du jetzt immer noch, daß wir zuſammen weiter leben können, einander fremd, durch meine Schuld, hier bei Mutter und Lene? —

Julius: Die arme Lene! Aber wie haſt Du denn das thun können? Haſt Du denn kein Herz? — (Bitter): O, jetzt habe ich eine Lebensaufgabe und Du auch! Wir müſſen ſparen und darben, um es ihr einſt zurückerſtatten zu können. Wir haben das Recht auf eigenes Glück verſcherzt — durch Dich!

Ada: Ich habe es gewußt. Leb wohl, Julius.

Julius (herriſch): Du bleibſt.

Ada (ſie wendet ſich wieder um): Bis zum letzten Augenblick habe ich gehofft, ich könnte bleiben, aber jetzt muß ich gehen. „Unverzeihlich" — was für Dein Kind geſchah; es iſt etwas geſprungen da herinnen, als Du das ſagteſt. — — — Damals, als das Unglück hereinbrach, — ich hatt's verſchuldet, — weil ich blind war in meiner kindiſchen Liebe, neben Dir hinlebte — (Ganz leiſe): Der Mann, der „dies" that, war ein ganz anderer als der, deſſen Weib ich mich glaubte. — — Ich muß Dir's ja ſagen, Du zwingſt mich dazu.

Julius (roh): Das Theaterpathos kannſt Du Dir ſparen!

Ada (wie zu ſich ſelbſt redend, fährt fort): Und als dann drei Monate ſpäter mein toter Sohn zur Welt kam, da habe ich geweint und getobt und geflucht, ich Thörin — — Ich habe jetzt an Gottes Allmacht glauben gelernt.

Julius (wie oben): Und das iſt alles, was Du gelernt haſt.

Ada (Julius voll anſehend): Wer da ſchuldig iſt, ſoll Buße thun, das iſt recht. Wer dies Verbrechen thut, ſagen Eure Geſetze, der ſoll die und die Strafe erleiden, das iſt gut. Man trägt ſeine Strafe und iſt dann frei. — — Ich habe ja gebüßt die langen, langen Jahre, ich habe mich ja gemartert und gequält, ich habe ja gehofft und gehofft und geglaubt, endlich verzichten zu können, und doch — jeder armſelige Sonnenſtrahl, der in unſer trübes Heim draug, hat mich Lügen geſtraft. — — — Julius, hier müßt' ich langſam erſticken! — [Pauſe.] (Ganz leiſe): Julius, — komm mit!

Julius: Mit? — Wohin? — Und Mutter und Lene?

Ada (ſchnell): Ins Leben, Julius, ins Leben — Weit fort!

Julius (leiſe): Und Mutter und Lene?

Ada (ſeine Hand faſſend und plötzlich in Thränen ausbrechend): Ich kann ja nicht allein gehen, Julius! — Es war ja Wahnſinn, was ich vorhin ſagte, ich kann Dich ja nicht verlaſſen —

Julius (warm): Du biſt krank, Ada. Du fieberſt. —

Ada: Julius, ich flehe Dich an, geh' mit! Du weißt ja nicht, wie ſchrecklich es hier iſt, geh' mit!

Julius: Du mußt Dich nicht ſo erregen.

Ada (flüſternd): Du kennſt ja noch nicht das Entſetzliche. — Wenn wir hier zuſammenſitzen und glauben, das Glück müßte nun endlich wiederkehren, dann kriechen die grauen Schatten hervor, und dann iſt alles tot. —

Julius: Ada!

Ada (ſich an Julius ſchmiegend): Wenn wir zuſammen fortgingen in die weite Welt, dann müßt' es ja wieder gut werden. Wir brauchen Luft und Sonne. — Wir wollen kämpfen zuſammen, Schulter an Schulter. — Wo niemand uns kennt — Du und ich — und dann müſſen wir ſiegen! Unter brennendem Himmel auf dem Felde arbeiten, ich will mirs ja ſchwer machen, raſtlos und mutig — ackern — und pflügen und ſäen — und dann wird uns das Glück erblühen — langſam. Und wir wollen uns weiter mühen und plagen und die heiße Sonnenglut trinken und das lachende Licht, und dann werden die Schatten ſchwinden. Julius, komm mit! —

Julius (Ada an ſich drückend): Und wir werden uns eine Hütte bauen unter den immergrünen Tannen, und dann ſitzen wir abends davor und plaudern —

Ada (ſtrahlend): Und ſind glücklich! Komm mit!

(Pauſe.)

Julius (aufſchreckend): Und Mutter und Lene —

Ada (erbleichend): — Mutter — und — Lene —

(Pauſe.)

Ada (tonlos): Ich hab's gewußt — — Du hätteſt müſſen ein Held ſein. —

Julius: Ein Held, der feige vor der Sorge davonläuft —

Ada (iſt an den Seſſel getreten und hat ihr Tuch genommen, von der Kaminglut hell beſtrahlt, leiſe): Es gehört mehr Mut dazu, glücklich zu werden, als Du glaubſt, leb wohl! —

Julius: Wo willſt Du hin?

Ada (mit ſchmerzlichem Lächeln): Wohin? — fort — Ins Freie! — — —

Leb wohl, Julius! — (Sie geht langſam zur Thür, zögernd, wie auf einen Zurückruf wartend, auf der Schwelle dreht ſie ſich nochmals um, faſſungslos): Ich — ich — weiß noch nicht!

Julius (er ſteht lange da, ohne ſich zu bewegen, wie erſtarrt, dann lacht er plötzlich bitter auf).

(Pauſe.)

(Mutter und Helene, letztere mit dem Theebrette.)

Julius (ſehr bewegt): Lene, was ich eben gehört habe, was Du für mich gethan haſt, bei Gott, ich habe es nicht gewußt!

Helene (ſie reicht ihm die Hand, einfach): Julius, laß das Vergangene ruhen, möge Dir unſer neues Heim gefallen. (Zur Thüre): Komm nur herein und begrüße den Bruder.

Julius: Aber Helene. —

(Lola mit einem Strauß von bunten Aſtern tritt ſchüchtern ein, dann läßt ſie auf einmal die Blumen fallen und fliegt ihrem Bruder an den Hals.)

Julius: Nein, wie groß Du geworden biſt und wie hübſch.

Lola: Und Du erſt! Ach, jetzt hab' ich meinen großen Bruder wieder, jetzt mußt Du immer mit mir ſpazieren gehen, allen Leuten will ich Dich zeigen, Du weißt ja gar nicht, wie ſtolz ich auf Dich bin!

Julius (gerührt): Mutter, Lene, Lol', was auch die Zukunft bringen mag, wir drei halten feſt zuſammen. Vor Euch brauche ich die Augen nicht niederzuſchlagen, Ihr habt mich verſtanden!

Helene (ſchenkt ein): Nimmſt Du den Thee ſtark oder ſchwach, oder willſt Du gleich Abendbrot eſſen?

Julius: Ich trinke jetzt keinen Thee und auch das Eſſen hat Zeit.

Mutter: Wo iſt denn Ada, Julius?

Julius (ſchnell): Ich weiß nicht, ſie ging fort — daß ich jetzt wieder bei Euch weilen kann! Es iſt doch ſchön, bei ſo lieben Menſchen zu ſitzen. — Was ſind denn das für Hefte?

Mutter: Schulhefte.

Julius (zu Helene): Du giebſt Stunden?

Mutter: Freilich, ſie iſt ja Lehrerin geworden.

Helene: Man muß ſich doch beſchäftigen.

Julius (er geht nervös ans Fenſter und ſieht hinaus): Ihr wohnt am Waſſer? —

Mutter (flüſternd zu Helene): Wo nur Ada ſo lange bleibt.

Helene: Sie wird ja gleich wiederkommen.

Julius (kommt zurück und ſetzt ſich nieder): Es muß doch recht feucht ſein hier am Fluß.

Lola: O nein, ſchön iſt's! Denk Dir, er fließt gleich hinterm Garten vorbei, und dicht davor iſt eine Inſel. Ein Steg geht hinüber — o da

iſt es ſchön — da hab' ich immer geſeſſen und von Dir geträumt. Die Wellen waren das Meer und weißt Du, wie ich die Inſel nannte? — Amerika.

Helene: Lola.

Lola (ſchmiegt ſich an Julius): Ach bitte, bitte, Julius, erzähl' mir was von Amerika!

Julius: Von Amerika?

Helene (ſchnell): Lola, heb' die Blumen auf, dort, und ſtell ſie ins Waſſer. Hol Dir ein Glas draußen. (Lola geht ſchmollend nach der Thüre.)

Julius (zur Mutter): Von Amerika?

Mutter (flüſternd): Wir mußten ihr doch ſagen, Du warſt in Amerika!

Julius: Sie weiß alſo nicht? —

Mutter (vorwurfsvoll): Das Kindergemüt.

Helene: Wir konnten ihr doch nicht die Wahrheit —

Julius: Freilich — freilich. Es iſt ſo heiß bei Euch, ſo dumpfig, macht doch die Fenſter auf, lüftet doch! (Er reißt das Fenſter auf, biegt ſich weit hinaus und ſaugt mit voller Bruſt die Nachtluft ein). Ah, Leben! — —

Lola (kommt mit dem Strauß wieder herein und tritt zu Julius): Sieh doch die ſchönen Blumen, Julius, die ich für Dich habe.

Helene: Aſtern ſind doch keine Freudenblumen, dumme Maus! —

Lola: Ich durfte ja die letzten Waſſerroſen nicht pflücken, die paſſen doch auch ganz gut, nicht?

Julius: Sind das Waſſerroſen, die weißen Blumen da unten?

Lola: Ja, die ſind ſchön, was? Die lieb' ich, ſie ſehen ſo geheimnisvoll aus. Ich darf ſie nur nicht pflücken, Mutter hat Angſt, ich fall' ins Waſſer. Und das ſind die letzten da unten, kommt ein Froſt, dann iſt alles aus.

Julius: Wollen wir ſie holen?

Helene: Aber jetzt doch nicht, Julius.

Julius: Es iſt ja ganz hell, komm mit Lol'!

Lola: Darf ich?

Helene: Geh mit hinunter, aber fallt nicht ins Waſſer. (Julius und Lola ab.)

(Pauſe.)

Helene: Daß er's ſo leicht trägt, und er iſt doch immer ſo namenlos ſtolz geweſen, es iſt entſetzlich, was das Unglück aus Menſchen machen kann.

Mutter: Gott ſei Dank, daß es ſo iſt. — — — Wenn nur Ada käme. — —

(Pauſe.)

Helene: Die beiden werden ſich gewiß erkälten, es regnet nicht mehr, es iſt kalt und klar geworden: — — —

Lola (ſie erſcheint in der Thüre): Julius ſchickt mich, ich ſoll eine Schere holen. Hier — das haben wir unten gefunden.

Mutter: Adas Tuch?

Helene: Unten im Garten?

Lola: Am Steg zwiſchen den Waſſerroſen — aber ſo gieb doch die Schere her! —

Helene (erbleichend): Aber — das iſt doch nicht möglich — Mutter!

Mutter (ſtammelnd): Um — Gotteswillen — wir dürfen Julius jetzt nicht allein laſſen.

(Helene eilt hinaus.)

Mutter (wankt ans Fenſter, reißt es auf und ruft in höchſter Angſt hinaus): Julius, Julius! — (Dann bricht ſie am Fenſterſtock ſchluchzend zuſammen.)

Lola (ratlos auf die Mutter ſtarrend): Aber ſo ſag' doch — was iſt denn eigentlich — — — (dann ſtutzt ſie, mit plötzlichem Aufſchrei): Ada! —

(Der Vorhang fällt.)

Mein Lebensweg.

Von M. E. delle Grazie.

(Wien.)

Der 14. Auguſt des Jahres 1864 brachte mir das Licht dieſer Welt. Meine Geburtsſtadt iſt Weißkirchen in Ungarn. Ich ſoll anfangs ein ſehr ſchwächliches und mißmutiges Kind geweſen ſein; ſoweit mein Gedächtnis zurückreicht, war ich immer ein verſchloſſenes. Mein Vater war Bergbaudirektor und leitete als ſolcher die an der unteren Donau in Südungarn (damals noch Banat) gelegenen, mächtigen Bergwerke von Drenkova. Die Tradition ſeiner Familie, ein glänzendes Einkommen und ausgebildetes Schönheitsgefühl, das ſogar etwas ins Phantaſtiſche hinüberſpielte, beſtimmten ſeine Lebensführung. Kindheit und Jugend hatte er im Oriente verbracht, verhätſchelt von einer Mutter, die, obwohl eine gebürtige Holländerin, ganz in den Gewohnheiten der Levantinerinnen aufging, den Tag verträumte und des Nachts, in orientaliſche Gewänder gehüllt, von dem flachen Dache ihres Hauſes in Smyrna lieber den prachtvollen Sternenhimmel als die Welt betrachtete. Mein Vater hinwider liebte die Geſelligkeit, und erinnere ich mich nur weniger Tage, die uns keinen Gaſt gebracht hätten. Meiſt waren hohe Offiziere, Geologen der Wiener Reichsanſtalt, Gutsbeſitzer und die Kapitäne der bis nach dem Orient verkehrenden

großen Eildampfer unsere Tafelgenossen. Da hört' ich denn oft die Sprachen des Morgen- und Abendlandes zugleich erklingen. Mein Vater selbst sprach und schrieb gewandt italienisch, französisch, spanisch, rumänisch, englisch, alt- und neugriechisch, arabisch und persisch. Des Deutschen war er erst zuletzt mächtig geworden, und die peinliche Genauigkeit seiner Aussprache verriet dies sofort. Mit Leidenschaft trieb er in seinen Mußestunden Paläontologie und Geschichte. Als die Krone alles menschlichen Könnens und Erreichens aber galt ihm die Poesie. Dante und Tasso waren ihm, wie jedem Italiener, geläufig. Die berühmten Perser zitierte er im Ur-Text. Und — daß ich nichts verschweige — seine geheime Liebe war der Mohammedanismus.

Wenn je ein Mann in dem Weibe seiner Wahl seinen vollendeten Gegensatz gesucht und gefunden, war dies bei meinem Vater der Fall. Er zählte bereits achtundvierzig Jahre, als er sich mit der noch nicht fünfzehnjährigen Marie Melzer aus Versaska im Banate verlobte. Obwohl von großmütterlicher Seite her französischer Abstammung, war meine Mutter doch ganz das Ebenbild ihres norddeutschen Vaters, eines gebürtigen Hamburgers. Verstandesschärfe und eine Individualität, die bei aller Lebhaftigkeit ihres Wesens doch stets sich selbst zu behalten wußte, waren ihre hervorstechendsten Eigenschaften. Zwischen diesen beiden, nicht nur ihrem Alter, sondern auch ihren Anlagen nach so scharf unterschiedenen Eltern, wuchs ich heran. Meine erste Erzieherin war meine Mutter. Spielend, ohne daß sie es eigentlich recht wollte, brachte sie mir das Lesen und Schreiben bei. Zur ersten, selbständigen Lektüre erhielt ich eine Auswahl der Andersenschen Märchen; ich zählte kaum fünf Jahre, als ich sie nicht bloß fertig lesen, sondern selbst größere Stücke daraus auswendig sprechen konnte. Bald darauf bekam ich eine Erzieherin. Aber auch sie durfte, den Anordnungen meines Vaters gemäß, ihr Lehramt nicht mit öder Planmäßigkeit betreiben. Das gedieh uns Kleinen. Und weil mancher schöne Frühlings- und Sommertag zum erfolgreichsten Unterricht wurde, behielt dieser selbst einen steten Reiz für uns. Erst zwanzig Jahre später, nach der Lektüre des Rousseauschen „Emil", erkannt' ich die Hand des Meisters, der mich geleitet. Mehr als die besten Erziehungsgrundsätze aber hat die Natur an mir vollbracht. Sie sprach in dem Lande, das ich so glücklich bin, meine Heimat zu nennen, in den wechselvollsten Reizen zu mir. Ungarn vereint, vom melancholischen Zauber der Ebene, bis zur schroffen Erhabenheit der Alpenwelt alles, was uns die Natur verwandt oder göttlich erscheinen läßt. Nur das Meer fehlt. Aber die Pußta träumt auch von diesem. Und nun erst gar die Landschaftsbilder an der unteren Donau! Ich habe einen Mann, der den Niagara gesehen, den Rhein befahren hat und die Schweiz kennt, sagen hören, daß der „Kasan-Paß" eine der großartigsten Natur-

ſchönheiten der Welt ſei. Und mit dieſer Schönheit durfte ich ſozuſagen Thür an Thür wohnen, denn unter Drenkova beginnen die berühmten Stromſchnellen der „unteren Donau", deren dumpfes Getos die erhabene Bergeinſamkeit des Kaſanpaſſes erſchüttert, und erſt jenſeits des „eiſernen Thores" verbrauſt.

Tag für Tag, bei gutem und ſchlechtem Wetter, fuhren wir in unſerer Kutſche die breite Széchenyiſtraße entlang, all dieſe Herrlichkeiten genießend. Geradezu ſpielend wurde uns dabei auch eine Fülle hiſtoriſcher Belehrungen, wie ſie die Landſchaft anregte, zuteil. Dieſelben Felskuppen, zu denen wir Kinder nun ehrfurchtsvoll emporſtarrten, hatten ſchon auf die Legionen Trajans herabgeſchaut. Dort, am rechten Ufer, waren ſie dahingezogen, und die goldenen Adler ihrer Heeresabzeichen hatten ſich in demſelben gewaltigen Strome widergeſpiegelt, der unter uns dahinwogte, ihre Tubarufe das Echo der Einſamkeit erweckt, die ſo ſeltſam und fremd zu unſeren kleinen Herzen ſprach. Man wies uns die in eine Felswand des gegenüberliegenden Ufers eingemeißelten „Trajans-Tafeln", und ließ uns durch ein Fernrohr hinüberblicken. Ich konnte auch mit bewaffnetem Auge nicht mehr entdecken, als das eine Wort: CAESAR — aber mit ihm flammte eine neue Welt vor meiner Seele auf, es brachte mir die erſte ſchlafloſe Nacht meines Lebens. Am liebſten hätt' ich mich damals gleich ans ſerbiſche Ufer überſetzen laſſen, um Wort für Wort leſen zu können. Aber mein Vater, meine Erregung gewahrend, verbot es. Selbſt das Fernrohr durften wir nicht mehr mitnehmen. Das traf mich hart. Doch Ort und Stelle hatten ſich meinem Gedächtniſſe für immer eingeprägt, und ſo oft wir das linke Ufer entlang fuhren, ſandt' ich dem rechten einen Blick der Sehnſucht und Treue zu. Ein Großes, Unfaßbares hatte meine kindliche Seele mit ſeinem Hauche berührt und ihr plötzlich unſichtbare Flügel geliehen. Jenſeits der blitzenden Donauwellen, die weißſchimmernd an den Felsklippen von Kozladojke ſich brachen, lag hinfort meine Welt. Vielleicht hat ſich gerade an jenem Tage meine Muſe der Geſchichte und der Natur verlobt. Aber auch die Natur, in deren Umarmung ich zum erſtenmale die Geſchichte geſehen, begann hinfort in geheimnisvoller Sprache zu mir zu reden. Ich wurde mir allmählich jedes Eindruckes bewußt, den ich von ihr empfing, jedes Reizes, auf den meine Phantaſie in ihrer Weiſe antwortete. Aber durch die Erfahrung mit den Trajanstafeln klug gemacht, verſchwieg ich die Intimität dieſes Verkehrs. Und ſo fiel meinen Eltern nichts auf, als mein wachſender Hang zur Einſamkeit. Auch dem wußte ich, durch das Mitnehmen eines Buches, ſeinen gefährlichen Schein zu nehmen, und bald fand man es ſelbſtverſtändlich, daß ich ſo gerne allein ſein wollte; man wußte ein „warum"! Dieſes von niemandem beargwohnte Alleinſein war die Muſe

meiner ersten Gedichte. Eigentlich zaudere ich, hier das Wort „Gedichte“ niederzuschreiben. Es waren vielmehr in einem gehobenen Ton gehaltene Selbstgespräche, zu denen sich hie und da der Reim wie etwas Zufälliges gesellte. Oft sang ich sie auch. Ich behielt einzelne davon jahrelang im Gedächtnisse. Sie niederzuschreiben fiel mir nie ein. Sie sollten mir gehören, mir allein, wie das Geheimnis der Stunde, die sie geboren. Und ich war stolz auf dieses Geheimnis; auf diese merkwürdige Zwiesprache mit Dingen, die allen anderen leblos schienen, und für mich allein Stimme bekamen.

Wer weiß, welche Empfindungen diese ebenso leidenschaftliche als sorglose Hingabe an ein überwucherndes Phantasieleben noch in mir ausgelöst, hätte mich die Wirklichkeit nicht plötzlich der Behaglichkeit eines Lebens entrissen, das solchen Luxus wie etwas Selbstverständliches gestattete. Widrige Umstände und Verdrießlichkeiten verschiedener Art veranlaßten meinen Vater, sein Amt niederzulegen. Er that es nicht ungern. Der jähe Tod meiner jüngeren Schwester hatte ihn tief erschüttert; ein unheilbares Leiden, das ihn schon seit Jahren quälte, nahm plötzlich einen Verlauf, der ihn die Möglichkeit eines nahen Endes ahnen ließ. So siedelten wir denn im Frühling des Jahres 1871 nach Weißkirchen über. Zu längerem Aufenthalt, wie mein Vater hoffte, für kaum ein Jahr, wie der Tod entschied. Am 14. Januar 1872 verlor ich mit meinem geliebten Vater den besten Freund meines Lebens, und der ausgedehnte Grundbesitz, den er hinterließ, zwang meine Mutter, wieder nach der alten Heimat mit uns zurückzukehren, um nicht alles der Willkür fremder Hände anvertrauen zu müssen. Unsere Verhältnisse waren, wenn auch gerade nicht dürftige, so doch ganz andere geworden. Das wirkliche Leben mit seinen Wechselfällen und Brutalitäten schob sich immer rücksichtsloser zwischen mich und jenes goldene Traumland, dem meine Seele solange ausschließlich angehört. Meine Mutter, die von allem Anfang an die idealen Erziehungsgrundsätze meines Vaters mit skeptischen Blicken, und speziell meine Eigenheiten mit wachsender Besorgnis betrachtet hatte, begann uns eine mehr den Anforderungen des praktischen Lebens gemäße Erziehung zu geben. Bald jedoch gewann sie die Überzeugung, daß es hier weniger galt, ihr unliebsame Erziehungsresultate, als eine nach mehr als einer Richtung sie fremd anmutende Individualität zu bekämpfen. Und da sie auch noch einen Sohn zu erziehen hatte, entschloß meine Mutter sich mit der ihr eigenen Energie zu raschem Handeln. Unser Grundbesitz wurde verpachtet, und wir zogen nach Wien. Ich erinnere mich noch des merkwürdigen Erwartungsfiebers, das mich die ganze Reise über außer Atem gehalten und, als wir endlich in die Residenz einfuhren, meine Lippen stumm, meine Blicke starr machte. Eine neue Welt ging mir hier

auf, die nicht wenig an Reiz dadurch gewann für mich, daß sie meinem Wissens- und Freiheitsdrang in gleicher Weise entgegenkam. Ich konnte hier nicht nur lernen, was und wieviel ich wollte, ich durfte sogar „in die Schule gehen", — und mit einem Jubel, den nur diejenigen ganz begreifen können, die hinter sich immer das „Wo seid Ihr?" und „Was treibt Ihr?" einer Erzieherin vernommen, begrüßte ich diese Erlaubnis. Doch blieb dieser Jubel nicht auf seiner Höhe. Ich fand hier wohl Mitschüler und Spielgefährten, aber keine Kameraden — unter so vielen Kindern meines Alters nicht eines, dem ich mich mitteilen konnte, das meine Interessen gehabt hätte. Die wenigen, denen ich mich anvertraute, sahen mich hinfort fremd, fast scheu an; einige lachten mich aus. Das war der erste Schmerz meines Lebens, den ich allein auskämpfen mußte, allein ausgekämpft habe. Seitdem hielt ich's mit jedem so. Was ich aber auch darunter leiden mußte, meine Innerlichkeit wuchs daran, und die Zeit, die ich sonst vielleicht der Geselligkeit der Jugend gewidmet hätte, kam nun ganz und gar meiner Lesewut und Wißbegierde zu gute. Ganze Tage wurden oft verträumt oder verlesen, und unter der Misère eines Strickstrumpfes, den ich im Auftrage meiner Mutter bearbeiten mußte, verbarg ich nicht selten meine ersten, nun zu Papier gebrachten Verse. Vielleicht hätt' ich auch diese bloß im Gedächtnis behalten, wäre nicht plötzlich die erste Litteraturgeschichte und Poetik in meine Hände geraten. Ein geistig hochstehender Freund unseres Hauses, der mit sicherem Blick meine Begabung erkannt hatte, spielte beide als Weihnachtsgeschenke in meine Hände, und hinfort war es, zum Entsetzen meiner Mutter, um die äußere Form jedes Strickstrumpfes geschehen. Die Poetik besonders reizte meinen Ehrgeiz, denn sie sagte mir, daß zum Dichten noch mehr als eine gehobene Sprache und Reime gehörten, daß Worte und Reime nach gewissen Gesetzen zu gebrauchen seien. Nun hatt' ich meine Verse nie skandiert, und um sie daraufhin zu prüfen, schrieb ich sie nieder. Nie werde ich das beseligende Gefühl vergessen, das mich durchrieselte, als ich sah, daß, mit geringen Ausnahmen, meine ohne die Kenntnis einer Poetik entstandenen Gedichte doch den Hauptgesetzen einer solchen entsprachen. Ich zählte damals elf Jahre, und als sechs Jahre später meine erste lyrische Sammlung erschien, konnte ich sechs Gedichte aus jener Zeit darein aufnehmen.

Über die Zeit, die zwischen jenem Wollen und diesem Vollbringen lag, schweig ich besser. Es war eine Zeit des bittersten Kampfes, wie sie wohl jedes Mädchen, das einen anderen als den seit Jahrtausenden seinem Geschlechte vorgezeichneten Weg geht, hinter sich lassen muß. Ein Kampf, der in meiner Familie begann, aber vor der Thür unseres Hauses deshalb noch nicht endete. Dazu kamen andere Verstimmungen und Ereignisse,

die mir die selbstgewählte Einsamkeit immer lieber machten. Je mehr die Menschen und das, was so allgemein als Glück bezeichnet wird, für mich zurücktraten, desto leidenschaftlicher gab ich mich meinen Studien und meiner Muse hin, von Anfang an überzeugt, daß sie Ganzes nur für ein Ganzes gebe. Schon ein Jahr nach dem Erscheinen meiner Gedichte konnte ich das Epos „Hermann" veröffentlichen, das allgemein für das Werk eines Mannes genommen wurde, und mir reichen, allgemeinen Beifall eintrug. Dieser Dichtung folgte die Tragödie „Saul" und die Erzählung „Die Zigeunerin", mit welch beiden sich eingehend zu beschäftigen selbst ein Journal von der Bedeutung der „Saturday Review" nicht unter seiner Würde fand. Ich zählte noch nicht zwanzig Jahre, als ich den Plan zu meinem Epos „Robespierre" faßte. Hätt' ich mich anfangs nur über die Studien orientiert, die der Schöpfung eines solchen Werkes vorangehen mußten, wär' es vielleicht ungeschrieben geblieben. Aber der Geist der französischen Revolution und die Hauptträger ihrer grandiosen Handlung hatten zuerst von meiner Phantasie Besitz ergriffen, und so stürzte ich mich denn mit der ganzen Begeisterung und Kraft meiner Jugend auf ein Werk, dessen Gestaltung die Hingabe der zehn schönsten Jahre meines Lebens in Anspruch nahm und mich so dämonisch beherrschte, mir so zum ausschließlichen Lebenszweck wurde, daß ich seine Vollendung eher als Schmerz denn als Freude empfinde: denn für mich bedeutet sie nicht die Trennung von einem Buche, sondern von einem lieb gewordenen Gefährten. Ich glaube, es giebt nur wenig einschlägige Werke von Bedeutung, die ich im Interesse meiner Dichtung nicht studiert hätte. Von den ältesten Memoiren aus jener Zeit angefangen, bis herab auf Taine. Historiker jedes politischen Bekenntnisses; Deutsche, Franzosen, Engländer. Hand in Hand damit ging, nicht bloß meines Zweckes halber, das Studium unserer Soziologen. Marx, Rodbertus, Henry Georges und die einschlägigen Publikationen des Dietzschen Verlages in Stuttgart haben mich auf dem selbstgewählten Weg begleitet.

Früchte verschiedener Stimmungen und Erlebnisse, die zwischen dem Entstehen meines „Robespierre" spielen, sind meine Gedichtsammlung „Italische Vignetten" und die Novelle „Der Rebell". Beide fanden den reichsten Beifall der Kritik. —

Genug! Wenn, wie Lord Byron behauptet, Poesie Leidenschaft ist, dann schien ich meinem ganzen Wesen nach prädestiniert, ihr zu dienen. Von der Innigkeit meines Traumlebens an bis zum Fanatismus, durch Kampf und Not, durch die Schauer der Entsagung und die Qualen der Selbsterkenntnis hindurch ihr Banner zu tragen wie ein Mann!

Sinnesassociation und Sinnesvikariat in der Poesie.

Von Dr. S. S. Epstein.

(Bern.)

Comprendre une oeuvre d'art,
c'est comprendre une sensibilité.

Arme Decadence!

Was wird sie nicht von allen Seiten verlästert; insbesondere aber von den Kunstphilistern, die am liebsten die Polizei gegen die Dekadenten zu Hülfe rufen möchten.

Sie versuchten zuerst die althergebrachten, verkalkten Regeln der Ästhetik gegen die „Jüngsten" ins Feld zu führen. Damit aber schlugen sie nicht durch! Und geht es nicht mit Schlägen, dann geht es vielleicht mit Schlagworten . . . ?! Heureka!

Solch ein Schlagwort war gefunden: „pathologisch".

Die Dekadenten seien pathologisch, sie gehörten ins Spital und nicht auf den Parnaß, der ja von amtswegen ein Tummelplatz für die ausrangierten Epigonenpegasusse sein und bleiben sollte.

Phathologisch!

In allen Zeitungen ist es zu lesen, in allen litterarischen Konventikeln ist es zu hören, auf alle Schlafmützen wird es als Warnungsspruch geschrieben.

Pathologisch!

Alle Wohlmeinenden und Wohlgesinnten werden davor gewarnt, all die höheren Töchter lesen es nur im Versteckten, um dann in der Öffentlichkeit umso lauter schimpfen zu dürfen, und jeder Vater giebt seinem Sohn, bevor er ihn in die Großstadt schickt, das Sprüchlein auf den Weg:

Wenn Dich die Symbolisten locken,
So folge ihnen nicht!

Versuchen Sie aber nur einmal solch einem Kunstphilister zu widersprechen.

Da kommen Sie aber schön an, Bruderherz! Was?!

Die Dekadenten seien nicht pathologisch? Aber, ich bitte Sie, wenn die nicht verrückt sind, dann giebt es überhaupt keine Verrücktheit!

Leute, bei denen die Düfte singen, Schriftsteller, die Dramen schreiben, deren Handlungsort das menschliche Gehirn ist.

Und dann das Sinnesvikariat!

Das ist ja der beste Beweis für die Verrücktheit der Dekadenten.

Wenn schon kein anderer Beweis da wäre, so müßte dieser allein genügen.

„Die Nachtigall schlägt blaugrüne Triller."

Iſt das fin de siècle? Was?

Na, und überhaupt! — — —

Auf die Gefahr hin, von den Zunftkritikern — und -Äſthetikern ſelbſt als pathologiſch erklärt zu werden, ſah ich mir dieſe Verrücktheit etwas näher an.

Und da warfen ſich mir von ſelbſt mehrere Fragen auf.

Was ſie eigentlich vorſtellt? Woher ſie kommt? Und ob ſie wirklich gar ſo verrückt iſt?

Alſo, avant tout, was iſt Sinnesvikariat?

Es wird ſo manches als Sinnesvikariat angeſehen, was eigentlich Sinnesaſſociation iſt.

Das heißt, es kann z. B. der am öfteſten vorkommende Spezialfall der „audition colorée“ eintreten, wo in der Erinnerung Worte oder Töne oder Gerüche mit einer Farbenvorſtellung verbunden werden.

Dies iſt der Fall der Aſſociation.

Oder aber es kann eine Farbenvorſtellung durch einen unmittelbaren akuſtiſchen oder ſonſtigen ſenſoriſchen Reiz hervorgerufen werden.

Hier hätten wir es mit Vikariat zu thun. Wenn alſo Mallarmé *) ſingt

. . . . laissant toujours de ses mains mal fermées
Neiger de blancs bouquets d'étoiles parfumées.

ſo iſt das offenbar kein Vikariat, denn hier verband ſich das poetiſche Bild „bouquet d'étoiles“ durch Ideenaſſociation mit dem Geruch dieſes „bouquet“.

Hingegen läßt der Satz:

„In meinen Ohren klingt ein Lied; ſchwarzgrauer Tiefton, geſprenkelt mit hellblauen „Lichtern“**) keine Aſſociationserklärung zu, denn hier iſt es der Ton unmittelbar, welcher die Farbenvorſtellung „ſchwarzgrau mit hellblauen Lichtern“ hervorrief; es iſt dies vielmehr ein typiſches Beiſpiel für Vikariat.

Fragen wir uns nun nach der Geneſis dieſes Phänomens bei den Poeten, ſo dürfte es ſich wohl nicht anders, als pſychologiſch, mit Hilfe der Entwickelung, erklären laſſen. Mit Definitionen iſt hier wenig auszurichten; dieſe können uns wohl die Mechanik eines Gefühles erklären, niemals aber ein Gefühl ſelbſt oder deſſen Berechtigung.

Ginge man an das Studium einer Erſcheinung in der Kunſt, mit einer fertigen Theorie ausgerüſtet, und würde dann folgerichtig alles, was mit dieſer Theorie nicht übereinſtimmt, für unzuläſſig erklären, dann ergäbe

*) Stéphane Mallarmé, Vers et prose. Paris, Perrin.

**) Stanislaw Przybyszewski, Vigilien. Berlin, S. Fiſcher.

ſich allerdings mit unfehlbarer Sicherheit, daß die meiſten Fälle der exaltation poétique als pathologiſch aufzufaſſen ſind. So aber will ich meinen Gegenſtand nach allen Richtungen beleuchten, und kann dann mit Recht die Frage aufwerfen, ob der Künſtler das Recht habe, ſeine eigene angebliche „Verrücktheit“ dem Zuſchauer oder Leſer ſuggerieren zu wollen? Die Art und Weiſe, wie das Doppelempfinden zuſtande kommt, läßt ſich wohl am beſten dadurch erklären, daß vielleicht auf Grund einer ererbten exceſſiven Erregbarkeit der ſenſoriſchen Hirnelemente bei den betreffenden Individuen der zu einem centralen Sinnesfelde gelangte Reiz dieſes überſchreitet und auf dem Wege verbundener Nervenzüge zu einem zweiten Sinnesfelde gelangt, in welchem er dann die ſekundäre Empfindung auslöſt*).

Eines ſteht einmal feſt und zwar, daß das Faktum der „audition colorée“ viel älter iſt, als wir vermuten, daß die Sprache ſich der Analogien zwiſchen Farben und Tönen viel früher bemächtigt hatte, bevor der Wiſſenſchaft dieſes Faktum auch nur auffiel.

Der erſte, welcher darauf aufmerkſam wurde, war P. Luſſana, welcher die Doppelempfindungen im Jahre 1865 unterſuchte.

Und doch war es niemandem aufgefallen, daß ſchon in den älteſten Werken von dunklen Tönen und hellen Farben geſprochen wird, wobei die Verwandtſchaft zwiſchen „hell“ und „hallen“ nicht zu verkennen iſt.

Auch das gutdeutſche Wort „ſchwarz“ hängt nach Kluge**) mit dem lateiniſchen „surdus“ (taub) zuſammen, ſowie letzteres ebenfalls zur Bezeichnung der Glanz- und Farbloſigkeit angewendet wurde***); in dieſe Kategorie gehört z. B. auch das ndl. Wort „dompig“ (dumpf), welches finſter bedeutet.

Beſonders intereſſant iſt es aber, zu konſtatieren, daß die ſekundäre Sinnesempfindung Dichtern zum Zwecke der Hervorrufung einer beſonders feinen Empfindung ſchon ſehr lange bekannt war und durchaus nicht ein ſpezielles Denkmal der Dekadenten iſt.

Schon bei Homer†) finden wir für den Cikadengeſang den Ausdruck *λειριόεις*, welcher ſich von *λείριον* ableiten läßt, und ſomit lilienfarbig bedeuten würde, ein ähnliches Epitheton findet ſich auch bei Heſiod. Man könnte jedoch dieſe Bezeichnungen daraus ableiten, daß man annimmt, es handle ſich hier nicht um Sinnes- ſondern vielmehr um Sprachanalogien, obwohl wir andererſeits beim Minnedichter Heinrich von Freiberg den

*) Steinbrügge, Über ſekundäre Sinnesempfindungen, Wiesbaden 1887.

**) Encyklopädiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache.

***) Plinius 27, 5, 18, von den Smaragden: Quibusdam intercurrit umbra, surdus fit colos.

†) H, III, 152.

Ausdruck „veilchenfarbene Erzählungen" vorfinden, was wiederum für Sekundärempfindung zu sprechen scheint.

Wir besitzen aber viele dichterische Dokumente, die mit den „Modernen" gar nichts zu thun haben, und durch Vermittelung welcher sich sekundäre Sinnesempfindungen, beziehungsweise direktes Vikariat zweifellos konstatieren lassen.

Ein ziemlich bedeutender Ästhetiker des vorigen Jahrhunderts, Hoffmann*), sucht die Ansicht zu vertreten, die Behandlung der malerischen, sowie der musikalischen Phänomene sei genau dieselbe, und es lasse sich für jedes musikalische Instrument eine Farbe substituieren, so z. B. für die Trompete rot, für das Waldhorn purpurn ꝛc.

Ein nicht minder interessantes Beispiel bietet uns die Lebensbeschreibung des im vorigen Jahrhundert in der ganzen Schweiz sehr bekannt gewesenen Vogtes Salomon Landolt**). Darin heißt es nun:

„Landolt spielte zuweilen auf der Maultrommel und behauptete, nicht nur in allen musikalischen Lauten, sondern vorzüglich in den feinen Tonschwingungen dieses einfachen Instrumentes eine Verwandtschaft mit den Farbentönen und ihren harmonischen Übergängen zu ahnen, wodurch ihm die Erfindung der angenehmen Abstufungen des Kolorits besonders erleichtert wurde."

Auch Otto Ludwig hatte, wie wir dies aus einer von Gustav Freytag mitgeteilten Aufzeichnung des Dichters entnehmen, bei der Conception eines künstlerischen Vorwurfes intensive Farbenempfindungen***), welche vollständig in die Kategorie des Sinnesvikariates fallen.

Ausgesprochenes Sinnes- und Farbenvikariat finden wir bei T. A. Hoffmann, in den „Kreisleriana", wo es heißt: „auch hatte ich gerade ein Kleid an, dessen Farbe in Cis-moll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der

*) Leonhard Hoffmann, Versuch einer Geschichte der malerischen Harmonie überhaupt, und der Farbenharmonie insbesondere ꝛc. Halle, 1786.

**) Salomon Landolt, eine Lebensbeschreibung. Von David Heß. Zürich, 1820.

***) „Mein Verfahren ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die mir zur Farbe wird, dann sehe ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Geberdung für sich oder gegen einander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier in jener Farbe, oder genauer ausgedrückt wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung habe ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so hab' ich ein gesättigtes Goldgelb, ins Goldbraune spielend; wie Schillers, so habe ich ein strahlendes Karmoisin, bei Shakespeare ist jede Scene eine Nuance von besonderer Farbe, die das ganze Stück nur hat. Gustav Freytag, Einleitung zu Otto Ludwigs gesammelten Werken. Berlin, Otto Janke, 1870."

Zuſchauer einen Kragen aus Es-dur-Farbe drauf ſetzen ließ", und dann noch eine intereſſante Stelle, wo eine Tonempfindung für eine Geruchsempfindung vikariert*).

Auch die Komponiſten Raff und beſonders Meyerbeer fühlten bei gewiſſen Tonverbindungen gefärbt; ſo behauptete Meyerbeer, gewiſſe Akkorde in Webers Muſik zu „Lützows wilder Jagd" ſeien purpurn.

Aus den angeführten Belegen erſehen wir deutlich, daß das Phänomen der ſekundären Sinnesempfindung bei Dichtern auf jeden Fall ſchon älter iſt, wie ein Jahrtauſend, und überall dort auftritt, wo es ſich um Verſetzen in eine Stimmung oder Mitteilung einer ſolchen handelt. —

Ich betonte mit Abſicht, daß Sinnesaſſociation und -Vikariat überall dort auftreten, wo es ſich um Verſetzen oder Suggeſtion einer Stimmung handelt.

Denn da die Kunſt der jüngſten Modernen zum größten Teil eine lyriſche iſt, alſo in erſter Linie die Stimmung des eigenen „Ich" ausdrückt, ſo darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir jetzt öfter, als früher, der „audition colorée" begegnen.

Es iſt auf keinen Fall zu vergeſſen, daß die „audition colorée" unter allen Umſtänden eine rein individuelle Gefühlsäußerung vorſtellt, und nichts Abſolutes hat, keine Wahrheit an ſich iſt, welche ſich objektivieren ließe.

Wenn alſo der Stimmungsmaler vor allem das Leben, das er gelebt, die Gefühle, die er gefühlt, zu ſuggerieren ſucht, ſo mutet es uns geradezu komiſch an, wenn René Ghil**) mit Bezug auf ein Sonett Rimbauds***), in dem ſich der Vers vorfindet:

A noir, E blanc, J rouge, U vert, O bleu

und welcher als eine rein perſönliche Äußerung der Sinne aufzufaſſen iſt, ſich in langen Überlegungen darüber ergeht, ob es doch nicht angezeigter wäre, das O rot und das J blau aufzufaſſen.

Aber dieſe „personallité des sens" ganz aus dem Spiel laſſend, finden wir bei den Dekadenten in den allerſeltenſten Fällen reines, unvermiſchtes Vikariat.

In einer überwiegenden Anzahl von Fällen läßt ſich die betreffende Empfindung entweder durch reine Aſſociation erklären, oder es iſt eine erſt durch Aſſociation hervorgerufene Vikariatserſcheinung, welche dadurch zu

*) „Der Duft der dunkelroten Nelken wirkt mit ſonderbarer magiſcher Gewalt auf mich, unwillkürlich verſinke ich in einen träumeriſchen Zuſtand, und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anſchwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Baßhornes. VI. pag. 186.

**) René Ghil, Traité du Verbe. Paris, Vanier.

***) Arthur Rimbaud, Poésies. Paris, Vanier.

Stande kommt, daß der Dichter in ſeiner Extaſe, wie dies Baudelaire*) ſo ſchön ausdrückt, durch Vermittelung aller Sinne empfindet.

Einige Beiſpiele ſollen das, was ich meine, und wie ich es meine, erläutern.

Wenn Felix Dörmann in ſeinen „Senſationen“ von „roten Qualen“ ſpricht, die ihn „wild umwarben“ oder Verlaine von einem „regret rouge“ ſingt, ſo läßt ſich das ausſchließlich durch Aſſociation erklären, da ein ſehr ſtarkes Unluſtgefühl infolge des Blutandranges nach dem Kopf in uns zumeiſt die Empfindung rot hervorruft.

Ebenſo das poetiſche Bild „la nuit de velour“**), welches dadurch entſtanden iſt, daß ſich beim Dichter das Bild der ſchwarzen Nacht mit der Milde und Weichheit der Luft aſſociierte und ſo die Vorſtellung von Sammt hervorrief.

Es kann aber das Vikariat als ſolches erſt ſekundär infolge vorhergegangener Aſſociation auftreten.

Dies iſt z. B. der Fall in Bierbaums Strophe:

Gelb iſt des Liedes Tiefton; breit
Flutet es unter dem Klanggewelle;
Fanfaren in rot; das Blau ſchalmeit;
Ein luſtiges Grün ſchwillt flötenhelle***),

welche nur dann richtig verſtanden wird, wenn man die vorhergehende:

Sonne ſpielt in ſchweren, ſatten
Farben ein Strahlenlied der Macht

dazu nimmt und bedenkt, daß das Ganze vom „Mond der Ernte des goldenen Korns“ handelt.

Nun iſt der pſychologiſche Gang klar. Das reife, vom Winde bewegte, flutende, goldgelbe Kornfeld ruft beim Dichter aſſociativ die Vorſtellung einer Tonharmonie hervor.

Und nun iſt des Liedes Tiefton (Grundton), in dieſem Falle das Korn, gelb.

*) Charles Baudelaire, Les fleurs du mal. Paris, Calmann Levy, pag. 146 (Tout entière).

O métamorphose mystique
Des tous mes sens fondus en un!
Son haleine fait la musique,
Comme sa voix fait le parfum.

**) Paul Verlaine, Amour. Paris, Vanier, pag. 25.

***) Otto Julius Bierbaum, Nemt Frouwe diſen Kranz. Berlin, Guſtav Schuhr, pag. 70.

Die aber darin eingeſtreuten roten Mohnblumen, die blauen Kornblumen, und der grüne Rain rufen nun vermittelſt Vikariat die Empfindung der Hörner, Schalmeien und Flöten hervor.

Nicht überall iſt die pſychologiſche Auflöſung ſo leicht zu bewerkſtelligen. Der Vers:

Kühler Narziſſen weiße Stimmen
Singen und lachen im Welken*)

iſt z. B. ſchon ziemlich kompliziert, denn wir haben da erſtens eine poetiſche Metatheſis, nämlich: kühler Narziſſen weiße Stimmen, anſtatt „Weißer Narziſſen“ ꝛc. Erſt dieſe Metatheſis rief offenbar die Empfindung hervor, daß die Narziſſen auch ſingen, und zwar ſind ihre Stimmen, infolge der weißen Farbe, welche in uns die Empfindung der Kälte hervorruft, kühl.

Ausgeſprochenes Farbenvikariat finden wir außer der ſchon angeführten Stelle in den „Vigilien“ z. B. bei Silveſtre:**)

„Delacroix poursuit entre le bleu et le vert l'immensité du ciel et de la mer, fait retentir du rouge le ton des trompettes guerrières et tira de sombres gemissements.“

und dann bei Huysmans***) ein typiſches Beiſpiel von ſekundärer Tonempfindung, hervorgerufen durch Geſchmacksempfindung. Der Held des Romanes hat ſich nämlich einen Schnapskaſten angelegt und empfindet beim Verkoſten eines jeden dieſer Schnäpſe den Ton eines beſtimmten Inſtrumentes und zwar iſt

Curaçao — Clarinette,
Kümmel — Oboë,
Aniſette — Flöte,
Kirſch — Trompete ꝛc.

Die nächſte Frage, mit der wir uns zu beſchäftigen haben werden, iſt die, ob wir nun wirklich die Berechtigung haben, die Sinnesaſſociation und das Sinnesvikariat als eine rein pathologiſche Erſcheinung zu erklären, oder ob dieſe Erſcheinungen einfach als Folge einer geſteigerten Senſibilität aufzufaſſen ſind, einer Senſibilität, die überhaupt Vorbedingung jedes wahrhaft künſtleriſchen Schaffens iſt.

Was nun den erſten Fall, nämlich denjenigen der Aſſociation anbetrifft, und dieſer iſt es ja, welcher, wie ich gezeigt habe, in der überwiegendſten Anzahl der Fälle eintritt, ſo kann deſſen Begründung und Berechtigung nicht die geringſte Schwierigkeit verurſachen.

*) Max Dauthendey, Geſänge der Düfte. 1894.
**) Théophile Silvestre, Naufrage de Don Juan.
***) J. K. Huysmans, A rebours. Paris, Tresse & Stock.

Das Bewußtsein des Dichters gewöhnt sich allmählich derartig an die poetischen Formen, daß sie vollständig dessen Eigentum und je nach der momentanen Stimmung verwertet werden.

Die Übung, welche nun notwendigerweise auf das Bewußtsein reagieren muß, bringt es nun so weit, daß die Associations- und Analogievorstellungen beim Künstler in einem so hohen Grade funktionieren, daß es uns oftmals schwer wird, dem Dichter nachzukommen.

Die Sinnesassociation ist also nur dann, und nur insofern als anormal aufzufassen, als jeder Künstler überhaupt im Vergleich zur Menge eine Anomalie vorstellt.

Einmal den Künstler „tel quel" zugegeben, stellt die Sinnesassociation nichts anders vor, als eine jener zahllosen poetischen Lizenzen, über die man gewöhnlich gar kein Wort mehr zu verlieren pflegt. Aber selbst das Sinnesvikariat ist nicht so ohne weiteres als pathologisch hinzustellen.

Die wissenschaftlich feststehende Ähnlichkeit zwischen den Licht- und Schallschwingungen bringt es mit sich, daß eine Analogie zwischen Farben und Tönen sich auch minder sensiblen Naturen von selbst aufdrängt.

Der geistvolle französische Ästhetiker Eugène Véron nennt direkt den Timbre eines Tones Klangfarbe (couleur), und auch Taine*) wendet des öfteren diesen Vergleich an.

Es wäre vollständig verfehlt zu glauben, daß eine besonders gesteigerte Reaktionsfähigkeit der Nerven, wie sie beim Künstler vorkommt, dazu gehört, um z. B. bei Tönen Farbenempfindungen zu haben.

Der bekannte Wiener Gelehrte, Prof. Dr. Victor Urbantschitsch**), hat auf seiner Klinik eine große Anzahl von Patienten daraufhin untersucht, ob wohl physiologische Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Sinnesorganen vorkommen, d. h. ob bei gleichmäßig stattfindender Erregung eines Sinnesgebietes in diesem sich eine Veränderung konstatieren läßt, wenn nun auch einem anderen Sinnesorgan ein Reiz zugeführt wird. Das Resultat dieser Untersuchungen war nun ein unbedingt positives. Besonders scharf fand Urbantschitsch die Reaktion von Seiten des Gehörorganes; so zeigte z. B. die Zuleitung eines starken Stimmgabeltones eine wesentliche Beeinflussung der Sehschärfe und besonders der Farbenperception und zwar im Sinne der Erhöhung. Auf Grund seiner Erfahrungen hält daher Urbantschitsch die „audition colorée" für kein Phänomen. Unaufgeklärt ist einzig der Umstand, daß bei bestimmten Tönen gerade immer bestimmte und zwar dieselben Farben auftreten.

---

*) Philosophie de l'art, II, pag. 391.

**) Archiv für Physiologie, XLII; 1888, pag. 154.

Das Faktum allein, daß eine Erscheinung von der Wissenschaft noch nicht aufgeklärt ist, giebt aber noch nicht die Berechtigung, dieselbe als pathologisch zu erklären.

Wenn wir die Geschichte unserer Sinne verfolgen, so stoßen wir auf die interessante Wahrnehmung, daß unsere Sinneswerkzeuge jetzt für gewisse Reize empfänglich sind, auf die sie seinerzeit gar nicht reagierten, so daß es noch jetzt ganze Völker giebt, bei denen sich Empfindungsträgheit konstatieren läßt, ohne daß man diese Erscheinung als pathologisch erklärt hätte.

L. Happe*) konstatiert, daß weder in der Rig Veda, noch in der Zendaveſta, weder im Homer, noch in der Bibel der Ausdruck für blau vorkommt. Selbst das klassische Altertum hat mit κύανος**) alle Abstufungen zwischen Grün und Schwarz bezeichnet.

Happe erklärt nun diese Erscheinung darwinistisch und glaubt, die Blauempfindung habe sich erst mit der Vervollkommnung unseres Organismus entwickelt.

In der Gegenwart zeigen uns die Chinesen ein typisches Beispiel von Empfindungsträgheit.

Von 1200 untersuchten Chinesen konnten mehr als 60% hellblau nicht von grün unterscheiden***), und wenn die chinesischen Dichter — wie dies thatsächlich der Fall ist — das wolkenlose Firmament als grün besingen, so ist dieses Faktum ebensowenig anormal, wie wenn in unserer modernen Lyrik hie und da Sinnesvikariatsäußerungen anzutreffen sind.

Wozu also der Lärm?

Es bleibt uns nun die letzte Frage zu untersuchen übrig, ob nämlich der Dichter berechtigt ist, uns eine subjektive Empfindung zu suggerieren, die, bei aller Normalität, immerhin wenig verbreitet ist, und was er mit dieser Suggestion eigentlich will?

Es ist vor allem unleugbar, daß der Dichter in allererster Linie sich selbst und in zweiter Linie dem Genießenden die raffiniertesten Genüsse zu verschaffen sucht.

So war es bei allen Dichtern, sei es der klassischen, sei es der romantischen, sei es der modernen Periode.

Der Unterschied lag einzig und allein an der Art und Weise, wie der Genuß zugeführt werden sollte.

Und da man die drei großen Epochen am besten in der Weise aus-

*) Über den physiologischen Entwickelungsgang der Lehre von den Farben. 1877.

**) Der Bart des Odysseus wird bei Homer als „kornblumenfarbig" bezeichnet.

***) A. M. Fielde, Color-sense and color blindness among the Chinese, based on examination of twelve hundred persons. Phil. Reports, pag. 651. 1889.

einanderhält, daß man ſagt, die Klaſſiker hätten ſich mit dem Bewußtſein, die Romantiker mit den Leidenſchaften, und die Modernen mit den Empfindungen beſaßt, ſo iſt es klar, daß die klaſſiſche Poeſie Seelenmalerei, die romantiſche Gefühlslyrik war, während die Moderne in allererſter Linie Stimmung will.

Unſere Klaſſiker konnten ſchon aus dem Grunde nicht auf Suggeſtion einer Stimmung allein losgehen, weil ſie eine Arbeit zu verrichten hatten, deren unſere Moderne glücklicher Weiſe überhoben iſt.

Ich meine die äußere Überwindung der Form.

Sowie die Muſik vor Bach immer einen Kampf mit kontrapunktiſchen Problemen bedeutet, ſo iſt unſere klaſſiſche Epoche ein Kampf um die Überwindung der Form, d. h. die Kunſt ging darauf hinaus, einen beſtimmten Inhalt in eine ſchöne Form zu bringen.

Die Form mußte ſich dem Inhalt fügen.

Es giebt aber in der Poeſie keine Revolution der Form, ohne daß Hand in Hand eine Revolution der Ideen mitginge.

Und als die Form einmal überwunden war, als man anfing ſich mit den Empfindungen zu beſaſſen, da wurde ſie Selbſtzweck.

Man bemühte ſich nun nicht mehr, an der Hand eines beſtimmten Inhaltes darzuthun, wie man die Form beherrſche.

Es galt vielmehr durch die Form ſelbſt, d. h. durch klangvolle Worte, Aſſonanzen, Epitheta, Onomatopöeen, uns gewiſſe Stimmungen zu ſuggerieren, beziehungsweiſe beſtimmte Aſſociationen hervorzurufen, die dann die Stimmung verurſachen. Um aber wirklich ausgeſuchte äſthetiſche Genüſſe ſuggerieren zu können, darf nicht ein einzelner Sinn in Anſpruch genommen werden, ſondern es muß der ganze Menſch ſuggeriert werden.

Und eine ſolche Suggeſtion kann ſogar zuwege bringen, daß man neue, bisher unbekannte Senſationen kennen lernt, die einem keine Seelenmalerei der Welt beibringen könnte.

Zu dieſen exquiſiten Genüſſen gehört auch das Sinnesvikariat und die Sinnesaſſociation.

Was verlangen wir denn eigentlich von der Kunſt?

Schönheit, welche auf uns einwirken ſoll, um uns äſthetiſche Genüſſe zu verſchaffen.

Dieſe wahre Schönheit, oder, wie ſie Kant nennt, dieſe intereſſenloſe Schönheit liegt einzig und allein in der Form.

Und wie in der Malerei die Figur ſchließlich nichts anderes iſt, als Träger der Farben, welche es erſt ſind, die in ihrer Harmonie auf uns wirken, ſo liegt in der Poeſie die Schönheit nicht im Inhalt, ſondern einzig und allein darin, daß ſie uns ſuggeſtiv Stimmungsgenüſſe verſchafft.

Dieser Gedanke wurde schon von Flaubert*) ausgesprochen.

„Et je me demande" sagt er, „si un livre, indépendamment de ce qu'il dit, ne peut pas produire le même effet? C'est à dire l'effet pur de la beauté?"

Fassen wir nun Sinnesassociation und Sinnesvikariat als Mittel auf, die dazu da sind, um in uns das Gefühl des Schönen hervorzurufen, also ästhetische Fakultäten vorstellen, dann hat die Zunftkritik absolut kein Recht, diese Phänomene als pathologisch zu erklären.

Oder kurz.

Um ein Kunstwerk zu verstehen, muß man selbst etwas vom Künstler in sich haben.

Die Gesetzgebung und das Theaterpersonal.

Von Ludwig Fuld.

(Mainz.)

In Deutschland wie in den meisten Staaten hat sich die Gesetzgebung bislang mit der Stellung des Theaterpersonals und der Fürsorge für dasselbe nur in sehr geringem und dem heutigen Bedürfnis jedenfalls nicht entsprechendem Maße befaßt; während das öffentliche Recht genaue Vorschriften über die Voraussetzungen enthält, unter welchen die Erlaubnis zu dem Betriebe eines Theaterunternehmens erteilt werden darf, während der Staat gegenüber Aufführungen, welche nach seiner Ansicht die öffentliche Ordnung oder den Anstand verletzten könnten, von seinem Verbotsrechte Gebrauch macht, hat das bürgerliche Recht den zwischen dem Leiter eines Theaterunternehmens und seinen Angestellten bestehenden Rechtsverhältnissen bislang seine Aufmerksamkeit so gut wie nicht zugewendet. Und doch sprechen gewichtige Gründe dafür, daß mindestens die Hauptpunkte des Theatervertrags, vor allem die Kündigungsfristen, der freien Vereinbarung entzogen und in gesetzlicher, durch den Willen der vertragschließenden Teile nicht abzuändernder Weise geregelt werden. Die in Deutschland üblichen Theaterverträge lassen in dieser Hinsicht sehr vieles zu wünschen übrig, sie geben dem Theaterleiter ein weit größeres Maß von Rechten als seinen

*) Flaubert, Lettres à George Sand.

Angeſtellten, und die Kündigungsfriſt iſt oft genug der Art geordnet, daß jener zwar in jedem ihm wünſchenswerten Falle ſein Perſonal binnen kürzeſter Zeit entlaſſen kann, während dieſes ſtets verpflichtet iſt, dem Austritt eine längere Friſt vorhergehen zu laſſen. Der Umſtand, welcher auf anderen Gebieten dahin geführt hat, daß der Dienſtherr und Arbeitgeber ſich durch den Vertrag eine weit beſſere rechtliche Stellung verſchafft, als ſie der Angeſtellte auf Grund desſelben erhält, iſt auch auf dieſem Gebiete dafür beſtimmend geweſen, daß von einer gleichen Verteilung der Rechte und Pflichten auf die beiden Vertragſchließenden nicht die Rede ſein kann; die wirtſchaftliche Übermacht des einen Teils und das Mißverhältnis zwiſchen Angebot und Nachfrage wirken eben auf den verſchiedenſten Gebieten zuſammen, um die aus einem Anſtellungsvertrag hervorgehenden Verhältniſſe ſtets zu Ungunſten des Angeſtellten zu verſchieben, das zeigt ſich in dem Verhältnis zwiſchen dem Fabrikanten und ſeinen Arbeitern, zwiſchen dem kaufmänniſchen Prinzipal und dem Handlungsgehilfen und zwiſchen dem Theaterperſonal und dem Theaterleiter. Die Gründe, welche den Staat veranlaßt haben, beſtimmte Punkte des gewerblichen Arbeitsvertrags unter Ausſchluß der Abänderung durch die Vertragſchließenden zu ordnen, werden ihn bewegen, auch einige Punkte des Theatervertrags zu regeln; es wird vor allem ſeine Aufgabe ſein, nicht allzukurz bemeſſene Friſten für die Kündigung einzuführen und dem Unfug und Mißbrauch ein Ende zu machen, daß die Friſten für den einen Teil kurz, für den anderen aber lang bemeſſen ſind. Wie weit die Geſetzgebung noch von der Anerkennung dieſes Standpunktes entfernt iſt, zeigt der zweite Entwurf eines bürgerlichen Geſetzbuchs für das deutſche Reich; nach § 561 kann das Dienſtverhältnis der mit feſten Bezügen zur Leiſtung von Dienſten höherer Art Angeſtellten, deren Erwerbsthätigkeit durch das Dienſtverhältnis vollſtändig oder hauptſächlich in Anſpruch genommen wird, nur für den Schluß eines Kalendervierteljahres und nur unter Einhaltung einer Kündigungsfriſt von ſechs Wochen gekündigt werden, auch wenn die Vergütung nach kürzeren Zeitabſchnitten als Vierteljahren bemeſſen iſt. Dieſe Beſtimmung iſt an ſich mit Beifall zu begrüßen, ſie verhindert jedoch nicht, daß durch den Vertrag andere Friſten und zwar ungleiche für beide Parteien vereinbart werden; es würde alſo, wenigſtens für das Bühnenperſonal, eine Ergänzung nach dieſer Richtung erforderlich ſein. Des Weiteren wird es Sache des Staates ſein, dem Geſchäftstreiben der Theateragenturen eine ſcharfe Aufmerkſamkeit zuzuwenden; das Treiben derſelben gegenüber dem auf ſie angewieſenen Bühnenperſonal iſt vielfach ein höchſt tadelnswertes, das mit einer anſtändigen Geſchäftsvermittelung Nichts mehr gemein hat; es kommen da Fälle von Ausbeutung der Notlage, des Leichtſinnes und der Unerfahrenheit vor,

deren Bezeichnung als wucherische Übervorteilungen noch viel zu mild ist, und die Vergütung, welche die Agenturen von dem Theaterpersonal beanspruchen und erhalten, steht nicht selten mit ihrer Mühe und Arbeit in schreiendem Mißverhältnis; daß insbesondere die weiblichen Bühnenmitglieder der Ausbeutung durch gewissenlose Agenturen nach verschiedenen Richtungen ausgesetzt sind, ist nicht unbekannt. Einen Einfluß auf die Höhe der Besoldung der Bühnenangehörigen auszuüben, ist der Staat nicht im Stande, auch vermag er nicht, sie in den Tagen, in welchen ihnen nicht nur der Lorbeer, sondern auch das funkelnde Edelmetall zu teil wird, zur Sparsamkeit und Ansammlung eines Kapitals für die Zeit der Dienst- und Erwerbsunfähigkeit anzuhalten, welche ja bei ihnen früher einzutreten pflegt, als bei anderen Klassen der erwerbsthätigen Bevölkerung; hingegen ist der Staat wohl im Stande dafür zu sorgen, daß den erkrankten und erwerbsunfähigen Bühnenmitgliedern Pflege und Unterstützung zu teil wird, auch vermag er es zu verhüten, daß die durch einen Unfall bei Ausübung ihres Berufs verletzten und geschädigten Personen hinfort auf sich allein, ohne jegliche Beihilfe angewiesen sind; der Staat kann dies wie jenes bewirken, indem er einfach die sozialpolitische Versicherung auf gewisse Kategorien des Bühnenpersonals ausdehnt. Es ist selbstverständlich keine Rede davon, die mit fabelhaften Gagen bezahlten Primadonnen, die ersten Vertreter der Schauspielkunst der öffentlich-rechtlichen Versicherung zu unterwerfen, es handelt sich vielmehr lediglich um die gering bezahlten unteren und untersten Stufen des Bühnenvölkchens, um die Mitglieder des Chorpersonals, welche die geltende Gesetzgebung ebenso von der Versicherung ausnimmt, wie die gefeierte Diva, deren Ruf von einem Ende der Welt bis an das andere dringt. Diese untersten Klassen stehen aber nicht nur den besser bezahlten Arbeitern in Ansehung der ökonomischen Lage vollkommen gleich, sondern sie haben zumeist auch nicht die Mittel, um sich die Fürsorge zu verschaffen, welche die Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen ihren Mitgliedern gewährt. Ob nicht auch die Alters- und Invaliditätsversicherung auf sie zu erstrecken wäre, dürfte ebenfalls ein der näheren Erwägung würdiger Gegenstand sein. Jedenfalls ist die Regelung der rechtlichen Stellung der Bühnenangehörigen im Sinne der vorstehenden Bemerkungen eine Aufgabe, deren Lösung der Staat sich auf die Dauer nicht wird entziehen können, und es dürfte doch kaum einem Zweifel begegnen, daß eine Gesetzgebung, welche mit diesen Ausführungen im Einklang steht, zur Hebung des Bühnenpersonals wohl beitragen würde, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in ethischer Hinsicht. Als fraglich muß es allerdings bezeichnet werden, ob an die Erfüllung dieser Aufgabe die Reichsgesetzgebung in Bälde herantritt; der Stillstand auf sozialpolitischem Gebiete,

der trotz aller zur Bemäntelung vorgebrachten amtlichen und halbamtlichen Redensarten eine Thatsache bildet, mit welcher gerechnet werden muß, spricht nicht dafür, daß das Reich im sozialpolitischen Interesse der Fiktion der Vertragsfreiheit auf dem Gebiete des Theatervertrags ein Ende machen und das Bühnenpersonal in den Kreis der durch die öffentlich-rechtliche Versicherung geschützten Personen einbeziehen wird.

Die Rettung des „Kapitols".

(Schäffle und die Agrarreform.)

Von O. Beta.

(Berlin.)

Der gewöhnliche Sterbliche wohnt gern in einem möglichst bequem eingerichteten Hause. Ist es luxuriös, um so besser; aber nur der Baumeister von Fach bekümmert sich um die Fundamente. Man ruft ihn, wie den Arzt, wenn Risse auch dem unkundigeren Auge die Gefahr des Einsturzes verraten.

Und also berief der Mann der „Zukunft", Isidor Wittkowsky, alias Maximilian Harden, den Exminister Dr. Albert Schäffle — er wohnt in Schwaben — um ihm für seine epochemachende Zeitschrift epochemachende Artikel zu schreiben, über die — Rettung des Staats? — Nein, über die Rettung des „Kapitols."

Diese Artikel haben einen sehr deprimierenden Einfluß auf den Leserkreis dieser Zeitschrift ausgeübt und dessen Zahl dezimiert. Sie lauteten auf „Agrarpolitik".

Das spricht nicht gegen den Wert der Schäffleschen Ausführungen, wenn sonst nichts dagegen spricht. Denn von Agrarpolitik will die Welt nichts wissen. Es zieht ein General mit einem Federbusch à la Boulanger vor einer glänzenden Truppe einher und schlägt Schlachten à la Skobelew, aber für das Fußzeug sorgt irgend ein Mann der Intendantur. Am Kriegsruhm nimmt er keinen Teil, obwohl ohne die Stiefel, die er besorgt, die Armee nicht besser daran wäre, als hätte sie überhaupt keine Beine.

Wer den Leuten von diesen Stiefeln erzählen wollte, der würde höflichst hinauskomplimentiert.

Und also ging es dem Doktor und Exminister zu Stuttgart, als er seine Artikelserie über Agrarpolitik für die „Zukunft“ schrieb.

Für die Gegenwart war es nichts, und ob es für die Zukunft was ist, wollen wir erst untersuchen.

Die Agrarfragen gehören zu den unerläßlichsten und unlöslichsten Fragen dieser Zeitlichkeit. Wer ein Volk zu den höchsten Leistungen aufstacheln will, solchen à la Sobiesky oder à la Bismarck, der soll sich bei Leibe nicht darum bekümmern; ihre Inangriffnahme würde ihm ein Hemmschuh sein auf dem Wege zum höchsten Ziele des Ruhms. Sogar Friedrich der Große mußte es endlich aufgeben.

Er hatte es im berühmten und, wie die „Vossische Zeitung“ noch heute fröstelnd hinzufügt, „berüchtigten“ Falle Arnold (siehe dort) versucht, aber die ganze Büreaukratie, Juristerei und Klerisei demonstrierte gegen ihn, der doch ein absoluter Monarch war, und warf sich dem gemaßregelten Kanzler von Fürst zu Füßen, wie die Azteken ihrem grinsenden Pagoden. Und so ist Friedrich der Große ein Fremdling geblieben auf deutscher Erde bis an den heutigen Tag, und nur einer hat ihn verstanden, der war ein Brite, Thomas Carlyle.

Wenn ein Volk auf seinem Wege zum Ruhm sich die Stiefel abgelaufen hat und lahm nach Hause humpelt, weil es keine zweite Garnitur mit auf den Weg nahm, so giebt es böse Worte; es beginnt die Zeit virtuoser Glanzleistungen auf dem politischen Trapez, die Zeit, wo die Robespierre und die Vansen, die modernen Thersites und Diogenesse Recht behalten und ihre Rederaketen aussenden in die dunkle Nacht, wie auf einem Schiff in Gefahr: flare up!

Wer dann mit Standesinteressen und Machtfragen, mit Hetzereien gegen die höchsten Personen im Staate debütiert, findet am ehesten seinen Kreis von Hörern. Deshalb nehmen die Sozialdemokraten dem Eugen Richter seine Rekruten fort, und sogar das Judentum geht zu ihnen über; wehe aber dem, der die einfache soziale Forderung nach einer zweiten Stiefelgarnitur aussprechen und erörtern wollte, eine Forderung, welche der Solidarität und Fügsamkeit aller Stände entspräche! Wehe dem, der sich damit an die Vernunft der Massen, des Mob erster und aller Klassen wenden wollte!

Erst das widrige Muß, etwa einer Revolution, verhilft ihr zu ihrem Recht, wie auch Rodbertus weissagte, aber wohlgemerkt, auch nur dann, wenn es eine kraftvoll durchgeführte Revolution von oben nach unten ist. Eine solche von unten nach oben, würde das Chaos vielleicht verewigen.

Und nun Albert Schäffle. Auch hier kann ich sagen: „siehe dort.“ Obgleich er nicht populär ist, wie Eugen Richter, so steht er dennoch im

großen Brockhaus und im kleinen Meyer, und wir respektieren seine lexikalische Vergangenheit so sehr, daß wir von vornherein schön grüßen lassen und tausend Mal um Entschuldigung bitten, wenn wir bei seiner „Gesamtreform des Real-Kredits" nicht gleich Löffel und Serviette zur Hand nehmen und tüchtig zugreifen; nicht weil wir befürchten, das Gericht könnte „trefe" sein, und es könnten die Champignons daran fehlen; wohl aber scheint uns, das Fleisch war nicht mehr ganz frisch.

Wir haben uns, wie Herr Miquel zu sagen pflegt, „sagen lassen", der Realkredit wäre nicht bloß unzulänglich, sondern auch bereits erschöpft; er habe gewirkt, wie Morphium oder eine Krankheit. Kann man auch den Milzbrand oder die Krätze reformieren? Lassen sich die Milben zähmen, sodaß sie keine Gänge mehr graben? Den Realkredit reformieren, das heißt doch auch, ihn zugleich konservieren. Wir bitten um Entschuldigung, aber so konservativ sind wir nicht; wir sagen: „Fort mit Schaden!"

Es steht geschrieben: „Wenn Dich Dein Auge ärgert, so reiße es aus;" den Realkredit aber und die auf diesem begründete „pupillarische Sicherheit" zu pflegen, wie unseren Augapfel, das ist ein bedenkliches Beginnen. Sie ist eine Lüge — diese Sicherheit.

Wer gegen den Gebrauch des Strychnins eifert und dafür nichts zu bieten hat als Morphium, ist deshalb noch keiner von den wahren Propheten. Dr. Schäffle ereifert sich gegen die „Bodenbesitzreformer", oder vielmehr er ereifert sich nicht; er behandelt sie nebenbei als quantité négligeable.

Männer, die eine gründliche Reform empfehlen, darunter solche von der Bedeutung eines Hanssen, berührt er nur in der Tangente. Seine zum Teil wohl imaginären Gegner nennt er vorlaute Leute, aber er läßt sich von Maximilian Harden neben Herrn Flürscheim vor denselben Karren spannen. Beider Aufsätze erscheinen in der „Zukunft". Flürscheims auf dessen Wunsch, Schäffles vermutlich auf Bestellung.

Nun mag man mit einem schlechten Witz oder einem Achselzucken über Herrn Flürscheim hinweggehen, man mag ihn als Sendboten der internationalen „Land-Nationalisierungs-Liga" in London, sicherlich einer Ausgeburt des Cobden-Club, in seiner durchsichtigen Verkleidung neben sich tolerieren, wie die alten Kaiser den Narren neben sich tolerierten; damit hat man die Prämissen, den Ausgangspunkt der Bodenbesitzreform, noch nicht erschüttert, umsoweniger, wenn die Endergebnisse der Flürscheim'schen und der Schäffle'schen Pläne schließlich annähernd dasselbe Resultat haben: Überflutung des internationalen Geldmarktes mit deutschen Schuldverschreibungen, der vollends mobilisierten Grundrente in Gestalt von Pfand- und Rentenbriefen als lettres au porteur. Und das ist

ſchlimm für den Ruf eines Mannes, der nichts iſt, er wäre denn ein Gelehrter. Es deutet darauf hin, daß dieſe Gelehrſamkeit ſelbſtgenügſam genug iſt, um als Foſſil in dieſer Welt der lebendigen Evolutionen zu figurieren.

Wenn ein Mann, wie Schäffle, auf die Prämiſſen einer Bewegung, wie die der Bodenbeſitzreformer, alſo auf die Geſetze von Raum, Zeit und Energie, nicht eingeht, die Endziele eines Flürſchheim aber, den man innerhalb jenes Bundes als Sophiſten erkannt hat, ſelbſt vertritt, ſo gewinnt der Vorwurf eine feſtere Grundlage, den man dieſem letzteren Manne macht: daß er hilft, die ſeßhaften Völker des Kontinents im Intereſſe der britiſchen oder auch der Rothſchild'ſchen Welt- und Geldmacht aufs neue in die Irre zu führen. Dies Syſtem aber muß der Selbſterhaltung wegen erbarmungslos denunziert werden.

Scheinbare Gegner können nach einer in Spanien erfundenen, in England geübten Taktik gemeinſam unſere Feinde ſein. Emiſſäre des Cobden-Club und ſeiner neueren Metamorphoſen giebt es in allen Lagern. Die zahlreichen inoffiziellen Politiker in England und ſonſtwo ſorgen ſtets, wenn ſie Pulver machen wollen, daß ſich neben der Kohle auch Schwefel und Salpeter befindet; ſie unterſtützten Philipp Egalité in Paris, aber auch Artois und die Chouans, die Kulturkämpfer in Berlin, aber auch die in Rom. Man müßte denn nichts von Kardinal Manning gehört haben, der ebenſogut Cobden-Club-Mitglied war, wie die „Ehrenmitglieder“, die in Berlin Hetzreden hielten und Kulturkampfgeſetze machten.

Gewiß iſt Schäffle nur unbewußtes Werkzeug, er arbeitet auf Beſtellung für den Verhetzer der Deutſchen und Polen, der Katholiken und Proteſtanten, des alten und des neuen Kurſes; aber es fällt uns auf, daß der betagte Gelehrte in Stuttgart, trotz aller Scheingefechte gegen die Bodenbeſitzreformer, deren Prämiſſen verſchleiert erhält, deren Flürſchheimſche Konſequenzen ſelbſt vertritt.

Kauf und Verkauf des Grund und Bodens, d. h. die Spekulation in den Grundlagen der nationalen Exiſtenz iſt nach dem moſaiſchen und bekanntlich auch nationalen, z. B. engliſchen Rechte, kurz nach Gottes Gebot verpönt, nicht anders als Raub und Mord. Warum das ſo iſt, warum das Volk auf käuflichem Boden nicht „ſicher“ wohnen kann, wollen wir ſpäter zum hundertſten Male ausführen.

Von dieſem Gottesgebot finden wir bei Schäffle aber ſo wenig etwas, wie bei Flürſchheim. Bei letzterem kann dies nicht überraſchen. Wir wiſſen, daß dieſer Mann aus fremdem Lande, Gründer einiger Aktiengeſellſchaften, der auch in dem ſilbernen Mexiko einige Eiſen im Feuer hat, durch Bodenſpekulation in der Nähe von Straßburg im Elſaß einige (drei) Millionen verdiente. Wer ſolche Spekulationen macht, macht auch andere, weniger

finanzielle als politische vielleicht, aber kaum weniger bedenkliche. Schäffle aber thut nicht gut, seine Waren unter den Kram des Autolycus zu mengen, denn es heißt: „Mitgefangen, mitgehangen!"

Dr. Albert Eberhard Friedrich Schäffle ist ein großer Theoretiker oder vielmehr Schematiker. Wer sein Werk: „Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft, ein Lehr- und Grundbuch der ganzen politischen Ökonomie, einschließlich der Volkswirtschaftspolitik und Staatswirtschaft" betrachtet, muß die Fülle dieses Wissensstoffes baß bewundern. Mit solchem Material vor Augen kann ein entschiedener Wille, gepaart mit gesundem Menschenverstande, kaum Irre gehen, wenn es gilt, eine wirtschaftliche Frage zu lösen, wäre es selbst die Agrarfrage.

Leider gesellt sich dem Wissen nicht immer das Können hinzu, seltener noch das Wollen; auch bei Schäffle scheint das letztere erloschen. Wir finden in seinem „Lehr- und Grundbuche" eine Reihe von Angaben, Ausführungen und sogar von subjektiven Meinungen des Verfassers, die im schroffsten Widerspruch stehen zu seinem jetzigen Verhalten. Schärfere Argumente gegen das bestehende, der Mobilisation entsprossene Erbrecht am Grundbesitz kann man nicht auslesen und effektvoller zusammenstellen, als es Schäffle in Band II seines Werkes auf Seite 522 (§ 333) gethan hat. Hier eine Blumenlese: „Die gleiche Erbteilung (gravelkind) war in Irland gegen die Papisten gerichtet; man wollte sie damit entwurzeln, ähnlich wie den französischen Adel durch den code civil."

„Beim Wiener Kongreß tröstete sich ein englischer Diplomat, als die weitere Einengung der französischen Grenzen Frankreichs nicht gelang, mit dem Wort: Ihr Erbrecht dient unseren Interessen hinlänglich." Das war wenig diplomatisch, aber wahr. Der Moniteur vom 9. und 10. März 1793 weist deutlich in den Konventsprotokollen aus, daß man das große alte, mit dem revolutionären Regime nicht befreundete Vermögen auflösen wollte.

Schäffle zitiert auch den bekannten Brief Napoleons I. vom 5. Juni 1806 an seinen Bruder in Neapel. Er fügt endlich sogar hinzu: „Gegen den großen alten Grundbesitz gezielt, hat das Erbrecht des code civil an manchen Orten den kleinen Besitz noch mehr desorganisiert, als den großen."

Wie kommt es, daß sich dieser scharfsichtige Mann nun trotzdem in dem Harden'schen Organ gegen eine Änderung des Erbrechts und ausdrücklich gegen die Einführung des Intestat-Anerbenrechts ausspricht? Meint er, daß die Auszahlung der Miterben in Pfandbriefen, wie er sie verlangt, also die finanzielle Neubelastung des wirtschaftlichen Grundbesitzes bei jedem Erbgange, sehr viel weniger schädlich wirke, ihn wirtschaftlich weniger schwäche?

Ist unser System nicht im Gegenteil noch schlechter? Wenigstens müßte

man sich dann daß darüber verwundern, daß noch heute ein Regierungsrat das französische System uns als Vorbild größerer Vorzüglichkeit aufstellen kann, wie dies in P. Waldenecker „Die preußischen Rentengutsgesetze ꝛc.“ (Berlin, P. Parey, 1894) auf Seite 28 geschieht.

Der code civil, verderblich wie er ist, hat eben noch viele und große Vorzüge vor unserm System der kapitalistischen Unterjochung des Grundbesitzes. Er bewirkt wenigstens eine größere Verteilung und Entstehung zahlreicher vom Weltmarkt unabhängiger Brotstellen.

Noch weniger zu verstehen ist Schäffles Ablehnung des Vorschlages, für die Miterben durch die Versicherungspflicht zu sorgen. Verstehen läßt sich dies und anderes nur dann, wenn man annimmt, daß Schäffle in der That über die Eigenart des Besitzobjekts, um das es sich hier handelt, des Grund und Bodens selber, völlig im Dunkeln sich befindet und die Quelle der bestehenden sozialen Übel nicht erkennt. Die Verflüchtigung der nationalen Existenzgrundlagen durch die Mobilisation: die Ausbeutung der Produktion, durch den Zwang diese Grundlagen fortwährend billig zu verkaufen und teuer zurückzukaufen*).

Gewiß hatte der Kaiser von Österreich die besten Absichten, als er einem so vielwissenden Manne wie Schäffle Gelegenheit bot, sich unter Hohenwart als k. k. Handelsminister zu bethätigen.

Die Tendenz der Wiederkonsolidierung des Grundbesitzes ist aber in unserem Nachbarreiche erst *nach* Schäffles Zeit zum Durchbruch gelangt.

In der Vorrede zur dritten Auflage des oben zitierten Werkes (1873) läßt sich Schäffle über die leitenden Gesichtspunkte seiner Amtsthätigkeit aus:

„Weder zu meinen Lebzeiten, noch nach meinem Tode wird aus dem Bereich meiner ministeriellen Thätigkeit irgend eine authentische Enthüllung, irgend ein ungefälschtes ostensibles Aktenstück zu Tage gefördert werden können, welches geeignet wäre, in ehrlicher Leute Augen *meine Treue gegen irgend welche wahrhaft sittliche Pflicht zu kompromittieren*.“

Man könnte sagen: „Auch was *Geschriebenes* forderst Du, Pedant?“ Bedarf es denn immer eines Aktenstückes? Worin denn fand Schäffle die wahrhaft sittliche Pflicht? Nun, er fand sie „Im Anschluß an seine hochverehrten Gönner und Kollegen“, darin, daß er „das Wesen und die

*) *Anmerkung*: Der Zwang, den Boden billig zu verkaufen, ist dadurch gegeben, daß die Produktion das alleinige Risiko der Unternehmung trägt und auf dem Wege der *Subhastation*, d. h. der Verschleuderung in Notzeiten, entsetzt wird. Der Zwang, den Boden teuer zurückzukaufen, dadurch, daß der Boden zugleich Grundlage des Raums und des Kredits ist, also immer wieder in Gebrauch genommen werden *muß*, natürlich mit zeitgemäß erhöhter, meist sogar wucherisch hoch bemessener Restlaufhypothek, deren Zins zu erschwingen oft von vorn herein unmöglich ist, wie z. B. im Falle Ronacher.

natürlichen Interessen des österreichischen Staates zum Richtmaß seiner Bethätigung machte". Das bedeutete nach 1866 und 1870/71 die Hintansetzung der spezifisch deutsch-nationalen Interessen hinter denen der Ungarn, nebenbei auch Slowaken, Ruthenen, Polen, Rumänen, Czechen, Kroaten u. s. w., also die Beustelei. Es bekundet sich hierin ein charakteristischer Zug des Manns, der nun auf anderem Boden in anderer Form wieder zur Geltung gelangt, abermals aber als eine Hintansetzung der spezifisch deutsch-nationalen Interessen erscheint.

Schäffle hat für nichts Lebendes irgend welche Sympathien. Seine Wissenschaft ist eine Sammelmappe, die alles umfassen soll, aber alles hübsch gedörrt, aufgespannt und präpariert. Wir gewinnen ihr damit noch die beste Seite ab. Das wirtschaftliche Walten wird ihm gegen seinen Willen zum Mechanismus. Er klimmt nicht auf die Kommandobrücke, sondern verkriecht sich in den Maschinenraum oder als Supercargo in den Hold. Deshalb hat er auch, wie wohl noch jeder Vielschreiber, einen Minister abgegeben, der nicht über Mittelgröße hinausragte. Zwar hat er in Übereinstimmung mit dem Dorpater Professor Lilienfeld und einigen anderen Vertretern, zu denen auch der Römer vom heiligen Berge, Menenius Agrippa, und schon, wenn ich nicht irre, der Mann der Seisachthie oder Schuldenvergebung, Solon, gehört, den Staat als einen lebendigen Organismus erklärt, die Verkehrswege und Bahnen etwa mit den Arterien — weshalb er auch für deren Verstaatlichung eintritt — und das Geld mit den Blutmolekülen, aber diese Ana- oder Homologie genügt nicht zur Verlebendigung der Wissenschaft, diese ist noch immer dem Leben eine gute Strecke hinterdrein gehumpelt*).

Von derartiger retardierender oder Bremsenweisheit ist Deutschland stets voll gewesen bis hoch über die Dachsparren; vor den rohesten Wirrnissen, vor allgemeinem Verfall, vor einem dreißigjährigen Kriege z. B., hat sie uns doch nicht retten können, in den wir als reichstes Volk der Erde mit 42 Millionen Einwohnern hineingingen, um ihn als ärmstes Volk von 7 Millionen zu verlassen.

Wenn es sich um die Folgen von Sünden und um die Erlösung von erblichen Belastungen handelt, dann hat noch immer der billig denkende Praktiker aushelfen müssen, unter Umständen der Mann mit dem Schwamm, der die Schulden löschte, der Mann mit dem Messer, der Diktator, der

*) Anmerkung: Z. B. hat die Fakultät (A. Maercker) sich entschieden gegen die Verwendbarkeit der Thomasschlacke in der Agrikultur ausgesprochen, bis der Waggon von 20 auf 300—400 Mark stieg, weil man in der Praxis fand, daß dieselbe das vorzüglichste Vehikel für Phosphorsäure ist. Mit Steinmehl wird es vielleicht ähnlich gehen; doch sind die Mitteilungen hierüber noch verfrüht.

Imperator. Wenn uns das Recht in die Verschuldung hineintreibt, so sorgt dieses selbe Recht, mehr oder weniger roh oder resolut, auch für die Rettung aus letzter Not und Verzweiflung. Daher der letzte Satz des römischen Rechts: Regis voluntas suprema lex. Dann ist nicht der Anatom vom Fach am Platze, der nur dociert und den Kadaver zergliedert, sondern eine Kur am lebendigen Leibe thut not, die der kühne Therapeutiker und Chirurg mit sicherer Hand einleiten muß, auch wenn er an ihrem Erfolge verzweifelt. Es darf Wunder nehmen, daß Schäffle diese Unterscheidung nicht trifft, daß er seinen Standpunkt den Dingen gegenüber nicht wesentlich verändert, obgleich die Dinge ihm doch unter der Hand sich selbst so sehr verändern, daß ein Symptom das andere schier verdrängt. Nur die Prämissen sind geblieben, die Konstitution, das corpus vile, auf das man immer mit allen heilenden Naturkräften einwirken muß; von diesen aber hat er sich noch mehr entfernt als früher.

Wenn man einen Säufer kurieren will, so entzieht man ihm allmählich den Alkohol, und es ist die Verpfändung der Naturkräfte, des Raumes, in den wir hineingebannt sind, durch welche die continentale Welt trunken wurde, sodaß sie nur noch einen Anblick des Jammers gewährt.

Unser gelehrter Agrarkreditreformer kann sich nicht heiter entschließen zu einer grundsätzlichen Verwerfung des Realkredits, obwohl es ersichtlich ist, daß das System dieser Kreditform noch in jeder Instanz ad absurdum geführt hat. Denn entweder der Realkredit genügte nicht, oder er war ruinös und immer zu teuer. Immer auch beruhte er auf einer Verleugnung der solidarischen Interessen der nationalen Produktion in Gegenwart und Zukunft. Denn für diese ist Grund und Boden nur ein Requisit oder Werkzeug, aber ein so unentbehrliches, wie für die Armee das heile Fußzeug. Für das ganze Volk aber ist er als Vaterland ein geheiligtes einheitliches Wesen. Hier liegt Herz und Leben des Volks, und für dieses hat unsere Gelehrsamkeit keine Empfindung, keinen Sinn.

Es kommen dabei zwei Sondereigenschaften in Betracht, die eine den Grund und Boden selber und die andere den sich an dessen Verpfändung knüpfenden Kredit betreffend, die wir hier noch einmal in Betracht ziehen müssen.

Der Grund und Boden ist eine gegebene Größe; das ist er als Vaterland, als Flächensubstrat des Raumes für jedes Volk, als Oberfläche des Planeten für die ganze Erdenbewohnerschaft.

Als solche steht er im Gegensatz zu allen anderen Dingen, die sich als Handelsware und Pfandgegenstand benutzen lassen, sowohl im politischen, wie im geographischen oder physikalischen Sinne. Er ist politisch für das Volk nur durch blutige Kriege, und physisch nahezu gar nicht vermehrbar, während alle anderen Dinge nach Belieben und Bedarf geschaffen werden können.

Gesetzgeber, welche diese Sondereigenschaft des Grund und Bodens ignorieren, können kaum von sich sagen, daß sie ihre Treue gegen jegliche wahrhaft sittliche Pflicht erfüllten.

Sie haben nicht einmal die gegen Gottes Gebot erfüllt und wären sie noch so fanatische Vertreter des Dogmas; denn Dogma ist Menschenwerk, die Gebote aber sind ewige gottgegebene, aus Raum und Zeit geborene Sätze, die der Mensch nicht erzwingen, sondern erkennen muß. Und dasselbe, was vom Dogma gilt, daß es ein Kleid ist, welches die innere Hohlheit verbirgt, gilt vom römischen Recht, welches mit seinem logischen Faltenwurf die Fäulnis des Cadavers verbirgt, dem es als Hülle diente, des römischen Weltreichs, dessen ultima ratio die Gewalt war.

Das andere unbeachtete und sittlich kaum weniger ins Gewicht fallende Moment ist eine Sondereigenschaft des Realkredits selbst. Ist es schon sittlich höchst fragwürdig, auf Bodenverpfändung ein Kreditgebäude zu errichten, d. h. den Raum und nicht die Zeit zu bewerten, so ist es doppelt anzweifelbar, ob ein solcher Kredit moralisch zu rechtfertigen sei, der alle Sicherheit auf der einen Seite dem Gläubiger gewährt und alles Risiko, alle Gefahr der Unternehmung, alles Verzichtleisten in spekulativer Hinsicht dem Schuldner aufbürdet, also dem schwächeren Teil*).

Und wie stehen diese Parteien einander in politischer Hinsicht gegenüber? Als inter- und antinationale Potenz den nationalen Potenzen.

Dreifach frag- und fluchwürdig aber ist es, wenn dieses System auf dem Zwange beruht, daß die Produktion den ihr wie die Lebensluft und der Raum selbst nötigen Kredit auf keine andere Weise befriedigen kann, weil keine andere Kreditart neben dieser, das Kapital privilegierenden Realkreditform sich entwickeln kann.

Weder in den früheren Werken Schäffles aber, noch in der jetzt vorliegenden Agrarkreditreform finden wir eine Würdigung dieser unanfechtbaren, weil die Thatsachen genau feststellenden Sätze.

Für Schäffle existiert die Weltgeschichte nicht.

Er verwirft schlankweg Justus von Möser, Stein, Haussen, Rodbertus. Für ihn ist der Staat unberechtigt, sich in die Kreditorganisation zu mischen**).

---

*) Anmerkung: Dabei sehen wir hier ab von dem Umstande, daß der Grundbesitz durch dieses System geradezu zum leichtsinnigen Schuldenmachen verleitet wird, während der Nicht-Grundbesitzende sich um seine Kreditwürdigkeit betrogen sieht; eben weil es nach unserm Recht nicht heißt: Zeit ist Geld, sondern allein: Raum ist Geld.

**) Anmerkung: Auch, wie es scheint, durch Gesetze nicht, die gegen das bestehende Privatrecht gerichtet wären. Daß der Staat sich selbst auf den Boden des Privatrechts stellen solle, wie im Rentengutsgesetz, wünschen auch wir nicht.

„Öffentlich erzwungene Hypothekenkredit-Solidarität aller Grundbesitzer eines Landes ist mindestens entbehrlich,“ so sagt er in seinem „System“ (Seite 314, Band II).

„Möge man nur die Hypothekenbank (auf Aktien) und die Hypothekar-Kreditgenossenschaft, die spekulative und die solidarische Kreditorganisation miteinander wetteifern lassen. Beide werden einander zu wirtschaftlicher Befriedigung des Hypothekenkredits aneifern. Die spekulative Bank hat im Gewinnstreben, die Kreditgenossenschaft in der Solidarhaft und in der Kontrolle der Genossen starke Gewähr des Wollens.“

So schreibt der Ex-Minister noch im Jahre 1873 in der dritten durchaus neubearbeiteten Ausgabe seines „Systems“ unter wiederholter Anrufung seines anderen Hauptwerks über den Kapitalismus; und ein besseres Argument konnten sich die Hansemann, Miquel ꝛc. bei Gründung der Preußischen Aktien- und Hypothekenbank gar nicht wünschen. Ein solches Vertrauen auf die egoistischen Kräfte der Spekulation und die regulierenden der Konkurrenz zwischen Löwe und Lasker, da schon der Krach hereinbrach und die Versumpfung unhörbar aber sichtlich um sich griff, erinnert an die ähnliche Vertrauensseligkeit Neckers *vor* der französischen Revolution.

Die starke „Gewähr des Wollens“ hat versagt, wackerer Schwabe! Unter deinen Augen vollzog sich der große Raubzug.

Es giebt auf dem Markte in Handel und Verkehr so etwas wie Ringbildungen, Syndikate, Monopole.

Ein Gebundener, der wettlaufen soll, entledigt sich seiner Fesseln. Ein Spekulant wäre kein solcher, wenn er Rücksicht nähme auf den gebundenen — Konkurrenten; trotzdem aber schreibt Schäffle den Realkredit-Instituten solcher Art, auch denen auf Aktien, die in den gewagtesten Börsengeschäften machen, die Aufgabe zu: „bereit und befähigt zu sein, heimfallende (also subhastierte) Grundstücke und Anwesen vorübergehend selbst zu bewirtschaften und hierbei *auf besseren Fuß zu setzen*.“

Erfahrungsmäßig geschieht dies leider nicht; schon die Landschaften schlagen, wie man weiß, die subhastierten Güter schleunigst los, selbst mit Verlust, obwohl ihre Beleihungsgrenze eine sehr niedrige ist. 33 Procent des Wertes und die Kosten der Instandhaltung sind ihnen ein zu großes Risiko, weggeworfenes Geld.

Die andere Art von Realkredit-Instituten (speziell von den industriellen, auf städtischem Boden ist die Rede) lassen sich von dem neuen Käufer nur eine um so höher, ja, eine willkürlich höher bemessene Restkaufhypothek verschreiben (verkaufen daraufhin noch mehr Pfandbriefe) und spekulieren nun auf's Neue auch auf dessen Ruin, wie dies im Falle Ronacher mit sechs Millionen Restkaufhypothek auf ca. 0,3 Hektar so grauenhaft deutlich vor

die Augen trat. Die Häuſer in ihrer Verwaltung dienen durch ihren abſcheulichen Zuſtand oft zur Entwertung ganzer Stadtteile*). Schade um jeden Nagel, den man an Häuſer wenden wollte, die doch nur zum Abbruch gekauft wurden, wie man Elephanten um ihrer Zähne willen ſchießt. Denn alles, was für die Spekulation an ihnen Wert hat, iſt die Bauſtelle. Es iſt Aasjägerei.

Wie der faule Apfel auch die geſunden anſteckt, ſo teilen auch die „ſpekulativen Banken" den ſolidariſchen ihre üblen Gepflogenheiten mit. Uſancen vom „Giftbaum" werden endlich Geſetz, wie ſie es geworden ſind, als die Lasker und Co. ſich bei uns zu Geſetzgebern aufſchwangen, zu einer Zeit, da wir, wie Eſau, müde von der Jagd, heimkehrten, und der Milliardendunſt unſere Sinne und vielleicht auch unſere Gewiſſen betäubte. Jener Aufſchwung war ein Niederſchwung; das ſollte endlich wohl auch ein Schwabe einſehen, der wahrlich ſchon die Vierzig weit hinter ſich hat. Man ſagt, je längere Zeit ein Weſen zu ſeiner Entwicklung beanſprucht, um ſo höher entwickelt es ſich. Daher ſind die Schwaben in höherem Alter die vorſichtigſten und weiſeſten, auch thatkräftigſten aller Deutſchen. Hoffentlich iſt Schäffle keine Ausnahme! Aber er müßte doch endlich ſeinen hiſtoriſchen Sinn bekommen, ſeine Augen gebrauchen lernen. Und die Geſchichte lehrt ebenſo wie das Bild unſerer Zeit, daß man mit optimiſtiſchen Doktrinen nicht auskommt.

Trotz allen Glücks und aller Glorie iſt, ſeitdem Schäffle Miniſter war, die Grundſchuld, für deren Erhaltung er ſich noch immer ſo umſichtiglich und fürſorglich bemüht, im deutſchen Reich auf 75 Milliarden geſtiegen und davon belaſten 50 Milliarden das doch relativ gegen die Ausdehnung des flachen Landes verſchwindend geringe ſtädtiſche Terrain.

Beweis genug, daß hier auf ſtädtiſchem Boden zunächſt die Frage am brennendſten, die Induſtrie alſo noch ſchwerer betroffen iſt, als die Landwirtſchaft. Es heißt alſo, ſich ſeine Aufgabe ſehr leicht machen, wenn man die Agrarfrage nur als eine ländliche auffaßt. Die Symptome treten doch gerade auf ſtädtiſchem Boden am deutlichſten in die Erſcheinung.

Dem, der Augen hat zu ſehen und Ohren hat zu hören, ſollten die gemeinſamen Urſachen dieſer Erſcheinungen auch nicht mehr unverſtändlich ſein.

Warum die Grundſchuld, wenn der Grundbeſitz ſich ſelbſt, d. h. den Satzungen des Fremdrechts und der cyniſchen Gewinnſucht der ſpekulativen Kreditinſtitute überlaſſen bleibt, unabläſſig ſteigt?

Nun, wer dem Teufel den kleinen Finger giebt, den holt er mit Haut und Haaren.

*) Anmerkung: Durch die ſehr zweifelhafte Bewohnerſchaft. Man muß annehmen, daß dies ſyſtematiſch geſchieht, um ganze Stadtteile billiger ankaufen zu können.

Wir haben es mit einer unausmerzlichen Eigenschaft des Realkredits zu thun, die man nicht wegreformieren kann, so wenig, wie man es dem Wasser verbieten kann, thalwärts zu fließen und das Land zu überschwemmen, außer durch Dämme und Deiche.

Was hat nun Schäffle von solchen Dämmen und Deichen zu bieten?

Wir haben schon gesehen, daß er die Einführung des Intestat-Anerbenrechts (des Common law Englands) im Gegensatz zu seinen eigenen Bekundungen beanstandet. Dafür fordert er eine Verschuldungsgrenze, welche aber ganz dem Lichtenbergschen Messer ohne Heft gleicht, an dem die Schneide fehlt.

Er fordert, daß wenigstens das Existenzminimum übrig bleiben soll. Das ist der Bettelsack des § 715 der Civilprozeßordnung in einer etwas statiöseren Verbrämung, wie sie jetzt auch Excellenz Buchenberger zugestanden hat und vielleicht auch Herr von Rothschild, der Gründer der bayerischen Hypothekenbank. Diese Famille, wenigstens der Pariser Rothschild, arbeitet jetzt schon dem Häuserkrach entgegen; er spendete 150 000 Frcs. für notleidende Mieter. Schäffle läßt sich durch solche Fingerzeige nicht stören. Er sieht nicht, daß ein Bankhaus wie das Rothschildsche auf dem Wege ist, zum Hauswirt auf Erden zu werden, kraft des Realkredits und der Mobilisation. Er teilt die hypothekarische Beleihbarkeit in zwei Teile, eine diesseits, eine jenseits der Beleihungsgrenze. Die erste sichere Hälfte nennt er Besitzschuld, die zweite riskante, dient dem Wirtschaftskredit und wird der „Solidarität“ überlassen. Sie gewährt der haute finance kein genügend bequemes Ruhekissen.

Beide unterscheiden sich von der bestehenden Realschuld nicht; nur, daß jene unbedingt im Laufe einer Generation amortisiert werden müsse, um sich dann sofort zu erneuern — durch Kauf und Verkauf oder durch Auszahlung von Erbanteilen.

In jedem Falle kommt es dann wieder zur Ausgabe neuer Pfandbriefe.

Um diesen Apparat oder diese Zinsmühle in Bewegung zu setzen, dazu gehören Banken verschiedener Art, Besitzkredit-Organisationen und Besitz-Amortisationsbanken für jede Provinz, jeden Landkreis, und ferner nach Belieben eingeschriebene landwirtschaftliche Kreditgenossenschaften.

Jene beleihen jenseits, diese diesseits der besagten Beleihungsgrenze. Für jene ist das Rentengutsgesetz maßgebend, für diese die „Inkorporation des Hypothekarkredits“. Die Feststellung der Grenze geht nach Schäffle nur den „Kaufliebhaber“ an; und das ist wohl vor allen der größte Fehler an diesem System, daß der Kauf und Verkauf, d. h. die Spekulation in Grundstücken durch dasselbe keinen Abbruch erfährt. Die fürchterliche Maschinerie, das Auf und Nieder des großen Enteignungssystems durch

das beleihende Kapital bleibt bestehen. Schäffle ist sehr darauf bedacht, Dritte nicht zu benachteiligen. Er schreibt dem Anerbenrecht eine solche Dritte benachteiligende Wirkung zu. Um so mehr muß es uns in Erstaunen setzen, daß er gar nicht an die enorme Benachteiligung Dritter, ja, der Gesamtheit und des Staates denkt, die durch das bestehende und von ihm verteidigte System herbeigeführt wird.

Wir erinnern uns zunächst wieder an die eine große Benachteiligung aller Staatsbürger und des Staates selbst, daß der Warenmarkt nicht bloß mit den Produkten, sondern auch mit den willkürlich hoch bemessenen „Werten" der Produktionswerkzeuge belastet wird, daß diese, nicht jene für den Zins, haften und daß der Geldmarkt mit den Äquivalenten des Bodenwertes überschwemmt wird in Gestalt der Pfandbriefe, die auf den Staats- und Personalkredit drücken, und immer drückender sich erneuern.

Dabei kommt es wirklich auf ein paar Milliarden mehr oder weniger nicht an. Ein Pferd z. B., was mit zehn Kilo zu schwer gehandycapt ist, wird nimmer siegen, ob man ihm nun ein Kilo abnehme oder hinzulege. Es ist und bleibt ein Lastpferd und wird nie ein Rennpferd, das im Wettlauf um den Preis der Weltmacht und auf dem Weltmarkte konkurrieren kann.

Unsere Agrarier haben dieses Stück Einsicht für sich, daß sie verlangen, ein solches Pferd überhaupt zu streichen. Sie wollen unser Volk überhaupt vor aller Konkurrenz bewahren, gleichviel, welches auch die politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen seien und ob es möglich wäre, heutzutage noch inmitten Europas einen isolierten Agrarstaat aufrecht zu erhalten.

Ein Volk, bei welchem dieser Zustand der Mobilisation und Belastung eingetreten ist, liegt waffenlos, angeschmiedet wie Prometheus, dem Wucher, der Ausbeutung durch das Spekulantentum und der berechnenden Konkurrenz des Auslandes gegenüber da.

Was danach die Beleihungsgrenze nur für die Besitzverschuldung für eine so wesentliche Bedeutung haben soll, ist wirklich, auch nach wiederholter Lektüre der Schäfflefchen Darlegungen und Abwehren gegen, wie es scheint, imaginäre Gegner, nicht zu begreifen. Ein unanschaulicherer Schriftsteller ist allerdings schwerlich aufzutreiben.

Nur soviel scheint klar, daß die Landschaften, die jetzt ca. 30% des Wertes der Grundstücke beleihen, dann ca. 59% würden beleihen müssen. Ein alter Wunsch der konservativen Freunde der Realkreditinstitute würde also durch Schäffles Entwürfe erfüllt.

Diese Grenze wird bei Schäffle durch die Organe der Bankbehörde I festgesetzt. Sie allein gewährt Besitzkredit und genießt die „Priorität".

Bankbehörde II hat sich dagegen mit Erteilung von Betriebs-, Melio-

rations-, Erholungs-, Notstands-, Ausstattungs-, Prämien- und Steuerzahlungs-Kredit zu begnügen.

Dadurch genießt also die haute finance die Sicherheitsstelle, während die Genossenschaft die Gefahr trägt. (Eine wirkliche Kreditreform wäre es, wenn alle Gläubiger, auch die nicht eingetragenen freilich, koordiniert wären.) Nach Schäffle soll nicht einmal eine eigentliche Beleihungsgrenze im Ganzen bestehen, auch soll in dem Maße, wie die Besitzschuld sich amortisiert, der frei werdende Beleihungsraum für andere Zwecke, denen der Kategorie II wiederum sofort verfügbar sein.

Wie wir Schäffle verstehen, soll dann die Bankorganisation I der Baukorganisation II Sicherheit gewähren, event. auch Vollstreckung. Natürlich bleibt auch der Kredit gegen Faustpfand, Bürgschaft, Wechsel ꝛc. uneingeschränkt, nur wären solche Forderungen nicht in Gut und Inventar vollstreckbar — aber auch dies Schutzgebäude gegen die Wechselmäster reißt Schäffle mit dem nächsten Satze wieder ein; denn bei Liquidation, Erbteilung und Besitzwechsel hat auch diese Herrlichkeit ein Ende.

In der Not frißt der Teufel Fliegen, doch hat auch der ärmste Wicht darum die Fliege noch nicht für einen guten Braten erklärt.

Schäffle wird von uns nicht verlangen, daß wir diese seine, sich allen möglichen schon vorhandenen Einrichtungen anschließenden Erfindungen für etwas Neues erklären. Und wenn damit nichts Neues geboten wird, so möge es eben beim alten bleiben, z. B. beim Rentengutsgesetz.

Höchstens werden die solidarischen Anstalten größere Lizenzen genießen und die Fäden, mit denen die arme Fliege eingesponnen wird, das Pilznycel noch komplizierter und kostspieliger sich gestalten.

Schäffle will also keine Schließung des Grundbuchs, keine „Verstaatlichung" der bestehenden Grundschuld, keine eigentliche Konvertierung derselben, keine Unverschuldbarkeit des Grund und Bodens, wie sie Kaiser Friedrich herbei zu führen gedachte.

Er will, obgleich der Wechsel in alter Herrlichkeit bestehen bleiben soll, kein Hinüberdrängen des Kredits nach der Seite der Personalverschuldung hin. Er kann sich nun einmal einen Grund und Boden, der nicht Ware ist, nicht denken. „Personal-Besitz-Verschuldung" nennt er seine Art, die Leute mit Kredit zu begnaden, also eine Art von Bastard-Bildung, die unwillkürlich unser Interesse erweckt.

Gegeben, ein Pferd und eine Eselin, jenes lahm, diese blind, so mag man sie kreuzen und sich einbilden, das Resultat wäre etwas noch nie dagewesenes — aber eine Lokomotive ist es jedenfalls nicht.

Und gerade etwas derartiges brauchen wir in dieser Zeit des Dampfes für Volk und Staat, deren Interessen sich nicht auflösen lassen.

Man soll sie auch nicht in Gegensatz zu einander bringen. Unter „Volk", als mit dem Staate sich solidarisch fühlend, aber verstehen wir nicht, wie die Lobredner des Rentenguts, z. B. Herr Regierungsrat Waldhecker, blos das grundbesitzende, sondern auch das nichtgrundbesitzende.

Wenn nur der Grundbesitz loyal sein möchte, wie dieser Herr e tutti quanti annehmen, dann wäre das englische Volk, das nur ca. 20000 Landholders hat, nicht dennoch das loyalste.

Man vergißt bei uns immer wieder das qualitative Element. Der quantitatioe Begriff herrscht in unseren Hirnen suprem. Unser Vaterland muß größer sein. Wir müssen mehr Grundbesitzer haben. Die Welt bessert man auf solche Weise nicht. Bessern ist ein qualitatioer Begriff. Das haben die Engländer seit Jahrhunderten begriffen.

Jene 20000 englische Lords und Freeholders sind, wie schon die Bezeichnung erkennen läßt, nicht „Besitzer" im Sinne des römischen Rechts und auch nicht im Sinne des Rentengutsgesetzes, welches letztere im Gegensatz zu den englischen eine ganz irische Einrichtung genannt werden muß. Daraus scheint doch hervorzugehen, daß weder der Grundbesitz an sich, noch auch — und noch weniger — der Grundbesitz im Sinne des römischen und individualistischen Privatrechts die ausschließliche Eigenschaft hat, loyale Staatsbürger zu machen. Ja, im Gegenteil, bei der Ausdehnung der Commons in England, des Gemeineigentums, scheint sogar dies Gemeineigentum, die alte deutsche Allmende, weit eher solche Eigenschaften zu haben. Es ist die Qualifizierung alles übrigen Grundbesitzes in diesem Sinne, welches der Loyalität der Briten die Pfahlwurzel giebt. Und es muß bedauerlich erscheinen, daß man bei uns durch Mobilisation, Separation und Ablösung diese Eigenschaft zerstört hat und auf dem Wege des Rentengutsgesetzes weiter zerstört. Denn das Rentengut kehrt doch nach kurzer Zeit in den Strudel des Privatbesitzes und der Mobilisation unter dem Druck des Verschuldungszwanges zurück, und so lange es währt, hat es alle die mißlichen Eigenschaften des Erbpachtguts mit ausnahmsweise hoher Belastung, gegen das einst das französische Volk sich so blutig empörte. Ja, es vereinigt in sich diese öffentliche Gefahr mit der anderen für die privaten Besitzer; denn ein Rentengutsinhaber trägt auch noch das volle Risiko des Besitzes, also der Mißernten ꝛc., wie der Eigentümer.

In England ist jeder Grundbesitz eng bedingt. Er ist in erster Linie nicht Privateigentum; und auf irgend eine Weise, die zu erläutern uns

hier zu weit führt, aber hauptsächlich wegen der Billigkeit*) des Bodens als Nutzgegenstand, wird jeder Engländer Mitnutznießer des Grund und Bodens und der Rente desselben, auch wenn er nicht selber den Boden bearbeitet, sondern nur auf demselben produziert. So lange aber, wie bei uns, Grund und Boden Ware, und so lange die Bodenverpfändung Grundlage des Kredits und der sogenannten pupillarischen Sicherheit bleibt, wird das im Sinne römischen Rechts „grundbesitzende“ Volk stets gezwungen sein, seinem Kreditbedürfnisse durch „Eintragung“ zu genügen und die Betriebsgrundlagen aufs Spiel zu setzen (gleichviel, ob bei Kategorie I oder Kategorie II, ob individuell oder korporativ). Und das nicht grundbesitzende Volk wird um seine Kreditfähigkeit betrogen und der Staat dazu, weil er seine Anleihen, die den Gesamt-Personalkredit repräsentieren, nicht auf den Markt bringen kann, ohne schwere Verluste für sich und die steuerzahlende Gemeinschaft aller Staatsbürger*).

Nun sagt man, unser Volk könne sich der freieren oder billigeren Auffassung des Briten in Bezug auf den Besitz am Grund und Boden als eines bloßen Nutzungsrechts nicht anbequemen. Die Anschauungen der römischen Legisten wären auch die des Volks. Mit Verlaub. Diesen Pessimismus teile ich noch weniger, wie den dick aufgetragenen Optimismus, dem sich Schäffle in Bezug auf die der haute finance bequemere Ausgestaltung des Realkreditwesens hingiebt. Unser Volk scheint mir so bildungsfähig, namentlich so akkomodationsfähig, wie eines. Das beweist es durch seine militärischen Leistungen. Aber es lebt in einem Rechtselement, das unbiegsam und unbillig ist, und muß sich naturgemäß demselben auch psychisch anbequemen. Sein gesunder Sinn zeigt sich trotzdem in mancherlei Einzelheiten und Gewohnheiten, die noch heute ein Bild deutschen Rechtes in Mosaik gewähren.

Gebt ihm ein elastischeres Rechtselement (nicht ein noch starreres wie durch den „Entwurf“), und ihr werdet euch wundern müssen, wie leicht, wie freudig es sich in dieses ihm natürlichere und seinen Bedürfnissen entsprechendere hineinleben wird. — Wie man wohl weiß, und wie dies auch Schäffle, der von „vorlauten“ Beurteilern seiner Weisheit redet, wissen müßte, lebt ein großer Teil unseres Volkes z. B. in Beziehung auf das

*) Anmerkung: Billigkeit, nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ. Bei Mißernten tritt Nachlaß der Pachtzinse ein.

**) Anmerkung: Talente, Erfindungen u. s. w., auch staatliche Unternehmungen, verkümmern deshalb auf deutschem Boden. Der Platz für ein Nationaldenkmal muß durch Lotterie erworben werden, weil der städtische Boden überteuert ist. Der Meter zahlt 360 Mal mehr Grundrente auf gekauftem, wie auf gepachtetem Boden. („Neue Kurs“ Nr. 1. 1895.)

Anerbenrecht noch heute, trotz tausendjähriger Schulung oder juridischer Vergewaltigung in stiller Rebellion gegen die Insulte römischer Satzung.

Vielfach wehrt es sich gegen die Ablösung von Gemeindeweiden, Forsten, z. B. durch die Rentengutsbehörde. Ich citiere das als einen Ausspruch des Grafen Zedlitz.

Sogar die Sozialdemokratie, vom Antisemitismus ganz zu schweigen, liefert den Beweis, daß die Sehnsucht aus dem bestehenden Fremdrechte heraus in weitesten Schichten vorhanden ist.

Es gilt alte Sünden gut zu machen, von der Zeit der Bauernkriege her, während man es jetzt dem agitierenden Schmarotzer überläßt, seine giftigen Reiser auf den noch lebenskräftigen Stamm zu pfropfen.

Wer unser Volk also für unfähig hält, anders zu denken und zu empfinden, als die Legisten, der macht sich einer Verkennung schuldig, die an Verleumdung grenzt.

Nur die liebloseu Elemente, die sich in unser Volk eingedrängt haben, können so weit gehen; denn es bedeutet nichts weniger, als daß sie unserem Volke die Zukunft absprechen. Und das geschieht, weil unser Volk ihnen und ihrer eigenen Zukunfts-Fata Morgana im Wege steht.

In der That, die Weltherrschaft Mammons würde ohne die Basis des Realkredits nicht existieren können, und deshalb rührt sich jetzt die gesamte Fakultät des Sophismus, um Volk und Regierung auf dem Wege der Bodenbesitz- und Kreditreform irre zu führen, womöglich in die Sümpfe einer neuen Hetze gegen die Sozialdemokratie, die wie die Quecke sich umso mehr entwickelt, je mehr man sie tritt.

Den großen und kleinen Kapitalisten wird die Hölle heiß gemacht um die Sicherheit ihrer Anlagen. Die gesamte Presse fast stimmt in den Chorus ein, und es ist zu viel, zu erwarten, daß sich das Kapital ohne sanften Druck in andere Bahnen begeben werde; denn es ist entweder tyrannisch und herrschsüchtig, oder verzärtelt durch die pupillarische Sicherheit, die ihm der Realkredit gewährt. Aber auch diese „Sicherheit" ist eine illusorische, ebenso wie die Unerschöpflichkeit des Realkredits. Beide finden ihre Grenzen an der Konkurrenzfähigkeit der so belasteten Nation auf dem Welt-, ja auf dem eigenen Markte. So lange das Schutzzollsystem herhält, mag das angehen. Der Preis des Bodens (nicht sein innerer Wert, mit dem es sich vielmehr umgekehrt verhält), also der Preis des Bodens mag unter diesem System — so lange der Boden überhaupt die Eigenschaft einer Ware behält — unaufhaltsam steigen. Das wird geschehen, je mehr die Menschheit sich auf ihm zusammendrängt und Verkehr und Technik sich in diesen engen Bahnen entwickeln, je mehr das Geld vermehrt wird und an

Kaufkraft verliert, je mehr die Kreditnot den Besitz von Grund und Boden als Grundlage des Kredits begehrenswert, ja unentbehrlich macht, je mehr die Spekulation von der Produktion für den Weltmarkt abgedrängt, sich der Gewinnchancen bemächtigt, die der Kauf und Verkauf der Produktionsgrundlagen bei Notstandspreisen bietet. Aber wie lange dauert das? Lügen haben kurze Beine. Eine auf die Spitze gestellte Pyramide mag eine Spanne Zeit balancieren, der Umfall oder der „Umsturz“ erfolgt über Nacht. Die künstlich herbeigeführten Umstände, welche den Bodenpreis und die darauf sich begründenden hohen Realkredite, Restkaufgeld-Hypotheken und Pfandbriefemissionen ermöglichten, sind flüchtig, wie ein Morgennebel, sagen wir, empfindsam wie Börsenkurse. Eine politische Koalition benachbarter Mächte mit einem Handelsvertrage in der Hand stößt sie über den Haufen wie ein Kartenhaus; ein Krieg erzeugt die Panik, eine verlorene Schlacht das Chaos.

Das ist die Gefahr, der wir ins Auge zu sehen haben.

Ist es nötig, daß man darauf hinweise, wie groß unter solchen Umständen im Falle eines Krieges auch die der verlorenen Schlacht gewesen sein würde, wenn jenes System noch verschärft worden wäre? Ich meine also bei Ablehnung der neueren Handelsverträge?

Niemand und nichts garantiert die pupillarische Sicherheit als das Gedeihen unserer Produktion, das Wohlergehen des Volkes und des mit dem Volke solidarischen Staates.

Der feste Wille allein, daß diese Solidarität auf keinerlei Weise verleugnet werden soll; — das nennen wir den neuen Kurs.

Trotz Schäffle also ist gerade der Staat berufen, die pupillarische Sicherheit zu gewährleisten, indem er die Produktion innerhalb seiner Grenzen, nicht an der Grenze sowohl, sondern an der Produktionsstätte beschützt. Er kann das nur thun, wenn er den politisch und wirtschaftlich seiner Hut anvertrauten Grund und Boden, das einzige, allein unvermehrbare Gut als res extra commercium aus den Fluten egoistischer und an Raub erinnernder Spekulation herausrettet und gegen die Folgen der Unnatur unserer Gesetzgebung wieder sicher stellt.

Und die Männer an der Spitze unseres Staats haben bewiesen, daß sie ihre Zeit verstehen, daß sie ihrer schweren Aufgabe gerecht werden wollen. In der Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtages erklärte der junge Hohenzollernsproß, der auf seinem Haupte die Kronen Preußens und des Reiches vereinigt, daß er es für seine Pflicht halte, zunächst die Landwirtschaft auf eine solche Rechtsgrundlage zu stellen, daß sie auch ungünstige Zeiten überwinden könne.

Wir sehen bei dieser Betrachtung von der Umsturzvorlage ab, die uns einen Strich durch die Rechnung macht.

Welche Antwort hat aber die Wissenschaft, um dem Kaiser diese Aufgabe zu erleichtern? Will die Wissenschaft behaupten, daß deren Lösung irgend möglich sei, wenn das Privileg des Kapitals erhalten bleibt, bei schlechten Ernten und Zeitläuften die geschlagene Bevölkerung noch härter zu treffen, sie von ihren Heim- und Werkstätten zu vertreiben — wohlgemerkt „einzeln und nacheinander" — und sich in Besitz der Produktionsgrundlagen zu setzen und im späteren Wiederverkaufspreise abermals die Wiederkehr guter Zeiten und gesteigerten Raumbedürfnisses zu eskomptieren? Nun ja. In der Person Schäffles und der großen Mehrheit der Mitglieder der Agrarkonferenz hat die Wissenschaft keine Antwort als diese. Sie dreht sich auf ihrem Pfühl und gähnt: „Laßt mich schlafen." Im Hirn dieser Leute, die keine Wissenschaft kennen, es wäre denn die der Finanz, hat sich die Welt seit Friedrichs des Großen Zeiten nicht wesentlich verändert. Wie damals denken sie auch heute: „Kommt Zeit, kommt Rat. Rom ward nicht an einem Tage erbaut, man wird es auch nicht an einem Tage niederreißen!"

Im Hinblick auf A. von Miaskowskis Darstellungen der Ergebnisse der Agrarkonferenz im Novemberheft der „Deutschen Rundschau" (XXI, 2) habe ich diesen Ausführungen noch einige Sätze hinzuzufügen. Im Ganzen verhält sich der Leipziger Professor objektiv referierend. Wo er aus sich herausgeht, (pag. 216, oben) nennt er die Grundschuldtilgung (Grundentlastung) einen Eingriff, „der eine Kollision zwischen den Interessen der Grundeigentümer als Schuldner und der Kapitaleigentümer als Gläubiger zu Gunsten der ersteren herbeiführt und durch die Verschuldungsbeschränkung in die Freiheit des Einzelnen eingreift" ꝛc. Es ist das abermals der „aufgeklärte" aber „liberale" Standpunkt des formalen Juristen, dem der Staatsmann nicht beipflichten kann, der vielmehr die natürliche Bedeutung und Funktion der Dinge im Auge behalten muß. Der Staatsmann gleicht einem Kapitän, der für die berechtigten oder bevorrechtigten Passagiere jede denkbare Rücksicht übt. Wenn aber dem Fahrzeuge selbst der Untergang, der „Umsturz" droht, nun dann müssen diese Passagiere es sich gefallen lassen, daß auch sie an die Pumpen beordert werden, oder daß sie vielleicht einmal kein Kompott zum Braten bekommen. In solche Situationen kann sich ein Professor, scheint es, nicht hineindenken.

Und wenn diese unsere Akademiker Oceane von Tinte vergeudeten und tausend Jahre dozierten — was nützt es, da sie mit ihrem Verstand der Verständigen das Urteil des gesunden Menschenverstandes vernichten, der dem Staatsmanne Richtung und Maß seiner Handlungen — vorschreibt?

Die Agrargesetzgebung giebt uns den Boden ab, auf welchem die Freiheit des Einzelnen sich um so sicherer entfaltet, jemehr der Boden selbst

gesichert ist, und je weniger er von der „Bewegung“ d. h. dem Verkehr in Mitleidenschaft gezogen wird. Die ganze Frage spitzt sich einfach darauf zu, ob der Staat durch diesen *einen* Eingriff die hunderte von Eingriffen sich und der Nation ersparen solle, welche die falsche Gesetzgebung und widernatürliche Rechtsauffassung vom Grundbesitz nötig macht. Und sie spitzt sich ferner dahin zu, ob der Staat, von dem verlangt wird, daß er den Import besteuern, den Hypothekengläubigern die Rente garantieren soll, nun nicht auch berechtigt sein soll, den Verkehr in denjenigen Eigentümern zu regeln, der als Quelle aller Rente gilt, d. h. die Voraussetzungen der Rentenbildung den Möglichkeiten seiner Garantie gemäß zu gestalten.

Ich gestehe, von Miaskowsky hätte ich ein Eingehen auf die vorhandene diesbezügliche, wenn auch nicht zünftige und in spanischen Stiefeln einhergehende Litteratur erwartet, der Georgeschen Ideen z. B., oder der neueren Ausführungen in Frei-Land und in den „deutsch-sozialen Blättern“ z. B. Aber freilich, die „Deutsche Rundschau“ des Herrn Julius Rodenberg wäre dafür wohl ebensowenig der Ort gewesen, wie die „Zukunft“ des Herrn Maximilian Harden, in der Schäffle seine Agrar-Gedanken ablagert. Denn es handelt sich bei dieser Frage noch um einiges mehr, als wovon die binnenländische Kathederweisheit sich träumen läßt. Unsere zünftigen Gelehrten bekunden eben auch hier dieselbe Beschränktheit des Blickes, mit der sich unsere deutsche Wissenschaft unwissentlich von jeher in den Dienst des internationalen Wuchertums gestellt hat. Unter Recht verstehen sie nach wie vor das Recht des erloschenen Weltreichs Rom.

Ja, was nennt Ihr „Rom“, Ihr Herren? Merkt Ihr es nicht? Es ist nicht Rom, sondern es ist der Kadaver Roms, in dem Ihr Eure Sicherheit sucht. Das, was wir heute das römische Recht nennen, war Produkt des Verfalls und der Fäulnis jenes Weltreichs, und es hat deshalb auch überall sonst Verfall und Fäulnis herbeigeführt. Es hat die Bevölkerung gespalten in Besitzende und Proletarier; es hat die Solidarität der Stände vernichtet. Wie der Regenwurm in welke Blätter, so hüllt Ihr Euch nun in Eure Hypotheken, Pfandbriefe und Handfesten. Und wie denn? Nach wie vor schwört ihr auf die *Heiligkeit des unbedingten Eigentums*, während Ihr es doch gerade durch diese „Sicherheiten“ alle Tage in Frage stellt. Und als ob sich Heiligkeit und Bedingungslosigkeit irgend vereinigen ließen! Euer Gott ist nicht Gott mehr, der ewige und lebendige, sondern das „Idion,“ der tote grinsende Götze.

Wir wollen Gott wieder geben, was Gottes ist. Und da redet Ihr nun den Besitzern und Bauern vor, *wir*, die Agrarreformer, wollten ihnen ihren Besitz rauben, während wir ihnen nur die aufgezwungenen Schulden erleichtern, den Verschuldungszwang von den Schultern nehmen, sie in der

Nutzung ihres „Eigentums“ ſicher ſtellen wollen. Wir wollen ihnen ihren Beſitz ſowohl, wie auch ihren Beſitztitel meliorieren. Ihr ſeid es doch, Ihr allein, die den Beſitz durch Eure Darlehne und Privilegien gefährdet. Ihr allein fordert Sicherheit und Schutz. Die warme Decke des Staats und des Rechts, nur für Euch ſoll ſie ſein! Euer im Schweiße ſeines Angeſichts „ſchuftender“ Nächſter ſteht nackt und angſtdurchbebt in Not und Gefahr. Und das nennt Ihr „Beſitz“ und ſprecht von Heiligkeit des „Eigentums,“ welches Ihr dem Einen gebt, und dem Andern abſprecht, während es Gottes Werk und Schöpfung iſt.

Schade, daß ſich auch Schäffle bei ſolchem Augenaufſchlag ertappen läßt! Er wehrt jeden Gedanken an die Möglichkeit ab, ſtatt des teueren und riskanten Kaufs die billige Erpachtung des Grund und Bodens bei uns einzuführen, das engliſche Syſtem. Und warum? Wegen der politiſchen Abhängigkeit, in die der Pächter von einem ariſtokratiſchen Grundherrn, von Gemeinde und Staat geraten könnte. Gerade als ob nicht zur Zeit in Stadt und Land „Beſitzer“, Pächter und Mieter einer viel ſchlimmeren, nämlich einer wirtſchaftlichen Abhängigkeit unterlägen. Und welche weitere Verſchärfung dieſer Abhängigkeit ſtellt ihnen Schäffle in Ausſicht! Aber freilich, eine politiſche Abhängigkeit iſt das nicht. Es ſind ja nur kapitaliſtiſche Behörden, nicht politiſche, denen er ſie unterſtellen will, ſolche, gegen die ein engliſcher Landlord, eine Agrarkommune, wie die City, völlig verſchwinden. Politiſch ſoll das Volk nach wie vor beglückt werden, ſolange es ſich nur wirtſchaftlich um ſo ahnungsloſer ſcheeren und ausbeuten läßt, und ſo lange der beſtürmte, nicht minder gefährdete Staat als Nachtwächter dazu die Lampe hält.

Man wolle doch nicht vergeſſen, daß man es mit dem ſchlimmſten Wucher zu thun hat, dem Rammwucher. Vor dem raubtierartigen Wucher kann man das Volk ſchützen, dem kann man von Polizei wegen beikommen. Dem wechſelmäſtenden Halsabſchneider kann man die Ehrenrechte des Staatsbürgertums abſprechen. Hier aber hat man es mit einer arithmetiſchen Macht zu thun, die unerbittlich iſt, die ihre Todesurteile mechaniſch vollzieht, die ſolche Kalamitäten, wie die Cholera in Hamburg, zu Maſſen-Subhaſtationen benutzt, weil die Gebote des Kapitalismus es verlangen, und kein Recht zum Schutz des ſchuldlos Getroffenen da iſt.

Man nennt das einfach „die Vollſtreckung“, wie auch Schäffle, wie auch die Lobredner des Rentenguts. Eine Bank, eine Aktiengeſellſchaft hat kein Herz, keine Feudalität, keine Treue, als allein die, unbeugſam an der arithmetiſchen Logik und am Recht zu haften. Fiat justitia, pereat mundus!

Es giebt eine Reihe offenbarer Finten und quid-pro-quods auf dieſem Boden der Agrarpolitik, ſo viele, wie auf dem Podium Bellachinis. Da

wird von Schäffle die Gült, der Rentenkauf, ein uralt germaniſches Recht genannt. Pardon, Herr Ex-Miniſter, wie weit zurück reicht dieſes Ihr germaniſches „Ur“?

Noch Tacitus ſagt: „Bei den Germanen giebt es keine privaten Äcker.“ Und was die Rente anbetrifft, ſo handelt es ſich doch nur um Leibrente, die mit dem Leben des Käufers erloſch, nicht um eine durch gewöhnlichen Kredit entſtandene, am Boden haftende Reallaſt. Die Lebensverſicherungen haben dieſe Rentenform völlig entbehrlich gemacht. Obenein wollen Sie dieſe Rente zum Börſenpapier machen, was die mittelalterliche Leibrente gewiß nicht war. Sie war nicht einmal übertragbar, kaum verpfändlich.

Thatſächlich iſt auch dieſe Form der „Alienierung“ des Grundbeſitzes, wie Ihering ſie nennt, nicht einmal uraltes römiſches Recht, denn die Römer befaßen das fas, die aequitas. Vielmehr kam jene Rechtsgepflogenheit erſt auf, als Germanen und Romanen zuſammen auf den Trümmern Roms einander in den Haaren lagen und fas und aequitas zugleich mit den alten Göttern und den Weißtümern unſerer Vorfahren in Verweſung übergingen. Und ſagen Sie nicht ſelbſt, Excellenz, daß die Rentenkruſte, mit der das mittelalterliche Deutſchland ſich überzog, kaum minder drückend empfunden wurde, wie die Hypothekenpflicht, welche unſer heutiges Wirtſchaftsleben überdeckt, nicht anders ſchier, als wie die Aſche auf Herkulanum und Pompeji?

Nun iſt es ſchwer zu begreifen, wie dieſer Zuſtand der im weſentlichen unverſchuldeten Verſchuldung gelindert werden ſoll, indem man einfach auf dem Wege der Rentengutsbildung die Hypothekenſchuld zurück verwandelt in die im Mittelalter ſo vernichtend wirkende Belaſtungsform und obenein mit einer Verſchuldungsgrenze, die keine iſt und für die Entfaltung des Perſonalkredits keinen Raum übrig läßt.

Ohne Ausſonderung der Spreu der bloßen Spekulationshypotheken und willkürlichen Eintragungen auf ſtädtiſchem Gebiet, ohne eine neue Form zu finden, die den Geldmarkt nicht belaſtet, wie ſie in den Kuxen annähernd ſchon beſteht, wird der Zweck alſo nicht erreicht. Auch einer Beſeitigung des Wechſelrechts reden wir das Wort, da der Check allen legitimen Zwecken des Geldverkehrs genügt.

Wir brauchen eine Art Seiſachthie, Halljahr oder Moratorium, wie deren die Börſe ſchon ſo oft, z. B. auch während des Krachs von 1873, teilhaftig wurde, eine Konvertierung mit ſtaatlicher Vermittlung, wie ſolche ſo oft zu Gunſten notleidender Banken gewährt wurde, eine Ablöſung, wie ſolche ins Werk geſetzt wurde, als man die Servitute doch zum Teil ſofort unentgeldlich und einſeitig aufhob.

Unſere Gelehrten, unſere Politiker, unſere Juriſten, unſere Preſſe, die

ein Kalb des Kapitals genannt werden muß, alle verhalten sich dieser großen Aufgabe gegenüber ablehnend.

Es ist nicht anders. Wie einst Friedrich der Große nach jahrelanger Geduld im Falle Arnold endlich eine Militärkommission entsandte, um sich Klarheit über die einschlagenden Thatsachen zu verschaffen und seinem gerechten Sinn Nachdruck zu verleihen, so auch heute.

Die „rauhe Hand" des Herrn von Levetzow, die „einschneidende Maßregel" des Grafen Zedlitz, diese thun uns Not, ein Appell an das Volk in seinen breitesten Schichten, die man jetzt der Sozialdemokratie unter Führung der Börse und zum Dienste der antinationalen Interessen des Kapitals überläßt. Denn es ist offenbar, das Kapital, die haute finance will den Zusammenbruch, sie will die seßhafte Bevölkerung vom Boden weg subhastieren und sich in Besitz setzen. Und dagegen erhebt sich nun der noch einsichtsvollere Mittelstand.

Der Bräutigam, die Zeit der Erfüllung, pocht an die Pforten, aber die Wissenschaften gleichen den thörichten Jungfrauen. Sie haben kein Öl auf ihren Lampen; ein schwelendes Etwas nur noch verrät ihr Walten.

Es handelt sich um eine Neugestaltung des Rechts auf natürlichen Grundlagen; eine Unterscheidung der Dinge ihrem Wesen nach und dementsprechender Behandlung, diese thut not.

Mit der beharrlichen Antwort fiat justitia ist der Welt nicht zu helfen, noch ist vom Staate zu erwarten, daß er mit einem pereat mundus sich selber aufgeben sollte.

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Das führet die Hilfe
Der Götter herbei!

Aus dem Münchener Kunstleben.

Achtzehnhundertvierundneunzig ist schon lange tot. — Vor seinem Scheiden hat es uns noch schnell sein Bestes gegeben: Die „Weber"-Aufführung des rührigen „Akademisch-Dramatischen Vereins", — dann kam das neue Jahr und der Fasching. —

Es ist seltsam! Da sagt man immer, München wird nie ein echtes Karnevalsleben entwickeln können, daran ist das Klima schuld und das Spießertum und — das Bier! Das Klima — aber bei zwölf Grad Kälte ist es doch überall gleich kalt, und die lieben Spießbürger sind in München in der Mehrzahl, ebenso wie in Mainz und Köln und

Düsseldorf; was aber das Bier betrifft — das ist Verleumdung! Fragen Sie doch einen Aktionär der Löwenbrauerei, ob ihn je das Bier melancholisch gemacht hat und übeler Laune? Gehen Sie ins Hofbräuhaus, zum Märzendler in den Franziskaner, zum Salvator auf den Nockherberg! —

Und dann die Brauerpferde! — In unserm prächtigen Karnevalszuge war das Prächtigste das Pferdematerial.

All die schweren, kraftstrotzenden belgischen Hengste in ihren funkelnagelneuen Geschirren, mit ihren famosen Lenkern in der Dachauer Wichs; ein Pferd wie das andere im Sechsergespann, nußbraun oder schneeweiß oder glänzend schwarz — alles von den „schweren Brauerprotzen" zur Verfügung gestellt in majorem Gambrini gloriam. —

Und der Zug selbst!

Welche Fülle von Witz und Humor trat in den zahllosen, farbensatten Gruppen und Bildern zu Tage! Es ist unmöglich, Alles aufzuzählen, all die Namen der Künstler zu nennen, die ihre Kraft in den Dienst des närrischen Prinzen gestellt hatten.

Und Einzelnes hervorheben, Anderes übergehen?

Ich weiß, ich thäte Unrecht. Aber das Beste will ich nicht unerwähnt lassen, das Originellste — den „Federkrieg" frei nach Stuck in „Stuck". — —

Ein gespenstischer, weißer Reiter, als Schlachtschwert eine riesige Tintenfeder über der Schulter auf abgetriebenem müden Riesenschimmel.

Und über Dichterleichen schreitet das Roß weg, und Herzblut rinnt vom Wagen herab — Makulatur! — — —

Idee und Ausführung waren vollendet, was aber der beste Witz daran ist — den „Federkrieg" hatten die „Neuesten Nachrichten" gestellt.

Ob wohl die Allegorie ein litterarisches Programm der „ersten süddeutschen Tageszeitung" vorstellen sollte? — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was beim ganzen Faschingszuge besonders ins Auge fiel, war die rein dekorative Pracht und Wirkung einzelner Gruppen, und dieselbe Kunst feierte am ersten April bei der Bismarckovation auf dem Königsplatze wieder ihre Triumphe.

Es giebt wohl in ganz Deutschland nicht viele Plätze von solch monumentaler Schönheit wie das Stückchen Münchener Erde zwischen der Glyptothek, dem Künstler-Genossenschaftshause, den Propyläen und dem Obelisken.

Gewöhnlich prangt der Platz mit seinen antiken, grauen Steinkolossen in einer etwas fröstelnden Schönheit, und ich habe einen Freund, der immer in weitem Bogen den Königsplatz umgeht, aus Furcht den Schnupfen zu bekommen.

Als jedoch am Festabend die reichgeschmückten Säulenhallen von rotem Feuer erglühten und der warme satte Schein zwischen den Quadern hervorbrach und alles mit seinen purpurnen Tinten übergoß, die undefinierbare, grün patinierte Statue am Eingang des Tempels, die beiden Nixen auf schlanken Obelisken und die griechischen Reiter in ihren wallenden Gewändern und der Chor der Frauen und Kinder und all das Volk, das da gekommen war, zu huldigen, und als aus großen Pechpfannen die blutrote Lohe zum grauen Regenhimmel emporstieg, und die Menge stumm da stand, und feierliche Orchesterklänge von den Hallen her über den Wiesenplan und die andächtig lauschenden Massen fluteten, — es regnete zwar und der Wind blies ein rauhes Lied, aber mein Schnupfen fürchtender Freund selbst hätte mir da zustimmen müssen, es war schön, einzig schön.

Und dann das „Deutschland, Deutschland über alles"! — Daß wir doch immer singen müssen, um tiefe Eindrücke zu verwischen. Ich stand neben ein paar blutjungen

Kadetten, die mögens ja recht gut gemeint haben mit ihrem Heldentenor, aber das war nicht ſchön, wirklich nicht ſchön. — —

Der geniale Entwurf zur Feſtfeier war das Werk des Architekten Emanuel Seidel, an der Ausführung beteiligten ſich Profeſſor Lenbach und die Bildhauer Pruska, Profeſſor von Ruemann und Hahn, ſowie Profeſſor Rudolf Seitz. — — —

fisch steht, der an blauen, schneebedeckten Bergen vorbei auf dem blauen Strom, vom Sonnenlichte grell bestrahlt, leise dahingleitet. —

Durch außerordentliche Tiefe zeichnet sich sein „Herbststurm im Schwarzwald“ aus; wunderbar fein gesehen und packend wiedergegeben ist sein „Sturm im Wiesengrund“; in Farbe und Stil sehr schön charakterisiert sein „Mammolshain im Taunus.“ — Von den Figurenbildern sind die hervorragendsten außer den genannten: „Die Versuchung Christi“, „die drei Bogenschützen“, „Apoll und Marsyas“, „Erika“, „Flora“ und „der Schutzengel“. — In seinem Selbstportrait und im Portrait seiner Frau erweist sich Thoma als Meister der Bildnismalerei. Von großem Reize sind seine übermalten Federzeichnungen: „Der Geigenspieler“ und „Wandervögel“. — So vielseitig, wie eben gezeigt, auch die Kollektivausstellung ist, sie bietet einen völlig einheitlichen Charakter. Herr Kunsthändler Neumann hat sich durch sie ein großes Verdienst erworben, und es ist zu hoffen, daß er uns recht bald wieder durch ein solches Unternehmen mit einem anderen Meister vertraut macht.

Von der Frühjahrsausstellung der Sezession im nächsten Berichte. —

An unserer Hofbühne brachten die letzten drei Monate eine einzige Novität, den ersten Teil von Hector Berlioz „Trojanern“. Das interessante, vorzüglich instrumentierte Werk wurde bis heute in Deutschland nur von zwei Bühnen gegeben, in Karlsruhe unter Mottls und in München unter Levis Leitung, und das fünfundzwanzig Jahre nach des Meisters Tode. Das Libretto der „Zerstörung Trojas“, von Berlioz selbst gedichtet, ist kein gutes, es ist undramatisch und die deutsche Übersetzung ist eine durchaus dilettantische. Musikalisch von tiefer Schönheit ist der große Chor im ersten Akte und im letzten Akte die Klage der Trojanerinnen mit der Kassandra.

Der weitaus bedeutendere zweite Teil wurde hier schon vor drei Jahren aufgeführt, bald aber wieder vom Repertoire abgesetzt. Der ganze Aufbau der Oper hat eine Änderung erhalten. Der frühere erste und zweite Akt begannen beide mit der Feier eines Festes, das wirkte monoton, man stellte den zweiten und dritten Akt um, aber nicht zum Vorteil der Handlung. Es berührt zu komisch, wenn sich im jetzigen dritten Akte Äneas der Dido mit erstem Liebessehnen naht, und wir uns erinnern, daß der Vorhang des jetzigen zweiten Aktes sich über dem zu den süßesten Freuden in einer Grotte vereinten Paare geschlossen hat. — Außerordentlich fein sind die idyllischen Hirtenweisen und das Lied des thyrischen Sängers im dritten Akte, ebenso ein Sextett, das sehr stimmungsvoll den Einbruch der Nacht schildert. Hervorzuheben ist noch das Liebesduett zwischen Äneas und Dido, die Instrumentation — hohe schrille Geigentöne — bei den Geistererscheinungen im vierten Akte und im letzten die wunderbare Klage der Dido. Der zweite Aufzug ist der interessanteste der ganzen Oper. Kein Ton wird da gesungen, der ganze Akt ist eine symphonische Dichtung, die in plastischer Weise das Waldweben, den Sturm im Gebirge und das heiße Liebesglück zweier Menschenkinder schildert. —

Das Orchester unter Levis Leitung löste die gewaltige Aufgabe mit gewohnter Zuverlässigkeit, die Hauptrollen waren den besten Kräften unserer Oper anvertraut. Kassandra — Emanuela Frank, Dido — Milka Ternina, Äneas — Heinrich Vogl. —

In unserem, durch seinen entzückenden Rokokostil weltbekannten kleinen Residenztheater wurde Mozarts prächtige Oper „Figaros Hochzeit“ zum ersten Male ganz im Charakter der Zeit mit einem, dem Stil des Werkes und dem Miniatur-Hause angepaßten kleinen, aber sehr fein ausgearbeiteten Orchester aufgeführt. Darstellung und Ausstattung waren von großer Feinheit. In Fräulein Bianca Bianchi (Susanna) hat unser Hoftheater endlich die lang ersehnte erste Koloratursängerin gefunden, und können

jetzt wieder die kleinen Spielopern, die längere Zeit nicht hatten gepflegt werden können, aufgeführt werden. „Die Regimentstochter" steht schon auf dem Repertoire und auch „Fra Diavolo", „die lustigen Weiber" und „des Teufels Anteil" sollen neu einstudiert werden —

Zu Gunsten der Schriftstellerpensions Kasse und anderer Wohlfahrtseinrichtungen hat Ernst Possart die „Fledermaus" während des Carnevals einige Male im Hoftheater aufführen lassen. Einige Münchener Kritiker haben sich über die Entweihung der heiligen Hallen entsetzt. Possart wird sich darüber nicht sehr gegrämt haben. Die unter seiner persönlichen Leitung erfolgte Fledermausaufführung war eine künstlerische That. —

Die außerordentlich zahlreichen Konzerte brachten für München wenig Neues. Eine stimmungsvolle, symphonische Dichtung „Frühlingsfest" von Gotthelf und dann Siegfried Wagner, der die sechste Symphonie von Beethoven und die Holländerouverture und das Siegfriedidyll seines Vaters dirigierte.

Ich muß gestehen, mir war das Publikum interessanter als der Konzertgeber, und ich bin nicht einmal Psychiater. — Die letzten Tage brachten noch gelegentlich der Bismarck-Matinée eine grandiose Aufführung der „Neunten Symphonie" von Beethoven unter Levis Leitung und einen wässerigen Heyse-Prolog, mit dem sich Ernst Possart abringen mußte. Eine undankbare Aufgabe! —

Die liebe dramatische Kunst, ein Stiefkind in München, hatte gewaltig unter dem Fasching zu leiden. Schillers „Räuber" im Volkstheater, die „Gespenster" im Gärtnertheater und im Hoftheater — doch davon später. Freilich kreirte in den Räubern ein talentvoller, vielversprechender junger Schauspieler, Leopold Thurner, den Franz Moor und in den Gespenstern gastierte Nuscha Butze als Frau Alving, aber alle anderen — ungenießbar. Im Hoftheater war es während des Carnevals sehr still, aber es war keine Stille vor dem Sturm. Die erste Novität „Ines de Castro" von Gottfried Böhm wurde ausgelacht, einfach ausgelacht. — Das tragikomische Jambendrama ist mit Ausnahme einer einzigen Liebesscene krasses Dilettantenmachwerk. Es behandelt das Schicksal der bekannten Geliebten des portugiesischen Infanten Dom Pedro, die auf Anstiften einiger Höflinge ermordet wurde. Bei seiner späteren Königskrönung nun ließ Dom Pedro die Geliebte aus ihrem Sarge holen, setzte die Leiche neben sich auf den Thron und zwang die verräterischen Granden, der Toten als Königin zu huldigen. Diese bekannte, wenig geschmackvolle Episode hat Gottfried Böhm zu einigen tausend schlechten Jambenversen begeistert. Jeder nach seinem Geschmack! Daß das Hoftheater sich veranlaßt sah, „Ines de Castro" aufzuführen, dafür wird es schon seine Gründe gehabt haben, daß aber seitdem die Toten auf der Hofbühne spuken, das ist im Interesse der Allgemeinheit zu bedauern. — „Ehrenschulden" von Paul Heyse und „Clytia" von Hermann Lingg. Es ist ein Unrecht gegen die beiden trefflichen Lyriker, vollständig wertlose dramatische Arbeiten, die sie sicher längst schon selbst verurteilen, immer wieder der Kritik des Publikums auszusetzen. Eisiges Schweigen bannte am Schlusse eines jeden der Einakter, die mit Max Bernsteins geistreicher Kleinigkeit „Blau" einen „Münchener Dichterabend" bildeten, das spärliche Auditorium.

Ein Münchener Dichterabend! — Gott sei Dank, repräsentierten die drei Stückchen nicht die Münchner Dichtkunst, sonst könnte man füglich in Sack und Asche gehen. Fast gleichzeitig mit dem Abend im Residenztheater, hatte der „Akademisch-Dramatische Verein" eine große Zahl hervorragender Gäste zu einem wirklichen Münchener Dichterabend versammelt. Josef Ruederer, der Verfasser des grandiosen Romanes „Ein Verrückter", las sein Drama „Die Fahnenweihe" vor. Das Werk bildet einen Markstein in der deutschen dramatischen Volksliteratur. Es ist in oberbayrischem Dialekt geschrieben,

aber es verzichtet auf all die Rührſeligkeit, auf all die Idealiſierung und Verherrlichung des Bauernvolkes, es weiſt nicht auf die Landbewohner hin: „Seht, die Wilden ſind doch beſſere Leute“. Die „Fahnenweihe“ zeichnet ein wahres tiefgeſchautes Stück Menſchenleben mit markigen Strichen. Und alle Geſtalten des Dichters ſind Menſchen mit rotem warmem Blut. Der gewiſſenloſe, brutale Poſthalter, der gerne ſeiner Frau einen zahlungsfähigen Liebhaber geſtattet, die kokette, heiße Poſthalterin, ihr flacher, geckenhafter Liebhaber aus der Stadt und deſſen ländlich-roher, kraftſtrotzender Stellvertreter auf dem Dorfe — das Herz verlangt doch auch ſeine Rechte — und alle Figuren durch das ganze lange Perſonenverzeichnis durch — Menſchen, goldechte Menſchen. Wie Joſef Ruederer ſchreibt, das iſt den Leſern der „Geſellſchaft“ aus dem prächtigen Gedicht „Erlöſung“ und aus Kritiken über ſeine Werke ſchon bekannt. Alle Vorzüge ſeines Stils und ſeiner Charakteriſierung finden ſich in hervorragender Weiſe in des Dichters letztem Werke der „Fahnenweihe“ wieder. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zum Schluſſe will ich eine reizende Feier nicht unerwähnt laſſen, welche Freunde Heinrich von Reders dem jugendfriſchen Dichtergreiſe zu deſſen 71. Geburtstag in der gemütlichen Künſtlerkneipe „Dichtelei“ gaben. Unter Mitarbeiterſchaft unſerer erſten modernen Münchener Schriftſteller und Maler wurde eine Feſtzeitung von hohem künſtleriſchem und litterariſchem Wert zuſammengebracht. An der Feier beteiligten ſich durch Vorträge und Trinkſprüche Ernſt von Wolzogen, Dr. M. G. Conrad, Max Halbe, Joſef Ruederer, Otto Erich Hartleben, Ludwig Scharf, Oscar Panizza, Julius Schaumberger, Franz Held, Guſtav Morgenſtern, Ernſt Kreowski, Karl Anton Piper und viele Andere. Auf Anregung des Jubilars wurde ein Tag der Woche feſtgeſetzt, an dem ſich die Teilnehmer der Feier in der Dichtelei zwanglos zuſammen finden ſollen, und bedeutet ſomit der Reder-Abend einen erfreulichen engeren Zuſammenſchluß der Münchener modernen Dichter und Künſtler. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

München. Max Fels.

Aus dem Berliner Kunſtleben.

Einen großen Genuß gewährten die Radierungen von Hirtzel, die bei Amsler u. Ruthardt ausgeſtellt waren. Der Maler liefert hier die Kraftproben eines Talentes, deſſen Anwendung er ſich künftig vor allem widmen will. Im Beſitze aller raffinierten Mittel der modernen Technik, mit großem Temperament und leichter, aber ſicherer Hand begabt, malt er mit der Nadel, und bringt Kompoſitionen von wunderbarem Stimmungsgehalt und entzückender Ausführung, Stimmungslandſchaften, manchmal mit geſchmackvoll ſymboliſierender Umrahmung. Die Blätter ſind nicht beſtimmt, in das große Publikum zu kommen, ſondern mehr in der Sammlung von Kennern und Liebhabern den Platz ſeltener Koſtbarkeiten einzunehmen.

Bei Gurlitt eine erleſene Ausſtellung, in der die Franzoſen Beſnard und Piſſarro

und der in Paris lebende, dem Namen nach deutſche Bildhauer Martin Schauß den Vortritt haben. Die Skulpturen von Schauß, eine große Anzahl zierlicher und eleganter Stücke, zeichnen ſich durch unendliche Grazie aus, durch die Gewandtheit, mit der ſie das Prinzip des Impreſſionismus auf die Skulptur anwenden. So der ſchüchtern-zarte Knabenkopf, deſſen Geſichtchen von einer Fülle blonder Haare umrahmt wird. Der dünne Hals iſt nicht mehr auf die Schultern aufgeſetzt, der betreffende Teil verliert ſeinen organiſchen Charakter, deutet nur die Verbreiterung der Bruſt an und läuft nach unten zu aus in eine kleine Schildkröte, die die ganze Büſte trägt und langſam mit ſich fortzuſchleppen ſcheint. Was ſoll das heißen? Was bedeutet das? — Es heißt und bedeutet eben gar nichts; es iſt ein blendender Einfall, der aus der künſtleriſchen Denkweiſe des Bildhauers hervorging, und es wirkt ſo überraſchend harmoniſch, weil es ſo rein künſtleriſch iſt und etwas undenkbares verſinnlicht. Ebenſo die anderen Skulpturen, ein Porträtrelief mit breitem, terrainartig gewelltem Hintergrund, auf dem mit der Zartheit einer Fächerzeichnung eine Mondſichel- und Binnen-Dekoration modelliert iſt. Gerade durch dies leiſe Heben und Senken des Hintergrundes ſcheint das Bildwerk magiſches Leben zu gewinnen. Ich erwähne noch die reizende Wachsbüſte einer kleinen Konfirmandin im einfachen ſchwarzen Kleid mit dem ſilbernen Kreuzchen, dem braunen Haar, das in zwei dünnen Flechten feierlich zuſammengebunden iſt und dem rührenden Ausdruck von Frömmigkeit, die die Sünde zu haſſen ſich bemüht, ohne ſie zu kennen. Andere Porträts ſind ſehr flott und chic, und alles bekundet ebenſoviel Virtuoſität wie Perſönlichkeit.

Wer den modernen Impreſſionismus in der Malerei für den Gipfel des Realismus hält, täuſcht ſich ganz und gar. Es iſt eine wichtige Eigenſchaft einer „Impreſſion", daß ſie weniger dauert als ein Augenblick, und daß alſo der, der ſie immerdauernd machen will, der größte Phantaſt iſt. Es giebt daher verſchiedene Arten von Impreſſioniſten: der eine will das Dauernde des Augenblickes, der andere ſeine Flüchtigkeit, ſeine fortwährende Beweglichkeit, ſein πάντα ῥεῖ geben. Zu den letzteren gehört Piſſarro, der aus der Gegend der Manet und Monet kommt, zu den erſten Munch. Piſſarros Bilder, namentlich Landſchaften, ſind weder ſchön, noch geiſtreich, noch wahr, noch — für meinen Geſchmack — intereſſant, es ſind die mit Prätention vorgetragenen Spitzfindigkeiten eines alten Mannes, deſſen Künſtlerperiode längſt vorbei iſt. Am anſprechendſten ſind noch die Landſchaften, die das blendende Flimmern und Farben-Unterſchlagen der Sonne wiedergeben; am unangenehmſten Sachen wie das „Mädchen mit Kuh", das äußerſte Farbenſenſation und plumpes Millet-Epigonentum vereinigt. Ein Bauer wie Millet vermag die Plumpheit und Häßlichkeit des Bauernvolkes künſtleriſch zu verwerten, weil er ganz wahr gegen ſich ſelbſt ſein kann, und keinen Augenblick aus den Gedanken verliert, was ihm eigentlich den Pinſel in die Hand gedrückt: die Begeiſterung für die derbe, ehrliche Arbeit auf der Erde. Aber bei der erſten Nachahmung beginnt die Lächerlichkeit und die höhere Sentimentalität. Die Natur iſt überall ſchön; aber beim Menſchen beginnt das Schön und Häßlich; wer aber das Häßliche zum Gegenſtand künſtleriſcher Darſtellung nimmt, ohne daß er muß, d. h. ohne daß es organiſch aus ihm hervorwächſt, iſt eben geſchmacklos, ein Stümper.

Beſnard iſt mit kleineren Sachen, meiſt Paſtellen, vertreten, die einen überaus phantaſtiſchen Charakter tragen, dabei aber die größte Virtuoſität verraten. Die Skizze „Elephanten" erinnert an Munch; aber die viel größere Tiefe und künſtleriſche Reife macht die Oppoſition verſtummen. Die willkürliche, ſtürmiſche Malart der übrigen Skizzen — Porträts und Phantaſieen — zeugt von einer feinſinnigen, anſpruchsvollen Perſönlichkeit. — Man hat heute viel mehr Intereſſe für Studien und Skizzen als für

„Meiſterwerke“, weil man nach Originalität, Kraft und Perſönlichkeit dürſtet, lauter Dinge, die bei den „Fertigen“ ſelten zu finden ſind. Zu dieſen Fertigen gehört Jules Potvin (Paris), deſſen Stilleben Meiſterſtücke an Technik und Charakteriſtik ſind, nicht mühſame Nachahmung welkender Originale, ſondern überſchäumend friſche Porträts großer, reifer Prachtbirnen, herbſtlicher Chryſanthemums und volkstümlicher Steinkrüge. Daneben verlieren nicht die anſpruchsloſen Aquarelle einer jungen Malerin M. v. Brocken, eine Kollektion Tiſchkarten für ein Frühlingsdiner, geziert mit den erſten blaſſen Anemonen, Veilchen und Schlüſſelblumen. — Die Landſchaften von M. v. Schennis verraten ebenfalls die Meiſterſchaft in einer älteren Technik, in temperamentvoller Weiſe verwendet. Die Radierungen von Prof. Leibi, in der älteren dunklen, etwas auf den Effekt berechneten Manier, ſind jede ein Kabinetſtück von Charakterdarſtellung. Typen aus dem Gebirge, Bauern und Bäuerinnen, alle ohne Poſe, aber fein und ſicher wiedergegeben. Dagegen ſind die Arbeiten von Th. Frank zum Teil nicht ſehr gelungene Verſuche, Laternenlichter und Sterne in der Dämmerung, und im Kanalwaſſer ſich ſpiegelnd, zu erfaſſen, während einige mehr landſchaftliche Blätter in xylographiſcher Reproduktion gut wirken.

Der Schrecken von Berlin ſind die großen Ausſtellungen der beiden Kunſtbrüder Munch und Gallèn in der Esposizione Italiana Unter den Linden. Was hilfts, darüber viele Worte zu machen. Munch iſt der geiſtreichere, Gallèn der mehr gedankenvolle. Gallèn iſt manchmal Künſtler, ſogar Maler, Munch ſelten Künſtler und nie Maler. Einige Sachen, z. B. das Porträt von Meier-Gräfe (Munch), ſind von überraſchender Ähnlichkeit, und ſind hoch genug gehängt, um nicht abſtoßend zu wirken. Das meiſte, wie z. B. die impreſſioniſtiſch-ſymboliſtiſche Darſtellung des „Schreiens“ iſt geiſtreich, aber unausſtehlich. Wie die Arbeit eines altklugen und ſehr anmaßenden Schuljungen. Sehr vieles aber iſt nichts weiter als ein Produkt künſtleriſchen Dnaniſtentums, das unter die krankhaften Erſcheinungen der Moderne zu rechnen iſt. Mit ſolchen „Impreſſionen“ zwiſchen Kaffee und Abſynth das Publikum zu beheiligen, iſt die Frechheit eines verbitterten „Verkannten“, die unter Brüdern ganz amüſant ſein kann, die aber ſich energiſch zu verbitten das gute Recht der Betroffenen iſt. — Anders Axel Gallèn, den man überall ernſt nehmen kann. Auch er iſt in ſeinen letzten Ausflüſſen eine krankhafte, oder beſſer im Übergang befindliche Erſcheinung, in manchem ganz zahm und ſittig, wie in der mythologiſchen Darſtellung, deren Sinn mir noch immer nicht klar iſt, in einigen Dingen von großer Wirkung, ſo in dem „Wundfieber“ und der Allegorie „Entdeckung der Kunſt“. Das letztere eine grüne Wieſe, von beſchnittenen Lorbeerhecken eingerahmt, die unzählige Durchgänge zum Entſchlüpfen zeigt. In der Mitte des Platzes eine ſchneeweiße Sphinx in der Sonne; vom Zuſchauer aus naht ſich ihr auf den Zehen ein männlicher Akt, der ſehr gut gemalt iſt: er will ſie beſchleichen. Aber ſie hat ihn ſchon bemerkt und miſt ihn mit einem ruhigen Blick; gleich wird ſie aufſtehen und hinten durch die Lorbeerhecke verſchwinden, und es wird nichts übrig bleiben als der grüne Raſen und die Hecke und der Mann und eine ärgerliche Enttäuſchung. — Auch das „Problem“ iſt wieder da.

Bei Schulte erregte eine Ausſtellung neuer Bismarck-Zeichnungen von Allers zeitgemäßes Aufſehen. Scharf charakteriſierende, ſaubere Blätter ohne maleriſches Empfinden, deren Wert in der abſoluten Beherrſchung der Bleiſtifttechnik liegt. Die Charakteriſtik iſt manchmal etwas zu aufgedrungen, ja einſeitig, dafür aber in ihrer Art von deſto größerer Wirkung. — Daſelbſt eine neue Bismarck-Büſte von Harro Magnuſſen, mit ſtark heroiſchem Affekt und einem kleinen Stich ins Pathos. — Großen Eindruck machte die Skulptur „Kaſſandra“ von Klinger, eine bemalte Büſte, deren dunkel

verschleierten Blick man nicht wieder vergißt, und die dem großen Radierer einen ersten Platz unter den zeitgenössischen Bildhauern sichert. —

Über die höchst interessante Ausstellung einer Sammlung von Werken Fr. August von Kaulbachs werde ich das nächste Mal ausführlicher sprechen. Der Maler zeigt sich als Meister der Pastelltechnik, durch die er größere Triumphe erringt als durch das große Gemälde der „Beweinung Christi".

Berlin. H. Häfker.

Aus dem Frankfurter Kunstleben.

(Armida. Werther. Rosmunda. Enoch Arden. Der Barbier von Bagdad.)

Nachdem es in unserem Opernhause lange Zeit hindurch mit Neuheiten still gewesen, brachten die ersten Monate des laufenden Jahres deren fünf in rascher Aufeinanderfolge. —

Nicht als eigentliche Neuheit zwar kann Glucks „Armida" bei ihrem stattlichen Alter von nahezu 120 Jahren betrachtet werden, doch erschien sie in diesen Tagen in Wirklichkeit zum ersten Male auf der Bühne unseres Opernhauses, und das war gut, wie es im Dorfbarbier heißt, denn es gewährte eine rechte Freude, wieder einmal diesen von antikem klassischem Geiste erfüllten Klängen lauschen zu dürfen. Mit ehernem Fuß, in festgefügten Formen schreitet die Muse des Meisters in ihrer einfach erhabenen Größe einher. Der mit Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne gesegnete Kunstfreund vernimmt das Rauschen ihres mächtigen Flügelschlages, während ihr Odem die den breiteren Massen des Auditoriums Angehörenden nicht mehr zu erwärmen vermag. Wie wäre letzteres auch anders möglich bei einer Musik, die von allen sinnbestrickenden Reizmitteln modernen Kunstgestaltens entblößt, nur die keuscheste Hingabe an den Genius des Meisters und das verständnisinnigste Nachempfinden seiner Intentionen erfordert. — „Armida" ist ein Glied in der Kette derjenigen Musikdramen, welche ihren Schöpfer zum Opernreformator des 18. Jahrhunderts gestempelt haben. Er warf damit den Anhängern des italienischen Opernstils, an deren Spitze damals in Paris Nicolas Piccini stand, den Fehdehandschuh hin und stellte die dramatischen Anforderungen als zunächst maßgebendes Prinzip für diese Kunstgattung auf. Steht nun auch „Armida", dramatisch wie musikalisch, den hervorragenden Werken dieser Richtung, wie „Orpheus", die beiden „Iphigenien" und „Alceste", ganz entschieden nach, so erscheint ihre nach mehr als einem Jahrhundert noch erfolgte Einreihung in unseren Spielplan dennoch interessant, zumal wir hier nicht nur in unserer Ende-Andrießen eine in Gesang, Erscheinung und Darstellung gleich trefflich geeignete Titelheldin besitzen, sondern auch die Oper zur Entfaltung eines wirksamen scenischen Apparates Gelegenheit giebt, welche Momente bei der Wahl gerade dieser Oper Glucks wohl in erster Linie bestimmend gewesen sein mögen. —

Im Vorwurf des Textes von ungefähr gleichem Alter, aber im musikalischen Teile ein Werk unserer Tage, ist die Oper „Werther" von Massenet. Der Goethesche Roman, der schon mehrfach Opernkomponisten, und zwar meist italienischen, als Libretto gedient hat, birgt bei einer reichen Fülle lyrischer Momente doch zu wenig dramatisches Element,

um auf der Bühne lebendig wirken zu können. Auch das sich ziemlich getreu an das Götheſche Original anſchließende, übrigens recht geſchickt abgefaßte Textbuch der Maſſenetſchen Oper, an dem ſich nicht weniger als drei Librettiſten abgemüht haben, leidet naturgemäß an dem eben erwähnten Mangel, der auch die Muſik, als Ganzes betrachtet, nicht günſtig beeinflußt. Es fehlt etwas an Licht und Schatten, an wirkſamen Kontraſten; die Lamentationen des unglücklichen Werther gewinnen zu ſehr die Oberhand, ſo daß eine gewiſſe Monotonie der Stimmung Platz greift, die auch dadurch nicht gerechtfertigt erſcheint, daß dem Werke die Bezeichnung: „Lyriſches Drama“ verliehen worden iſt. Abgeſehen hiervon ſtehen wir einer ſehr reizvollen Partitur gegenüber. Maſſenets Muſik iſt vor allem nobel, fein und anmutig geſtaltet, melodiſch anſprechend, ſtimmungsvoll und äußerſt delikat in der Behandlung des Orcheſters. Der Stil iſt modern, wobei die Tonſprache, immer liebenswürdig und voll Eſprit, ihre galliſche Heimat nicht verleugnet. Aus der recht guten Aufführung wären die Träger der Hauptrollen: Herr Naval, Frau Jäger und Fräulein Schacko mit Lob zu nennen.

Seitdem die Einakter in der Oper — dank Mascagnis „Cavalleria“ — wieder Mode geworden ſind, werden unſere Theater mit ſolchen wahrhaft überſchwemmt. — Zwei derſelben, die ihre überhaupt erſte Aufführung dahier fanden, brauche ich nur kurz zu erwähnen, da ihnen ein langes Leben auf den Brettern wohl kaum beſchieden ſein dürfte.

Es wird berichtet, daß der Longobardenkönig Alboin einſt bei einem Gelage ſein Weib zwang, aus dem Schädel ihres von ihm erſchlagenen Vaters zu trinken, wofür die ſchöne Roſamunde ihrerſeits Rache nahm und ihren Gemahl ermorden ließ. Dieſe Roſamunde nun iſt die Heldin einer nach ihr benannten Oper: „Rosmunda“, die der Feder eines ungariſchen Komponiſten M. Vaorinecz entſtammt. Die Handlung, in der viel geliebt und verſchmäht wird, iſt unklar und unintereſſant, die Muſik, ganz im Wagnerſchen Stil gehalten, zeigt, von einzelnen gelungeneren Teilen abgeſehen, mehr guten Willen als wirklich erfolgreiche That.

Der andere Einakter: „Enoch Arden“ iſt eine Schöpfung unſeres zweiten Kapellmeiſters Herrn Robert Erben und bietet in ſeinem Inhalt eine Dramatiſierung der Tennyſonſchen Erzählung gleichen Namens. Dieſer Stoff würde ſich für eine mehraktige Oper beſſer geeignet haben, doch iſt im übrigen das Buch des Herrn Vittorio di Dio nicht ohne Geſchick gemacht. Von der Muſik könnte man, inſoweit ſich ſolches auf das rein Techniſche beziehen ſoll, das Gleiche ſagen, da ſie ein vollſtändiges Vertrautſein mit der Handhabung der Darſtellungsmittel bekundet; leider aber iſt die hier gleichfalls ganz Wagnerſche Art nur rein äußerlich nachgeahmt und ein wirklich bedeutſamer innerer Gehalt den Tonbildern nicht eigen. Schon das lange Vorſpiel, das die Leiden des auf eine Inſel verſchlagenen Arden und ſeine ſchließliche Errettung malen ſoll, wirkt etwas ermüdend. Vereinzelte Lichtpunkte treten auch in dem Erbenſchen Werke hervor, doch werden ſie ſchwerlich im Stande ſein, die Oper über Waſſer zu halten und vor dem Schickſal des Fahrzeuges, auf dem ihr Held ausgezogen, zu bewahren.

Eine andere Phyſiognomie freilich zeigt Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad“, ein echtes Genie von reicher und poeſievoller Innerlichkeit. „Was im Tod ſoll auferſtehn, muß im Leben untergehn“; dieſes Dichterwort erfüllt ſich wieder einmal ſo recht an unſerem Meiſter. Bei ſeinen Lebzeiten nahezu unbekannt (berühmt war nur ſein Oheim, der Maler gleichen Namens), mußte Peter Cornelius erſt das Zeitliche ſegnen, um jetzt, 20 Jahre nach ſeinem Tode, allmählich gewürdigt zu werden. Gar Manche mögen ſich noch erinnern, wie kein Geringerer als Franz Liszt es war, der im Jahre 1858 den damals kaum erſt entſtandenen „Barbier von Bagdad“ in Weimar

aufführte, allerdings mit einem, entweder auf mangelndes Verſtändnis oder Intriguen zurückzuführenden vollſtändigen Mißerfolg, der bekanntlich Liszt veranlaßte, ſeine Kapellmeiſterſtelle in Weimar niederzulegen.

Zwar dürften die intimeren Schönheiten der Partitur auch heute noch nur von den Auserleſeneren nach ihrem vollen Umfange geſchätzt werden, denn für das große Publikum enthält dieſe ſelnſinnige Muſik äußerſt wenig. Aus dem neueſten Kunſtgeiſte heraus ſchaffend, verſchmäht es Cornelius indes keineswegs, ſich, freilich in etwas freierer Handhabung, der herkömmlichen Formen zu bedienen, und es darf daher ſein Werk als eine Art von Beſonderheit gelten, indem es zwei, ſcheinbar ſich gegenſeitig ausſchließende Faktoren in glücklichſter Vereinigung uns vorführt. Voll Adel und warmer Empfindung ſind die lyriſchen Teile; ſo die Geſänge des ſehnſüchtigen Liebhabers Nureddin, insbeſondere aber das Liebesduett zwiſchen Nureddin und Margiana, welches die hehre Stimmung des Lohengrinduetts im Brautgemach atmet und geradezu unter dem direkten Einfluß desſelben entſtanden zu ſein ſcheint, ohne daß damit auch nur entfernt an eine muſikaliſche Anlehnung zu denken wäre. Friſch und lebendig ſind die beiden Finales, das zweite mit dem ſehr volkstümlich gehaltenen Refraingeſang des Salamalelkum. Eine beſondere Begabung zeigt Cornelius für das Komiſche, und hier erzielt er mit Wort und Muſik gar oft die köſtlichſten draſtiſchen Wirkungen, ſtets aber nur mit den ſubtilſten Mitteln. Sein Orcheſter redet dann eine ungemein charakteriſtiſche Sprache, die ſo ganz verſchieden von dem in üppigen Wohllaut getauchten Klang iſt, welcher die ernſt lyriſchen Vorgänge begleitet. Der Hauptvertreter dieſes komiſchen Elementes iſt die Perſon des Barbiers Abul Haſſan Ali Ebn Bekar, aus deſſen Partie namentlich die beiden, ein ſehr charakteriſtiſches Kolorit tragenden Geſänge: „Was hat Euch, Brüder, in den Tod getrieben! Lieben!“ und „Laß Dir zu Füßen wonnefam mich liegen, o Margiana!“ bemerkenswert erſcheinen.

Das Textbuch, welches der Dichterkomponiſt Peter Cornelius natürlich ſelbſt verfaßt hat, iſt in ſeiner Diktion gewählt und enthält gar manche poetiſche Schönheiten. Mit Glück hat ſich der Autor auch mitunter der arabiſchen Dichtform der Makamen bedient. Die eigentlich ſchwache Seite der Oper jedoch iſt die Handlung, oder vielleicht beſſer geſagt: die nahezu gänzliche Abweſenheit einer ſolchen. Es ſind mehr eine Reihe verſchiedener, vielfach komiſcher Situationen, die an uns vorüberziehen, ohne ſich zu einer feſſelnden oder ſpannenden Handlung zu entwickeln. Abul Haſſan Ali Ebn Bekar iſt ein ziemlich aufdringlicher Schwätzer, der ſo gut wie nichts thut und gegen ſeinen Kollegen Figaro doch ganz erheblich in den Hintergrund tritt. — Dieſer Mangel des Buches dürfte gleichfalls einer durchſchlagenden Wirkung der Oper ſehr hinderlich ſein. Nichtsdeſtoweniger muß man es unſerer Intendanz Dank wiſſen, daß ſie, eine alte Schuld tilgend, uns den „Barbier von Bagdad“ nicht länger vorenthalten hat. Er verdient es vollauf, die Runde über alle deutſchen Bühnen zu machen, wo er zum mindeſten bei dem kunſtverſtändigeren Teile des Publikums ſeinem Meiſter die nachträgliche verdiente Anerkennung verſchaffen und vielleicht den weiteren Opern Peter Cornelius': „Der Cid“ und „Gunlöd“ den Weg bahnen wird.

Frankfurt a. M. Wilhelm Mayer.

Kritik.

Romane und Novellen.

Adolf Wilbrandt: Die Osterinsel. Roman. Stuttgart 1895. (J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Ein Epos vom Übergangsmenschen!

Dr. Helmut Adler hat nur für seine geliebte Frau Annamarie gelebt, sein Verkehr mit ihr machte seine ganze Philosophie aus. Nun sie ihm durch den Tod genommen, will er schier verzweifeln, sein innerer Halt ist ihm geraubt. Aber zu stolz zu „schwächlichem Desertieren" ringt er sich in der Nacht, da er seiner Gattin die Totenwache hält, durch zu einem neuen Ideal, einem Nietzsche'schen Übermenschen. Er will seinem toten Weibe ein bleibendes Denkmal setzen, indem er die Menschen zu diesem neuen Ideal allmählich erziehen will. Auf der Osterinsel im Stillen Ocean will er mit einer Auslese Gleichstrebender eine Kolonie gründen, um dort sich und seine Auserlesenen fernab vom Getriebe des „Mittelmuß" dem Ideal näher zu bringen. Um dieses Ideal jedoch, das er sich so schwer erkämpft hat, muß er weiter mit sich ringen, denn ganz ist der alte Adam in ihm doch noch nicht verzehrt; er klammert sich mit allen seinen Fähigkeiten an sein Ideal an, um nicht dem Wahnsinn zu verfallen. In diesem steten Kampfe reibt er sich auf. —

Um die Schilderung des Lebens und Strebens dieses Mannes gruppiert sich der übrige Inhalt des Romans. Meinem Empfinden nach ist aber hier die Komposition etwas zu locker. Der Zufall spielt wohl etwas zu arg hinein. Trotzdem hat mir das Buch viel Genuß bereitet, denn die einzelnen Episoden sind lebendig und eindringlich dargestellt und halten so für die Mängel der Komposition schadlos. Nur in Einem hat sich Wilbrandt vergriffen: das ist die Schilderung einer Sozialdemokraten-Versammlung in Gera oder Greiz zur Zeit des seligen Sozialistengesetzes. Ich glaube nicht, daß, zumal in unserm guten frommen Thüringen, eine Versammlung so stürmisch werden kann, ohne aufgelöst zu werden. Erst als man zu „Thätlichkeiten" überzugehen im Begriff ist, erklärt bei Wilbrandt der überwachende Beamte die Versammlung für aufgelöst, vermag aber eine Mißhandlung des Dr. Adler nicht zu verhindern. Das wirkt stark unwahrscheinlich; überhaupt ist die Schilderung der Sozialdemokratie, sowie das öftere Walten des Zufalls die Schwäche des Buches. Wer aber eine Romanlektüre liebt, die „Ewigkeitsperspektiven" eröffnet, mag Wilbrandts Osterinsel mit in seine Bücherei aufnehmen. H. Klepp.

Mannsleut. Westerwälder Bauerngeschichten. Von Wilhelm Schäfer-Dittmar. (Elberfeld: Verlag von Sam. Lucas.)

„Sie sind ja seit Mascagni sozusagen Mode bei uns geworden, die Geschichten aus dem italienischen Bauernleben, und auch ich würde gerne damit dienen, wenn ich nur „dagewesen" wäre. Da das leider nicht der Fall ist, muß es der Leser schon entschuldigen, wenn ich nur deutsche Bauern vorführe. Ich suchte zwar vergebens bei diesen nach Dolchen und gluthauchenden Augen, nach stolzklingenden Worten und malerischem Faltenwurf der Gewänder, aber ich fand so mancherlei, was zwar nicht so auffallend, vielleicht aber ein wenig wahrer und echter ist, und das habe ich versucht in diesen Geschichten festzuhalten." Mit diesen stolz-bescheidenen Worten kündigt der Verfasser sein Büchlein an, das eine Reihe trefflicher Studien nach dem Leben enthält. Man erwarte keine Dorfgeschichten à la Auerbach mit parfümierten Kuhställen und sentimental verzückten Bauerndirnlein; so was giebt es im Westerwald so wenig als im Schwarzwald oder in Oberbayern. Nein derb, klotzig, hölzern treten die Gestalten auf, teils beschränkt, teils durchtrieben schlau und pfiffig, aber doch mit

einer Fülle seiner individueller Züge ausgestattet, wie sie nur ein scharfer Beobachter so glücklich herausfinden und wiedergeben kann. Trotzdem Schäfer nicht idealisiert, sind seine Erzählungen doch durch und durch poetisch, weil er jenen seinen Sinn für das Allgemeinmenschliche besitzt, das bei seinen Bauern überall unter der rauhen Schale durchschimmert, und weil ihm ferner — was gerade bei solchen Schilderungen wesentlich ist — der Blick für den eigenartigen Humor unseres Volkes nicht mangelt, der dem deutschen Bauern sein Gepräge verleiht, wie die wilde Leidenschaftlichkeit dem italienischen das seine. Dieser Humor ist manchmal recht düster gefärbt, wie z. B. in der Geschichte: „Wie Hemerlings Peter sich aufhängte"; aber er verbreitet seinen Schimmer doch über die Gestalten des Dichters und macht sogar das Grausige künstlerisch erträglich. Jedenfalls sind die „Mannsleut" ein durch und durch gesundes Buch, und der Dichter soll ihnen nur bald eine Reihe „Weibsleut" folgen lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie „an ihren Nagelschuhen etwas Lehm in die gute Stube tragen". Die sechste der zehn Erzählungen: „In die Ehe", erschien im Novemberheft 1894 der „Gesellschaft".

H. M.

Annie Bock: Der Auserwählte (Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.) — Die Verfasserin ist vielleicht durch Mauthners „Lügenohr" zu den vier Novelletten angeregt worden. Jedenfalls genügt ein Vergleich mit dem genannten Werke, um zu zeigen, wie weit Frau Bock unter Mauthner geblieben ist. Das Wesen dieser halb satyrischen, halb phantastischen „Allegorieen" liegt ja in der Kürze, in der Schlagkraft der Pointe, in der Prägnanz der Fabel. Diese Art von Poesie ist überhaupt ganz dazu angethan, den Autor und die Leser über die poetische Begabung zu täuschen. Sie erfordert nichts als ein wenig Geschicklichkeit, Vorgänge des Menschenlebens auf einen phantastischen Hintergrund zu projizieren, ein wenig Geist, kluge und geklügelte Sächelchen in effektvolle Beleuchtung zu stellen und ein wenig Manier, die dann für Stil gelten soll. Alle diese Eigenschaften besitzt die Verfasserin. Aber man hat immer den Eindruck, als ob Frau Wilhelmine Buchholz oder Frau Jenny Treibel alles das im Notfall auch könnten.

J. M. Hofmiller.

Qualm. Studentenhumoreske von Richard Heine. (Dresden und Leipzig: E. Piersons Verlag.)

Eine Humoreske ohne Humor, in der die Liebschaft zweier Studenten zu einer Cigarrenverkäuferin geschildert wird. Die Freundschaft der beiden Musensöhne geht dabei natürlich in die Brüche, aber nicht auf lange; denn die Versöhnung tritt naturgemäß wieder ein, nachdem die Tabakfee mit einem dritten Jüngling verduftet ist und die Studenten derb ausgelacht hat. Die beiden Studiosen sind über das erlaubte Maß naiv, der eine, ein Mediziner nach dem Physikum, glaubt allen Ernstes, die angebetete Cigarrenverkäuferin müsse in einem Varietétheater, das sie mit beiden besucht, ein Glas Milch statt eines Glases Bier genießen, und Ähnliches mehr. Den breitesten Raum nimmt die Beschreibung eines Biergerichtes ein, dessen einzelne Vorgänge mit peinlicher Genauigkeit geschildert werden. Aber dem Leser geht es dabei, wie einem Nüchternen, der plötzlich in eine ganz und gar bezechte Gesellschaft gerät und nun nicht begreifen kann, wie sich die Leute über das dümmste und stumpfsinnigste Zeug so diebisch freuen können; er findet die ganze Sache abgeschmackt und macht, daß er fortkommt. Wir schließen uns dem Nüchternen an; denn es ist in der ganzen Geschichte doch nichts zu holen. Ja, wenn das Ganze geistreich dargestellt und die einzelnen Typen charakteristisch geschildert wären, dann könnte auch aus diesem Stoff etwas gemacht werden — Aber so . . .! — —

Jucundus.

Lyrik und Epos.

Ludwig Leſſen: Vignetten. (Leipzig, Dresden, Wien, Pierſons Verlag.) — Jedes der dreißig Gedichte dieſer Sammlung iſt intereſſant. Einzelne ſcheinen auf eine frühere Zeit zurückzugehen („Die Roſe im Buch", „Himmelsſchlüſſel"). Von deutſchen Dichtern ſteht er Dehmel, von franzöſiſchen Baudelaire am nächſten. „Il est un exemple de ces talents contournés, surmenés, tels que peut en former une civilisation vieille, analogue à ces terreaux brûlants qui produisent des fruits capiteux et malsains." Wir heben hervor die Böcklinſonelle, wie es uns überhaupt lebhaft intereſſiert hat, dieſen zügelloſen Poelen die gebundenſte Form der Poeſie mit ſoviel Geſchick behandeln zu ſehen. Die beiden Stücke in Proſa hätten wir lieber weggetaſſen: ſie ſind unplaſtiſch und unreif in der Form, inhaltlich unverdauter Nietzſche. Aber nochmals: Es iſt uns ein Vergnügen, dieſes ſtarke und originale Talent begrüßen zu können. J. M. H.

Hans Eſchelbach: Wilbwuchs. (Gedichte.) [Köln, bei Neubner.] — Wir ſind überzeugt, daß dieſer junge Mann die vortrefflichſten Charaktereigenſchaften beſitzt, er iſt von geradezu rührender Bravheit, ſeine Gefühle ſind ſehr gentlemantike, er kennt auch ſeinen Uhland, Lenau und Walther von der Vogelweid; mehrere der erzählenden Gedichte würden, von einem Oberprimaner verfaßt und gut vorgetragen, entſchieden bei jedem Schlußſeſſauditorium Effekt machen, — kurz — wenn wir eine junge Dame wären, würden wir ihn mit Vergnügen heiraten. Da er aber bereits verheiratet iſt, können wir uns nur lebhaft vorſtellen, wie ſeine junge Gattin ihren Freundinnen erzählt: „Denken Sie ſich, wie mein Männchen poetiſch iſt, heut hat er ſchon wieder zwei und ein halbes Gedicht gemacht." J. M. Hofmiller.

Waldemar Colell: Liebesleben deutſcher Mädchen. (Leipzig, Naumann.) — Eine ganz nette Parodie auf die „Gedichte", wie ſie irgend ein Backfiſchchen den jungfräulichen Blättern ſeines Tagebuches (in Leder gebunden, mit Schloß!!!) anvertrauen mag. Der ſüße Blödſinn, die holde Gedankenarmut, die Nähmaſchinenrhythmik und der zärtliche Giſelaſranſenaugenaufſchlag derartiger „Gebete einer Jungfrau" in Verſen iſt ganz gut kopiert. J. M. Hofmiller.

Die von R. v. Meerheimb begründete und „Pſychodramatik" getaufte Dichtungsform hat beſonders in der letzteren Zeit eine große Zahl von genießenden ſowohl, wie auch ausübenden Freunden gefunden. Zu ihren berufenſten Vertretern muß man nun auch Oskar Leuſchner und Wilhelm Becker zählen, die mitſammen einen Band „pſychodramatiſcher Dichtungen" bei Rühling & Güttner, Berlin 1895, herausgaben.

Die in dem Buche enthaltenen 14 Stücke reihen ſich faſt alle würdig den beſten Leiſtungen Meerheimbs an. Was an ihnen beſonders gefällt, das iſt das Fehlen jenes rührſeligen Pathos, das einem die Pſychodramen manch anderer verleidet. Hier herrſcht dagegen, und hauptſächlich in den humoriſtiſchen Nummern, ein friſcher, realiſtiſcher Zug, der ungemein wohlthut. Dieſe Dichtungen, von einem guten Recitator vorgetragen, müſſen einen durchſchlagenden Erfolg haben.

Karl Bienenſtein.

Johann Lewakter: Deutſche Volkslieder. In Niederheſſen aus dem Munde des Volkes geſammelt. (Hamburg, Fritzſche.) — Das Herz möchte einem bluten, wenn man in dieſer und in ähnlichen Sammlungen lieſt, welch ſchöne, einfache und volkstümliche Volkslieder einſt geſungen wurden, und wenn man dann an unſere modernen „Volkslieder" denkt, an den ordinären Blödſinn des „Grunewalb", an die gemeinen Zoten der „Vogelwieſe", an die Hundeſentimentalität der Operettencouplets: „Sei nicht bös", „Wie mei' Andl zwanzig Jahr", „Margarethe" u. ſ. w. Man ſollte wirklich die Aufführung ſolcher

geſchmackverderbender, jedes muſikaliſche Verſtändnis tötender Machwerke patzeilich hindern. Das wäre jedenfalls geſcheiter, als über Gerhart Hauptmann toszuziehen, wenn man nichts davon verſteht Nicht wahr, Herr von Koeller?

J. M. Haſmiller.

Der Cylinderhut. Sein Leben, ſeine Thaten und Leiden, geſchildert in Reim und Bild von Willy Oertel. (Leipzig, Verlag von Felix Siman.)

Wilhelm Buſch iſt der Meiſter, dem der Maler-Dichter dieſes heiteren und hübſch ausgeſtatteten Heftes nachſtrebt, ohne ihn zu erreichen. Karikaturen und Reime ſind oft verzwackt genug; aber ſie entbehren jener inneren Wahrhaftigkeit, die Buſchs Bildern und Verſen ihren ganz einzigen Charakter verleiht. Äußeres Nachmachen hilft da nicht. Wer gute Karikaturen zeichnen will, muß die richtigen Verhältniſſe des menſchlichen Körpers nach genauer ſtudiert haben als der Idealiſt, und wer wirkliche Buſchverſe machen will, ja, der muß eben auch ſo prächtige Proſa ſchreiben wie Buſch (ſiehe „Eduards Traum"), und die wunderbar dralligen Gedanken müſſen ihm einfallen.

Jucundus.

Dramen.

Cäſar Flaiſchlen: Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. (Berlin, F. Fontane & Co.)

Dieſe „fünf Scenen", wie der Dichter ſein Drama beſcheiden nennt, gehören zum Schönſten und Kraftvollſten, was ich in letzter Zeit geleſen habe. In dieſen Geſtalten pulſiert lebendiges Blut und in dem Hauptheiden, dem cand. theol. et phil. Hugo Imhof, und ſeinem Onkel, dem Pfarrer Gottlieb Theodor Biſinger aus Schwäbiſch Gmünden, ſteckt noch etwas mehr, nämlich Raſſe, unverfälſchtes, kerngeſundes Schwabentum. Das ſind zwei Hartköpfe, die da aneinander geraten, der jüngere als Vertreter der Neuzeit und ihrer freien Religionsauffaſſung und der ältere als Urtypus des Luther- und bibelgläubigen Theologen, der kein Jota nachlaſſen will von ſeinem Wort Gottes, und der vor der neuen Zeit mit ihrer Aufklärung einen Abſcheu und Widerwillen empfindet, wie vor dem leibhaftigen Satan, als deſſen Werk ſie ihm gilt. Und doch ſind beide ganz aus demſelben Holz geſchnitzt, der Onkel und der Neffe, und nur die Zeit und die Umgebung, in der ſie leben, hat ſie zu Gegnern gemacht. Beide halten mit der gleichen Zähigkeit feſt an ihrer Überzeugung und gehen ohne zu grübeln und zu deuteln bis zu den letzten Konſequenzen. Und zwiſchen dieſen beiden ſteht Frau Käte von Ohlen, die verwittwete Juſtizrätin, die Frau mit dem jungen Herzen und der modernen, vorurteilsloſen Lebensanſchauung — ein durchaus moderner Frauencharakter, und doch keineswegs eine Emanzipierte. Das Liebesverhältnis zwiſchen ihr und dem Kandidaten iſt — ſo kurios es einen auf den erſten Blick anmutet — bei näherem Zuſehen geradezu ein Meiſterſtück feinſter pſychologiſcher Beobachtung. Es kann mir nicht im entfernteſten einfallen, dieſes tiefe und tiefſinnige Stück in den paar Zeilen, die mir hier zur Verfügung ſtehen, auch nur flüchtig analyſieren zu wollen, und ich kann daher nur raten: Leſt es ſelber, alle die ihr Freude habt an kraftvollen Werken, an echter Männerkunſt. Denn dieſe „fünf Scenen" ſind nicht nur modern, lebenswahr und kraftvoll, — ſie ſind auch ſchön, im beſten Sinne des Wortes. Schon die geſunde, von aller Dekadenz- oder Symboliſtenkünſtelei durchaus freie Sprache des Dialogs muß einem Freude machen. So ſpricht nur ein ganzer Mann und ein helläugiger Dichter. H Merian.

Der Wunſch. Ein Märchenſpiel in Verſen von Rudolf Lothar. (Breslau: Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt vorm. S. Schottlaender.)

In prächtigen, klangvollen Verſen bewegt ſich das kurze, ſinnige Märchenſpiel. Dem von ſeinen Gläubigern hart bedrängten

Dichter Enzio leiht ein Perſer, der ſeine Kunſt bewundert, auf eine Stunde einen mächtigen Talisman, der ihm einen Wunſch, in den er all ſeine Wünſche einſchließen ſoll, gewähren möge. Zuerſt iſt der Dichter verſucht ſich Reichtum zu wünſchen; doch was helfen ihm die Schätze, wenn er ſeine Kunſt nicht hat, die ihm ihren Vollgenuß erſt ermöglicht. Der Theaterdirektor bringt ihm ſein Stück zurück, auf das er ſo große Hoffnung geſetzt. Soll er ihn mit dem Zauber zwingen, das Drama aufzuführen? Schon will er es thun, da überlegt er, daß das Stück nicht beſſer wird, wenn er ihm auch durch Zauberkraft einen Erfolg erzwingen könnte. Er zweifelt an ſeinem Können. Und dieſer Zweifel tritt ihm leibhaftig als Phantom des Helden ſeines Stückes entgegen:

Das Phantom:

Ein kraftlos Schemen ſteht vor Dir:
Die Welt, wie ſie Dein Drama ſpiegelt,
Ihr farblos Bild, verzerrt und ſchief.
Das Beſte, das Größte verſagteſt Du mir.
Mir fehlt des Willens Kraft und Ziel.
Du gabſt mir dafür der Wünſche viel.
— — — — — — — — — — —
Ich bin ein leeres Kleidungsſtück,
In dem Gedanken wie Motten ſtecken.

Des Dichters Freund Andrea tritt herein, der eben in den Krieg zieht. Er will ihn auffordern mitzukommen und in kühner That Befreiung zu ſuchen. Schon will er den Wunſch ausſprechen, der ihm Macht gewährt:

Kraft, die ſich zur That geſtaltet,
Iſt das Höchſte, was da waltet'
Nur ein Wort, und ich darf greifen
Nach dem goldnen Siegesreifen,
Und ich ſeh zu meinen Füßen
Mich die Heere jubelnd grüßen.

Doch er erkennt, daß der Kampf, den er auszufechten hat, in der eigenen Bruſt tobt, daß er nicht feige vor ſich ſelber fliehen darf, und er läßt den Freund ziehen. Des Freundes zurückgebliebene Braut, die ſchöne Nella, zu der er in Leidenſchaft entbrannt, könnte er durch den Zauber zur Liebe zwingen. Aber was iſt Liebe, die durch Zauber erzwungen?

„Verflucht der Kuß, den ich mir ſtehle'

So bleibt auch dieſer Wunſch unausgeſprochen, und die Stunde iſt verronnen — ungenützt.

Und doch nicht nutzlos; denn Enzio iſt zur Erkenntnis gelangt, daß ein Preis ohne Kampf wertlos ſei.

— — — Die Stunde ſchlug'
Sie wollt' mich verlocken zu argem Trug.
Sie wollte ohne Kampf und Streit
Mir ſchenken Glück und Seligkeit.
Die Stunde hat es mich gelehrt:
Der Kampf nur giebt dem Siege Wert.

Die anſpruchsloſe Dichtung erreicht nicht die Tiefe der früheren Arbeiten Lothars, von denen „Der Wert des Lebens" wohl am höchſten ſteht, aber ſie zeigt alle liebenswürdigen Eigenſchaften des Wiener Poeten, als deren treffliche Formſchönheit, lebendige Charakteriſierung der Geſtalten und ein eigenartiger Stimmungszauber gelten können. Lothar ſucht überall das ſpezifiſch Poetiſche zum Ausdruck zu bringen, wie Böcklin das ſpezifiſch Maleriſche. Das rein Stoffliche tritt dabei mehr in den Hintergrund. Beide überzeugen uns, ſelbſt wenn ſie uns die merkwürdigſten Märchen erzählen.

H. Merian.

Kains Tod. Dichtung von Martin Wagener. (Berlin, Verlag von Max Schildberger.)

Eine Allegorie, ihrer äußeren Form nach ein kleines Drama in Verſen. Kain iſt zugleich Ahasver und der Kapitaliſt der heutigen Zeit. Abel lebt weiter als Chriſtus und in unſeren Tagen als der Mann des vierten Standes. Adah, die Gattin Kains, iſt die Göttin der Dichtkunſt und der hohen Begeiſterung; Enoch, beider Sohn, der Dichter, in unſerem Falle Byron, der von ſeiner „Mutter" Adah am Schluſſe des Gedichts mit dem Lorbeer gekrönt wird. Es liegt in alldem der Keim einer großen und ſchönen Idee; aber auch nur der noch ganz unentwickelte und noch zu keiner Entfaltung gelangte Keim einer ſolchen. Der Dichter hat wohl den beſten Willen, aber er beſitzt nicht die Kraft, den Gedanken auszugeſtalten. So macht denn das kurze

Drama einen leeren und öden Eindruck; der Verstand folgt der Allegorie, das Herz aber wird nicht ergriffen durch die Dichtung. Zudem ist der Vergleich mit Byron gefährlich, denn dieser Kain ist nicht mehr der gewaltige Übermensch Byrons — er ist sehr, sehr alt geworden. Die Sprache ist was man „edel" nennt: farblos, ohne individuelles Gepräge. Die Verse sind glatt. Störend wirken die zahlreichen stummen e: versaget, verdammet, scheinet, schauet u. s. w. R. R.

Glückliche Menschen. Schauspiel in vier Aufzügen von Richard Fugmann. (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.)

Ich will nichts gegen die Naturheilkunde sagen, gegen nasse Packungen, kalte Güsse, vegetarianische Kost und wie die Segnungen alle heißen mögen. Das steht aber fest: ein poetisches oder gar dramatisches Motiv sind sie nicht. In dem Schauspiel Fugmanns treten auf: ein Künstler und Philanthrop, ein junger „vielseitiger" Künstler, eines Künstlers Frau, die den klangvollen Namen Athene führt, weitere Künstler, ein Naturarzt, Radfahrer, Luftschiffer, Eremit, Hirtenknabe, Arbeiter, Studenten, „besseres" Volk u. s. w. All diese Menschen reden unendlich lang und breit von der bekannten „Schönheit der Natur", von der Nützlichkeit kalter Umschläge und heißer Dampfbäder, von der Verderblichkeit des Alkohol- und Fleischgenusses und dergleichen mehr. Leider reden sie noch dazu in sehr holprigen Jamben, nur die Frau des armen Arbeiters und Alkoholisten bedient sich der Prosa, wahrscheinlich weil sie eben nicht zum „besseren" Volk gehört. Der Eremit betet, der Hirtenknabe singt:

> Ich bin ein lust'ger Hirtenknab',
> Heisa!
> Steig heiter von den Bergen ab,
> Heisa!

u. s. w. der Radler ruft „All Heil", der Naturarzt giebt weise Verordnungen im Stil der folgenden:

> Durst und Schweißausbruch sind gute Zeichen
> Der sich helfenden Natur und der Bäder.
> Ihre Müde wird sich bald belahnen.
> Wenn er verlangt, mag er nur weiter trinken
> Den Saft verdünnt von Preißelbeeren, Obst.
> Auch Brot und Früchte kann er zu sich nehmen,
> Wenn er darnach verlangt, auch Milch — kein Fleisch.
> Ein großes Übel ist der Fleischgenuß,
> Und ja auch kein Gewürz, nach Alkohol.
> Dampfbäder selbstverständlich weiter noch,
> Achten Sie genau aufs Thermometer

u. s. w. in ähnlichem poetischem Schwung. Vegetarianischen Speisehäusern und Restaurants ist das Drama zu empfehlen; um es zu genießen muß man eben wieder so weit zum Naturzustand zurückgekehrt sein, daß man Geschmack empfindet an — „reizloser Kost." R. R.

Hans Eschelbach: „Modern!" Drama in 5 Akten. Köln 1895. (Paul Neubner.) — Die ganze mißverstehende Wut eines braven Lehrers über das Moderne läßt sich in diesem Drama in Knalleffekten, teilweise sogar in schlechtverhehlten Jamben an den Nerven des armen Lesers aus. H. Klepp.

Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Johannes Lepsius. (Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung [W. Faber]).

Der Verfasser, der offenbar mit der jüdischen Legende und Mythologie nicht übel vertraut ist, hat sich zu seinem „Mysterium" einen gewaltigen Stoff ausgewählt: die Zerstörung Jerusalems. Er läßt auch eine Menge von Personen auftreten, Juden, Christen, Römer und sogar Mose und Elia, Asmaveth (der Tod) und die apokalyptischen Reiter müssen mitwirken. Aber leider fehlt der dramatische Nerv und so zerflattert das „Mysterium" in leere Allegorien. Trotzdem die Leute aus dem Volke zum Teil in einem etwas merkwürdigen Dialekt sprechen, und sich in derben Späßen ergehn — die offenbar an Shakespearesche Gestalten erinnern sollen — trotzdem der Verfasser bald Prosa, bald gereimte, bald Blankverse anwendet, hat das Ganze doch kein rechtes Leben. Es macht

den Eindruck einer richtigen Dilettantenarbeit. R. R.

Menschen, Handlung in einem Vorgang von Hugo Grothe. (Leipzig und Dresden. E. Pierson's Verlag.)

Hugo Grothe ist ein feinsinniger Lyriker. Zum Dramatiker scheint ihm aber die rechte Kraft zu fehlen. Schon der Titel der kleinen dramatischen Skizze — mehr ist die „Handlung in einem Vorgang" kaum — zeigt, daß der Dichter um jeden Preis „modern" sein möchte. Das wahrhaft Moderne liegt aber nicht in Äußerlichkeiten, sondern in der psychologischen Vertiefung der Charaktere. Was Grothe uns in den „Menschen" bietet, ist aber höchstens Pseudopsychologie, wie sie ein geschickter Schriftsteller nach dem Muster der die französischen Ehebruchstücke belebenden Phraseologie zusammenstellt und mit einigen den modernen deutschen Dramatikern entnommenen realistischen Schlaglichtern effektvoll aufputzt. Die Scenen sind nicht unlogisch und glatt durchgeführt. Zu packen aber vermögen sie nicht.

R. R.

Soziale Litteratur.

Dr. N. Reichesberg: Sozialismus und Anarchismus. (Siebert, Bern und Leipzig. 1895. 40 S.) — Es ist eine wahre Herzensfreude für den Kritiker, in der Sturmflut sozialer Broschüren einmal auf eine Schrift zu stoßen, die man aus vollster Überzeugung loben kann. Die Aufgabe, die sich der Verfasser (Dozent für Nat.-Ök. in Bern) gestellt hat, „den Sozialismus und den Anarchismus auf deren Inhalt und Wesen zu untersuchen, namentlich aber . . . das Verhältnis dieser beiden Doktrinen zu einander klar zu legen," hat er glänzend gelöst, ein Lob, was um so mehr sagen will, als einerseits das Buch trotz der enormen Komprimierung des Inhalts auf ein Minimum des Umfangs völlig umfassend, eingehend und allgemeinverständlich ist, andrerseits bei aller Liebe, mit der der Autor die in Frage stehenden Probleme behandelt, die peinlichste Objektivität und wissenschaftliche Unpersönlichkeit gewahrt wird. Wir empfehlen bei der herrschenden Verworrenheit der Schlagwort-Politik grade auch in gebildeten Kreisen und bei der Überfüllung des Büchermarktes mit einseitiger Parteilitteratur und wertlosen Hetzschriften jeglichen Kalibers allen, die sich — berufsmäßig oder dilettantisch — mit den sozialen Problemen der Gegenwart beschäftigen, die Lektüre dieser klaren und unparteiischen kleinen Broschüre.

Was unsere Arbeiter vom sozialdemokratischen Zukunftsstaate zu erwarten haben! In einem Zwiegespräch für jedermann verständlich nachgewiesen von W. Schwarze, Amtsgerichtsrat, Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses. — (Berlin, Heine. 30 Pfg. 40 S.) — Auch diesem Büchlein wünschen wir die weiteste Verbreitung. Es ist nicht nur wünschenswert, sondern bereits notwendig, daß unser deutsches Volk endlich einmal einsieht, was für hoffnungslose Böotier es sind, die im großen Phonographen zu Berlin die Geschicke des Zickzackkurses lenken. Besonders empfehlen wir es der sozialdemokratischen Parteileitung als Agitationsschrift (in Partieen von 500 Expl. nur 10 Pfg.!), sowie Arbeitervereinen zur Einverleibung in ihre Bibliothek, damit den Triariern des sozialen Kampfes der Humor nicht ausgehe.

H. Wilhelmi, Dompredigter zu Güstrow: Strike und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur sozialen Frage. (Güstrow, Opitz & Co. 1895. 106 S.)

Der Verfasser, einer aus der Gefolgschaft des ev.-sozialen Kongresses, ist ein ausgesprochener Gegner der Sozialdemokratie. Was ihn jedoch vor anderen dieses Titels auszeichnet — auch vor vielen der christlich sozialen Richtung —, das ist sein durchaus vorurteilsloses Verständnis der Arbeiterbewegung und sein unumwundenes Eintreten für den eigenmächtigen Eman-

zipationskampf des Proletariats. Er weiß, daß die Zeit des Patriarchalismus vorbei ist, daß zwischen Kapital und Arbeit ein unüberbrückbarer Interessen-Gegensatz besteht, daß eine Besserung der sozialen Zustände nur durch den wirtschaftlichen Klassenkampf, nicht durch heradlassende staatliche Palliativ-Mittelchen erreicht werden kann, und deshalb fordert er Anerkennung und Achtung für das Ringen des vierten Standes um Bildung, Ehre, Freiheit, politischen Einfluß und gebührenden Anteil an den Kulturgütern, — einen „Anblick von wahrlich nicht geringerer Erhabenheit als die Befreiungskämpfe des schweizerischen Hirtenvolks gegen die habsburgische Hausmacht", wie er es nennt. — Wissenschaftlich Neues bringt das Buch kaum; der Verfasser hat aus 99 vorhandenen Büchern ein hundertstes gemacht, zuweilen sind seine Worte so sehr nur noch der verbindende Text zwischen Citaten, daß man Absicht zu fühlen meint. Dennoch ist es kein überflüssiges Geschreibsel, denn es wendet sich an die Leute, die jene Bücher nicht lesen würden: die nicht kapitalistische Interessen-Politik treibenden, aber politisch und religiös vielfach reaktionär fühlenden Schichten des Beamtentums und ihm nahe stehender Kreise. Wenn es ihm gelingt, einen Teil dieser in ihrem traditionsseligen Kastengeist aufzurütteln und von der ethischen Berechtigung und historischen Notwendigkeit des Klassenkampfes zu überzeugen, wollen wir ihm seine, heute schon etwas deplacierten Brentanoschen Gewerkschaftsträumereien gern nachsehen.

Normannus: Im Namen der Gerechtigkeit! Kritik der Umsturzvorlage. (Berlin, Taendlert. 1895. 35 S. 0,50 Mk.)

Selten hat sich wohl im staatlichen Leben aus allen Schichten des Volkes und von allen Parteistandpunkten aus ein so einmütiger Protest gegen einen Gesetzentwurf der Regierung erhoben, selten die Macht der öffentlichen Meinung so energisch ihre Zähne gezeigt, wie beim Kampf um die Umsturzvorlage. Unter den speziellen Streitschriften gegen die drohende Gefahr nimmt vorliegende Broschüre eine besondere Stellung ein, insofern als sie die geplanten Änderungen des Gesetzes einmal am Maßstabe der Gerechtigkeit und des allgemeinen Rechtsgefühls mißt. „Diese Frage ist bisher noch nicht aufgeworfen worden. Es scheint wirklich, daß man meint, delikate Dinge unter Strafe stellen zu können, ohne der Gerechtigkeit ins Gesicht zu schlagen, wenn nur die formale Seite des gemeinen Rechtes erfüllt ist. Von diesem Gesichtspunkte aus unterzieht Verfasser die Vorlage einer vernichtenden Kritik, und brandmarkt sie als das Angstprodukt einer rücksichtslos um ihren augenblicklichen Vorteil besorgten Interessengruppe, die sich nicht entblödet, „das Recht zu einem Werkzeug der nackten Gewalt zu machen; . . . die Gerechtigkeit unter die Füße tritt und nicht mehr straft um des Verbrechens willen, sondern Verbrechen konstruiert, um strafen zu können". Die Broschüre gehört zu der Klasse von Streitschriften, welche nicht ratione cessante selbst ihren Daseinszweck verlieren, sondern eine dauernde kulturhistorische Bedeutung behalten werden als Material für Erkenntnis und Verständnis der heutigen Prinzipien des Regierens, die sie geißeln, und als Episoden des Freiheitkrieges, den in unseren Tagen das europäische Volk gegen den Alp seiner überlebten Bureaukratenherrschaft kämpft. — Dasselbe gilt — vielleicht in noch höherem Grade — von dem folgenden Buche:

A. von Boguslawski: „Volkampf, nicht Scheinkampf". Ein Wort zur politischen Lage im Innern. (Berlin, Liedel. 1895. 88 S. 1,50 Mk.)

Eine hochinteressante Schrift! Die elementaren Ausbrüche eines Urreaktionärs, der — natürlich ohne die geringsten Kenntnisse des praktischen Lebens wie der kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung — die zornigen Aufwallungen seines Herzens nicht mehr unterdrücken kann angesichts der furchtbar drohenden Gefahr

und der raſtloſen und furchtſamen Probierpolitik von oben. Aber kein materieller Intereſſenpolitiker à la Stumm iſt es, der hier das Wort führt, ſondern ein ehrlicher begeiſterter Kämpfer für Kaiſer und Reich, Thron und Altar, der, weltfremd aufgewachſen in den Mauern des Kadettenkorps und der Kaſinos, die Seele erfüllt von altadliger Tradition, das Univerſum durch die Brille ſeiner fromm-feudalen Klaſſen-Erziehung, ſeines nie veränderten Kaſten-Milieu in farbigem Lichte ſchillern ſieht, und abſolut nicht zu verſtehen oder nachzufühlen im Stande iſt, daß für irgend jemand die Welt anders ausſchauen könne. Wer einen Begriff bekommen will, wie ſich Gegenwart und Vergangenheit im Kopfe unſerer ideologiſchen Bourgeoiſie, will ſagen: in den Kreiſen des Grundadels, der Offiziere und Staatsbeamten wiederſpiegelt, der leſe dieſes Buch. Seine Auffaſſung der politiſchen Lage, ſeine ganze Weltanſchauung iſt *typiſch* für dieſe Schicht der Bevölkerung; wer ſie genauer kennt, der weiß, daß ſie in pleno jedes Wort dieſer Schrift unterſchreiben würde. Deshalb ſind auch ſeine Ausla ſſungen über Kunſt, Religion, Adel, Patriotismus ꝛc. ſo intereſſant. Ihr iſt die ganze ſoziale Bewegung „*einzig und allein* die Folge jener nichtswürdigen Hetzereien, wie ſie ſeit Jahrzehnten in unſerem Reiche ſtraflos ausgeübt werden", und ihre ultima ratio iſt: „Vor allen Dingen keine Nadelſtiche, . . . ſondern Keulenſchläge"; ſentimentalitätsloſes drutales Niedertreten von allem, was knurrt, ſo lange ſie noch den Säbel in der Fauſt haben". Darum zählt auch Bismarck in dieſen Kreiſen ſeine getreuſten und aufrichtigſten Verehrer, er verkörpert ihr Ideal eines Staatsmannes. Als vorläufige, „nur die Grundzüge" gebende Maßnahmen ſchlägt Boguslawski vor, *Vernichtung der Partei-Organiſation durch ein denkbar ſchärfſtes Ausnahme-Geſetz*: Verbot aller radikalen Bücher, Zeitungen, Vereine, Verſammlungen, der Demonſtrationen mit roten Fahnen und ähnliches, Deportation aller zu faſſenden Agitatoren und wegen ſtaatsgefährlicher Verbrechen Beſtrafter, Abſchaffung der politiſchen Gleichberechtigung, des geheimen — womöglich auch des allgemeinen — Wahlrechts, Errichtung einer ſtändiſchen Volksvertretung und eines feudalen Oberhauſes mit weitgehenden Rechten; zur Einführung alles deſſen eventuell Diktatur, am liebſten aber Provozierung des Bürgerkrieges: „Noch ſteht der Gigant, unſer Heer. Noch blinkt ſein Schild unentweiht. Noch können wir handeln!" —

Bei der Lektüre einer ſolchen Schrift fühlt man immer wieder die unüberbrückbare Kluft zwiſchen Vätern und Söhnen, das ganze Denken und Fühlen iſt ein anderes; darum könnten hier auch Geſetze keine Änderung ſchaffen. Um dieſen Hemmſchuh loszuwerden, müſſen wir uns in Geduld faſſen und warten, bis die alte Generation abgeſtorben iſt, bis dieſe, von der allzuſchnellen Entwicklung überholten Ruinen einer vergangenen Epoche auf natürlichem Wege Platz gemacht haben für die ſcheuklappenloſe Thätigkeit zeitreifer Gegenwartsmenſchen. Daß der Verſuch, unter ihnen Verſtändnis für die moderne Gedankenwelt zu erwecken, ausſichtslos iſt, hat die Erfahrung immer noch beſtätigt. Als Mahner zur Geduld und zum Rechnen mit den reellen Verhältniſſen ſei vorliegende Schrift allen hitzigen Stürmern und Drängern empfohlen. Heinz.

Enrico Ferri: „*Sozialismus und moderne Wiſſenſchaft.*" (Darwin — Spencer — Marx.) Überſetzt von Dr. H. *Kurella*. (Leipzig, Wigand. 1895. 169 S. 1,50 Mk.)

Vorliegendes Buch iſt ein in mehrfacher Hinſicht intereſſantes Symptom. Es zeugt erſtens von der magnetiſchen Gewalt, mit der die ſozialiſtiſche Idee alle Disciplinen menſchlicher Geiſtesthätigkeit in ſeine Beleuchtung nötigt und zur Stellungnahme zwingt, es giebt ferner ein Bild von dem eigentümlichen status der ita-

lienlichen ſozialiſtiſchen Bewegung, die — recht entgegengeſetzt unſern Verhältniſſen — bisiang ihre ſtärkſten Wurzeln gerade in den Kreiſen der Gebildeten und der Landbevölkerung hat. (Daher finden wir einmal den großen Einfluß, den die Ideen der Bodenreformer dort noch finden, andrerſeits eine öffentliche Solidarität der kopfarbeitenden Stände mit dem Proletariat, wie ſie bei uns nicht mögiich iſt; kein deutſcher Dozent könnte ſich, ohne das ſchlimmſte zu riskieren, wie Ferri offen als Sozialdemokrat bezeichnen und agitatoriſch bethätigen.) Des weiteren giebt es wieder einen Beweis von der eigentümiichen Weiſe geiſtiger Arbeit, die der Romane als Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaftiichkeit anſieht, und die uns, an den ſprichwörtlich gewordenen Bienenfleiß, die vorſichtige und eindringende Exaktheit, die trockne, komprimierte Darſtellung unſerer Profeſſoren gewöhnten Deutſchen ſo oft oberflächlich erſcheint. Ein deutſcher Profeſſor hätte ſchwerliich ein ſo offen radikales, keimesfalls aber ein ſo feuilletoniſtiſches Buch produziert. — Endiich iſt dies wiederum ein Zeichen, wie der Marxismus, ſeines nahen Sieges auf ſachlich-nationaiökonomiſchem Gebiet ſicher, nunmehr innerliich auszureifen und weiterzubauen beginnt, wie er namenliich mit ſeinem Genoſſen im geiſtigen Kampfe gegen die Reaktion: mit der auf Darwin und Spencer beruhenden modernen Weltanſchauung des Monismus und Evoiutionismus, Fühiung ſucht und ſich mit ihr zu einem einheitiichen Ganzen zu verſchmeizen anſchickt. Es iſt ein ſeltſamer Zufall, daß ein und dasſelbe Jahr, 1859, die drei revoiutionierendſten Geiſteswerke unſerer Zeit hervorgebracht hat: den „Triſtan", „The origin of species" und die „Kritik der politiſchen Ökonomie", nachdem kaum ein Jahr früher Spencers „First principles" erſchienen waren. Seitens der zünftigen Univerſitätswiſſenſchaft hat man eine Zeil iang verſucht, jene beiden Revoiutionäre gegen einander auszuſpieien; jetzt mehren ſich die Anzeichen, daß man im Gegenteii ihre Unirennbarkeit einzuſehen beginnt. Aus dieſer Entwickiungsphaſe ſtammt das Ferriſche Buch. Im erſten Teii: Darwinismus und Sozialismus, behandelt er die drei Probleme der menſchiichen Ungieichheit, des Kampfes ums Daſein in ſeinen verſchiedenen Formen der Kulturentwicklung, und des ariſtokratiſchen Seiektionsprinzips. (Die zweite Hälfte des Darwinismus: Abſtammungslehre und Transformismus, kommt hier nicht in Betracht.) Im zweiten Teii: Entwickiungsiehre und Sozialismus beſpricht er die Marx'ſche Anſchauung von der „beſtändigen, un begrenzten Variabiiität des wirtſchaftlichen Lebens", das Geſetz der konſtanten „Umkehr geſellſchaftlicher Einrichtungen zu primitiven Formen und Merkmalen" (hier ſpeziell der Rückkehr vom Privateigentum zum Kollektivismus) und das Geſetz, „daß jede neue Phaſe der . . . Entwicklung die weſentlichen Erſcheinungen der vorhergehenden Phaſen nicht zerſtört, ſondern ſie in allem Lebensfähigen . . . erhält und nur ihre perverſen oder pathoiogiſchen Erſcheinungen beſeitigt" (hier ſpeziell auf den Individualismus und die perſönliche Freiheit angewendet). Im dritten Teil: Soziologie und Sozialismus beleuchtet er endlich die — bisher leider viel zu wenig gewürdigte — Marx'ſche Geſchichtsphiloſophie des „ökonomiſchen Determinismus" in ihren beiden Prinzipien: der ſoziaien Dynamik, als der Lehre von der Bedingtheit des „ideologiſchen Überbaus" durch den Unterbau der wirtſchaftiichen Struktur und der ſoziaien Statik, ais der Theorie vom Klaſſenkampf. Das Buch ſchließt mit einer Darlegung und Kritik des Anarchismus ais eines die hiſtoriſche Entwicklung ignorierenden Utopismus; ein ſachwiſſenſchaftliches Werk darf man nicht in ihm ſuchen, wohl aber ein reiche Anregung über aktuelle Fragen bietendes allgemeinverſtändiiches Werk eines klaren und beſonnenen Sozialiſten.

Heinz.

Dr. Heinrich Herkner: „Die Arbeiterfrage. Eine Einführung.“ (Berlin, J. Guttentag, 1894.)

Das Buch zerfällt in drei Teile: einen hiſtoriſchen, enthaltend die ſoziale Geſchichte Frankreichs, Englands und Deutſchlands im letzten Jahrhundert; einen theoretiſchen, welcher die Arbeiterfrage „vom ſittlichen Standpunkte aus“ behandelt und eine Darſtellung des Liberalismus und Kommunismus giebt, und in einen praktiſchen, der ſich mit der „ſozialen Reform“ beſchäftigt, das Weſen des wirtſchaftlichen Fortſchritts darlegt und die Aufgaben beſpricht, die zur Beförderung desſelben den freien Organiſationen (Gewerkvereinen, freien Hilfskaſſen, Produktivaſſociationen ꝛc.) und dem Staat und der Gemeinde zufallen.

Der erſte Teil leidet unter einer einſeitigen Überſchätzung der engliſchen Verhältniſſe. Die vielgeprieſenen engliſchen Gewerkvereine haben nur für die qualifizierten Arbeiter Wert. Es beſtehen allerdings ſeit etwa ſieben Jahren auch Gewerkvereine unqualifizierter Arbeiter in England, doch haben dieſe bisher keine Erfolge erzielt. Je mehr aber die Maſchine die Induſtrie erobert, deſto mehr verſchwinden die qualifizierten Arbeiter und nehmen die unqualifizierten zu. Der unqualifizierte Arbeiter iſt es, der den Mittelpunkt der Arbeiterfrage bildet, nicht jene Elite der Arbeiterariſtokratie, die in den älteren engliſchen Gewerkvereinen ihre einſeitige und engherzige Standesvertretung hat. Herkner iſt der Meinung, daß die liberale Wirtſchaftsordnung, weit entfernt, ihrem Untergang zuzueilen, mit der Herſtellung der faktiſchen Freiheit des Arbeitsvertrages erſt zur rechten Entfaltung kommen werde; die Entwicklung der engliſchen Arbeiterverhältniſſe in den letzten zwei Jahrzehnten habe dieſe von Brentano vertretene Lehre beſtätigt. In Wirklichkeit iſt genau das Gegenteil der Fall. Auch die engliſchen Arbeiter ſehen immer mehr ein, daß das liberale Prinzip der Selbſthilfe die ſoziale Frage nie und nimmer zu löſen vermag, und in hellen Haufen ſind ſie, gerade in den letzten Jahren, in das Lager der Sozialdemokratie übergegangen. Eine völlige Umwälzung in den engliſchen Arbeiterverhältniſſen hat damit begonnen. Angeſichts dieſer Thatſachen von einer Beſtätigung der Lehren des Herrn Lujo Brentano zu ſprechen, iſt ſtark.

Ich weiß wohl, daß unſere „naturwiſſenſchaftliche“ Zeit philoſophiſchen Betrachtungen abgeneigt iſt. Der ſozialen Frage liegt aber ein ethiſches Problem zu Grunde, und wer an dieſe Frage wiſſenſchaftlich herantritt, der ſollte ſich zunächſt über ſein ethiſches Glaubensbekenntnis ausweiſen. Dieſer Anforderung wird von den modernen Nationalökonomen leider ſelten oder nie entſprochen. Es iſt daher höchſt anerkennenswert, daß Herkner es für nötig hielt, ſeinen praktiſchen Forderungen eine ſolche philoſophiſche Grundlage zu geben. Der moderne Sozialpolitiker hat die Wahl zwiſchen drei ethiſchen Grundrichtungen: der des Chriſtentums, die in ihren Konſequenzen zum Sozialismus, der des Nietzſcheanismus, die zum Individualismus, und der des modernen Materialismus, die zur Negierung jedes Moralprinzips führt. Herkner macht zwar dieſe Scheidung nicht, aber er geht, ſoweit es auf ſechzehn Seiten möglich iſt, auf einige der herrſchenden Richtungen ein und ſetzt ſich mit ihnen kritiſch auseinander. Daran ſchließen ſich dann Betrachtungen über die Grundgedanken des Liberalismus und Kommunismus. Das Reſultat iſt: Liberalismus und Kommunismus ſind gleich ungeeignet, die Annäherung an die idealen Ziele der menſchheitlichen Entwicklung zu bewirken. Der Liberalismus hat die Freiheit in zu abſtrakter, formaler Weiſe aufgefaßt und über ihr die Ausgleichung der ſozialen und ökonomiſchen Verhältniſſe vergeſſen; der Kommunismus wieder opfert die Freiheit den Idealen der Gleichheit und der ökonomiſchen Beglückung. Liberalismus und

Kommunismus sind in die Welt gekommen, nicht um zu erfüllen, sondern um vorzubereiten.

Der dritte Teil zeigt alle Vorzüge und Fehler der sozialreformatorischen Richtung. Scharfe Kritik der heute bestehenden Verhältnisse. Rücksichtslose Aufdeckung aller Schäden. Nichts wird verschwiegen und nichts bemäntelt. Das vorgebrachte Material ist unanfechtbar, und seine Gruppierung beweist stets, was sie beweisen soll. Ein wahrer Triumph der exakten Richtung Brentanoscher Schule, deren hervorragendster Vertreter Herkner zweifellos ist. Aber nun kommen die Folgerungen, die praktischen Forderungen — und da hat die Courage plötzlich ein Ende. Der Gelehrte, der unerbittliche Kritiker und furchtlose Apostel der Wahrheit dankt ab, und der „Staatsmann" betritt die Bühne. Hier kann ich Herkner beim besten Willen nicht mehr folgen. Sind die heutigen Zustände so, wie er sie schildert, dann sind die Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung nicht wert, auch nur einen Tag länger zu bestehen. Da giebt es nichts mehr zu reformieren und auszubessern: der alte Stiefel ist aufgebraucht, weg mit ihm. Jedes neue Flick an ihm giebt neue Hühneraugen —.

Das Buch ist angenehm zu lesen und kann daher jedem empfohlen werden, der sich ohne Anstrengung mit den für die Beurteilung der sozialen Frage wichtigsten Thatsachen vertraut machen will. Daß es den Brentanoschen Lehren neue Anhänger werden wird, glaube ich nicht.

Dr. Tobias Knopp.

Vermischte Schriften.

Französische Reiseskizzen von Heinrich Pudor. Mit fünf Bildern und einer Karte. (Selbstverlag des Verfassers.)

Das Buch enthält zuerst die Schilderung einer Riviera-Reise. Dann folgt eine Reise von Newhaven-Dieppe über Amiens, Douai, Valenciennes nach Brüssel. Den größten Teil des Buches nimmt eine Zweiradreise von München nach Paris, Havre, Trouville und von da nach den Kanalinseln ein. Letztere werden ziemlich genau beschrieben. Doch hält sich der Verfasser mehr an die Schilderung von Äußerlichkeiten und es will ihm nicht recht gelingen, ein iedendiges Bild von Land und Leuten zu entwerfen. Es ist in dem Buche wohl viel von „Temperament" die Rede, aber leider nicht viel davon zu spüren. Es wird alles, was der Autor that und sah, mögiichst genau aufgezählt; aber der rechte Schwung fehlt und die wahre Begeisterung, die das Geschaute vor dem Leser wieder neu erstehen lassen kann. R. R.

Privat-Brevier Goethe'scher Aussprüche von H. Siegfried. (München; Carl Rupprechts Vertag.)

Dieses Büchlein, das sich schon durch seinen äußerst geschmackvollen Empire-Einband, durch schönes Papier und sorgfältigen Druck dem Beschauer als ein kleines Kunstwerk des modernen Buchgewerbes empfiehlt, enthält eine sehr schöne Auswahl bekannter und weniger bekannter Aussprüche des großen Olympiers. Das Material ist in vier Abteilungen eingeordnet: Leben, Kunst und Künstler, Gott und Religion, Natur. Die Sammlung war ursprünglich nur zum eigenen Gebrauch und ohne den Gedanken an eine Veröffentlichung angelegt worden, sie ist also ganz nach individuellem Empfinden zusammengestellt, als ein Merk- und Erinnerungsbüchlein, das, wie der Herausgeber in der Vorrede erwähnt, keinen andern Anspruch erhebt als den: da und dort einen Freund zu finden, der sie so lieb gewinnt wie der Sammler und der Empfänger des geschriebenen Originals.

H. M.

Corpsstudentische Betrachtungen von einem jüngeren A. H. (Cassel, Verlag von Th. G. Fischer & Co.)

Dieser jüngere „alte Herr" hat sehr vernünftige Ansichten und spricht sie unumwunden aus. Vor allem wendet er

ſich gegen die Verknöcherung des Corpsweſens in langweiligem und geiſtloſem Formelkram. Er geißelt die troſtloſe Geiſtesöde der offiziellen Kneipe und wendet ſich gegen den Übelſtand, daß das Corps ſeine Aktiven völlig iſoliert und von der übrigen ſtudierenden oder nicht ſtudierenden Welt abſchneidet. Er zeigt, daß dem Aktiven, der thatſächlich höchſtens vier Stunden täglich frei über ſich verfügen kann, der Kollegiendeſuch — alſo die eigentliche Ausübung des ſtudentiſchen Berufes — unmöglich gemacht wird. Schließlich deckt er auch — und zwar als Anhänger des Menſurſportes — die auf dem Fechtboden in den letzten 10 bis 20 Jahren eingeriſſenen Übelſtände auf (die unnatürliche hohe Auslage, die Breitſtellung des Körpers ꝛc.). Der Verfaſſer möchte das Corpsweſen regenerieren, verjüngen, damit es nicht von der neuen Zeit hinweggefegt werde. Er wird in den Wind predigen; denn ein Organismus, in dem der Verkalkungs- und Verknöcherungsprozeß ſchon ſo weit fortgeſchritten iſt, muß dem natürlichen Tode verfallen und läßt ſich durch ſchöne Worte nicht mehr retten. Das zwanzigſte Jahrhundert wird mit anderen Verſteinerungen auch die Corps zum Kulturſchutt werfen.

K. S.

Dr. Paul Wigand: Die Erde der Mittelpunkt der Welt. Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens. (Stuttgart, Belſer.) — Der Standpunkt des Verfaſſers iſt nicht der unſere; aber von dieſem ſeinem Standpunkt aus hat er das Thema mit Wärme, Verſtändnis, Kenntnis und, was uns ſo ungemein wohlgethan hat, in einem guten, klaren und anmutenden Deutſch behandelt. I. M. H.

Graf Paul von Hoensbroech: Ultramontane Leiſtungen. I. Ultramontanismus und Sozialdemokratie. II. Die Wunderberichte des Biſchofs von Trier. (Berlin, Walther.) — Der erſte Aufſatz verbreitet ſich über Belgien, dieſes Eldorado der Klöſter und Anarchiſten. Ich vermute, daß wir in nächſter Zeit in Süddeutſchland ähnliche Erſcheinungen werden konſtatieren müſſen. Daß die „Rettung der Sozialdemokratie“ durch die Ultramontanen eitel Geflunker iſt, war bekannt; doch haben uns die Zahlen für Belgien wirklich überraſcht und amüſiert. Der zweite Aufſatz intereſſierte uns nicht. Überhaupt möchten wir Herrn Hoensbroech zu bedenken geben, ob er denn glaubt, daß er einen Fortſchritt gemacht habe, wenn er ſtatt in die „Stimmen aus Maria-Laach“ in die „Preußiſchen Jahrbücher“ ſchreibt? Wir haben überhaupt in dem Austritt des Herrn Hoensbroech aus dem Jeſuitenorden noch nie etwas merkwürdiges entdecken können. Daß ein preußiſcher Junker auch ein Junker bleibt, daß irgendwann einmal doch ſeine junkerlichen Inſtinkte die Oberhand gewinnen — das wußten wir bereits und einer Illuſtration dieſes Axioms durch Herrn Hoensbroech bedurften wir nicht. Ernſthafte Ultramontane haben auch längſt aufgehört, ſich mit ihm zu befaſſen. „Plus cela change, plus c'est la même chose.“ Die Schreibereien des Herrn Hoensbroech vor ſeinem Austritt intereſſierten uns wenig, die nach ſeinem Austritt noch weniger. Ein Raiſonneur, der nicht ſeine Gedanken zu Ende denken kann, iſt uns widerwärtig. J. M. Hofmiller.

Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge. (Herausgegeben von Virchow u. Wattenbach. Hamburg. Verlagsanſtalt, A.-G.)

Heft 201: Nover, Die Fauſtſage und ihre poetiſche Geſtaltung.

Heft 204: Thuemmel: Über die ſüdſlaviſche Guſlarenepik.

Heft 208: Bender: Luiſe von François.

Heft 211: Marx: Der dichteriſche Entwicklungsgang Shakeſpeares.

Eine Kritik dieſer Hefte erſcheint uns überflüſſig, da die Namen der Herausgeber für die Solidität der einzelnen Arbeiten bürgen. Beſonders gefreut hat uns die Schrift Thuemmels. Daß die Verfaſſer nicht ſo ins Einzelne gehen können, wie

wirs manchmal gerne gesehen hätten, findet seinen Grund in den Zielen der Sammlung. J. M. H.

Bilderatlas zur deutschen Geschichte. Zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Paul Knötel. (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing.)

Unsere Zeit verwendet mit Recht große Sorgfalt auf die Herstellung passender Lehrmittel. Auch der genannte Bilderatlas ist ein solches. Er ist hauptsächlich für die Hand des Schülers bestimmt, dem durch die bildliche Vorführung von Monumenten, Städteansichten, Porträts u. s. w. das im Geschichtsunterricht Gelernte veranschaulicht werden soll. Die Auswahl der Bilder, die mit der lateranischen Statue des Germanicus beginnen und mit der Ansicht von Helgoland und dem neuen Reichstagsgebäude in Berlin schließen, ist eine recht glückliche. Die kurzgefaßten Erklärungen unter den Bildern wollen nicht nur Fremdartiges in Bezug auf Tracht, Stil ꝛc. erläutern, sondern den Beschauer auch auf einzelne interessante Züge der Bilder und Monumente hinweisen und ihn so zum Sehen erziehen. Die Ausführung der Bilder ist tadellos. N. N.

Englische Litteratur.

Vor allem muß ich nachträglich noch zwei Gedichtbände erwähnen, die Ende vorigen Jahres erschienen sind und berechtigtes Aufsehen erregten. Es sind: „Odes, and Other Poems" von William Watson (London: John Lane) und „Ballads and Songs" von John Davidson (ebenda). Watson ist ein Formkünstler ersten Ranges. Er schlägt nicht eigentlich neue Töne an, sondern kann als Schüler von Tennyson und Wordsworth bezeichnet werden, aber eben deshalb ist er in England beliebt, und so sind denn auch viele der in den „Oden und anderen Gedichten" enthaltenen Stücke vorher in vielgelesenen Zeitschriften wie Spectator, Daily Chronicle u. s. w. erschienen. Deshalb darf man aber nicht glauben, daß die Lyrik Watsons sich mit den Verskünsten vergleichen lasse, die ab und zu deutsche Familienblätter schmücken. Damit würde man dem englischen Lyriker Unrecht thun, der stets einen tieferen Gedankengehalt anstrebt. Aber seine Verse stürmen nicht leidenschaftlich einher, sondern bewegen sich in würdigem, gemessenem Schritt und mit sinnend gesenktem Haupte. — Ganz anders John Davidson in seinen „Balladen und Gesängen". Mr. Davidson ist ein Stürmer und Dränger. Er besitzt Kraft und Begeisterung und große Originalität. Seine Verse sind melodisch, selbst wenn sie ans Groteske streifen, vor allem aber vollkräftig und lebendig. Der Dichter scheut vor nichts zurück, er faßt die gewagtesten Stoffe an und verkündet mit lauter Stimme das Evangelium der Sinnlichkeit. Am wildesten offenbart sich diese Tendenz in der „Ballade von einer Nonne". Eine Nonne, die Pförtnerin ihres Klosters, die zehn Jahre lang ein reines, gottergebenes und asketisches Leben geführt, wird plötzlich von einem Drange nach wilder, ungemessener Sinnlichkeit erfaßt, von einer Art unbezähmbarer, tierischer Brunst. Ihrer selbst nicht mehr Herr, verläßt sie ihren Posten, entweicht halbnackt aus dem Kloster und flieht nach der Stadt, wo sie sich dem Ersten Besten in die Arme wirft mit dem Ruf: „Ich bring dir meine Jungfräulichkeit." Der Fremde verschmäht die Gabe nicht, und es folgt eine Zeit rasenden Liebesgenusses. Endlich kehrt sie wieder nach ihrem Kloster zurück, um Mitternacht, abgemagert und halb verhungert, wie eine Wölfin, und verlangt lebendig eingemauert zu werden. Aber nun zeigt es sich, daß Gott die Jungfrau Maria herabgesandt hatte, um ihre Stelle einzunehmen, während sie ihr Gelübde brach, damit man sie im Kloster nicht vermisse. Und so fährt sie denn nach ihrer Rückkehr fort, dem Kloster als Pförtnerin zu dienen, wie zuvor. Ja die Mutter Gottes sagt ihr beim Abschied:

„You are sister to the mountains now,
And sister to the day and night;
Sister to God."

Das iſt allerdings ſtark, und die engliſche Kritik hat ſich zum Teil ſehr entrüſtet über dieſe Heiligſprechung des Laſters ausgeſprochen — denn die Nonne bereut ja ihren Fehltritt nicht. Wenn man näher zuſieht, iſt dieſe Entrüſtung allerdings ungerechtfertigt; denn die Nonne handelt unter einem Zwang, ja ſogar unter einem krankhaften Zwang, der eine freie Selbſtbeſtimmung und ſamit die moraliſche Verantwortlichkeit ausſchließt. Ferner will aber der Dichter — nicht etwa das Laſter und die ungezügelte Sinnenbrunſt kanoniſieren, ſondern nur darthun, daß der van Gott ſelbſt erſchaffene und durch den Zwang einer ſinnloſen Askeſe gewaltſam zurückgedrängte Naturtrieb ſeine Schranken brechen muß, und daß dieſes Durchbrechen der unnatürlichen, nur auf Menſchenſatzung beruhenden Schranken nicht Sünde ſein kann. Darum nennt die Jungfrau Maria die Nonne nach dem Fall eine „Schweſter der Berge", eine „Schweſter van Tag und Nacht", weil ſie nun eins iſt mit der Natur. Und da der Dichter die Natur gleich Gott ſetzt, ſo iſt ſie auch „eine Schweſter Gottes". Der Dichter will alſo keineswegs eine Frivolität ausſprechen, ſondern einen tiefen poetiſchen Gedanken, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Einkleidung dieſes Gedankens in die chriſtliche Legende und die Idee, die Madonna zur Verkünderin dieſes Gedankens zu machen, ſtark barock iſt. Das iſt aber eben das Bezeichnende für Davidſons Schaffen: Er ſucht den Raſſettiſchen Präraphaelitismus mit der mittelalterlichen Romantik, der gaeliſchen Volkspik und dem modernen Ideengehalt zu einer Einheit zu verſchmelzen; daß dieſe ſo verſchiedenen Richtungen ſich nicht amalgamieren laſſen, iſt natürlich, und darin liegt Davidſons Schwäche, das Unvergorene und Unausgeglichene ſeiner Dichtungen. Trotz allem aber iſt ein ſolches unfertiges und unabgeklärtes Buch reicher an Schönheiten und Anregungen, als manches „ausgereifte" und „ausgeglichene" Durchſchnittswerk.

Jüngſt hat Davidſon auch einen ganz grotesken Proſaband veröffentlicht, der den langen Titel führt: „A Full and True Account of the Wonderful Mission of Earl Lavender, which Lasted One Night and One Day: with a History af the Pursuit of Earl Lavender and Lord Brumm by Mrs. Scamler and Maud Emblem" und bei Ward & Downey erſchienen iſt. Unter welches Genre man dieſes tolle Buch einreihen ſoll, iſt ſehr ſchwer zu ſagen. Es iſt keine Humareske, es iſt keine Satire, es iſt einfach eine ganz unmögliche Geſchichte, deren komiſche Wirkung zum Teil eben in ihrer Unmöglichkeit liegt. Sie gemahnt uns an jene engliſchen Grotesk-Tänze, die weder ſchön noch eigentlich komiſch ſind, und die ihre Wirkung doch niemals verfehlen. Der Held der Geſchichte, Graf Lavender, iſt eine Art von Don Quixote — doch hat er nichts van der Erhabenheit und Weisheit des edlen Junkers van La Mancha, und ſeine Verrücktheit iſt mehr ſpleeniger Natur. Er iſt erſt kurze Zeit mit einer reizenden jungen Dame verheiratet. In der Ehe werden ſonſt die Leute vernünftig. Nicht ſo Graf Lavender, er hält ſich für den Mann, der am beſten in die Welt paßt, aber auch für den Apoſtel und Verkünder einer neuen Lehre, der Lehre van der Evolution oder Entwicklung, die ſeiner Meinung nach das ganze ſoziale Leben umgeſtalten müſſe. Unter dieſer „Entwicklungslehre" darf man aber nicht etwa etwas Ähnliches wie den Darwinismus oder den Haeckelismus verſtehen, es iſt vielmehr die Meinung, daß man fröhlich in den Tag hineinleben dürfe und die Sachen nur gehen zu laſſen brauche, daß ſich alles ſchon van ſelbſt zum beſten „entwickeln" werde, eben für den, der an die Wunderkraft der evolution glaubt. Dieſe Theorie iſt ſehr hübſch und bequem, ſie muß aber in der

Praxis ihre Anhänger beſtändig in Konflikt mit der Polizei bringen. — So zieht denn Graf Lavender in Begleitung ſeines allerdings erſt halb bekehrten Anhängers, des Lord Brumm, aus, ohne einen Groſchen Geld in der Taſche, um ſein Evangelium zu verkünden. Sie gehen in ein feines Reſtaurant, ſpeiſen und laſſen die evolution für Bezahlung ſorgen. Und wirklich die „Entwicklung“ naht in der Geſtalt eines Zeitungsſchreibers, der die Zeche bezahlt. Sie fahren in einem Cap nach dem Cirkus, der Kutſcher mag ſich von der evolution bezahlen laſſen oder warten bis er ſchwarz wird. Nach dem Cirkus begeben ſie ſich ins Café Benvenuto, um auf dieſelbe angenehme Weiſe zu ſoupieren. Dem guten Lord Brumm wird die Sache zwar etwas unheimlich, aber Graf Lavender hält ihm eine Moralpredigt nach ſeiner Façon:

„Nichts verdrießt die „Evolution“ mehr, mein lieber Brumm,“ ſagte er, „als halber Glaube. Wir dürfen uns nicht zur Annahme verleiten laſſen, daß es für die „Evolution“ leichter ſei, die Koſten einer Schüſſel Maccaroni als die eines Soupers von vier Gängen zu beſtreiten.“ Das Souper wird verzehrt, die Herren wollen aufbrechen und der Kellner verlangt Begleichung der Zeche und will ſich nicht auf die Evolution vertröſten laſſen. Eine hübſche Dame erlöſt die beiden merkwürdigen Cavaliere aus ihrer fataien Situation und ſchleppt ſie mit ſich nach Hauſe, wo ſich dann eine ganz tolle Prügelſcene mit Damen abſpielt. Schließlich wird dem Grafen Lavender gedroht, man wolle ihn nackt auf die Straße ſetzen. Dieſer Gedanke imponiert ihm ſo, daß er beſchließt, mit ſeinem getreuen Brumm aus eigenem Antrieb um die Mittagszeit einen Spaziergang durch London zu machen, im adamitiſchen Koſtüm; auch Brumm geht unbekleidet, trägt aber eine Tafel vor der Bruſt und eine auf dem Rücken als „Sandwishman“. Daraus entſtehen wieder die tollſten Abenteuer. Trotz der Unmöglichkeit und Verrücktheit des Ganzen kommt man doch nicht aus dem Lachen heraus, denn alles iſt äußerſt drollig erzählt. Von einer zwiſchen den Zeilen all dieſes tollen Zeugs etwa verborgenen tieferen Idee habe ich allerdings nichts entdecken können und ich wäre in größter Verlegenheit, wenn ich irgend einen verborgenen Symbolismus aus all dieſen verrückten und lächerlichen Begebenheiten herausklauben ſollte.

Neue Romane oder „Novels“, wie der Engländer ſagt, erſcheinen unendlich viele. Aus dieſem Flockengeſtiebe von bedrucktem Papier ſeien nur einzelne Blätter feſtgehalten:

John Ferrars, der früher Feenmärchen ſchrieb, bringt einen Roman „The Maid of Havodwen“ (Digby, Long & Co.), in dem es ebenſo ſeenhaft, das heißt unmöglich zugeht, wie in einer Zauberpoſſe. Da läßt ſich eine junge Dame um Mitternacht davonſchleppen, um bei einer Trauung die Stellvertreterin der Braut zu ſpielen, nur um einem jungen Manne gefällig zu ſein, den ſie erſt ein einziges Mal geſehn; oder ein alter Mann läuft fort, ohne jemand ein Sterbenswörtchen zu ſagen, treibt ſich drei Jahre in den Goldfeldern Auſtraliens herum, und kommt dann ebenſo zufällig und ſelbſtverſtändlich wieder nach Hauſe, wie er fortging, und ſo weiter. Der Autor wirft mit ſeinen Perſonen herum wie der Jongleur mit ſeinen Bällen. — Miß E. B. Bayley, die Verfaſſerin von „Jonathan Merle“, erſcheint mit einem Temperenz-Roman, „Zachary Brough's Venture“ betitelt (Jarrold & Sons), in welchem ſie den Beweis zu erbringen ſucht, daß ein Trunkenbold, ſelbſt ſchon im vorgeſchritteneren Stadium, noch zu retten und ſeinem Laſter völlig zu entreißen ſei. Wir wollen mit der Verfaſſerin über die „Möglichkeit“ des Falles nicht rechten. Jedenfalls ſind ſolche Rettungen ſelten, doch mögen ſie in einzelnen Fällen immerhin vorkommen. Das Buch iſt ſorgfältig geſchrieben und zeugt von geübter Beobachtung; auch die künſtleriſche Kompoſition geht über das Niveau

einer ſogenannten Tendenzſchrift hinaus. — An dem Roman „The Devil's Playground“ von John Mackie (Fiſher Unwin) iſt nichts Teufliſches als der Titel. Die Geſchichte ſpielt im wilden Nordweſten von Kanada, iſt aber im Grunde nur eine einfache Familien- und Liebesgeſchichte, die ebenſogut in England oder in Deutſchland vor ſich gehen könnte. Am Ende kriechen ſie ſich.

Horace Annesley Vachell entwickelt in ſeinem Roman „The Model of Christian Gay“ (London: Richard Bentley & Son) ein hübſches Erzählertalent. Er bezeichnet ſein Buch als „a study of certain phases of life in California“, und in der That ſind die Bilder aus dem kaliforniſchen Leben das Anziehendſte darin. Sie verraten eine eingehende Kenntnis von Land und Leuten und eine ſcharfe Beobachtungsgabe. — Ein guter und im modernen Geiſt geſchriebener realiſtiſcher Roman iſt „Olympia's Journal“ von W. S. Hoinut (London, George Bell & Sons). Es iſt die dornenvolle Geſchichte eines jungen Mädchens, das ſich der Litteratur widmen will. Die Ratſchläge, die ſie von einem jungen litterariſchen Freunde einholt, der ſelber bereits auf dem beſten Wege zum Erfolge iſt, können von jungen Litteraten wohl beherzigt werden; die Erfahrungen aber, die Olympia machen muß, können eher als warnendes Beiſpiel dienen. Das Buch iſt friſch und originell geſchrieben.

Atbert D. Vandams „Mystery of the Patrician Club“ (bei Chapman & Hall) iſt eine regelrechte Kriminalgeſchichte, die ihre Wirkung auf den Liebhaber derartiger Lektüre nicht verfehlen wird, weil der Verfaſſer ſeinen „Fall“ — die Ermordung eines Club-Kellners durch ein Mitglied des Clubs — mit außerordentlichem Scharfſinn behandelt und die ganze Kunſt eines virtuoſen Detektives in ſeiner Erzählung entfaltet. —

„Roman Gossip“ von Frances Eiliot (London: John Murray) iſt ein ſehr unterhaltendes Buch, wenn man es auch für nichts anderes nehmen darf, als eben für „Klatſch“, wie der Titel beſagt. Miß Elliot weiß aber dieſen römiſchen Klatſch ſehr gefällig vorzubringen und nicht ohne Schalkhaftigkeit. Allzuſehr durch die kritiſche Brille darf man die erzählten Hiſtörchen allerdings nicht betrachten, denn Miß Elliot nimmt eben ihren Stoff, wo ſie ihn findet, aber ſie behandelt ihn mit dem Freimut einer Dame, die ſich viel in der Welt umgeſehen hat. Sehr intereſſant ſind die Kapitel über die Päpſte Pius IX. und und Leo XIII., über Antonelli und Garibaldi. Beſonders Pio nono iſt vorzüglich geſchildert, und die Autorin läßt Streiflichter auf alle Phaſen ſeines wechſelvollen Lebens fallen. Wir ſehen ihn als flotten Offizier der guardia nobile, als jungen Prieſter, als Biſchof, als freiſinnigen Papſt, als Spielball eines Antonelli und der Jeſuiten und ſchließlich als Gefangenen des Vatikans und unverſöhnlichen Feind des geeinigten Italiens. Auch der napoleoniſche Klatſch kommt zur Geltung, wenn die Darſtellung hier auch weniger lebendig iſt. Doch gelingt es ihr auch hier, ein paar unbekannte Hiſtörchen auszugraben. Hier eine Anekdote, auf die ich Spiritiſten und Okkultiſten aufmerkſam machen möchte: Napoleon ſtarb auf St. Helena am 5. Mai 1821 bei Sonnenuntergang. Am ſelben Tage, ebenfalls bei Sonnenuntergang, meldete ſich ein Fremder im Palazzo Buonaparte in Rom und verlangte Madame Mère (die Mutter Napoleons) dringend zu ſprechen. „Haben Sie um eine Audienz gebeten?“ fragt der Thürſteher. „Madame empfängt keinen Unbekannten.“ Der Fremde verneint, beſteht aber darauf, die alte Dame ſofort ſprechen zu müſſen. Seine Art war ſo ernſt und gemeſſen, daß der Portier ihn hinaufführen und melden mußte, und kurz darauf ſtand er vor der Mutter des Kaiſers und ſagt feierlich: „Während ich mit Ihnen ſpreche, wird der Kaiſer von ſeinen Leiden erlöſt; er iſt tot. Küſſen Sie das Bild des Gekreuzigten.“ Damit reichte er ihr das Kruzifix und ging von dannen. Erſt

zehn Wochen ſpäter langte von St. Heiena die Botſchoſt on, daß Napoieon zur ſeiben Stunde geſtorben ſei. — Ein engiiſcher Kritiker meint nicht mit Unrecht, daß ſich der Geiſt doch in der Zeit geirrt habe; aber damals konnte man von ſoichen übernatürliichen Erſcheinungen noch nicht veriongen, doß ſie die geographiſche Breite und den ſich daraus ergebenden Zeitunterſchied für die verſchiedenen Stellen des Giobus in Rechnung zögen.

Auch Englond hat ſeine naturoliſtiſchen Dromotiker und — es iſt ja heutzutage die logiſche Folge davon — ſeine Poilzeiverbote für die Aufführung ihrer Dramen. So wurde die öffentliche Darſtellung eines kleinen noturollſtiſchen Dramos von Wiliiom Heinemonn verboten, das ſich „The First Step“ betitelt und bei John Lone in ſplendider Ausſtattung erſchien. Der Autor, der unſtreitig unter dem Einſtuß Zolas, Ibſens und der modernen Reoliſten ſteht, behandeit in dem „Erſten Schritt“ die Verführungsgeſchichte eines jungen Mädchens, das von ihrem natürlichen Beſchützer an einen Wüſtling ausgeliefert wird. Erſterer iſt letzterem ſtork verſchuldet, und ſo hat dieſer Machl über den an und für ſich ſchon zum Böſen neigenden Charakter gewonnen. Die Engiänder ſind bekanntlich ein ſehr prüdes Volk; und doch hot ein Teil der Kritik dem Autor Gerechtigkeit widerfahren laſſen und dos Aufführungsverbot verurtelit. Ein ongeſehenes Blatt verglelcht das kleine Droma nicht ungeſchickt mit einem Hogarthſchen Kupferſtich, der auch abſtoßende Vorgänge ſchildere, deswegen aber dennoch ein Kunſtwerk ſei.

Hier ſelen auch noch einige Überſetzungen erwähnt, die beſonders das deutſche Pubiikum intereſſieren:

Eine ſehr ſchöne Auswahl deutſcher Lyrik in engiiſchen Übertragungen hat Madame Kate Freiligrath-Kroeker, die Tochter des Dichters Freiligrath, veranſtaitet. Die zum Teii recht ſchönen und wohlgelungenen Überſetzungen rühren von der Herausgeberin ſeiber her, die als Tochter eines berühmten Dichters und ſeiber in der Kunſt des Geſangs bewandert zu dieſer Aufgabe ganz beſonders berufen ſchien. Die in ihrer Sommlung am meiſten berückſichtigten Dichter ſind Heinrich Heine und Wilheim Müller.

Auch Gerhart Houptmonns „Hannele“ iſt von William Aſcher ins Engiiſche überſetzt worden und bei Heinemann erſchienen. Die Überſetzung kiingt etwos farbios. Die engiiſche Kritik konnte ſich mit der Dichtung nicht befreunden; die reaiiſtiſchen Scenen des Armenhauſes erſcheinen ihr zu kraß und die Traumerſcheinungen zu ſchemenhaft.

Eine andere intereſſante Überſetzung iſt die des „Parcivai“ von Woifram von Eſchenbach durch Miß Jeſſie L. Weſton (London: David Nutt), von der unlängſt der zweite und letzte Band erſchien. Es iſt dies die erſte Überſetzung des „Porcival“ in engliſcher Sprache und eine ſehr verdienſtvolle Arbeit. Die Aufgabe, die ſich Miß Weſton geſtellt, war keine ieichte; denn das moderne Engliſch konn das farbenſatte Kolorit der klangvollen mittelhochdeutſchen Verſe nur ſehr ſchwer wiedergeben. Es geht aiſo viel vom Dufte dieſer Dichtung verloren. Doch muß man der Überſetzung nachrühmen, daß ſie ſich ſehr gut lieſt. Sie wird dem mitteiaiteriichen Sänger gewiß viele neue Freunde werben.

Auch Max Nordaus „Entartung“ iſt noch der zweiten Auflage in engiiſcher Überſetzung erſchienen (bei William Heinemann). Das Buch macht aber in England keineswegs das Aufſehen, das es in Deutſchland gemacht hat. Auch die engliſche Kritik ſteht Nordaus Jeremiaden ſehr kühi gegenüber, ja ſie verſpottet ihn ſogar. Alec Mc Millan ſchließt einen längeren Artikei über das Werk in „The Litterary World“ mit den Worten: „Ein merkwürdiges Reſultat ergiebt ſich aus der Lektüre von Dr. Nordaus Buch, nämlich die feſte Überzeugung, doß er ſeiber ein Degenerierter

iſt. Er lehrt uns, daß Zwangsvorſtellungen, Graphomanie, Ichſucht und eingebildete Angſtgefühle als Stigmata der Entartung anzuſehen ſeien. Er ſagt in ſeiner Analyſe der Entartung Richard Wagners, daß eine Idee, oder, genauer ausgedrückt, ein Wort ſich in ſeinem Geiſt beſonders feſtgeſetzt habe, nämlich das Wort „Erlöſung“. Man ſetze nun für „Erlöſung“ „Entartung“, und die Bemerkung läßt ſich ſehr gut auf Dr. Nordau anwenden. Ferner gebraucht er ſeine Feder manchmal mit dem wollüſtigen Überſchwang eines Graphomanen. Seine übertriebene Beſchreibung der Fin-de-siècle-Tollheiten in Frankreich kann ungefähr den gleichen Anſpruch auf Wahrheit machen, wie eine Schilderung der engliſchen Geſellſchaft, in der alle Engländer als Oscar Wildes und alle Engländerinnen als Dodos dargeſtellt würden. — Es iſt ein Zeichen von Ichſucht, wenn er in ſeiner „Widmung“ in dem Gedanken ſchwelgt, daß ſein Buch ein ſo großes Aufſehen machen werde, daß er dadurch den unverſöhnlichen Haß der Künſtler und Schriftſteller, die Wut der Kritiker und den Zorn des Publikums auf ſich heraddeſchwören werde. Und er iſt ein Opfer eingebildeter Angſtgefühle, wenn er — wir verweiſen nochmals auf die „Widmung“ — glaubt, daß er ſeines Buches wegen von der Preſſe werde „zu Tode gequält werden“. Er möge ſich nicht weiter ängſtigen; denn die Preſſe wird ihn in Frieden laſſen, bis er mit einem neuen Werke vor die Öffentlichkeit treten wird. Wir können einſtweilen nicht mehr über ihn ſagen, als daß er uns als ein geiſtreicher und ſchneidiger Satiriker für die Thorheiten des Tages erſcheint, intereſſant, aber als Kritiker von Litteratur und Kunſtwerken oft querköpfig, und daß wir von ſeinen wiſſenſchaftlichen Behauptungen ſchmerzlich enttäuſcht ſind.“

Zum Schluſſe habe ich noch zu berichten, daß am Ende vorigen Jahres (29. Dezember) die größte zeitgenöſſiſche engliſche Dichterin Chriſtina Georgina Roſetti, die Schweſter von Dante Gabriel Roſetti, geſtorben iſt. Die Liebe zur Dichtkunſt war in ihrer Familie erblich; denn ihr Vater, Francis Roſetti, war ſchon Poet geweſen und ihre Mutter, Gabriele Roſetti, war die Tochter des italieniſchen Milton-Überſetzers und eine Schweſter von Byrons Arzt und Freund. Chriſtina wurde am 5. Dezember 1830 in London geboren. Sie und ihr Bruder Dante zeigten ihre Begabung ſehr frühzeitig. Die erſten Gedichte Chriſtinas erſchienen in der kurzlebigen Zeitſchrift „Germ“, dem Organ der Praeraphaeliten. Ihr „Goblin Market“ und „The Prince's Progress“ wurden von ihrem Bruder illuſtriert, dem ſie ſelber wieder zu ſeiner „Girlhood of the Virgin Mary“ als Modell diente. 1881 erſchien: „A Pageant and Other Poems“. Dann die „Nursery-rhymes“ und zwei Bände kleinerer Erzählungen: „Commonplace“ und „Speaking Likenesses“; 1890 eine Geſamtausgabe ihrer Werke. Ihre Verſe zeichneten ſich durch feinſten muſikaliſchen Wohlklang aus, den ſie durch eine äußerſt weiſe Wahl und Stellung der Worte anſtrebte. Ihre Phantaſie bewegte ſich in den ätheriſchen Regionen der Praeraphaeliten, ſie verließ die derbe irdiſche Wirklichkeit, um zu den himmliſchen Sphären aufzuſteigen. Miß Roſetti war körperlich ſehr zart beanlagt und lebte äußerſt zurückgezogen in London, wo ſie in den Armen ihrer alten Amme verſchied. Percy.

Rumäniſche Litteratur.

George Cosbuc (Coſchbuc). In der „Geſchichte des rumäniſchen Schrifttums“ konnte ich G. Coſchbue nicht ſo ausführlich behandeln, wie er es verdient hätte, teils wegen Raummangels, teils deshalb, weil ſeine Gedichte noch nicht geſammelt erſchienen und daher ſchwer zugänglich waren. Nachdem nun aber 1893 ein ſtattlicher Band von 256 Seiten zu Bukareſt erſchienen iſt, ſcheint es mir eine Ehrenpflicht, dies Verſäumnis nachzuholen; denn Coſchbuc iſt, wenn nicht der begab-

teste, so doch sicher einer der begabtesten Dichter der Rumänen.

Geboren ist er 1866 in der Nähe von Kronstadt, dessen Schulen er besuchte. Da er jedoch als Rumäne in Ungarn keine Anstellung fond, ging er, wie die meisten seinesgleichen, nachdem er seine Ausbildung abgeschlossen hatte, nach Bukoresl, wo ihm seine Gedichte schon manchen Freund gewannen hatten. So konnte er, angestrengter Arbeit so wenig hold wie seine Volksgenossen und die Südländer überhaupt, in bedürfnisloser Muße weiter schriftstellern, bis er die „Balade si idile" herousgob. Mit diesem seinem (obgesehen von Sonderabdrucken einzelner Gedichte) ersten Buche wollen wir uns im folgenden ausschließlich beschäftigen.

Die verschiedenen Gattungen sind nicht streng gesondert, nicht einmal die Überschrift ist erschöpfend, denn eine Menge Gedichte darin sind weder Balloden noch Idyllen. So scheint diese Sonderung auch hier nicht angemessen, wir wollen also unsere Einteilung nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt gründen und stellen wie billig den Houpt- und Grundzug voron. Das ist notürlich bei jedem Dichter — außer in Deutschland, wo Nationalsein nach Bamberger bekanntlich Unsinn ist — das Leben des eigenen Volkes, bezw. Landes.

In den „Lenzesdaten" ist von der Eigenart zwar noch nichts zu bemerken, wohl aber schon im „Sommer", in dessen warme klare Lust der Tschachleu hineinragt. Viel lebendiger ist „Prahava", die wie von C. Silva als munteres Mädchen dargestellt wird. Den vollkommensten Gegensatz zu diesem rastlosen Vorwärtseilen des Gebirgskindes bildet „Sommernacht", worin Mensch und Tier, schließlich selbst der Wind einschlummert; nur die heimliche Liebe bleibt woch. Ein ähnlich tiefes Naturgefühl spricht sich in der „Hirtin" aus; ihr Liebster tst die heilige Sonne, die ihr das Haar vergoldet, so doß sie auch bei bewölktem Himmel ein Andenken hat.

Für gewöhnlich allerdings halten sich ihre Schwestern an irdische Liebhaber, und in dieser Schilderung der ländlichen Herzensangelegenheiten erweist sich der Dichter als außerordentlich scharfer Beobachter. Er zeichnet so treu nach der Wirklichkeit, doß man diese Gedichte für Eigentum des Volkes halten könnte, wenn die Form nicht zuweilen sehr künstlerisch wäre. Wie reizend ist die unschuldige Eitelkeit in „Vorm Spiegel"! Das Mädchen legt der Mutter ganzen Schmuck an und bewundert sich darin solange, bis die Alte heimkehrt. Nun aber schnell alles herunter, sonst giebt es ungebrannte Asche. Zum Glück bringt die Nachbarin grade einen Sack voll Neuigkeiten, so daß dos Kind Zeit hat, alles sortzupacken.

Vor dieses erst die Vorbereitung zum Feldzuge, so hat „Rada" schon ein Herz erobert. Die Achtzehnjährige (in dem Alter sind oder die meisten Mädchen schon verheirotet) wird geschildert, wie sie vor der Schwolbe ousssteht und den kleinen Haushalt der Mutter besorgt, besonders die Kuh, ihre ganze Habe. Geht sie von der Feldorbeit zum Flusse, eilen alle Burschen ihr nach, aus ihren Händchen zu trinken; wird sie abends on der Thür von einem Burschen gefragt: Worauf worteſt du? birgt sie sich erblassend hinter dem Pfosten. Aber wenn sie am Sonntag tanzt, stoßen die Mütter sich an und flüstern sich zu: Verteufelt hübsche Schwiegertochter! Um ein Lächeln von ihr rausen die Burschen ernstlich, aber nur von Wlod läßt sie sich fangen und küssen.

„Die schlechte Zahlerin" ist klüger: sie läßt sich vom Burschen das Mehl heimtragen. Als er aber die ousbedungenen drei Küsse verlangt, will sie nur von zweien wissen, und schließlich muß er sich gar mit einem begnügen. Ähnlich das „schlanke Nachbarkind". Es hält dem Liebhaber die Augen zu, flüstert ihm ein Wort ins Ohr und flieht dann in den Wald, die vollen Brüste mit der Hand stützend, denn sie würden beim Gehen hüpfen und be-

ſchwerlich fallen. (Mieder werden nicht getragen, deshaid haben die erwachſenen Weiber ſämtlich Hängedrüſte. Anfangs ſieht es nicht ſchön aus, aber man gewöhnt ſich bald daran.) Er ruft ſie zurück; ſie will ſich nicht mehr küſſen laſſen; als er ſich dann aber nicht weiter um ſie kümmert, kommt ſie van ſelbſt. Ebenſo bald verſöhnt iſt das Mädchen im Gedichte „Bei den Ochſen". Noch williger iſt die im Gedichte „am Bache". Anfangs beachtet ſie den Burſchen nicht; als er aber weiter gehen will, kommt ſie gar herüber, um ſeine „Geſchichte" zu hören. Es iſt natürlich die, welche Triſtram Schandys Vater ſeiner Ehefrau — nicht erzählt hat.

Aber nicht immer iſt der Weiberzorn ſo vergänglich wie der Morgentau. In „Sie zürnt" klagt der verliebte Burſch, daß ſeine Lina nichts von ihm wiſſen will, obgleich er ihr doch nichts zuleide gethan. Entweder er kennt die Weiberlaunen noch nicht, aber aber er iſt ſelbſt ſchuld, wie ſein Genoß in „Haſt nichts gemerkt", welches Wort das Mädchen, am Ende ihrer Geduld angelangt, dem allzu Schüchternen ins Geſicht wirft: Wirſt zuletzt mit Brot und Meſſer nach verhungern, Trottel du!

Indeſſen hat das Mädchen nicht nur mit der Schwerfälligkeit des Mannes zu kämpfen. Etwas dunkel iſt das „Rockenlied": Die Spindel, das Mühirad, die Pappeln — alles ſingt dem Mädchen beſtändig ein Lied, warüber es weinen muß; die Eltern zanken, das ganze Darf blickt auf ſie. Sie ſcheint alſo einen verheirateten oder ſonſt nicht für ſie beſtimmten Mann zu lieben, vielleicht ſagt er nur ihren Eltern nicht zu. Oder iſt ſie eine Gefallene? — Deutlicher iſt „Die Feindinnen", warin das arme aber hübſche und deshaid vom Popenſahne bevarzugte Mädchen der Mutter klagt, wie ſauer ihr die reiche und häßliche Lena das Leben mache, doch werde es ihr nichts nützen.

Im „Darn" endlich, den er ihr aus dem Fuße zieht, wird ſehr hübſch das Spiel der Verliebten kurz var der Hochzeit geſchildert, während die verführte „Müllerstochter" am ſchäumenden Waſſerrade ſeufzt und ſich darunter wünſcht. —

Nimmt der Burſch die arme Schöne oder die reiche Häßliche? Wer kann es wiſſen? In „Paiitik" will er ſie nicht ihres Geldes wegen — er finde ja noch zwanzig andere — aber dieſe Auffaſſung entſpricht in Rumänien ſa wenig der Wirklichkeit wie anderswa, und das ſoll wohi auch durch die Überſchrift angedeutet werden. Doch giebt es Ausnahmen, ſiehe „Nur eine", wa die Eitern dem Burſchen fluchen, die Brüder wollen ihn gar lebendig begraben. Er aber will eher das ganze Dorf in Brand ſtecken, als ſich van ſeiner armen Liebſten trennen. Ebenſa verliebt iſt der Burſch in „Des Teufels Raß": er will die Aite, welche ſeine Geliebte var ihm hütet, bei Geiegenheit in den Fiuß werfen.

Hier ſeien auch „Der Wind" und die „Freskaritornelle" erwähnt, warin der Dichter zwar wie im varigen ſelbſt redet, aber ebenſo aus der Anſchauung des Volkes heraus.

Außerdem handelt nur noch „Der Rekrut" van der Liebe des Burſchen. Beim Fortgehen bindet er ſeinem leiblichen Bruder ſein Mädchen auf die Seele: er ſalle ſie hüten, nur ſelbſt mit ihr tanzen, aber „ſanſt wie mit der Schweſter", keinen andern mit ihr tanzen oder auch nur ihr nahe kommen laſſen, ihn eher erſchiagen; er, der Rekrut, würde die Strafe übernehmen und ihm ewig verbunden ſein, andernfalls, wenn der Bruder ſie nicht treu hütete, würde er es diutig rächen.

An dieſes Abſchiedswart ſchließt ſich paſſend „Die letzte Bitte", ähniich wie Heines „Genadiere". Ähniich ergreifend iſt „Drei, a Gatt, und alle drei!" Der Vater zieht zur Stadt und erfährt, daß ſeine Söhne alle drei gebiieben ſind. Umgekehrt wird „Caſtea", aus dem Kriege heimkehrend, nahe der Heimat plötzlich traurig und findet ſeine Mutter eben geſtarben. Die zweizeiligen Verſe maien die wachſende Unruhe ſehr gut.

Hieran mögen ſich einige Romanzen oder gereimte Märchen ſchließen. Eins der ſchönſten Gedichte des Buches iſt „Die Elfenkönigin". Ein Prinz dringt in Mädchenkleidung zu ihr, bethört ſie durch Geſchenke, und als ſie jammert, daß ſie bei ihm geſchlafen und damit ihre Königinwürde verloren, tröſtet er ſie damit, daß er ſie heimführen und zur Kaiſerin machen wolle. Die Anmut der Schilderung iſt unüber trefflich, und noch erhöht wird der Genuß durch den kaum merkbaren Spott über die Putzſucht der — Elfen. Dagegen iſt „Zamſiras (der Märchenprinzeß) Hochzeit" eigentlich nur eine gereimte Hochzeitsbeſchreibung, doch zeugt auch ſie von der guten Laune des Dichters. „Caſinzanas Gürtel" iſt eine volksmäßige Erklärung des Regenbogens: Die Schöne läßt ſich von ihrem Geliebten beſchwatzen, den Zaubergurt im Walde abzulegen, und die neidiſche Sonne ſtiehlt ihn. „Ein Märchen", über deſſen vergeſſenen Schluß ſich ein Mädchen den Kopf zerbricht, um daraus ihr eigenes Schickſal zu erkennen, iſt nicht grade bedeutend; ebenſo iſt „Armingonii" nur eine gereimte Legende. Selbſt die vielgeladte lange Romanze „Fulgers Tod" ſcheint mir weniger gelungen, denn die Reden der verzweifelnden Mutter (Gott iſt ein Heide, das Leben Rauch), wie die ihres Tröſters (das Leben iſt eine Pflicht und uns verliehen, damit wir es leben) machen neben den Geſtalten der Volksſage einen befremdenden Eindruck.

Um ſo gelungener iſt „Logica". Das deutſche Sprichwort iſt freilich ungleich lagiſcher: Was du nicht willſt, das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu!

Wie man ſieht, finden ſich unter den bisher beſprochenen volksmäßigen aber doch im rumäniſchen Volkstum wurzelnden Gedichten Idylle genug, eigentliche Balladen aber nicht — wenn man nicht etwa „Die letzte Bitte" oder dergl. ſo nennen will. Die wirklichen Balladen behandeln alle fremde Stoffe, aus Geſchichte oder Sage der verſchiedenſten Völker: der Aſſyrier „Zobail" (Ende des grauſamen Herrſchers), der Griechen, „Dichter und Kunſtrichter" (Polyxenes und Dionys von Syrakus), der Inder (Perſer?) „Rumis Brücke" (welche die Frauentreue prüfen ſoll), der Araber in dem noch ergötzlicheren „Fatme" (ein Sklave küßt ſie; als er vor ſie geführt wird, ſagt ſie: Der war's nicht!) und „El Zarab" (der Renner, den ſein Beſitzer tötet, um ihn nicht in fremden Händen zu laſſen). — Ferner „Karl IX." (in der Barthalamäusnacht) und — o Wunder! — auch einige altgermaniſche Stoffe. Bisher haben ſich nämlich die Rumänen in der Wiſſenſchaft nur notgedrungen, in der Kunſt aber garnicht mit dem deutſchen Altertum beſchäftigt, welches ihren Ahnen die Weltherrſchaft genommen. Bei unſerm Dichter erklärt ſich dieſe Beſonderheit vielleicht aus deutſchem Blut, das in ſeinen Adern fließt. Die feingebaute Geſtalt, der ſüdliche Schnitt ſeines geiſtreichen Geſichtes verrät freilich nichts mehr davon; den Namen indeſſen kann ich wenigſtens nur aus unſerem „Geisdack", öſtreichiſch Gosdock, mit ungariſcher Ausſprache des s (ſch) erklären.

Doch das beiläufig. Hierher gehören alſo zunächſt zwei reine Balladen: „Die Oſtgotenkönigin" (Amalaſunda, die ihr Gatte Theadat im Kerker ermordet) und „Das Verſöhnungsopfer" (Aripert ladet den in Hiltruna verliebten Tidull zum Friedensfeſte und ermordet ihn ſamt den Seinen). Aus derſelben Zeit ſtammt der Staff des „Barbarenſanges", der beginnt: Ihr feigen Weltherrſcher lacht noch! Lacht nur, es iſt euer letztes Lachen! — Leider wird der Genuß dieſes kräftvollen Gedichtes beeinträchtigt durch Unmöglichkeiten, wie: Aus der Erde wachſen werden die ſilbergepanzerten Reiter ... Wenn die Germanen ſchon damals Harniſche gehabt hätten, wären ſie mit den Römern ſicher erheblich ſchneller fertig geworden, als ſo, nackt und mit ſchlechten Waffen. Auch war Zamalxis kein Gott der Römer, ſondern der Daker. Doch das ſind ja Kleinigkeiten. Ob das Gedicht

durch Dahn angeregt iſt, weiß ich nicht; möglich.

Die Namen ſind endlich auch im „Wat desſchlummer" germaniſch, doch ſcheint die etwas dunkle Romanze frei erfunden: Der Kreuzfahrer Arnulf ruht im Walde am Feuer, da fragt ihn die Nacht: Was ſtörſt du meinen Schlaf? — Er lacht laut, um die Erſcheinung zu ſcheuchen, ſchreckt aber damit auch den Urwald und den Sturm auf, die ihm fluchen. Er jagt entſetzt heim, als er aber ſeine Braut Hatuſa eben verheiratet findet, reitet er zurück, nimmt ein Ende, man weiß nicht welches, und nun kann der Wald ſchlafen.

Außer dieſen fremden, wahrſcheinlich vom Dichter ſelbſt geſarmten Staffen — mir wenigſtens iſt ähnliches nicht bekannt — finden ſich noch einige Gedichte, die nur überſetzt, allenfalls eingebürgert (lokaliſiert) ſind. So außer zwei Übertragungen aus Geibel und Stradtmann, die als ſolche bezeichnet ſind: die „Aldaneſiſche Ballade" und das „Morgentändiſche Lied", das ganz in dem ungeheuerlich übertreibenden Tone des Hafis und Genaſſen gehalten iſt. Ferner „Ruſcha", welches nicht als ſlaviſches Volkslied bezeichnet zu haben man dem Dichter ſehr verübelt hat; er erklärt es als Verſehen, was er nicht nötig hätte. Außerdem iſt „Alle Heiligen" eine gelungene Einbürgerung von Longfellows „König Witiaſs Trinkharn", und die „Romanze" ein neugriechiſches Volkslied.

Schließlich findet ſich unter den „Balladen und Idyllen" noch ein „Gaſel" (Eile mit Weile) und ein „Bruchſtück", worin ein Mann ſeine Frau verläßt, weil dieſer „Satan" u. ſ. w. ihn betrogen. Als er aber in ihrem Auge eine Thräne erblickt, wirft er ſich ihr reumütig zu Füßen. Und dieſe Schlafmütze wird „Gedankenkalaß" genannt!

Dies Gedicht ſteht zu faſt allen anderen in einem ſo ſchneidenden Gegenſatze, daß es gemacht erſcheint. Ähnlich übertrieben iſt das neunte der „Lieder", wo er die Welt zertreten und den Herrgott am Kragen packen möchte, weil er in einer ungemütlichen Herbſtnacht „ihr" Haus verlaſſen hat. Haben die Beſitzer des Hauſes ihm einen Korb gegeben, oder was fehlt ihm? Salange man das nicht weiß, kann man über ſeinen Zorn nur den Kopf ſchütteln — denn ſolche Warte, weil er „ſie" eine ganze Nacht lang nicht ſehen kann, das wäre doch geradezu lächerlich.

Die übrigen „Lieder", welche den Schluß des Bandes bilden, ſind dagegen durchweg gleich ſehr gelungen, ſo verſchieden ihr Inhalt auch iſt. Manche hätten als offenbare Idyllen zu den vorhergehenden geſtellt werden müſſen, ſo Nr. 3, 15, 29, 31, 42 und 21.

Ähnlich anakreontiſch ſind die meiſten, ſo gleich Nr. 1: Alles, was auf Erden lebt, trinkt, ſelbſt die Sonne aus dem Meer und der Mond die Sonnenſtrahlen, kurz, die Schöpfung ſchwelgt im Naß. Warum ſoll nur ich nicht trinken? — Schweig und laß mich ziehn zum Faß! — Nr. 20 beruft er ſich ebenſo auf das Beiſpiel der Götter. Sehr hübſch iſt auch 28. An Heine erinnert Nr. 17, auch 22. In 25 dagegen überfällt den leichten Vogel Heimweh und Reue; in 26 iſt es die Liebe, richtiger wohl ihr Erlöſchen, was ihm ähnliche Gefühle erregt.

Um ſo ergötzlicher iſt das folgende, 27; ähnlich geiſtreich 9 und 30. Man ſieht, ihm iſt nichts heilig, weder das Franzöſiſche noch die Ehe noch ſonſt etwas. In würdigerer Weiſe äußert ſich dieſe Freigeiſtigkeit z. B. in 36. Ein Stück Prometheus ſteckt auch in 32. Zeigt dieſes, was er ſein möchte, ſo ſagt er uns in 41, was er nicht iſt.

Dieſe liebenswürdige gute Laune ſticht auf das erfreulichſte von dem ſonſt in Rumänien faſt allgemein herrſchenden Peſſimismus ab. Nur einmal verfällt auch er in dieſe Stimmung, in 44. Vielleicht hatte er gerade einen Kater.

Außerdem wären noch hervorzuheben 10, Nachhall von „Über allen Gipfeln iſt Ruh", jedoch eigenartig gewendet; 18 und

23, Klage verliebter Mädchen, volksmäßig; endlich 45, Spätherbst, wunderschön.

Die Form ist in den meisten Gedichten vollendet, in vielen sehr kunstvoll, z. B. in Prahova, Schlankes Nachbarkind, Bei den Ochsen. Natürlich ist auch die Sprache gut: rumänisch, nicht halbfranzösisch wie vielfach in Rumänien, noch halblateln, wie in Ungarn.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Coschbuc, auf dem festen Boden seines Volkstums stehend, sich in ernster Gedankenarbeit eine Weltanschauung gebildet hat, zu welcher sich noch nicht viele seiner Landsleute erhoben haben; auch hat er sich wenigstens geistig in der Fremde fleißig umgesehen und manche schöne Blüte von dort heimgebracht.

Vorstehendem schon im Jahre 1894 geschriebenen Aufsatze habe ich jetzt, Ostern 1895, nur hinzuzufügen, daß Coschbucs Buch und Vlahutzas Roman „Dan" so ziemlich die einzigen rein schönwissenschaftlichen Werke von bleibendem Werte sind, welche in den letzten beiden Jahren in rumänischer Sprache das Licht erblickt haben. Über „Dan" bei Gelegenheit weiteres.

Eine Zusammenstellung der übrigen irgend bemerkenswerten neuen rumänischen Werke erscheint demnächst in den „Internationalen Litteraturberichten", Leipzig.

W. Rudow.

Vermischtes.

Carl Blanck. — Es sind nunmehr acht Jahre, daß ich in einer Besprechung über Carl Blancks erste Gedichte in diesen Blättern die Worte schrieb: „Die erste Kampfesfreude eines jugendlichen Idealisten ist es, was uns in diesen Liedern so wohlthuend berührt. Wer noch Kraft in Geist und Gliedern fühlt, der kämpfe, bis er erliegt!" Jetzt ist er erlegen und das Grab hat sich über ihm geschlossen. — Am 21. Februar dieses Jahres trat der Tod in dem kleinen mecklenburgischen Städtchen Friedland an das schwere Leidenslager des jugendlichen Streiters, um ihm die Palme ewigen Friedens zu reichen. Carl Blanck, der den Lesern dieser Zeitschrift, sowie dem litterarischen Publikum überhaupt nur unter dem Pseudonym Bruno Tellheim bekannt geworden ist, war den 12. Februar 1862 zu Friedland geboren. Als Buchhändler in einem Leipziger Geschäfte lernte ich ihn vor zehn Jahren kennen und damals war es, als er mir seine ersten poetischen Versuche, die er hinter dem Ladentisch oder des Nachts in den Kneipen auf unscheinbare Zettel hinwarf, schüchtern zur Prüfung übergab. Meiner Aufmunterung folgend, ließ er im Jahre 1886 seine erste Gedichtsammlung „Tutti frutti" im Verlagsmagazin von J. Schabelitz zu Zürich erscheinen, zwei Jahre später kamen bei Gustav Grimm in Budapest die „Silhouetten" heraus; seither erschien sein Name nur noch unter einigen poetischen Beiträgen in der „Gesellschaft" und in Zeitungen seines Heimatlandes. Seine freien und kühnen Angriffe auf die Mißstände der Gesellschaft hatten ihn zum Märtyrer seiner Sache gemacht, seine Carrière untergraben, und, keine Stellung mehr findend, lebte er die letzten Jahre in stiller Zurückgezogenheit, doch unter unausgesetztem poetischen Schaffen, im elterlichen Hause seiner Geburtsstadt. Carl Blanck war durch und durch ein Moderner und ein Realist im besten Sinne des Wortes, eine scharfe Beobachtungsgabe, der auch das Kleinste nicht entging, zeichnete ihn aus; nie hat er etwas geschrieben, das nicht unmittelbar dem Leben abgelauscht war. Alles, was ihn poetisch anregte, wurde ihm zum Gedicht; seinen Gedanken in Prosa Ausdruck zu geben, hat er sich niemals entschließen können. Eine rührende Bescheidenheit hat ihn zu seinem Nachteile immer abgehalten, sein starkes Talent genügend in der Öffentlichkeit zu bethätigen. Es war ihm bitterer Ernst mit seiner Kunst, und in der Furcht, etwas Unvollendetes zu bieten, zögerte er vielfach zu lange, mit dem Fertigen hervorzutreten. Nachdem er einige Jugendsenti-

mentalitäten, die er nur zu eigener Beluſtigung in die erſte Sammlung mit aufgenommen, als ſeiner Natur widerſprechend, überwunden, wandte er ſich ausſchließlich einer ſcharf ſatiriſchen Dichtweiſe zu, welche die dunklen und unfreien Zuſtände ſeines Mecklenburger Heimatlandes genugſam herausfordern mochten. Zwei Feinde, die Mucker und das Kapital, waren es, die er am grimmigſten haßte und mit den ätzenden Pointen ſeiner meiſt kurzen Gedichte verfolgte. Vielſeitig und beweglich in der Form zeigten ſeine Verſe etwas von jenem franzöſiſchen Elan, der ſeine aggreſſive Natur tollkühn gegen alle Schranken anſtürmen ließ. Nicht in lyriſcher Weichheit und ſchwermütiger Stimmung, ſondern nur im beißenden Spotte über Heuchelei, Impotenz und Egoismus ſchien er von Heine beeinflußt zu werden. Meiſterhaft hat es Blanck in den „Silhouetten“ verſtanden, die Demimonde der großen Städte zu ſchildern, doch dieſe oft bedenklichen Augenblicksbilder ſind nicht der Freude am Schmutzigen entſprungen, ſondern ſie bilden verſteckte Flüche auf das Kapital, die große Verderberin, die das Edelſte in den Kot reißt. In ſeinen Schilderungen hat er nie ein Blatt vor den Mund genommen und wenn er gemeine Charaktere in Roheiten ſprechen läßt, ſo iſt es nur die Wahrheitsliebe, die ihn dazu getrieben. Auch in einigen plattdeutſchen Gedichten hat ſich ſein liebenswürdiges realiſtiſches Talent aufs beſte bewährt. Er war ein glühender Haſſer der goldſchnittſtrotzenden Salonpoeten und in ſeiner Friedländiſchen Einſamkeit gab er ſich mit peinlichſtem Eifer dem Studium der größten realiſtiſchen Dichter älterer und neueſter Zeit hin, an ihnen ſein eigenes Können prüfend und raſtlos bemüht, die Lücken ſeiner Bildung auszufüllen und an ſeiner inneren Vollendung zu arbeiten. Mit der Zeit ruhiger, klarer und gereifter werdend, fand er Troſt in liebevoller, eingehender Betrachtung der Natur, der er ihre ſtimmungsvollſten Geheimniſſe ablauſchte, ohne darüber ſeinen früheren ſozialen Idealen untreu zu werden. Eine ſtattliche, wohlgeordnete und umfangreiche Gedichtſammlung, deren Manuſkript er als letztes Vermächtnis in meine Hände gelegt hat, bildete die Frucht ſeiner Bemühungen. Der Gedanke an dieſes ſein Lebenswerk war der einzige, der ihn auf dem Sterbebette beſchäftigte, und die Summe ſeines poetiſchen Könnens zu ziehen, wird erſt möglich ſein, wenn es mir gelungen iſt, dieſes der Öffentlichkeit, ſeinem Wunſche entſprechend, zu übergeben. Bis zum letzten Atemzuge gehörte er der Kunſt, zu deren Dienſte ihm ein nur allzu kurzes Leben beſchieden war. Jetzt bereue ich das ungläubige Lächeln, mit dem ich, ohne eine Ahnung ſeines frühen Endes, die Mitteilung aufnahm, daß er ſein letztes Gedicht geſchrieben und abgeſchloſſen habe. Möchten dieſe beſcheidenen Blätter die erſte Spende zu dem Kranze bilden, den, wie ich hoffe, die Freunde deutſcher Dichtung einſt voller und ſchöner auf ſein Grab legen werden. Franz Wichmann.

Das mit Spannung erwartete erſte Heft des „Pan“ erſchien in der Oſterwoche. Es haben an ihm Künſtler wie Boecklin, Maurice Dumont, Fernand Khnopff, Max Klinger, Max Liebermann, Feiicien Rops, Joſeph Sattler, Fritz von Uhde, Guſtav Vigeland, James Whiſtler, Franz Stuck, Hans Thoma, Ludwig von Hofmann, Peter Haim und Dichter und Schriftſteller wie Wilhelm Bode, Richard Dehmel, Theodor Fontane, Arne Garborg, Alfred Lichtwark, Detlev von Liliencron, Friedrich Nietzſche, Paul Scheerbart, Johannes Schlaf, Woldemar von Seidlitz, Paul Verlaine mitgearbeitet. An Originalplattendrucken weiſt das Heft zwei Radierungen, zwei Lithographien, einen Holzſchnitt und eine Gyptographie auf, letzteres eine neue franzöſiſche Reliefdrucktechnik.

Das Heft wird begeiſterte Bewunderer finden, aber auch Widerſpruch hervorrufen. Jedenfalls aber mag es berufen ſein, eine neue Wendung in unſerer periodiſchen illuſtrierten Litteratur zu inaugurieren, eine

Wendung zum Beſſeren. Wir werden auf das Heft eingehender zurückkommen. * *

Namens des Deutſchbundes, der es ſich zur Aufgabe macht, das Gefühl der deutſchen Volksgemeinſamkeit zu beleben, veröffentlicht der Bundeswart Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der Täglichen Rundſchau, ein Preisausſchreiben auf eine Geſchichte des deutſchen Volkes, welche — ohne irgendwie mit Thatſachen und Perſönlichkeiten gewaltſam zu verfahren — das Volk ſelbſt und zwar das ganze deutſche Volk als den Träger ſeiner Geſchichte darſtellen ſoll. Um den Mühaufwand für den Wettbewerb ſoweit zu verringern, wie es ſich ohne Schaden für die Sicherheit des Urteils thun läßt, fordert der Bund nicht die ganze Geſchichte auf einmal, ſondern wählt zwei Abſchnitte zur Probebearbeitung aus. Die beiden Abſchnitte ſollen ſein: a) Die Zeit der Hanſablüte und der oſtdeutſchen Koloniſation; b) das Zeitalter Friedrichs des Großen, abſchließend mit Jena. Das ganze Werk ſoll einen ſtarken Band von 900 bis 1000 Seiten von je etwa 50 Zeilen zu je 26—28 Silben nicht überſchreiten; die beiden Probeabſchnitte ſind alſo im richtigen Verhältniſſe zu dieſem Geſamtumfange anzulegen. Die Einlieferung der Probeabſchnitte ſoll bis zu Bismarcks Geburtstag 1896 an den Bundeswart (Berlin SW., Zimmerſtraße 7 I) erfolgen. Die Prüfung und Entſcheidung übernimmt unter Leitung des Bundeswarts eine zu dieſem Zwecke eingeſetzte Arbeitskammer des Bundes. Wird eine Arbeit in beiden Probeabſchnitten brauchbar befunden, ſo erhält der Verfaſſer ſpäteſtens am 1. Juli 1896 den erſten Teilpreis von 1000 Mk. vom Bundeswart ausgezahlt. Darnach erhält er den Auftrag zur Vollendung des Werkes, wozu möglichſt nicht über zwei weitere Jahre vereinbart werden. Nach Ablieferung des Werkes und wenn es den gehegten Erwartungen entſpricht, erhält der Verfaſſer den zweiten Teilpreis von 2000 Mk. und zugleich einen Gewinnanteil an dem Vertrieb des Werkes von der zweiten Auflage an. — Genauere und bindende Aufklärung über Zweck und Bedingungen des Preisausſchreibens, ſowie auch nähere Nachweiſe über die Geſinnung und Ziele des Deutſchbundes erhalten etwaige Bewerber auf ſchriftliche Anfragen bei dem zweiten Schriftwart des Deutſchbundes, Herrn Karl Techentin, Berlin SW., Zimmerſtraße 7 II. * *

Herr Karl Bleibtreu ſchreibt uns: S. 545 (Heft 4 der „Geſellſchaft"), zweiter Abſatz Schluß ſind die zwei letzten Sätze ohne Anführungsſtriche vom Verfaſſer des betreffenden Aufſatzes adoptiert. Sie ſtammen aber beide wörtlich von mir. („Letzte Wahrheiten", S. 96, Abſatz 1 Schluß). Karl Bleibtreu.

Bibliographie.

Vom 15. März bis zum 15. April ſind bei der Schriftleitung der Geſellſchaft folgende Werke eingegangen:

Paul Althof: Coghetta. — Berlin, Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund).

Otto Amman: Die Geſellſchaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die ſich mit ſozialen Fragen befaſſen. Mit 5 Abbildungen im Text. — Jena. Verlag von Guſtav Fiſcher. 1895.

Leopold Andrian: Der Garten der Erkenntnis. — Berlin. S. Fiſcher, Verlag. 1895.

Wilhelm Emanuel Backhaus: Litterariſche Eſſays. — Braunſchweig. Druck und Verlag von Albert Limbach. 1895. — Preis Mk. 3.—.

Hermann Baumgart: Goethes „Geheimniſſe" und ſeine „Indiſchen Legenden". — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger.

W. Baumm: Die Willensfreiheit und der Streit um die Umſturzvorlage. Offener Brief an Herrn Profeſſor N. N. als Vorwort für das Kreuzburger Gymnaſialprogramm 1895. — 1895. Druck und Verlag von E. Thielmann. Kreuzburg O.-S. — Preis 60 Pf.

E. Bernſtein und K. Kautsky: Die Geſchichte des Sozialismus in Einzel-Darſtellungen. Erſter Band: Die Vorläufer des neueren Sozialismus. Heft 13

und 14. — Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz.

Siegfried Braun: Berufsflecke. Eine naturaliſtiſche Predigt in Novellenform. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Franz Brentana: Meine letzten Wünſche für Öſterreich. — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger.

Guſtaa Bunzeck: Revolution zum ewigen Frieden. Erſter Teil mit einem Vorſpiel. — Verlag Adler. Zu beziehen durch E. E. Weber, Zürich, Klingenſtr. 9.

Friedrich Carleis: Die Tragödie der Idee. Modernes Drama in fünf Aufzügen. — Hamburg. Verlagsanſtalt und Druckerei Aktien-Geſellſchaft (vormals J. F. Richter). 1895. — Preis Mk. 2.—.

Felix Dahn: Zum 80. Geburtstage des Fürſten Bismarck. — Breslau. Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt v. S. Schottlaender. 1895.

K. W. Dieſenbach: Ein Beitrag zur Geſchichte der zeitgenöſſiſchen Kunſtpflege. Erſter Band. — Wien. Seldſtverlag des Verfaſſers. 1895.

M. v. Egidys chriſtliches Beſtreben. Abendgeſpräche ländlicher Arbeiter. Aufgezeichnet vom Gärtner Fritz Blume zu Neu-Liebeſitz; herausgegeben von Paul Dörfling. Zweite, erweiterte Auflage. — Heidelberg. Verlag von J. Hörning. 1895.

Otto Elſter: Der Pförtnersſohn von St. Pelt. Roman. — Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde (Schall & Grund).

Hans Eſcheldach: Modern. Drama in 5 Akten. — Köln. Paul Neubner. 1895.

Ernſt Ewert: Silberliede. Eine Symphonie. — Danzig. Theodor Bertling. 1895.

Ernſt Ewert: Todes-Dämmerung. — Danzig. Theodor Bertling. 1895.

Otto Felſing: Streifzüge durch die Theaterwelt. — Dresden-A., Dresdener Verlagsanſtalt (B. W. Eſche).

Richard Fugmann: Glückliche Menſchen. Schauſpiel in vier Aufzügen. (Nr. 1 von „Humaniſtiſche Schauſpiele".) — Braunſchweig. C. A. Schwetſchke und Sohn. 1895.

„Gedaren von der Jungfrau". Das Zeugnis des Neuen Teſtaments gegen die Lehre von der übernatürlichen Geburt Jeſu Chriſti und ſeine Beſtätigung durch den wiedergefundenen älteſten Text von Matth. 1, 16. Dritte Auflage. — Berlin, 1895. Verlag von Hermann Walther. W., Kleiſtſtraße 14.

Adine Gemberg: Morphium. Novellen. — Berlin. S. Fiſcher, Verlag. 1895.

Hans Ferdinand Gerhard: Medea. Trauerſpiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen. — Neuhaldensleben. Verlag von C. A. Eyrand.

Adalf Gerſtmann: Aſſuntas Schatz. Novelle. — Stuttgart. Verlag von Adalf Bonz u. Camp. — Preis Mk. 3.

Wilm Hardt: Es werde Licht; denn finſter iſt es auf der Tiefe. Zweite Auflage. — Heidelberg. Verlag von J. Hörning. 1894.

Carl Hauptmann: Marianne. Schauſpiel in drei Akten. — Berlin. S. Fiſcher, Verlag. 1894.

Hermann Heiberg: Fledernde Blut. Ein Großſtadt-Roman. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

P. G. Heims (Gerhard Walther): Unter einſamen Menſchen. Novellen. — Jena, Hermann Coſtenable. 1895.

Auguſt Heine: Ein Bauernſozialiſt über die Soziale Frage und die Landwirtſchaft. Den Mitgliedern der ſozialdemokratiſchen Agrarkommiſſion gewidmet. — Leipzig. Verlag von Ernſt Wieſt Nachf. — Preis 10 Pfg.

Theodor Hertzka: Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitiſcher Roman. — Berlin, 1895. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Im Harſte des Raten Adlers. Ein Roman aus der jüngſten Vergangenheit von ? — Halle a/S. Verlag von W. Kutſchbach. 1895.

C. Kühns: Harte Köpfe. Roman. — Berlin, 1895. Verlag des Bibliographiſchen Bureaus. Alexanderſtr. 2.

Johanna Laewenherz: Proſtitution oder Produktion, Eigentum oder Ehe? Studie zur Frauenbewegung. — Neuzaied. Im Selbſtverl. der Verfaſſerin.

Dr. M. Maaß-Breslau: Ein Verſtändigungsverſuch mit den Freigemeindlichen, in Sachen des Einigen (Ethiſchen) Chriſtentums. — Heidelberg. Verlag von J. Hörning. 1895.

C. van Maſſow: Die Reform unſeres politiſchen Parteilebens. Mit einem Nachwort: Deutſches Parlament, Deutſche Nation und Bismarcks 80. Geburtstag. (Fortſetzung von Reform oder Revolution.) — Berlin, 1895. Verlag von Otto Liedmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswiſſenſchaften. W., Lützowſtraße 27.

Elsbeth Meyer: Das Drama eines Kindes. Erzählung. — Berlin. S. Fiſcher, Verlag. 1895.

Robert und Moriz Miſch: Miſch-Moſch. Primonerliede und andere Geſchichten. Mit Illuſtrationen von H. Colonus. — Berlin, 1895. Verlag des Bibliographiſchen Bureaus, Alexanderſtraße 2.

Carl Mönckeberg: Illuſionen. Ein Hamburgiſches Drama. — Leipzig. Alfred Janſen. 1895.

Dr. H. Morf: Peſtolozzis Berufswahl und Berufslehre. — Liegnitz, 1895. Druck und Verlag von Carl Seyffarth.

Otfrid Mylius: Bienemanns Erben oder: Das geraubte Teſtament. Lieferung 3 und 4. — Weimar; Verlag der Schriftenvertriebsanſtalt.

Peter Nanſen: Maria. Ein Buch der Liebe. — Berlin, 1895. S. Fiſcher, Verlag.

Nationaldemokratie Von einem Ariſtokraten. — Berlin W. Verlag von Ulrich Kracht. 1895. — Preis 50 Pfg.

Friedrich Nippold: Die jeſuitiſchen Schriftſteller der Gegenwart in Deutſchland. — Leipzig. Verlag von Friedrich Janſa. 1895.

Normannus, Profeſſor der Ethik: Im Namen der Gerechtigkeit! Kritik der Umſturzvorlage. — Berlin, 1895. Verlag von Richard Taendler. W. 10, Friedrich-Wilhelm-Str. 12.

Karl Pröll: Volksfolechismus für den Allgemeinen deutſchen Schulverein zum Schutze des Deutſchtums im Auslande. 2. Auflage. — Berlin. Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. 1895.

Edouard Rod: Im Bann der Sünde. Novelle. — Berlin W. Verlag von Caſſirer & Danziger.

Dr. H. Rody, Pfarrer in Öſtrich am Rhein: Die moderne Litteratur in ihren Beziehungen zu Glaube und Sitte. Randgloſſen zur Umſturzvorlage. — Mainz. Verlag von Franz Kirchheim. 1895.

A. Röder: Der evangeliſch-ſoziale Kongreß in Frankfurt a. Main. (Heft 145 [Band XX. Heft 1] der „Zeitfragen des chriſtl. Volkslebens". Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dieß.) — Stuttgart. Druck und Verlag der Chr. Belſer'ſchen Verlagshandlung. 1895.

Emil F. Rüdebuſch: Freie Menſchen in der Liebe und Ehe. Ein Verſuch, die Menſchen glücklicher und beſſer zu machen. — Mayville, Wis. Selbſtverlag des Verfaſſers. 1895.

Georg Ruſeler: Graf Anton Günther oder Tilly in Oldenburg. Ein hiſtoriſches Schauſpiel in vier Aufzügen aus der Zeit des 30jährigen Krieges. — Varel a. d. Jade. Verlag von J. W. Aequiſtapoce. 1895.

Wilhelm Rußdüldt: Die Antwort auf die ſoziale Frage. — Leipzig. Alfred Janſen. 1895. — Preis 60 Pfg.

Seebers Prophezeiungen vom Welt-Untergang. Geſchrieben von Hagen. — Chemnitz. Verlag von Max Winter, Berndachſtraße 1.

Theodor Stleglitz: Über den Urſprung des Sittlichen und die Formen ſeiner Erſcheinung. — Wien, 1894. Friedrich Beck, Auguſtinergaſſe 8. — Preis 3 Mk.

Heinrich Stümcke: Die Frau Majorin. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Ruſſiſchen des Spoſinsky für die deutſche Bühne bearbeitet. — Verlag von Ed. Reutzel. Berlin W.

Konrad Telmann: Wo liegt die Schuld? Zur Umſturz-Vorlage. — Berlin. Deutſche Schriftſteller-Genoſſenſchaft. 1895. — Preis 60 Pfg.

Oscar Teuber: Refurrexit. Neue Skizzen aus der Kloſterwelt. — Wien. Verlag der Litterariſchen Geſellſchaft. 1895.

Richard Thalen: Des Altares Säulen. Eine Dichtung. — Druck und Verlag von Leonhard Simion. Berlin SW. — Preis 75 Pfg.

Leo Tolſtoi: Der Herr und ſein Knecht. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Wilhelm Henckel. (Bibliothek der Geſamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 848.) — Halle a. S. Druck und Verlag von Otto Hendel. — Preis 25 Pfg.

Tubalkaïn: Een Socialist van edel Bloed. (Didactisch drama in vijf bedrijven). — Amſterdam, 1895. J. F. Sikken.

Hermine Villinger: Kleine Lebensbilder. Geſchichten. — Verlag von Adolf Bonz & Comp. Stuttgart. — Preis Mk. 3 60.

☛ Wir bitten ſämtliche Manuſkript-, Bücher- etc. Sendungen ausſchließlich an den Verlag der „Geſellſchaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Geſellſchaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Freytag

Die Gesellschaft.

Juni 1895.

Inhalt:

Bildnis von Gustav Freytag.

	Seite
Schmidt, Dr. Karl, Reich oder Volk?	735
Steiger, Edgar, Gustav Freytag	750
Unser Dichteralbum:	
Falke, Gustav, Skål!	753
Steger, Gottlieb, Heldenfahrt	754
Walling, Günther, Auf ewig	755
Lessing, Theodor, Aus alten Blättern	757
Nitschke, Anna, Abends	760
Heß, Eduard, Prozession	760
Aus dem Mittelalter	761
Meyer-Brenner, E., Schaul Schaul	761
Klings, Carl, Die Mausefalle	761
Seek, Walter, Gedichte in Prosa	763
Nisle, Charlotte, Die tote Katze	765
Langmann, Philipp, Die vier Gewinner	771
Heid, Adam, Frieda Schey	789
Merwin, Peter, Die Krämerseele, die nie stirbt	791
Ritter, H., Ein Zwiegespräch	798
Warum muß man in Preußen ernstlich davor warnen, sich dem höheren Lehrfache zu widmen. Von einem preußischen Oberlehrer	804
Harlan, Walter, Der Ironismus, ein Rezept	815
Heinrich, Curt, Schamhaftigkeiten — Schamlosigkeiten	818
d'Attru, Juste, Vision	823
Fels, Max, Aus dem Münchener Kunstleben	827
Häfker, H., Aus dem Berliner Kunstleben	833
Kritik: Romane und Novellen. S. 835. — Lyrik und Epos: S. 839. — Dramen: S. 841. — Soziale Litteratur: S. 845. — Philosophie und Theologie: S. 847. — Neue Zeitschriften: S. 849. — Französische Litteratur: S. 853. — Czechische Litteratur: S. 856. — Neugriechische Litteratur: S. 857. — Bibliographie: S. 860.	

Alle Rechte bezüglich des Inhalts dieser Zeitschrift behält sich die Verlagshandlung ausdrücklich vor.

Abonnementspreis der Gesellschaft pro Quartal (3 Hefte) 4 Mark. Der Einzelpreis des Heftes ist Mark 1,50, eleg. Quartals-Einbanddecken Mark 1,50.

Zur Beachtung. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder die Redaktion noch der Verlag irgendwelche Verbindlichkeit. Honorarforderungen müssen bei der Einsendung von Manuskripten genau genannt werden, die Verlagshandlung muß es ablehnen, sich auf nachträglich geltend gemachte Honoraransprüche einzulassen.

SACHS-VILLATTE

Encyklopädisches Wörterbuch
der französ. und deutschen Sprache.

A. Gr. Ausg.	B. Hand- u. Schul-Ausg.
8. Aufl.	78. Anflage.
Teil I nebst Suppl. 2010 S. geb. 42 M.	Teil I (Frz.-Dentsch): 658 Seiten.
Teil II 2150 S. geb. 42 M.	Teil II (Deutsch-Frz.): 853 Seiten.
	Beide Teile in ein. Band. gebd. 13 M. 50 Pf.
	jed. Teil einzeln geb. 7 M. 25 Pf.

„Sachs-Villatte ist die Krone der in Deutschland erschienenen Wörterbücher. Selten hat ein Werk eine so allgemeine, vielseitige und wohlverdiente Anerkennung gefunden, wie dieses Lexikon."
(Wend, Encyklopäd., p. 179.)

MURET-SANDERS

Encyklopädisches Wörterbuch
der englischen u. deutschen Sprache.

Teil I: Engl.-deutsch von Prof. Dr. Ed. Muret.	Teil II: Dentsch-engl. von Prof. Dr. D. Sanders.

Erscheint seit 1891 in Lieferungen à 1 Mk. 50 Pf.

Der erste Halbband, A—K des ersten Teiles liegt fertig vor.

Preis geb. 21 Mk.

„ . . . . . Ist jedenfalls das hervorragendste Werk der heutigen anglo-germanischen Lexikographie . . ."
(Über Land u. Meer, Stuttgart, Heft 12, 1892.)

Sachs-Villatte bezw. **Muret-Sanders** sind unter allen ähnlichen Werken die neuesten, reichhaltigsten und vollständigsten. Sie sind die einzigen, welche bei jedem Worte angeben: 1. Aussprache, 2. Gross- oder Kleinschreibung, 3. Konjugation und Declination, 4. Stellung der Adjectiva, 5. Etymologie etc. etc.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg.
(Prof. G. Langenscheidt)
Berlin S.W. 46, Halleschestr. 17.

Verlag von **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen.

Feldbriefe 1870/71 von **G. H. Rindfleisch**, weil. preuß. Unterstaatssekretär. Mit Bild des Verfassers und 5 Karten.

4. (Stereotyp-) Auflage 1895. In Geschenkband **Mk. 4,60.**

„Eines der schönsten Erzeugnisse, welche nicht nur die neuere Litteratur, sondern die deutsche Litteratur überhaupt hervorgebracht hat." (Preußische Jahrbücher.) — „Diese Briefe, die der Verfasser an seine Gemahlin schrieb, sind köstlich zu lesen. Man weiß nicht, was an ihnen mehr fesselt, die Schönheit der Sprache, die Glut der Vaterlandsliebe. Glücklich die Frau, die diese Briefe bekommen hat. Wie stolz muß sie auf einen solchen Mann gewesen sein. (Quellwasser 1892.) — „Kaum ein anderes Buch über den letzten Feldzug wird vom rein menschlichen (nicht strategischen) Standpunkt aus diesen Feldbriefen an die Seite zu setzen sein. Sie sind ein monumentum aere perennius des letzten Krieges." (Allg. kons. Monatsschr. 1891.)

* Juni 1895. *

Reich oder Volk?

Von Dr. Karl Schmidt.

(Hannover.)

I.

Wir haben die Repräſentanten des deutſchen Volkes hier im Sacke, nicht die Vertreter, ſondern die Vertretenen; ihr ſollt zunächſt ſehen, was nach vierundzwanzigjährigem Walten des Reichstags aus dem deutſchen Volke geworden iſt, und dann ehrlich ſagen, was es von dem Reichstage wohl zu erwarten hat.

Wir ziehen aus dem dunklen Sacke den Erſten hervor, ſchmeißen ihn aber gleich wieder aus den Händen. Pfui, wie ſtinkt der Kerl nach Schnaps und Schmutz! es iſt ein Vagabund. Für ſolche Leute, ſagt der Gottesmann Malthus, hat der Allerbarmer keinen Tiſch gedeckt, aber auch für ſehr viele andere nicht. Das Chriſtentum proteſtiert gegen den Gottesmann, die neue Sozialwiſſenſchaft auch, aber die alte, die noch gilt, weiß mit dem Lumpenkerl nichts anderes anzufangen, als daß ſie ihm Straſpaläſte baut, um ihn im Winter durchzufüttern. Arbeiten will der Kerl ja nicht. Warum er nicht will, die Frage iſt für unſere Staatsweiſen zu ſchwer.

Wir holen einen Zweiten heraus, den ländlichen Tagelöhner. Von Anſehen iſt er dem Erſten ähnlich, aber — er arbeitet. Er arbeitet vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne und länger, 14—15 Stunden im Sommer, 10—12 im Winter. Dafür bekommt er, wenn er das Glück hatte, in Schleſien, Poſen oder Preußen geboren zu ſein, täglich 1 Mark; 30 Pfennige mehr, 30 Pfennige weniger, je nach der Jahreszeit. Oft werden von dieſem Verdienſt ein halbes Dutzend Kinder ernährt, aber wie! Die

Kinder werden trotzdem teilweise verdienstfähig, werden sogar Soldaten. Aber die Eltern? sie erwartet das schanderhafte ländliche Armenhaus.

Vormals wurde der Landarbeiter zwar von dem Junker arg geschunden, aber ihm waren doch, da der Junker ein Interesse daran hatte, diese Arbeitskraft nicht zu verlieren, Obdach und Nahrung gesichert. Jetzt werden zur Zeit der Feldarbeit „die Hände" gemietet, nach derselben „abgestoßen", d. h. weggeschickt. Und die Arbeits-Saisons sind beträchtlich kürzer geworden, die Arbeitlosigkeit wächst. Warum? das wissen unsere Staatsweisen nicht.

Woher kommt die Sachsengängerei? im Westen giebt es an 2 Mark Tagelohn. Der Sachsengängerei sagt man entsittlichende Wirkung nach, aber wirkt nicht solche Armut auch daheim entsittlichend?

Lassen wir die verschiedenen, sehr verschiedenen Sorten ländlicher Eigentümer für jetzt durch die Finger gleiten, denn die Besprechung des „landwirtschaftlichen Notstandes" würde allein den Raum fordern, der für das Ganze vergönnt ist. Ein Zeichen großer Beschränktheit war es, daß alle diese Sorten bisher an dem gemeinsamen Strange der „Agrarpolitik" zogen, da man den Kuhbauern weis gemacht hatte, sie hätten gleiche Interessen mit den Rübenbaronen. Wahr aber ist, daß die Landwirte größtenteils wirklich „notleidend" sind. Die Hauptursache ist die Hypothek. Der „freie Mann auf eigner Scholle" plagt sich in der Regel nur für den Gläubiger.

Ein anderes Bild: der Industrie-Arbeiter. Muße hat er noch weniger als der ländliche Arbeiter, aber er ist nicht so stumpf wie dieser. Er hat ein Stück Welt gesehen, hat moderne Ideen eingesogen, macht Ansprüche ans Leben. Sein Lohn ist mitunter ansehnlich, selten aber gesichert. Die Genußsucht, die Gründung einer Familie, die Betriebsstockungen stoßen ihn oft ins äußerste Elend. Immer mehr Menschenhände werden durch die Maschine entbehrlich, immer mehr Menschenhände bieten sich an. Dieses und das Bewußtsein, daß das ewige Einerlei seiner Manipulation ihm Leib und Seele frühzeitig verkrüppelt, machen ihn zum Revolutionär. Und das nimmt man ihm übel.

Aber sieh, ein destiger, solider Handwerksmeister, ein Exemplar, das immer seltener wird. Die wohlmeinenden Staatserhalter — es giebt auch heuchlerische — eilen dem Handwerker zu Hilfe, wie dem Landmanne, — mit Phrasen. O, das ist ein so schönes, klangreiches Wort: „Erhaltung des Mittelstandes"! Mit diesem Worte arbeitet man schon seit Jahrzehnten, ja man schwingt sich mit Hilfe der Parlamentsadvokaten zu Thaten auf. Wie in einem Fabriksaale schnurrt und surrt die Gesetzesmanufaktur. Alle zwei Jahre ein neues Gesetz „zur Erhaltung des Mittelstandes", und dieser geht dabei unaufhaltsam zu Grunde.

„Unübersehbar" wird in einem Aktenstück des vorigen Jahres die bestehende Sozialgesetzgebung genannt; mit der Wüste teilt sie noch eine andere Eigenschaft: die Dürre.

Glaubt ihr wirklich, mit Juristengesetzen aufzukommen gegen Wirtschaftsgesetze? Überall, nicht in dem einzelnen Gewerbe, sondern fast in allen, zerstört die Kapitalübermacht die wirtschaftliche und die sittliche Kraft des Mittelstandes. Soll ich etwa noch gar an den Bauschwindel erinnern, diesen rechtskräftigen Betrug, und an sein bekanntestes Opfer, den Meister Seeger?

Wie den Bauersmann bisher noch das stolze Gefühl loyal erhielt, seßhafter Eigentümer zu sein, freier Mann auf eigener Scholle, so den Handwerksmeister das Bewußtsein, Herr zu sein, Gesellen und Lehrjungen zu kommandieren. Wird dieses Herrengefühl noch länger vorhalten, wann es nichts mehr zu beißen giebt?

Der Kaufmann! ein stolzer Name, meistens aber mehr nicht als dies. Die Koncentration der Kapitalien vernichtet den kleinen Handel ebenso wie die kleine Industrie. Und nicht nur die Kapitalien sind koncentriert, sondern auch schon die Waren. Der Bon marché zu Paris verkauft Alles und Jedes, mit ihm ist nicht zu konkurrieren. Darum verfällt der kleine und mittlere Kaufmann der Verarmung oder — dem Schwindel, dem kaufmännischen oder dem sittlichen Bankerott.

Triffst du in einem Landstädtchen noch hier und da einen wohlhabenden Kaufmann, der gewinnt sein Einkommen gewiß aus einer anderen Quelle, nicht aus dem Warenhandel; denn seine bessere Kundschaft wird jetzt von der Großstadt aus bedient. Die Großstadt aber ist das eigentliche Schlachtfeld für das kommerzielle Niederreiten, Einer jagt dem Andern die Kundschaft ab. Annoncenblätter, Annoncensäulen, Annoncenkutschen zeigen das verzweifelte Balgen um die leider schon ziemlich ausgebalgte Kundschaft. Allmählich leuchtet es schon manchem ein, daß wir nicht an Überproduktion leiden, sondern an Unterkonsum, und daß dieser unvermeidlich sich einstellen muß, wo der arbeitlose Erwerb überhand nimmt. Und warum nimmt der arbeitlose Erwerb überhand? Zu schwierig für unsere Staatsweisen.

Versucht es der Kaufmann als Agent, so konkurriert er mit dem pensionierten Offizier oder Beamten, der ihm an Repräsentationsfähigkeit überlegen ist. Auf einen gut situierten Agenten kommt ein Dutzend Lumpe.

Noch ein Kaufmann, aber — nur ein Kommis. Eine gute Reisestelle bekommt er nicht, weil ihm die unverschämte Schnauze fehlt. Als Heringsbändiger hat er eine harte, sehr harte Lehrzeit überstanden, Hände und Füße erfroren; jetzt arbeitet er selbdreißigster als Schreiber auf einem großen Comptoir. Unter 200 Bewerbern hat er das Glückslos gezogen:

10 Mark wöchentlich. Gutbezahlte Beamte braucht das große Comptoir höchstens drei. Jeder ist ja seines Glückes Schmied.

Das Los aller Privatbeamten ist, mit spärlichen Ausnahmen, das gleiche. Riesige Konkurrenz, darum Hungerlohn, darum hilfloses Alter in Sicht. Die ungeheure Zahl der Privatbeamten und solcher, die es in Ermangelung eines Besseren werden möchten, ihre klägliche Bezahlung, ihre vorübergehende oder dauernde Arbeitslosigkeit, kurz ihre Proletarisierung ist eine Gefahr für die allgemeine Sittlichkeit und für den Bestand der öffentlichen Ordnung. Allmählich sieht auch der Blinde, daß die soziale Frage nicht eine bloße Fabrikarbeiterfrage ist. Denn auch der Lehrer mit 810 Mark Jahresgehalt zählt zu den Proletariern, und die Mehrzahl der übrigen Beamten ebenso. Der Trost, daß es in anderen Ländern noch schlechter steht, macht sie nicht satt, schützt ihre Kinder nicht vor den Gefahren des Mangels und der Entsittlichung.

Gehören auch die Offiziere und die höheren Staatsbeamten zum Volke? Sozusagen ja; in Zeiten der Wahlkampagne und bei patriotischen Festen sogar sehr. Man merkt aber die Absicht, und beliebt ist dieser Stand im ganzen nicht. Zum Teil auch aus geschäftlichen Gründen. Der Offiziers- und Beamtenstand Deutschlands ist der ehrenwerteste in der Welt, sein in der Regel tadelloser Wandel und sparsamer Haushalt könnten als Vorbild gelten. Aber an diesem Stande zeigt sich deutlich, daß Sparsamkeit eine private, keine volkswirtschaftliche Tugend ist. Die Söhne müssen ausgebildet, die Töchter ausgestattet werden; da wird gespart, geknausert. Die Offizierskasinos, die Beamten-Konsumvereine sind dem Bürgerstande ein Dorn im Auge. Kurz, der Verzehr, welchen der Geschäftsmann von dem Wehr- und dem Lehr-Stande erwartet, bleibt hinter dieser Erwartung zurück, und das Sprichwort vom „glänzenden Elend" hat eine gewisse Berechtigung.

Wir nähern uns allgemach den oberen Zehntausend. Den Unternehmerstand zeichnet ein neueres Buch mit folgenden Worten: „Hier und da findest Du einen reichen Mann, z. B. Dein Nachbar ist einer. Aber seine Stirn ist gefurcht, seine Kräfte werden notdürftig durch Badekuren aufgefrischt. Er hat eine große Fabrik, aber auch große Sorgen. Heute bleiben ihm, allen Annoncen zum Trotz, die Aufträge aus, morgen nimmt er eine zweite Hypothek auf, übermorgen kann eine Erfindung, zu deren Erwerbung er nicht reich oder schnell genug ist, sein Geschäft ruinieren ... Doch halt! da ist noch ein Zufriedener: er lebt von seinen Renten."

Sollen wir jetzt noch über die Männer der haute finance Parade abnehmen? Sie gehören auch mit zum Volke, ja, wie der Habicht zum Hühnerhofe. Zufriedenheit und Gedeihen ist fast nur noch im arbeitslosen

Erwerb zu finden und bei dem Tributexekutanten, welcher vermittelnd zwiſchen dem Tributforderer und dem Tributzahler ſteht. Beglückendes Verhältnis!

Zum Volke gehört auch das weibliche Geſchlecht, von dieſem nur wenige Worte. Die Frauenerwerbsbeſtrebungen, für welche ſo viele aus kraſſer Unwiſſenheit ſich erwärmen, ſind eitel Thorheit; denn den Segnungen, welche man von ihnen erhofft, ſtehen übermächtig die traurigſten Thatſachen entgegen. Die Beamtentochter nimmt der armen Putzmacherin oder Lehrerin den Verdienſt weg, die Malerin dem Maler; längſt ſchon ſteht dem arbeitſuchenden Manne die Ehefrau, die Schweſter als Konkurrentin gegenüber, und als ſiegreiche; denn ſie arbeitet billiger, und die erforderliche Kraft giebt die Maſchine. Und dabei keine Ausſicht auf Heilung der Proſtitutionspeſt. „Früher hielt man die Proſtitution für notwendig im Intereſſe des Mannes, heute iſt ſie notwendig im Intereſſe der Weiber, denn einer ſehr, ſehr großen Zahl derſelben (der Hälfte ſagen einige) hilft ſie zur Friſtung des Lebens."

Da habt ihr das deutſche Volk, wie es iſt. Warum es ſo iſt, wiſſen unſere Staatsweiſen nicht, ich ſage es auch in anderem Zuſammenhange. Hier handelte es ſich nur darum, dem idealen Bilde das reale gegenüberzuſtellen, denn eure Ideale vom deutſchen Volke und vom deutſchen Reiche habt ihr aus den Köpfen weniger Edler, vieler Schwärmer, ſehr vieler Phraſendreſcher entnommen, welchen allen das wahrheitsgetreue Bild fremd iſt.

Wer nun aber glaubt, ich übertreibe, dem ſchicke ich meinen Anwalt. Mein Anwalt iſt die Statiſtik.

Solches Material — es war damals noch nicht ganz ſo ſchlecht — hat man vor vierundzwanzig Jahren in den prunkvollen Rahmen des deutſchen Reiches gefaßt; der Rahmen war ja und iſt noch heute für gar viele die Hauptſache. Aus dieſem Materiale kann man, wenn es ſtille hält, noch eine Zeit lang das Geld und die Soldaten nehmen, deren der Rahmen bedarf; in abſehbarer Zeit werden Rahmen und Material zu Grunde gehen. Nur unſere bezahlten Lobhudler bezweifeln das noch.

Vom deutſchen Reiche wird jetzt die Rede ſein, und natürlich muß jetzt auch der ſogenannte „Reichsfeind" zu Worte kommen, denn das Treitſchke-Gekreiſch und die ſonſtigen Lobpreiſungen des deutſchen Reiches haben wir ſeit vierundzwanzig Jahren faſt ausſchließlich zu hören bekommen.

II.

Deutſchland iſt ein Einheitsſtaat nie geweſen und kann es auf die Dauer nie ſein. Die Verſuche, es dazu künſtlich zu machen, ſcheiterten nicht nur an der ſpröden Verſchiedenheit der Stämme, deren keiner den

andern dauernd unterjochen konnte, sondern zumeist an den von Natur gegebenen Verhältnissen des Landes. Als natürliche Grenzen hat Deutschland nur die zwei nördlichen Meere und die Alpen; die Westgrenze ist unbestimmt, die östliche noch weit mehr. Einen Centralpunkt, von welchem ein starker nationaler Herzschlag ausgehen könnte, hat es sich nicht geschaffen. Nicht nur geschichtliche, sondern schon geographische Hindernisse standen entgegen. Die deutschen Mittelgebirge, mit schwachen Gewässern und schwieriger Kommunikation, luden dazu nicht ein. Donau und Rhein, die zwei mächtigsten Ströme, gehen in fast entgegengesetzter Richtung nach verschiedenen Meeren und zeigen dadurch, daß die Zielpunkte deutscher Politik die gleichen nicht sein konnten. Der Parallelismus der norddeutschen Ströme schuf naturgemäß eine Anzahl rivalisierender Landschaften und Städte, kein dominierendes Centrum. Erst in neuester Zeit hat man dem kunstgeschaffenen Spree-Babel diese Rolle künstlich zugeteilt, aber diese Hauptstadt liegt außerhalb des eigentlichen Deutschland.

Jeder der norddeutschen Ströme bekommt seinen stärksten weitgreifendsten Zufluß von Osten, hat also im Osten sein Hinterland und Entwickelungsgebiet. Dieser Umstand forderte, mehr noch als die Überlegenheit des Deutschen über den Slaven, die Sachsen auf, zuerst über Obersachsen und Brandenburg, dann weiter und weiter nach Osten sich erobernd und kolonisierend auszubreiten. Die Mark Brandenburg, der deutsche Orden, der Schwertbrüderorden waren Militärkolonien, denen des alten Rom ähnlich. Sie vollzogen die historische Mission, germanische Kultur nach dem slavischen Nordosten zu tragen, bis der „deutsche Beruf Preußens" es verdienstvoller und leichter fand, den deutschen Westen zu civilisieren.

Ein Wahrzeichen der deutschen Kolonisation ist das Magdeburger Recht in den Städten Polens.

Ferner: Deutschland ist durch die Offenheit seiner Grenzen, durch seine centrale Lage, auch durch das gemäßigte sinnige Temperament seiner Einwohner, das natürliche Herz Europas, in welchem alle Venen und Arterien des Kontinents münden. Mehr als in irgend einem anderen europäischen Lande verlaufen sich in Deutschland die inneren Angelegenheiten in die des gesamten Kontinentes. Das Bild von den Venen und Arterien zeichnet die aktive und passive Teilnahme Deutschlands an allen Veränderungen in Europa. Wie der Herzschlag deutschen Lebens bis in die fernsten Glieder des Erdteils empfunden wird, so wirken auch alle großen Veränderungen in der Peripherie notwendig auf Deutschlands Verhältnisse ein. Der universelle Charakter des deutschen Lebens ist also von Natur gegeben und wird allen Künsten zum Trotz nicht vergehen, so lange Deutschland von einem tauglichen Volke bewohnt wird. Es war nicht bloßer Zufall, daß das

Imperium Romanum, das heilige Römiſche Reich, in Deutſchland entſtand und ſeinen Sitz nahm. Dieſes „Reich“ ſollte niemals ein national oder territorial begrenztes ſein, ſondern die Obmacht der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit.

Die Frage, ob denn das neue deutſche Reich von heute ein abgeſchloſſener Einheitsſtaat ſein könne und dürfe, erledigt ſich ſchon aus dem Geſagten. Den Nationalſtaat verbieten die offenen und willkürlich gezogenen Grenzen, welche deutſches Volk aus- und fremdes einſchließen, die mannigfachen geographiſchen und wirtſchaftlichen Berührungspunkte mit vielerlei Nachbarn, der moderne Zeitgeiſt, endlich der Geiſt des wahren Chriſtentums. Ein National-Deutſchland müßte beſtändig in Waffen ſtrotzen und dieſer Laſt zuletzt erliegen. Den Einheitsſtaat verbieten die nämlichen Beſonderheiten, der Mangel eines natürlichen Centrums, die ſtarke, beſtändig wachſende Renitenz der lebensfähigen Glieder.

Was nützt alle durch Pergamente und Armeecorps aufgezwungene Einheit, wo die innere Einheit fehlt! Eine abſtruſe Idee, aus dem Vaterlande eines Humboldt und Ritter einen centraliſierten Nationalſtaat machen zu wollen. Unter Vernachläſſigung der natürlichen Grundlagen einen Staat aus Idealen zu ſchaffen, geht nun einmal nicht; denn die Menſchen wohnen auf ihrem Boden, und dieſer ſchreibt ihnen die Lebensbedingungen vor.

Aber wie kam die nationale Begeiſterung auf jene abſtruſe Idee?

Das Dogma vom nationalen Einheitsſtaat, welches trotz ſchwerſter Enttäuſchungen immer noch feſt in vielen Köpfen ſitzt, iſt das Ergebnis der hiſtoriſchen Entwickelung Deutſchlands. Bei dem Worte hiſtoriſch iſt nicht bloß an Genealogien, Schlachten, Verträge und Grenzverſchiebungen zu denken, ſondern vorzugsweiſe auch an innere Kultur. Daß der Ruf nach Vaterland, Einheit, Macht ſo gewaltig erſcholl, war zunächſt die Reaktionsfolge des Jahrhunderte andauernden unbeſchreiblichen Elends, in welchem das deutſche Volk den Verluſt der hohen Güter Vaterland, Einheit, Macht ſo ſchmerzlich zu beklagen hatte. Dann aber erſcholl der Preis der wiedererrungenen Güter viel lauter noch und andauernder, als natürlich geweſen wäre, weil die anerzogene deutſche Bedientenhaftigkeit jetzt ein Objekt gefunden hatte, welchem ſie eine anſtändigere und idealere Anbetung weihen konnte als vormals den 30 Landesvätern, und in Bismarck einen Heros, welcher jene Güter imponierend verkörperte; endlich weil der Patriotismus jetzt protegiert und fabriziert und darum Mode und Geſchäft wurde. Der ordinärſte Schubiak, der geſinnungsloſeſte Streber machte jetzt in Patriotismus, und meiſt mit Erfolg. Wer auf 50 durchlebte Jahre zurückblicken kann, der weiß, ſeit wann, warum und mit welchen Mitteln in Nationalität fabrikmäßig gearbeitet wurde; wer jünger iſt, laſſe ſich's erzählen. In meiner Jugend galt der Nationalitätsduſel als Kinderkrankheit.

Eine dritte Seite unſerer kulturgeſchichtlichen Entwickelung erklärt, warum bei der plötzlich raſchen Neugeſtaltung unſerer politiſchen Verhältniſſe die Kritik der Sachkundigen und Nüchternen — es waren deren nicht viele — faſt garnicht zum Wort, ganz und gar nicht zur Geltung kam. Es iſt der „Idealismus", auf deutſch die Abwendung von der thatſächlichen Wirklichkeit. In hochgerühmten recht zweckwidrigen Schulen mit Altem ſtatt mit Neuem, mit Worten ſtatt mit Sachen aufgenährt, warf ſich das hypertrophiſche Gehirn der Landsleute Friedrich Fröbels auf die salva venia Wiſſenſchaft.

Gewohnt, ſeine „Kenntniſſe" aus den Wolken zu nehmen, mit heilloſem Reſpekt vor dem Corpus juris und anderen uralten Schmökern erfüllt, von der wechſelſeitigen Beräucherung der akademiſchen Größen ganz benebelt, vergaß der deutſche Michel, daß die „Wiſſenſchaft" nicht nur Bildungen, ſondern auch Mißbildungen ſchafft, und nahm Leute wie Stahl, Mohl, Gneiſt und gar Bennigſen für Politiker, nahm auch die Kunſtſchöpfung des deutſchen Reichs für ein kritiklos zu bewunderndes Meiſterwerk.

Michel hat jetzt das Deutſche Reich, den nationalen, einheitlichen, mächtigen Staat, den er ſich erſehnte. Deutſch, einig, mächtig, mehr verlangt er nicht — nur etwa noch Kolonien als Troddelwerk um den Rahmen. Das Volk iſt ihm ein abſtrakter Begriff, er ſteht ja, als Gebildeter, über dem Volke; ob und wie das Volk ſeine Nahrung gewinnt, das iſt ja nicht ſein Fach.

Der ſtolze Bau muß aber auch ſein Fundament haben. Der vertreitſchkete Michel nimmt den Preußiſchen Staat für das Fundament des Deutſchen Reiches. Sehen wir uns darum das Fundament dieſes Fundaments ein wenig an, zunächſt ganz von außen.

Daß der brandenburgiſch-preußiſche Staat ſich von der Mark aus durch Eroberung und Koloniſation von Slavenländern nach Nordoſten hin entwickelte, iſt ſchon geſagt. Nur der klägliche Zuſtand im eigentlichen Deutſchland gab ihm ſpäter die Möglichkeit und den Impuls, dieſe natürliche Richtung ſeiner Politik zu ändern. Deutſchland war längſt in 300 Stücke zerſplittert, die feudale Staatenbildung, welche durch Eroberung, Erbſchaft, Vertrag zuſammenkoppelte, was einander fremd, und auseinanderriß, was zuſammengehörig war, hatte immer mehr das abſolutiſtiſche Gepräge angenommen nach dem Grundſatz: l'état c'est moi. Natürliche Volksintereſſen wurden nicht beachtet, die Landſtände ganz beſeitigt oder mißachtet. Der Habsburgiſche Kaiſer, mit Franzoſen- und Türkenkriegen beſchäftigt, wurde mehr als Feind, denn als Oberherr betrachtet, teils infolge der Kirchenſpaltung, teils infolge der undeutſchen Großmachtspolitik der Öſterreicher, welche „das Reich" nur auszubeuten trachtete. Warum ſollte nicht auch der Preuße das Reich als eine ſchlechtbeſchützte gute Beute betrachten?

Der dreißigjährige Krieg hatte die Ohnmacht des Reiches vollendet

und verewigt, hatte das deutſche Volk in unſägliche Erniedrigung und Entſittlichung geſtürzt. Da begann, unter Benutzung dieſer troſtloſen Zuſtände, das Vorbild aller Partikulariſten, der große Kurfürſt, welcher die vergrößerte Mark Brandenburg und das Herzogtum Preußen in ſeiner Hand vereingte, durch Teilnahme am dreißigjährigen Kriege einen Teil von Pommern und mehrere ſäkulariſierte Herrſchaften, durch Erbſchaft beträchtliche Gebiete in Rheinland und Weſtfalen erworben hatte, eine der bisherigen natürlichen entgegengeſetzte Politik. Machtentfaltung und Machterweiterung in Deutſchland, auf Koſten deutſcher Reichsſtände, wurde von jetzt an das Ziel der brandenburg-preußiſchen Politik. Denn Deutſchland war ohnmächtig, Schweden und Polen waren mächtig und Rußland ſpäter noch mehr. Patriotiſch war das nicht, ſchien aber zweckmäßig. Aus alten und neuen durch ganz Norddeutſchland zerſtreuten und nordöſtlich über dasſelbe hinausreichenden Gebietsteilen ſchuf Friedrich Wilhelm den militäriſchen Einheitsſtaat.

Seitdem war und blieb Preußen — ſo hieß dieſer Einheitsſtaat ſeit der Erhebung zum Königreiche, die Schlupfweſpe, welche die Raupe ausfrißt, und der Militärſtaat par excellence. Die ſpäteren Kriege und anderen Staatshandlungen Preußens ſind einfach die Fortführung der von dem großen Kurfürſten begonnenen Staatskunſt. Ihre äußeren Erfolge gaben dem heutigen preußiſchen Staate und dem von ihm begründeten deutſchen Reiche die materielle Grundlage, ſoweit die Regierung, die Armee und der Fiskus in Betracht kommen. Das Volk braucht andere materielle Grundlagen.

Auch an ideellen Grundlagen fehlte es nicht. Ganz vornehmlich Preußen hat das Verdienſt, die Franzoſenherrſchaft gebrochen zu haben. Der patriotiſche und kriegeriſche Sinn aller Deutſchen erblickte mit Grund ſein Ideal in Preußen.

Aber dieſer Ruhm war nicht der einzige, den ſich Preußen erwarb. Auch in der Adminiſtration war es den übrigen deutſchen Staaten ein Vorbild. Der preußiſche Beamte iſt mindeſtens gleich ehrenwert und ſtolz wie der preußiſche Krieger. Dieſer berechtigte Nimbus erweiterte ſich noch, wiewohl nicht mit gleicher Berechtigung: Preußen wurde der Staat der Intelligenz, Berlin wurde Spree-Athen genannt. Das Dogma von der Überlegenheit der Preußen über die anderen Deutſchen wird noch heute gelehrt; in der That haben die Preußen eine vollkommenere Dreſſur.

Der Vergleich zwiſchen den beiden um die Hegemonie ringenden Mächten, welcher faſt überall zu Preußens Gunſten ausfiel, trug am meiſten dazu bei, dem preußiſchen Staate und preußiſchen Weſen eine gewiſſe Popularität zu ſchaffen. Preußiſch oder öſterreichiſch? ſchien ja die einzige Alternative.

Das berechtigte Streben nach deutſcher Einheit zu der Idee eines

deutſchen Bundes oder Reiches mit Preußen an der Spitze zu geſtalten, halfen, wie geſagt, namentlich auch die Gelehrten, die Philoſophen und Juriſten.

Alte Theorien von der römiſchen patria, neue vom chriſtlichen Rechtsſtaat u. dergl., deren Träger mit wenigen Ausnahmen (Rodbertus) von wirtſchaftlichen Dingen keine Ahnung hatten, auch nicht imſtande waren, zu prüfen, ob die gegebenen Verhältniſſe Deutſchlands ihrem Idealſtaate ſich anpaſſen könnten oder nicht, ſchufen den Gothaismus, und von dem Programme bis zur Ausführung bedurfte es eben nur der wuchtigen und — glücklichen Waffenentſcheidung.

Jetzt haben wir ſeit vierundzwanzig Jahren das neue „Deutſche Reich“. Dieſe Prüfungszeit, die das Phantaſiegebilde ausgehalten hat, erachte ich für hinreichend zu einem ſachlichen Urteil.

Nach außen ſtarrt ganz Europa in Waffen, ärger und auch unheilbarer als je zuvor.

Nach innen? Faſt niemand iſt ſeines Lebens froh, denn mit Ausnahme der höheren Beamten und der Rentner iſt faſt niemand ſeines Erwerbs ſicher. Die Zahl derjenigen, die ſich mit dem Glanz der Kaiſerkrone, der Reichsfahne, der Wappen und Paraden über das allgemeine Elend hinwegtröſten, wird immer dünner; die Zahl der Unzufriedenen mehrt ſich gewaltig und reißend ſchnell. Der Partikularismus wächſt, Sozialismus und Anarchismus desgleichen; ſchon fängt auch die ſtumpfe Landbevölkerung an zu gähren; und daß der Antiſemitismus, anfangs ein Kind der Reaktion, ſich mehr und mehr zu einem revolutionären Wirtſchaftsprogramm geſtaltet, iſt ſchon deutlich zu ſehen.

Toaſtierende Stützen des Staates ſind noch zahlreich und ſehr laut; aber das waren ſie auch vor der Kataſtrophe von Jena.

III.

Daß der deutſche Einheitsſtaat, das „deutſche Reich“, eine zweckmäßige, lebensfähige Schöpfung nicht iſt, kann nach obigen Andeutungen jeder ſich ſelbſt ſagen. Aber mehr. Auch ſchon der preußiſche Einheitsſtaat iſt nur eine Kunſtſchöpfung und auf die Dauer ein Unding. Denn er iſt ein Produkt rückſtändiger dynaſtiſcher Politik, ein Prokruſtesbette, dem einen zu lang, dem anderen zu kurz. Wie kann man den Trierer, den Wittenberger, den Danziger und den ſchleſiſchen Polacken, ſo grundverſchieden nach Bildungsſtand und materiellen Bedürfniſſen, von Berlin aus nach gleichen Prinzipien und gleichen Geſetzen regieren! Die jetzt ſo häufig gebrauchten Ausdrücke Oſtelbien und Weſtelbien, ja ſchon das eine Wort Sachſengängerei genügen als Beweis.

Der Lösung der deutschen Frage muß die Lösung der preußischen Frage vorausgehen, und es ist nicht zu viel gesagt: wäre es nötig, daß Preußen unterginge, damit nicht Deutschland verkümmert, es müßte untergehen.

Aber es ist nicht nötig. Nur die machtgeborene Centralisations- und Uniformierungs-Idee muß untergehen, die föderalistische Idee muß in elfter Stunde zur Geltung kommen. Sie ist das Lebensprinzip, auf welches von Anbeginn alles deutsche Wesen abzielt. Lebenschaffend, nicht zerstörend ist dieses Prinzip, erhaltend ist es. Stellt auch der preußische Einheitsstaat, geschaffen durch eine rückständige, unnatürliche Politik, als ein verfehlter Organismus sich dar, so ist doch das ostelbische Altpreußen eine organische, lebensfähige Schöpfung, ein wertvolles Glied Gesamtdeutschlands; nur das Herz desselben kann es unmöglich sein.

Die Geographie und die Volkswirtschaft zeigen, daß in den östlichen Provinzen die Lebensbedingungen und die Lebensinteressen ziemlich die gleichen sind. Es ist ein ackerbautreibendes Volk germanisierter Slaven, als Gutsbesitzer und Tagelöhner, als Offiziere und Soldaten geboren, in diesen Verhältnissen eingelebt und bis jetzt nicht aus denselben herausgewachsen, ein genügsames, fügsames, unterwürfiges Material, welches nicht gebessert, sondern nur verdorben werden kann durch die Umstürzler im Westen. Kurz, Altpreußen ist ein homogenes, natürlich entstandenes Kolonialland. Neupreußen, von Sachsen inklusive westlich, ist ein von Altpreußen wesentlich verschiedenes, auch in sich durchaus nicht homogenes Gebiet, welches durch Eroberung und Erbschaft gewonnen wurde, in welchem das Menscheninventar angegliedert, in Eid genommen und eingeteilt wurde, wie es gerade sich traf, wobei man das natürlich Zusammengewachsene auseinander riß, das Zusammengewürfelte bureaukratisch organisierte. Westfalen, sagt ein Spaßvogel, hat nichts Gemeinsames als das Oberpräsidium und das Provinzial-Irrenhaus. Mit mindestens gleicher Berechtigung kann man das auch von der Provinz Sachsen sagen. Daß trotzdem die westlichen Teile verhältnismäßig besser prosperieren als die östlichen, ergiebt sich nicht nur aus der natürlichen Öde und Armut der letzteren und den noch fast mittelalterlichen Sozialverhältnissen dort, sondern zumeist aus jener widernatürlichen Politik, welche im Widerspruch mit der geschichtlichen Mission Brandenburg-Preußens gegen Rußland gehorsamst zurückwich, um nach Westen hin Land und Glanz zu gewinnen. Das Vordringen Rußlands in den Polenländern, die schmachvolle russische Grenzsperre schnürte der altpreußischen Wirtschaftsentwickelung den Hals zu; Verarmung war die unausbleibliche Folge. Die materiellen Interessen der Ostprovinzen wurden stets und werden noch heute der Großmacht-Gloire und der Russenfreundschaft aufgeopfert.

Preußens deutſcher Beruf war nicht, trotz Treitſchke und Konſorten, Deutſchland zu verſchlucken und zu verdauen, was es nie können wird, ſondern deutſche Kultur nach Nordoſten zu tragen. Verzichtet Preußen, freiwillig oder gezwungen, auf die Verſpeiſung Deutſchlands, ſo können ſeine verſchiedenartigen Teile ſehr wohl unter dem gleichen Könige gedeihen, nur nicht unter der gleichen Schablone.

Den nämlichen geſchichtlichen Beruf wie die Mark Brandenburg hatte die Oſtmark (Erzherzogtum Öſterreich): Donauabwärts deutſche Kultur auszubreiten. Dieſe Grenzmark, als ſolche natürlich mit größerer Streitmacht und größerer Selbſtändigkeit ausgeſtattet, namentlich aber von der civiliſatoriſchen Überlegenheit der deutſchen Nation getragen, außerdem gefördert durch glückliche Kriege und noch viel glücklichere Erbverträge, wuchs früher ſchneller und umfangreicher als Preußen zu einer großen europäiſchen Macht heran.

Wer ſieht nicht das Übereinſtimmende zwiſchen der preußiſchen und der öſterreichiſchen Entwickelung? Ein deutſches Grenzland wird durch Vergrößerung nach außen ein europäiſcher Großſtaat mit ſelbſtändiger Macht und ſelbſtändiger Politik. Das Grenzland bleibt aber im Reichsverbande, und dieſes Verhältnis giebt der neuen Großmacht Anlaß, die Vorherrſchaft in dem zerfallenden Reiche zu erſtreben, das übrige Deutſchland, das alte und eigentliche, nur als gute Beute, als auszunutzendes Neben-Inventar zu behandeln. Aber wäre es gelungen, dieſes alte eigentliche Deutſchland zu einem lebenskräftigen politiſchen Körper zu formieren, ſo fiel die Rivalität zwiſchen Preußen und Öſterreich weg, und ergab ſich faſt von ſelbſt die naturgemäße, von der Geographie und der Geſchichtsentwickelung geforderte föderative Geſtaltung Mitteleuropas. Ich ſage nicht Deutſchlands, denn ſolche naturgemäße föderative Entwickelung ſchuf etwas Beſſeres als das Ideal der Bennigſen und Treitſchke, ſchuf ohne Mühe, ohne Länderverheerung und Menſchenvertierung durch dreißigjährige, ſiebenjährige und Erbfolge-Kriege, eine gewaltige, friedenſichernde Vormacht der abendländiſchen Chriſtenheit, das Ideal der Edelſten im deutſchen Mittelalter, das Gegenteil von dem, das wir jetzt erſungen und erkämpft haben und an dem wir zu Grunde gehen.

Der große Leibniz hat die verbeſſerte Neugeſtaltung des heiligen römiſchen Reiches, die föderative Organiſation Mitteleuropas genial ahnend entwickelt; die Vorſchläge, welche Stein und Hardenberg dem Wiener Kongreß unterbreiteten, liefen faſt auf das Gleiche hinaus; vor einem Menſchenalter hat Conſtantin Frantz die Leibnizſche Idee von neuem geiſtvoll dargelegt und beredt befürwortet. Aber von dieſer lebenſchaffenden Idee wurde keine Notiz genommen; der preußiſche Geiſt liebt das Geniale

nicht, er zog das juriſtiſche Spintiſieren der Stahl, Mohl und Gneiſt vor. Es giebt Leute, welche trotz aller akademiſchen Studien, vielmehr weil ſie vom Studium zum wirklichen Leben keine Brücke wiſſen, ſtets nur durch harte Erfahrungen klug werden.

Der Kern der von Leibniz, Hardenberg und Stein, von Frantz u. a. vertretenen Föderations-Idee iſt folgender. Das eigentliche alte Deutſchland und die beiden aus ihm herausgewachſenen Großmächte bilden eine friedeſichernde Trias-Konföderation, ſchon an ſich mächtig genug, die Vormacht der abendländiſchen Chriſtenheit in Wahrheit zu ſein, noch mächtiger durch ihre Koloniſations-Aufgaben. Preußen fällt die Aufgabe zu, ſein Koloniſationswerk nach Nordoſten fortzuführen, die Ruſſen aus den Stromgebieten der oſtdeutſchen Flüſſe wegzudrängen, Polen als neues ſelbſtändiges Außenglied der Konföderation hinzuzugewinnen. (Polen iſt ja gegen beſchworenen Vertrag von Rußland inkorporiert worden.) Das iſt Preußens deutſcher Beruf.

Öſterreichs Aufgabe iſt, deutſche Kultur bis ans Schwarze Meer zu tragen, wozu freilich der Landwirt und der Gewerbsmann geſchickter ſind als der Kapuziner; die Balkanländer der chriſtlichen Kultur zurückzugewinnen, nur nicht einer mittelalterlich-pfäffiſchen. Auch das verlangt das Geiſteswehen der Neuzeit, daß dort im Südoſten ſelbſtändige Außenglieder entſtehen, die ja weder von Peſt noch von Wien aus zweckmäßig regiert werden können.

Das alte Deutſchland, in ſich wieder föderativ gegliedert, wobei das durch Perſonal-Union mit Altpreußen verbundene Neupreußen ein hervorragendes Glied wäre, würde durch freie, vernünftige Wirtſchaftsordnung und durch den unaufhaltſamen natürlichen Zug der Wirtſchaftsintereſſen eine derartige Anziehung auf die ſelbſtändigen Nachbarländer (Schweiz, Niederlande) ausüben, daß auch dieſe als ſelbſtändige Außenglieder ſich der mitteleuropäiſchen Konföderation anſchlöſſen.

Dieſer Staatenbund (ich brauche abſichtlich dieſes in den Augen unſerer Weiſen verächtliche Wort) hätte dann, richtige Behandlung der Wirtſchaftsfragen vorausgeſetzt, eine ſolche Einheit und eine ſolche Defenſivkraft, daß er weder von Italien noch von Skandinavien, weder von Frankreich noch von Rußland etwas zu fürchten hätte. Der Wahn, die Waffenüberlaſtung ſei ein Opfer, das der Sicherheit Europas — ſchön ironiſche Phraſe — gebracht werden müſſe, ſchon heute von Vernünftigen nicht mehr geglaubt, würde dann völlig verſchwinden. Ein ſtehendes Heer, viel kleiner als das preußiſch-deutſche Heer von heute, würde dann für die ganze mitteleuropäiſche Konföderation hinreichen. Der Militärſport könnte ſich mehr auf die Bleiſoldaten werfen.

Daß das heutige Großmachtsyſtem unchriſtlich und unhaltbar ſei, iſt ſchon hundert Mal geſagt worden. Herum im Kreis, von Mordſucht heiß, lagern ſich die greulichen Katzen — und Adler. Der Ideale bar, ringen dieſe chriſtlichen Großmächte, echt chriſtlich, nur nach Macht; mit dem äußeren Schimmer der Macht müſſen ſie ſich begnügen, denn die Kriegsrüſtung, weit mehr noch die verkehrte Rechts- und Wirtſchaftsordnung, erdrückt den vom Kapitalismus ausgefreſſenen Körper.

Es hat nicht an Männern gefehlt, welche den Staat — immer den Staat, vom Sozialkörper war nicht die Rede — idealer zu geſtalten ſuchten; aber immer konſtruierte man aus Ideen ein Nebelbild, den „Staat an ſich“ den „Rechtsſtaat“, den „Nationalſtaat“, den „chriſtlichen Staat“, den „evangeliſchen Staat“. Warum ſchufen talentvolle gelehrte Männer ſolche Nebelbilder? warum? weil man von naturwiſſenſchaftlicher Weltanſchauung keine Ahnung hatte.

Der Menſch und der Boden, auf welchem und von welchem er lebt, iſt der einzig richtige Ausgangspunkt jeder geſunden Politik, aber weder das theologiſche, noch das philoſophiſche Zeitalter wollte ſich mit ſolchen Kleinigkeiten abgeben. Nun, das philoſophiſche Zeitalter iſt jetzt zu abgelebt, um noch geſunde Kinder zu zeugen; wir treten in das naturwiſſenſchaftliche ein, allen Prieſtern, Kriegern und Juriſten zum Trotz. Vollzieht ſich dieſer Übergang friedlich, was jetzt in elfter Stunde noch möglich iſt, dann um ſo beſſer; aber vollziehen wird er ſich, trotz Zedlitz, v. Köller und Größeren. Dann werden die politiſchen Bauten nicht mehr von Juriſten auf dem Gothaiſchen Kalender, nicht mehr von Philoſophen auf den Wolken, ſondern von zeitverſtändigen praktiſchen Männern auf den Bedürfniſſen des Volkes konſtruiert werden, und dann wird auch dieſes Volk nicht ferner aus Tributforderern, Tributexekutanten und Laſttieren beſtehen. Raum für alle hat die Erde, Nahrung für alle hat ſie auch, überreichlich. Das beweiſen George, Stöpel, Dühring, Flürſcheim, Hertzka u. a. —

„Ein wütender Umſtürzler!“ rufen da die Staatserhalter, die Palliativmänner, welche dem in den Grundfeſten wankenden Bau alle zwei Jahre ein anderes Dächlein mit anderem Fähnlein aufſetzen wollen. Ihr Blinden wißt weder, was Staatserhaltung, noch was Umſturz iſt. Nein, nichts gebe ich auf „der Einzige und ſein Eigentum“, nichts auf den Zukunftsſtaat der Sozialdemokraten, obwohl ihn Eugen Richter „widerlegt“, nichts auf den Bund der Landwirte, nichts auf das Gezänk der Anti und der Antianti, nichts auf den Kampf zwiſchen Freihandel und Schutzzoll, — denn wenn die heutige Rechts- und Wirtſchafts-Ordnung dauert, geht die Mehrzahl bei Schutzzoll wie bei Freihandel zu Grunde, — nichts auf Reichstag und Landtag, — denn die große Mehrzahl der Reichs- und Landboten

kennt nichts als kurzsichtige Interessen, welche sehr oft nicht einmal die Interessen ihrer Wähler sind. Fast das ganze Rechnen und Reden unserer Parlamentarier dreht sich um nebensächliche und rückständige Dinge; von der Krankheit unseres Volkes, unserer Zeit wissen diese ausgewählten Männer fast nichts. Lernen, dann erst lehren! muß man ihnen zurufen.

Republik oder Monarchie? auch diese Frage läßt mich ziemlich gleichgültig, denn das ist Hazard. Gegen die Republik spricht, selbst abgesehen von unserer allgemeinen großen Unwissenheit in den politischen Kardinalfragen, das Wort „die Mehrheit ist der Unsinn"; gegen die Monarchie spricht, daß dem Herrscher eine Binde um die Augen gelegt wird, ich meine nicht durch die Konstitution, die z. B. bei uns nicht viel zu bedeuten hat, sondern vielmehr durch die Ratgeber und Höflinge. Wäre das nicht, dann würde ich mit Lassalle ausrufen: Nichts hat eine schönere Zukunft als das soziale Königtum.

Revolutionen sind stets von oben gemacht worden. Dieses wahre Wort ließe wohl eine tröstliche Deutung zu. Das soziale Königtum ist möglich, aber nur durch einen Monarchen, der der sozialen Frage in den innersten Kern geblickt hätte. Das lernt man freilich nicht auf Jagden und Paraden. Und wer nähme dem Monarchen die Binde von den Augen? Sie haben Mosen und die Propheten, George, Dühring und Hertzka; hören sie diese nicht, so werden sie auch nicht glauben, — bis man Cäsars Säule türmt.

Das Wort „sozial" ist noch immer, trotz Wagner, Schäffle u. a., Popanz und Schimpfwort. M. v. Egidy sollte das klare, scharfe Wort sprechen: Der Sozialismus ist das Christentum.

Warum sind wir nicht Christen, höchstens Maulchristen? Weil der Kapitalismus uns unmöglich macht, christlich gegen einander zu handeln. Und woher stammt der Kapitalismus? er entstammt unserem römischen Eigentumsrechte, welches alles und jedes, den Erdboden und seine Bewohner, zur feilen Ware macht. Echt heidnisch!

Das Christentum ist die Brotfrage, die Brotfrage ist die Rechtsfrage. So lange diese nicht gelöst ist, wird man sich um die Lösung der preußischen und der deutschen Frage umsonst bemühen, denn so lange haben wir für den besten politischen Rahmen so wenig eine würdige Füllung wie für den gegenwärtigen; so lange haben wir kein christliches deutsches Volk, sondern nur eine widrige Jauche von einander verschlingenden Tributforderern, Tributexekutanten und Tributzahlern. So lange ist es auch ganz gleichgültig, ob dieses Gewimmel vertierter Gleißner Volk, Bund oder Reich heißt.

Gustav Freytag.

Von Edgar Steiger.
(Leipzig.)

Kein Großer unter den Großen, wohl aber ein Größter unter den Kleinen war der Mann, der am Abend des 30. April zu Siebleben die Augen ſchloß. Seiner Dichtung, die von Anfang an mit der Erdſcholle ſeiner Heimat aufs Innigſte verwachſen war, fehlt die ſtürmiſche Leidenſchaft und die erſchütternde Tragik; aber gerade darum wurde der ſchleſiſche Poet der Lieblingsdichter des deutſchen Bürgertums der ſechziger und ſiebziger Jahre. Es fühlte mit Recht, daß hier Fleiſch von ſeinem Fleiſche und Geiſt von ſeinem Geiſte ſei. Und in der That, wer Freytag kritiſch würdigen will, darf nie vergeſſen, daß der Dichter aus dem Milieu des gebildeten Mittelſtandes herausgewachſen iſt. Daher die ſittliche Tüchtigkeit und die ſittliche Beſchränktheit ſeiner Weltanſchauung, daher die liebenswürdige Ironie und der nie verletzende Humor, daher der Mangel an jedem großen Pathos und jedem kühnen Gedankenflug, daher der gefeilte Ausdruck dieſer kleinlichen Gedanken- und Gefühlswelt und daher das ökonomiſche Ideal, das dem Dichter bis an ſein Lebensende vorſchwebt, das Ideal eines mit mäßigen Glücksgütern geſegneten, fleißigen, nüchternen, gebildeten Bürgertums. Iſt es vielleicht mehr als bloßer Zufall, daß der Dichter kurzſichtig war? Oder wollte der neckiſche Weltgeiſt mit dieſem kleinen Naturfehler, den er dem Kreuzburger Neugebornen auf ſeine irdiſche Wallfahrt mitgab, dem künftigen Freytagbiographen einen zarten Wink geben? Der Dichter ſelbſt macht darüber in ſeinen „Erinnerungen“ folgende charakteriſtiſche Bemerkungen: „Zu Oels hatte ich beim Unterricht gemerkt, daß ich ſehr kurzſichtig war. Als ich das in den Ferien dem Vater klagte, riet er mir, mich doch ohne Brille durch die Welt zu ſchlagen, und erzählte mir von der Hilfloſigkeit eines Theologen, der ihn einſt am Morgen aus dem Bett angefleht hatte, ihm ſeine Brille zu ſuchen, damit er die Beinkleider finden könne. Dem Rate blieb ich folgſam; ich habe nur im Theater und vor Bildern die Gläſer gebraucht. Die Beſchwerden, welche dieſer Mangel in größerer Geſellſchaft bereitet, ſuchte ich zu überwinden und ging arglos an manchem vorüber, was einen ſchärferen Beobachter beunruhigen konnte. Die Freude an Blütenpracht und Schmuck der Kleider, an merkwürdigen Geſichtern und an Frauenſchönheit, den ſtrahlenden Blick, den holden Gruß aus der Ferne mußte ich oft entbehren, während ſich andere daran freuten. Aber da die Seele ſich behend in Mängel der Sinne einrichtet, ſo ent-

wickelte sich schon früh in mir ein gutes Verständnis solcher Lebensäußerungen, die in meine Sehweite kamen, und ein schnelles Ahnen von vielem, was mir nicht deutlich wurde; die geringere Zahl der Anschauungen gestattete, die empfangenen ruhiger und vielleicht inniger zu verarbeiten. Jedenfalls war der Verlust größer als der Gewinn!"

Charakterisiert dieses Selbstbekenntnis nicht den ganzen Menschen und dessen dichterische Eigenart? Als Kind einer kleinen Zeit geboren, konnte Freytag kein Riese werden. Aber daß er diese seine kleine Zeit in ihrem Aufstieg und Niedergang im klaren Kryſtall seiner Dichtung getreu abspiegelte, das ist sein unsterbliches Verdienst. Als Freytag im Jahre 1848 mit Julian Schmidt die Leitung der „Grenzboten" übernahm, hatte der deutsche Liberalismus bereits die revolutionäre Haut abgestreift; die Führung der bürgerlichen Opposition war an die Professoren übergegangen, die das Alte und das Neue, den verwesenden Feudalstaat und die bürgerliche Freiheit mit ihrem geschichtlichen Sinn zu verknüpfen suchten. Man gewöhnte sich nach und nach, den schönen Freiheitstraum jener großen Tage als blöde Jugendeselei zu belächeln, und schwärmte nur noch für die deutsche Einheit. Und da man sich, mit jenem hessischen Bäuerlein zu reden, eine Republik ohne Großherzog nicht gut vorstellen konnte, so ließ sich die ganze deutsche Frage für diese historischen Menschen in die beiden Worte zusammenfassen: Habsburg oder Hohenzollern? Daß sich die geborenen Preußen für das letztere Dynastenhaus entschieden, verstand sich dann ganz von selbst. Und so finden wir auch Gustav Freytag gleich zu Beginn seiner journalistischen Thätigkeit im Lager jener Kleindeutschen, die in einem einigen Deutschland unter Preußens Führung das Ideal der Zukunft erblickten.

Man muß diesen Gedanken festhalten, um Gustav Freytag gerecht zu werden. Der Germanist, der in den fünfziger Jahren in den „Grenzboten" seine feingezeichneten Kulturbilder aus Deutschlands Vergangenheit veröffentlichte, der Lustspieldichter, der uns 1854 in den „Journalisten" die politische Kinderstube seiner Zeit so meisterhaft schilderte, der Romanschriftsteller, der in „Soll und Haben" und in der „Verlorenen Handschrift" auf Julian Schmidts Rat das deutsche Volk angeblich bei seiner Arbeit aufsuchte, und der Dichter der „Ahnen", der in den siebziger Jahren die Geschichte eines thüringischen Fürstengeschlechtes vom stabreimenden Ingo bis zum liberalen Zeitungsschreiber Dr. König hinab verfolgte, sind ein und dieselbe Person. Es ist der fleischgewordene deutsche Mittelstand, wie er erst noch für eine recht bescheidene bürgerliche Freiheit schwärmt, dann mehr und mehr in der Anbetung des alleinseligmachenden Mammons aufgeht und schließlich, als im Jahre 1871 die heißersehnte deutsche Einheit erstritten ist, mit rückwärts gewandtem Antlitz sich an der romantisch auf-

geputzten Vorzeit Deutſchlands zu begeiſtern ſucht. Es iſt der Januskopf des deutſchen Liberalismus, der bis zum Jahre 1871 vorwärts in die Zukunft ſchaut und von da ab mit greiſenhaftem Behagen von der ſchönen Vergangenheit zehrt. Die fortwährende Betonung des ſittlich Tüchtigen, die Verherrlichung der geſunden Mittelmäßigkeit, für die der heutige Muſterbürger ſchwärmt, iſt für Guſtav Freytag von Anfang an bezeichnend, und nicht umſonſt beginnt ſeine journaliſtiſche Thätigkeit mit einem heftigen Federkrieg gegen Karl Gutzkow, den Träger der unverfälſchten liberalen Idee der vierziger Jahre. Man glaube nicht, daß es ſich dabei bloß um entgegengeſetzte äſthetiſche Prinzipien handelte. Nein, der Kampf gegen Gutzkow war in Wirklichkeit ein Kampf gegen die moderne Ideenwelt, und unter der Flagge des Realismus ſegelte damals die geiſtige Reaktion. Die modernen Ideen, die revolutionären Anſchauungen des jungen Deutſchland waren den Herren Guſtav Freytag und Julian Schmidt läſtig geworden, und man betete die Dickensſche Kleinmalerei des wirklichen Lebens nicht zum mindeſten deshalb an, weil man dadurch am bequemſten den Rückzug decken konnte. Gewiß, die künſtleriſche Technik wurde dadurch gefördert. Das junge Deutſchland der vierziger Jahre hat keine ſo abgerundeten Kunſtwerke geſchaffen, wie Freytags „Soll und Haben“, aber nicht etwa deshalb, weil die großen Ideen der Zeit der künſtleriſchen Darſtellung widerſtrebt hätten, ſondern weil den Dichtern jener Tage die künſtleriſche Geſtaltungskraft fehlte, dieſe Ideen in großen Wirklichkeitsbildern zu bewältigen. Man vergleiche aber nur einmal Gutzkows „Lenz und Söhne“ mit Freytags „Soll und Haben“, und man wird ſich nicht lange fragen, wer ſeine Zeit und deren ſoziale Konflikte beſſer verſtanden habe, der Berliner Dramatiker oder der Breslauer Epiker. Dort der kühne Verſuch, die ſozialen Triebfedern der Geſellſchaft bloßzulegen, und hier die platteſte Verherrlichung des kaufmänniſchen Spießbürgertums. Hatte Prutz nicht recht, wenn er in den „Blättern für litterariſche Unterhaltung“ gegen dieſe Art und Weiſe, das deutſche Volk bei ſeiner Arbeit aufzuſuchen, proteſtierte? Hatte das Volk der Dichter und Denker wirklich nichts Beſſeres zu thun, als ſich für einige Pfefferſäcke zu begeiſtern, die, um ein paar Tauſend Thaler zu retten, ihr Leben aufs Spiel ſetzen?

Und noch eins! Nicht umſonſt ſpielt die Verſöhnung von Adel und Bürgertum bei Freytag eine ſo große Rolle. Je mehr ſich der deutſche Mittelſtand, der anno 1848 dem mittelalterlichen Feudalſtaat den Krieg auf Leben und Tod angeſagt hatte, durch die immer wachſende Organiſation der Arbeiterklaſſe in ſeiner politiſchen Machtſtellung bedroht ſah, um ſo mehr ſuchte er wieder Fühlung mit den ehedem ſo gehaßten Privilegierten, und Bourgeoiſie und Adel umarmten ſich zur Bekämpfung des aufſteigenden

vierten Standes. Man sieht, Gustav Freytags Dichtung ist auch hierin ein trefflicher Zeitspiegel. Im „Grafen Waldemar“ wie in den „Journalisten“, in „Soll und Haben“ wie in den „Fabiern“, in der „Verlorenen Handschrift“ wie in den „Ahnen“ kehrt dieser eine Zug in immer anderer Gestalt wieder. Welch erhebendes Bewußtsein für den Menschen bürgerlichen Standes, wenn er sich mit einem adligen Fräulein verheiraten oder wenigstens in Gedanken seinen Stammbaum bis zu einem blaublütigen Urgroßvater zurückverfolgen kann!

Zum Schluß noch ein Wort über Freytags Stil. Er ist nicht so nichtssagend glatt, wie Paul Heyses immer gleich schöne Feder, er ist, abgesehen von „Ingo und Ingraban“, nicht so affektiert archaisierend wie die Schreibweise unserer Butzenscheibendichter. Er ist charakteristisch durch und durch, bis auf das einzelne Wort durchgefeilt, für das kleine Genrebild gerade farbensatt genug, aber nüchtern und ohne jene zitternde Stimmung, die der modernen Dichtung ihren Hauptreiz giebt. Doch man soll von dem Dichter des deutschen Mittelstandes nicht das Menschenunmögliche verlangen. In der Kleinmalerei des täglichen Lebens hat ihn, außer Gottfried Keller, unter den Zeitgenossen keiner übertroffen, und im historischen Genrebild steht er ebenfalls unerreicht da. Wir Jüngeren, die wir die großen Ideen der Zeit in der ganzen Unmittelbarkeit des wirklichen Lebens abzuspiegeln bemüht sind, haben alle von ihm gelernt. Dem Künstler Freytag mit seiner liebevollen Versenkung in den Gegenstand, dem meisterhaften Schilderer deutschen Lebens der Vergangenheit, dem Dichter der Journalisten werden wir stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Unser Dichteralbum.

Skål!

Heute lad' ich alle meine
Sünden ein beim Kerzenscheine,
Alle um den runden Tisch.
Und das wird ein lustiges Gasten!
Immer mit der Tugend fasten,
Hält das wohl die Seele frisch?

Wein her und die größten Humpen!
Heute laß ich mich nicht lumpen,
Solche Freunde hält man warm.
Und da sind sie schon, im Kreise,
Frohgesellen, wenig leise,
Ein verwöhnter, frecher Schwarm.

Mein Willkommen euch entboten!
Euch zum Wohl den erſten Roten
Durch den Hals ins Herz hinein.
Skål! zu dieſem Freudenmale
Fehlt uns nur die Schädelſchale,
Tugendſchädel müßt' es ſein.

Skål! Die Liebe mir zur Linken
Hebt mit heißem Augenblinken,
Hebt das erſte Glas zum Klang.
Weißt du noch? In jener Stunde?
Weißt du noch? An meinem Munde?
Nur die Sterne ſah'n den Gang.

Skål, Frau Nachbarin! Die Lüge
Lächelt, durch die feinen Züge
Huſcht es wie ein Schlänglein hin,
Soll'n wir jeder Tante ſagen,
Was heut' Nacht ſich zugetragen?
Ob ich ſo ein Peter bin?

Skål, ihr beiden! Brave Jungen,
Stolz und Hochmut. Unbezwungen,
Immer nur den Nacken ſteif!
Und ſo tapfer, große Schritte,
Durch die Menge, durch die Mitte,
Köſtlich labt uns ihr Gekeif.

Und du alte dicke gute
Freundin, nudelfette Pute
Völlerei, ſtoß' an, Kind. Skål!
Sollen wir wie Jungfern nippen?
Nein, wir wollen Humpen kippen,
Halsvoll iſt allein uns wohl.

Und da unten, freche Kleine,
Fräulein Zote, Skål! Beim Weine
Löſt ſich erſt dein Züngelein.
Nun, ſchieß' los! nicht lange fackeln,
Daß uns mal die Bäuche wackeln,
Sittſam woll'n wir morgen ſein.

Vivat unſre heiße Jugend!
Pereat der zahmen Tugend,
Die im Thee erſaufen mag.
Skål, Genoſſen! Kippt die Humpen!
Skål! Heut' laß' ich mich nicht lumpen,
Heute iſt mein Ehrentag.

Hamburg. Guſtav Falke.

Heldenfahrt.

So ſpricht zum Volke der Prophet:
„Zu mir kam Gottes Stimme.
Er wird Euch retten von der Not
Und der Bedrücker Grimme."

„Folgt in die Wüſte mir und laßt
Der Müh'n Euch nicht verdrießen!
Ich führ' Euch zum gelobten Land,
Drin Milch und Honig fließen!

„Hebt auf den Blick! Fern ſeht Ihr ſchon
Der Heimat Hügel blauen!" — —
Zu langem Zuge reihen ſich
Viel tauſend Männer und Frauen.

Und Flüche gellen ihnen nur
Und Hohn als Abſchiedsgrüße:
„Du Lumpenpack, Du Narrenvolk,
Lauf Dir nur wund die Füße!

„Gen Kanaan, dem Zukunftsland,
Führt nimmer Deine Straße!
Was von des Herren Tiſche fällt,
Genügt's Dir nicht zum Fraße?

„Sei lieber ein Hund des Pharao,
Als elend zu verrecken!" — —
Sie aber achten nicht des Hohns,
Und greifen zum Wanderſtecken.

Sie waten durch den Wüſtenſand,
Es brennt die nackte Sohle.
Doch heißer noch im Herzen brennt
Der gläubigen Sehnſucht Kohle.

Ob Hunger, Not und Durſt und Spott
Sie tauſendfach betroffen,
Sie klagen und verzweifeln nicht,
Sie wandern weiter und hoffen.

Und ach, wie fern ſind immer noch
Der Zukunft blaue Hügel.
Doch rauſchend über ihnen weh'n
Der Freiheit unſichtbare Flügel.

Und ſtolz und machtvoll brauſt der Sang
Der heldenhaft Getreuen:
„Wir bringen uns zum Opfer dar
Dem Kommenden, dem Neuen!

„Es werden das gelobte Land
Einſt unſ're Kinder erben!
So mögen wir denn untergeh'n
Und in der Wüſte ſterben!"

New-York. Gottlieb Steger.

Auf ewig.

Nein, kein Ende — — —
Ihr Ende würde Verzweiflung ſein.
Goethes Fauſt.

I.

Verändert iſt, ſeit ich Dich ſah, mein Leben,
Was ſonſt mir wertvoll, ſcheint mir jetzt geringe,
Nur Einem gilt mein Wünſchen noch und Streben,
Wie Deine Liebe ganz ich mir erringe.

Und iſt's ein Irrtum, laſſe mir den Glauben,
Daß auch Dein Herz ein wenig ſei mein eigen,
Iſt's Täuſchung, ſoll den Wahn mir keiner rauben,
Du liebſt mich, wenn auch Deine Lippen ſchweigen.

Doch ſollte jemals mir die Stunde ſchlagen,
Wo ſich Dein Herz für immer von mir wendet,
Und ich der Qualen herbſte muß ertragen,
So war's ein ſchöner Traum, der ſchlimm geendet.

II.

Daß ich Dich liebe, kannſt Du mir nicht wehren,
Daß ich Dich lobe, iſt mein Dichterrecht,
Du kannſt nur eins, ſonſt nichts von mir begehren,
Daß mein Gefühl für Dich ſei wahr und echt.

Kannſt mich von Sehnſucht, biſt Du fern, nicht heilen,
Da jede Freude mit der Fernen flieht,
Kannſt, darf ich noch in Deiner Nähe weilen,
Nicht hindern, daß Dir huld'gend tönt mein Lied.

Ja hieß ich ſchweigen meines Sanges Weiſen,
Da ihnen höchſter Lohn, Dein Lob, gebricht,
So würden meine ſtummen Blicke preiſen
Dich mehr als Worte, die ein andrer ſpricht.

III.

Natur, ſo ſcheint's, hat Dir verſagt das Loben,
Du tadelſt gern, wenn auch nicht einen Jeden,
Vielleicht, um meine Langmut zu erpraben,
Nur mich, obgleich Du karg ſonſt biſt im Reden.

Zwar willſt auch Du von mir Dein Lob nicht hören,
Verbieteſt mir, daß ich es laut verkünde,
Lachſt, wenn Dir Treue meine Lieder ſchwören,
Schiltſt, wenn ich preiſe Dich, als wär' es Sünde.

Vielleicht nur deshalb, weil Du lobſt ſa ſelten,
Da gleich mit gleich nicht ſoll vergalten werden,
Und weil Du weißt — ſagt' ich's auch nie — Dir geiten
All' meine Sargen, keinem ſanft auf Erden.

IV.

Es war zur Zeit der Maiwein-Blüte,
Da uns ſein duft'ges Naß erquickt,
Wa aft, wenn er im Becher glühte,
Ich ieiſe Deine Hand gedrückt.

Ich durft' es kaum — Dich gar zu küſſen,
War auf das Strengſte mir verwehrt,
Wie ſtets hab' ich mich fügen müſſen,
Und aft betrübt das Glas geieert.

Iſt Dich zu küſſen eine Sünde?
Frug ich dann wohl; Du ließeſt ein
Dich auf Erört'rung nicht und Gründe,
Es blieb, wie Du geſagt, beim Nein.

Der Gott des Weins ſchien mir verbündet,
Oft hatt' er Dich in Schlaf geſenkt,
Und heimlich flüſternd mir verkündet,
Nimm, was Dir ihre Gunſt nicht ſchenkt.

Leicht war's, denn traumbefangen ruhte
An meiner Bruſt Dein liebes Haupt,
Doch hab' ich nie mit frevlem Mute,
Was wachend Du gewehrt, geraubt.

Und wie Dein Haupt an meinem Herzen
Lag Deine Hand in meiner Hand,
Nicht ahnend naher Trennung Schmerzen,
Schien mir's ein unzerreißbar Band.

Nun weicht der Trug! Du ziehſt von hinnen
Es hält Dich nicht zurück mein Fleh'n,
Ich aber weiß nicht, was beginnen,
Wie leben, ohne Dich zu ſeh'n!

Du ſagſt, Du würdeſt wiederkehren;
Weiß nicht, ob Wahrheit aus Dir ſpricht,
Ob Mitleid nur, weil Du von Zähren
Entſtellt ſiehſt mein vergrämt Geſicht. — —

Trink über's Jahr als froher Becher
Ich wiederum vereint mit Dir?
Oder bleibt unberührt der Becher,
Da fern Du weileſt, fern von mir?

V.

O Fernſein, größte aller Qualen,
Die keine Dichterworte malen,
O, Fernſein, Schmerz, dem keiner gleicht,
Den nichts an Bitterkeit erreicht!
Kehrſt heim Du, iſt's für kurze Stunden,

Ich ſeh Dich kaum, Du biſt entſchwunden,
Das Dampfroß brauſt, es ſprühn die Funken,
Und alles iſt in Nacht verſunken,
In Nacht verſunken, wie mein Glück!
Doch in mir ruft's, kehrt ſie zurück?

VI.

Es hat mein Wort Dir wenig ſtets gegolten,
Denn mich zu tadeln warſt Du gern bereit,
Im Scherz und Ernſt haſt Du mich oft geſcholten,
Und mir geſagt ſo manche Bitterkeit.

Ein offnes Buch mein Herz — mit ſieben Siegeln
Verſchloſſen ſtets das Deine für mich blieb,
Dem Feuerſchreine gleich, den zu entriegeln
Umſonſt mich Leidenſchaft und Liebe trieb.

Die kleinſten Bitten haſt Du mir verweigert,
Dein Bildnis, einen Brief, zuletzt ſogar,
Als Trennungsweh der Bitte Wert geſteigert,
Gabſt keine Locke Du von Deinem Haar.

Doch ein Mal, ein Mal haſt Du nachgegeben,
Die nein oft ſagte, ein Mal ſicherlich,
Drum bin ich Dein für's ganze künft'ge Leben,
Und als Dein Schuldner ewig fühl' ich mich.

Dresden. Günther Walling.

Aus alten Blättern.

I.

Lilly.

Hinter den Bergen, hinter den Höhen
Weilt, was auf Erden mein Teuerſtes war,
Haben uns kaum in die Augen geſehen,
Mußten uns trennen auf immerdar.

Als wir ſchieden, da waren wir ſtille,
Aber im Herzen weinte das Weh,
Auf den Wieſen zirpte die Grille,
Auf den Bergen fiel friſcher Schnee.

Was iſt das Leben? — Kommen und Gehen,
Scheiden und Leiden — Jahr auf Jahr,
Hinter den Bergen, hinter den Höhen
Weilt, was auf Erden mein Teuerſtes war.

II.

Letzter Frühling.

(Godesberg, 1894.)

Liebes Städtchen liegt im Thale
Unter Apfelbaum und Flieder,
Auf dem Berg, im Gottesacker
Singt die Droſſel ihre Lieder.

Kirmes feiern ſie. Beim Tanze
Sich die Fröhlichen erfreu'n,
Um die ſchönen Grabesblumen
Summt die Biene ganz allein.

Und ein kleines, artig Mädchen
Halt' ich tändelnd auf den Knieen.
Ach! — auf ihren bleichen Wänglein
Schon die Todesroſen blühen.

„Lauſch! — die Droſſel!" — ſagt der Liebling.
— Wenn ſie wieder fröhlich ſind,
Wenn ſie wieder ſingt, die Droſſel,
Hörſt Du's nicht — — lieb Kind, lieb Kind. —

III.

Sturmnacht im Wald.

Das Kindlein ſchlummert im ſtillen Gemach.
Die junge Mutter ſitzet noch wach,
Der Jäger, ihr Gatte — nun kehrt er wohl bald.
Der Weg iſt verſchneit. Durch den brauſenden Wald
Heult um das Häuschen der Sturm.

Die Stunde rinnt und die Thräne rinnt,
Sie tritt an die Wiege zum ſchlafenden Kind
Und denkt, wie der Rupprecht, der wilde, gedroht,
Dich liebt' ich, dem Gatten ſchwur ich den Tod,
Und lauſcht in den brauſenden Sturm.

„Du heiligſte Mutter erhalte ihn mir,
Mein goldenes Ringlein gelobe ich Dir,
Den ſchrecklichen Schwur hat der Liebſte verlacht
Und hat mir verſprochen: ich komme zur Nacht
Durch den Wald und den brauſenden Sturm."

Im Dorfe ſchlägt's zwölf. Im verſchneiten Wald
Der Toteneule Klageruf ſchallt.
Es fällt ein Schuß. — Sie ſinkt in die Knie.
Nun weiß ſie's gewiß: er kehret ihr nie —
— — — Und draußen — brauſet der Sturm.

IV.

Zum Chopin.

(Nocturno.)

Beim Kirchhof im ſtillen Thal
Hab' oft ich als Knabe geſeſſen,
Noch ſeh' ich das alte Mal,
Noch hör' ich die alten Cypreſſen.
Da trieb's mich mit heißem Verlangen
Ins Weite des Lebens hinaus. —
Die Zeiten ſind lange vergangen,
Nun wollt' ich — ich wäre — zu Haus.

Und es war da ein Lindenbaum,
Dort küßt' ich mein teuerſtes Weſen.
Noch atm' ich die Veilchen im Traum,
Denn — zur Veilchenzeit iſt's ja geweſen.
Jene blauen Augen — ſind Staub,
Sind die Veilchen doch auch zerfallen
Und zu anderer Küſſe, im Laub
Schlagen andere Nachtigallen.

Erinnerung hat mir geweiht
Die alten Freuden und Leiden.
Nun weiß ich's: die Lebenszeit
Iſt nichts als ein ewiges — Scheiden,
Iſt nichts als Schatten und Rauch.
Und ſelbſt das Schönſte umwittert
Von leiſem Schmerze ein Hauch,
Der — vor der Vergänglichkeit zittert.

V.

Dem Tode nah.

(Venedig, 1893.)

Den Tod im Herzen, wiegte mich
Die Gondel im Canale grande,
Doch ſchwangen meine Wünſche ſich
Wie Tauben auf, zum Vaterlande.

Die alten Heiden, kalt und ſtill,
Mir marmorernſt herniederwinken,
Die große heil'ge Sonne will
Im Meer — im tiefen Meer verſinken.

Doch wie die Woge nordwärts flieht,
Tönt aus der ſtillen Wellengruft
Ein liebes Lied — ein deutſches Lied,
Ein lieber, deutſcher Lindenduft.

Du willſt ihn grüßen, Lindenbaum,
Den Sohn, der redlich ſich bemüht,
Er war nicht groß — war glücklich kaum,
Doch mehr — hat keiner Dich geliebt.

VI.

Neues Leben.

Der Sturm iſt verflogen, die Wolken verzogen und Friede iſt nun,
Du raſtloſer Wille, in wonniger Stille darfſt endlich du ruh'n.
Und wie man mich quälte, wie Schmerz mich beſeelte, kaum weiß ich es noch,
Wie ich haßte und ſprühte und tobte und glühte — wie war es denn doch?

O vergeſſen, vergeben! — Und Genien umſchweben beruhigte Bahn,
Zu zielvollem Streben ſängt ſiegendes Leben, ſängt neues mir an.
Wie mein Herz ihr zerriſſen, ich will es nicht wiſſen, kein Zorn blieb zurück,
Kein Ehrgeiz, kein Wollen, kein Haſſen, kein Grollen — nur Atmen iſt Glück.

Nur Atmen, nur Wirken, in engſten Bezirken, Menſch mit Menſchen nur ſein,
O nur leben, o nur leben, und empfangen und geben, das iſt Glück ganz allein.
Muſe! breite die Hände über all deine Spende, aus des Nichtigen Dunſt
Laß zum Ziel mich gelangen und den Lorbeer empfangen ſchlicht maßvoller Kunſt. —

VII.

Stoßſeufzer.

Ach, wie ſo weiſe einſt
Bin ich geweſen,
Cato und Plato
Hab' ich geleſen.

Plato ſamt Cato
Sind kläglich verkracht,
Seit mich Helene zum —
Narren gemacht.

Sämtliche Göttinnen
Wußt ich zu nennen,
Sämtliche Sterne
Strebt ich zu kennen,
Jetzt hab' nur eine
Göttin ich gerne
Und nur ein einzig Paar —
Hellblaue Sterne.

Knochen und Knöchelchen
Kannt ich bei Namen,
Büffelte redlich aufs —
Doktorexamen,
Jetzt — giebt mir einzig noch
Unterricht — ſie,
In der ſpezielleren
Anatomie.

Mädchen! Dir danke ich's,
Daß ich ein Thor,
Daß ich den Himmel der
Unſchuld verlor.
Dennoch geh' gerne
Zur Hölle ich ein,
Denn ich bin ſicher — — auch
Du kommſt hinein.

München. Theodor Leſſing.

Abends.

Schatten ſenken ſich zur Halde. —
Weißerſchloſſ'ne Blütenpracht
Leuchtet ſchimmernd durch die Nacht
Her vom ſchlehumſäumten Walde.

Manchmal ſchwingt ein girrend Klingen
Bis zu mir und dir ſich ſacht.
Deiner Locken ſeid'ne Pracht
Muß ich um die Finger ſchlingen;

Muß dich binden feſt und feſter —
Weil auch dir der Ton verrät,
Daß ſich in dem Dunkel ſpät
Vöglein ſchnäbeln um die Neſter.

Ohlau. Anna Nitſchke.

Prozeſſion.

Erſt der Lehrer mit den Knaben.
Die die ſtärkſten Schultern haben
Tragen froh und fromm mit um
Sanctum Aloysium.

Dann die lieben kleinen weißen
Mädchen, welche Blumen ſtreuen
Und die Mutter Gottes preiſen.
Ach, Maria wird ſich freuen.

Mitten in dem Kranze drin
Blüht die junge Lehrerin,
Unter Knoſpen eine Roſe —
O Maria, makelloſe.

Iſt gekleidet Violett.
Mit der linken Hand kokett
Hält die Schleppe ſie empor —
Lugen weiße Spitzen vor.

Weiß in Violett! Wie fein!
Ach, jetzt möcht' ich Page ſein,
Meiner Dame Minne klagen
Und ihr ſtolz die Schleppe tragen.

Aus dem Mittelalter.

Und weil der Hahn ein Ei gelegt,
Drum muß der Hahn verbrennen.
Denn Gott im Himmel hat beſtimmt:
Eier legen nur die Hennen.

Wohin käm's mit der Weltordnung,
Wenn jeder nach Gefallen
Dürft' freveln am Naturgeſetz?
Gott gab ihr Ämtlein allen.

Der Hahn thu', was des Hahnes iſt,
Nicht, was Beruf der Hennen.
Und weil er hat ein Ei gelegt,
Darum muß er verbrennen.

Stephansfeld. Eduard Heß.

Schau! Schau!

Ein Hüttchen träumt im Flieder,
Umflockt von Blütenſchaum.
Es ſinkt der Bluſt hernieder
Vom roſ'gen Apfelbaum.

Und Amoretten ſteigen
Hinauf zum Fenſterlein.
Wo ſich die Zweige neigen,
Da gucken ſie hinein.

Sie lüften die Gardinen,
Wie Krokus leuchtendblau,
Mit loſen Schelmenmienen
Und kichern leis: „Schau! Schau!“ —

Baſel. E. Meyer-Brenner.

Die Mauſefalle.

Ein Dichter, der mehr als dreißig Jahr
Als Prieſter gedient am Muſenaltar,
War doch im herrlichen Vaterland
So gut wie ganz und gar unbekannt.
Eine kleine erleuchtete Gemeine
Und etliche Litteraturvereine
Verehrten ihn nur und ſahen in ihm
Einen unſterblichen Cherubim.
Dem ſüßen Pöbel, der großen Menge
Blieben ſeine göttlichen Geſänge,
Durchpulſt von Glut und Blut und Kraft,
Trotzmut und Zorn und Leidenſchaft,
So fremd wie dunkle Himmelsflecken,
Die noch zu finden und zu entdecken.
Die Kritiker und Kritzler ſchwiegen
Und ließen ſeine Werke liegen,
Denn ſie enthielten manchen Hieb,
Der ihnen im Fleiſche ſitzen blieb.
Hätt' er, was „gute Freunde“ geraten,
Nur einmal gethan: Einem Potentaten
Ein einzig Körnchen Weihrauch geſtreut —
Du lieber Gott, was wär' er heut!
Die wundervolle Liederblume
Seines Buſens, vergoldet vom Widmungs-
ruhme,
Erglänzte gefeiert von Meer zu Meer,
Und — ſeine Taſchen wären nicht leer.
Sein größter Fehler war es indeſſen,
Daß ihn die Würmer noch nicht gefreſſen.

Dieſer Dichter ſaß einmal
Einſam daheim im Mittagsſonnenſtrahl
Und vergaß einen Augenblick den Gram,
Der lange ſein Herz ſchon gefangen nahm,
Als ihm der krauſe Gedanke kam:
Eine Mauſefalle zu konſtruieren,
Um dieſen abſcheulichen Nagetieren,
Die oft ihn ſtörten mit Pfeifen und Balgen,

Zu ſchaffen einen kunſtloſen Galgen.
Und ſieh! der feine Meſſingdraht
Einer Blume, wie er im Fenſter ſie hat,
Und Brettchen einer Cigarrenkiſte
Genügen ihm zu dem Mordgerüſte,
In dem ſein Finger gar bald ſich fängt. —
Er prüft und verſucht; er lächelt und denkt:
Ihr Mäuschen, liebe Mäuschen, gebt acht,
heut' Nacht
Wird manchem Langſchwanz der Garaus
gemacht.

Da ſtürmt ein alter Freund herein,
Der beſſer verſtanden des Lebens Latein
Und Einmaleins, das goldne, als er —
Heut' war er ein reicher Millionär,
Der ſich in ſeinem Reichtum ſonnte
Und einen Freund ſchon ſtützen konnte.
Der ſieht die Falle — und ſchüttelt den Kopf,
Befühlt ſich von hinten und vorne den Schopf,
Und platzt heraus: Für den Verſchleiß
Im Reiche biet' ich Dir den Preis
Von — na — von zwanzigtauſend Mark,
Und wie ſich das von ſelbſt verſteht,
Prozente, von dem — — da ſpringt der Poet
Ihm an den Kragen und ſchüttelt ihn arg:
Nun aber — — erzähle mir lieber ſchnell,
Das Neuſte, das in der Stadt paſſiert,
Und von der kleinen Putzmachermamſell,
Die Du im „Kaiſerhof" einlogiert. —
Der aber hüſtelt gekünſtelt und lacht:
Nicht eher als bis der Handel gemacht. —
Dann greift er geſchäftig nach Hut und Stock
Und ſchiebt die Falle in den Überrock.

Am nächſten Sonntag kommt er als Gaſt
Zur ſelben Stunde und zahlt, o Graus,
Dem Dichter, den Schauder und Schwindel
erfaßt,
Zweimal zehntauſend Märker aus. —

Nach wenig Wochen überreicht galant
Dem Dichter dieſelbe Freundeshand
Eine Silbermedaille, die hold ihm verlieh
Die „Neue Geſellſchaft für Induſtrie".
Dem Dichter geht über faſt die Galle:
Für eine dumme Mauſefalle!
Und ich hatte gedacht: Es würde nun licht,
Man hätt' entdeckt mein Lied, mein Ge-
dicht — —

Und wiederum nach wenig Wochen
Thät an des Dichters Thüre pochen
Des Freundes Patſchhand, daß es krachte,
Weil er ihm ſchon Prozente brachte.
Allein, der Dichter wohnte nicht mehr
In dieſem Gemache, verödet und leer.
Nur einen vergilbten Zettel fand
Man auf den Dielen, und darauf ſtand:
O Vaterland! Ich habe meine Glut
Und meines Herzens beſtes Blut
Für dich, für deinen Ruhm dahingegeben.
Geopfert dir ein fünfzigjährig Leben,
Und all mein Schaffen haſt du ſchnöd'
verachtet,
Daß jetzt der Gram die Seele mir um-
nachtet —
Du mochteſt meine Lieder nicht und Dramen,
Du kannteſt garnicht einmal meinen Namen,
Und hätteſt ihn auch heut' noch nicht ver-
nommen,
Wär der Gedanke mir nicht mal gekommen,
Zu konſtruieren eine Mauſefalle.
Dafür wirfſt du mir Goldmetalle
Und Silber in den Schoß und ſchmückſt
mit Orden
Die Bruſt, die längſt vor Sehnſucht krank
geworden.
Nein, Vaterland, den Dank begehr' ich nicht!
Geh' hin, ſtudiere mein Gedicht!
Du machſt mich zum Geſpött der Kinder,
Verewigſt mich als Mauſefallenerfinder,
Der ich dein Dichter habe heißen wollen.
Nun lebe wohl —

Hier war der Zettel leider zerriſſen;
Was weiter kam, wer kann es wiſſen!
Der Dichter aber blieb bis heute verſchollen.

Neſſelwitz O/S. Carl Klings.

Gedichte in Proſa.

I.

Die verlorene Melodie.

Mitten in der wilden Disharmonie des Lebens klingen manchmal wunderſame, zauberiſche Töne an mein Ohr, die einſt eine Melodie geweſen, und erwecken in mir eine heiße Sehnſucht, ein wehmütiges Verlangen, die Melodie noch einmal zu hören, der ſie entſtammen.

Ich habe ſie als Kind vernommen; es war eine reine, wohlthuende, fromme Weiſe. Dann umklang es mich feuriger, ſtürmiſcher, wilder, disharmoniſcher; Mißklänge miſchten ſich darein und übertönten die reine, ſüße Melodie. Noch einmal erklang ſie mir, ſüß und ſchmelzend, zauberiſch und beſeligend, da zwei dunkle Augenſterne auf mich niederſchauten; — dann brauſte wieder die wilde Teufelsmuſik, und nur manchmal ertönt wie fernes Echo ein heller, reiner Akkord, und erfüllt die Seele mit banger Sehnſucht nach der verlorenen Melodie.

II.

Das Künſtlerkind.

Ich war einmal in einem Théâtre variété.

Ein Malabariſt balancierte brennende Lampen auf den Zähnen, der muſikaliſche Negerclown brüllte ſeine thörichten und derben Scherze in das Publikum, und öſterreichiſche und ſüddeutſche Soubretten ſangen ihre zweideutigen Couplets mit herausfordernder, unanſtändiger Miene. Schließlich trat auch ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen auf, das ſich als Trapezkünſtlerin produzierte. Es trat keck auf die Bühne und lächelte dem Publikum zu, — aber es lächelte ernſt; man ſah, daß es das hatte lernen müſſen. Es erfüllte ſeine Aufgabe tadellos, und unter Beifallsklatſchen verließ es die Bühne. Dann kam es mit einem Teller in der Hand wieder und ging bei den Gäſten herum; bereitwillig gab man ihm ein paar Pfennige. — „Bringſt Du das Geld Deiner Mutter?“ fragte ich das Mädchen, als es an meinen Tiſch herankam. — Es antwortete nicht. — „Aber Deinem Vater?“ Es ſchüttelte mit dem Kopfe. — „Wem bringſt Du es denn?“ — „Dem Manne“ — und es zeigte in eine Ecke, wo ein ſchäbig angezogener Mann ſtand mit dickem, aufgeſchwemmtem Geſicht und ſchwarzem glänzendem Schnurrbart. — „Iſt er denn gut mit Dir?“ fragte ich weiter. Da ſah mich das Kind mit einem Blicke an, ich weiß nicht, ob verwundert, ob gleichgültig. Es intereſſierte mich. Ich kaufte ihm von einem gerade herumgehenden Italiener ein paar Früchte, und ſprach ihm freundlich zu; es ſah mich ernſt dabei an. Als ich aber meine Hand auf ſeine kleine Schulter legte und ihm liebkoſend durch das Haar ſtrich, da faßte es mich feſt an und fing bitterlich an zu weinen. „Warum weinſt Du?“ fragte ich. Es antwortete nicht und ſchluchzte weiter. Und warum fragte ich auch? — Da kam der dicke Mann näher heran zu uns. Das Kind maß ihn mit einem ſcheuen Blick und ging ſchweigend weg von mir, um noch von anderen ein paar Pfennige zu erbetteln.

III.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

1.

Die Welt war eben erſchaffen worden; und hoch droben, wohin noch keines Menſchen Auge gedrungen war, ſtanden drei wunderbare Feen und ſchauten nieder nach dem Erdenballe und dem wunderlichen Treiben der unzufriedenen Menſchen.

„Der Menſch verſteht nicht, was er lebt," ſprach die Erſte. „Sein irrer Geiſt ſchweift nur in die Zukunft. So will ich ihm eine goldne Zukunft träumen laſſen, wenn ich ihn auch täuſche." — Das war die Hoffnung. — „Schweig, meine Dienerin," ſprach die Zweite. „Nie erreichſt Du, wonach Du ſtrebſt, wenn Du nicht drohſt und verheißeſt, wie ich. Drohe, — ſo machſt Du Dir dienſtbar die Furcht, die Du ſonſt nie bezwingſt; verheiße, — aber verheiße Nachirdiſches, wenn auch Unmögliches, — denn dann kann niemand Dich der Lüge zeihen."

So ſprach die Zweite — das war der Glaube.

Die Dritte aber — Noch ein beſeligender Glanz leuchtete, wa ſie geſtanden; ſie ſelbſt ſchwebte ſchweigend nieder nach dem Erdenballe. — Das war die Liebe.

2.

Tauſend und abertauſend Jahre rollten dahin, ſpurlos dahin — ins Nichts.

Wieder ſchauten die drei Feen nieder nach dem Erdenballe und nach dem ſorgenvollen, dem aufgeregten Treiben der unglücklichen Menſchen.

„Der Menſch iſt ein Thor," ſprach die Hoffnung. „Drunten flattert meine Feindin, die Furcht, und der Menſch buhlt mit ihr, die ihn martert" — und ſie ſchwebte auf nach einem beſſeren Stern.

„Der Menſch iſt ein Frevler," ſprach der Glaube. „Drunten ſchleicht mein Feind, der Zweifel, und der Menſch läßt ſich von ihm umgarnen, der ihn quält" — und er ſchwebte auf nach einem beſſeren Stern.

„Bedauernswert iſt der Menſch," ſprach die Liebe. „Drunten lauert mein Feind, der Haß, und der Menſch ſucht ihn, der ihn tötet," und ſie ſchwebte nieder nach dem Erdenballe.

3.

Tauſend und abertauſend Jahre rollten dahin, ſpurlos dahin — ins Nichts.

Wohin noch keines Menſchen Auge gedrungen war, ſtanden zwei wunderbare Feen, und zögernd kam vom Erdenball zu ihnen heraufgeſchwebt die Liebe.

„Was ſahſt Du drunten?" fragte die Hoffnung.

„Ich ſah die Furcht, und den Zweifel, und den Haß, und die Menſchen ſetzten ihnen güldene Kronen aufs Haupt."

„Und was ſprach man von mir?" fragte die Hoffnung.

„Man ſchalt Dich eine Gleißnerin, eine verlogene Dirne." —

„Sage, was ſprach man von mir?" fragte der Glaube.

„Dich hat man vergeſſen, — nur einmal ein Kind, das lachte über Dich" — und Glaube und Hoffnung ſchwebten auf, von wannen ſie gekommen waren.

„Und mich hat man verſtoßen," ſprach die Liebe; — dann ſchwebte auch ſie ſchweigend von hinnen, wohin ihre Schweſtern gegangen waren. —

— Und tauſend und abertauſend Jahre rollten dahin, ſpurlos dahin — ins Nichts.

Leipzig. Walter Seek.

Die tote Katze.

Von Charlotte Nisle.

(München.)

Endlich war es mir geglückt; ich war oben. Der Staub flog in dichten Wolken auf und benahm mir beinahe den Atem. Der Wind blies durch das ovale Loch, dem ich nun, auf dem Balken vorwärtsrutschend, vorsichtig meinen Kopf näherte. Über mir knirschten die Sparren des Daches, an das ich beinahe anstieß; auch fiel ab und zu ein Wassertropfen in mein von Erwartung und Anstrengung erhitztes Gesicht. — Draußen tanzten noch große, feuchte, schmutziggraue Flocken auf und nieder, die, an die Erde kommend, sogleich versickerten. Bald aber hörte das Schneien ganz auf und leichter, linder Regen tröpfelte vom nächtlichen Himmel. Ich übersah von da oben den kleinen schlammigen Vorgarten, durch den ein gerader, mit Steinplatten belegter Weg zur Straßenpforte führte.

Ein ummauertes, ödes, sonnenloses Fleckchen Erde; ungepflegt und verwildert. —

Kein Wunder, daß die kranke Frau sich nie in die Laube dort unten setzte.

Obgleich es schon Ende April zuging, war in den Beeten des Gärtchens nur spärliches, kümmerliches Grün aufgesproßt. — Jetzt lag alles schwarz und dunkel; nichts regte sich. Die Frau und der Herr lagen sicher schon in tiefem Schlafe. —

Es war eine kühle Nacht, und ich begann nun zu frieren; aber was kümmerte mich dies. Sie mußte nun bald kommen, ich fühlte es; o ich wußte es bestimmt.

Ja, wenn sie geahnt hätte, daß ich da oben hocke! — Nein, daran dachte sie nicht, an dies ovale Loch am First des Hauses. Ich war doch noch schlauer, als sie.

Seit fünf Nächten hatte ich nicht geschlafen, immer aufpassend. Sie konnte ihr Zimmer nicht verlassen, ohne daß ich es hörte, denn ich befand mich nebenan, und wenn sie sich erhob, so lag ich auf der Lauer. Ich wollte ihr doch nachschleichen; ich mußte wissen wo sie es hinbringen würde. In der ersten Nacht hatte ich gemerkt, daß sie ihr Bett verlassen, und ich hatte leise meine Stubenthüre geöffnet und, mich hinausstehlend, mein Auge an ihr Schlüsselloch gebracht. — Ich war gerade recht gekommen, sie war eben am Verpacken. Zuerst hatte sie es in ein Stück Leinwand geschlagen. Es schien ein altes Hemd zu sein — hatte es dann mit vielen Stecknadeln festgesteckt — es gab ein ganz niedliches, längliches Paket — und dann

hatte sie dieses sehr sorgfältig in ein großes, schwarzes, gestricktes Halstuch gewickelt, es vielfach mit einer Einfaßlitze kreuz und quer umwindend; es würde sicher um ein paar Röcke gereicht haben. Sie hatte es wirklich ganz brillant verpackt. — Nun drehte sie sich gegen die Thüre; ich war rasch in mein Zimmer zurückgeschlüpft, aber angestoßen war ich dabei, und dies Geräusch hatte sie damals aufmerksam gemacht, sie in ihrem Unternehmen gestört.

Die nächstfolgenden Tage hatte sie mich nicht aus den Augen gelassen. Doch ich ging ruhig und scheinbar harmlos meiner Arbeit nach.

Wir beobachteten uns gegenseitig heimlich. Ich versuchte sie zu täuschen, aber es gelang mir nicht; ihr Mißtrauen war geweckt, und sie war sehr vorsichtig geworden. — Nachts schliefen wir beide nicht; ich lauerte, sie fürchtete.

Nach vier Tagen wurde mir ein kleines Gemach im Dachstock angewiesen, dessen Fenster nach hinten gingen. Zur kranken Frau hörte ich sie damals sagen: „Das unruhige Mädchen stört meine Nachtruhe; spricht im Schlafe, schnarcht, wälzt sich im Bette, ich kann es nicht mehr aushalten."

Daraufhin war ich ausquartiert worden. Wir bewohnten das Haus allein; die Frau, der Herr, sie und ich.

Heute Nacht nun war ich zum ersten Male oben. Heute, davon war ich überzeugt, werde sie es ausführen; durfte sie doch nicht länger mehr zögern.

Sie befand sich jetzt im Parterre allein, nahe der Hausthüre, über ihr die kranke Frau und der Herr. Ich ganz oben. — Die Treppen ächzten bei jedem Tritt; ich hätte nicht hinunter können, vorbei an der Frau, ohne sie zu erwecken, ohne angerufen zu werden.

Knirschend und machtlos war ich schon zu Bette gelegen, einzuschlafen war mir unmöglich gewesen.

Also: sie war doch Siegerin geblieben und würde es fortschaffen, ohne daß es jemand ahnte, und mich weiter quälen, ja mich hinausdrücken, denn sie haßte mich, fürchtete mich und galt alles bei der Frau.

Aber ich wollte nicht fort, konnte nicht fort, denn ich liebte ihn, ihn, der an die kranke Frau gefesselt war, liebte ihn, wie der Hund seinen Herrn, wie Menschen ihre Götter.

Ohne Wunsch, aber sehen mußte ich ihn, sehen und seine Stimme vernehmen.

Ich vermochte nicht zu weichen, es erschien mir schlimmer, als der Tod.

O! nun war ich ruhelos gelegen; doch es litt mich nicht lange. Ich erhob mich vom Lager und versuchte die verschlossenen Thüren der Kammern, deren Fenster vornheraus auf den Garten gingen, aufzureißen; aber ich rüttelte vergebens.

Da flammte eine plötzliche Idee in mir auf. — Über mir war ja noch

ein Raum, und dort oben befand sich das ovale Loch, dicht beschattet von dem vorspringenden Dache.

Es war mir stets aufgefallen, denn es blickte herab wie ein totes, erloschenes Auge.

Um auf diesen Dachboden zu gelangen, benötigte man eine Leiter, doch eine solche lehnte, wie ich wußte, hinter dem großen Schrank in der Ecke.

„Hinauf, hinauf!“ — Ich schleppte die Leiter behutsam, jedes Geräusch vermeidend, herbei, klomm hinan, und mit Aufbietung all meiner Kräfte gelang es mir schließlich, die Luckthüre zu öffnen. Dann erkletterte ich mühevoll den Balken, der unter dem Dache hinlief und in dessen Höhe sich das ovale Loch befand. —

Da saß ich nun; saß schon ein paar Stunden, und wurde müde; — ich fühlte meine Glieder erstarren, und nur mein eiserner Wille und die feste Überzeugung von ihrem Kommen, vermochten es, daß ich in meiner unbequemen Lage ausharrte. — Auch an ihn, den Herrn, dachte ich, und daß ich bei ihm bleiben wolle mein Leben lang.

Endlich erschien sie, das Paket unter dem Arme tragend. — Mein Kopf stak jetzt ganz im ovalen Loche; meine Hände klammerten sich um den Balken, auf dem ich mich der Länge nach ausgestreckt hatte. — Sie trug die große, weite Jacke, die sie seit ein paar Monaten zu tragen pflegte und von welcher sie behauptete, daß sie so bequem sei. — Dies war mir schon damals aufgefallen, und ich hatte angefangen, sie zu beobachten.

Da einmal, mitten in der Nacht, hatte ich ein dumpfes Stöhnen vernommen, und als ich aufhorchte, war kurz darauf ein leichter, halbunterdrückter Schrei zu meinem Ohr gedrungen. Hierauf schwaches Wimmern, dann war alles still, und ich hörte nichts mehr.

Drei Tage war sie in ihrem Zimmer geblieben, im Bette liegend: Sie habe sich den Magen verdorben, sie brauche nur Ruhe.

Kaum berührte sie damals die Speisen, die ich ihr brachte. Und als ich einmal zu ungewohnter Stunde, auf Befehl der Frau, nach ihr sehen wollte, fand ich ihre Thüre verriegelt. — Den Arzt zu rufen, erlaubte sie absolut nicht; ja, sie wurde ganz böse, wenn man nur davon sprach. Als sie wieder zum Vorschein kam, war sie sehr blaß. Mühsam sich im Hause umherschleppend, versicherte sie zwar: ihr fehle nichts, sie fühle sich ganz wohl. —

Also, da war sie nun! Alle meine Sinne lagen in meinen Augen, und diese waren scharf, jung, neunzehnjährig; die sahen weit. —

Sie schritt jetzt über den Steinpfad, der Mauerpforte zu, die auf die Straße führte. Schon fürchtete ich, sie würde den Garten verlassen; ach, dann wäre kein Verfolgen mit den besten Augen möglich gewesen, denn die Mauer war hoch. —

Doch nein; — sie trat jetzt hinter die Laube; zwar meinen Blicken entschwindend, aber wenn ich sie auch momentan aus dem Gesichte verlor, ihr Vorhaben lag klar vor mir, und ich wußte nun, wo sie es hinthat. — Sie vergrub es — sicher, sie vergrub es! —

Und an einen guten Platz dazu; denn jenen dunklen, engen Winkel betrat nie ein menschlicher Fuß. — Der Boden war feucht und aufgelockert; es mußte leichte Arbeit sein.

Aber warum kam sie so lange nicht wieder hervor; sie konnte gewiß längst fertig sein? In Gedanken arbeitete ich mit ihr; ich hätte das schneller vollbracht, sicher; und doch schalt sie mich immer langsam und unpraktisch.

Es dünkte mich eine Ewigkeit. — Regungslos lag ich auf meinem Balken; mein Kinn, auf dem mein Kopf ruhte, schmerzte mich. Es war fast wund geworden; aber ich hielt meine Augen unausgesetzt nach unten gerichtet. — Nichts konnte mir entgehen. —

Endlich, endlich trat sie wieder hinter der Laube heraus. — Und ich hatte mich nicht getäuscht; sie kam ohne das Paket zurück.

Halb erstarrt und wie im Traume ließ ich mich jetzt von dem Balken gleiten, schloß geräuschlos die Luckthüre hinter mir und kletterte herab, die Leiter dann mechanisch an ihren Platz zurückstellend. Und in mein Zimmer zurückgekehrt, sank ich halb bewußtlos ins Bett, schloß, ermüdet von den langen Nachtwachen, endlich beruhigt die Augen zu schwerem, sorgenlosem Schlaf.

„Warum stehst Du nicht auf zur Zeit, Du faule Dirne Du? — Schäme Dich, Du unbrauchbares Ding; Du Siebenschläferin!“ —

An diesen Worten erwachte ich. — Sie stand vor meinem Bette; ihre knochigen Finger preßten sich in meinen Arm, den sie erfaßt hatte. — Erschrocken fuhr ich empor; — ja, es mußte schon recht spät sein; mein Zimmerchen war überflutet von den Strahlen der Sonne. — Aber so jäh aus tiefstem Schlafe gerissen, fand ich mich nicht gleich in die Wirklichkeit zurück. — Erst als sie fortfuhr: „Überhaupt, Du bist höchst überflüssig im Hause, Du kannst noch heute Dein Bündel schnüren“ — kehrte die Erinnerung zurück; mit einem Schlage tauchte das gestern Erlebte wieder in mir auf und meine Augen fest in ihr gehässig verzogenes Gesicht bohrend und mich hoch im Bette aufrichtend, sprach ich machtbewußt und im Herzen triumphierend, gewaltsam das Zittern meiner Stimme bekämpfend:

„Liebes, gutes Fräulein, entschuldigen Sie, o ich hatte so einen eigenartigen, einen wundersamen Traum. — Mir träumte von einer niedlichen, jungen, einer schneeweißen Katze. Aber Sie, Fräulein, sprachen: „„Wir brauchen keine Katze, ich dulde keine Katze im Haus.““ — Und dann war

die arme Katze plötzlich tot; ob ſie von ſelbſt geſtorben, weiß ich nicht, kurzum ſie war eben tot. — Hierauf verpackten Sie dieſelbe in ein wollenes, ſchwarzes, geſtricktes Tuch, ſehr liebevoll und ſorgfältig und vergruben ſie in der Ecke der Mauer, hinter der Laube des Vorgartens. — O, ich träumte ſo deutlich, ſo natürlich, als ſei ich dabei geweſen. —

Wie Schatten flog es über ihr erbleichendes Geſicht; — ſie war plötzlich aſchfahl geworden. Sie war einen Schritt zurückgetreten, mit der einen Hand die Lehne eines Stuhles erfaſſend, während ſie die andere wie zur Abwehr erhob.

Sie wankte; ja ſie wankte wirklich — und ich fürchtete mich vor ihrem ſtarren Blick. —

Aber ſie überwand ihre Schwäche, und ohne irgend welche Erwiderung entfernte ſie ſich langſam mit unſicheren Schritten.

Von dieſem Tage ab hatte ich Ruhe; freundlich gingen wir um einander herum. Für mich kam eine gute Zeit; ſie quälte mich nicht mehr, ſchalt nicht mehr, legte mir überhaupt nichts mehr in den Weg. — Es war ein ſtilles Übereinkommen zwiſchen uns geſchloſſen. — Ich blieb, und ſie konnte es nicht hindern. Wir hatten die Rollen gewechſelt! — Ehedem fürchtete ich ſie, jetzt ſie mich. — Ich war frei!

Daß ſie das ſchwarze, verſchnürte Paket nicht wieder ausgraben würde, davon war ich überzeugt, deshalb konnte ich jeden Abend ruhig ſchlafen; mochte ſie wachen.

Und der Herr? — Ach, der beachtete überhaupt kein Weib; weder ihr, noch mir hatte er je einen Blick geſchenkt. — Wie ein Träumer kam und ging er.

Und ich liebte ihn ſo ſehr, ſo voll Demut; noch brachte ich es nicht über mich, ihn aufmerkſam zu machen, ihm meine Liebe zu zeigen. — Die kranke Frau hätte mich zwar nicht geniert, die welkte ohnedies dem ſicheren Tode entgegen, auch ſah ich ſie beinahe nie; ihr ſchuldete ich keine Rückſicht; ſie kam überhaupt nicht in Betracht, dieſe lebende Leiche.

Ich wollte es nicht länger mehr ertragen; jede Nacht, ehe ich zur Ruhe ging, beſah ich mein Geſicht im Spiegel, es ſorgſam prüfend. — Und ich fand es ſchön. — Gewiß, es war ſchön; nein, ich konnte mich nicht täuſchen! — Dies blaſſe Geſicht mit den nachtſchwarzen Haaren, den dunklen, glühenden Augen. Oder meinte ich es bloß, betrog ich mich ſelbſt? — Ich ließ die Fülle meiner aufgelöſten Haare durch meine Finger gleiten; legte mich auf's Bett, meine ſchlanken, weißen Glieder ausſtreckend und betrachtend. — Und es kam wie Jubel über mich. — Ja, ich war ſchön und jung und kraftvoll durch das ſtarke Gefühl in mir, er ſollte, er mußte mich wieder lieben.

Und nun begann ich, ſtill aber unentwegt begann ich. — Wenn er,

der Herr, heimkehrte, stets mußte er an mir vorbei, ich war da und dort, auf der Treppe, am Flur, überall. —

Eines Tages erschien der ersehnte Moment. Ich hörte den Herrn kommen, aber ich that, als merkte ich es nicht; am Boden kauernd wusch ich eben die Dielen des Vorplatzes auf.

Einer meiner schweren Zöpfe war mir vornüber gefallen. Diesen ergreifend — sagte er, dem ich den Weg versperrte — freundlich: „Mach' Platz, mein Kind, laß' mich vorbei" — Ich wußte wohl, daß sie nicht weit entfernt stand und alles mit anhören und sehen konnte, aber was galt mir das! — Rasch drehte ich den Kopf und drückte einen heißen Kuß auf seine Hand. — Sofort ließ er mein Haar los; doch unsere Blicke begegneten sich, und aus meinen Augen mochte wohl all die lange bange Sehnsucht hervorbrechen und ihn überwältigen; denn von diesem Moment ab gehörte er mir, war er mein; er, auf den all mein Sinnen und Verlangen gerichtet war, für den ich gestorben, für den ich meine Seligkeit gegeben hätte.

Und sie? — Na, sie, o die drückt die Augen zu, und ihre Ohren hören nichts.

— Ich habe nicht nötig, mich zu genieren. — Sie pflegt die kranke Frau gut; nun, dafür wird sie ja bezahlt, auch ist ihr ein Erbe ausgesetzt. — Aber auch ich erbe, ich ebenfalls und dazu das Beste, das Kostbarste, und es vergeht kein Tag, ohne daß ich mein Erbe nicht jetzt schon, im voraus, mit beiden Armen umschlinge.

O wie ist das Leben so schön!

Bald wird die kranke Frau sterben, dann bin ich die Herrin, dann will ich vor das Fräulein treten und zu ihr sagen: „Sie sind zwar keine faule Dirne, ja, Sie sind sogar sehr brauchbar, aber trotzdem sind Sie im Hause überflüssig; Sie können noch heute Ihr Bündel schnüren." —

Wie ich mich darauf freue! O, wie ist das Leben so schön! —

Die vier Gewinner.

Von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Die neuen Fabriksbauten gehen in die Breite. Die meisten haben nur ein Geschoß mit weiten, lichten Schedfälen, die sich ins Unendliche an einanderreihen, bloß durch schlanke, gußeiserne Träger markiert, kein Dunst und Staub macht das Arbeiten an den Webstühlen beschwerlich, welche, genügend weit von einander abstehend, eine gewisse Freiheit der Bewegung gestatten. Fester asphaltierter Boden, der leicht rein gehalten werden kann, bequeme Zugänge, zweckmäßige Werksvorrichtungen erfreuen das Auge des Sachkundigen. Aber auch der fremde Besucher, welcher, nur um seine Neugierde zu befriedigen, einmal durch die Werkstätten schreitet, fühlt sich wohl, kann ungefährdet ringsum die Maschinen besehen und die Übersichtlichkeit des Ganzen loben. In jenen Zeiten aber, als die Weberei gebaut wurde, in welcher die vier Gewinner arbeiteten, mochte die Ansicht gegolten haben, es genüge, eine unförmliche Backsteinkiste aufzustellen, sie durch genügend viele hölzerne, horizontale Querwände zu teilen, ein ungeheures Manfardendach aufzusetzen um den Zweck zu erreichen. Gab es da steile, schmale, unbeleuchtete Treppen, ach, hieß es dann, wir wollen ja keinen Palast bauen, waren die Thüren eng, notwendige Räume unzugänglich, die Beleuchtung schlecht, klagte der Maschinist über das unbrauchbare Winkelwerk, in welchem sich kein Lager anbringen, kein Riemen führen ließ, wo hölzerne Spreizer und Notsäulen die schönsten Wellenstränge störten, ach, die Hauptsache ist, daß gute Ware erzeugt wird; geht das Geschäft gut, dann wollen wir einen Bau aufstellen, daß Neumann & Comp. — die Konkurrenten — vor Neid bersten sollen. Schaffen Sie gute Ware! —

So mußte man sich, wenn man hineinkam, von Stockwerk zu Stockwerk durchwinden, bei Absallkisten und alten Webzeugen vorüber in verkehrt sich öffnende Thüren hineindrücken, wenn man nicht durch den höllenhaft tosenden Lärm abgeschreckt wurde. Denn nicht allein die hundert rasselnden und klappernden Maschinenstühle des einen Saales brüllten dem Eintretenden entgegen, da der untere Saal nur durch Bohlendicke von diesem getrennt war, wie der obere, dritte und in beiden gewebt wurde, donnerten die Lärmwellen alle in einander wie bei einem Wasserfall. Nur daß hier der Boden zitternde Schwingungen vollführte, keine feuchtfrischen Regenwolken kühlten, sondern eine warme, ölriechende, vielgebrauchte Luft lästig wurde, über dem Kopfe schwirrende, zu den Füßen sich windende Treibriemen be-

drohlich nahe kamen, dort, wo man ſich an Ecken drehen mußte, die Schwungräder der Stühle nach den Rockſchößen ſchnappten und die Schlägel unvermutet in den Ellenbogen ſchlugen. Während es heute heißt Raum gewinnen, hieß es damals Räume gewinnen, und dieſem Grundſatze entſprechend gab es rechts Stuben und links Kammern, Abteilungen oben und unten. Da lief ein Riemen durch Mauerſchlitze, um eine abſeits ſtehende Zettelmaſchine anzutreiben, dort war ein Vorratsmagazin für den Schlichter, in einem andern Zimmer wurden Webzeuge repariert, und noch immer gab es Zimmer in Menge.

Da hatte man denn, weil es an doppelbreiten mechaniſchen Stühlen mangelte, einige Handweber untergebracht, welche Leintücher ohne Naht von der Hand herſtellten und langſam und unverdroſſen manch gutes Stück lieferten.

Man empfand es wie eine Art Flucht vor dem Getöſe, wenn man zu ihnen hineinkam, ſofort war der Lärm gedämpft und ein friedliches Klipp und Klapp, gab dem Ohre willkommene Ruhe und Abwechslung, gleichſam als hätte man ſich vor dem Brauſen des Waſſerſturzes hinter den Berg geflüchtet und hörte das Klopfen des Spechtes.

Von dem Webſtuhl des alten Hofmann ſah man durch die Thüröffnung hinaus in den großen Saal, wo ſich die vielen kleinen Spulermädchen tummelten und laut durcheinanderſchwätzten, und dann weiter hinüber auf die großen langſam ſich umwälzenden Trommeln der Schlichtmaſchinen und zu dem aus rohen Brettern gezimmerten Dunſtfang. Wenn daher alles in Ordnung ging und das Schiffchen ohne Anſtoß zu nehmen hinüber flog und herüber, bot ein Blick nach vorwärts in das Gewimmel draußen dem Alten Zerſtreuung genug und Anlaß, ſich über die „miſerabligen Fratzen“ mißliebig zu äußern. Denn er war durchaus kein Freund der leichtlebigen, ewig lachenden Jugend, und wenn es das Unheil wollte, daß ihm der Schuß ausging und die Spulmaſchine eben beſetzt war, daß er auf neuen Einſchlag warten mußte, dann gab es des Zankens kein Ende über den Leichtſinn dieſer Bankerten, wegen deſſen dem ehrlichen Menſchen der Verdienſt verkürzt wird: „Ob die Mädeln nur zwei Minuten ruhig zur Arbeit ſtehen können! Aber nein und nein. Bald mit der Rechten, bald mit der Linken muß getuſchelt werden, bald niedergeſetzt, bald aufgeſtanden, hinausgelaufen zwanzig mal im Tag, und das Radel ſteht derweil und der Verdienſt auch!“ —

„Kinder!“ — Das war das äußerſte, wozu ſich Markowitſch entſchloß.

Zumeiſt hörte er dem Gekeife Hofmanns ſtundenlang zu, ohne auch nur ein einziges Wort zu erwidern. Nur zuweilen warf er einen Blick in das blaſſe, runzlige Geſicht ſeines Nachbars, forſchend, als erhoffe er die längſt erwartete Kataſtrophe bei dem eingeſchrumpften alten Männchen ein-

treten zu ſehen. Das ärgerte dann dieſes nicht wenig —: „Was ſchaut's mich denn a ſo an? Red'ts ein Wort!“ —

„Ich wart!“

„Auf was wart's Ihr's denn?“

„Ob Euch nicht bald vor Gall' der Teufel holt.“

In ſolchen Augenblicken legte ſich Roſa begütigend ins Mittel: „Schämts Euch, Markowitſch, wer wird denn gleich ſo bös ſein!“

„Hör ich das nicht geduldig ſchon fünf Jahr an und red' nicht ein Wort!“

„Das Maul wird Euch noch einmal zuwachſen! Auf das wart ich!“

„Aber jetzt iſt genug, Hofmann, das werde ich Eurem Weib ſagen, was Ihr für ein unverträglicher Menſch ſeid!“

Hofmann warf ihr einen giftigen Blick zu, ſetzte ſich zurecht, faßte mit der Linken die Lade, mit der Rechten den Knopf und begann zu arbeiten, nicht ohne vorher gegen Markowitſch hin energiſch ausgeſpuckt zu haben. Der aber lachte unter der Naſe. Sie vertrugen ſich ſonſt recht gut mit einander. Roſa arbeitete an einem breiten Tiſche und beſah die von der Weberei abgelieferte Ware Falte um Falte, noppte und legte Schlechtes abſeits, und erzählte dabei die Neuigkeiten des Tages; Hofmann begleitete ſie mit ſeinen Redensarten, aus denen gründliche Weltverachtung ſprach, und Markowitſch hörte unerſchütterlich ſchweigſam zu. Die beiden Webſtühle klapperten einträchtig, aus dem Saal herüber kam der Lärm zu einem unentwirrbaren Surren vereinigt herüber, und ein Kanarienvogel, der auf den Ruf Pappi hörte, piepſte von ſeiner ſicheren Stelle beim ſonnigen Fenſter dazwiſchen. Hier und da wurden ſie in ihrem Arbeitseifer geſtört. Unmittelbar bei der Thüre wurde gezettelt. War eine Walze voll, dann kam die Zettlerin herüber zu Markowitſch und bat ihn um Hilfe; denn die Walze zum Schlichter hinüberzutragen war eine Arbeit für ſtarke Männer, und zwei hatten gut zu ſchleppen. Waren ſechs ſolcher beiſammen, dann wurden die Fäden vom Schlichter durch eine ſeifige Stärkebrühe gezogen, an großen Kupfertrommeln getrocknet und auf den Kettenwalzen wieder aufgebäumt, welche Ketten dann in den Webſtuhl gelegt und vom Einſchlag durchſchoſſen das Gewebe ergaben. Eben kam der Schlichter herein, um Markowitſch zu holen, barfuß, den Oberkörper vom weit offenen Hemde bedeckt, die Ärmel hoch aufgerollt, wie es ſeine Arbeit bei den heißen, dampfgeheizten Trommeln und Stärkekeſſeln und bei dem Dunſt, welcher vom naſſen Garn aufſtieg, erforderte.

„Wie kühl es da iſt! — Ja, wer es ſo gut hätte wie die Roſa, bei dem ſauberen Geſchäft.“ —

„Ich tauſchet' gern. Dafür geh ich ſtatt Ihnen am Samſtag zur Auszahlung.“

„Da hätten Sie was davon; die paar Reetſch! — Aber geträumt hat mich heut was! So was! — Noch nie in meinem Leben!“ — — — —

„Von einem Faß Dukaten, das bringt Unglück!“ —

„Von Euch da!“

„Von der Roſa? — Na wartens Roſa, das ſag ich dem Zwillinger,“ meinte Hofmann boshaft.

„Meinethalben ſagens. Alſo erzählens, was hat Ihnen geträumt?“

„Erſt von meinem Bruder, der in Böhmen iſt, welchen ich ſchon zwanzig Jahr nicht geſehen hab. Dann bin ich mit dem Markowitſch in den Wald gegangen, auf Staarln. Zuerſt haben wir ſieben gefangen. Wie wir ſie gehabt haben, kommt der Hofmann —“

„Wer, ich? — Nicht einmal ſchlafen laſſen einen die Leute.“

„Redens keinen Unſinn. Alſo der Hofmann ſagt: Von Staarln wird man nicht fett, wenn es wenigſtens Kronawitten wären. Der Markowitſch ſetzt ſich darauf wieder ins Mais und fängt zwanzig Kronawitten. Da kommt dem Hofmann ſeine Alte und ſagt, davon wird man nicht fett, ſagt ſie, wenn es wenigſtens Schneppen wären! Und wie ſie das ſagt, fliegen gleich Schneppen herein, und der Markowitſch dreht ihnen ſchon die Häls' um. Wie viel? frag ich ihn. Dreißig, ſagt er.“

Alle ſchwiegen. Es war, als ginge jemand auf Socken durch das Zimmer. Hofmann und Markowitſch hatten zu weben aufgehört und ſchauten den Schlichter an, welcher, frei ſtehend, die Arme über die Bruſt gelegt, mit weit offenen Augen durch das Fenſter hinaus ins Freie ſah. Roſa hielt ſtill und blickte ſeitwärts auf den Boden.

Da ſagte Hofmann halblaut wie in Gedanken: „Ich geb vier Kreuzer.“

„So viel möcht ich auch geben. Markowitſch auch, ja?“ —

„Und ich?“ fragte Roſa leiſe.

„Zwölf Kreuzer ... Die Roſa giebt drei, macht fünfzehn auf Ambo-Termo.“

„Es gilt.“ Die Kreuzer wurden zuſammengetragen und dem Schlichter eingehändigt, welcher dann mit Markowitſch die Zettelwalze hinüber zur Schlichtmaſchine trug. Markowitſch kam nachdenklich zurück und ſetzte ſich hinter den Stuhl. Um die Gemüter dieſer drei Menſchen, die bis nun gleichmütig und verdroſſen ihrem Tagewerke nachgegangen waren, witterte es wie ſchwüle Hoffnungsſpannung. In ihrem Leben, welches bis nun langweilig eintönig, freudenarm verfloſſen war, in welchem ein Morgen gleich dem andern dämmerte, ein Tag um den andern verging, ohne daß er die Erfüllung eines Wunſches gezeitigt oder auch nur ſeine Entſtehung begünſtigt hätte, war über ja und nein ein Bäumlein erwachſen, deſſen Gedeihen alle mit neugieriger, erwartungsvoller Spannung verfolgten und das in der That auch ſo raſch ſproßte, daß es bald alle ihre Gedanken

und Pläne mit ſeinen Ranken umwucherte und umgrünte. Sie hatten über etwas zu ſinnen, etwas zu erwarten; die Weber ſchoſſen ihre Gedanken mit in die Kette ein, Roſa legte ſie behutſam in die Lagen der Weber, und der Schlichter, welchem die hundert Faden auf die Walze liefen, ſtarrte in den Raum und überhörte das Zeichen der Glocke. Das wäre doch der Teufel, wenn es nicht ein einziges mal gelänge! Er ſetzte jede Woche einmal, bald ſchon zwölf Jahre, vergebens, nicht ein einziges Ambo war ihm ausgezahlt worden. Schade um das viele Geld! — Wenn es aber diesmal doch wäre! — Herrgott! — Er wagte den Gedanken nicht zu denken. — Dann endlich wollte er den großen Wurf thun, welcher dafür ſtehen ſollte. Auf den Zweiundfünfziger! — Er atmete tief auf. Die Zettlerin ſtörte ihn, man wollte ihn bei den Handwebern ſprechen.

„Wie viel können wir denn eigentlich gewinnen?“

„Das werden wir gleich haben. Gebts mir eine Kreiden her. So. Alsdann 15 Kreuzer, 6 und 9 macht 15. 6 Kreuzer am Ambo gewinnen wir 80 mal ſo viel, und weil drei Nummern ſind, dreimal. Das macht 480 mal 3, giebt . . . . 14 Gulden und 40 Kreuzer! — Bei Terno gewinnen wir 4800 mal. Alſo 4800 mal 9 macht 432 Gulden, und 14 dazu, zuſammen 446 Gulden und 40 Kreuzer!

„Kruzitürken!“ fluchte Markowitſch leiſe.

„Nur langſam. Jetzt fünfzehn Prozent ab!“

„Wem denn?“

„Dem Finanzminiſter!“

„Muß denn das Schwein von allem haben?“ In dem Auge Hofmanns funkelte es.

„Alſo das macht 66 Gulden und 96 Kreuzer; bleibt: viere, viere, neune, ſiebene, dreie, da habts es: Dreihundertneunundſiebzig Gulden und vierundvierzig Kreuzer.“

„Jeder einen Hunderter, die Roſa die neunundſiebzig Gulden.“

„Und die Kreuzer werden verſoffen!“

„Da wird mehr verſoffen werden!“

„Jeder von ſeinem. Erſt wird geteilt, nachher kann jeder mit dem Geld machen, was er will,“ ſagte vorſichtig der Alte.

Selbſt der nachdenkliche Schlichter konnte ſich über die Sicherheit Hofmanns des Lachens nicht enthalten. „Der Hofmann verſcheucht das Glück,“ ſagte er im Fortgehen.

„Was möchts denn Ihr mit dem Geld anfangen?“

Hofmann ſchlug die Augen zu Boden, um ſich nicht zu verraten. Ganze Haufen von Eßwaren erſtanden lockend vor ſeinem inneren Auge: Fleiſch, Fleiſch, Wurſt, Speck und wieder Fleiſch reihten ſich an einander,

dazwiſchen leuchteten goldbraune Backfiſchkruſten und — — eine gebratene Gans —, weich, weich! nur hübſch weich . . . . . er hatte zweimal zu ſchlucken, das Waſſer im Munde hinabzudrücken. Er ſeufzte und ſchlich zur Arbeit, welche ihn noch nie ſo verdroſſen hatte wie heute. Sein friſchgebackenes feuchelduftendes Brot, das er ſonſt mit beſtem Appetit aß, es mit langſamem Kauen zwiſchen ſeinen ſechs Zähnen zu einem dünnen Brei zermahlend, wollte ihm gar nicht munden, er warf einen vernichtenden Blick darauf und berechnete, wie lange eine ordentliche, ausgewachſene Gans reichen könne. Ob auf zwei Tage? — — Ja, ſein Weib aß auch gern davon. Übrigens, man könnte ja noch eine kaufen, es bleibt ja das Schmalz! Zwei Gänſe, was könnte das koſten! Bei einem ſolchen Kapital! —

„Nur Sie, Roſa, möchten das Geld gleich dem Zwillinger hintragen und Hochzeit machen?“

„Schnecken! — In die Sparkaſſa leg ich es, und nicht einen Kreuzer nehm ich davon weg. Das bleibt dort liegen als eine Hilfe, wenn Not iſt.“

„Da wird der Zwillinger ſchöne Augen machen.“

„Da wär' ich dumm.“

„Der Zwillinger kann Ihnen dann nachlaufen, was?“ ſagte Markowitſch herb.

Etwas betroffen antwortete Roſa: „Man muß ſich halt denken, es iſt nichts da.“

„Freilich, das iſt das Richtige. Nur muß man immer den notwendigen Kreuzer auf Safran haben. So lange man den hat, kann man ſich alles denken. Wenn man aber nicht hat, nimmt man aus der Sparkaſſe. Heiraten koſtet Geld.“

„Ihr haltet heute lange Reden, Markowitſch. Wie kommt denn das?“

Der große, grobknochige Weber ſchwieg auf dieſe Zurechtweiſung ſtill und dachte über die Zukunft nach, welche von einer Hundertguldenbanknote zauberhaft beleuchtet war. Er ſah mit dem inneren Auge hinaus auf eine abendſtille, tiefſriedliche Flur. Eine alte ſchwarze Buche breitete ihre Krone mit der Sicherheit eines unſchuldigen wohlwollenden Herzens in die warme, leiſe wehende Luft, beſah ihr zitterndes Spiegelbild in den zarten Kreiſen und knabenhaft plätſchernden Waſſern eines tiefen, grünen, geheimnisvoll und ernſt einherſchreitenden Fluſſes. Eine Droſſel ſchlug. Er ſelbſt ſah nach der Angel ruhevoll und fühlte ſich als Freund jedes Tierchens, das vor und neben ihm halb ſcheu und halb zutraulich ſeinen Kopf zur Tränke neigte. Kein Morgen mit Not und zwingender Arbeit drohte ihm, frei, und nächſte Woche — frei! — Goldene Freiheit! —

Drei Tage mußte gewartet und konnte gehofft werden, eine Zeit, während welcher ſich um die vier Menſchen ein feſtes Band, das der gemeinſamen

Intereſſen, immer dichter flocht. Es galt wie ein Geheimbund, deſſen Ziel kein Außenſtehender ahnen ſollte, deſſen Vorhandenſein aber an mancherlei ungewöhnlichen Äußerlichkeiten, Gefälligkeiten, Dienſtleiſtungen der Vier erraten werden konnte. Kam einer der Handweber zu ſpät, ſo fand Roſa dem Meiſter gegenüber eine Ausflucht, eilte Roſa früher fort, beſtätigte der Schlichter, dem Mädchen ſei unwohl geweſen; ſie teilten ihr Brot als Brüder und ſchwiegen gegen alle. Hofmann verlegte ſich auf das Beten und vertraute ſeinem Schutzpatron ſeine Hoffnungen und Kümmerniſſe, Roſa riet grad — ungrad an der Faltenzahl der Weben, der Schlichter kalkulierte nach den gezogenen Nummern, Markowitſch ſagte: „Ich muß gewinnen, ſonſt hau' ich den Stuhl auseinand'!"

Eines Tages, es mochte wohl eine Woche verſtrichen ſein, erhielt die Fabrik einen ſeltenen Beſuch. Die Nacht hindurch hatte es in Strömen gereguet, und nun legte ſich der Nebel tief herab auf die kotige Straße, weiche vom Orte in die Fabrik führte, da kam Herr Rabenſeifner zum Thorwärter. Herr Rabenſeifner, welcher den Cigarrenladen hielt und Lottokollekteur war, wollte mit dem Schlichter ſprechen. Aus den Fenſtern des erſten Stockwerkes hatte man ihn kommen ſehen, und keiner Trompete mehr hätte es bedurft, das Ereignis jedem Menſchen kund zu geben, der im entfernteſten Magazin, im höchſten Dachraum, im entlegenſten Zimmer der weiten Fabrik arbeitete: „Der Rabenſeifner iſt da!"

Was hatte der Trafikant hier zu ſuchen, wollte er jemanden klagen? — Tabak ging doch nicht auf Borg! — Am End'! — — — — am End'!! ... Jeſus, Maria, Joſef! — — — Die haben ein Terno gemacht! Gewiß, die haben ein Terno gemacht und haben ein paar Tauſender gewonnen. Mit fliegenden Zöpfen, ſprachlos vor Aufregung rannte man durcheinander, mit ſtockendem Atem erzählte man ſich das Unerhörte, wie der Wind in Pappelkronen ging es durch die Säle, und einige Hundert Arbeiterinnen flüſterten erregt: „Der Rabenſeifner iſt da, — er kommt die Stiegen herauf, — gleich wird er da ſein." — Einzelne rannten hinauf zum Schlichter und flüſterten ihm bebend ins Ohr: „Der Rabenſeifner kommt!" — „Wer kommt?!" — „— Der Rabenſeifner kommt!" — Die Zettlerin ließ ihre Walze rollen und ſchrie hinein zu den Dreien: „Der Rabenſeifner kommt! Er iſt ſchon da!" —

„Wa — —?"

„Der Rabenſeifner kommt! Von der Lotterie!" —

Roſa eilte raſch hinaus. Die beiden Weber aber, welchen das Herz laut pochte, blieben hinter dem Stuhl und traten weiter, ſtetig, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß, ſchlugen die Laden feſt zu und ſchleuderten ihre ſchweren Schützen links und rechts und ſenkten das Auge

auf ihre Arbeit. Wenn es nur wahr ist! — Es muß wahr sein; dergleichen fällt niemandem von selbst ein, der Rabenseifner kommt sicher. — Aber wozu kommt er in die Fabrik? — Es muß etwas vorgefallen sein. — Er will zum Direktor, weil ihm wer schuldig ist. Cigarren borgt man nicht. — Also wegen der Lotterie! — Es könnte also jemand gewonnen haben ... — Wer weiß, wer gesetzt hat? Der Gerisch pflegt manchmal zu setzen; auch der Hajek. — Der Gerisch ist krank. Vielleicht — also — — 7 — 20 — 30 — 7 — 20 — 30 —

Rabenseifner kam mit dem Schlichter von Rosa gefolgt in das Zimmer, von hundert Augen begleitet, welche sich mühten, jede Bewegung dieses historischen Aktes und jeden Schritt der handelnden Personen festzuhalten, um ihn der Nachwelt zu überliefern. Der Webmeister jedoch machte durch sein Dazwischentreten bald Ordnung unter dem weiblichen Kleinvolk und verschaffte jenen die notwendige Ruhe. Markowitsch und Hofmann kamen langsam von ihren Sitzen herab.

„Also der Herr Rabenseifner sagt mir, die Nummern sind gezogen. Wir haben gewonnen. Er glaubt, es ist das beste, wir fahren selber hin und holen uns das Geld selbst ab — —

„Es könnt' auch hier ausgezahlt werden, oder ich könnt' hinfahren, aber man kann sich es auch selber holen."

„Wir fahren hin," sagte Markowitsch finster.

„Ich fahre auch — ich auch —"

„Sie haben nichts weiter zu thun, als diesen Einlagschein vorzuzeigen, um den Gewinst zu empfangen."

Noch am Abend desselben Tages saßen sie im Eisenbahnwagen; Hofmann und seine Frau, welche einen großen Korb mitgenommen hatte, eng bei einander, musterten die Umgebung mit mißtrauischen rollenden Blicken, als säßen ihre Augäpfel auf demselben Scharnier. Neben ihnen hatte Rosa Platz genommen und Rabenseifner, gegenüber der Schlichter und Markowitsch, welcher fortwährend sprach; er war betrunken.

„Das ist das größte Glück für uns, daß wir das lausige Italien nicht mehr haben. Das ist wahr. Was haben wir davon gehabt? Nichts als Plage und Feldzüge, wo uns die Läuse gefressen haben, und wo wir haben müssen Hunger und Durst leiden, und wo uns die verfluchten Zwiebelfresser aufgelauert haben und nach uns gestochen und geschossen, als wären wir vogelfrei gewesen. Gnad' Gott dem, der einem Frauenzimmer nachgestiegen ist, der war verloren, tot, das ist wahr. Da, erinnere ich mich, haben wir einen Korporal gehabt, ein Kerl wie Milch und Blut, so sprang ihm das Feuer aus den Wangen, und eine Brust wie ein Weibsbild, und ein paar Füß', die Weiber haben ihm immer nachgeschaut und haben sich nicht satt-

ſehen können an ſeiner Figur, was das für ein Kerl war. Läßt der ſich verlocken von ſo einer ſchwarzen, magern Katz, auf ſolche war er verſeſſen, und haſt nit geſehn, nach vier Tagen haben wir ihn geſunden, zwölf Stich im Leib."

Die alte Hofmann ſtieß ihren Mann, als wollte ſie ſagen: „der lügt was zuſammen", und dieſer lachte dem Erzähler herausfordernd ungläubig in das Geſicht. Markowitſch that, als bemerkte er dies nicht, er legte ſich in die Ecke, erhob ſich aber bald wieder und griff ſich raſch in die Seite; ein naſſes, kaltes Gefühl war ihm unbehaglich geworden. Er hatte an die Cognakflaſche vergeſſen und ſie zerdrückt. Nun holte er die Scherben aus der Taſche, den Hals, den Henkel und noch den untern Teil, in welchem ſich vermöge der ſeltſamen Form des Gefäßes noch ein Reſt des Inhalts erhalten hatte. — „Das muß ausgetrunken werden, was ſoll ich damit." Er nahm einen Schluck, reichte den Scherben Herrn Rabenſeifner, welcher vorſichtig, um ſich die Lippen nicht zu zerſchneiden, nippte. Der Branntwein machte die Runde, und bald herrſchte geſchwätzige Heiterkeit. Roſa lachte unaufhörlich, Markowitſch beſprach mit Rabenſeifner die Feldzüge Radetzkys, der Schlichter trug die Miene eines Kerls, der einen ſakriſchen Kopf auf ſich hat, zur Schau und bemühte ſich, dem Ehepaar die unzweifelhaften Gewinnchancen der Nummer zweiundfünfzig begreiflich zu machen. Ein betäubender Alkoholgeruch erfüllt die Waggonzelle, der um nichts beſſer wurde, als Hofmann eine kleine abgenutzte Pfeife in Brand ſetzte.

„Ich freu' mich nur über den Meiſter," ſagte der Schlichter, „dem wird kein Biſſen ſchmecken vor Neid."

„Der könnte die Gulden auch brauchen, das iſt wahr."

„Aber das iſt gar nichts gegen den Hajek, der kann mich gar nicht mehr anſehen, ich hätte mir können die Haut voll lachen; er hätt' auch geſetzt, wenn wir's ihm geſagt hätten."

„Ja, da hätten ſich mehr gefunden, wenn ſie es vorher gewußt hätten, daß ein Terno kommt."

„Mich hat der Hausmeiſter gebeten, ich ſoll ihm fünf Gulden borgen" —

„Darüber könntens ein Kreuz machen, von dort kommt kein Groſchen mehr zurück."

„Die Leut leben gut: Freitag Fiſch und Sonntag Braten. Wo ſoll's herkommen?"

In der letzten Halteſtelle vor der Stadt ſtieg ein ſchön gekleideter Herr ein mit langem blonden Schnurrbart und goldener Brille; doch weit entfernt, ſtolz und zurückhaltend zu ſein, war er geſprächig und mit der Geſellſchaft bald bekannt. Seine fetten, weißen Finger trugen eine Menge Ringe mit allerlei Steinen, vom Hals hing ihm eine feine Uhrkette, in der Nadel

seiner Kravatte funkelte es. Er setzte sich Rosa gegenüber und unterhielt sich leise mit ihr, während Markowitsch und der Schlichter laut durcheinander sprachen. Rosa war ganz rot vor Verlegenheit, wie leutselig der Herr mit ihr war und freute sich, daß sie zu Hause den Freundinnen werde etwas zu erzählen haben. Er lobte ihren Vorsatz, das Geld in die Sparkasse zu legen, denn dort sei es am sichersten. Er könne das am besten wissen, denn wie oft trage er Geld hin, und wie oft hole er welches ab, er habe jeden Tag dort zu thun und da sehe er, wie gut es dort aufgehoben sei und wie rasch es wachse. Er selbst habe sechshundert Gulden darin, welche er dort belasse, weil sich seinem Gelde just eine bessere Stelle nicht finde. Er sei Hausherr, aber die Häuser trügen auch nichts mehr, seien schwer an den Mann zu bringen, das Gezänke mit den Parteien mache dem Menschen das Leben sauer und die Reparaturen kosten Geld.

Als man den Bahnhof betrat, taumelte Markowitsch bereits, und man hatte Mühe, ihn hinauszuführen in ein Lokal, welches zu empfehlen der fremde Herr freundlich genug war, und wo auch die ganze Gesellschaft einbrach. Kaffee wurde angeboten, welcher von allen mit schlürfenden, behaglichen Schlucken genommen wurde, und der den Volltrunkenen etwas ernüchterte. Hofmann, der Schlichter und Herr Rabenseisner machten sich bald auf den Weg, den Gewinnst zu beheben, indes die anderen blieben und das Geld erwarteten. Rosa und der Herr sprachen noch immer und gewannen offenbar starkes Zutrauen zu einander, Markowitsch aß, um seinem von Flüssigkeiten überschwemmten Magen etwas Festes zuzuführen, und Hofmanns Weib hatte sich in einen Winkel gesetzt und sah, in ihr dickwollenes, graues Tuch gehüllt und den Korb auf dem Schoß, der Wirtin zu, welche das Gemüse belas. Es war eine geräumige Auskocherei, in welcher gegen billiges Entgelt Mittagessen und Kaffee verabreicht wurde, sauer eingemachtes Fleisch zum Abend zu haben war, wo man zuweilen eine Gans und Fische briet und Kuchen buk, welche dann kalt die ganze Woche bis zum nächsten Sonntag feil waren. Die Hofmann betrachtete all das Eßzeug und machte sich so ihre Gedanken, die in resignierten Seufzern Ausdruck fanden. Die schönen Würste, die gleich braunen Schlangen an Haken hingen, kleine, die heiß gegessen wurden, auf einen Haufen geschichtet, das schöne Selchfleisch vom Kamp und von den Rippchen, die kleinen knusperigen Bratfischchen ..... ah .... es wurde ihr nicht gut vor allzureger Eßlust. Aber sie dachte dann wieder bei sich: Das ist nur für die reichen Leute, für die, welche viel Geld verdienen, und schloß die Augen, durch welche die Versuchung in so mannigfachen Formen an sie herantrat, und harrte der Heimkunft der Ausgegangenen. Sie hatte nicht lange zu warten, nach einer Stunde kamen sie an und still, ohne viel Auf-

hebens wurden an Markowitsch und Rosa die Teile abgegeben. Der Schlichter hatte gleich auf dem Rückwege zehn Gulden auf Nummer zweiundfünfzig gesetzt und betrachtete nachdenklich die andern, Hofmann, welcher sich eine Hundertguldenbanknote erbeten hatte, trug das kostbare Papier in einem Gebetbuche in der Brusttasche seiner Weste, nahe dem bloßen Leibe, und hatte die Arme über die Brust geschlungen um unauffällig die Hand auflegen zu können; Rosa ging, von dem Herrn begleitet, zur Sparkasse.

Bis zu diesem Augenblick war in den Gemütern aller das Mißtrauen stärker gewesen als der Glaube. „Ob es auch wirklich wahr ist?" hatte sich bisher jeder von ihnen noch zwanzigmal in der Stunde gesagt und als Antwort nur ein zweifelndes „vielleicht" gefunden. Das Ganze war so rasch, so unverhofft gekommen, das Glück war so unerhört, daß sich jeder für einen Gefoppten und Betrogenen hielt. Man hütete sich, an Herrn Rabenseifner heranzutreten und ihn geradeheraus auf die Wahrheit zu befragen, denn der Kollekteur flößte ihnen durch seine reine Wäsche und die ganz andere Art seiner Redeweise und Haltung zu viel Scheu ein; so harrten sie wie einer, der seine Sach' auf nichts gestellt, des Erfolges. Nun aber war das Geld wirklich greifbar in zählbaren Papieren, Einern und Zehnern, da, man konnte es ausgeben und dafür etwas bekommen, nun also war es wirklich wahr. — Gewonnen, gewonnen! — Hundert Gulden gewonnen, wirklich wahr! — Jeder wiederholte sich das Ereignis im stillen und sah auf den andern, was der für ein Gesicht machte, gleichsam als ob er in den Spiegel sehen wollte. In den Schlichter war eine unersättliche Spielwut gekommen. Er hatte die ersten zehn Gulden auf „Pest" gesetzt, nun wollte er die gleiche Summe auch auf „Wien" und „Laibach", dann wieder auf „Wien" und „Lemberg" setzen, und nur Rabenseifner, welcher erhoffte, seiner Kollektur das Ganze zubringen zu können, war imstande, ihn abzuhalten. Gerne hätte er ihn schon mit heimgenommen, dem aber stand Markowitsch im Wege, welcher den Schlichter mit der Zusage festhielt, es auch einmal mit dem Zweiundfünfziger wagen zu wollen. Indessen aber reizte jeder Gegenstand, welcher ihm vor das Auge kam, die Kauflust des Webers.

„Bleibts da, Kinder, über Mittag, ich zahl alles, ich zahl alles, Frau Wirtin, ein gutes Mittagmahl wollen wir haben, ich zahl! —"

Er blieb dabei, und man ließ es sich schmecken. Rosa, welche mit ihrem Sparkassabuch zurückgekommen war, setzte sich mit zu den übrigen und nahm von den guten Sachen, welche aufgetragen wurden. Nur Hofmann und sein Weib saßen abseits, sie hatten sich eine Suppe geben lassen und aßen darauf das mitgebrachte Brot und den Hauskäse. Rosa hatte sie mehrfach gerufen und ihnen zugeredet zu kommen, aber vergebens. Der

alte Mann fürchtete, es werde allgemach jeder eine gemeinsame Mahlzeit geben müssen, und dann werde man auch ihn pressen, er hielt sich daher abseits und hörte lächelnd dem schwatzhaften Markowitsch zu. Er selbst hatte alle seine Bösartigkeit und Verbissenheit aufgegeben. Er war ein ganz anderer geworden, seitdem er den Hunderter bei sich trug. Die Menschen um ihn herum waren wohl dieselben geblieben, und er nahm sie wie bisher, aber er fühlte sich ihnen gegenüber durch den Besitz verpflichtet. Er war freundlich, um nicht ihren Neid, ihre Nachrede, ihren Haß zu wecken, denn stets stand ihm vor Augen: sie haben nichts, und Du hast! — Auch die Bemühung, sich ihre Freundschaft zu erwerben, trieb ihn, sein knurriges Benehmen aufzugeben, denn, wer weiß wo der Hundsfott steckt, welcher es auf das Gebetbuch abgesehen hat; er war der Sklave seines Geldes geworden, er mußte auf seine alten Tage anders sein, als er es bis jetzt gewesen; seine Herzensruhe war dahin, er mußte das Schimpfen aufgeben, so schwer es ihm wurde, von dieser liebgewordenen Gewohnheit zu lassen; tiefes Mißtrauen gegen sein Weib, das ein halbes Jahrhundert mit ihm geduldet und gedarbt hatte, beraubte ihn seines letzten Halts. Er fürchtete, das Geld mit sich zu tragen, und noch mehr, es in andere Hände zu legen.

Noch im Laufe des Tages wollte er heimfahren. Er unterdrückte die Selbstvorwürfe, nicht am Mahle teilgenommen zu haben, und führte sein Weib durch die Stadt, Menschen und Läden und gelegentlich eine Kirche zu besehen, und dann ohne Verabschiedung von den andern abzureisen. Denn beim Abschied fürchtete er, werde die Aufforderung an ihn herantreten, etwas springen zu lassen.

So weit er zurückdachte, waren seine Voreltern Weber gewesen, so alt er war, hatte er vom Wochenverdienste gelebt und niemals auch nur einige Kreuzer Spargeld besessen. Seine Erfahrungen ließen ihn sein Vermögen als einen unantastbaren Notpfennig für das arbeitsunfähige Alter um so höher schätzen.

„Wir werden nicht wechseln," sagte er zu seinem Weibe.

„Nein wir lassen ihn ganz."

„Daß wir etwas auf unsere alten Tage haben."

„Auf die Leich'."

„Man kann nicht wissen, was geschieht, es ist für alle Fälle. Wenn wir aber einmal wechseln, dann läßt es sich nicht mehr so gut aufheben, dann greift man immer weiter und weiter und hat dann am Ende nichts."

„Ja." Sie blieben bei einem Selcherladen stehen und sahen die ausgestellten Waren an. Es war, als ob sie vom Ansehen sich sättigten; nach ihren ländlichen Erfahrungen wogen sie Aussehen, möglichen Geschmack,

Preis und Schönheit gegen einander ab und gingen befriedigt langsam weiter zum nächsten Laden, wo allerhand Seltsames, in Sülze Eingelegtes ihr Kopfschütteln verursachte. Ein aufgeschnittener, kalter Kalbsbraten erregte beider Bewunderung, und als sie eine prachtvoll in allen Bratfarben von fettgelb bis rembrandtgoldbraun kolorierte Bratente mit prallen Schenkeln, von gemischtem Salat umgeben, stolz daliegen sahen, stießen sie sich und blickten einander vielsagend an. Obst, Trauben, Konserven ließen sie kalt, für Backwerk und Torten zeigte das Weib immerhin noch Verständnis, doch blieben sie einstimmig in der Verachtung der marinierten Fische, der geräucherten Sprotten, der gedörrten Aale, an einem herrlich leuchtenden, breit hingelegten Lachs gingen sie achselzuckend vorüber. Was aber war alles bisher Gesehene gegen das, was ihrer bei Morawelli harrte: ein kleines Spanferkel! — Fertig gemacht. Hofmann strich sich den Mund, sein Weib legte vor Staunen beide Fäuste an die Lippen, sie standen mit weitgeöffneten Augen wohl zehn Minuten vor dem eßbaren Tier, ohne ein Wort zu finden. Nur zuweilen sahen sie sich um, ob nicht die Leute gleich ihnen stehen blieben, sie meinte gerade, es müßte sich ein Volkshaufen vor dem Fenster ansetzen, halb vorwurfsvoll sahen sie den Vorübereilenden nach und schalten sie Barbaren.

Markowitsch hatte sich indessen wieder voll getrunken und kaufte von jedem verunglückten Hausierer Kämme, Pomaden und Strumpfbänder, alle Taschen voll, der Schlichter spielte bei einem Gottscheer Grad-Ungrad bis zur Abstumpfung. Herr Rabenfeifner ließ alle Hoffnung sinken, es war ihm zur Gewißheit geworden, daß die zwei Männer nicht eher nach Hause kommen würden, als bis der ganze Gewinst in Rauch aufgegangen, und überließ sie seufzend der Wirtin. Die Zeit war gelegen, mit Rosa, welche zur Heimkehr drängte, zur Bahn zu gehen. Man nahm mit Wärme Abschied und verfehlte nicht, zahlreiche Grüße an die Fabrik mitzugeben, welche in Verwünschungen, Flüchen und Verhöhnungen endeten.

„Wollt' Ihr dem Weib und den Kindern gar nichts schicken, Schlichter?"

„Ich werde Ihnen so viel Geld mitbringen, daß sie sich sollen in lauter Samt anziehen, und lasse sie überhaupt nicht in dem verfluchten Nest, ich hol' sie ab."

„Aha," meinte Rabenfeifner, „der Zweiundfünfziger!"

„Ja, der Zweiundfünfziger muß herauskommen!"

„Derweil gebt mir ein Geld, daß man zu Haus etwas zu essen hat!"

Das schien dem Manne doch einzuleuchten. Schwerfällig und unwirsch gab er eine Zehnguldennote her: „Es wird mir dann gewiß fehlen," sagte er und bereute es halb, als er sah, wie Rosa das Geld vorsichtig in die Börse packte.

„Macht nichts, Ihr könnt es Euch dann vom Weib wieder zurückgeben laſſen.“

Markowitſch war froh, als die Beiden fort waren. Ewig hatte ihm das Mädchen in den Ohren gelegen, zu ſparen, nicht zu trinken, ewig hatte ſie über die ſchönen Sachen, welche er erhandelt hatte, gelacht und ſie herabgeſetzt: die Weibsbilder ſind doch zu nichts auf der Welt!“

Bis auf eine. — Eine blondhaarige mit ſonnverbranntem Geſichte, die ſich an ihn angehängt hatte und ihm jedes Wort von den Lippen, jeden Gedanken von den Augen abſtahl, ſeine Gebärden und Wünſche erſpähte und ihn und ſeine weiberſehnſuchtskranke Junggeſellenſeele mit ſo viel Zartheit und tiefer Empfindung tränkte, daß er ſie ein über das andere Mal herzlich umarmte und küßte. Kein Tier, das lang gefangen in ſchwerer Arbeit frohndend die freie Steppe erblickt, hätte fröhlicher ſtampfen, voller, wonniger atmen können, als dieſes grobſchlächtige, alternde Kind, das ein argliſtiges Schickſal ſtatt zu ſtarker, ſchwerer Arbeit hinter den Webſtuhl geſteckt hatte.

Einige Schmarotzer, welche ſich um ihn verſammelt hatten, horchten ſeinen Erzählungen beifällig und flößten ihm ſoviel Selbſtvertrauen und Hochgefühl ein, daß er, ob er nun wollte oder nicht, ihr Zutrauen in ſeine Freigebigkeit nicht Lügen ſtrafen durfte. Bald wiederhallte die Spelunke von eitel Fröhlichkeit, eine Ziehharmonika ſpielte auf, Markowitſch klatſchte in die Hände, ſchnalzte und ſtrampelte, pfiff und ſang, daß es zum Staunen war, wo er die vielen Liedchen und Späße herholte. Sein getreuer Nachbar, ein junger Menſch mit ſchön gekämmten Sechſern, hatte durch die Kunſtfertigkeit, mit welcher er durch Fingerſchlag auf die hohle Backe Marſchlieder hervorbrachte, ſeine innige Freundſchaft erworben und ſekundierte ihn prächtig. Man war hier ſchon lange nicht ſo luſtig geweſen.

Es trat bald eine Störung ein. Roſa war in Begleitung Rabenſeifners verſtört und mit verweinten Augen zurückgekehrt. Das Unglück wurde bald allen klar. Durch einen Zufall hatte Rabenſeifner das Sparkaſſenbuch in die Hand bekommen, es hatte ſich als eine grobe Täuſchung erwieſen, ein wertloſes, kindiſch ausgefertigtes Buch, mit welchem nur kindliche Gläubigkeit und Unerfahrenheit hinter das Licht geführt werden konnte. Man eilte zur Polizei, Hoffnungsloſigkeit im Herzen.

Hoffnungslos blieb es fortan, man redete ihr zu, ſich mit dem Gedanken an ein unwiederbringlich Verlorenes vertraut zu machen. Vielleicht! — Aber ſehr unwahrſcheinlich. Es kam ihr vor wie ein Traum. Sie hatte doch das Geld in den Händen gehabt, wirklich geſehen, und nun ſollte es wieder fort ſein? Sie drückte ſich die zehn Nägel ihrer Finger in die Wangen und den Hals, bis das Blut kam. Sie wurde bald blaß und bald

rot und ſetzte ſich auf eine Steinſtufe, denn die Füße verſagten ihr. Und dazu noch der Spott, die Nachrede, die Schadenfreude zu Hauſe, der Geliebte, welchen ſie ſo ſchnöde behandelt hatte! Das wird ihr kleben bleiben, ſo lange ſie lebt. Man wird erzählen, wie die Roſa in die Stadt gefahren iſt, um den Terno zu holen. Die Mädchen mit den Glatteisherzen werden von dem Betrüger, von dem Schuft, von dem Graſel, dem Gauner, Dieb, Räuber — — — ſie begann bitterlich zu weinen, ſo wie man weint, wenn man ganz allein iſt.

Der Schlichter hatte endlich auf Wien, Laibach und auch auf Lemberg je zehn Gulden geſetzt. Er wollte den Zweiundfünfziger bezwingen. Auch ſchien es ihm praktiſcher, lieber hier zu bleiben, als erſt nach Hauſe zu fahren zur übelriechenden Maſchine und dann wieder zurückzukommen, den Gewinſt beheben, er beſchloß, die paar Tage hier zu bleiben. Geld hatte er ja nach Hauſe geſendet, alſo konnte er beruhigt paſſen. Indeſſen vertrieb er ſich die Zeit mit Kartenſpiel und Grad-Ungrad. Markowitſch bereitete ihm Verdruß. Es war kein Gulden aus ihm herauszubekommen, er zog es vor, ſein Geld durch Tag und Nacht und Nacht und Tag zu verſchlemmen und allerhand beutegierigem Volk in den allzeit geöffneten, unerſättlichen Rachen zu werfen. Dafür wurde er auch königlich amüſiert. Ein Kunſtpfeifer war angekommen, welcher hölliſch pfiff, ein Virtuos auf dem Brummeiſen erweckte ſeine aufrichtige Hochachtung ſowohl wegen ſeiner muſikaliſchen Leiſtungen als auch wegen ſeines unerhörten Trink- und Verdauungsvermögens. Er aß alles durcheinander, Genießbares und Rohes, Pflanzenkoſt und Mineralien galten ihm gleich, Petroleum und Sägeſpäne, Tinte und Leder mit gleichem Appetit, daß der unerfahrene Weber aus einem Staunen in das andere fiel. Dann war ein Jodler da, ein Tauſendkünſtler. Das ganze freie Gewerbe des Viertels hatte ſich um Markowitſch Stelldichein gegeben, der denn auch ſeiner nicht ſpotten ließ. Er trank von einem Rauſch zum andern, ſchlief und trank wieder, aß und trank dazwiſchen, Tag um Tag.

Als ſie nichts mehr hatten, warf man ſie hinaus. Zuerſt den Schlichter, welcher ſich beim „Zwick“ betrogen glaubte, zu lärmen begann und ſein Geld heraus haben wollte; ſpäter kam auch Markowitſch daran, welchem man das Leben durch ewiges Hänſeln ſauer machte, und den man hernach gänzlich geldlos auf die Straße ſetzte. Die beiden Schickſalsbrüder harrten noch einen Tag auf die Ziehung und gingen dann fürbaß der Heimat zu. Der Zweiundfünfziger war nicht herausgekommen. Das ganze, ſchöne Geld war dahin.

Nach Tagen, welche das Laub raſch zum Welken gebracht hatten, war ein Wetterſturz eingetreten, irgendwo fern im Gebirge hatte es geſchneit, es war kalt geworden, und ein läſtiger, durchdringender Wind trieb mächtige,

waſſerſchwere Wolken über die Erde. Der Staub flog, Ahornblätter rollten auf ſpitzen Kanten dem nächſten Wirbel zu, es war recht trübſeliges Herbſtwetter. Markowitſch hatte nur einen Wunſch: ſeine alte Pfeife zur Hand zu haben, der Schlichter brütete über den Zweiundfünfziger wie Napoleon auf St. Helena. Als ſie die Stadt hinter ſich hatten und auch die Dörfer, welche ſich dicht an ſie legten, als das freie Feld vor ihnen lag, atmeten ſie auf. Friſch gepflügter brauner Ackerboden, hie und da bereits mit zartem Grün der Winterſaaten, dehnte ſich in langen, ſanften Hügeln, als wollte er den Beiden ein Bild des redlichen, früchtebringenden Fleißes vor Augen führen und ſie an die Arbeit erinnern, welche uns begleitet vom frühen Morgen bis in die Nacht, vom Lebensfrühling bis zur Altersſchwäche, an die Arbeit, mit welcher wir jahraus jahrein Leib an Leib ringen und ſie niemals dauernd niederwerfen, die wieder aufersteht und uns herausfordert zu neuer, kümmerlich lohnender Anſtrengung, die des Lebens Laſt und Beſchwernis iſt, uns die ſchönen Sommertage raubt und im kalten Winter uns hinaustreibt, die uns das Vergnügen ſtiehlt und von dem, was wir lieben, zurückhält, und die doch unſere dauernde Freundin iſt, ſo dauernd und treu wie das Eheweib, das wir als ſchweres, mühſeliges Kreuz durch das Leben mitziehen, das uns ſo oft läſtig wird, uns quält, die Suppen verſalzt, die liebſten Kinder verzieht und am Ende, in der ſchweren Stunde, die einzige iſt, welche unſere Hand hält, uns tröſtlich in das Ohr flüſtert und das gebrochene Auge zudrückt. — Sie gingen ſchweigend nebeneinander und ſahen auf den Weg; rechts und links hinter den Erdſchollen hervor lauſchten die Wichtelmänner der Reue, des Vorwurfs und der Beſchämung, liefen neben ihnen her und zeigten mit Fingern auf die Lumpen. Ja, Lumpen. — Ach, wen kümmert das! Es kümmert ſchon! — Haſt Du Dir nicht auch das Maul geriſſen wie der Fuchswaus ſeinen Wochenlohn verthan hat und hat die Kinder hungern laſſen, und wie haſt Du gelacht, wie der Bauer in die Fabrik gekommen iſt, ſich zu den Pferden zu verdingen, nachdem er ſein Haus verſoffen? — Jetzt wird man über Dich herziehen, hat ſo viel Geld gehabt und hat es in acht Tagen verſoffen und verſpielt. Das Glück hat ihm einen Klumpen Gold geſchenkt, und er hat zwei Glas Schnaps dafür gekauft. Hätte ſich können manches Jahr damit freuen und manchen freien Tag im grünen Wald, — mit Verſtand! — Ja, Verſtand! Der fehlt halt! — Biſt doch ein mordsdummes Rindvieh!

„Ich möchte am liebſten gar nicht zurückgehen, es gruſelt mir, wenn ich an den Willkomm denke.“

„Was, was! — Es wird ſchon vorübergehen! Ich habe ſchon Ärgeres überſtanden.“

„Nämlich wegen der Arbeit.“

„Du glaubſt, man nimmt uns nicht mehr?“

Der andere nickte.

Dem Schlichter begann ſich das Haar zu ſträuben, das war ihm bis jetzt nicht eingefallen, daß man ihn mit den Worten empfangen könne: „Bedaure ſehr, Ihre Maſchine iſt beſetzt.“ — Eine lebhafte Angſt erfüllte ihn, er ſah ſich und ſeine Familie, den kleinen, jüngſten Knaben, ſeinen Liebling, dem Mangel preisgegeben, ſich gezwungen weiter zu ziehen, eine neue Stelle zu ſuchen, welche, wer kann es wiſſen, in drei Wochen, oder erſt in einem halben Jahre ſich fand, er begann ſchnell zu gehen und das Lotto zu verfluchen.

„Am beſten hat es der Hofmann gemacht. Der ſitzt im Warmen und hat ſein Geld beieinander. Wenn wir's nur auch ſo gemacht hätten.“

Müde, hungrig und in verzweiflungsvoller Stimmung ſetzten ſie den Weg fort, keiner von beiden ſprach ein Wort zwei Stunden hindurch. Als ſie den viereckigen, altertümlichen Schlot der Fabrik erblickten, hielten ſie etwas ein. Der Schlichter dachte an einen Gehilfen, welcher ſchon ſo lange darauf paßte, ſeine Stelle einzunehmen, der Weber überdachte das ſchlechte Geſchäft in doppelbreiter Handware, und wie leicht man ihn entbehren könne, und beide ſeufzten in aufrichtiger Bekümmernis. Hundert Schritte vor den erſten Häuſern bogen ſie von der Straße in einen Feldweg ab, um unbemerkt die Wohnung zu erreichen, doch gefehlt! Ein Leichenzug kam eben aus der Seitengaſſe heraus, durch welche ſie einſchlüpfen wollten. Sie blieben betroffen ſtehen und ſenkten die Köpfe aus Furcht vor den erſtaunten Geſichtern der Leidtragenden, welche die beiden Vermißten ſo unvermutet hier ſtehen ſahen. Aber nichts dergleichen traf ein, man beachtete ſie nicht, oder glaubte, ſie ſeien gekommen, an dem Begräbnis teilzunehmen. Sie machten ſich den Umſtand zunutze und ſchloſſen ſich an.

„Kommts nur mit,“ ſagte ihnen der letzte der Männer, „kommts!“

„Wen führt man denn hinaus?“

„Den Hofmann und ſein Weib!“

. . . . . !?

„Ja!“

„Wieſo denn? — Das iſt aber merkwürdig!“

„Es iſt ſo wie ich ſag'. Beide in derſelben Stund'. Ich bin da gerade Nachbar. Ich weiß es.“

„Der Hofmann?!“

„Ihr habts es ſchlecht gemacht mit Eurem Geld, na, hin iſt hin, aber ſo wie die zwei, das iſt gar ein Jammer, ein wahrer Jammer. Übrigens brauchts Euch nicht zu fürchten, ich ſeh' Euch's von den Geſichtern ab, die Schlichtmaſchine iſt die ganze Zeit geſtanden, und ſteht jetzt noch, Ihr habts

also nichts versäumt, und über Euch, Markowitsch, hat der Webmeister gelacht, jetzt kann er Euch wenigstens nicht neidisch sein, jetzt seid Ihr sein guter Freund. Also wie der Hofmann zurückgekommen ist — einen Tag vor der Rosa, die macht in vierzehn Tagen Hochzeit — da war er wie umgewechselt, ganz und gar ein anderer Mensch. Ist aber nicht in die Arbeit gegangen. Mir war das gleich nicht recht, es ist mir aufgefallen, was macht der Mensch immer zu Haus? — Der Meister hat gefragt, ich sag', ich weiß nichts, er ist sehr freundlich mit allen, aber er sitzt zu Haus. Schauns, sagt er zu mir, hinein, was er macht. Wenn er aber nicht aufmacht, sag' ich. Macht nichts, sagt er, schauns hinein.

Also geh ich hin. Die Thüre war offen, ich geh weiter, die Küche offen, weiter, ins Zimmer. Da liegt sie, die Alte, im Bett mit offenen Augen, und er sitzt auf dem Bankel bei ihr mit einem Gebetbuch zwischen die Händ' und schaut mich an und sagt nichts.

„Na, Hofmann, sag ich, was ist? Werdts Ihr nicht in die Arbeit gehen? Der Meister schickt mich."

„Nein," sagt er, und hat mich reden lassen. Da bin ich weg'gangen. Es vergehn wieder zwei Tag'; ich schau wieder hin, das war mir schon nicht ganz richtig, also ich schau wieder hin, da liegt sie wieder im Bett und schläft und er bei ihr auf dem Bankel mit zugemachten Augen. Sag' ich zu meinem Weib: Du, das wird kein gutes End' nehmen. — Ich hab' aber ein Mädel, so dreizehn Jahr, ein Fratz, ein gescheiter. Ja, Vater, sagts, ich hab gehört, wie sie gekommen sind, sie haben geglaubt, ich hör' nichts, wie er zu ihr gesagt hat, sie werden ihn nicht wechseln. — Was denn wechseln? — Den Hunderter! — Mir ist ganz angst und bang' worden, ich hab' schlecht geschlafen die ganze Nacht und gleich um halb sechs am andern Tag schau' ich hinein, ruf' und ruf' auf die zwei, keiner rührt sich. So sag ich zu meinem Weib: da stellst Dich her vor die Thüre und laß't niemanden 'nein, ich geh um den Doktor, sag' ich. Ich treff' ihn auch noch im Bett. Herr Doktor, sag' ich, kommen Sie zum Hofmann. Also zieht er sich an und geht mit mir. Beide waren tot und schon ganz kalt. — Was ist denn da geschehen, Herr Doktor? — Er nimmt das Gebetbuch, schlagt's auf, da ist der Hunderter drinn gelegen, ein ganz neuer, und der Doktor schaut mich an: Was geschehen ist? — Ja, sag ich. — Das werde ich Ihnen sagen: Hunger!!"

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Gott geb' ihnen die ewige Ruh'!" sagte Markowitsch erschüttert.

Frieda Schey.

Soziale Skizze von Adam Heid.

(Karlsruhe.)

Endlich war es Samstag.

Kurz nach vier Uhr ließ der junge Chef den Werkmeister rufen und sagte zu ihm: „Hören Sie, Wiemer, ich zahl' heut' die Mädchen selbst aus!"

„'s is recht, Herr Reis, 's is recht," sagte der Meister, drehte sich um und — lächelte. Der Prokurist warf ihm einen verständnisvollen Blick zu, und selbst um die dünnen Lippen des Buchhalters huschte ein spitzbübisches Grinsen.

Sechs Uhr. Ein schrilles Pfeifen durchgellte die Fabrik. Langsam legten sich die Stöße der Maschinen; die staubgrauen Fenster wurden geöffnet, und die frische Abendluft wehte herein — Feierabend! Ein tiefes Aufatmen schien durch alle Räume zu gehn — — —

Der junge Chef saß bereits in seinem Kabinett. In lässiger Haltung lehnte er in dem grünen Polstersessel. Seine Linke fingerte zuweilen durch den wohlgepflegten Kinnbart, seine Rechte ruhte auf einem niedlichen Briefbeschwerer, einer kauernden Venus.

Die untergehende Sonne warf einen lächelnden Scheideblick auf den geöffneten Kassenschrank, die Stahlwände funkelten — blitzten — grell wie das Auge eines Geizhalses, und die schweren Eichenschränke mit den Geschäftsbüchern legten einen breiten Schatten in das Gemach.

Draußen erwachte allmählich ein buntes Stimmengewirr — ein scharfes, durchdringendes Geflüster, und erstickte schnell das leise Gekicher, das zuweilen losbrach.

Es pochte an die Thür.

„Nur herein!" rief der junge Mann und setzte sich etwas straffer in seinen Sessel.

Der Werkmeister trat ein: „Die Mädel sind alle da, soll ich — —"

„Geben Sie mir die Liste, bitte, — lassen Sie nur — —!"

„Gut'n Abend, Herr Reis, gut'n Abend!" grüßte Wiemer und schob seinen breiten Rücken zur Thüre hinaus. Er ließ diese offen. Der Vorplatz war dicht gefüllt mit den harrenden Mädchen.

„Geht's endlich los?" machten einige, als der Werkmeister an ihnen vorbeischritt.

„Jetzt geht's los!“ erwiderte dieſer und lachte in ſich hinein.

— — — „Marie Wetzel!“ Die ſcharfe Stimme des jungen Chefs tönte heraus, und ein Drängen nach der Thüre entſtand.

Er ſaß wieder läſſig in den Polſtern und rief die Mädchen einzeln vor. Herablaſſend ſchob er ihnen das Geld zu, den winzigen Lohn, der in kleinen Papierſäckchen ſteckte. Dabei muſterte er mit Kennerblicken die ſchlanken Geſtalten. Aber keine wollte ihm heute gefallen. Hagere Formen und ſcharfe Geſichter, auf welchen eine Staubſchicht zu liegen ſchien, tauchten vor ihm auf, müdgemarterte Menſchenkinder, denen die dumpfe Fabrikluft jeden Reiz, jede Friſche geraubt hatte.

Mißmutig beeilte er ſich mit der Entlohnung.

„Ah, endlich die letzte — Schey!“ rief er laut, „Frieda Schey! — — Ah, das iſt was — eine Neue!“

Eine ſchlankvolle Geſtalt, ein friſches, apfelblütenhelles Geſicht, blutgeſunde Lippen, leichte Stirnlocken und ein Herz — ein Herz — —

Seine Hand bebte leiſe, als er ihr das Geld hinſchob.

„Wie alt ſind Sie denn?“ fragte er dabei, erkünſtelte Gleichgültigkeit im Ton.

„Nächſten Monat wer' ich ſiebzehn,“ erwiderte das Mädchen.

„Siebzehn! So — ſo — — es iſt nur wegen der Krankenkaſſe.“

Frieda wandte ſich zum Gehen.

„Halten Sie mal!“

Sie blickte ein wenig erſtaunt auf den Fabrikherrn; draußen wartete ihre Freundin — —

„Schey . . . Schey . . . Haben wir nicht noch jemand hier“ — fuhr der junge Mann fort, „wer iſt denn das im Packſaal, iſt das Ihr — —?“

„Ja, deß is mein Vatter!“ ſagte ſchnell das Mädchen.

„Ach richtig, und der Junge, der Fritz — das iſt wohl Ihr Bruder?“

„Ja!“

Eine Pauſe entſtand. Es ſchien etwas Schwüles durch das Zimmer zu ziehen, etwas unſagbar Drückendes. — Und nun beugte ſich der junge Mann ein wenig vor und ſagte mit leiſer ungleicher Stimme: „Wollen Sie nicht heut' Abend zu mir in meine Wohnung kommen — um — — na, wann paßt es mir nur am beſten — um neun — ja?“

Ein Zuck durchfuhr das Mädchen — ſie hatte verſtanden. Einen Augenblick ſtand ſie hilflos, wortlos — dann ſtammelte ſie angſtvoll:

„Aber, Herr Reis, deß kann ich doch nit! Nee, nee, deß dürfe Se nit von mir verlange, ich — ich — —“

„Soooo,“ unterbrach ſie der Chef gedehnt, und dann mit ſcharfer Stimme: „Und warum nicht?!“

„So was kann ich doch nit dhun," flüſterte Frieda nun wie für ſich, „nee, nee — ich kann nit und derf nit — —"

Eine Flamme war ihr ins Geſicht geſtiegen, ihre Backen brannten.

„Gut, dann laſſen Sie's bleiben!" Der Herr ſtand von ſeinem Seſſel auf und ſagte dies mit kalter Brutalität.

Frieda blickte zu Boden. Wirre Gedankenfetzen flatterten in ihrem Kopfe — doch die Stimme ihres Chefs riß ſie ſchnell wieder empor.

„Äh — äh —," machte dieſer, „was ich noch ſagen wollt' — wie alt iſt denn eigentlich Ihr Vater?"

Frieda atmete auf; ſie fühlte ſich ſchon halb erlöſt.

„Bis November werd er zweiefünfzig!" ſagte ſie raſch.

„Aha," ein unheimliches Triumphgekicher brach aus dieſem Ausruf — „er kommt nicht mehr mit, Ihr Vater — ſagen Sie ihm — und Ihr Bruder, der verdammte Junge, — geſtern hat er mir wieder alles verkehrt gemacht auf dem Zollamt — —!" Das wirkte — Frieda ſtand ſtumm mitten in dem Gemache — ſie war totblaß geworden, und ihr Kopf ſank auf die Bruſt herab.

„Alſo um neun! Sie wiſſen jetzt — — Kind, ſein Sie vernünftig — —!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Frieda war vernünftig.

Die Krämerſeele, die nie ſtirbt.

Von Peter Merwin.

(Magdeburg.)

Das iſt ſo recht, um wen ans Kreuz zu nageln,
Das Wetter heut: die Wolken ſchier zum greifen —,
So niedrig; gelb voll Blitzen und voll Hageln:
Da drüben grade muß ſich's phosphorn häufen —
Auf Golgatha, der Stätte des Gerichts:
Ich hoffe, dies Gewölke Schwefellichts
Hat heut die Richtſtatt nicht geſchmückt für nichts.
Heut ſtehn ja vor Gericht gleich ihrer drei.
Und davon an gemeinen Mördern zwei;
Doch gilt es: wer ans Kreuz zu fördern ſei,
Dann kämen dieſe meinetwegen frei; —
Doch jenen dritten, — jenen Friedensſtörer! —
Ha, daß ſie den nur, — jenen Unruhſtifter! —
Ja, den nur faſſen, — jenen Volksbekehrer!
Ja, der, — der muß ans Kreuz, — der Volksvergifter!
Er, — gegen Thron und Tempel der Empörer,
Er, — neuer Lehre höchſt verworf'ner Lehrer! — — —

Wär' Sonne, müßt hereingebrochen ſein
Der Abend bald; — die Stund' iſt nicht mehr fern:
Da muß das Urtel bald geſprochen ſein. —
Dabei geweſen wär' ich auch recht gern;
Schon hab' ich aber meinen jungen Mann
Zu der Gerichtsverhandlung hingeſendet:
Es thut ihm gut, er hör' es immer an,
Wie das mit Schimpf und Schand' und Schrecken endet,
Wenn aus dem Plebs wer, — Sohn vom Zimmermann, —
Es unternimmt den Thron zu ſtürzen,
Ja, und dem Volk die Religion zu kürzen;
Auch hab' ich ihm geſagt: Brav mitgeſchrie'n,
Geht's an das Schreien: „kreuzigt —, kreuzigt ihn!" —
Doch bin ich nun alleine im Geſchäft, —
Und wie das gerade häufig Einen äfft:
So eben bin ich auch dahingelaufen,
Da kommt ein Kund' um ein Paar Schuh
Und findet meinen Laden zu, —
Gleich zu'nem Konkurrenten wird gelaufen:
Und wer iſt dann den Kunden los? — nun, du! — —
Erfolgt zwar auf Verurteilung der Spruch,
Dann mit dem Staatsverbrecher muß der Zug
Nach Golgatha entlang hier dieſe Straße. — —
Ja, meſſen ſie nur Den mit richt'gem Maße
Ohn' alle Gnade, — ſtrenge nach der Schrift!
Verdammlich zwar iſt auch ſolch Mordgemeiner —
Für den beſonders, den er trifft:
Betroffen aber wird doch meiſt nur Einer.
Jedoch bekäm' aus Nazareth ſo'n Kleiner,
So'n Garnichts in die Hände mal das Heft
Nebſt Anhang, — ach, du Bettelpöbel du da! —
Dann wär's vorbei mit Handel und Geſchäft
Im ganzen Juda — —;
Und wenn das ganze Land von Waſſer ſchwömm',
Es kaufte doch nicht Ein Paar Schuh da
Solch Lumpenvolk in ganz Jeruſalem.
Dann pack' nur ein im ganzen Iſrael,
Was Kaufmann heißt und Meiſter und Geſell. —
Käm' der als Bettlerkönig an das Ruder
In ſeinem Reich, worinnen alles „Bruder",
Dann könnten wir nur gleich, wir Ordnungs-Klaſſen, —
Anſtänd'ge Bürger uns begraben laſſen. —
Und würd' auch nichts daraus, — in ſolcher Zeit,
Wo ſolch unruh'ger Kopf ſich macht ſo breit,
Straft falſch gar leicht die hohe Obrigkeit:
Sind gar zu gern doch gleich die Staatsregierer
Auf falſche Darſtellung dazu bereit,
Daß ſie die Sünden ſolcher Volksverführer
Entgelten läßt uns ruh'ge Bürgersleut, —
Die ſelbſt doch gern totſchlügen, — gleich mit Knütteln! —
So einen, der es wagt am Thron zu rütteln.
O Herr, wenn da auf uns ein leiſer
Verdacht gekommen wäre unſerm Kaiſer! — — — —
Und unſern Zebaoth und das Beſchneiden,
Das öffentliche Beten, unſern Tempel
Will der aus Nazareth dem Volk verleiden,
Beiſeite werfen, als wär's alter Krempel; —
Herr Zebaoth, mit deinen Donnerkeilen
Gleich müßteſt du den Frevler doch ereilen!
Herr Zebaoth, was ſollte daraus werden,
Wenn ſolch ein Sohn 'nes Zimmermanns den Glauben, —
Die Schrift! die Schrift! — dies Heiligſte auf Erden!
Mit frevlem Wort dem Volke dürfte rauben! —
Was rechter Glaub' iſt, wiſſen die Behörden:
Da ſteht es in der Schrift, — der Schrift! — der Schrift!
Wer Ungeſchrieb'nes lehrt, der ſtreuet Gift;
Da ſteht's geſchrieben: Glauben iſt gebucht:
Wer Ungeſchrieb'nes lehrt, der ſei verflucht!
Und was dann doch uns dummen Bürgersleuten
Noch unverſtändlich bleibt, zu heilig düſter:
Um das mit höh'rer Weisheit uns zu deuten,
Dazu berufen ſind dann unſre Prieſter, —

Ja, unſre gotterleuchteten, verehrten
Fachkenner ew'gen Heils, die Schriftgelehrten, —
Sowie Jeruſolems vornehmſte Männer,
Durch Blutvererbung des Geſetzes Kenner. — —
Und davon mancher mein verehrter Gönner.
Ja, ſolche Männer können's, — nimmer konn's
Aus Nazareth ſolch' Sohn 'nes Zimmermanns. —
So iſt, was dienlich ſonſt dem Judenlande,
Auch viel zu hoch dem Unterthonverſtande;
Dafür zu ſorgen biſt ja du, Pilate,
Als weiſer Pfleger vorgeſetzt dem Staate;
In hochwohlweiſem Schutze worm geborgen
Lebt ſo ein guter Bürger ohne Sorgen
Und — — —
Was iſt das ſeit kurzem für Gebrumm? —
Ich ſehe nichts; — es ſind wohl Fliegenſchwärme? — —
Horch! — lauter! — deutlicher wird das Geſumm, — —
Jetzt weiß ich's, — Herr, das iſt ja Volksgelärme, — —
Da wälzt ein Menſchenhaufen ſich heran, —
Dank, Zebaoth! wenn's jubelt, dann —, ja, dann
Verurteilt iſt der Sohn vom Zimmermann:
Wenn's dieſe Straß' entlang kommt mit Hollah,
Dann — ſicher — zieht's hinauf gen Golgatha.
Jetzt hör' ich's deutlich, — tauſendſtimmig ſchreit's,
Brüllt's, jauchzt es, — horch! „mit ihm ans Kreuz! ans Kreuz!"
Der Hochverräter iſt's, den ſie befördern:
Denn dieſes brave Volk —, ſich nimmer freut's
So auf die Hinrichtung von armen Mördern. — —
Aufwirbelt — ſieh! — jetzt dort die ſtaub'ge Wolke:
Das iſt der Vortrab von gemeinem Volke; —
Und jetzo — ferne, von was Düſterm ſtarrt's,
Sie ſind es, — von Jeruſalem die erſten:
Von Würdenträgern iſt's und Prieſtern ſchwarz,
Von allen Höchſten Israels und Hehrſten. —
Da glitzert's: das iſt von den Offizieren,
Die des Empörers Kriegsbewachung führen. — —
Was nur Jeruſolem Vornehmes hat,
Muß hier vorbei: 's iſt alles auf den Füßen;
Was das für mich ſein hübſch Bequemes hat:
Sie alle werd' ich unterthänig grüßen!
Reſpektvoll wird das kleine Volk dann gaffen,
Was ich mit dieſen Herren hab' zu ſchaffen,
Die ſo in Amtstracht glänzen und in Waffen.
Auf mein Geſchäft ſo mach' ich aufmerkſam
Das viele Volk, das heut' aus der Provinz
Hierher zu dieſem ſelt'nen Schauſpiel kam:
Wer iſt es, dem nun Kunz und Hinz
Als neue Kundſchaft zuläuft? — ich — ich bin's!
Gelegentlich auch wert iſt des Gewinns
Bethätigung des biedern Bürgerſinns:
Geſchäftsprofit iſt ein gerechter Zins. — —
Doch was iſt das — da hinter den Behörden,
Recht mitten drin in dieſem Pöbeldronge?
Nicht klug recht läßt ſich aus dem Dinge werden:
Ein Menſch iſt's nicht — mit menſchlich richt'gem Gange,
Auch an Geſtalt nie gab's ſo 'was auf Erden;
Auch iſt's kein Tier: nicht Vogel, Pferd, noch Schlange;
Es kriecht — ganz langſam, und ſein Leib iſt platt, —
Und was es für 'nen breiten Rücken hat! — —
O Herr! da 's jetzo näher kommt, erkenn ich's:
Er iſt's, — er ſelbſt, der Miſſethäter! —
Der Hochverräter
Muß ſchleppen — da! — ſein eig'nes Kreuz;
— Ihm gönn' ich's! —
Das kriecht daher, dem Wurm gleich, dem ſich feſt
Rücklings gehakert hat ein Stück Geäſt. — —

Jetzt kommt vorbei
Der Menſchendrang: als ob es Deich' und Dämm'
Zerriſſen hätt' und keine Macht es hemm',—
Umſonſt ſich ſelbſt die Höll' entgegenſtemm',
Und nun es dieſe Straße überſchwemm':
So ſtrömt vorbei hier ganz Jeruſalem. — —
Ich mache mit: ich fühl' ein Prickeln, Zwicken,
Da mitzuziehn
Und mitzuſchreien: „kreuzigt ihn!"
Und geht, was ich verdien'
An ein Paar Schuh', dabei auch in die Wicken:
Ich mach' die Bude zu, mach Feiertag:
Am Werktag ſo 'mal vom Geſchäft ſich drücken
Schmeckt doppelt ſchön, — ſo 'n extra freier Tag. —
Zumal, wenn uns Geſinnungstreu mit dem Bewußtſein
Zufrieden ſpricht: „das war ein Ding, — das mußt' ſein!"
Auch ich muß kreuz'gen ſehn den Hochverräter —,
Doch erſt begrüßen — hier! — der Stadt Vertreter: —
„Küß euch die Hand mit Unterthänigkeit!" —
„Die Ehre giebt ſich meine Wenigkeit — —!"
— — — —
Und jetzt iſt Er heran — der Nazarener, —
Zur Erde unter Kreuzes Wucht gebeugt;
Wie Bäch' entſtrömt der Schweiß dem Gottverhöhner;
Wie er gleich Schmiedeblaſebälgen keucht! —
Er wankt, — er ſchwankt! — hätt'ſt du nicht Gott gehöhnt! —
Da! von den Schultern gleitet ihm das Kreuz, — —
Er mußt am Thron nicht rütteln! — — wie er ſtöhnt! — —
Er bricht zuſammen, — taumelt, — hal abſeits —,
Das fehlte noch! — und gerad' auf meine Schwelle!
Fort! mach dich fort von hier!
Das iſt hier meine Thür!
Such dir zum Sterben eine andre Stelle! —
Herrgott! muß gerade mich das treffen — mich,
Geſinnungstücht'gen mich — ſo öffentlich!
Der ſtirbt mir hier —, wird blaß und immer blaſſer,
Und „Waſſer!" ſtöhnt er: „einen Tropfen Waſſer!"
Geſetzverächter, fort! laß dein Gewimmer! —
Dir — Waſſer? Dir? — nin, nimmer!
Hier wohnt ein Unterthan — ein ſchriftgerechter:
Hier giebt's kein Waſſer für den Thronverächter. — —
O, der Skandal! der Spott! dies Hohngelächter
Für mich ehrbaren Mann in Israel
Vor allen Leuten! und ſo tageshell!
Da denken doch gewiß die hohen Herrn,
Ich halt' es gar mit ihm —, begünſt'ge ihn; —
Ach, mein Geſchäft! heut ſcheint mein böſer Stern;
Ach, mein Kredit! — o, das iſt mein Ruin! — — —
Nun mach' ich aber Ernſt mit dir!
Mach', daß du dich entfernſt von hier! — —
Gebrauch mach' ich von meinem Hausrecht, — ſol — —
Siehſt du, das heißt: wen auf die Beine bringen!
Wohl wußt' ich, daß dich das hinausbrächt. — So! —
Machſt endlich Anſtalt — doch! — dich aufzuringen;
Es geht ja, — ſieh! — zumal da ohne Laſt
Du dich allein jetzt fortzuſchleppen haſt:
Mitleidig hat die Obrigkeit in Gnaden
Dein Kreuz ſchon einem andern aufgeladen.
Fort! — — Menſch! wie du mich anſiehſt — ſiehſt! — die Augen! —
Schlag wieder — Menſch! — ſie nieder! — ſchließ die Augen! —
Hätt' ich — vorher — geblickt in dies — — dies Auge, — —
Gezeigt mir hätt' — — ein Paradies — — dies Auge! — — —

Von einem, der am Kreuze büßt, — — dies Auge? — —
Geh, Menſch! — o geh,
Daß ich nicht mehr in dieſes Auge ſeh! — —
Dies Auge! — weh mir! — dieſes Auge! — weh! — —

Jetzt iſt er fort —, iſt fort von meiner Schwelle —,
Da ſchwankt er hin, ein Scheit auf Menſchheitswelle; —
Jetzt bleibt er wieder ſtehn —, kann nicht vom Flecke, — —
Jetzt wankt er weiter —, ſchwankt jetzt um die Ecke. — —
Jetzt iſt er fort, — Herr, Dank! — aus meinen Augen, —
Der Menſch und dieſe — —, o, mit ſeinen Augen!
Fort ſind die nun auf Nimmerwiederſehn, —
Nie werd' ich dieſen Flimmer wiederſehn; —
Ja, hätte der mich länger angeblickt, —
Das hätte mich verrückt gemacht, — — verrückt! — — —
O Herr! da ſind die Augen wieder, — — noch! — —
Schließ' ich die Augen, ſieht's mich an erſt recht:
Da, — wie er vor mir als Todmüder kroch, —
Liegt vor mir jetzt der Jammermann erſt recht,
Geſtützt auf zitternd ſchwankem Ellenbogen
Und krampfhaft rückwärts auf die Schwell' gebogen:
So windet er ſich unter meinem Tritte;
Zur Abwehr gegen mich erhebt ſein Arm ſich;
Er ſchlägt zu mir mit kläglich ſtummer Bitte
Die Augen auf: erbarm —, erbarm dich! —
Öffn' ich die Augen, dann — jetzt von der Decke! —
Schaut körperlos
Sein Auge bloß
Mich an ſo groß, ſo übergroß, — —
Und jetzt, — wohin ich ſchau', — auch aus der Ecke, —
Als ob mein Auge
Zum richt'gen Sehen nicht mehr tauge
Und Regenbogen ſäh' und ſchwarze Flecke. — —

Er ging davon, ließ ſeine Augen hier:
Menſch, komm zurück, hol' deine Augen dir! — —
Herr, wären das nicht jenſeits meiner Stirn
Geſichte bloß, woran das Auge litt', —
Nein, wär' es Schauen drinnen hier im Hirn,
Solch Spuk: der ginge Schritt für Schritt,
Wohin ich ging, getreulich mit? — —
Herr Zebaoth, ſoll das ſo weitergehn?

In den vier Pfählen hinter dieſer Schwelle,
Auf der geſchehn iſt, was da iſt geſchehn — — — —,
Und was geſchehn iſt, ſei verflucht zur Hölle! — — —
Geſchehn? geſchehn? — verflucht die heuchleriſche
Wortzierere i, die hunds-ſelbſtſchmeichleriſche!
Nein: „was ich that," ſo heißt es: „höchſt verrucht!"
Und was ich that, ſei tauſendmal verflucht! —
Es ſei verflucht? o weh, es iſt! es iſt! ———
Da iſt Der wieder mit dem Kreuzgerüſt!
Ich bin verflucht, um das, was ich an ihm
Gethan und nicht gethan, — ich Ungetüm! — —
So lang' ich hier in den vier Pfählen bleibe,
Nicht werd' ich die Geſichte los, vom Leibe;
Doch nein, ich weiß, es giebt
Auch nicht in ganz Jeruſalem 'ne Stätte,
Wo ich ein Stündchen Ruhe davor hätte.
Wie ich, ſind alle gottesfürcht'ge Lämmer —
Nach ihrem Peize — die Jeruſalemer:
Sie alle ſchwärmen heiß für Thron und Tempei —
Als Neunen mit ſechs Nullen im Exempei
Patentverſchnörkeiung im Firmenſtempel;
Und unſre Prieſter, Hochgebor'nen, Erſten,
Die grade ſind die Kundigſten, die Erſten
In ſolcher Rechnerei, Privathantierung
Mit Heiligkeit vom Tempei und vom Throne:
Für ſie erſt recht ſind's Zahlen und Verzierung

Für ihr Geſchäft: ſie wiſſen's gar nicht ohne.
Drum, — wo ich auch hier in Jeruſalem
Nur ging' und ſtünd', — und Ein Jeruſalemer
Begegnet' mir: vor meinen Augen ſchwömm'
Gleich wieder — — — Herr! da ſchwimmt ſein Aug' im Dämmer! — —
Hab mit mir Mitleid, rächender Erſcheiner,
Wie ich mit dir — ach! — keines hab gehabt:
Es hätte in Jeruſalem hier keiner
Mitleid mit dir, du ärmſter Menſch, gehabt:
Kein Prieſter, kein Hochbürt'ger, — auch nicht einer!
Kein Höchſtbeamter an dem Opferkeſſel,
Kein zwiſchen Kauen gottesfürcht'ger Praſſer,
Kein wundergläub'ger Mann auf ſeinem Würdenſeſſel,
Kein kaiſertreuer Tempelrechtsverfaſſer, —
Nein, keiner, — hätt'ſt du ſo an ſeiner
Hausthür gelegen wie an meiner
Und ſo gefleht: „Waſſer! Ein Trunk Waſſer!“ —
Hinausgeſtoßen hätte dich auch er
Zu Thrones und des Tempels größ'rer Ehr' —,
Wenn nicht — vielleicht! — ein armer Tagelöhner
Mitleid gehabt hätt', ärm'rer Nazarener! —
Was auf mein Haupt den Fluch aus ſeiner Bahn
Herabgelenkt, das iſt: das Greuliche —
Sie hätten's alle —, und ich hab's gethan:
Ich bin das Untier, ſie ſind Heilige.
Drum — ſäh' ich jetzo einen Hieſ'gen nahn,
Gleich dächt' ich: „der hätt's auch —, ich hab's gethan!“
Und gleich — — — da ſeh' ich zwiſchen jenen Mauern
Die ſchwermutsvollen Augen wieder trauern! — — — —
Verflucht die Bude hier, die häßliche,
Die da geſehn hat vor ſich gehn
Das in der Menſchheit Unermeßliche — —,
Der Fleck, wo's einſtens heißt: „hier iſt geſchehn
Das nimmerwiederkehrend Gräßliche,
Hier dunſtet noch der Atem des Verdammten,
Der das um rupp'gen Trödel einſt beging
Voll Lug und Trug am alther Angeſtammten.“ — — —
Klirr! klirr! klingling! —
Zur Hölle, Kram! du ganzer Schuſterkram!
Krach! krach! kling! klang! ich ſchlag dich krumm und lahm!
Was, Bettel, — höhnen mich noch deine Trümmer?
Ihr Mauern, auch noch? ſteht noch trotzig immer?
Paßt auf, was ich jetzt thu! — ihr trotzt mir nimmer!
Was ich gethan, — ach! — habe, war noch ſchlimmer. — — — —
Komm, Feuerſtein! komm, Stahl! — hervor, du Zunder!
Pink! pank! pink! — — — puſch! — —
Rotäugig, ſtillgefräßig Ding, nun huſch!
Huſch! in den Trödel! friß dich feſt im Plunder!
Faß! faß die ganze Bude! faß! — kuſch! kuſch!
Faß! faß das ganze Israel, verdammte!
Hei, daß es in den Himmel gluh zerflammte,
Die Sippſchaft aufſchrie, die alt angeſtammte, —
Sodaß der Fuhrmann, der nach tauſend Jahren
Einſt über dieſe Stätte kommt gefahren,
Nachdenklich ſeine Schritte hemm'
Und dreimal mit der Peitſche klappe
Und ſprech' zu Fuchs und Rappe:
„Geſtanden hat hier einſt Jeruſalem!“ — —
Hei, dieſes Knattern! dieſes Kniſtern!
Da lugt's nach ganz Jeruſalem ſchon lüſtern;
Hei, dieſes Kniſtern! dieſes Knattern! — —
Nun Lebewohl euch Würdenträgern,
Prieſtern,
Geſinnungstückt'gen Neffen und Gevattern!
Jetzt zieh' ich ab und ſchüttle vor der Pforte
Den Staub Jeruſalems von meinen Schuhen
Und wandre, bis ich komm' zu einem Orte,
Um dort vom Wandern auszuruhen,
Wo andre Menſchheit wohnt, wie eure Sorte — — — —
Und wenn dann Menſchheit wohnt' an ſolcher Stätte,

Die nicht gethan ſo Ungeheures hätte,
Wie ich gethan hier habe?? — —
Dann zieh' ich zum Getier: zu Wolf und Rabe,
Zu Löwe, Bär und Drachen, Leviathan; — —
Und hätten die — auch die das nicht gethan?? — —
Dann — —! dann —! a dann — —! — —
Da züngeln wieder
Zum Flimmerblick abgründig trauernd müder
Menſchheitsbarmherz'ger Augen — dart! — die Flammen,
Am klaffenden Gebälk empor, zuſammen. —
Fort! — fort! — durch Loh' und Rauch
Sehn mich die Augen — dieſe Augen! — an; — —
Fort! fort! — — — doch wenn nun auch — —
Die Tiere auch — — — !! Was dann??
fort! fort! — was dann??

Epilog.

Schwarz Gewölke liegt zur ſechſten Stunde
Über Gottes Stadt in weiter Runde;
Ein Fleck Erde nur am Horizont, —
Wie zu Tages Abſchied, — iſt beſonnt;
Auch der Tempel liegt in Nachtgewölke:
Dämmergelb nur glänzt das Dachgebälke —,
Dämm'rig auch des Vorhangs bleiern Grau,
Regungslos, — ein Stück vom Tempelbau. — — —
Aus dem Nachtſchwarz hebt am Horizante
Sich Berg Golgatha, der bleichbeſannte;
Droben ragen Kreuze des Gerichts
Auf dem Hintergrunde falben Lichts, —
Kreuze drei: d'ran hängen Miſſethäter,
In der Mitte, heißt's, ein Hochverräter,
Der da Gott beworfen hat mit Hohn
Und gerüttelt hat am ird'ſchen Thron:
Alſo ſagten die Großwürdenträger
Und die Prieſter von ihm aus als Kläger. — — —
Jetzt — am Sims des Tempels wird es Nacht — — —,
Jetzt auf Golgatha: — — es iſt vollbracht!
Waren doch des Tages letzte Reſte
Ausgelöſcht, — am Himmel, — auf der Veſte, —
Und die ſchüttelt ſich: ein Blitz, — ein Krach:
Und geſpalten iſt des Tempels Dach;
Und der Vorhang reißt mit Knattern, Rauſchen
Jäh in Fetzen, die ſich, flatternd, bauſchen. — — —
Von der Hinrichtung kommt heimgeeilt
Händeringend der und der und heult:
„Den des Tempels und der Ordnung Wächter
Jetzt gekreuzigt, der war ein Gerechter!"
— — — —
Wieder ſcheint die Sonn', und Himmel blaut,
In Jeruſalem wird's wieder laut:
Prieſter kehren heim und Würdenträger —,
Heim des Tempels und der Ordnung Pfleger
Feierlichen Zugs von Golgatha,
Wo dem Recht, der Schrift genug geſchah.
Und es wirbelt ſeinen Bart mit feiner,
Schmaler Hand der Älteſten jetzt einer;
Bruſt heraus, die Augen himmelwärts,
Spricht er, brünſtiglich in heil'gem Schmerz:
„Weil der Gott geſchmäht, — am Thron gerüttelt,
Drum die Erd' hat unſer Gott geſchüttelt:
Seht des Tempels Vorhang und das Sims! —
Wir nur wurden Sänft'ger Seines Grimms;
Thron und Tempel haben einmal wieder
Wir gerettet, liebe Standesbrüder,
Wir, der Ordnung Säul' und ehr'ner Fels,
Dort vor dem Verderber Israels!
Daß dazu der Herr uns Knecht' erkieſen,
Dafür ſei im Tempel er geprieſen." — —
Stolz zieht ein die Schar ins Gotteshaus, —
Ihnen nach das Volk im Jubelbraus.
— — —

Volk; — Erleſ'ne; — Er — am Hochgerichte:
Siehe, Menſchheit, das iſt Weltgeſchichte!

Ein Zwiegespräch.

Von H. Ritter.

(Würzburg.)

Sie fahren Rad, gnädige Frau?

— Jawohl! Haben Sie etwas dagegen?

— Zwar kann ich Sie nicht daran hindern, finde es aber für eine Dame unschicklich. Meine Frau ist außer sich, zum mindesten sehr erstaunt darüber.

— Tanzt nicht Ihre Frau, schwimmt sie nicht, und fährt sie nicht Schlittschuh? Ich begreife daher ihr Erstaunen nicht.

— Nicht nur meine Frau, sondern auch andere sind derselben Ansicht, daß — daß —

— Sagen Sie es nur gerade heraus, — daß ich verrückt geworden bin, nicht wahr? Ich höre alle jene Redensarten deutlich, wie: „Na, die hat's nötig." „Die könnte auch etwas Gescheiteres thun." „Das fehlte der gerade noch" u. s. w. Einige höre ich sagen: „Haben Sie ihr Radkostüm gesehen? Pumphosen! Wie frivol!"

— Nehmen Sie mir es nicht übel: die Beinkleider à la zouave finde ich auch wirklich komisch an einer Dame.

— Nun, ob komisch oder nicht, ich finde sie nicht nur praktisch, sondern auch schön; ich wollte, wir hätten statt unsern vielen Röcken solche Beinkleider — Pluderhosen, die uns freiere Bewegung und einen freien Tritt gestatten.

— Warum gehen Sie dann nicht gleich in Trikots?

— Erlauben Sie mir: zwischen den weiten Zuavenbeinkleidern, die auf dem Rade kaum von Röcken zu unterscheiden sind, und den Trikots ist doch wohl ein großer Unterschied. Sind denn etwa Ihr Cylinderhut, Ihr Beinkleid oder Ihr Frack schön zu nennen? Dieser schornsteinartige Aufsatz, die Röhrenhosen, die nicht imstande sind, die vielen X- und O-Beine zu maskieren, und der Frack mit dem nach rückwärts hängenden Schwalbenschwanze gehören doch zu dem Albernsten, was die Herrenmode hervorgebracht hat.

— Aber es ist doch nun einmal Mode, d. h. alle tragen es.

— Herdenverstand und kein Ende! Wer befiehlt mir in diesem Falle, weil alle es machen, es gerade so zu thun? — Gewiß! Wenn die Mode es vorschriebe, die Frackschöße nach vorne herunterhängen zu lassen, Sie wären auch dafür begeistert. Die Mode, welche die Tyrannin unseres

Geſchlechtes iſt, hat auch die Herren unterjocht. Sie ſehen alſo, daß ich keine unterwürfige Sklavin derſelben bin.

— Das eben machen Ihnen die Menſchen zum Vorwurf.

— Ja, die Menſchen, die guten Menſchen! Wie man's macht, iſt es nicht recht. Wer ſind denn dieſe lieben Zweihänder, welche mir in ihrer Philiſterhaftigkeit das bißchen Radfahren mißgönnen?

— Es iſt wohl keine Mißgunſt, aber die Geſellſchaft —

— Immer und immer wieder die Geſellſchaft! Nennen Sie mir doch einzelne Namen von Perſonen, die ich kenne.

— Ich möchte keine Indiskretion mehr begehen. Es iſt das „on dit", vor dem wir alle uns zu hüten haben. Sie kennen doch die Geſellſchaft —

— So lange ich aus der Geſellſchaft niemanden thatſächlich beläſtige durch mein Vergnügen am Radfahren, und ſolange mir die Geſellſchaft nicht alle Monate einen Tauſendmarkſchein ins Haus ſchickt, gebe ich nichts auf ihr Gerede.

— Aber es ſchickt ſich eben nicht; damit hat die Geſellſchaft ihr Urteil gefällt.

— Ich kenne noch die Zeit, in der das Schlittſchuhfahren, das Schwimmen der Damen als etwas Unſchickliches, als etwas Ungeheuerliches angeſehen wurde. Heutzutage trifft man auf den Schlittſchuhbahnen mehr Damen als Herren.

— Sagen Sie mir einmal den Grund, weshalb Sie das Radfahren erlernten?

— Erſtens: weil's mich freut; zweitens: weil's viele Leute ärgert, die mir zuwider ſind, und drittens: weil ich ſehr ſchnell aus dem Dunſtkreis der Stadt in die freie Natur hinauskomme. Auf dieſe Weiſe habe ich doch etwas von dem, um was man im allgemeinen den Vogel beneidet. Jene mäßig anſtrengende körperliche Bewegung des Radfahrens macht mir einen guten Appetit und ſchafft mir eine fröhliche Laune, die ich in dem Maße vordem nicht beſeſſen habe.

— Ich ſehe ſchon, daß Sie von dem Vorurteil der Geſellſchaft nicht zu überzeugen ſind.

— Niemals!

— Aber finden Sie es nicht z. B. unweiblich, wenn Frau X nach der Scheibe ſchießt?

— Warum unweiblich? Wenn es ihr Vergnügen macht und ſie ihre ſonſtigen Pflichten nicht darüber verſäumt? Iſt dieſe Beſchäftigung etwa ungraziös? Schießen ſchärft das Auge und übt die Hand ohne beſondere Anſtrengung.

— Aber es hat doch keinen praktiſchen Zweck.

— Soeben ſagte ich Ihnen ja den Zweck. Muß denn alles ſeinen praktiſchen Zweck haben? Überhaupt ſchädigt die Dame ja niemanden, am allerwenigſten Sie.

— Nun, ich haſſe alles das an den Frauen, was man ſo ſchlechthin unter „Emancipation“ verſteht.

— Aha, alſo da wollen Sie hinaus. Dann ſind Ihnen auch wohl gelehrte Frauen unangenehm?

— Gewiß! Ich mag es durchaus nicht, wenn Frauen gelehrt thun oder gelehrt ſcheinen wollen.

— Oho, mein Herr, Sie ergehen ſich in Sophiſterei. „Gelehrt ſcheinen“ und „gelehrt thun“ iſt etwas anderes, als wirklich „gelehrt ſein“. Ich meine, das letztere wäre auch dem Weibe ſtatthaft. Oder glauben Sie wirklich, daß nur dem Manne allein das Recht zum Nachdenken über die Dinge zuſtehe?

— Ich ſage es ja ſtets: die Frauen ſind Rätſel; ſie hören auf, den Männern zu gefallen und unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln, wenn wir ſie ganz erraten haben. Dies iſt die Natur des Rätſels; einmal gelöſt, ſchwindet ſein Zauber. Mir iſt das Weib nur durch Sanftmut intereſſant, durch Milde und durch Gemüt.

— Als ob dieſe Eigenſchaften ſchwinden, wenn man ſich den Freuden eines geſunden Sportes hingiebt? Sind denn etwa alle Männer, welche reiten, fahren, ſchwimmen, fechten, turnen, jagen, Berge beſteigen und Rad fahren, gemütlos?

— Das zwar nicht, aber wenn die Frau derartige Dinge betreibt, erſcheint ſie mir zum mindeſten nicht häuslich.

— Wenn ſie ihre Häuslichkeit vernachläſſigt, allerdings. Sie unterſcheiden nicht zwiſchen „hausbacken“ und „häuslich“, mein Herr.

— Dichterinnen, Schriftſtellerinnen und Heldinnen auf den Sportsgebieten kann ich wohl anſtaunen, bewundern, aber nie lieben.

— Wer ſagt, daß Sie immer gleich lieben ſollen?

— Es iſt mir angſt und bange, wenn ich in der Nähe einer Dame bin, die den Ruf eines Gelehrten hat. Ich liebe ſolche Mannweiber nicht.

— Sie vergeſſen, daß es auch unter Ihrem Geſchlechte Weibmänner giebt, Männer, die nicht den Mut haben, den Kampf des Lebens aufzunehmen, die eine förmliche Jagd auf Frauen mit Geld machen. Ich fand allerdings, daß jenes Allerweltsglück, in dem die Männer mehr mit den Augen und mit der Couponſchere lieben, mehr Unglück als Glück unter die Menſchen gebracht hat. Sehen Sie, ich halte ſolche Männer für weibiſch, für Egoiſten und für Schwächlinge.

— Mir erſcheinen die Männer als die Bäume der Menſchengattung, die Frauen dagegen als die Blumen.

— Sie meinen also, daß wir nur zur Zierde, zum Anlächeln, zum Ergötzen der Männer da seien. Darüber muß ich lachen! Also für Blumen halten Sie mein Geschlecht. Es giebt allerdings manche nette Pflanze unter diesen sogenannten Blumen. Eine von diesen, Sie kennen sie recht gut, — sie ist schon etwas abgeblüht — äußerte sich neulich, als ich mal ein lustiges Gesicht in der Kaffeegesellschaft gemacht habe: Alle hätten gemeint, ich sei betrunken gewesen. Nicht einmal ein lustiges Gesicht darf man mehr aufsetzen!

— Sie werden mir zugeben, meine Gnädige, daß man aus Blumen kein Nutz- und Brennholz, keine Schreibtische und Rednerbühnen macht. Ich kann mir keine Frau denken, noch mag ich sie sehen, welche Dinge treibt, die der guten Sitte gemäß nur dem Manne zukommen.

— Mein Herr, wenn ich nicht wüßte, daß Sie gesund wären, müßte ich glauben, Sie seien fieberkrank, denn wie Sie sprechen nur Fieberkranke am Abend.

— Aber, meine Gnädige —

— Verzeihen Sie das harte Wort, wenn Sie es nicht verstehen können. Doch nichts für ungut. Haben Sie jemals die drückende Lage einer Frau kennen gelernt, — ich meine die Lage einer Frau, in welcher der Drang zum Nachdenken lebt, die zu denken gewohnt ist, und die nach jener Freiheit lechzt, die ihr als Individuum mindestens ebenso zusteht, als dem sogenannten Herrn der Schöpfung.

— Ich begreife Sie wirklich nicht.

— Aber ich begreife Sie; wie Sie denken unzählige Männer und Frauen. Aber lassen Sie sich sagen: der Mann kann sich leicht aus dem Kreise der ihn umgebenden Welt herausreißen und ihr Trotz bieten. Kann dies die Frau? Darf dies die Frau thun unter den heutigen Verhältnissen? Der Mann kann sich durch seinen Beruf, durch sein Studium hinreichend Beschäftigung und Unterhaltung gewähren und empfindet nicht leicht die Leere und das Drückende des isolierten Lebens. Die Frau vermag sich nicht aus dem Kreise herauszubegeben, in den sie hineingezwängt wird. Obgleich ein treibendes Rad in der Gesellschaftsmaschine, das nicht leicht entbehrt werden kann, bleibt sie immer nur das Sekundäre, das seine Kraft und Bewegung einzig und allein vom Manne empfängt. Wer von den Sitten und von der Lage der Frau sprechen will, muß doch wohl die Sitten und den Zustand der sie umgebenden Gesellschaft untersuchen. Thun Sie das, und Sie werden anders reden.

— Sie wollen die Gesellschaft für die Absurditäten des weiblichen Geschlechtes verantwortlich machen?

— Absurditäten des weiblichen Geschlechtes? — Erwägen Sie doch die kritische Lage und die traurige Notwendigkeit, in welche das Weib

durch unſeren ganzen Geſellſchaftszuſtand verſetzt wird, dann erſt können Sie urteilen.

— Sie reden ſehr kühn, gnädige Frau. Wie iſt das zu verſtehen?

— Vielfach in oberflächlichem Wiſſen, ja ſogar häufig in Unwiſſenheit und Aberglauben aufgezogen, mit asketiſchen Grundſätzen überladen, treten wir oft ſchon in einem zarten Alter in eine Welt ein, welche der Mann zurechtgemacht hat, in der Vergnügungsſucht, grobe Sinnlichkeit, ja Ausſchweifung an der Tagesordnung ſind, lauter Dinge, die der Mann öffentlich verdammt, aber im Geheimen ſanktioniert. Iſt es da anders möglich, als daß das Weib dieſen Dingen um ſeiner Exiſtenz willen unterliegen muß und zum ſchwachen Geſchlecht geſtempelt wird? Was iſt natürlicher, als daß es die Maske der Konvenienz, Verſchmitztheit, Liſt, eine zierliche geſchmeidige Sprache, ſtets bereites unnatürliches Lächeln und feingewandte Intriguen zu Tugenden erhebt?

— Sie geben demnach den Männern die Schuld?

— Eigentlich unſerer ganzen Civiliſation, — aber wer anders hat dieſe gemacht, als die Männer?

— Hören Sie, meine Gnädige: Sie ſprechen ja wie eine Rabuliſtin; bedenken Sie die Umſturzvorlage.

— Alſo auf dem Gebiete ſind wir Frauen nach Ihrer Meinung den Männern auf einmal gleichgeſtellt? Warum macht man denn da nicht mit uns eine Ausnahme?

— Vor dem Geſetze ſind wir alle gleich; das Gleiche gilt nicht vor dem Richteramt der Sitte. Übrigens thun Sie, als ob Sie gar keine Erziehung genoſſen hätten.

— Wohl habe ich eine Erziehung genoſſen; ſie war aber auch darnach — die landläufige Inſtitutsbildung: Frömmelnde Andachtsübungen, oberflächliches Treiben der ſogenannten ſchönen Künſte, ſchlüpfrige Tänze auf Bällen, auf denen man, wie im Seebade, in noch ganz anderen Koſtümen erſchien, als im Radfahrerkoſtüm der Frau, welches Sie ſo entſetzt hat. Warum üben Sie Ihre ſcharfe Kritik nicht an jenen Koſtümen? Zu alle dem Genannten kam noch die Lektüre von Romanen mit wilden, zügelloſen Gemälden und eine ſtrenge Einſchärfung der Regeln und Geſetze der Konvenienz; — das alles bildete in chaotiſcher Verwirrung nebſt einigen Brocken Franzöſiſch und Engliſch, das wir meiſtens nicht ſprechen konnten, wenn es darauf ankam, das Weſen unſerer Erziehung, die mehr eine negative als eine poſitive genannt zu werden verdient. Dröhnt uns nicht überall das „Thut das und jenes nicht!“ entgegen, ohne daß Gründe und Bemerkungen hinzugefügt werden. Wie wollen Sie nach einer ſolchen Anleitung mehr von der Frau erwarten, als jene feine Verſchmitztheit, jene liſtig-witzelnden

Redensarten, jene Oberflächlichkeit in allen Kenntniſſen und endlich jene frühzeitige Bekanntſchaft mit Nervoſität und allen möglichen Gelüſten?

— Sie ſchlagen der Moral unſeres Zeitalters geradezu ins Geſicht, meine Gnädige.

— Bitte! — Geriet nicht Marie Antoinette, die allerdings ihrer ganzen Erziehung nach naiver war, als man es in Frankreich gewöhnt, in Erſtaunen, das Zimmer, welches man ihr in Verſailles eingeräumt hatte, mit einer Geheimtreppe verſehen zu finden? „Wie!“ rief ſie aus, „zum Kukuk mit dieſer Treppe! Eine Prinzeſſin bedarf keiner Geheimtreppe.“ Aber der Geiſtliche, der mit der Vollendung ihrer Erziehung beauftragt war, erwiderte: „Madame, in fünfzehn Jahren werden Sie das nicht mehr ſagen.“

— Sie citieren da Dinge aus einer früheren Zeit, die wohl auf die unſere nicht mehr paſſen.

— So, meinen Sie? Ich denke anders darüber, weil ich das Dilemma der Frauen kenne, welches in dem ganzen geſellſchaftlichen Zuſtande ausgedrückt war, der von dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein ſich erſtreckt. Mußte nicht die erſte Blüte der weiblichen Empfindung — ich meine jenes zarte Feuer der Liebe, das ſich frei und naiv entwickeln ſollte, unreif hinwelken, um der Koketterie, der Eigenliebe und dem Eigennutze Platz zu machen? Ich ſage es frei heraus: unſere hochgeprieſene und bewunderte Civiliſation hat ſich an dem weiblichen Geſchlechte ſchwer vergangen; ſie hat es vielfach verdorben, hat ſich bitter und ſtreng dagegen gezeigt. Wir haben demnach alle Urſache, zu fordern, daß man unſer Los eher erleichtert, als erſchwert. Selbſt die Galanterie der Männer, dieſe Miſchung von Ritter- und Chriſtentum, welche ſich den Schein gab, den Frauen zu ſchmeicheln und ihnen zu huldigen, was war ſie anders, als eine feine Verſpottung und Verletzung ihrer Rechte? Dieſe Civiliſation iſt es, welche uns laut verkündigt: man wird Euch ſtets mit Verführungen umgeben. Gebt Ihr ihnen Gehör, ſo iſt Spott und Verachtung Euer Lohn, willfahrt Ihr aber den reizenden Schmeicheleien, ſo ſinkt Ihr ſelbſt mit ihnen hinab. — Mein Herr, ich habe ausgeredet; zugleich wünſche ich Ihnen, daß Sie ſich von Ihren Vorurteilen emancipieren.

— Aber, meine Gnädige, noch einen Augenblick. Wir ſind zu weit geraten, wir waren eigentlich vom Radfahren ausgegangen.

— Richtig! Das Radfahren war ja die Urſache unſerer Unterhaltung. Sie lieben es alſo nicht an Damen?

— Nein!

— Sagen Sie mir: fahren Sie überhaupt Rad?

— Nein!

— Nun, da geſtatten Sie, daß ich Ihnen den guten Rat gebe, das Radfahren zu erlernen, — und wenn Sie es recht gut können, viel und oft in die friſche Natur hinauszufahren, — dann, ich bin feſt überzeugt, — werden Sie froh und glücklich ſein und vielleicht gerne Ihren Mitſchweſtern dies unſchuldige Vergnügen gönnen.

Warum muss man in Preussen ernstlich davor warnen, sich dem höheren Lehrfache zu widmen?

Eine Mahnung an alle Eltern von einem Preußiſchen Oberlehrer.

An den höheren Schulen ſind die Abiturientenprüfungen abgehalten worden. Der glückliche „mulus“ muß ſich entſcheiden, welchen Beruf er ergreifen, reſp. wenn er zu ſtudieren beabſichtigt, welcher Fakultät er angehören will. Die Entſcheidung iſt zunächſt ſehr leicht für diejenigen, welche in der Wahl ihrer Eltern die nötige Vorſicht geübt haben, die alſo nicht genötigt ſind, ein Brotſtudium zu ergreifen, ſondern welche ganz nach Neigung und Befähigung ſich ihren Studien hingeben können, unbekümmert darum, ob ſie von dem Ertrag derſelben ſpäter ihr Brot zu verdienen imſtande ſind. Es giebt auch hervorragend veranlagte Jünglinge, denen ihr künftiger Beruf durch ihre natürlichen Anlagen ſo feſt vorgezeichnet iſt, daß ihnen die Wahl erſpart iſt; ſie werden ihren Weg durchs Leben finden, unabhängig davon, ob ſie von Haus aus genügend bemittelt ſind, und ob in dem Fach, dem ſie ſich widmen, Überfüllung herrſcht.

Aber beide genannte Kategorien von Abiturienten bilden ſicherlich eine nur ganz beſcheidene Minorität; die große Mehrzahl iſt wenig oder garnicht begütert und nur mittelmäßig veranlagt, ſie darf daher bei der Wahl des Berufes die wichtige Frage nicht außer acht laſſen: Wann werde ich imſtande ſein, mein Brot durch eigene Thätigkeit zu verdienen und verſchafft mir mein Beruf eine geachtete Lebensſtellung?

Erfahrungsmäßig herrſcht unter denjenigen Abiturienten, welche das höhere Lehrfach in ſeinen verſchiedenen Sparten als künftigen Beruf gewählt haben, eine ganz erſchreckliche Unkenntnis über ihr zukünftiges Geſchick, über Einkünfte und Stellung der Lehrer an höheren Lehranſtalten. Es kann das nicht Wunder nehmen, erſtreckt ſich doch dieſe Unkenntnis auch auf die große Mehrzahl der Eltern, geht ſogar tief in die Kreiſe

durch das Glück begünſtigter akademiſch gebildeter Lehrer hinein. Ich könnte Fälle erzählen, wo ein Profeſſor an einem Gymnaſium der Provinzialhauptſtadt, der ſich ſogar viel unter Kollegen bewegt, nicht die geringſte Ahnung z. B. davon hatte, daß die ſogenannte Funktionszulage in ſeiner Provinz höchſt ungleichmäßig verteilt war, ſodaß einerſeits Kollegen mit 5 Dienſtjahren im Beſitz derſelben waren, während andere Kollegen von derſelben dienſtlichen Qualifikation mit 25 Dienſtjahren ſich vergeblich nach derſelben ſehnten. Doch ich will nicht vorgreifen, ſondern in klaren dürren Worten die Lage der Lehrer an den höheren Unterrichtsanſtalten zunächſt Preußens ſchildern: für diejenigen, die Augen haben, zu leſen, wird daraus ganz von ſelbſt die Mahnung fließen, das höhere Lehrfach nicht zum Lebensberuf zu wählen. Es ſcheint mir dieſe Warnung umſomehr am Platze zu ſein, als ganz kürzlich der preußiſche Unterrichtsminiſter Herr Dr. Boſſe im Abgeordnetenhaus die Hoffnung ausſprach, es werde ſich der Beſtand von Männern, die ſich innerlich berufen fühlen, unſere Jugend zu erziehen, wieder mehren und wenigſtens auf der Höhe halten, die dem Bedürfnis entſpricht, alſo die Ausſichten für das höhere Lehrfach als günſtig darſtellte.

Wie ſich als evident herausſtellen wird, fußt dieſe Anſicht des Herrn Miniſters auf ganz falſchen Vorausſetzungen und muß daher auf das entſchiedenſte bekämpft werden.

Nehmen wir als durchſchnittliches Lebensalter des Abiturienten das 19. Lebensjahr an, ſo lehrt die Statiſtik, daß er früheſtens durchſchnittlich nach 5 Jahren, alſo im 24. Jahre die Staatsprüfung ablegen kann. Wir nehmen an, daß er das „Oberlehrerexamen“ beſtanden hat, d. h. außer der vollen Fakultät für zwei Fächer durch alle Klaſſen, noch die Fakultät für mittlere Klaſſen in zwei andern Fächern. Nun kommen ſchon die erſten Demütigungen. Der Juriſt ꝛc. wird Referendar und kann, wenn er die nötige militäriſche Qualifikation beſitzt, zum Offizier vorgeſchlagen werden. Der Philologe ꝛc. muß damit noch warten, denn, wie es in einem jüngſten Reſkript des Kriegsminiſters heißt, es kamen Fälle vor, in denen der Schulamtskandidat während des Seminar- und Probejahrs ſich nicht bewährt hat und infolge deſſen den Anſtellungsberechtigungsſchein nicht erlangt hat! Als ob ſolche Dinge bei den Referendaren nicht viel häufiger vorkämen! Aber es ſind Referendare und „Richter ſind keine Lehrer und Lehrer ſind keine Richter“, dieſer ſchnell zum geflügelten Wort gewordene Ausdruck von Dr. Boſſe ſchlägt alle Bedenken nieder. Der künftige Oberlehrer heißt nun, mit der glücklichen Ausnahme von Heſſen-Darmſtadt, „Schulamtskandidat“ oder „Kandidat des höheren Schulamts“ oder auch ſchlechthin „Kandidat“. Der zukünftige Juriſt, Verwaltungsbeamte ꝛc. heißt Referendar.

Nach zweijähriger Thätigkeit im Seminar- und Probejahr wird nun der künftige Oberlehrer, wenn alles gut geht, anſtellungsberechtigt; er iſt jetzt 26 Jahre alt, wenn er ſein Jahr gedient hat, 27 Jahre alt und kann nun jeden Tag Oberlehrer werden. Er wird es natürlich noch nicht gleich, das liegt ja in der Natur der Dinge und man könnte darüber hinweggehen, wenn nicht der Philologe dem Juriſten gegenüber wiederum Demütigungen ausgeſetzt wäre. Der neugebackene Aſſeſſor erhält bei kommiſſariſcher Beſchäftigung eine monatliche Remuneration von 200 Mark, der neuernannte „Hilfslehrer" — nur im Großherzogtum Heſſen heißt er Schulaſſeſſor — erhält eine jährliche Remuneration von 1500 Mark, alſo 125 Mark monatlich, die nach 4 Jahren bis 1800 Mark, alſo 150 Mark monatlich ſteigt. Außerdem bezieht bei Verſetzungen der Aſſeſſor Umzugskoſten, der wiſſenſchaftliche Hilfslehrer nur die bekannten Reiſegelder, und auch dieſe Vergünſtigung iſt ihm erſt in der letzten Zeit geworden. Zu dieſer materiellen Benachteiligung tritt noch eine zweite, welche ungleich mehr ins Gewicht fällt, da ſie die ganze Dienſtzeit hindurch in Wirkſamkeit bleibt. Der Aſſeſſor wird nämlich gleich nach abgelegter Aſſeſſorprüfung vereidigt und ſein Dienſtalter datiert bereits von dieſem Tage ab. In Preußen wird nur in der Provinz Weſtpreußen der Hilfslehrer nach abgelegtem Probejahr vereidigt, ſeine Anciennität beginnt aber auch dort erſt mit dem Tage der definitiven Anſtellung.

Man kann nun annehmen, daß durchſchnittlich die Juriſten das Aſſeſſorexamen in demſelben Lebensjahr machen, wie die Philologen das Probejahr abſolviert haben, denn die längere praktiſche Vorbereitungszeit des Juriſten wird nahezu aufgewogen durch das längere Studium des Philologen und die Zwiſchenzeit, die ſehr häufig zwiſchen der Ablegung des Staatsexamens und des Beginns des Seminarjahres, der naturgemäß auf Oſtern oder Michaelis fällt. Wir wollen indes die Möglichkeit zugeben, daß der Juriſt $^1/_2$—1 Jahr ſpäter die große Staatsprüfung beſteht, als der Philologe ꝛc. und nun zuſehen, wie ſich die Verhältniſſe weiter geſtalten. Nach der amtlichen Statiſtik im Centralblatt für das preußiſche Unterrichtsweſen ſchwankt die Zeit von dem abgelegten Probejahr bis zur definitiven Anſtellung durchſchnittlich zwiſchen vier und acht Jahren, je nach den Fächern und dem Charakter der höheren Lehranſtalt, ob königlich oder ſtädtiſch. Augenblicklich werden die Lehrer an den ſtädtiſchen höheren Lehranſtalten durchſchnittlich früher angeſtellt, als diejenigen an königlichen, und die Religionslehrer, Neuphilologen und auch die Mathematiker ſtehen günſtiger da, als die Altphilologen. Noch vor ca. zwei Jahren hatten die Mathematiker die ungünſtigſten Ausſichten auf baldige Anſtellung. Die betr. Zahlen, welche

der Unterrichtsminister in seiner bekannten Rede vom 25. Februar mitteilte, sind nicht richtig, wie jeder sich aus den amtlichen Zahlen des Centralblattes informieren kann. Irren ist zwar menschlich, aber es ist nicht gerade angenehm, an so bedeutender Stelle eine irrtümliche Behauptung auszusprechen, die sich so leicht widerlegen läßt. Wenn der Herr Minister von einer bedeutenden Besserung der Lage der Hilfslehrer sprach, so ist das insofern richtig, daß ein größerer Prozentsatz von Religionslehrern, Neuphilologen und Mathematikern gegen eine angemessene (??) Remuneration beschäftigt werden konnte, als in den Vorjahren, wo sie ihre Dienste unentgeltlich anbieten mußten, um nur „im unterrichtlichen Zusammenhang" mit der Schule zu bleiben, aber schon für die Altphilologen wird die Sache sich anders verhalten und, was die Hauptsache ist, die Aussicht auf definitive Anstellung hat sich höchstens bei den Neuphilologen wegen der Umwandlung mancher gymnasialer Anstalten in reale gebessert, mag sich auch bei den Mathematikern ein wenig gehoben haben, ist aber bei den Altphilologen, der bis jetzt noch zahlreichsten Gattung höherer Lehrer, bedeutend gesunken. Die Gründe liegen ja auf der Hand. Zunächst hat die absolute Zahl der Kandidaten des höheren Schulamtes bis jetzt noch stetig zugenommen, was auch der Regierungskommissar Geheimrat Wehrenpfennig zugeben mußte, dann werden thatsächlich weniger Lehrkräfte gebraucht als früher. Erstens ist die Obersekunda bei fast allen Progymnasien und Realprogymnasien fortgefallen; zweitens können bei den lateinlosen Anstalten, deren Zahl gegenüber den lateintreibenden Anstalten in raschem Wachstum begriffen ist, eine größere Zahl seminaristisch gebildeter Lehrer angestellt werden, ferner strebt die Regierung offenkundig auf Verminderung der Vollanstalten hin, an welchen eine größere Zahl von Lehrern beschäftigt ist; viertens wirkt die nicht unbedeutende Erhöhung des Schulgeldes gegen früher der steigenden Frequenz der Anstalten, und damit der Notwendigkeit, mehr Lehrerstellen an derselben Anstalt zu schaffen, entschieden entgegen (im Etatsjahr 1894/95 war bei 17 königlichen Anstalten ein Rückgang der Frequenz zu verzeichnen); fünftens sind die Gemeinden bei den gesteigerten Ansprüchen an den Stadtsäckel infolge der Gehaltserhöhungen im Gründen neuer Anstalten und im Erweitern schon vorhandener sehr vorsichtig geworden (die Übersicht im Mushackes Kalender höherer Schulen beweist das); sechstens sind durch die nach den neuen Lehrplänen vorgeschriebene Herabsetzung der Stundenzahl viele Hilfskräfte überflüssig geworden und es wird bei Versetzungen, Pensionierungen, eingetretenen Todesfällen manche Stelle nicht mehr besetzt, weil so und soviel Lehrstunden wöchentlich weniger gegeben werden als früher; und endlich hat auch die vielbesprochene Verfügung über die strenge Durchführung der

Maximalſtundenzahlen als Pflichtſtundenzahlen (22 für einen Profeſſor, 24 für einen Oberlehrer) die gleiche Wirkung gehabt. (So ſtehen z. B. im Kultusetat 1895/96 einem Mehr von 7 Oberlehrerſtellen, die neu geſchaffen werden ſollen, ein Ausfall von genau 7 Oberlehrerſtellen gegenüber, die künftig in Wegfall kommen, es wird alſo die Zahl der vorhandenen Oberlehrerſtellen im neuen Etatsjahr garnicht erweitert.) Wie dieſen natürlichen Urſachen immer ſpäter eintretender definitiver Anſtellung gegenüber der Kultusminiſter behaupten konnte, daß Fälle, wo Hilfslehrer ſieben, acht, neun Jahre lang auf Anſtellung warten mußten, nicht mehr vorkämen, bleibt ſchlechthin unerfindlich. Wer ſich die Mühe giebt, die Chronik in den Programmen höherer Lehranſtalten durchzuleſen, in der ja auch die Biographien neu angeſtellter Oberlehrer nicht zu fehlen pflegen, wird eines Beſſeren belehrt. Wenn der Miniſter die Hoffnung ausſpricht, daß ſich wieder mehr junge Leute dem höheren Lehrfach widmen möchten, ſo mag er vor allen Dingen dafür ſorgen, daß das Inſtitut der etatmäßigen Hilfslehrer aufhört zu exiſtieren, ſo mag er dafür ſorgen, daß eine Reihe von Hilfslehrerſtellen in Oberlehrerſtellen verwandelt werden, damit ſolche haarſträubende Verhältniſſe, wie ſie der Abgeordnete Seyffardt-Magdeburg vorbrachte, daß in Preußen an 84 Anſtalten mehr als 1 Hilfslehrer an kleineren, als 2 Hilfslehrer an größeren Anſtalten vorhanden waren, ja, daß Anſtalten exiſtierten, an denen bis 7 Hilfslehrer vollbeſchäftigt waren, endlich aufhören. Der Regierungskommiſſar, Finanzrat Germar, war nicht imſtande, dieſe ſtatiſtiſch belegten Zahlen zu widerlegen und verſtieg ſich ſogar zu der ſehr gewagten Behauptung, daß die Hilfslehrer mit ihrer Lage im allgemeinen ganz zufrieden ſeien, und das in demſelben Moment, wo dieſelben eine gedruckte acht Bogenſeiten umfaſſende Denkſchrift über ihre Notlage dem preußiſchen Abgeordnetenhaus überreicht haben! Risum teneatis! —

Nehmen wir nun an, der Schulamtskandidat habe die Miſère des Hilfslehrertums bis zur Neige gekoſtet, er ſei endlich im durchſchnittlichen Lebensalter von 33 Jahren definitiv angeſtellter Oberlehrer. Als ſolcher bezieht er 2100 Mark Gehalt nebſt dem reglementmäßigen Wohnungsgeldzuſchuß, der zwiſchen 360 und 900 Mark ſchwankt und im Durchſchnitt 492 Mark beträgt. Das Gehalt ſteigt nach 3, 6, 9, 12, 15, 19, 23, 27 Dienſtjahren um je 300 Mark bis zum Höchſtbetrag von 4500 Mark. Daneben beziehen die Hälfte der Geſamtzahl der Lehrer an den Vollanſtalten, ſowie der vierte Teil der Geſamtzahl derſelben an den Anſtalten von geringerer als neunjähriger Kurſusdauer eine feſte penſionsfähige Zulage von 900 Mark. Läßt ſich die Zahl der wiſſenſchaftlichen Lehrerſtellen durch 2 bei den Voll-

anſtalten, und 4 bei den Nichtvollanſtalten nicht genau teilen, ſo erhalten die überſchießenden Stellen die Zulage von 900 Mark nicht. Z. B. erhält an einer Nichtvollanſtalt von 7 Oberlehrern nur Einer die Funktionszulage, die übrigen nicht, auch wenn ſie 30 und mehr Dienſtjahre zählen ſollten! In königlichen Anſtalten ſoll jetzt, nach Mitteilungen des Unterrichtsminiſters, die Funktionszulage durch die ganze Monarchie verteilt werden, während ſie bis jetzt provinziell geordnet wurde, wobei es vorkam, daß z. B. Poſen und Weſtfalen anderen Provinzen, z. B. Schleſien gegenüber ſtark bevorzugt waren. Wie ſteht es aber mit der Funktionszulage an den ſtädtiſchen Anſtalten? Von ganz vereinzelten Fällen in einigen großen Städten am Niederrhein abgeſehen, die in dieſer Beziehung ihre Lehrer denen an königlichen Anſtalten völlig gleichgeſtellt haben, bilden die Lehrer an den höheren Unterrichtsanſtalten der übrigen Städte eine beſondere Beſoldungsgemeinſchaft, innerhalb derer die Funktionszulage nach Maßgabe obiger Verordnung verteilt wird. Es verſteht ſich, daß hier die Ungleichheiten ſehr groß ſein können, daß z. B. an einer Anſtalt mit verhältnismäßig jungen Lehrern dieſe ſchon ſehr früh in den Genuß der Zulage treten — typiſch iſt hier die ſtädtiſche Oberrealſchule in Halle, an der 4 Kollegen bereits nach 5 reſp. 6 und 7 Dienſtjahren die Funktionszulage erhalten haben —, daß dagegen an einer Anſtalt mit durchweg älteren Lehrern dieſelben erſt ſpät, wenn überhaupt, die Zulage erhalten. Nun betrachte man aber die Verhältniſſe an einer ſtädtiſchen Anſtalt, welche die einzige in der betreffenden Stadt iſt, zumal, wenn ſie keine Vollanſtalt iſt!

Es leuchtet ein, daß für die Mehrzahl der dort beſchäftigten Lehrer überhaupt gar keine Hoffnung beſteht, ein höheres Gehalt als höchſtens 4500 Mark zu erreichen! Dieſes Maximalgehalt erhält aber die Mehrzahl der höheren Lehrer überhaupt gar nicht, denn dazu gehört jetzt im Durchſchnitt ein Lebensalter von 33 + 27 = 60 Jahren! In Hannover waren z. B. nur 5% aller Oberlehrer im Beſitz des Höchſteinkommens! In keinem anderen Stande werden die Zulagen bis zum 27. Dienſtjahre hinausgeſchoben, in den meiſten Fällen erreicht der preußiſche Beamte das Höchſtgehalt bereits nach 20, höchſtens nach 24 Jahren, die Regierungsräte ſchon nach 15 Jahren!

Vergleichen wir mit der materiellen Lage der höheren Lehrer nunmehr diejenige der Juriſten. Der Amtsrichter bezieht nominell ein Anfangsgehalt von 2400 Mark, in Wirklichkeit aber meiſt ein ſolches von 2700 oder 3000 Mark, denn ſein Dienſtalter beginnt mit der Ablegung der Aſſeſſorprüfung, und wenn er 6 Jahre Aſſeſſor war, ſo beträgt ſein Anfangsgehalt 3000 Mark, alſo 900 Mark mehr als dasjenige eines Oberlehrers. Was will dagegen verſchlagen, daß er augenblicklich vielleicht etwas länger als

der Hilfslehrer warten muß, um ein remuneriertes Kommiſſorium zu erhalten? Dafür bezieht er ja aber auch 200 Mark monatlich Diäten, der Hilfslehrer nur 125—150 Mark! Bei den Amtsrichtern iſt bekanntlich noch der Stellenetat eingeführt, da aber derſelbe durch die ganze Monarchie geht und die Zahl der Richterſtellen in Preußen bedeutend größer als die der Oberlehrer iſt, endlich die Anciennität genau innegehalten wird, ſo bedeutet dieſe Einrichtung gegenüber unſerem Dienſtaltersetat im allgemeinen einen bedeutenden Vorzug und man kann annehmen, daß das Maximalgehalt der Richter, 6000 Mark, durchſchnittlich nach 24 Dienſtjahren, d. h. 24 Jahre nach Ablegung der großen Staatsprüfung, erreicht wird, mithin mindeſtens 9 Jahre früher als bei den Oberlehrern.

Es iſt nun leicht auszurechnen, wie groß die Summe iſt, die der Richter durchſchnittlich im Laufe ſeiner Dienſtzeit mehr erhält als der Oberlehrer, ſie beläuft ſich auf über 30000 Mark, erreicht aber in vielen Fällen 40000 Mark!

Das bedeutend geringere Gehalt des Oberlehrers gegenüber dem Juriſten ſchließt aber noch einen weiteren Übelſtand in ſich ein: die bedeutend geringere Penſion, die bekanntlich im Verhältnis zum Dienſtalter und zum erreichten Gehalt ſteht. In demjenigen Dienſtalter, in welchem der Richter 6000 Mark erreicht, bezieht der Oberlehrer, wenn er nicht im Beſitz der Funktionszulage iſt — und ſehr viele ſind in dieſer Lage — durchſchnittlich 3900 Mark. Würden jetzt beide penſioniert, ſo bezöge der Richter 3138 Mark Penſion, der Oberlehrer nur 1758 Mark, alſo wenig mehr wie die Hälfte der Richterpenſion. Die gleichen Nachteile machen ſich natürlich auch bei der Berechnung der Witwen- und Waiſenpenſion geltend; ſchneiden alſo äußerſt tief in die geſamte Exiſtenz einer Familie ein!

Aber — Richter ſind keine Lehrer und Lehrer ſind keine Richter, ſagt Herr Dr. Boſſe, warum biſt Du, mein Sohn, ſo dumm geweſen, und biſt Oberlehrer geworden, ſtatt Richter; Du mußt eben die Folgen Deines Leichtſinns tragen.

Zu dieſer tiefbeſchämenden üblen materiellen Lage der Lehrer kommen noch eine Reihe anderer Umſtände hinzu, die geeignet ſind, ihm recht fühlbar zu machen, daß er auf äußere Anerkennung ſeiner Leiſtungen nicht rechnen kann, und daß er nur der Untergebene höherer über ihm ſtehender Inſtanzen bleibt.

Die Hälfte aller Amtsrichter erlangen den Titel Amtsgerichtsrat, reſp. wenn ſie am Landgericht beſchäftigt, Landrichter heißen, den Titel Landgerichtsrat, und damit den Rang eines Rates IV. Klaſſe, bei den Oberlehrern wird nur ein Sechſtel dieſer Ehre teilhaftig und meiſt erſt im

hohen Dienſtalter (nicht unter 20—22 Dienſtjahren), der Amtsrichter wird gegenwärtig ſchon nach 12 Dienſtjahren Amtsgerichtsrat. Bei den Ordensfeſten am 18. Januar fällt ein Orden an Schulmänner nur, wenn ſie Direktoren ſind, oder ſich penſionieren laſſen; ein Amtsgerichtsrat bekommt bei einem gewiſſen Dienſtalter eo ipso einen Orden, gewiſſermaßen als Altersbeſcheinigung. An Amts- und Landgerichten iſt der dienſtälteſte Gerichtsrat zugleich der aufſichtführende, aber er bleibt ein primus inter pares, ihm werden nur aus billigen Rückſichten die am wenigſten anſtrengenden Dienſtgeſchäfte übertragen. An den höheren Lehranſtalten iſt — trotz ſchwankenden Ausdrücken in den Dienſtinſtruktionen — der Direktor der direkte Vorgeſetzte ſeiner Lehrer, die ihn oft an Dienſtjahren und Dienſterfahrung, gar nicht ſelten auch im Wiſſen und innerer Tüchtigkeit weit überragen. Der Oberlehrer reſp. Profeſſor muß ſich oft Anordnungen gefallen laſſen, deren Unzweckmäßigkeit er ſofort überſieht, er kann ſich ja beim Provinzialſchulkollegium beſchweren und bekommt gewiß in eklatanten Fällen auch Recht, aber er wird auch leicht als Querulant verſchrieen und gerät leicht in eine ſchiefe Stellung den Behörden gegenüber, alſo läßt er in neun unter zehn Fällen die Befehle, die gar oft in einem wenig liebenswürdigen Tone erteilt werden, über ſich ergehen. In welchem akademiſch gebildeten Stande kommt es ſonſt vor, daß Kollegen mit derſelben Vorbildung und oft höherem Dienſtalter tagtäglich von einem Amtskollegen drangſaliert werden können, den vielleicht lediglich Servilität nach oben und eine gewiſſe Schneidigkeit im äußeren Auftreten zum Direktor gemacht haben? Solche Perſönlichkeiten ſind natürlich Ausnahmen, aber ſie kommen thatſächlich vor und nicht gerade vereinzelt. Der Direktor iſt aber in den weitaus meiſten Fällen der höchſte Poſten, den ein Schulmann einnehmen kann, als ſolcher erreicht er neben einer Mietsentſchädigung von durchſchnittlich 800 Mark in Berlin ein Gehalt von 6600 Mark, in den übrigen Städten 6000 Mark; an einzelnen ſtädtiſchen Anſtalten allerdings ein noch etwas höheres Gehalt. Nur ſehr wenige können Provinzialſchulräte mit etwas höherem Gehalt werden und verſchwindend wenige werden Hilfsarbeiter oder gar vortragende Räte im Kultusminiſterium; die Wahrſcheinlichkeit aber, es bis dahin zu bringen, iſt für den Schulmann noch geringer als das große Los zu gewinnen.

Alle übrigen höheren Stellen in Provinzialſchulkollegien reſp. in dem Miniſterium werden ausſchließlich von Juriſten eingenommen, die es auch in ihrem eigenen Reſſort zu Landgerichtsdirektoren oder Oberlandesgerichtsräten mit 4800—6600 Mark, zu Landgerichtspräſidenten oder Senatspräſidenten mit 7500—9900 Mark und Wohnungsgeld bis 1200 Mark, oder endlich zu Oberlandesgerichtspräſidenten mit 14000 Mark Gehalt und 3000 Mark

Mietsentſchädigung bringen können, ganz abgeſehen von den Stellen im Juſtizminiſterium ſelbſt und den unzähligen Stellen in anderen Reſſorts, zu denen man nur Juriſten mit dem bekannten, durch keine Sachkenntnis getrübten weiten Blick gebrauchen kann.

Aber freilich, Herr Boſſe ſagt, die Lehrer ſollten mit dem, was ſie in Bezug auf Titel und Rang erreicht haben, und was wahrlich nicht zu wenig iſt, eher vielleicht zu viel, ſich einfach begnügen; ... ſie ſollten nicht Wert auf einen Titel legen, der doch mehr oder weniger nichts bedeutet. — Wie kommt es aber, daß bei den übrigen Beamten ſehr ſorgfältig auf rechtzeitige Erteilung von Titel und Rang gehalten und gerade bei den höheren Lehrern eine Ausnahme gemacht wird? Ich finde hierauf nirgends eine Antwort. —

Du biſt aber, lieber stud. phil., ein beſcheidener Menſch, geizeſt nicht nach Ruhm und Auszeichnung, ſondern wünſcheſt nur ein mäßiges Einkommen, Deine notwendigſten Bedürfniſſe zu befriedigen, und mit Muße nach Erledigung der Schulſtunden der geliebten Wiſſenſchaft zu leben, fern von der Berührung mit dem Verbrechertum, der Hefe des Volkes und ſtreitſüchtigen Parteien! Es iſt ja vollkommen richtig, daß der Beruf eines Richters, namentlich ſo lange er noch Schöffen- reſp. Strafrichter iſt, mit vielen Widerwärtigkeiten verknüpft und entſchieden aufreibend iſt, aber wenn der angehende Kandidat des höheren Schulamtes ſich dem Wahne hingiebt, daß er als künftiger Oberlehrer und Profeſſor ſeine Zeit einfach zwiſchen den Lehrſtunden und wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung teilen könne, ſo befindet er ſich in einem bedenklichen Irrtum. Wer kennt nicht die drei böſen C des Lehrers: Conferenzen, Cenſuren und Correkturen? Namentlich der Correkturen unendliche, ſich ſtetig vermehrende Laſt drückt ſchwer auf die Bruſt des mit hohen wiſſenſchaftlichen Idealen erfüllten Philologen, bis er endlich verlernt, die Schwingen durch den freien Äther der Wiſſenſchaft zu tragen, und ſeine Spannkraft in der Tretmühle des täglichen Dienſtes erlahmt. Und wieviel Lehrer ſind nicht gezwungen, jahraus, jahrein immer von neuem in derſelben Klaſſe denſelben Stoff ihren Schülern darzubieten, die vielleicht nie oder erſt in hohem Alter in die Lage kommen, in der Prima zu unterrichten, wo naturgemäß die Bewältigung des Lehrſtoffes, zumal in einem Gegenſtand, in welchem die Wiſſenſchaft reißende Fortſchritte macht, wie z. B. in der Naturwiſſenſchaft, ſtets etwas Anſtrengung koſtet, alſo Abwechslung hervorruft? Glücklich noch diejenigen, die in mäßig vollen Klaſſen unterrichten, ſie reiben ſich wenigſtens körperlich nicht ſo ſehr auf und können ſich mit der Individualität des einzelnen Schülers beſchäftigen, was bei vollen Klaſſen, wo der Lehrer den einzelnen kaum kennen lernt, nicht möglich iſt. Auch der Richter und der Verwaltungs-

beamte wird wohl manchmal von der Eintönigkeit des Dienſtes angewidert, aber es liegt doch in der Natur der Sache, daß der Dienſt dort mannigfaltiger iſt, und außerdem wird der Richter ja auch durch ein viel höheres Gehalt entſchädigt. Der Lehrer dagegen wird, wenn er über die Kärglichkeit ſeines Einkommens klagt, auf die Idealität ſeines Berufes hingewieſen und wird dann bitter enttäuſcht, wenn er nach und nach ſieht, was es mit der Idealität in ſeinem Berufe auf ſich hat. Hat er kein Vermögen und beſitzt dabei Familie, ſo muß er, wenn er ſich und die Seinigen ohne Schulden durchbringen will, auf Nebenerwerb ausgehen. Er muß ſeine angebliche Erholungszeit verwenden zur Erteilung von Privatunterricht, er muß Penſionäre halten oder ſchriftſtelleriſche Lohnarbeiten verrichten. Wo bleibt da die Spannkraft, um in der Wiſſenſchaft fortzuarbeiten? Verſtaubt liegen die lieben Bücher, die teueren Apparate, wann ſoll er ſich ihnen widmen, da doch Frau und Kinder auch ihr Recht an ihm haben?

Alſo auch dieſe Beſcheidenen, die ſich dem höheren Lehrfach widmen, um in der Wiſſenſchaft arbeiten zu wollen, machen die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne das Amt und ſeine dürftige Beſoldung, ſie müßten denn im Cölibat leben wollen. Nur ſehr vereinzelt leiſten Gymnaſiallehrer, die nicht Junggeſellen geblieben ſind, wirklich Bedeutendes in der Wiſſenſchaft, ſie beſtätigen eben die Thatſache, daß der preußiſche Oberlehrer durch ſein Amt und die Sorge, ſich und die Seinigen ſtandesgemäß zu ernähren, zu ſehr in Anſpruch genommen iſt, um ſich mit Erfolg wiſſenſchaftlichen Studien widmen zu können. Viel eher läßt ſich dies von manchen Landgeiſtlichen behaupten, die ja auch pekuniär oft nicht glänzend geſtellt ſind, jedoch häufig Zeit genug gewinnen, ihren Lieblingsſtudien und Neigungen nachzugehen, ſofern ſie ſolche beſitzen.

Man wird mir entgegnen können, daß Mediziner und Rechtsanwälte auch häufig unter der Not des Lebens zu leiden und Mühe haben, ſich und die Ihrigen durchzubringen. Mit demſelben Rechte könnte man mir auch die Lage bedrängter Kaufleute und Ingenieure vorwerfen. Es iſt klar, daß man die Verhältniſſe von Oberlehrern und Richtern, d. h. von Beamten, nicht mit denjenigen erwerbender Stände, alſo von Ärzten und Rechtsanwälten, vergleichen kann.

Wer Arzt oder Rechtsanwalt wird, muß ſich wie jeder andere, der auf wechſelnden Verdienſt angewieſen iſt, auf gute und ſchlechte Zeiten gefaßt machen, er muß auf ſeine beſondere Tüchtigkeit und Fähigkeit, allerdings auch auf Glück bauen, wenn er vorwärts kommen will; der ungeſchickte und untüchtige Mediziner und Advokat wird weder Kranke noch Klienten bekommen und, wenn er nicht vermögend iſt, in Not geraten, der

intelligente und kenntnisreiche aber zu Wohlſtand gelangen. Bei den Juriſten wird aber jeder Aſſeſſor, der ſeine Staatsprüfung beſtanden hat, Amtsrichter, dann Amtsgerichtsrat und erreicht ſicher, ſofern er nicht vorher ſtirbt oder ſich penſionieren läßt, das Maximalgehalt von 6000 Mark, wenn auch ſeine Fähigkeiten eben hingereicht haben, ſein Examen zu machen. Wer aber ſich vor anderen durch Kenntniſſe und Fähigkeiten auszeichnet, kann mehr als Amtsgerichtsrat, er kann Miniſter werden, ihm ſtehen alle Pforten zu den höchſten Stellen offen. Man kann daher jedem jungen Mann, deſſen Vermögensverhältniſſe es nur irgend erlauben, raten, Jura zu ſtudieren, er bringt es mit der nötigen Geduld auch bei mäßigen Talenten zu einer auskömmlichen und angeſehenen Stellung und erreicht ein Gehalt, das der Oberlehrer nur in den äußerſt ſeltenen Fällen erlangt, wenn er in verhältnismäßig jungen Jahren Direktor wird. Hat er aber kein Verlangen nach dieſem Amt — und ich kann es keinem verdenken, daß er nicht darnach ſtrebt —, ſo kann er, wenn er Glück hat und ausnahmsweiſe lange lebt, ein Gehalt von 5400 Mark erreichen, iſt er vom Glück weniger begünſtigt und durch die Anſtrengungen des Dienſtes vor der Zeit penſionsreif, ſo reicht die Penſion kaum aus, ihn ſelbſt zu ernähren, geſchweige denn ſeine Familie. Dabei kann er noch das Vergnügen haben, von ſeinem unmittelbar Vorgeſetzten auf Schritt und Tritt am Gängelband geführt zu werden und hat ſchließlich die Ehre, in ſeinen höchſten Vorgeſetzten ausſchließlich Juriſten zu begrüßen.

So ſtehen alſo die Sachen: Iſt der Entſchluß eines jungen Mannes, ſich dem höheren Lehrfach zu widmen, die Wirkung eines heiligen Eifers, den er für den Lehrberuf fühlt, ſo mag er immerhin akademiſch gebildeter Lehrer werden, er wird ſich durchſchlagen und mit ſeinem Beruf zufrieden ſein; denjenigen aber, welche glauben, auf dieſem Wege ſchnell zu Brot und Amt und gar zu Anſehen und Ehren zu kommen, oder auch die Gelegenheit und Zeit gewinnen zu können, um nebenbei in irgend einer Wiſſenſchaft weiter zu arbeiten, oder ein beſchauliches, mühevoſes Leben zu führen oder auch eine Lebensſtellung zu erringen, wie ſie den Juriſten von ſelbſt in den Schoß fällt, kann nur auf das dringendſte geraten werden, ſich einen anderen Lebensberuf zu wählen.

Der Ironismus.

Ein Rezept von Walter Harlan.

(Leipzig.)

> La dignité des hommes de notre race est attachée exclusivement à certains frissons, que le monde ne connait ni ne peut voir, et qu'il nous faut multiplier en nous.
>
> Maurice Barrès.

Ich bewegte mich in einem Gedankenkreise, der nicht mehr ganz neu ist: Denn die Schulmeister aller Jahrhunderte haben sich bereits über das Thema gestritten, ob das Kunstwerk den Stempel der individuellen Künstlerseele tragen „solle", oder ob es nicht viel „schöner" sei, wenn die Person des Künstlers sich hinter seinem Werke so gut als möglich verstecke.

Da es nun aber für die eine Meinung ebensoviel Gründe und Beispiele giebt, wie für die andere, so möchte ich den Schulmeistern nicht gerne ins Handwerk pfuschen. Ich bescheide mich festzustellen, daß mein Herz der persönlichen Kunst gehört.

Ich habe es an mir selbst erfahren dürfen, daß man mit zehnfacher Freude und daher mit zehnfacher Kraft arbeitet, wenn alle die Historien und Landschaften und was wir sonst nur immer malen mögen, genau besehen, weiter nichts sind, eins wie das andere, als lauter Selbstporträts, — Selbstporträts unserer Seele; und wenn der Dichter ein solches Bildnis giebt, so lebt nicht allein in den Gedanken seine Seele, sondern in jedem Adjektiv, im unscheinbarsten Bilde, allgegenwärtig. Und die Schaffensfreude des echten Künstlers fließt ganz von selbst in das Herz des Genießenden. Er nimmt uns an der Hand, „Jetzt werde ich Euch mal was zeigen!" sagt er, und dann beginnt die Vorstellung. Er zeigt uns die Welt im Spiegel seiner Individualität. Wie gesagt, diese Gedanken sind nicht neu, ich mußte aber an den Gegensatz der beiden Kunstarten erinnern, um meinen Ironismus zunächst einmal dahin abgrenzen zu können, daß er eine Spezialität nur der persönlichen Kunst ist. Denn ich werde den Dichter anweisen, seine Stimme zu verstellen, und das kann er nicht, wenn er garnicht mitredet.

Wie wäre es, sagte ich mir, wenn der Dichter selbst unter seinen schwankenden Gestalten mal nicht als das, was er ist, einherginge, sondern, Gebrauch machend von seinem göttlichen Rechte, in irgend einer Philistromorphose? Wenn er, anstatt etwa zu sagen, die Dämmerung sei auf beschwingten Sohlen aus den Büschen getreten, etwa mal wieder vernünftig

mit Hans Biedermeier spräche, es wäre dunkler geworden, erst im Holze und dann auch draußen? Oder wenn er doch wenigstens — damit es nicht gar zu vernünftig wird — dem Gesichtskreise Hans Biedermeiers sich anpassend, der unhörbar kommenden Dämmerung statt der Schwingen ein Paar Filzschuhe verliehe? Müßte es nicht einen ungeheuer drolligen Eindruck machen, wenn der Dichter eine Fabel, die natürlich eigens hierzu so satanisch wie möglich zu bereiten wäre, von A bis Z wie aus dem Seelchen des Herrn Biedermeier, mit echt biedermeierschen Tönen, Mienen, Anschauungen und Sprüchen hervorbrächte? Sodaß er folgerichtig über seine eigene Geschichte in eine sich immer steigernde Wut geraten müßte? —

Schon während ich mir diese Fragen vorlegte, hatte ich einen deutlichen Ambrosiageschmack auf der Zunge. Und ohne Zaudern langte ich vom Gesims Blasebalg und Retorte, und nun saß ich, und die Kohlen glühten. —

Das Rezept war gut. Denn ich habe mich vier Wochen göttlich amüsiert.

Erst während des Schreibens — merkwürdigerweise! — kam mir der naheliegende Gedanke, daß ich statt der Maske Hans Biedermeiers, die ich auf dem Gesicht hatte, ebensogut jede andere hätte aufsetzen können. Aber dieser Gedanke ist nicht ganz richtig, denn meine Fabel war instinktiv im genauen Gegensatze zu der Maske erfunden, die ich eben trug. Das ist derselbe Gegensatz, der die aprioristische Komik des Narren in den alten Trauerspielen ausmacht: Der Gegensatz zwischen der Grundstimmung der Fabel und einem fortwährend hineinredenden, höchst andersartigen Element. Zu einer anderen Geschichte würde man eine andere Maske brauchen. — Und da schaute ich auf einmal in eine geradezu köstliche Mannigfaltigkeit: Könnte ich mich nicht sofort daran machen, mir etwa nun einmal die beschauliche Herrlichkeit des Montagmorgens auf einer Landpfarre durch das Monokel eines eben aus dem Ei gekrochenen Sekondeleutnants anzusehen? Oder umgekehrt: Die Katastrophe eines Liebesmahls, wo eben der Letzte unter den Tisch rutscht, aus dem Gesichtspunkte: „Seid fröhlich mit den Fröhlichen!" „Freue Dich, Jüngling, in Deiner Jugend!"? Oder könnte ich nicht die heißen Kämpfe eines nach Wahrheit und Erkenntnis ringenden jungen Menschen mit dem Seelenidiom eines Korpsstudenten erzählen? Oder das? Oder das? — Da wäre ja wieder eine ganze Welt des ungeheuren Spaßes!

Es ist die alte Geschichte, daß von all dem bunten Spielzeug der Gedankenwelt die lieben einfachen Kontrastmätzchen doch immer wieder den meisten Spaß machen. Für diesmal, wie ich bewiesen habe, ist es ein Kontrast zwischen der Stimmung der Fabel und einem hineinredenden fremdartigen Element. Oder spezieller: Der Kontrast zwischen Empfindungen und der Sprache, mit der sie vorgetragen werden.

Ich will dieſes neue Kunſtmittel den Ironismus nennen. Nämlich das Weſen der Ironie, wie wir ſie aus der gewöhnlichen Rede kennen, liegt im Gegenſatze zwiſchen Geſagtem und Gemeintem. Die Kunſt nun giebt bekanntlich überhaupt keine Meinungen, ſondern Empfindungen, Stimmungen, Leidenſchaften. Aber der Kontraſt zwiſchen Geſagtem und Gemeintem iſt dem Kontraſte zwiſchen Geſagtem und Empfundenem ſehr nahe verwandt.

Daher jener Name. Auch ergiebt ſich aus dem eben Betonten, daß ſich der Ironismus zur Ironie verhält, wie ein Gefühl zu einer Meinung, oder wie eine Leidenſchaft zu einer Anſicht.

Um nun nach allen dieſen über die Geſamtwirkungsweiſe des Ironismus gemachten Beobachtungen einen Einblick auch in die Detail-Technik des Kunſtmittels zu gewinnen, greifen wir einen einzelnen Moment ironiſtiſcher Wirkung heraus und wollen zuſehen, ob wir nicht den Anſchlag, den unſere Nerven empfanden, auf ſeine äſthetiſche Mechanik zurückführen können.

Der Dichter hat uns eine Doſis etwa Ärger eingegeben. Das kann er ja auf tauſend Arten. Er läßt vielleicht einen widerwärtig bigotten Menſchen, den wir ſchon lange gerne einmal geohrfeigt hätten, irgend eine ſchuftige Handlung mit beſtem Erfolge begehen und zeigt ihn dann bei einem Auſternfrühſtück mit dem Segen Gottes prahlend, der über ihn gekommen ſei. Oder er läßt einen Millionär das große Loos gewinnen. Dieſe Dinge werden den natürlichen Menſchen ſchon an und für ſich unfehlbar in eine gereizte Stimmung verſetzen. Aber nun werden eben dieſe kraſſen Ungerechtigkeiten der Weltregierung auch noch ſo mit einer höchſt unpaſſenden, dreiſtvergnügten Selbſtverſtändlichkeit berichtet und breitgetreten, — wahrhaftig, der Dichter ſcheint dabei die Hände über ſeinem Wanſt zu falten und mit ſeiner dicken goldenen Uhrkette zu klappern. Das erſt treibt unſere Wut auf den Siedepunkt.

Da: — Ein ganz leiſes Flügelrauſchen, wie aus ferner Höhe. Um eines Haares Breite iſt der Dichter wie aus Verſehen zu weit gegangen. Ein wunderbar luſtiges Gefühl bemächtigt ſich unſrer: Wir verſtehen.

Und damit iſt die Katharſis des kleinen Stimmungsdramas vollzogen. In dem Augenblicke, da wir den Ironismus als ſolchen fühlen, hört der D-dur-Akkord des Ärgers zu klingen auf, und das E-moll des Mitleids oder ſonſt etwas anderes darf zu klingen anfangen.

So iſt der Ironismus zugleich eine ſehr elegante Manier, die Stimmungen umſpringen zu laſſen.

Außerdem taugt er aber zu etwas noch viel Beſſerem. Ironie iſt Spott, und Ironismus erſt recht. Dichte ein Stückchen Menſchenleben,

ſo glückſelig, als Du Dir's nur ausſinnen kannſt, ein einziges jauchzendes: „Ehre ſei Gott in der Höhe", das erzählſt Du dann wie ein Pfaffe mit hochgezogenen Brauen und immer mit den Achſeln zuckend, und zum Schluſſe behaupteſt Du mit Händefalten und Augenaufſchlag: das Glück wäre kein Glück — und das Leben eine Sünde an ſich, — ſo ſollſt Du Deine Freude haben, wie prächtig Dein Pfaffe ausgeziſcht wird. Der Spott iſt die Todesſtrafe der poetiſchen Gerechtigkeit, und ich wüßte keine ſinnreichere, zuverläſſigere Methode ſolcher Hinrichtung als den Ironismus. Freilich, nur wer ſelbſt hoch genug über allem Vorurteil und ſonſtigem Philiſterelend erhaben iſt, wird die gefährliche Waffe mit Nutzen gebrauchen, denn niemals kann es einen Eindruck machen, wenn ein Roter über einen Schwarzen ſpotten will, oder ein Schwarzer über einen Roten.

Keine Dichtungsweiſe wird ſo grundſätzlich, ſo unmittelbar, ſo wundermächtig, wie der Ironismus, den Leſer zwingen, ſich mitten drin zu fühlen im hilflos thörichten Getriebe der Dinge und Menſchen und Verhältniſſe und dennoch zugleich einen ganz anderen Standpunkt hoch oberhalb einzunehmen: zu genießen, wie ein Gott, der ſich inkognito auf einem Volksvergnügen beluſtigt. Aber davon brauche ich nun nicht mehr zu reden, denn das hat der Ironismus mit allem echten Dichterhumor gemeinſam.

Schamhaftigkeiten — Schamloſigkeiten.

Von Curt Heinrich.

(Genf.)

Wie kann man das nur thun? Wie kann man ſo ganz offen, ohne Scheu und Furcht, ſolche peinlichen Dinge vorbringen und ſo ſchamlos allen hochwohlgeborenen Herren und Damen auf ihre hochwohlgeborenen Hühneraugen treten? So haben ſie mich oft gefragt. Und dabei ſtecken ſie ſich eine friſche Cigarre an, ſchlagen graziös die Beine übereinander und ſchauen dann, in tiefes Sinnen verſunken, den intereſſanten Rauchwölkchen nach.

Ja, wie kann man nur?

Ich habe nie recht auf ſolche Fragen geantwortet. Aber heute ſcheinen ſie mir ſelbſt eine Antwort zu geben auf eine andere Frage, die mich ſchon Monate lang im Innerſten bewegt, eine Antwort auf die einfache, klare

Frage: „Wodurch wurde ein „Umsturzgesetz" im neuen deutschen Reiche, im Jahre achtzehnhundertfünfundneunzig möglich?"

Ich will hier gar nicht mehr auseinandersetzen, was dieses Gesetz für uns bedeutete. Die Deutschen müßten blind und taub sein, wenn sie es noch nicht wüßten. Ich will auch gar keine Kritik der Männer geben, welche die Vorlage eingebracht haben und für sie plaidierten, ich will nicht nach deutschen Kraftausdrücken suchen, welche diesem Monstrum einigermaßen gerecht würden; das alles ist schon besorgt, und mehr, als nötig wäre, besorgt. Aber die Frage ist noch nicht beantwortet, wie der Gedanke dieser Vorlage überhaupt gefaßt werden konnte, wie die Männer am grünen Tische überhaupt die Möglichkeit ins Auge fassen durften, eine Majorität für diese Vorlage zu gewinnen.

Der Regierung ist die Wahrheit in den letzten Monaten oft und derb genug gesagt worden. Ich möchte nun heute gern den Spieß ein wenig wenden.

Οὐ τοῖς ἄρχουσι ἀλλὰ τοῖς ἀρχομένοις μέμφομαι. Nicht gegen die notwendigen Folgen, sondern gegen die Ursachen muß vorgegangen werden. Wäre die Umsturzvorlage möglich gewesen, wenn auch nur ein Teil der Männer, welche heute, der gar zu plumpen Drohung gegenüber, offen Front machen, stets, zu jeder Zeit ihre wahre Meinung männlich frei bekannt hätten.

Aber das ist nie (mit Ausnahme von Seiten weniger Männer der Feder) geschehen. Man hat sich immer ängstlich gescheut, die eigne Meinung mutig zu vertreten, man hat es nie gewagt, über gewisse peinliche Dinge frank zu reden und das ganze Lügengewebe, den ganzen Rattenkönig von Vorurteilen unseres gesellschaftlichen Lebens offen so zu kritisieren, wie man es im stillen Kämmerchen, bei der duftenden Habana allein oder dem Freunde gegenüber thut.

Der Staat ist immer nur ein Faktor des gesellschaftlichen Lebens, und zwar ein Faktor, der in abhängiger Proportion zu zwei anderen Faktoren steht, zu der geistigen und sittlichen Höhe der Gesellschaftsmitglieder. Die Staatsgewalt, d. h. die Macht und Willkür derjenigen, welche durch Erbschaft und Tradition jezeitig in diese eingetreten sind, steigt und fällt im umgekehrten Maße, als jene beiden andern Faktoren fallen und steigen. —

Überall liest man und hört man heute von den „Errungenschaften", den gewaltigen Thaten der Wissenschaften, von unserer Zeit der Forschungen und Erkenntnisse. Und wirklich, nie stand der menschliche Geist auf einer imposanteren Höhe, nie durfte er der unbarmherzigen Natur ruhiger, gefaßter gegenübertreten als heute, im Besitze kraftverleihender Geheimnisse, die er ihr abgerungen hat in langem, unermüdlichem Kampfe. Nie durfte er mit

besserem Rechte die Erde als seine Heimat ansehen, auf welcher er es sich mit allen Kräften heimatlich und wohnlich machen will.

Und dennoch die Umsturzvorlage? Wie ist das möglich? frage ich noch einmal.

Wie gesagt, heute ist mir Antwort geworden.

Der Mut fehlt, die sittliche Kraft des offenen Bekenntnisses und die Kraft, totes Wissen in frisches Leben umzusetzen.

Wieviele glauben nicht mehr an die Dogmen des christlichen Glaubens! Aber wieviele sind offen ausgetreten aus dem kirchlichen Verbande, dem sie mit gutem Gewissen nicht mehr angehören können?

Diese religiöse Heuchelei wiederholt sich auf allen andern Gebieten. Und wenn man die Herren fragt, was sie von einem Schritte abhalten kann, den doch schon der einfache Anstand fordern sollte, dann ist es die Scheu, die Scham anzustoßen, die zarte Rücksichtnahme auf die geistig Armen, welche heute dank dieser Pietät nicht nur das Himmelreich, sondern auch das Reich auf dieser Erde inne haben. Kleine Schamhaftigkeiten jeder Art werden zur Entschuldigung vorgebracht, hier Familienverhältnisse, Familientradition, dort gesellschaftliche Stellung und Pflichten. Ein andrer, leider allzugroßer Teil begnügt sich mit einem bedauernden Achselzucken. „Weß Brot ich eß', deß Lied ich sing." Und das sind noch nicht die Schlechtesten. Es giebt eine furchtbare Formel, auf die hin so mancher unabhängige, strebende Geist sich selbst nach vergeblichem, qualvollem Kampfe geopfert hat: „Für Weib und Kind."

Wer einmal eine solche stille Tragödie des Geistes mitangesehen hat, den erfaßt wohl ein gerechter Grimm gegen die Jammerlappen, die nur aus egoistischer Trägheit und Feigheit ihr besseres Wissen für sich behalten, anstatt aus allen Kräften, mit aller Anstrengung dafür zu kämpfen, daß endlich einmal unser äußeres gesellschaftliches Leben annähernd unserem wirklichen Geistesstande entspricht, und wir die Lügenkultur los werden, die heute als besonders herrliche Frucht die Umsturzvorlage gezeitigt hat.

Weichliche Toleranz ist heute übel angebracht. Sie ist immer ein Zeichen von Schwäche. Aber der Kampf herrscht in der Welt, nur durch Kampf ist Wertvolles, Bedeutendes zu erreichen. Die Männer, welche unter dem Banner der Vernunft, Entwicklung, Freiheit stehen oder stehen wollen, sollten dieser Wahrheit nur mehr eingedenk sein. Täglich kann man Albernheiten hören, wie: Ich achte jedermanns Religion und Überzeugung.

Ich achte noch lange nicht jedermanns Religion, und besonders nicht wenn ich weiß, daß sie nur ein Deckmäntelchen bildet für geistige Trägheit oder serviles Strebertum. Ich glaube auch nicht, daß ein Mann, der nur einigermaßen die Bildung unserer Zeit in sich aufgenommen hat, wenn er

einer katholischen Wallfahrt beiwohnt, diese Religion achten kann. Aber das auszusprechen, wäre „taktlos", „herzlos", „ungebildet". Nein, es nicht auszusprechen ist gewissenlos, ist ein Verbrechen wider den heiligen Geist, wider Fortschritt und Entwicklung der Menschheit. Oder hat man die Befürchtung, daß dieser Fortschritt ein zu schnelles Tempo annehmen würde?

Machen wir es uns doch klar; eine Gesetzgebung, wie wir sie wünschen, und wie wir sie brauchen, um unser Leben mit unsrer modernen Weltanschauung in Einklang zu bringen, kann erst erreicht werden, wenn wir alle diese Weltanschauung auch offen bekennen und in ihrem Namen rücksichtslos gegen alle reaktionären Strömungen vorgehen. Solange wir jeder auch noch so übernatürlichen Religion öffentlich unsere Achtung heucheln und vor der Dunkelmännerschneidigkeit unsrer ostelbischen Junker höflich den Hut ziehen, ahnen die Herrschaften gar nicht, welche Macht die modernen Ideen bereits besitzen; sie wollen den Aufruhr im Keime ersticken — principiis obsta — und — eine Umsturzvorlage erblickt das Licht der Welt.

Ich bin weit entfernt, Leuten das Wort zu reden, die mit dem Kopfe durch die Wand wollen und alles Heil von einem gewaltsamen Umsturz (!) erwarten. Aber wieviel giebt es denn von dieser Sorte? Unsere Sozialdemokratie denkt gar nicht daran, wenn auch in aufgeregten Augenblicken einige blutrünstige Phrasen fallen. Und den großstädtischen Mob, sollen wir den fürchten? —

Daß die Verteilung von Arbeit und Lohn, Pflichten und Rechten, sich immer mehr nach dem reinen Gerechtigkeitsprinzip vollzieht, ist eine Forderung des der Menschheit innewohnenden Entwicklungsdranges, dem die Thatsachen, soweit wir die Kulturgeschichte rückwärts verfolgen, stets entsprochen haben und mit Notwendigkeit auch ferner entsprechen werden. Die Forderung des Achtstundentages wird eine Thatsache werden, wie die Forderung der Gleichheit aller vor dem Gesetze eine Thatsache geworden ist. Und ebenso wird es mit der obligatorischen, allgemeinen Schule, mit dem Recht auf Arbeit und andern berechtigten Forderungen geschehen. Keine Gewalt, sondern nur Zeit ist nötig und ernster Wille, mutige Offenheit der Kämpfenden. Ehe eine Forderung Gesetz wird, muß sie weit genug und laut genug anerkannt sein, aber auch anerkannt von denen, welche auf der Höhe ihrer Zeit stehen, von den wahrhaft und unabhängig Gebildeten, die in der Vorhut marschieren und das Neuland am besten kennen. Sie müssen mit der geistigen Höhe die sittliche Höhe vereinigen, keine kleinen Schamhaftigkeiten vorschützen, die, wenn es sich um Fortschritt und Wohl des Ganzen handelt, zu Schamlosigkeiten werden. Von ihnen hängt es ab, in den Epochen der Umwandlungen und Umwertungen, ob das

Neue, das Notwendige und Gewollte zustande kommt durch Revolution oder Evolution.

Die Revolution haben wir gesehen 1789. Wollen wir es heute nicht besser machen?

Aber dazu gehört, daß alle wahrhaft Gebildeten an die Arbeit gehen, stets, bei jeder Gelegenheit auf dem Posten sind und erst die Gesellschaft reformieren, jetzt die Hauptaufgabe, ohne welche an eine Reformierung der Gesetzgebung und des Staates gar nicht zu denken ist.

Es giebt da so mancherlei zu ändern und zu bessern, so manche wichtige einschneidende Frage, die gelöst werden muß. Ich will nur an die Frauenfrage erinnern. Die heutige Salonerziehung und Salonstellung der höheren Tochter und gebildeten Frau ist kulturfeindlich, denn sie hat es dahin gebracht, daß die ernstesten, tiefsten, geistverlangenden Themata fast nur noch am Biertische diskutiert werden. Die heutige Frau im allgemeinen ist flach geworden und wirkt verflachend. Entweder also, sie wird dem Manne gleichgestellt und erhält dann eine Erziehung, welche sie dazu befähigt — und dann müßte die süßliche Rücksicht gegen das schwächere Geschlecht, müßten Prüderie und das fade Salongeschwätz schwinden — oder aber sie bleibt eben Weib, über das in allen ernsten Angelegenheiten zur Tagesordnung übergegangen wird, wie das denn auch im Grunde bis heute stets der Fall gewesen ist. Alles andere ist ungesunde Zwitterbildung.

Über solche Fragen kann aber, wie schon gesagt, nicht die Staatsgewalt entscheiden, weil sie, stets aus der Tradition hervorgegangen und daher durchaus konservativ, Interessenpolitik treibt. Erst ein consensus omnium, der von Jahr zu Jahr lauter seine Stimme erhebt, kann sie zu Reformierungsschritten überreden und wird sie, wenn's not thut, selbst dazu zwingen.

Das ist ja das Wesentliche der modernen Zeit und der modernen Weltanschauung, daß der Staat, die Regierung nur die Exekutivgewalt ist, während der consensus omnium der Nation, oder doch der geistig und sittlich Höchststehenden in ihr, über ihr eigenes Wohl und Wehe entscheidet, ein Prinzip, das schon durch die Institution unserer Parlamente teilweise anerkannt ist, und das in der Zukunft immer klarer hervortreten wird.

Daß die Staatsgewalt sich von dem, uns widersinnig scheinenden Bunde mit einer Staatskirche trennt, ist heute, eben weil sie Interessenpolitik treibt, ebensowenig zu erlangen, wie daß der preußische Frontoffizier endlich aufhört, offiziell die erste Rolle zu spielen. Dazu gehört noch einiger Wechsel der Generationen. Aber das hätten auch heute schon Offenheit und ernster Wille vermocht, daß uns die Schmach einer Volksschul- und einer Umsturzvorlage erspart geblieben wäre.

Doch da sind alle jene Schamhaftigkeiten und Rücksichten, da ist die

depravierende Sorge des „cherchez votre pain“ und last not least die liebe Eitelkeit, die ſich von Hofluſt, Ordenglitzern oder frommen Weihrauchdüften wiegen läßt. Muß erſt vielleicht wieder die Reaktion mit ihren ungefügen Fäuſten und ihren Gefängnismauern kommen, um die Geiſter zu ſammeln?

Ich hoffe, die Umſturzvorlage iſt ein Wecker geweſen.

Viſion.

Von Juſte d'Attru.

„Und wird keine Nacht da ſein, und nicht bedürfen einer Leuchte oder des Lichts der Sonne!“
Offenbarung XXII, 5.

Und es war um die neunte Stunde.

Da trat ein eine große Stille, zum Tode beängſtigend. Und die Sonne ſchien des Laufes müde, und ihre Strahlen lagen träge über der Flur, die von grauen Flören umhangen ſchien.

Kein Laut! Kein Hauch!

Wie ein Morphiumrauſch liegt es auf der Kreatur.

Gottverlaſſen ſcheint die Erde . . .

Plötzlich hebt an von ferne, weit, weit her, aus anderen Welten, ein leiſes, dumpfes Dröhnen. Die Menſchen hören es nicht, und die es hören, beachten es nicht. Sie haſten weiter; ſie jagen fort hinter dem Golde her.

Gold! Korn! Sklaven! iſt ihre Loſung . . .

Die ſchwarze Binde des Himmels wird breiter, — lauter das Dröhnen. Der Schmerz des Alls ſcheint zu wachſen.

Zittere, Menſchheit!

Sie achtet nicht darauf und ſchreit weiter:

Gold! Korn! Sklaven!

Langſam keucht der Stier vor dem Wagen, gepeinigt von brummenden, frechen Fliegen, die ihre Eier in ſeine Haut legen wollen, daß die Kinder üppige Mahlzeit haben. Warum ſcheuchſt du ſie, Bauer? — Weil der Ochſe dir gehört! — Wer ſcheucht aber das freche Menſchengeſchmeiß, wenn es zu ernten kommt, wo es nicht ſäete ſeit Abel, der Kains Fluren abweidete? Wenn es dem Sprößling goldene Häuſer von dem Gute des Nächſten baut? Welches iſt noch der Vorzug vor dem Tiere? — —

Wohner des Waldes und ihr, Segler der Lüfte, hat euch der Herr

ein reineres Herz, ein reicheres Gefühl in die kleine Bruſt gegeben, daß ihr ahnet ſeinen Heerzug und demütig ſchweigt und heimkehrt?

Der Menſch verſteht es nicht!

Die Peitſche knallt weiter! — Die Sichel klirrt durch das Feld! — Der Hammer klingt! Und wer auch feiern wollte, der Nächſte litte es nicht ...

Gold! — Korn! — Sklaven! — — — —

Da fährt der Sturm los, wild, ungefeſſelt und beugt die ſtolzen Häupter der Bäume und der Staub ſteigt auf wie die Wolke vor der Bundeslade:

Der Herr iſt nahe!

Und der Sturm ſprach zu mir: Steige auf die Berge, zu hören das Wort, und ich folgte mit bebendem Herzen.

Ein Rauſchen ging durch die Wipfel wie ein Geheul geplagter, verfolgter Menſchen, Menſchen voll gräßlicher Angſt, voll Schrecken und Zittern.

Dunkele Nacht war es zwiſchen den Stämmen, und der Donner gebot: „Zeige dein Herz!“

Knieend riß ich auf mein Gewand, und der Blitz fuhr durch den Wald, und ich ſah, wie der Herr mit der Hand, der leiſen, göttlichen, mich rührte und mit Donnergrimm in meinem Buſen las. —

Dann hob er an: Du Selbſtſüchtiger! Du wähnſt, den Nächſten zu lieben und thuſt alles doch nur um deinetwillen. Du willſt ihn *lehren* zu lieben und weißt nicht, daß die *That* die Liebe iſt. Du darbſt, weil du *mußt*; du würdeſt auch gedankenlos üppig leben, wenn du nur könnteſt. Zürne nicht *deinem Bruder*, ſondern laß *dir* zürnen!“

Und ich zeigte hinab auf die Stadt, mich zu entſchuldigen vor ſeinem zürnenden Antlitz.

„Daß ihr verdammet wäret, ihr Kinder des Goldes! Was wißt ihr von Liebe!

Ihr gebt Geld, Heiden zu werben für die Sklaverei des Geiſtes: aus Liebe!

Wenn *Arme* Geſchenke erhalten vom *Reichen*: iſt es Liebe!

Wenn ihr liegt in den Armen eures Weibes: iſt es Liebe!

Wenn ihr ein Mädchen beredet, euch zu umfangen, ſprecht ihr von Liebe

Im Tempel redet der Prieſter: aus Liebe!

Und das Haus, das ihr mir bautet, um euerem Hader darin zu leben, die Nächſten und Schwachen zu ängſtigen, nennt ihr mein Haus und ſagt, es zeige mit dem Finger nach oben.

Ihr Läſterer!

Nein, es klebt am Boden, und die Türme ſind die dürren erdluſtverzehrten Arme, welche die Hand ängſtlich an den Boden krallten.

Alle, alle redet ihr von Liebe und läſtert ſie!

Hinter der ewig lächelnden Maske verzerrt ſich euer Antlitz in Haß, Neid und Bosheit.

Wo Lüge im Herzen, da iſt keine Liebe!

Der Tod verſchlingt alle ohne Unterſchied: das iſt Liebe!

Die Erde bietet allen ein Grab und verzehrt alle: das iſt Liebe!

Die Sonne beſcheint alle: das iſt Liebe!

Die Nacht deckt alle: das iſt Liebe!"

Und wieder ging ein Rauſchen durch den Wald wie ein Geheul, wild und wilder, und der Sturm fuhr hinab in die Straßen und rüttelte an den Balken der Häuſer und riß die Ziegel von den Dächern. Schwarz wie die Nacht lag es über der Erde . . .

„Ihr zittert und bebt, wenn die Nacht kommt und weint nach dem Lichte der Sonne. Gold leuchtet nicht im Finſtern, und das ſchmerzt euch; euere Schätze ſehen dem Kote gleich, und ihr rauft euch die Haare.

Liebet, und es wird licht!

Liebet, und die Nacht wird wie der Tag!"

Jäh zucken die Blitze durch den Wald; der ganze Berg erbebt, und der Regen gießt in Strömen herab, daß ich erſchauere.

„In euch zündet an die Leuchte! Laßt wie die Wolke, die ich führe über das Land, das Herz ſich entladen im Funken der Liebe, daß mit Donnergepraſſel zuſammenſtürzt die im Golde ächzende Menſchenheit, daß verweht die Mittagsſchwüle des Lebens!"

Ein Blitz zerſchmettert die morſche Eiche.

„So ſoll fallen das Alte, zu bereiten dem Neuen den Boden!" klang es von Berg zu Berg.

„„Kein Erbarmen? — Kein Mitleid?"" flehte meine Lippe.

„Wo Liebe herrſcht, kennt man Erbarmen und Mitleid nicht. Soll nicht ein Neues ſprießen? Hat es nicht auch das Recht zu leben? Das kleine, ſchwache Bäumchen ſoll es verderben?"

Und ich ſtand auf und erblickte den ſchwarzen Mantel der Gottheit, flatternd über das ganze Land, und ich ſah in ſeiner Hand die Wage der Gerechtigkeit. Aber nur eine Schale hing daran, die Ketten der anderen waren zerriſſen von der Schwere der Bosheit des Menſchengeſchlechtes, die ſich zu Bergen gehäuft, höher denn alle der Erde. Das iſt der Turmbau von Babel, daß die Sünde ſich fügt auf die Sünde und ragt bis ans Ende der Welt! . . .

Und der Herr ſchleuderte aus den Blitz zu dem Turme des Gotteshauſes.

„Fahre hin! Du biſt nicht mein Haus!"

Mein Herz erbebte. —

Und er ließ den Blitz zucken zu dem Haus des Gerichtes.

„Fahre auch du!"

Und ich erbebte. —

Den Blitz warf er ins Zeughaus, daß die Waffen klirrend zerbrachen.

„Verſte! Ich will vergelten!"

Und der Blitz fuhr in des Reichen Haus und erſchlug ihn.

„Du Leugner meiner Macht und Diener des Leibes, den du ſchändeſt mit Freſſen und Saufen und Unzucht, du Geber an Arme, fahre hin!"

Ich wollte verzweifeln.

Und der Blitz erſchlug fünf Arbeiter.

„Auch ihr ſeid Knechte des Geldes! Ihr ſchreit nach Freiheit, und euere Freiheit iſt nur der Genuß! Speichelleckende Hunde ſeid ihr, die vergraben mein Pfund, den Geiſt, den Willen, die Macht und ſtrebt nach der Herrſchaft!"

— — — — — — —

Die Stadt ſteht in Flammen! Die Glocke ſtürmt nicht; denn ſie zerbarſt mit einer Gotteslästerung . . . Haſten — Drängen — Flehen — Fluchen — —

„Wieder die Jagd nach dem Glück!" zürnte der Himmel.

„Liebet euch, und ich kann euch nicht ſchaden!"

Ich eile hinab, und ein Blitz fährt vor mir in die Erde, daß ich zurückſinke vor Schreck, und grauſig ſchmettert der Donner: „O, Angſt, am Rand des Genuſſes zu ſtehen!"

— — — — — —

Ein zerlumpter Knabe ſpringt mir lachend entgegen und ruft: „Herr, kommt in die Hütte, bis das Wetter verzieht!"

Und ich trete ein. Die Frau ſteht mit dem Kleinſten im Arme am Fenſter, und ein flüchtiger Strahl fällt ihr ins ruhige freudige Antlitz und auf die entblößte, keuſche Bruſt . . . Ich ſchaue es und fliehe das Haus und höre nur, wie ſie zum Kinde ſagt: „Bald ſtrahlt der Bogen des Herrn! — Friede ſoll nun ſein! — Friede!"

Und ich erreiche mein ärmliches Heim mit dem Vorſatz, die Hand an den Pflug zu legen und nicht zurückzuſehen, obwohl ich weiß, daß mich die Menſchheit verlacht wie den Noah . . .

Doch ich lauſche hinein in meinen Buſen und hinaus in die Zeit und das Leben, und weit, weit her höre ich es grollen, dumpfer, verzweifelt dumpfer. Wie Mittagsglut liegt es auf den Menſchen; die Glut des Goldes . . .

„„Noch einmal dieſes Wetter, Herr! Aber für das Menſchengeſchlecht,

und dann den Bogen der Liebe, des Friedens. — Blitze fahret aus und zerschmettert Hochmut und Mammon! Amen!""

So bete ich Tag für Tag, entgegen dem Glück der Erlösung.

Arme Menschheit.

Ich armer Mensch . . . . . .

Aus dem Münchener Kunstleben.

Die Umsturzvorlage ist durchgefallen. Das ist ja soweit ganz gut. Daß wir aber gar keine Umsturzvorlage brauchen, und daß es mit dem vorhandenen Paragraphenmaterial auch ganz gut geht — Du armer Sankt Panizza bei Wasser und Brot und Dütenleben! — Das ist natürlich nur bildlich gemeint, denn es giebt in jedem guten bayerischen Zellengefängnis auch Erbsen- und Linsensuppe, ja sogar Fleisch zu essen, und der Inhaftierte darf, wenn er nur einigermaßen befähigt ist, auch im Korbflechten beschäftigt werden.

Also: nach dem Wahrspruch des Münchener Schwurgerichts wurde der Arzt und Schriftsteller Dr. Oscar Panizza, 42 Jahre alt, ledig, zu einem Jahre Gefängnis verurteilt und sofort in Haft genommen.

Warum?

Weil er in seinem Buche „Das Liebeskonzil" „in beschimpfenden Äußerungen Gott gelästert" und „Einrichtungen der christlichen Kirche" angegriffen hat; — ich wähle das Wort „angegriffen" für das im Gesetze stehende „beschimpft", denn das Strafgesetzbuch darf durch häufige Wiederholung desselben Wortes geschmacklos sein, was einem deutschen Schriftsteller ja nicht erlaubt ist. Nach dem Gutachten Dr. Conrads waren es nämlich nur Geschmacklosigkeiten, die sich Panizza zu schulden hat kommen lassen.

Für solche nun erscheint die ausgesprochene Strafe auf den ersten Blick hart, ist es aber nicht. Nach dem Paragraphen 166 hätten ja 3 Jahre erkannt werden können, und für gläubige Gemüter waren in dem „Liebeskonzil" selig — es ist im ganzen deutschen Reiche feierlich eingezogen worden — fraglos Gotteslästerungen vorhanden, schwere sogar, und der Eindruck, den die Lektüre machte, war ein namenlos verletzender, „Ärgernis erregender". —

Wirklich, unsere Polizeibehörden sind musterhafte Institute, ihre Findigkeit ist groß, und ihr Auge reicht weit, weit wie das Auge Gottes. — Ich habe die letzten Worte wohl zwanzigmal durchgelesen, ob in dem Vergleiche keine Gotteslästerung enthalten sei — man kann gar nicht mehr vorsichtig genug sein. —

Also: Dank dem Bemühen der Behörden haben sich in Leipzig — in München war alles Suchen nach „im Gefühle Verletzten" erfolglos — zwei Herren gefunden, ein Herr Polizeirat und sein Actuar-Oberwachtmeister, die „Ärgernis" an dem „Liebeskonzil" genommen und dadurch erst das Delikt zu einem wirklichen Delikt gemacht haben.

Das Panizzasche Bändchen war dem Herrn Polizeirat von einem Leipziger Buchhändler zugeschickt worden, der ihm — nach eidlicher Aussage — immer solche „zweifelhaften" Bücher „zur gefälligen Ansicht" zugehen ließ.

Der gute, ſtaatserhaltende Buchhändler! — Armer Sankt Panizza!

Der Buchſtabe des Geſetzes, dem ſich die Richter fügen mußten, hat Dich zum Märtyrer gemacht der „ſchlimmen“ Moderne. Und wie ſchlimm müſſen die Modernen ſein, wenigſtens in den Augen des kgl. II. Staatsanwalts Freiherrn von Sartar, der in ſeinem Plaidoyer den Geſchworenen zurief: Zeigen Sie dem Angeklagten, zeigen Sie den Modernen, und es ſind welche im Saale, die ſich über ein ſolches Machwerk freuen ꝛc. ꝛc. (Anweſend waren Max Halbe, Conrad, Kreowski, Carl Anton Piper, Schaumberger, Fuchs und meine Wenigkeit.) Und dann, „wenn ſie — die Modernen nämlich — ihren Dreck verſpritzen wollen, ſo ſollen ſie das in ihren vier Wänden thun“. —

Es liegt mir fern, das Urteil des Gerichts anzugreifen, ich kann nur bedauern, daß es einen § 166 giebt, der ſich auch auf ein Kunſtwerk, und ein ſolches iſt das „Liebeskonzil“ zweifellos, anwenden läßt; aber gegen das Urteil des Freiherrn von Sartar über die moderne Litteratur muß ich entſchieden proteſtieren. —

Was giebt dem Herrn Staatsanwalt das Recht, öffentlich über eine Schar von ehrenwerten Schriftſtellern in ſolch verletzenden Äußerungen ſich zu ergehen? —

Warum tritt der Herr Staatsanwalt, wenn er ſich für befugt und befähigt hält, mit ſeiner Kritik der modernen Litteratur nicht als Privatmann an die Öffentlichkeit?

Warum unbegründete, allgemeine Bemerkungen, die über den Angeklagten hinaus die geſamte Moderne von vor Widerlegung ſicherer Stelle aus brandmarken? —

Von Ihrem Standpunkt als gläubiger, katholiſcher Chriſt, Herr von Sartar, können Sie — das beſtreitet niemand — Empörung über das „Liebeskonzil“ empfinden, als kgl. Staatsanwalt iſt es Ihre Pflicht, was Ihnen als Geſetzesverletzung erſcheint zu verfolgen, aber nimmer haben Sie das Recht, über Kunſt und Nicht-Kunſt als Augur zu Gericht zu ſitzen.

Nimmer, Herr Staatsanwalt Freiherr von Sartor! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Du lieber Gott, da bin ich ganz tragiſch geworden und faſt pathetiſch. Und ich habe das Pathos doch ſo feſt verſchworen, faſt ſo feſt wie Emil Meßthaler, der mit ſeinem „Theater der Modernen“ wieder mal vierzehn Tage am Volkstheater gaſtſpielte.

Emil Meßthaler iſt ein Genie!

Ein Genie wie Caglioſtro, oder wie Boulanger, oder wie Herr Wasmuth oder wie Napoléon. Ich will Herrn Meßthaler damit nicht zu nahe treten, im Gegenteil Herr Meßthaler iſt ein routinierter, trefflicher Schauſpieler, der nur all ſein Können auf einen Ton abgeſtimmt hat, und der mit dieſem einen Ton die Welt ſich erobert d. h. ſoweit ſie Unterröcke trägt, und das iſt ja fürs Theater die ganze Welt, auch fürs Volkstheater — während der vierzehn Tage wenigſtens — ſonſt hätte er ſich dort freilich nur die Halbwelt erobern können.

Es iſt ſeltſam, andere Schauſpieler gefallen, weil ſie ſich alle Mühe geben, gut zu ſpielen, — Meßthaler kann auch etwas, viel ſogar, aber er zeigt es nicht — in den meiſten Rollen wenigſtens — und gefällt! Man jubelt ihm zu, man nimmt die ganze zum großen Teil höchſt minderwertige Truppe (Milly Krauſe, Schmidt-Höhler, Rippert ausgenommen) ohne Groll in Kauf, wenn nur er ſpielt, er — Emil Meßthaler! —

In allen Ecken der Stadt hängt ſeine Photographie einmal — zehnmal — zwanzigmal —

Emil Meßthaler iſt ein Genie, das iſt meine aufrichtigſte Überzeugung. Er beſitzt die große, geheimnisvolle vis attractiva. Er hat eine Rolle, die er unübertrefflich

ſpielt („Hermann“ in der „Haubenlerche“), er kreiert noch zwanzig Rollen, die er in ſeiner originellen, nonchalanten Weiſe herunterminut; man ärgert ſich, man lacht bei den tragiſchſten Stellen, aber das große Publikum brüllt und tobt Beifall. — Und da hat man doch immer noch die Überzeugung, daß er's gar wohl auch beſſer könnte! — — — —

Ein Münchener Konſortium hat um Konzeſſion eines Volkstheaters nachgeſucht, es iſt abſchlägig beſchieden worden. Vier Wochen ſpäter hört man, Emil Meßthaler habe die Erlaubnis erhalten, ein neues Theater, das in der Landwehrſtraße jetzt auch wirklich ſchon der Vollendung entgegenſieht, zu bauen. Meßthaler wird alſo nun Direktor eines ſtändigen Theaters in München. Er nennt ſeine Gründung „Deutſches Theater“.

Man las in den Zeitungen, die Bewilligung ſei ihm nur unter der Bedingung verliehen worden, daß er ſein Repertoire immer dem kgl. Hoftheater vorlege und ohne Poſſarts Erlaubnis kein Stück zur Aufführung annehme. Ich glaube nicht, daß dem ſo iſt, denn ein ſolcher Vertrag wäre ein unſittlicher, alſo kaum von rechtlicher Gültigkeit. —

Aber ſo viel weiß ich, mag Emil Meßthaler der modernen dramatiſchen Kunſt nun treu bleiben oder nicht, mag er Schauſpiele oder Poſſen, patriotiſche Dramen oder Ballets, Singſpiele oder Volksſtücke geben, das Deutſche Theater wird reüſſieren, und wer ſich finanziell an dem neuen Unternehmen beteiligt, legt ſein Geld beſſer an als in Gold-Shares, denn — Emil Meßthaler iſt ein Genie!

* * *

Meßthalers Kollegen (sit venia verbi!) vom Hof- und National-Theater und ſeinem zukünftigen Vormund (?), Herrn Poſſart, hat man lange Zeit in München dasſelbe Genietum nachgeſagt. Es ſchien lange, als ob wirklich nur für die Kaſſe gearbeitet würde. „Gäſte kamen und Gäſte gingen“ in der Oper, im Sommer bei den Muſteraufführungen. Ein hoher Aufſchwung zur Zeit der Fremdenſaiſon, ein bleibender, mäßiger Aufſchwung der Oper durch einige glückliche Engagements. Aber Dank wird dem Herrn Generaldirektor vorzüglich das Kuratorium über das Vermögen König Ottos und erſt in zweiter Linie das kunſtliebende Publikum gezollt haben. Mit dem Schauſpiel ſah es halt gar zu traurig aus.

Verwendungen auf dies wurden faſt gar nicht gemacht, und das Repertoire: Benedix, Blumenthal, Voß, Sardou, Fulda. —

Nun aber hat Poſſart durch die Aufführung von Goethes „Fauſt“ (I. und II. Teil) zum erſten Male gezeigt, daß es ihm auch im Schauſpiele heiliger Ernſt iſt. Das Hoftheater hat in löblichſter Weiſe den Verſuch gemacht, das gewaltige Werk unſeres Größten ohne Zudichtung und ohne brutale Streichungen an zwei Abenden — Beginn 6 Uhr, Ende 11 Uhr — aufzuführen. Man hat weder Mühe noch Koſten geſpart, und dem Herrn Generaldirektor wird es wohl manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet haben, bis der Plan der Aufführung bei ihm feſtſtand.

In einem außerordentlich ſtark beſuchten Vortragsabend verbreitete ſich Poſſart über die Motive und Ideen, die ihn bei ſeinem Werke geleitet haben und ich muß geſtehen, daß dies rein künſtleriſche, hohe waren.

Nicht am Text, ſondern an den Zwiſchenakten muß man ſparen, ſagte er, und er hat dies in geſchickter Weiſe, dank dem großartigen Maſchinenapparat und der aufopfernden Mitarbeit des Regiſſeurs Savits und des Obermaſchinendirektors Lautenſchläger ausgeführt. Poſſart ſchied jeden Teil in 5 Akte.

I. Teil. Erſter Akt: Monolog — Spaziergang.
Zweiter Akt: Spaziergang — Auerbachs Keller.
Dritter Akt: Auerbachs Keller — Hexenküche.
Vierter Akt: Straßenſcene — Scene am Brunnen.
Fünfter Akt: Scene am Brunnen — Schluß.
II. Teil. Erſter Akt: Erſcheinung der Helena.
Zweiter Akt: Homunculusſcene — Klaſſiſche Walpurgisnacht.
Dritter Akt: Fauſt und Helena.
Vierter Akt: Im Hochgebirge.
Fünfter Akt: Scene Philemon und Baucis — Schluß.

Poſſart iſt alſo beim II. Teil der erſten Goethe'ſchen Einteilung treu geblieben.

Ich muß geſtehen: Der „Fauſt" war am Münchener Hoftheater, namentlich der erſte Teil, von einigen Kleinigkeiten abgeſehen, von gewaltiger Wirkung. Eine andere Frage iſt die: Erleidet der „Fauſt" durch Aufführung nicht doch Einbuße an ſeinen köſtlichſten intimen Stellen, an ſeinem unvergleichlichen Duft und Zauber.

Und dieſe Frage muß *trotz* oder gerade *wegen* der hervorragenden Aufführung am Münchener Hoftheater bejaht werden.

Es war da gewiß alles geſchehen, was nur menſchenmöglich war, die ungeheuerlichen ſceniſchen Schwierigkeiten zu überwinden. Mit künſtleriſchem Blick hatte Poſſart erkannt, daß ſich, wo ein Scenenwechſel unmöglich herbeigeführt werden konnte, die Tonkunſt einfinden müſſe, um aus einer Stimmung in die andere überzuleiten.

Max Zenger hat ſich ja auch redlich bemüht, eine gute Fauſtmuſik zu ſchaffen, aber dazu gehört eben ein ganz Großer, ein dem Dichter voll Ebenbürtiger. Poſſart ſagt, er habe die Muſik Zengers beſchnitten, ſo weit es ihm nötig ſchien, aber er hätte doch noch mehr Rotſtift anwenden können, ein Melodram iſt der „Fauſt" nicht, und wenn bei Valentins letzten Worten die Muſik elegiſch einfällt, ſo wirkt das doch ſtörend; — ein härteres Wort will ich ſparen.

Was aber der Hauptfehler iſt: Zengers Muſik hat wohl die Kraft zu *verbinden*, ihr fehlt aber die Gewalt, dem Sinne des Dichters gemäß, Epiſoden — die zeitlich und örtlich getrennt ſind, die aber techniſcher Schwierigkeiten wegen auf derſelben Scene ſich unmittelbar folgen müſſen — auseinanderzuhalten.

Außerordentlich peinlich iſt das im fünften Akte, wo Brunnenſcene, Gebet, Valentins Tod und Kirchenſcene auf derſelben Stelle vor Gretchens Haus und dem Dome ohne Zwiſchenvorhang vor ſich gehen.

Im zweiten Teil iſt die Muſik Zengers entſchieden beſſer und auch angebrachter. Sehr fein iſt ſie im Mummenſchanz, den Poſſart zum großen Teil nur mimiſch darſtellen, in ſeinen ſchönſten Teilen aber ſprechen läßt.

Es iſt ſchade, daß man das Prinzip der Textestreue nicht ganz durchgeführt und im erſten Teil eine Stelle aus lächerlicher Prüderie unendlich komiſch „umgedichtet" hat.

„Ich ſag' Dir's im Vertrauen nur:
Du biſt nun einmal eine Hur'." —

Es wäre ja entſetzlich, wenn Valentin vor einem wohlanſtändigen Publikum und dero Jungfern Töchtern ſo was ſagen würde.

„Ich ſag' Dir's im Vertrauen noch:
Eine Dirne biſt Du nun einmal doch!" —

Das klingt doch viel feiner, was?

Höhere Rückſichten ließen Poſſart auch die köſtlichen Stellen unterdrücken, in denen Mephiſto die Hingabe des erſten Schmuckes an die Pfaffen berichtet.

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirche allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen."

Das in einer altehrwürdigen Erzbiſchofsſtadt! Brrr!

Die Ausſtattung war eine feenhafte, die Aufführung eine ganz hervorragende. Poſſart iſt ein unübertrefflicher „Mephiſto"; er giebt den Schalk, aber aus der Narrenkappe ſchauen immer die Teufelshörner hervor, und ſein Humor iſt diaboliſcher Sarkasmus. Als „Gretchen" alternierten die Damen Schloß und Dandler. Beide waren gut, aber weder ſie noch eine andere Schauſpielerin, die ich kenne, haben wirklich Goethes „Gretchen" auf die Bühne bringen können. Ein trefflicher „Fauſt" war Herr Schneider. Alle übrigen Rollen waren in guten Händen.

* * *

Über die Berechtigung der modernen Bewegung in der Malerei ſtreitet ſchon lange kein Menſch mehr. Wie zum Glaspalaſt, ſo wallt der biedere Münchener alljährlich auch zweimal in die Ausſtellungsſäle der Sezeſſion an der Prinzregentenſtraße und nimmt ſogar Frau und Töchter mit.

Die Regierung ſelbſt iſt nicht mehr ſpröde und kauft hie und da mal ein Bild von den neuen, ja ſogar die Künſtler des Glaspalaſtes haben Acht und Bann von dem jungen Tempel genommen, und wer dort ausſtellt, wird nicht mal mehr verfehmt.

So war denn auch die Frühjahrsausſtellung der Sezeſſion reich beſchickt und beſucht.

Ich muß geſtehen, ich war einigermaßen enttäuſcht, als ich in den Hauptſaal trat, wo die eigentlichen Größen vertreten waren.

Gleich rechts vom Eingang ein neuer Uhde mit der ſo und ſo vielſten, aber nicht ſeiner beſten „Flucht nach Ägypten". Eine recht ſtimmungsvolle Waldlandſchaft — weiter nichts. Uhde hat ſich ſeiner Hauptſtärke begeben. Er iſt im Figürlichen ein Meiſter, und er hat hier die Figuren nur als Staffage behandelt. Sein Bild: eine gerade nicht ſchlechte, aber durchaus nicht hervorragende Leiſtung.

Gegenüber: Stuck. Sein Hauptbild: „Tänzerinnen", rein dekorativ mit vollendeter Technik und unübertrefflichem Farben- und Faltenſpiel der wallenden Gewänder. Aber eben nur rein dekorativ. Den Kopf der braunen Tänzerin, daneben hängt er ja wieder in Paſtell, ſah ich ſchon oft auf Stuckſchen Bildern, und auch das rote Haar der anderen iſt mir bekannt. Sollte der Meiſter ein Stück aus dem Leben in ſeinem Bilde gegeben haben, einen „Tanz der Eiferſucht" etwa, das Bild gewänne dann an Intereſſe.

Stuck hat auch eine Landſchaft, ein Werk älteren Datums, ausgeſtellt, eine ſchweigende Abendſtimmung; er hat ſchon beſſeres der Art gemalt, das Bild ſagt eben gar nichts.

Dann Samberger mit drei breit hingepinſelten Porträts. Seine Technik iſt reifer geworden, er kann vorzügliche Augen malen, aber es ſtört eben immer gar zu viel an ſeinen Sachen, beſonders die Leichenfarbe, die er über ſeine Opfer ausgießt und die manierierten Fardenpatzen, die er neben den Geſichtern andringt, um Reflexwirkungen zu erzielen.

Daneben endlich ein Bild, das man mit Hingabe genießen kann: Speyers: „Ein Reiterlied". Vom rötlichen Abendhimmel heben ſich ſtimmungsvoll die ins Quartier rückenden Küraſſiere ab. Prächtige Pferde und Kerle darauf, daß einem das Herz im Leibe lacht. Und ſie ſingen ein wehmütiges Lied. Ein Sang von Heimweh

und vom armen Reitersmann, der in der Fremde ſo jung ſterben muß, ſcheint aus dem Bilde durch den weiten Saal zu klingen.

Eine wunderbar feine Stimmung liegt auch über dem Herterichſchen: „Aus der Jugendzeit“. Zwei Liebende, innig verſchlungen, wandern durch den frühlingslichten Birkenhain. Die Sonne zittert durchs Gezweig. Ein Bild voll Glück.

Dill iſt durch einige wundervolle Landſchaften vertreten. In ſeiner „Umperlandſchaft“ ſtören die etwas kalten Farben, aber „Abend in den Lagunen“ und „Spätherbſt“ ſind von entzückender Feinheit. Das Gleiche gilt von Schultze-Naumburgs „Der Fluß“.

Albert Keller mit einem herrlichen leuchtenden Akt, einer Venus-Anadyomene, die auf zottigem Bärenfell die wſigen Glieder dehnt. Ein vorzüglicher Frauenkopf desſelben Meiſters in Paſtell und dann eine Reihe trefflicher Studien zu Hexenbildern und zwei ſeiner „Auferweckungen“ mit neuen charakteriſtiſchen Zügen.

Sein Namensvetter Keller-Reutlingen iſt durch ein ſtimmungsvolles Bild: „Münchener Thereſienwieſe bei Tauwetter“ vertreten.

Vorzügliche Interieurs bringen Exter und Wieland.

Exters „Kerzenlicht“ zeichnet ſich durch den warmen ſatten Ton ſeiner Farbe und durch tiefe Empfindung aus. Eine andere Arbeit von ihm in einem anderen Genre „Der Gang ins Jenſeits“ iſt eine wenig geſchmackvolle und durchaus verfehlte Rubensnachahmung.

Wielands „Immergrünredoute“ löſt außerordentlich intereſſante Beleuchtungsprobleme und iſt von intimem prickelnden Reiz.

Auch Breyer bietet ein Interieur, das durch treffliche Stimmung feſſelt, in den Details aber zu breit angelegt iſt.

Gute Landſchaften ſind da von Böſſenroth, Hölzel, Grote.

Hans Buſſes: „Steine am Meere“ ſind wunderbar fein gemalt in ihrem leuchtenden Weiß mit dem tiefblauen Streifen Meer im Hintergrunde.

Ein kühnes, realiſtiſch und breit hingeworfenes Bild iſt Kaiſers „Mooslandſchaft“. Die Technik iſt geradezu verblüffend; ganz impreſſioniſtiſch gemalt, bietet das Bild in der Nähe ein wirres Durcheinander von Farbenflecken, die dann — tritt man fern — ſich zu einer herbſtlichen Heide von köſtlicher Tiefe und Stimmung fügen.

Ein anderer junger Maler, Georgi, bietet einige Bilder von großer Schönheit. Sein „Lump“, ſein „Nach dem Regen“ und namentlich ſein „Abend im Vorfrühling“ zählen gewiß zum Beſten unter dem Guten, das die Sezeſſion dieſes Jahr aufzuweiſen hat. Das Gleiche gilt von dem zartempfundenen „Mädchenporträt“ und dem „Mondaufgang“ von Pilz.

Unter dem vielen Trefflichen iſt eigentlich verhältnismäßig wenig Minderwertiges. „Schlittſchuhläufer“ von Erler und „Frau Aventiure“ von Slevogt kann ich nicht ernſt nehmen.

Die Plaſtik war nur gering vertreten. Mir fielen nur eine ſchöne Porträtbüſte von Beyrer auf und Floßmanns Relief „Die Evangeliſten“. — — — — —

— —

Zur ſelben Zeit mit der Sezeſſions-Ausſtellung brachte Defregger im Künſtlergenoſſenſchaftshauſe eine Kollektivausſtellung namentlich ſeiner älteren Werke. Ich wollte gerne einiges aus des Malers guter Zeit ſehen, ging hin und fand — nichts.

München. Max Feis.

Aus dem Berliner Kunſtleben.

Ein für die maleriſche Darſtellung Berliner Volkslebens ſehr begabter Maler ſcheint Hans Baluſchek zu ſein, der in Gurlitts Salon, kurz vorm Beginn der Sommerpauſe, die mit der Eröffnung der Großen Ausſtellung zuſammenfällt, eine Anzahl Paſtelle veröffentlicht, die, im guten und im ſchlechten juſt auf der Höhe des Berliner Geiſtes, allerlei gut beobachtete Scenen aus den Tingeltangels in der Haſenheide und im Grunewald, den Stadtbahncoupés III. Klaſſe, allerlei Bilder aus dem Leben der unteren und unterſten Klaſſen vorführen. Es ſind die Arbeiten eines witzig beanlagten Beobachters, dem das Studium der Technik das eigentlich wichtige und intereſſante iſt. Martin Brandenburg rekelt ſich auf dem Bette des Symbolismus; aber auch er kann allerlei, und weiß da, wo er ſich nicht allzu naiv geberdet, einen warmen Empfindungston anzuſchlagen. Es ſcheint dabei ein muſikaliſches Talent in ihm latent zu ſein; er bietet, möchte ich ſagen, das Beiſpiel eines Muſikers, der — gleich jenem oft citierten Raſael ohne Hände — ohne Klavier geboren iſt: er iſt nun nicht Muſiker geworden, ſondern ſeine Begabung brach ſich Bahn durch die Mittel des Malers, mit denen er nun manchmal nach Melodien zu haſchen ſucht. — An „Kühnheit" ſteht er manchmal hinter Munch, dem Unglaublichen, nicht zurück, und von Ludwig von Hofmann hat er viel gelernt. Von ſeinen Bildern nenne ich das „Triſtan-Motiv", ein ſozial angehauchtes „Euch iſt heute der Heiland geboren", und die beiden grotesken „Mondlachen" und „Suff", das letztere lebhaft erinnernd an Axel Gallèns „Problem", indem es die philoſophiſchen Jünglinge in einem etwas vorgeſchrittenen Stadium des „Problems" vorführt.

John Kindbergs (Stockholm) Winterlandſchaften ſind gut gemalt, mit etwas hausbackenem Realismus. In den übrigen Gemälden iſt etwas von Bracht'ſcher Farben-Deklamation. Ein „Original" vom alten Stil iſt der Cronberger Wilhelm Süß, kein himmelſtürmendes Talent, aber ein geſchmackvoller und feinſinniger Maler, der ſeine Vorbilder, die alten deutſchen Meiſter, in Ehren hält, und dem es Vergnügen macht, in ihrem Stil Böcklin'ſche Fabelpoeſie zu malen, die ſich denn auch ganz natürlich ausnimmt. Sein Stil erinnert mich an Heyſe'ſche Novellen, und ich muß mir ihn ſelber in einer Umgebung denken, wie ſie Heyſe ſeinen kleinen ſtädtiſchen Künſtlern zu geben pflegt: eine altmodiſche, maleriſche Stadt, ein altes, winkeliges Haus ohne Teppiche, japaniſche Wappen und Cigarettendampf.

Schulte hatte ſich zum letzten fetten Biſſen Böcklin's „Kreuzabnahme" aufbewahrt, ein altes, wunderbares Werk, das man wieder einmal „geſehen haben mußte". Man mußte es aber nicht nur geſehen haben, ſondern es auch „ſehr ſchwach" finden, und zwar mußte man finden, daß das Bein des Leichnams verzeichnet war, und daß die Magdalena die reizende Poſe der Duſe einnahm, wenn ſie ſich, was ſie ja oft that, den Haarknoten zurechtrückte. Letzteres habe ich nun nicht gerade gefunden, weshalb man mir Gelegenheit gab, eine Ähnlichkeit ſtatt mit der Duſe mit einer Poſe der Wolters herauszufinden; das verzeichnete Bein hingegen gebe ich zu. Nun finde ich es allerdings etwas komiſch, bei Böcklin an einem verzeichneten Beine Anſtoß zu nehmen; zumal es ſo demonſtrativ verzeichnet iſt, daß die Entdeckung gar kein Verdienſt mehr iſt! Außerdem finde ich es ungerechtfertigt, die Magdalena zu verwerfen, weil ſie eine „Poſe" einnimmt — denn eine Poſe iſt durchaus nicht immer etwas unnatürliches und unwürdiges. Aber ſelbſt zugegeben, daß der Meiſter ſie ein wenig aus Bequemlichkeitsrückſichten zu-

gelaſſen hat, ſo giebt die ganze Farbenanlage, die ganze Kompoſition des Gemäldes, das doch vor allem auf ſeine maleriſchen Qualitäten hin genoſſen werden muß, die vollſtändige Erklärung. Wie im Vordergrunde — da wo, umgeben von einem alten und einem jüngeren Manne und der Mutter, der Leichnam liegt, während von rechts die Schächerkreuze hereinragen — ich ſage, wie im Vordergrunde die pſychologiſche Charakteriſierung — in der ganzen Haltung, vor allem aber in den Köpfen — dermaßen intenſiv betont iſt, daß man über die Verzeichnung ohne Beſchwerden hinwegſieht —, wie im Vordergrunde alles auf die nahe Wirkung, auf die Lebensgröße hin berechnet iſt, ſo erweitert und entfernt ſich nach links hin die Landſchaft, wo man hinter dem abfallenden Hügel des Vordergrundes ferne Mauern und Bäume und immer weiter und ferner, in immer magiſcherer, immer myſtiſcherer Beleuchtung, die Stadt Jeruſalem ſieht, ſo daß der Beſchauer, je weiter ſich ſeine Blicke in dieſe Gegend verlieren, von ſelbſt in eine Entfernung vom groben Realismus, in ein Piano und Adagio der Empfindung verſetzt wird, ſo daß jetzt die „poſierenden“ Geſtalten der Magdalena und des Johannes alles Odium verlieren. Und während rechts und in der Hauptpartie die Menſchen und die Charakterſchilderung das wichtige ſind, ſo ſieht man links nur noch dieſe unvergleichliche Farbenharmonie, die durch den dunklen von der Landſchaft und das faltenreiche, ſternbeſäte Gewand der Magdalena hervorgerufen wird. Ein Kunſtwerk läßt ſich nicht beſchreiben, ſeine Reize ſich nicht aufzählen, weil ſie alle ſich aufs Ganze beziehen und einzeln verlieren. In der Farbengebung ſcheinen alle Böcklin'ſchen Feineſſen vereinigt, während er in der dramatiſchen Charakteriſierung des Perſonen-Enſembles wohl ſelten ſo haarſcharf und ſo unergründlich iſt.

Nun aber wird's öde in Schultes Kunſtſalon, die Sonder-Ausſtellungen und Neu-Arrangements hören auf, und an den Wänden erſcheinen die unſterblichen Ladenhüter: ein paar Marinen von Achenbach, ein paar Vautiers, Iſollix und andere Italiener, Schlitten in Sibirien und andere Illuſtrationsſachen, mit denen man heutzutage ſchon den Säuglingen die Milchflaſche umwickelt.

Dafür iſt nun die „Große Berliner Kunſtausſtellung“ eröffnet. Seit vor zwei Jahren die Münchener Sezeſſioniſten hierher kamen, hat ſich manches geändert, manches Eis iſt geſchmolzen, manche damals noch ſo ſelbſtbewußte Größe ins Wanken gekommen. Wir hofften mutig weiter, daß auch Berlin, auch Deutſchland einmal eine Kunſt bekommen, daß es wenigſtens eine Ahnung bekommen würde, was Kunſt iſt. Und wir wußten, daß, wenn einmal irgendwo der Damm durchbrochen werden würde, die Materei die Bahnbrecherin ſein würde, die zur Zeit allen Künſten in der Entwickelung zur künſtleriſchen, zur Natur-Freiheit voranſchreitet. Diesmal, wo das Ausland und namentlich Frankreich den Mut gefaßt hat, „hors concours“ ſeinen Fuß in die Barbarenſtadt zu ſetzen, bietet ſich ein ganz ungewohntes Bild. So haben die Wände in unſern Kunſtausſtellungen noch nie ausgeſehen! Soviel Licht, ſoviel Leben, eine ſolche erdrückende Maſſe von Könnerſchaft iſt noch nicht dageweſen; wie weggefegt iſt all die gutmütige, brave Mittelware früherer Zeiten, und nur das Vorwärtsſchreitende, die ars militans, oder das ſchon ganz Freie hat Platz gefunden. Es iſt wahr, man hat uns — namentlich aus Paris — durchaus nicht die beſten, namentlich nicht die neueſten Sachen geſchickt, aber darauf kommt es zunächſt auch gar nicht an. Die Predigt des neuen Evangeliums wird nicht verhallen, die Botſchaft, daß die Kunſt frei ſein muß auch von der letzten Schablone, der letzten Ängſtlichkeit, der letzten Rückſicht, und daß der Künſtler der wahre Anarchiſt iſt — der darum Großes ſchaffen kann, weil er allein ſich freihält von der viehiſchen Kultur-Betrunkenheit unſerer Tage!

Berlin. H. Häſker.

Kritik.

Romane und Novellen.

Der Scharffenſtein. Roman von Anton Freiherr von Perfall. (Berlin: Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund).

Dieſer Roman, mit welchem der „Verein der Bücherfreunde“ ſeinen vierten Jahrgang eröffnet, iſt kein ſehr glücklicher Griff. Es iſt ein Werk ohne rechtes Rückgrat und ohne Saft und Kraft. Der Verfaſſer ſucht das alte Thema von dem durch Verſchuldung und Untüchtigkeit heruntergekommenen Feudaladel und der rückſichtslos vorwärtsſchreitenden Plutokratie aufs neue zu variieren, es gelingt ihm aber nicht, beim Leſer für eine der beiden „kämpfenden“ Parteien Sympathie zu erwecken; denn von den beiden Hauptvertretern des Feudalismus iſt der eine ein alter Narr und der andere ein unverbeſſerlicher Liederjahn, und der Börſenbaron iſt ein gewiſſenloſer Spekulant. Da der Autor alſo für keine Idee mit Begeiſterung ficht, ſo kann der Leſer auch an der ganzen Geſchichte keinen warmen Anteil nehmen; denn auch die ſo tugendreiche, gemütstiefe, wunderſchöne und beängſtigend edle Tochter des jüdiſchen Schlotbarons, wie der bürgerlich tüchtige, techniſche Erfindungen machende Sproſſe des alten Scharffenſteiners ſind eben nichts weiter, als ad hoc erfundene und dazu noch ſehr clichémäßig erfundene Romanfiguren, ohne wirkliches Leben. Die Geſtalt der Iſa aber, auf die ſich der Autor gewiß am meiſten zugute gethan hat, denn ſie iſt ſozuſagen die Primadonna in der Komödie, iſt ein Unding. Sie wechſelt ihre Liebe, ihre Überzeugung, ihre Anſichten wie Hemden und wie es dem Autor zur Führung ſeiner Geſchichte eben paßt; ihre „Vorurteilsloſigkeit“ iſt ebenſo unmöglich wie unſchön. Nach der an den Haaren herbeigezogenen Löſung der ganzen ſpitzfindig konſtruierten Verwicklung fragt ſich der Leſer unwillkürlich, was der Autor mit dieſer Geſchichte wohl gewollt habe, die nicht einmal zur Unterhaltung, geſchweige denn zu etwas Beſſerem dient, und gerät ſchließlich auf die Vermutung, daß Herr von Perfall es ſelber nicht recht gewußt habe.

Einen etwas beſſeren Eindruck macht der zweite Band der diesjährigen Veröffentlichungen des genannten Vereins: „Die jüngeren Prinzen“, hiſtoriſcher Roman von A. von der Elbe (Berlin, Schall & Grund). — Die Geſchichte ſpielt im Jahre 1692 in Hannover, am Hofe des Kurfürſten Ernſt Auguſt, und behandelt den Proteſt und die Intrigue der jüngeren Söhne des Kurfürſten gegen das Geſetz der Primogenitur, das dem Erſtgeborenen, Georg, die Rechtsnachfolge ſicherte und die jüngeren Prinzen auf die Gnade des Vaters oder Bruders anwies. Bis dahin war ein ſolches Geſetz im Hauſe der Welfen unerhört geweſen. Auch die zärtliche Mutter, die geiſtvolle Kurfürſtin Sophie und Freundin des berühmten Leibnitz, ſtand auf Seiten ihrer jüngeren Söhne, beſonders des ſchönen und ritterlichen Maximilian. Der Roman ſchildert nun die ſich aus dieſen Verhältniſſen ergebenden Verwicklungen und Kämpfe, untermiſcht mit verſchiedenen Liebeshändeln. Man kann der Verfaſſerin, die zu ihren Romanen ſtets eingehende Orts- und Quellenſtudien zu machen pflegt, ein gewiſſes Geſchick, die alten Zeiten vor uns aufleben zu laſſen, nicht abſprechen. Sie ſucht auch ihren Stil dem damaligen Sprachgebrauch anzupaſſen und läßt ihre Perſonen in der mit franzöſiſchen Brocken durchſpickten, ſteifen A-la-mode-Sprache des ſiebzehnten Jahrhunderts reden, was natürlich nicht ſehr ſchön iſt und, trotz aller Echtheit, auf die Dauer ermüdend wirkt. Die einzelnen Geſtalten, beſonders der Kurprinz Georg, der Oberjägermeiſter von Moltke, die Prinzen Maximilian und Chriſtian, die Gräfin

Platen und die lebensfrohe, verliebte Bäckerswitwe sind gewiß ganz hübsch charakterisiert, wenn auch hie und da einmal ein Zug ein wenig romanhaft übertrieben sein mag. Jedenfalls versteht es die Verfasserin, ein farbensattes und buntbewegtes Bild, das auch einer gewissen historischen Treue nicht entbehrt, vor ihren Lesern zu entfalten, und wenn der vorliegende Roman auch auf tieferen Gedankengehalt und Seelenschilderungskunst im modernen Sinne kaum Anspruch machen kann, so darf er doch entschieden zu der besseren Unterhaltungslitteratur gerechnet werden.

Auf meinem Arbeitstische liegen noch zwei Veröffentlichungen der „Litterarischen Gesellschaft" in Wien: „Resurrexit! Neue Geschichten und Skizzen aus der Klosterwelt" von Oscar Teuber, und „Das Recht der Lebenden", Roman von A. Vogel vom Spielberg, zwei stattliche, geschmackvoll ausgestattete Bände mit schönem Druck und starkem Papier.

Es ist ein eigenartiges Genre, das sich Teuber mit seinen Klostergeschichten geschaffen hat. Man erwarte nicht etwa die ebenso beliebten als unwahren Klosterkarikaturen, oder auch nur Chargen. Nein, Teuber betrachtet die Mönche und Nonnen mit dem Auge des liebevollen Kleinmalers, er ist eine Art von litterarischem „Grützner", nur mit dem Unterschied, daß er vielseitiger ist, als der ewig fröhliche Schilderer gemütlicher Klosterzechereien. Er besucht seine Freunde nicht nur im Keller, Bräustübl oder Refektorium, sondern begleitet sie bei allen ihren heiligen oder weniger heiligen Verrichtungen, und man muß sagen, er kennt seine Leute und weiß dem scheinbar so einförmigen Stoffe manchen hübschen Zug abzugewinnen. Der so seelengute aber ebenso unpraktische „Stübchen-Pater", der „Pater Küchenmeister" und besonders der Bruder Auremund, der Sammler, sind feingezeichnete Charakterköpfe. Eine ganz famose Gestalt ist der Pater Hussar, der mit den Nadasdy-Husaren als Feldkaplan in den Krieg zieht und einen bayrischen General eigenhändig gefangen nimmt. In anderen Stücken aber, wie z. B. in der „Primiz", „Weihnachten im Konvent" macht sich wieder ein etwas zu sentimentaler Ton geltend und eine fast schwärmerische Verherrlichung des „Klosterfriedens" — mit dem es in Wirklichkeit manchmal nicht so weit her ist —, der Weltflucht und der Askese. Das ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, und entschieden ein ungesundes; denn das Kloster kann für den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts kein Ort der Sehnsucht mehr sein, es ist heute gänzlich unproduktiv, ein totes mittelalterliches Überbleibsel. Das Lehramt hat die Schule übernommen, und für die „Werke der Barmherzigkeit", wie Krankenpflege und Altersversorgung, treten jetzt große weltliche Anstalten ein, und nicht mehr aus „Barmherzigkeit", sondern weil es Menschenpflicht; und für Individuen, die nicht in die Welt passen, giebt es heutzutage — Zuchthäuser und Irrenanstalten. Unsere Zeit ist eine Zeit der That, der Weltbejahung und nicht der Weltverneinung. Aber der blasierte Décadent, der alle Genüsse des Lebens durchgekostet, der alle seine Sinne abgestumpft hat, der empfindet schließlich noch einen wohligen Kitzel bei dem Gedanken an verschwiegene Kreuzgänge und stille Klosterzellen, wo man sich vor süß-keuschen Marien- oder anderen Heiligenbildern zu gedankenlosem Gebet hinstreckt, das macht ihm noch „frisson", wie der neuste Gigerlausdruck lautet, und er nimmt das elegante Buch des Herrn Teuber zur Hand und träumt sich hinein in die härene Kutte und kommt sich als Büßer seiner Sünden so unendlich interessant vor.

Von dem Roman „Das Recht der Lebenden" von Anna Vogel vom Spielberg kann man sich am leichtesten eine Vorstellung machen, wenn man ein beliebiges Modejournal — am besten eine Ende der achtziger Jahre erschienene Nummer, denn zu dieser Zeit spielt der

Roman — zur Hand nimmt, die einzelnen Figuren, Männlein und Weiblein, sorgfältig ausschneidet, sie mit den schönen Namen Claudia, Irene, Eva, Leonore, Agnes, Andrea, Erich, Max, Viki u. s. w. benennt, die als Agnes bezeichnete stark mit Opoponax übergießt und dann gegeneinander agieren läßt, wobei man darauf zu achten hat, daß hie und da ein wenig Ehebruch, Bigamie u. dergl. mit unterläuft; — aber alles in den Grenzen des Anstandes und der guten Sitte, ebenso, wie sich gebildete Modejournalfiguren mit ihren schönen regelmäßigen Gesichtern und ihren großen mandelförmigen Augen zu betragen pflegen. Weiß man dann schließlich nicht mehr, welche von den Figuren die Lori, die Eva, die Claudia, der Viki oder der Erich ist, so schadet das weiter nichts, und das Spiel kann schließlich auch mit verwechselten Puppen fröhlich fortgeführt werden, die Agnes wird man ja immer an ihrem abscheulichen Opoponaxgeruch wieder herausfinden. Zum Schluß schießt die Eva die Agnes und sich selber tot, den Viki aber nur an, der dann nach Ägypten geschickt wird, wo er eine reiche Gans von Kairo heiratet, die beiden Verlobten kriegen sich — was sehr neu und pikant — am Ende *nicht*, sondern einen andern, da sie sich in der Liebe verwechselt haben, und „Max sieht mit Schaudern die Zeit kommen, wo Claudia den Cognac nicht mehr aus Wein-, sondern aus Wassergläsern trinken wird" (S. 313). Das Ganze: fade Familienblätterlimonade, die sich als Realismus aufspielen möchte. H. Merian.

„*Treu bis in den Tod.*" Historischer Roman aus Japan von *Tamenaga Schunsui*. Nach der Bearbeitung von Edward Grey und Schinitschiro Saito mit alleiniger Berechtigung ins Deutsche übertragen von *Anton Hensel*. (Stuttgart; Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.)

Dieser deutsch bearbeitete japanesische Originalroman ist hauptsächlich deshalb interessant, weil er uns einen Blick in das intimere Geistesleben des merkwürdigen Volkes thun läßt, das in letzter Zeit infolge seiner glänzenden Waffenthaten so viel von sich reden machte. Es ist ein ganz anderes Fühlen und Denken, eine ganz andere Kultur, die uns aus den Blättern dieses Buches entgegentritt, als wir sie in unsern abendländischen Romanen gewöhnt sind. Höchstens mit den Romanen unseres Mittelalters zeigt dieses exotische Kunstwerk eine gewisse Verwandtschaft; denn wie diese besteht er aus einem Konglomerat von Abenteuern, die unter sich sehr kunstvoll zu einem Ganzen, zu einem Hauptabenteuer verbunden sind. Es ist also eine Art Rittergeschichte, nur mit dem einen großen Unterschied, daß die Minne, die Geschlechtsliebe, die den Ausgangs- und Angelpunkt aller christlich-abendländischen Erzählungskunst bildet, hier ganz fehlt. Eine sogenannte „Liebesgeschichte", d. h. eine Episode, wo das eine Geschlecht um den Besitz des anderen ringt, wird man in dem ganzen Buche vergeblich suchen. Vom Heiraten und dem, was damit zusammenhängt, wird in der Dichtung des Tamenaga Schunsui ungefähr in derselben durchaus nebensächlichen Weise gesprochen, wie wir in einem modernen Roman etwa vom Essen und Trinken unserer Helden berichten würden. An Stelle der „Liebe" tritt als Triebfeder der Handlung die *Vasallentreue*. Die Art, wie jeder diese Treue zu seinem angestammten Herrn bis zur sinnlosesten Selbstaufopferung bethätigt, bildet den Inhalt der Geschichte, die an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts (unserer Zeitrechnung) unter der Regierung des Schogun Iyetsuna spielt und die komplizierte Rache erzählt, welche die Vasallen des Grafen Margensels von Ako an Kira, dem Günstling des Schogun nahmen, weil dieser Emporkömmling ihren edlen Herrn in den Tod getrieben hatte. Die einzelnen Gestalten sind nur wenig individualisiert und haben daher für uns alle etwas Gleichartiges; zudem fehlt der figurenreichen, künstlich komponierten

und ſich auf vielfach verſchlungenen Pfaden einherbewegenden Erzählung an Perſpektive, ſo daß ſich Vorder- und Hintergrund, Haupt- und Nebenperſonen nicht recht von einander abheben, und der Leſer dem verwickelten Gang der Ereigniſſe mit Mühe folgt. Die Lektüre des Romans kann nach alledem nicht gerade als „unterhaltend“ bezeichnet werden, manche Stellen ſind für unſeren Geſchmack ſogar herzlich langweilig; deſſenungeachtet aber gehört dieſer japaneſiſche Roman entſchieden zu den intereſſanteſten Erſcheinungen des Büchermarktes, weil er uns einen Einblick in eine fremde Kulturwelt gewährt, und weil wir aus ihm das öſtliche Inſelvolk beſſer kennen und ſchätzen lernen, als aus vielen dickleibigen geo- und ethnographiſchen Werken. H. Merlan.

Da wir gerade bei dem Volke der Japaneſen ſind, das, wie es ſcheint, in der Litteratur „Mode“ zu werden beginnt, ſo ſei hier auch noch eine für die Jugend berechnete Sammlung Japaniſcher Märchen von C. W. E. Brauns (Glogau, Verlag von Carl Flemming) erwähnt. „Die Griechen des Oſtens“, wie die Japaner oft genannt werden, ſind ein phantaſievolles Volk, und die Märchendichtung ſtand von jeher bei ihnen in Blüte. Die zwölf in dem hübſch ausgeſtatteten und mit ſechs Farbendruckbildern gezierten Bändchen vereinten Stücke, die von der Verfaſſerin ſelbſt in Japan aus dem Munde des Volkes geſammelt wurden, zeichnen ſich durch anmutige Erfindungsgabe, Einfachheit des Stils und einen durch all die abſonderlichen Wunder hindurchſchimmernden feinen Gerechtigkeitsſinn aus. Wie viel davon den japaneſiſchen Originalen gehört, oder wie viel auf Rechnung der deutſchen Bearbeiterin zu ſetzen iſt, läßt ſich nicht beſtimmen. H. Merlan.

Honos von H. Steinitzer (Dresden, E. Pierſon's Verlag).

Es ſcheint viele unſerer Schriftſteller geradezu in den Fingern zu kribbeln, ſo daß ſie die Feder ergreifen müſſen, um ſchleunigſt die berühmte ſoziale Frage ebenfalls zu löſen, und zwar natürlich auf ihre Weiſe, d. h. durch einen Roman, und wenn es auch nur ein utopiſcher wäre. Ein Beiſpiel dieſer Art Romane iſt die „Honos“ betitelte Erzählung von Steinitzer. Man weiß eigentlich nicht recht, ob es eine „ernſtgemeinte“ Utopie ſein ſoll, wie die Romane eines Bellamy, Hertzka u. ſ. w. — oder ob wir es mit einer launigen Satire auf dieſe Dichtungsgattung zu thun haben. Jedenfalls aber iſt das Buch ziemlich vergnüglich zu leſen. Steinitzer läßt ſeine Erzählung nicht in der fernen Zukunft ſpielen, ſondern in unſerer Gegenwart, verlegt aber ſeinen Muſterſtaat auf eine von aller europäiſchen Kultur abgeſchloſſene und von unſeren Seeleuten noch unentdeckte Inſel. Die Sache ging nämlich ſo zu: Nach der Zerſtörung Trojas war ein Häuflein Trojaner ausgewandert und nach langen Jahren und vielen Abenteuern nach einem Lande gelangt, das ſie Honos nannten, und das, nachdem der mächtige Kontinent, deſſen Teil es bildete, verſunken und von den Meereswogen überſpült war, als einſame Inſel im Ocean übrig blieb. Nach dieſer abenteuerlichen Inſel werden zwei europamüde Brüder verſchlagen, die nach Chile reiſen wollten. Sie finden auf der Inſel ganz ſonderbare Zuſtände. Die Umgangsſprache iſt, da wir es mit Nachkommen der alten Trojaner zu thun haben, griechiſch, was den beiden Schiffbrüchigen einen relativ leichten Gedankenaustauſch mit ihren Gaſtgebern ermöglicht. Der Staat der Honoiten iſt der denkbar vollkommenſte, Kunſt, Wiſſenſchaft und Technik blühen in nicht geringerer Weiſe als im Reiche Bellamys; die Stadt iſt aus eitel Marmor, die Häuſer ſind mit Glas bedeckt, koſtbare Reliefs ſchmücken alle Wände, für die bequemſte Fortbewegung ſorgt die pneumatiſche Eiſenbahn, und ſelbſt lenkbare Luftſchiffe ſtehen den Bürgern dieſes wunderbaren Reiches jederzeit zur Verfügung. Kurz, man lebt daſelbſt wie Gott in Frankreich oder wie ein moderner Kröſus in einem unſerer prächtigen Luxushotels, nur mit dem ange-

nehmen Unterſchied, daß die Begriffe der Rechnung und des Zahlens gänzlich unbekannt ſind; alle Genüſſe ſind völlig gratis. Aber nicht etwa infolge der Bodenverſtaatlichung oder irgend einer andern „wirtſchaftlichen Reform" haben die Honoiten ihren hohen Kulturſtand erreicht, ſondern — man höre und ſtaune — einzig und allein durch die Elimination des Weibes und der Liebe. Die Honoiten ſind geborene Weiberfeinde; in ihrem ganzen Staate findet ſich kein Weib. Die Geſchichte mit der Helena, um deren Beſitz die Griechen mit den Trojanern ſo harten Krieg geführt, iſt ihnen nicht mehr aus dem Kopf gegangen, ſie erkannten im Weibe die Urſache aller Übel und verbannten das ganze Geſchlecht. Aber woher kommen dann die kleinen Honoiten? — Ja, das iſt eine ſehr verſchmitzte Sache. Mitten durch das Land, gleichſam als Durchmeſſer der faſt kreisrunden Inſel, zieht ſich eine hundert Meter hohe, dicke Mauer. Hinter dieſer Mauer, die keinerlei Thore hat, befindet ſich das Reich der honoitiſchen Damen, von dem die Männer nichts wiſſen. Nur einmal in ſeinem Leben, und zwar an ſeinem dreißigſten Geburtstage, begiebt ſich jeder Honoite auf einem unterirdiſchen Gange nach dem Frauenreich, um ſeine Bürgerpflicht zu erfüllen — die einzige Pflicht, von der bei den Honolten überhaupt die Rede iſt —, und die von den Betreffenden, da ſie die Nacht in einem finſtern Gewölbe mit einer unbekannten Perſon zubringen müſſen, deren Antlitz ſie nicht einmal zu ſehen kriegen, als ſehr unangenehm und läſtig geſchildert wird. Die Art, wie die etwas neugierigeren Europäer ihre übrigens ſehr harmloſe Entdeckungsreiſe ins Frauenreich machen, und dann dieſes unbekannte Reich den Honolten erſchließen und ſozuſagen das Weib bei ihnen importieren, bildet den weiteren Verlauf der Geſchichte. — Im Ganzen: ein tolles Buch. Um ſo toller, als der Autor ſich nirgends beſtrebt, ſein Phantaſiegebäude durch ſcheinbare Erklärungen oder Möglichkeiten zu ſtützen. Es iſt alles naiv-unmöglich — man denke nur an den Homer, den die trojaniſchen Flüchtlinge als ihren beſten Schatz und als eine Art von Bibel nach Honos retten! Auch iſt die Tendenz des Buches nicht erſichtlich. Man wird nicht klug daraus, iſt der Verfaſſer ein Weiberfeind oder ein Anhänger der Frauenemanzipation. Das Ganze iſt eben eine höchſt kurioſe Blüte am Baume unſerer modernen Litteratur. Jucundus.

Lyrik und Epos.

Saians Erlöſung, Dichtung in ſechs Geſängen von Kurt von Rohrſcheidt. (Leipzig, A. G. Liebeskind.)

Unſere Zeit iſt ſehr human, — vielleicht über Gebühr; ſie iſt auch recht mitleidig und gebärdet ſich — trotz ihrem waffenſtarrenden Gewande — vielfach wie eine zimperliche alte Jungfer, die kein Blut ſehen kann. Daß neben dieſer Zimtigkeit die größte Grauſamkeit einherſchreiten kann, iſt aus der modernen Pſychologie bekannt. Ein Ausfluß dieſer Hyperſentimentalität iſt auch die moderne „Erlöſungswut", die leider in den meiſten Fällen weniger eine Folge von werkthätiger Liebe als von — Nervenſchwäche darſtellt. Alles muß „erlöſt" werden, nur an das, was am erlöſungsbedürftigſten iſt, an die in Ketten und Banden liegende Freiheit und Arbeitskraft des Menſchen denkt niemand. Dafür erbarmt man ſich aber der älteſten Geſpenſter, und was das derbe aber ethiſch und künſtleriſch kräftige Mittelalter in den Abgrund ewiger Verdammnis geſtürzt that, das wird nun mit einer ſentimentalen Thräne der Rührung der ewigen Gnade, der „Erlöſung" wiedergewonnen. Was Wunder, daß ſich endlich auch ein Dichter fand, der es unternahm, ſogar ſeine hölliſche Majeſtät, den Satan ſelber zu erlöſen. Daß er damit die durch ihr Alter, ihre poetiſche Schönheit und ihre ethiſche Bedeutſamkeit ſo reſpektable Geſtalt des Höllenfürſten zum ſchwächlichen Opernhelden degradiert, iſt ihm dabei wohl nicht

klar geworden. Er dachte einfach: Der Satan, welch' gewaltiger Held, an dem ſich von jeher die größten Dichter verſucht haben, vom Verfaſſer des Hiobbuches an bis auf Goethe und Byron — und wie rührend muß es ſein, wenn dieſer Gewaltskerl am Schluß des Gedichtes reuig als verlorener Sohn in die Vaterarme Gottes zurückkehrt! Wie nun dieſer ganze Vorwurf als ſolcher ſchon auf ſchwachen Füßen ſteht, ſo zeugt auch die Ausführung nicht von großer poetiſcher Kraft. Weder der Satan ſelber noch ſeine Erlöſerin, die ſchöne Elſa (eine verwäſſerte Senta) ſind ſcharf charakteriſiert und klar als lebendige Individuen herausgearbeitet. Die Erlöſung erfolgt durch geradezu an Stumpfſinn grenzende Liebe der Elſa zu ihrem Verführer. Die innere Umwandlung des Böſen vollzieht ſich faſt auf eine komiſche Weiſe, indem er als Menſch gehörig Prügel kriegt und daran merkt, daß beſagte Prügel weh thun und folglich nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören. Da er aber früher ſelber der Veranlaſſer der Prügel war, indem er das Volk zur Revolution aufhetzte, ſo wird er nun durch die Erfahrung klug, ja er wird ſogar reaktionär und zieht für König und Vaterland ins Feld. Ja, wenn der Teufel ſo leicht zu erlöſen wäre, dann begreife ich nicht, warum man nicht früher auf dieſe ſinnreiche Manier verfallen iſt, das Böſe aus der Welt zu ſchaffen. Aber der Satan von Rohrſcheidt iſt eben nur ein Opernteufel und benimmt ſich auch ganz wie ein ſolcher. Man leſe nur z. B. auf Seite 74 und 75 die Scene, wie er, der, ohne daß er es eigentlich wollte, vom lieben Gott zu Erlöſungszwecken in einen Menſchen verwandelt wurde, nun wieder à la Hans Heiling zu ſeinen Geiſtern zurückkehren will, die ihm nun aber ſtumm bleiben. Geradezu luſtig aber wirkt es, wenn zu guter Letzt der bekehrte Teufel als Streiter für Thron und Altar von dem durch ihn wieder eingeſetzten Könige mit Ehren aller Art überhäuft wird. Wenn das jemand anders geſchrieben hätte, als ein preußiſcher Regierungsaſſeſſor, ſo könnte man's beinahe für eine böſe Satire halten. Das ſind die Folgen ſentimentaler „Erlöſerei". — Die eingeſtreuten Trink- und Liebeslieder klingen zum Teil ganz hübſch, bewegen ſich aber in ausgetretenen Geleiſen und entbehren der Friſche. — Das hübſcheſte in dem Büchlein iſt die nur loſe mit dem Ganzen verbundene Erzählung vom vergeſſenen Vaterunſer. Das klingt an die alte einfache und gute Volkstradition an, das iſt auch echt poetiſch und mehr wert als die ganze theatraliſche Teufelserlöſerei. — An der Form des Gedichts iſt nichts auszuſetzen, der fünffüßige reimloſe Jambus fließt leicht und die Sprache iſt edel, wenn auch ohne individuelles Gepräge. — Die Ausſtattung des Büchleins iſt, wie wir es bei den Liebeskind'ſchen Verlags-Artikeln gewohnt ſind, äußerſt geſchmackvoll. — Der Hauptfehler des Ganzen liegt entſchieden in der Stoffwahl. Nicht jeder iſt der Mann, um mit dem Satan anzubinden. Zu einem ſolchen Stoffe gehört eine ſtarke, groß angelegte Dichternatur, ohne jede Sentimentalität, ſonſt kann es gar leicht paſſieren, daß man zwiſchen den Zeilen eines ſolchen Satanserlöſers den alten Mephiſto kichern hört, und dann muß man unwillkürlich daran denken, daß zuweilen auch von den Poeten das Sprüchlein gilt:

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte.

Des Altares Säulen. Eine Dichtung von Richard Thalen (Druck und Verlag von Leonhard Simion, Berlin). — Dieſe kleine, ſplendid gedruckte und „dem Herrn M. von Egidy, dem edlen, hochgeſinnten Freunde der Armen, der Enterbten" gewidmete Gedicht in vierfüßigen, reimloſen Trochäen iſt ſehr gut gemeint. Es giebt ein Gemälde, das einmal auf einer Kunſtausſtellung prämiiert wurde, und das ein junges Weib darſtellt, welches mit dem Säugling auf dem Arme dem mit ſeiner reich geſchmückten Braut vom Altar kommenden Verführer vor der

Kirchenthür auflauert; es betitelt ſich, wenn ich nicht irre, „Venezianiſche Novelle“. Das gleiche Thema behandelt das Gedicht, wobei ſich der ganze Zorn des Dichters gegen den reichen Verführer wendet, der noch ganz beſonders als eine „Säule des Altars“, d. h. als ein ſcheinheiliger Menſch bezeichnet wird. Wie geſagt: gut gemeint!

Mira. Eine erzählende Dichtung aus den Meraner Bergen von Elia Hruſchka (Dresden, E. Pierſons Verlag).

Noch eine Dichtung — aber eine etwas umfangreichere — in reimloſen „Scheffeltrochäen“. Der Wunſch, die herrliche Meraner Gegend zu beſingen, hat wohl dies Gedicht entſtehen laſſen. Die Hauptſache iſt alſo die Landſchaft, die Menſchen mit ihren Geſchicken ſind dagegen nur Staffage. Die Landſchaft iſt auch ſehr hübſch geſchildert, aber die Staffage will nicht recht in das Gemälde hineinpaſſen. Dieſer Redendauer, der eine hergelaufene Zigeunerin heiratet, iſt kein echter Südtyroler, ebenſowenig wie die eine zeitlang als fleißige Hausfrau waltende Mira eine echte Zigeunerin iſt, trotzdem ſie ſich, wie ein gefangenes Vögelchen nach Freiheit ſehnt und auch ſchließlich mit ſamt ihrem Kinde auf Nimmerwiederſehen davongeht. Es ſind das alles Romangeſtalten, verkleidete Salonmenſchen. Am allerunächſten ſind aber die Lieder, welche dieſe Zigeuner ſingen; es ſind eben nur die bekannten Gedichte einer ſentimentalen deutſchen Jungfrau, die da handeln von Wanderluſt und Sehnen in die Ferne, von fliegenden Falken, vom Scheiden und Meiden et caetera. Damenarbeit!

R. R.

Dramen.

Carl Hauptmann: Marianne. Schauſpiel in drei Akten. Berlin. S. Fiſcher, Verlag, 1894. Kl. 8°, 97 S.

Das Drama iſt ein Werk Gerhart Hauptmanns Bruder und verleugnet die Familienähnlichkeit nicht, namentlich erweckt es die Erinnerung an „Einſame Menſchen“ in hohem Grad. Aber der Mittelpunkt fehlt, die bedeutende Erſcheinung des Johannes Vockerath, die durch ihren geiſtigen Gehalt das allgemeine Niveau hebt, mit ihrer aus langem Lebensgenuß gewonnenen Erfahrung das Intereſſe an den Auftritten ſteigert und mit ihren ſchwermütigen, zaghaften Stimmungen die Scenen färbt. Es iſt eine vermutlich im Geſichtskreis des Vockeraths lebende Familie, die handelnd auftritt. Frau, Pflegetochter mit ihrem Gatten, einem Paſtor, Onkel Oberförſter, ein Neffe Maier. Die Frau verſteht ſich ganz ausgezeichnet auf die Wirtſchaft und iſt religiös, Onkel Oberförſter weicht mit keinem Worte von ſeiner doppelten, durch das deutſche Schauſpiel geſchaffenen Beſtimmung ab, und der junge Maier, der eben aus Italien kommt und Fritz heißt, trägt gewiß einen Samtrock. Die junge Frau Paſtor, Marianne, nur erſcheint neu in dieſer längſt bekannten Geſellſchaft. Iſt Johannes Vockerath durchaus ein Kind ſeiner Familie und nur mit den Zeiten über die Seinen hinausgewachſen, ſo hat Marianne mit ihrem regen Weſen, ihrer Empfindſamkeit ſich wohl in den erſten Jugendtagen in dieſen Kreis einfügen können, aber der erſte Kampf, den ihr das Leben bringt, wird ſie auf die ihren „Angehörigen“ entgegengeſetzte Seite führen. — Es iſt das Schöne in dieſem Drama, daß all das, was in Marianne auf der Sucht nach Abenteuerlichem und Lebenswunderbarem iſt, ſich nicht leicht zufrieden giebt, ſondern ſeinen Kampf glücklich, glücklich und mutig kämpft. Sie verläßt ihren Paſtor und folgt dem Maier.

Der Dramatiker, der auch in Carl Hauptmann ſteckt, verdient Beachtung, das Drama nicht. Manches die Handlung begleitende Beſchreibwort zeugt von ſeiner Beobachtung und treffſicherem Ausdruck, die Erklärung im zweiten Akt in ihrer faſt wortloſen Einfachheit klingt innig und wahrhaftig, und es iſt eine prächtige, rührende Stelle, die einen mitſchwingen macht, wo Mariannens entſtrömendes Gefühl nur den kühlen Worten der Mutter begegnet.

Die Vorgeſchichte iſt ja nichtsſagend, der erregende Moment tritt ſo ſpät ein, und das oftmalige Stocken der Handlung, das wie ein Mangel an Lebenskraft peinlich berührt, die viele ermüdende direkte Charakteriſtik, die die Abſicht nicht erreicht, die Vorliebe für philiſterhafte Milieus, all das giebt den Eindruck: Nichts Wärmendes und Liebenswürdiges, das iſt kein Tadel. Nichts Bedeutendes und Unvergeßliches.

Wien. Bruno Graßmann.

Hans Merian, Varusſchlacht. Ein Faſtnachtſpiel in drei Aufzügen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich. 215 pp. 8°. 1894. In künſtleriſchem Umſchlag.)

Es lebt eine Gruppe in unſerer jungen Litteratur, die gegenüber den Schreiern und Bannerträgern der „modernen" Richtung, den Ausrufern des „Modernſten" gegenüber, den neueſten Vertretern des „Spuks" und des „Fantasma" gegenüber, ernſt und ſtumm bleiben; gelegentlich unwillig werden; gelegentlich lächeln. Zu dieſer Gruppe gehört z. B. nach meinem Empfinden, nach der künſtleriſchen Seite hin, Otto Erich Hartleben; zu ihr gehört, mehr nach der prinzipiellen Seite, M. G. Conrad (dem obiges Buch gewidmet iſt); zu ihr gehört, wenn auch aus hundert anderen Gründen, Karl Bleibtreu; zu ihr gehören, wie ich perſönlich weiß, Max Halbe und Julius Schaumberger; lyriſches, dramatiſches, novelliſtiſches Gebiet, das ſpielt hier gar keine Rolle; zu ihr gehört noch mancher andere, den ich nicht ſicher bezeichnen kann, weil ich doch nicht genügend verſiert bin im zeitgenöſſiſchen belletriſtiſchen Schrifttum, und weil ich meine Freunde beſſer kenne. Zu ihr gehört aber auch als einer der fröhlichſten unter den Frondeurs Hans Merian. Dieſe Leute ſagen einfach: Wir wallen nicht! Wir machen Eure Veitstänze und Grimaſſen nicht mit! Wir ſtopfen nicht unſere Naſenlöcher mit Moſchus voll und reden dann von „langſtieligen Gefühlen" oder „grünlich-gefärbtem Mitleid". Wir ſpielen nicht auf der Farbenſkala Dauthendeys oder dem ſexuellen Monochord Przybyſzewskis. Wir glucken nicht nach Eurer ſymboliſchen Okarina und ſprechen nicht nach der Grammatik Maeterlinks! Wir ſind eben natürlich und ſchauen mit offenen Augen in die Welt!

Woher wohl dieſer Unterſchied kommen mag? Und daß ſo verſchiedene Menſchen, wie die oben Genannten, unter einen Geſichtspunkt gebracht werden können? — Ja, wer das wüßte! Den letzten Grund werden wir wohl nie kennen. Er liegt in der Vergangenheit, in der Beſchäftigung und in den Schickſalen unſerer Vareltern und unſerer Aſcendenz. — Aber den Erfahrungs-Menſchen ſo genommen, wie wir ihn finden, kann man wohl ſagen, daß Menſchen mit fröhlichem Temperament allem Myſticismus und Symbalismus unhold ſind. Es iſt ein ſchwerer Druck auf dem Gemüt, ein tiefes, geiſtiges Leiden, welches Menſchen mit dieſem natürlichen Anblick der Welt nicht zufrieden, ſtets Warum? fragen, und ſie aus der myſtiſchen Tiefe ihres gequälten Gemüts eine neue fabelhafte Welt geſtalten läßt.

„Krankheit iſt wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs geweſen.
Erſchaffend konnte ich geneſen.
Erſchaffend wurde ich geſund."

Alle die oben Genannten, mit wenigen Ausnahmen, ſind fröhliche, überſchäumende Menſchen und große Lebenskünſtler. Zwei ſo grundverſchiedene Individualitäten wie Conrad und Hartleben ſtehen bei mir auf der gleichen Liſte des fröhlichen Temperaments, und ſind damit für mich definitiv klaſſifiziert. Freilich ſind wir anderen gegen ſie Ritter von der traurigen Geſtalt, ſchwarze Störche, die tief im Wald, nur von der düſteren Geſpanſin begleitet, die einſamſte Stelle aufſuchen; während fröhliches Geklapper auf dem Dach des Nachbarhauſes von den Familien-Freuden des weißen Starches erzählt. Aber das iſt nun einmal ſo. Wir ſind eben zwei verſchiedene Klaſſen von Menſchen.

Zu den fröhlichen aber gehört auch

Merian. Es iſt nicht der Operntext, das Faſtnachtsſpiel, das hier die Richtung vorſchrieb, ſondern es iſt eine andere Lebens-Anſchauung. Unſere Gruppe geiſtiger Aſcendenz heißt: Schopenhauer, Byron, Leopardi. Ihre Gruppe heißt: Rabelais, Demokrit, Epikur.

„Ich komm' itzt wieder zu meinem Fäſſel. Wohlauf, Ihr Brüder, zu dieſem Wein! In vollen Zügen, liebe Kindlein, trinket davon. Schmeckt er Euch nicht, ſo laßt ihn ſtehen. Ich bin keiner von denen beſchwerlichen Liſſerloffers, die ihre Landsleüt und guten Kunden mit Macht, Parforſch, Schimpf und Gewalt auf Karus, ja, was ſchlimmer noch, auf allus zu ſauſen gewältigen. Ein jeder ehrliche Zecher, ein jeder ehrliche Gicht-Hahn, wenn er Durſt hat, kommt an mein Faß; braucht keiner zu trinken wer nicht Luſt hat; hat er Luſt, und der Schmack behagt den Gaumen ihrer Herrlichkeiten, laſſet ſie trinken frank und frey, friſch und getroſt; des Weins nicht ſchonen; ich geb's umſonſt. Dies iſt mein Saz. Und ſorgt auch nicht, der Wein möcht ausgehn, wie auf der Hochzeit zu Cana weiland in Galiläa: ſoviel ich Euch zum Hahn herauslaß', füll' ich wieder zum Spund hinein; ſo iſt mein Fäſſel nie auszuſchöpfen, denn es hat einen lebendigen Quell und eine immer fließende Ader. — Hört 'mal, was ich euch erzähle! Ich wiſcht' mich einmal an ein ſammetnes Nunzeldecklein von einer Fräulen, und fand es gut, denn die Weichheit der Seiden macht' mir am Fundament eine ziemliche Wolluſt. Ein anderes Mal an eine Haub von eben derſelben, und war desgleichen. Ein anderes Mal an ein Bruſttuch. Wieder ein andermal an die karmeſin-atlaſſ'nen Ohrläpplein; aber ein läuſegüldner Praſt von Zirkeln und Gebräms daran zerſchund mir den ganzen Hinterſten. Schlag doch das heilige Tönigsfeuer dem Goldſchmidt in den Arßdarm, ders gemacht hat, und dem Fräulein, die 's trug! — — Was ſeh' ich denn dort? Was kommen denn dort für Kuttenklepper und Mollköpfe? — Fort Ihr Köder! Räumt mir das Feld! Mir aus der Sonnen! Zinn Teufel Canaill'! Komunt ihr Spür-Ärß ſchon wieder her, viſiert meinen Wein? Beſeicht mein Faß? Schaut her, hin iſt der Stock, euch Grabgeſpenſter, euch Cerberus-Hund kreuzlahm zu bläun und heim zu leuchten! Fort denn ihr Schleicher! — Ihr andern trinkt!" — peroriert Franziskus Rabelais.

Und wie läßt ſich Johannes Merian vernehmen?:

„Dieweil nach alter deutſcher Sitt'
Ein trock'ner Schlund gedeihet nit,
Und guten Rat man nur erkieſt
Da, wo ein guter Tropfen fließt,
So ſorgt der Wirt, daß gold'ner Meth
In Fülle in den Krügen ſteht.
Drum führt das volle Horn zum Mund
Und trinkt es aus bis auf den Grund.
Und füllt es wieder und leert es frei,
Daß froh des Tagwerks Anfang ſei.

Die Mannen.

„Das Trinkhorn ſei geprieſen!
Geprieſen ſei der Meth!
Es trinken Götter und Rieſen
Und wer auf Midgard ſteht —
Und geht der Menſch am Ende
Im Sterben aus dem Leim,
Dann dröhnen Walhallas Wände
Von allgermaniſchem Reim:
Wir ſind die alten Deutſchen
An beiden Ufern des Rheins,
Wir liegen auf Bärenhäuten
Und trinken immer noch Eins!
Noch Eins! Noch Eins!

Die Schenkmädchen
(in kurzgerafftem, ärmelloſen bunten Gewande, Arme und Beine bis zum Knie nackt).

„Raſt nicht ſo, ihr raſchen Recken!
Gönnet gütig uns Geduld!
Eures Durſtes Bedürfnis decken
Dienend wir mit Hornes Huld.

Marbod.

„Ihr Mannen, nicht allein zu feſtlichen Gelagen
Seid ihr verſammelt hier in froher Morgenſtunde
Ernſt zu beraten gilt es und zu tagen;
Denn rings aus allen Gau'n erhallet ſchlimme Kunde:
Die deutſchen Marken allerorten,
Sie ſind bedroht von römiſchen Kohorten.

Die Mannen.

„Meth her! Meth her! Schaffet Meth herbei!
Sollen hier die deutſchen Fürſten
In Segeſtes-Halle dürſten?
Meth her! Meth her! Schoffet Meth herbei!

Die Mädchen
Wehe den Helden!
Wehe der Halle!
Der göttliche Meth,
Der Meth ist alle!
(stürzen verzweifelnd die leeren Krüge um)
Seht hin! Die Krüge steh'n alle leer.
Es rinnet nicht ein Tropfen mehr.
Der Meth ist fortgedupft.
Die großen Krüge ringsumher
Sind alle ausgesapft . . . . . .

Hermann (der Cherusker)
„In deutschen Landen viel gereist
Ist es mir aufgefallen,
Daß man den Meth zwar höchlichst preist,
Doch leider nicht in allen.
So jüngst im Bajuwarenland
Ich anderweit Getränke saab,
Aus Malz und Hopfen wunderbar
So kühlend frisch, wie Gold so klar,
Daß selbst der Saft der Reben
Nicht Schöneres möchte geben.
Und dies Getränk, modern und neu
Ist Sedlmayrs Spatenbräu.

„In allen Gauen weit und breit
Giebt's nichts, was ihm mag gleichen.
Vor dieses Trankes Herrlichkeit
Muß Streit und Kummer weichen.
Drum hab' ich lustig und vergnügt
Den Bajuwarenstumm besiegt;
Allein mit meinem guten Schwert
Da zwang ich all' die Recken wert;
Und bring' als gute Beute
Ein bayrisch Bier euch heute.
Und dies Getränk, modern und neu,
Ist Sedlmayrs Spatenbräu.

Thusnelda (eine sentimentale deutsche Jungfrau)
„Ich danke euch, ihr Götter!
Ich preise dich, mein Retter!
Du lösest mich von Schulden frei
Mit Sedlmayrs Spatenbräu.

Allgemeiner Chor.
„Hermann der Held, er sei gepriesen!
Er läßt uns neu Getränke fließen.
Die deutschen Edlen, die Mannen und Fürsten,
Sie sollen heut nicht länger dürsten.
Und ist der Meth auch alle wor'n —
Bald füllt ein frischer Stoff das Horn
Und dies Getränk, modern und neu,
Ist Sedlmayrs Spatenbräu . . .

Inzwischen werden die Römer unter Zugrundelegung des Berichts des Tacitus in seiner Germania von den Teutschen geschlagen. Tacitus ist selbst anwesend. Und, wie jeder Historiker in den Gegenstand seiner Forschung mehr oder weniger verliebt ist, stellt der unerhörte Gerichtsschreiber am Schluß des Stückes die Frage:

Tacitus
„Nur, noch eins, ich bitte,
Sagt mir, ist's bei Euch Sitte,
Daß Ihr in jedem solchen Krieg
Davon müßt tragen stets den Sieg?"

welche unerhörte Frage nur das Stichwort für den Cherusker-Hermann ist, sich gehörig in die Brust zu werfen:

Hermann
„Die Eintracht hat uns stark gemacht.
Durch sie gewannen wir die Schlacht.
Begeisterter Mut im gerechten Krieg
Verlieh uns heut den Sieg"

was wiederum nur der Anlaß für den Schluß-Chor ist, nochmals das Gabriel-Sedlmayr- oder Spaten-Bräu-Lied anzustimmen:

Allgemeiner Chor.
„Und läßt mit alten Tücken
Sich in Germaniens Gau'n
Der Erbfeind wieder blicken,
Woll'n wir ihn wieder hau'n.
Wir sind die alten Deutschen
An beiden Ufern des Rheins,
Wir liegen wohl zu Zeiten
Auf unsern Bärenhäuten
Und trinken immer noch eins
Doch halten die alten Deutschen
Getreu die Wacht des Rheins,
Und kommt uns wer zu nahe —
Wir hauen immer noch eins!"

Nur die äußere Gang-Art und den Rabelais'schen Zug im Stück und bei Hans Merian wollte ich hier andeuten. Das ganze Textbuch ist voll des liebenswürdigsten Humors und witziger Anspielungen auf Zustände der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Besonders die zwei großen Heiligtümer der Deutschen, Wagner'sche Musik und Schopenhauer'sche Philosophien, werden tief in den Meth Merian'scher Würze und humoristischen Bitterstoffes untergetaucht. — Da, wie wir hören, die Musik zu dem Buch in ihren Hauptmelodieen vom Verfasser selbst vorliegt, so bedürfte es nur eines tüchtigen Kapellmeisters und Kontrapunktisten, um diesen köstlichen Wurf über die Bühnen Deutschlands gehen zu lassen. —

Panizza.

Soziale Litteratur.

Kampf oder Kompromiß? ‚In medio virtus'. Versuch einer Lösung der sozialen Frage auf Grund eines Kompromisses. Dresden, Leipzig und Wien, 1895. Piersons Verlag. — 133 S. 2 Mk.

I. Die Sozialdemokratie. „Ich habe mich oft gefragt, wenn ich gesehen habe, wie sich manchmal Leute wegen fünfzig Pfennig bis ans Messer gerauft haben: und das sind die Menschen, mit denen die Sozialdemokraten eine sozialistische Wirtschaft, eine sozialistische Produktionsweise, überhaupt (!) eine sozialistische Gesellschaftsordnung gründen wollen, in der Gemeinsinn und Nächstenliebe obenan stehen, und der Egoismus die zweite Rolle spielen soll?"

II. Der Kapitalismus. „Thatsache ist, daß die Verwendung des Vermögens als Produktionsmittel (!), als Kapital (!), ganz besonders im Laufe des letzten Jahrhunderts zugenommen hat, und daß der Einfluß des Kapitals auf die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse (!) der Völker ein so mächtiger geworden ist, daß man die heutige Wirtschaftsordnung schlechtweg die ‚Kapitalistische' benennt."

III. Das Weib. „Das emanzipierte Weib büßt den Reiz der Weiblichkeit ein, wird unliebenswürdig, den Männern unsympathisch, ja oft sogar widerlich, sie findet keinen Mann, der die Ehe mit ihr wagen würde, verfehlt den wichtigsten Lebenszweck des Weibes, und beendet ihre Tage als unzufriedene, verbitterte alte Jungfer!" — Die Proben genügen wohl.

Lieber Herrgott; Vater, Sohn und heiliger Geist! Warum hast Du mich zum Kritiker gemacht in einer Zeit, wo kein Mensch die Grunddegriffe der Volkswirtschaft kennt und jeder Heringsbändiger die soziale Frage „löst"?

C. von Massow: „Die Reform unseres politischen Parteilebens". Berlin, 1895. Liedmann. 61 S. 1 Mk.

Der durch sein „Reform oder Revolution?" bereits in weiten Kreisen bekannt gewordene Verfasser nimmt in vorliegender Schrift die klägliche Impotenz unseres deutschen Parlaments zum Gegenstand seiner Kritik, deren Hauptursache er in unserem gesamten politischen Parteileben sieht. Zunächst setzt es ein paar scharfe Hiebe ab für das Centrum, diesen Petrefakt einer aus den verschiedenartigsten Elementen bestehenden religiösen Partei inmitten einer Volksvertretung sozialpolitischen Charakters. Wir glauben jedoch nicht mit dem Verfasser, daß die Aufhebung des Jesuitengesetzes und die Verschaffung eines kleinen Kirchenstaates diesen Hemmschuh jeder gesunden Parteipolitik auflösen würde. Was das Centrum gründet, scheint uns vielmehr der prononciert evangelische Charakter des deutschen Reiches mit seiner Hälfte katholischer Einwohner, scheint uns die in den Vordergrund geschobene, weitgehend berechtigte konfessionell evangelische Staatskirche zu sein. Löst die rudimentäre Verquickung von Staat und Kirche, und ihr sprengt das Centrum. Ist es doch gerade die fortschreitende Zersetzung der Religion in Konfessionen, Sekten und freie Weltanschauungen, die den — ursprünglich notwendig kirchlichen — Staat zwingt, mit der Zeit die Religion zur Privatsache zu erklären. — Des weiteren fordert Verfasser Reform unseres Partei-Getriebes überhaupt, hinsichtlich der Organisation, der Presse, der Abstimmung, des Verkehrs mit den Wählern, der Regehaltung des politischen Lebens im Lande u. s. w. Als Muster stellt er etwa die Sozialdemokratie hin, deren Haupterfolge er mit in ihrem geschickten Parteileben sieht. Wie es uns scheint, übersieht er, daß diese Partei mit zwei mächtigen Alliierten im Bunde steht: der Not und der Begeisterung. Die Not, das hilfesuchende Existenz-Interesse an den Maßnahmen der Regierung und ihrer Partei werden Mitglieder der bürgerlichen Parteien schwerlich in dem Maße haben, wie der klassenbewußte Proletarier; und daß

man ſich für ein nationalliberales oder konſervatives Parteiprogramm als Lebens-Ideal begeiſtern könnte, erſcheint uns etwas zweifelhaft. Wir ſtecken eben überhaupt nicht mehr in den Verfaſſungskämpfen der Jahrhundertsmitte drin, der Centralpunkt der gegenwärtigen Politik iſt das Wirtſchaftsleben geworden. Darum ſiechen alle unſere politiſchen Parteien ohne Lebenskraft dahin, darum treffen wir reges politiſches Leben nur bei den beiden neuen, wirtſchaftlichen Parteien, den Antiſemiten und den Sozialdemokraten und vielleicht noch im Bund der Landwirte. Darum halten wir jeden Verſuch, den alten Parteien auf organiſatoriſchem Wege neues Blut zuzuführen, für ausſichtslos.

Maſſow ſtellt noch eine Reihe von anderen Forderungen, die wir gern unterſchreiben: Minoritäten-Vertretung in allen Wahlkreiſen, Diäten für die Reichstags-Abgeordneten, Verminderung der Zahl derſelben, direkte Entſcheidung des Volkes in wichtigen, einzelnen Fragen, für die ein unter vielleicht ganz anderen Geſichtspunkten gewähltes Parlament nicht genügend kompetent iſt, überhaupt mehr Mitwirkung an der „Peripherie“ des politiſchen Lebens, nicht Legislativ-Monopol im Centrum der Regierungs- und Parlaments-Bureaukraten.

Alles in allem: Das Buch eines ehrlichen Idealpolitikers mit offenen Augen und warmem Herzen, das man nicht aus der Hand legen wird, ohne reiche Anregung empfangen zu haben.

Als nachahmenswert möchten wir noch die Gepflogenheit der Verlagsbuchhandlung empfehlen, welche auf dem Begleitzettel um Rückſendung des Recenſions-Exemplars bei ausbleibender Recenſion erſucht. Wäre dieſer Brauch allgemein, ſo hätten die Verleger nicht nötig, um einer Hand voll Kritiken Dutzende von Gratis-Exemplaren fortzuwerfen.

Leopold Beſſer: „Das der Menſchheit Gemeinſame“. Auch eine chriſtlich-ſoziale Studie. Bonn, 1895. Strauß. — 119 S.

Wenn das vorliegende Werk ſpäter einmal ins Deutſche überſetzt werden ſollte, will ich mich bemühen, zu verſtehen, was Verfaſſer mit ſeinem philoſophiſch-naturwiſſenſchaftlich-religiös-national-ökonomiſchen Salat der Menſchheit offenbaren wollte. Daß man zu dieſem Zweck ein mit deutſchen Wortbildern geſchriebenes Chineſiſch lernt, kann er nicht gut verlangen. Man höre:

P. 11: ... „Das Eine wird ihnen (den Sozialiſten) die Geſchichte hoch anrechnen, daß ſie dieſelben [vermutlich auf „Lehren“ bezüglich; — kann ſich aber auch auf „Irrungen“, „Begriffe“, oder „Menſchen- und Arbeits-Werte“ (?) beziehen] rein und frei zu halten wußten von einem Handeltreiben ihrer Forderungen (?) mit politiſchen Mächten, die ſchließlich in der Herrſchſucht und im Eigennutz des Menſchen wurzeln, des chriſtlichen Gedankens eines Allen Gemeinſamen (?) aber entbehren. (Wer? — Die Forderungen oder die Mächte?). Ja, es iſt jene Frage nach dem Reiche des Himmels oder nach der Stätte dieſes Erdendaſeins (?) das gährende Element unſerer Zeit (man denke: ein Element, das gährt!).

Oder p. 18: ... „Immer dringender wird die Sammlung um ein Allgemeines, weil (!) der Menſchen mit ihrem natürlichen, ganz unadweisbaren Verlangen, ſich auszuleben (?), immer mehr werden (!), und der Geſellſchaft Empfinden um (!) eine Allen zukommende Gerechtigkeit immer lebendiger.“ (Haupt- oder Nebenſatz?)

P. 25: ... „Daher auch die raſche Zunahme der Unzufriedenheitsſeuche in der akademiſchen Jugend, in der (in der Jugend oder Seuche oder Unzufriedenheit oder Zunahme?) die transcendentale Begründung der ethiſchen Grundſätze, mit der Kirche und Schule ſie (wen?) ausſtattet, an den Realitäten des Lebens zerſchellen (wer zerſchellt?) wie Seifenblaſen und von der (von wem? von der

Begründung oder von der Jugend oder von was sonst?!), wie Hilledrand schrieb, jene dogmatischen Glaubenslehren abtausen wie's Wasser vom Entenflügel."

Oder p. 80: . . . „Das wäre jenes große Gemeinsame in der Ausstattung des Einzelnen, die (das?) voll und ganz dem Ganzen zu dienen die Kraft in sich trüge."

Und so weiter, wo man aufschlägt! Wenn Herr Besser weiß, was er sagen will, soll's mich freuen. Mir ist nur so viel klar geworden, daß er eine blödsinnige Angst vor der katholischen Kirche hat, die bei ihm etwa die gleiche Rolle spielt, wie bei Ahlwardt die Juden. Er scheint sich das Wort Talleyrands zur Maxime genommen zu haben, wonach die Sprache dazu da wäre, die Gedanken (oder ihren Mangel?) zu verdergen. Jedenfalls ist es eine Dreistigkeit, etwas derartiges von unklaren Phrasen dem Druck zu bieten.

Heinz.

Philosophie und Theologie.

G. Kühn: Naturphilosophische Studien frei von Mysticismus. — (Neuwied und Leipzig, 1895. Schupp, 187 S.)

Hinter dem vielversprechenden Titel birgt sich in Wirklichkeit eine Kompilatorium ziemlich seichten Aufklärichts und ziemlich zahmen Kampfs gegen das Kirchen-Christentum. Im Allgemeinen ist eine Schrift, die sich zur Aufgabe stellt, allgemeinverständlich die Legenden der Bibel scharf unter die Lupe der wissenschaftlichen Kritik zu nehmen und die Fundamente der offiziellen Religion: Erbsünde, Höllenstrafen ꝛc. einmal konsequent und unbarmherzig am Maßstab der Logik und des Gerechtigkeits-Gefühls zu messen, nur mit Freude zu begrüßen; und zwar um so mehr, als es an einer solchen Agitationsbroschüre für die Befreiung der Massen aus religiöser Stumpfheit, einem Werkchen, das in gedankenkräftiger Kürze die positiven Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft und der modernen Bibelforschung und Religionswissenschaft zusammenfaßt, eigentlich fehlt. (Die beiden bisher mustergültigsten Schriften: Dödels „Moses oder Darwin?" (Stuttgart) und Heigls „Spaziergänge eines Atheisten" (Bamberg) sind insofern unzureichend, als erstere nur die Schöpfungsgeschichte, letztere nur einige herausgerissene Fragen behandelt.) Einer solchen Aufgabe ist aber das vorliegende Buch trotz der guten Absicht, die wir gerne anerkennen wollen, doch nicht gewachsen; dazu gehört ein theologisch und naturwissenschaftlich und — philosophisch eingehend gebildeter Verfasser, und als solchen können wir schwer einen Mann bezeichnen, dessen Bildung und Weltanschauung offenbar selbst nur aus unzähligen freigeistigen Schriften zusammengelesen ist, der ziemlich konfus bei aller Radikalität an Willensfreiheit und absolutes Sittengesetz, Gall'sche Schädellehre und fünf einheitliche Menschenrassen ꝛc. glaubt, oder vielmehr sie als selbstverständlich und unbezweifelt voraussetzt, der die Urchristen noch als bewußte Betrüger ansieht und allerlei alten Kohl des „Rationalismus" wieder aufwärmt, und die eigentlichen Grundprobleme im Streit Monismus contra Dualismus gar nicht kennt. Auch die Art der Darstellung ist nichts weniger als tadelfrei. Wenn man in einem solchen, fast 200 Seiten umfassenden Buch über die Entstehung der Sprache nichts weiter zu sagen weiß, als: „Aus abgerissenen Lauten, verbunden mit Pantominen, vielleicht ähnlich denen der Taubstummen, hat sich die Sprache entwickelt und den Begriffsbedürfnissen angepaßt", und das Kapitel „Spiritismus" in ½ Seite, ohne sich irgendwie damit beschäftigt zu haben, als „von einigen Schwindlern zur Täuschung der Gläubigen ersonnen (!)" „Schwindel" abmacht mit dem geistvollen Schluß: Sei ein Glaube noch so dumm, er findet doch sein Publikum", so ist das einfach die der Halbbildung eigene Verbindung von Ignoranz und Arroganz. Ein noch klassischeres testimonium paupertatis ist es, wenn Verfasser p. 22 zu dem naiven Resultat kommt: „Kurz, Tiere und

Menſchen unterſcheiden ſich in ihren geiſtigen Begabungen nur dadurch, daß die der letzteren ſich noch bis zum Selbſtbewußtſein und zur Vernunft erweitert (!) haben.“ Der Unterſchied zwiſchen anorganiſcher und organiſcher Natur iſt gar nicht vorhanden, denn letztere unterſcheidet ſich von erſterer nur dadurch, daß ſie lebt; nicht wahr, Herr Schlaukopf? Von gleich niederſchmetternder Ueberzeugungskraft ſind auch die zahlreich über den Text verſtreuten Poeſieen, die oft lebhaft an den Neu-Ruppiner Namensvetter des Verfaſſers erinnern, wie:

„Durch der Seele Tiefen ſchallet
Des Gewiſſens ernſtes Wort,
Das bald leiſ', bald lauter hallet,
Unbeſtechlich fort und fort“

oder:

„Der Glaub an einen Höllenſchlund
Iſt den Menſchen nicht geſund,
Nur für Dumme hier auf Erden,
Die leider nie ganz alle werden.“

Das iſt doch gewiß ſchön? Verſteckt euch, Lilienkron, Bleibtreu und Genoſſen! — In Summa: Im Kampfe gegen die Dunkelmänner iſt ja ſchließlich jede Verſtärkung des Heeres erfreulich, aber einen allzu großen Wert haben gebrechliche Waffen, wie die vorliegende nicht; ſie täuſchen nur über die Unantaſtbarkeit unſerer Weltanſchauung und ſtärken womöglich den Widerſtand unſerer Gegner.

W. E. Backhaus: „Sittliche oder äſthetiſche Weltordnung?“ Braunſchweig. Limbach, 1895. 92 S. — Ein eigentümliches Buch! Die ſpintiſierende Metaphyſik eines Künſtlergeiſtes, die kurz zuſammengefaßt etwa auf folgendes hinausläuft: Die alten Weltanſchauungen, die moraliſche, die mechaniſche, die peſſimiſtiſche o. a., laſſen ſich, als „unverträglich mit der erkannten Ordnung der kosmiſchen Dinge“ und nicht ausreichend begründet, nicht aufrecht erhalten; gerechtfertigt iſt allein eine äſthetiſche Weltanſchauung, zumal ſowieſo äſthetiſches und religiöſes Empfinden identiſch iſt. Dieſe fordert dann aber als notwendige Konſequenz den „äſthetiſchen Staat“, d. h. eine „in ihren Lebensgrundlagen umgewandelte und verjüngte bürgerliche Geſellſchaft“, deren Grundprinzip lautete: „Ungehinderte Entwicklung nach dem Rechte und Geſetze der Natur“. Materielle Bedingung dieſer, eine äſthetiſche Weltanſchauung jedem ermöglichenden Geſellſchaftsordnung wäre die Gewährung der notwendigen Lebens- und Kulturgüter an jeden nach ſeinem Bedürfnis, damit er alle Leiſtungskräfte ſeiner Individualität ungehemmt zu entwickeln und zum Wohle der Geſamtheit zu bethätigen imſtande ſei. (Intereſſant iſt, es zu ſehen, wie ſelbſt die ideologiſche Philoſophie und Utopiſtik heute ſchließlich in den Hafen gewiſſer ſozialer Forderungen mündet.)

Die ſtark unter dem Einfluß der idealiſtiſchen Philoſophie — Hegel, Spinoza — ſtehenden Ausführungen des Verfaſſers ſind zum Teil etwas unklar und in ihren logiſchen Grundlagen wohl nicht ganz haltbar. Er ſcheint uns den Unterſchied zwiſchen (objektiv-wiſſenſchaftlicher) Weltordnung und (anthropologiſch-metaphyſiſcher) Weltanſchauung doch nicht genügend feſtzuhalten. Wir gaben ihm recht, wenn er ſagt: „Die Annahme einer bloßen Mechanik des Weltgebäudes wird ſeine (des menſchlichen Geiſtes) Wißbegierde nicht befriedigen, kann ſein Sehnen nach Enthüllung der Weltgeheimniſſe nicht ſtillen“, d. h. die Naturwiſſenſchaften werden nie die religiös-philoſophiſche Weltanſchauung vernichten, ſondern ſtets nur ihrer Erkenntnisſtufe gemäß ummodeln. Deshalb bleibt aber doch die mechaniſche Weltordnung als einzige objektiv gültige, weil allein wiſſenſchaftliche, notwendig beſtehen neben jenen, ein ruhender Pol in der Erſcheinungen Flucht. Wenn Verfaſſer die ſittliche Weltanſchauung für unhaltbar und überwunden erklärt, ſo iſt dies richtig, aber nicht, weil ſie „etwas durchaus Innenmenſchliches und in ihrer praktiſchen Bedeutung durchaus Eigenmenſchliches“ in den Kosmos hineinträgt, — denn das thun alle Weltanſchauungen, auch ſeine „äſthetiſche“, — ſondern

weit die Wissenschaft dem Menschen gelehrt hat, daß es nirgends und niemals seinen hypostasierten, moratischen ‚ordre naturel' gegeben hat, und die moralischen Begriffe, wie alles, der Entwicklung und Veränderung unterworfen sind. Ebenso handgreiflich unrichtig ist die Behauptung, die pessimistische Weltanschauung „verwechsele das Staats- und Gesellschaftsleben des Menschen mit dem Bau und dem Leben des Weltalls". Denn zum Teil sind es gerade die kosmischen Perspektiven der modernen Naturwissenschaft, auf die sich der Pessimismus unserer Zeit gründet. Seltsam ist auch die These von der Unvereinbarkeit ästhetischer und pessimistischer Betrachtung der Welt. („Hätte dieser vernichtungsselige Geist die großen Künstler beherrscht, so würden sie nicht große Künstler geworden sein"!) Ist es wirklich noch nötig, auf den grandiosen Pessimismus hinzuweisen, der in den Werken eines Sophokles, in dem, vom Verfasser selbst citierten, erhabenen „Prediger Salomonis", im Tristan und Nibelungenring, in Bleibtreus „Kosmischen Gedichten" u. a. lebt? Höchst schwach ist endlich die Fundamentierung seiner Weltanschauung („Die Welt kann nicht anders als ästhetisch betrachtet werden. Eine solche Betrachtung erfreut und erhebt das Gemüt und schwingt den Geist des Menschen auf höhere, kaum geahnte Stufen"), denn sie wird durch die bloße Existenz von Menschen, die geringes ästhetisches Bedürfnis haben, oder deren metaphysisches Bedürfnis durch die Befriedigung des ästhetischen nicht gleichzeitig genügend gestillt wird, einfach umgeworfen; und ihre Zahl dürfte, da religiöses und ästhetisches Empfinden durchaus nicht identisch sind, keine allzu geringe sein. Über den Begriff des Ästhetischen selbst endlich hat Backhaus ziemlich antiquierte Anschauungen, die stark nach der rechts-Hegelschen Schule (Schasler u. a.) schmecken. Das zeigt schon die falsche Fragestellung: „Was ist in der Natur ästhetisch?" Ästhetisch ist nichts „in der Natur", sondern ist eine gewisse — dem menschlichen Gefühl eigentümliche — Betrachtungsweise der Natur. Darum giebt es auch nichts „Schönes" oder „Häßliches" in der Natur oder Kunst, sondern beides sind Bezeichnungen für ein sympathisches oder antipathisches Verhalten unserer Psyche gegenüber Erscheinungen der Außenwelt innerhalb der ästhetischen Wertungsweise. Die Ästhetik ist uns naturwissenschaftlich gebildeten Gegenwartsmenschen nicht mehr die Lehre von den Gesetzen des Schönen, sondern des Schönfindens: eine Abteilung der Psychologie. Die Dinge der Außenwelt ästhetisch zu empfinden und zu werten ist der Mensch an sich genötigt, weil er eben eine menschliche Geistesthätigkeit hat; diese eine Sphäre derselben aber zur Grundlage einer Gesamt-Weltanschauung zu machen, scheint uns ein verfehltes Beginnen.

Zum Schluß können wir uns die Bemerkung nicht versagen, daß der rasenrote Umschlag, in den das Buch gehüllt ist, nach dem Verhalten unserer Psyche keineswegs zum „Schönen in der Natur" gehört.

Heinz.

Neue Zeitschriften.

Der „Pan". — Wohl niemals ist in den letzten Jahren das Erscheinen einer neuen Zeitschrift mit so großer Spannung erwartet worden, wie das erste Heft des „Pan". Nun liegt es vor mir als Doppelheft: groß, prächtig, reich, schön und — absonderlich. Und nun geht auch schon rings um mich her das Kritisieren los; — und es wird viel und scharf kritisiert, nicht nur von den Feinden alles Neuen, sondern auch von den Freunden, ja von den eigenen „Genossen" des Pan. Ich habe — und zwar durchaus nicht etwa von „verbohrter Seite" — Urteile gehört, die geradezu entrüstet klangen. „Also das ist alles, was die zusammenbringen, die uns belehren wollen" — „außer dem ‚Böcklin' ist kein annehmbares Blatt in dem Hefte"

— „von den litterariſchen Beiträgen taugt höchſtens das Kapitel des alten Fontane was" — „ein ſolches Heft darf man einfach dem Publikum nicht an den Kopf ſchleudern, beſonders wenn man vorher den Mund ſo voll genommen und alles beſſer hat wiſſen wollen als andere Leute." — Ja, ich darf es dreiſt behaupten: das erſte Panheft hat gehörigen Anſtoß erregt.

Dieſer „Anſtoß" iſt aber ſein Segen; dieſer „Anſtoß" iſt ſein Verdienſt.

Wir müſſen „anſtoßen", wenn wir wirken wollen.

Auch Perikles hat mit ſeiner Erneuerung der Akropolis zuerſt „Anſtoß" erregt bei den Athenern; und die ſpäter ſo berühmte Goldelfenbeinſtatue der Athene des Pheidias war den damaligen Pflegern des Kultus und der Kunſt, den Prieſtern des alten Palladiums, mehr als ein Anſtoß, ſie war ihnen ein Ärgernis und eine Blasphemie. Die Geſchichte all dieſer Anſtöße bildet die Kunſt- und Kulturgeſchichte des Menſchengeſchlechts; und den Anſtoß „Böcklin" und den andern Anſtoß „Wagner" haben wir zum Beiſpiel ſelber noch mit erlebt.

Wenn in letzter Zeit eine neue illuſtrierte Zeitſchrift ins Leben trat, ſo war die Redaktion vor allen Dingen beſtrebt, in ihrem erſten Hefte, in der „Probenummer", etwas recht glattes, einheitliches, fertiges zu liefern, etwas, was möglichſt „allen Leuten gefallen" mußte. Zum weiteren Ausputz mußten dann noch ein paar berühmte Namen herhalten — wohlverſtanden, nur Namen, nicht Werke. Und recht in die Augen fallen ſollten die Gaben, darum ſcheute man ſich auch nicht, zu den entſetzlichen, jedes feinere Farbengefühl ertötenden, grellen Buntdrucken zu greifen. Unter allen Umſtänden aber ſollte das Publikum beim Anblick der neuen Erſcheinung ausrufen: „So viel für das Geld! Dieſes Heft mit den vielen ſchönen Bildern, auf ſo glattem Papier und in ſo großem Format, — und das alles für nur eine Mark!" —

Das iſt die wirtſchaftliche Frage. Wenn man halt nichts wirklich Neues bringt, ſondern in etwas veränderter Faſſon immer wieder dasſelbe thut, was die andern auch thun und thaten; ja, dann ſtößt man allerdings nirgends an, dafür muß man aber dann auch mit dem vielen Gleichartigen in den böſen Konkurrenzkampf eintreten, der das letzte etwa noch vorhandene Reſtchen künſtleriſchen Gefühls unerbittlich unter den Groſchen knechtet.

Der Pan iſt in der glücklichen Lage, dieſem Kampf enthoben zu ſein. Diejenigen, welche die reichen Mittel zu dem Unternehmen zuſammengeſteuert haben, dürfen eine Genoſſenſchaft echter Mäcenaten heißen. Sie wollen den Künſtlern nicht „Aufträge erteilen", wie unſere Börſenbarone, die mit einem gewiſſen Gefühl befriedigter Eitelkeit auch gerne die Leiſtungen des Künſtlers, dieſes vornehmſten und teuerſten „Arbeiters", in Pacht nehmen, ſondern ſie wollen, gleich ihren Vorgängern der Renaiſſance, mit ihren Gaben nur die Kunſt als ſolche fördern, ohne Nebengedanken, und ohne dem Künſtler irgend einen anderen als den durch die natürlichen Raumverhältniſſe geſchaffenen Zwang aufzuerlegen, und ohne von ihm Rechenſchaft zu fordern über das, was er ſchafft. Der Pan iſt folglich ſo geſtellt, daß er niemandem zu gefallen braucht nicht einmal den Mitgliedern der eigenen Genoſſenſchaft. Dieſe abſolute Künſtlerfreiheit iſt der große Segen des Unternehmens, und es iſt nicht das geringſte Verdienſt der Begründer der Pan-Genoſſenſchaft, ein ſolches Mäcenatentum, wie es die deutſche Kunſt bis dahin noch kaum gekannt, und das einem litterariſch-künſtleriſchen Unternehmen überhaupt noch niemals geläcelt hat, zum Leben erweckt zu haben.

Aber da höre ich ſchon wieder die Stimmen der Kritiker. „Gerade, weil der Pan ſo ausnahmsweiſe günſtig geſtellt iſt," heißt es, „gerade deshalb hätte das erſte Heft beſſer ausfallen ſollen. Das iſt ja nichts

Ganzes, nichts Fertiges; es ist eigentlich nur ein Sammelsurium von Ungenießbarkeiten."

Ja, wer sagt euch denn, daß das erste Panheft etwas Fertiges sein soll oder will? Es ist ja keine „Probenummer", kein „Muster (ohne Wert)", das die „Firma" dem P. T. Publikum ergebenst vorlegt, zum Nachbestellen. Der Pan ist ja von alledem das gerade Gegenteil: er ist etwas Werdendes, ein erster Keim, der mit der Zeit zum Baume auswachsen soll. Wenn das, was der Pan will und erstrebt, schon „fertig" und „ganz" wäre, so hätte er ja gar nicht gegründet zu werden brauchen, dann wäre sein Feldzug ja so nutzlos, wie heute ein Eroberungszug der deutschen Armeen nach dem Elsaß wäre. Was man schon hat, braucht man ja nicht mehr zu erstreben. Wie es aber Leute giebt, die nicht über das Jahr 1870 hinauskommen, und immer noch mit rückwärts gewandtem Antlitz für die „deutsche Einheit" schwärmen, die wir ja längst haben, bei dieser Schwärmerei aber die wichtigsten Fragen des kommenden Tages vergessen oder sich von solchen gährenden, unfertigen Zukunftszuständen mißmutig abwenden, weil man ihnen „nicht einmal" ein „klares und einleuchtendes Bild" des Zukunftsstaates machen könne, so giebt es auch Leute, die am Gestrigen in der Kunst hängen, weil es eben ein Gewordenes, Ganzes und Fertiges ist, das sie ästhetisch befriedigt. Es sind kontemptative Naturen, die sich nicht gerne aus der Bequemlichkeit ihres gesittigen Lehnstuhles aufrütteln lassen, und meinen, weil sie sich in ihrem fertigen Hause wohl fühlen, so sei dies auch das bestmögliche, das einzig denkbare Haus, und das neue Gebäude, zu dem ein paar „Besserwisser" den Grundstein gelegt, sei ja noch nicht fertig, also sei es auch nichts wert. Diese guten Leute sind aber im Grunde recht harmlos; denn wenn dann das neue Haus ebenfalls fertig steht und noch schöner und bequemer geworden ist, als ihr altes, dann lassen sie sich in ihrem Lehnstuhl gemütlich hinübertragen und finden, sobald sie wieder warm und fest sitzen, ein solcher Neubau sei eigentlich stets ihre Idee gewesen, und es wohne sich ganz vorzüglich darin.

Aber sehen wir uns das Panheft nun einmal genauer an.

Der Umschlag ist merkwürdiger Weise kein Reklamedeckel mit irgend einem anlockenden allegorisch nackten Frauenzimmer, sondern eben ein Umschlag, ein Schutz des Heftes gegen den Schmutz der Außenwelt. Wie sonderbar! Bei diesem Hefte sind also die Kunstwerke innen zu suchen, nicht auf der Außenseite, wie bei dem Frühlings-, Weihnachts- oder andern Nummern z. B. der „Modernen Kunst" oder bei den herrlichen Meßbuden auf dem Leipziger Königsplatz. Die derbe Zeichnung von Stuck auf der Stirnseite stört diese Wirkung in keiner Weise, sie ist nur Marke, Aufschrift, weiter nichts. Diese grüne Schutzdecke, lehrt sie euch nichts, ihr Herren Kritiker? Nein? Nun denn, so will ich es euch sagen: sie soll euch die erste große Grundregel des verloren gegangenen guten Geschmackes vor Augen führen: Wolle nichts anderes scheinen als du bist! Merkt ihr nun was?

Und wenn wir das Heft aufschlagen: Paßt da nicht der bildliche Schmuck und sogar die Schriftgattung zur Stimmung des jeweiligen Abschnittes, ob er ein Gedicht, ein Prosastück oder eine Abhandlung ist?

Richard Wagner hat es bekanntlich gewagt, Musik, Dekorationskunst, Malerei und Architektur in den ausschließlichen Dienst des Dramas zu stellen, die weisen Kritiker fanden dies seinerzeit anstößig, stilwidrig, verworren. Wie man heute darüber denkt, brauche ich nicht auszuführen. Nun gut! Der Pan versucht etwas Ähnliches. Er will die Kunst des Malers, des Druckers und das ganze große Heer der modernen graphischen Künste in den Dienst des Textwortes stellen und dadurch eine Einheitlichkeit des Stils und der Stimmung erzielen, wie sie — leider!

— modernen Erzeugnissen der Buchdruckerkunst nicht mehr eigen zu sein pflegt. Dies erscheint manchen Leuten verworren, stilos, andern aber wieder kleinliche, gesuchte Äußerlichkeitskrämerei. Wir wollen sehen, was sie später dazu sagen, wenn sie sich an diese schönen Drucke gewöhnt haben werden und dann ihr Auge von diesen weg plötzlich auf einen unserer jetzigen Banaldrucke fällt. Aber auch in dieser Frage ist der Pan noch im Werden, und die Schriftleitung betont das offen, indem sie den hochinteressanten Artikel von Wilhelm Bode über „Anforderungen an die Ausstattung einer illustrierten Kunstzeitschrift" und darnach ihre eigene Anschauung über diesen Punkt zum Abdruck bringt.

Durchgeführt ist das Prinzip wunderschön in dem ersten Blatt. „Zarathustra vor dem Könige" von Friedrich Nietzsche mit prächtig einfacher Kopfleiste und der Schlußvignette von Thoma; ebenso in dem „Königslied" von Scheerbart mit dem zeichnerischen Schmuck von Axel Galen. Weniger gelungen scheint mir der Christuskopf des sonst in seinen Vignetten so originellen Sattier, auch die altgothische Schrift ist fast zu feierlich und — was auch in die Wagschale fällt — schwer leserlich. Durchaus gelungen ist die „Tanzglide" von Garborg in fröhlichen deutschen Versen von Otto Julius Bierbaum mit den drolligen Vignetten von Kittelsen. Man glaube aber nicht, daß die litterarischen Beiträge als solche hinter dem künstlerischen Schmucke zurückstehen; sie sind alle hochinteressant und einige davon sogar sehr bedeutend. Aber wozu alles aufzählen? Nur noch eines sei erwähnt: der prächtige Aufsatz von Alfred Lichtwark über die „Wiedererweckung der Medaille" mit eben so interessanten als schön ausgeführten Reproduktionen neuer französischer Medaillen. Von den Kunstblättern sticht ja natürlich der Drachentöter von Böcklin in einer schönen Heliogravüre besonders hervor. Aber auch die Liebermannsche Radierung, der Vernl mou von Félicien Rops (Outo Kat) und der in Netzätzung reproduzierte „König aus Mohrenland" von Uhde sind schöne und interessante Blätter. Die Netzätzung von Klingers „Kassandra" giebt leider nur einen schwachen Begriff von diesem einzig schönen Werke, und wie viel in dem Relief von Gustav Vigeland „Die Hölle" (Netzätzung) liegt, erkennt man erst, wenn man das Blatt durch eine gute Lupe betrachtet, wo dann die eminente Mannigfaltigkeit und die prächtig bis in den intimsten Gesichtsausdruck gehende Charakteristik der einzelnen Köpfe klar zutage tritt. Natürlich enthält das Heft auch Blätter, die mir absonderlich oder sogar ungenießbar erscheinen. Für die Lithographie von Luehrig zu dem Dehmel'schen Trinklied kann ich mich nicht begeistern, wenn sie mir auch als künstlerische Begleitung zu dem stark symbolistischen Text verständlich ist. Ebenso scheint mir die Glyptographie „Sappho" von Maurice Dumont mehr als eigenartiges Verfahren verwunderlich als schön oder wirkungsvoll. Doch das thut nichts, der Pan will uns solche neue Experimente vorführen und uns damit bekannt machen, das ist ganz recht, und damit erfüllt er einen Teil seiner Aufgabe. Ganz köstlich dagegen ist das Porträt Robert Schumanns in einem Originalholzschnitt von Felix Vallotton, es ist geradezu merkwürdig, wie viel Charakter der geniale Künstler mit seinen paar kecken Schnitten in die Buchsbaumplatte hineinlegen kann. Dem Bilde von James Whistler kann ich aber leider nichts abgewinnen, und die ultrasymbolistische Illustration von Fernand Khnopff zu dem Sonett von Malarmé verstehe ich leider ebensowenig wie das Gedicht selber; wahrscheinlich bin ich für diese Art von Kunst noch nicht reif oder „überreif" genug. — Man sieht; der Anstoß fehlt auch bei mir nicht ganz. Aber immer zu! Der Anstoß ist Gleichgewichtstörung und Gleichgewichtstörung ist Be-

wegung, iſt Leben. Der Pan lebt; — er möge lange leben und — noch oft und recht gründlich „anſtoßen“.

Hans Merian.

Franzöſiſche Litteratur.

„En route“, das neue Buch, das J. K. Huysmans bei Treſſe & Stock in Paris erſcheinen ließ, bedeutet einen weiteren Schritt auf dem Wege, den der berühmte Autor mit ſeinem viel beſprochenen Werk „Là-bas“ betreten hat. Hat er uns dort einen intereſſanten Einblick in die Geheimniſſe des Satanismus, der ſchwarzen Myſtik mit all ihrem Drum und Dran von aberwitzigem Zauberſpuk und menſchlicher Verirrung verſchafft, ſo giebt er uns hier in logiſcher Weiterführung und Ergänzung ſeiner Studien über Geiſt und Weſen des Myſticismus eine tiefgründige analytiſche Unterſuchung der mannigfachen Erſcheinungsformen der Myſtik des Urchriſtentums, eine Unterſuchung, die auf eine Verherrlichung der chriſtlichen Myſtik hinausläuft.

Für diejenigen, die Huysmans „Là-bas“ kennen, bedarf es der beſonderen Erwähnung nicht, daß „En route“ kein Roman im landläufigen Sinne des Wortes iſt. Das Buch bietet dem großen Volke der Leſer ſo gut wie nichts, denn es enthält weder den Schatten einer äußeren Handlung, noch macht es mit Menſchen bekannt, die der Romanleſer als ſeinesgleichen anſehen und an deren Lebensſchickſalen er daher Anteil nehmen kann. Im Grunde führt uns der Autor nur eine einzige Perſon wieder vor, eben jenen Schriftſteller Durtal, deſſen ſeeliſche Verirrungen in „Là-bas“, geſchildert wurden. Müde und angeekelt von dem ausſchweifenden Satansdienſt, in dem er unter dem unſeligen Einfluß von Frau Chantelouve Betäubung ſeiner quälenden Zweifel zu finden hoffte, hat Durtal ſeine letzte Kraft dazu verwandt, ſich aus den Umſtrickungen des Satans zu befreien und den Rückweg zu Gott anzutreten. Aber dieſer Weg iſt weit und mühſelig genug, denn der Unglückliche kommt direkt vom Fürſten der Finſternis und muß lange in der Irre herumwandern, ehe es ihm vergönnt iſt, an Gottes Thron niederzuknien und den verlorenen Seelenfrieden wiederzufinden. Noch iſt es Durtal indeſſen nicht beſchieden, im hellen Lichte der göttlichen Gnade zu wandeln, noch wirkt die Erinnerung an die Sünde zu mächtig in ihm, um die dämmerige Zwielichtſtimmung ängſtlicher Zweifel aus ſeiner Seele zu bannen. Ruhelos durchwandert er die Pariſer Kirchen, andächtig lauſcht er den ergreifenden Klängen der alten Kirchengeſänge und grübelt im Schatten der hochſtrebenden Pfeiler über die Probleme der chriſtlichen Myſtik. Kaum hat Durtal aber die Kirche verlaſſen, ſo gewinnt der Böſe auch wieder Macht über ihn; zum Glück findet er in der Perſon des Abbés Gévreſin einen trefflichen Berater und kundigen Seelenarzt, der dem ſchwachen Rekonvaleſcenten die volle ſeeliſche Geſundheit wieder verſchafft. Auf ſeinen Rat begiebt ſich Durtal in das Trappiſtenkloſter von „Notre-Dame de l'Atre“, hier findet er das geeignete Milieu und die werkthätige Hilfe der Ordensbrüder, die den Wunden ſeiner Seele die rechte Pflege zu teil werden laſſen. Nachdem er uns das Leben der Trappiſten ausführlich geſchildert und ſeine Studien über die Myſtik des Chriſtentums, denen er in der Stille des weltfernen Kloſters mit Eifer obgelegen, zum Abſchluß gebracht hat, kehrt Durtal geheilt nach Paris zurück „préférant les prières d'un porcher de la Trappe aux conversations de ses confrères, les gens de lettres, et ne désirant rien tant que vivre à l'ombre des prières de ce porcher.“

Die innere Wandlung und Bekehrung des dem Laſterpfuhl ſündiger Luſt entkommenen Schriftſtellers, der ſich weltmüden Sinnes in ein Kloſter flüchtet, um dort Vergeſſen und Troſt zu finden, bildet das Thema des Buches und gleichzeitig auch die Seelenbeichte des Autors ſelbſt, denn dieſer Durtal iſt niemand anderes

als J. K. Huysmans in eigener Person, der uns in dieser Bekehrungsgeschichte ein Bild seiner eigenen inneren Entwickelung giebt. Das verleiht dem interessanten Buche, in dem der gelehrte Forscher wie der feinsinnige Künstler gleicherweise zum Worte kommt, einen Reiz mehr und hebt es weit über das Niveau der gewöhnlichen Belletristik. Wie „Là-bas“ ist auch „En route“ ein tief durchdachtes, gedankenreiches Werk, das freilich eher studiert als gelesen sein will.

Weit weg von dem Leben und Treiben der Staubgeborenen führt uns Henri Beliiot in seinem „Roman d'une fée“ (Paris, Tresse & Stock) in jenes Märchenreich, in dem allerlei Fabelwesen ihr phantastisches Wesen treiben. Der in Dialogform gehaltene Roman erzählt uns die Abenteuer einer Fee, die mit einem Gotte der Milchstraße ein zärtliches Verhältnis angeknüpft hat; nach mannigfachen Fährnissen entführt der verliebte Gott seine Schöne von der Erde nach seinem Heimatsstern, womit die seltsame Geschichte ihren ergötzlichen Abschluß findet. Der Feenroman macht der lebhaften Erfindungs- und Einbildungskraft seines Schöpfers alle Ehre, wenn der ehrgeizige Autor aber vermeint, in seiner „histoire surnaturaliste“ ein neues litterarisches Genre gefunden zu haben, das dem Realismus und der bösen Moderne den Garaus machen wird, so giebt er sich einer gewaltigen Täuschung hin.

Im Banne eines blindwütigen Hasses gegen den tugendmordenden Einfluß des modernen Geistes hat sich auch ein braver Mann namens Saint-Genest eine lustige Donquichotterie entschlüpfen lassen, die unter dem harmlos-gemütlichen Titel „Octave, Toto, Riri et leurs petits cousins“ jüngst bei Dentu in Paris erschienen ist. Der vom besten Wollen beseelte Verfasser dieses seltsamen Werkes fühlt sich in der modernen Welt gar nicht mehr behaglich und sehnt sich in seinem Mißmut nach der guten alten Zeit zurück, als der Großvater die Großmutter nahm; wenn man seinen Worten Glauben schenken darf, befinden sich die Männer heutzutage noch in leidlich guter Verfassung, vor allem dank der Beharrlichkeit, mit der sie der zeitgenössischen Belletristik so weit wie möglich aus dem Wege gehen, dagegen haben gewissenlose Schriftsteller vom Schlage der Ibsen, Tolstoi u. a. m. in den Köpfen der Weiber eine heillose Verwirrung angerichtet. Sie allein sind schuld daran, daß die albernen Frauenzimmer von heute an ihre Sphinxnatur glauben, und ihrem unheilvollen Einflusse ist es auch zuzuschreiben, wenn die modernen Frauen sich wie Närrinnen geberden, ihren Männern das Leben zur Hölle machen, und, was das Schlimmste ist, die heranwachsende Generation in Grund und Boden verderben. Schrecklich! Aber was nutzt es, daß der ideal denkende Realisten- und Weiberfeind, um ein furchtbares Exempel zu statuieren, diese modernen Frauen in ihrer ganzen abstoßenden Häßlichkeit an den Pranger der Öffentlichkeit stellt? Das grundverderbte Lesepublikum wird zweifellos behaupten, daß Herr Saint-Genest weder die Welt noch das Leben kennt, und wird sein Buch als die ergötzliche Gabe eines unfreiwilligen Humoristen mit heiterem Lachen aufnehmen.

So kindisch und altmodisch wie dieses lächerliche Machwerk, so ernst und modern ist die Sittenstudie, die Louis de Caters unter dem Titel „De baisers en baisers“ bei Flammarion in Paris veröffentlichte. Caters ist weder ein trübseliger Kopfhänger, noch ein langweiliger Moralprediger, er ist ein Wahrheitssucher, der mit beiden Füßen im wirklichen Leben steht und mit klugen Augen Welt und Menschen beobachtet. Der Typus der hysterischen Salondirne, den er uns in seiner Komtesse Lydie zeichnet, ist zwar oft genug behandelt worden, er weiß aber dem Bilde so viele fein beobachtete Einzelzüge hinzuzufügen, daß es mit dem vollen Reiz der Neuheit wirkt.

„Jérusalem“, die jüngste, bei Lévy in Paris erschienene Schöpfung Pierre

Letis, unterſcheidet ſich aufs vorteilhafteſte von den Büchern, die der beliebte Schriftſteller in der letzten Zeit publizierte, ja, ſie gehört überhaupt mit zum Beſten, was Lati geſchrieben hat. Von der ſüßlichen koketten Manieriertheit des geleckten Erzählers, der im Bewußtſein ſeiner glänzenden Ausdrucksmittel durch die glänzende äußere Form über die hohle Inhaltsloſigkeit ſeiner Werke zu täuſchen ſucht, iſt hier nichts zu verſpüren, die Aufzeichnungen, die der Autor unter dem friſchen Eindruck ſeines Aufenthaltes in der heiligen Stadt ſeinem Tagebuch anvertraut, zeichnen ſich im Gegenteil durch ſchlichte Anſpruchsloſigkeit und durch jenen aufrichtigen Wahrheitston aus, der von Herzen kommt und zu Herzen geht. Die zehrende Verzweiflung des Unbefriedigten, der in ſeeliſcher Not ſehnſüchtig zurückblickt auf die Herzenseinfalt und den frommen Kinderglauben, die er dereinſt beſeſſen und auf immer verloren hat, ſpricht aus jeder Zeile des Latiſchen Buches, das ſich an die Mühſeligen und Beladenen im Geiſte wendet, die „à jamais incroyants, viendraient encore au Saint-Sépulcre avec un coeur plein de prière, des yeux pleins de larmes, et qui, pour un peu, s'y traîneraient à deux genoux . . ."

R. Chantolauze, „Louis XVII, son enfance, sa prison et sa mort au Temple" (Paris, Didot). Die Neuausgabe der trefflichen Arbeit, die an der Hand eines reichen, hier zum erſten Male benutzten Dokumentenmaterials das erbarmungswürdige Schickſal des Sohnes Ludwigs XVI. erzählt, iſt von Paul Cottin beſorgt worden. Das Martyrium des unglücklichen Kindes bildet eine der ergreifendſten Scenen des gewaltigen Revolutionsdramas. Chantelauze hat ſich wohlweislich gehütet, die Tragödie des Königskindes nach der rührſeligen Seite auszugeſtalten, er ſchildert die Ereigniſſe mit der nüchternen Objektivität des gewiſſenhaften Hiſtorikers und erzielt gerade dadurch eine große, tiefgehende Wirkung.

Michel Bakounine, Oeuvres (Paris, Treſſe & Stock). Der Band enthält eine ausgedehnte, unedierte Studie „Socialisme, fédéralisme et antitheologisme", „Lettres sur le patriatisme", und ein bis heute unbekannt gebliebenes Bruchſtück „Dieu et l'État".

Die bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erſcheinende „Revue hebdomadaire" wird an Billigkeit und Reichhaltigkeit des Leſeſtoffes von keiner der franzöſiſchen Wochenſchriften auch nur annähernd erreicht. Statt aller weiteren Empfehlung mögen nachſtehend die Titel der belletriſtiſchen Novitäten folgen, die in den letzterſchienenen fünf Monatsbänden der Revue zum Abdruck gelangten. Zola, „Lourdes" — Prévost, „Le moulin de Nazareth" — Margueritte, „La Tourmente" — Bourget, „Cosmopolis" — De Foë, „Moll Flanders" — Theuriet, „Paternité", — Ebner-Eschenbach, „Ineffaçable", — Case, „L'Etranger" — Perret, „Le diable galant" — Abel Hermant, „Eddy et Paddy" — Mikaulitch, „Mimotchka" — Rod, „Les roches blanches" — Tolstoi, „Maître et serviteur", daneben finden wir hochintereſſante Memairenwerke, wie Barail, „Mes souvenirs" — Leblanc, „Souvenirs d'un vieux Marmand", Reiſeſchilderungen Tissot, „Autour de l'Etna" — Laine, „Interviews italiennes", Kunſt, Muſik- und Theaterberichte u. a. m.

„La Quinzaine" iſt der Titel einer ſeit kurzem im Verlage der „Imprimerie de Montligeon" erſcheinenden katholiſchen Halbmonatsſchrift, die den Kampf gegen den Unglauben und die zunehmende Sittenverderbnis auf ihre Fahne geſchrieben hat. Daß dieſer Kampf ſich in den Grenzen des Anſtandes hält, ſoll billigerweiſe zugegeben werden, im übrigen verſteht es ſich bei der ausgeſprochenen katholiſchen Richtung der neuen Zeitſchrift von ſelbſt, daß ſie nichts bringt, was dem modernen Geſchmack haldwegs zujagen kann.

A. G—tze.

Czechiſche Litteratur.

V. Kosmák: Kukátko. V. Teil. (Erbſchaft des heiligen Cyrill und Methodius. Brünn.) Der vorliegende Band des „Guckkaſtens“ enthält eine Reiſeſchilderung und Feuilletonſkizzen. Gegen ſeine Vorgänger*) ſteht er bedeutend zurück. Die Stoffe der Feuilletons ſind ſehr alt, die Darſtellung matt. Der Humor iſt das einzige, was an den alten Kosmák erinnert. Von den lyriſchen Stimmungsbildern hat mir „Štědrovečerní sen“ (Traum am Weihnachtsabend) am beſten gefallen, darin ſteckt Originalität und Poeſie. Gute Charakterſchilderungen enthäit „Lamentace paniček“ und „Jen nóbl“. Die ſogenannte ‚gute, alte Zeit‘ bekommt einen humoriſtiſch-ſatyriſchen Denkzettel: „Fragment aus den Gemeinderechnungen der löbiichen Gemeinde Krähwinkei für das Jahr 1840.“ Originell in der Auffaſſung iſt der „Verkauf und Kauf des Fuchſen“, urkomiſch der „Phonograph“. — Merkwürdigerweiſe ſind diesmal alle Geſchichten frei von nationalem Chauvinismus; die miſeradien Deutſchen, dieſe Diebe und Raubmörder, wie Kollár verſichert, bleiben ganz aus dem Spiele. — Den größten Teil des Buches nimmt die Reiſe zu den Oberammergauer Paſſionsſpielen ein: „Kus světa“. Stellenweiſe iſt die Schiiderung matt und farblos, erſt mit der Retouchierung des neuzeitlichen Mirakels gewinnt ſie an Leben. Während der Fahrt nach Wien ärgert ſich Kosmák über das „alleinſeligmachende“ Deutſch, in Wien ſelbſt über die „nur“ deutſchen Aufſchriſten — wenn die Firmen „wenigſtens“ czechiſch und deutſch (wie gütig!) wären. Kommune Subjekte, dieſe Wiener! „Nur“ deutſch, nur „alleinſetigmachenden“ Glaubens — zum Ausderhautfahren!!! Und ſo geht's — diesmal allerdings „nur“ ſporadiſch — weiter. Die franzöſiſche Revolution wurde natürlicherweiſe vom „Antichriſt“ inſceniert — wahrſcheinlich hat man genannte Herrſchaft interviewt, wie etwa Hermann Bahr den Henrik Ibſen u. a. über den Antiſemitismus. In Zürich erinnert ſich Kosmák, daß hier der „bekannte Zwingli iehrte, oder beſſer verführte“ ... Nebenher läuft eine ſchöne Übertragung aus Heines Nordſeecyklus (Am Himmei ſtand die Sonne . .). Die Schiiderung des Paſſionsſpieies iſt ſehr anſchaulich. Hie und da macht ſich der Autor, willens, alles recht piaſtiſch zu reproduzieren, unſterblich lächerlich und ſchadet damit der ernſten Sache. Beiſpiel: „Da kehrt der Raddi zurück, in einem Metallgefäß mit hohem Sockel (beinahe von jener Form, wie die Zuckerwerktaſſen bei großen Gaſtmählern zu ſein pflegen) einen Haufen Silders tragend.“ — Die Rückfahrt geht über München, das nicht übel geſchildert wird. Hier feiert aber die tendenziöſe Anſtreicherei ſchöne Triumphe: „Wie viel Menſchen kann ein einziger Verirrter, wie es der unglückliche Döllinger geweſen, verderben! Jetzt ſteht auch er, obgleich er ein ungewöhnliches Alter erreicht, vor dem Richterſtuhle desſenigen, deſſen Lehre er mit ſeinem aufgeblaſenen Verſtande wie mit einem Seciermeſſer ergrübeln wollte, bis ihm der Hochmut ein Bein geſtellt hat und er gefallen iſt.“ Die Münchener Leſer der ‚Geſellſchaft‘ dürfte der folgende Paſſus gewiß intereſſieren (S. 314 u. 315): „Manch Einer wird ſich vielleicht wundern, warum in München die Toten zuerſt in die Totenkammer überführt werden. Nun, der hochlöbliche Magiſtrat geruhte dort anzubefehlen, daß jede Leiche, ſobald der Arzt den eingetretenen Tod konſtatiert, und ſobald ſelbe angekleidet und in den Sarg gelegt worden iſt — (Särge erhäit man daſelbſt zu jeder Stunde übergenug, für Geld nämlich!) — in die Totenkammer überführt werde. Ob ſich nun jemand von den Angehörigen ſträubt, oder nicht — alles eins: marſch mit der Leiche ins Beinhaus! So verlangt's die Sanität! Die Toten könnten am Ende die Hausbewohner anſtecken! — Ich hege aber den Verdacht, daß der löbiiche Magiſtrat

*) Oktoberheft 1892.

noch andere Urſachen zu ſolch einer Strenge hat. Es ſitzen nämlich in dieſer hervorragenden Körperſchaft auch viel Freimaurer und Aufklärer, und denen kann es nicht gleichgültig ſein, wenn die katholiſchen Münchner durch das direkte Anſchauen ihrer Toten zu ernſten Betrachtungen über die Eitelkeit alles Irdiſchen und über das Leben nach dem Tode angeſpornt werden, und den Schein und die Hohlheit der liberalen Grundſätze, wie auch der (liberalen) Handlungen erkennen. Darum fort mit den Leichnamen aus den Häuſern, fort mit dieſen eindringlichſten Predigern — ſo ſchnell als möglich fort!!" Kommentar wohl überflüſſig. Der Aufenthalt in Wien giebt dem Autor weitere Gelegenheit, ſeine tendenziöſe Ware an den Mann zu bringen. So bei Beſichtigung des griechiſchen Hauſes vulgo Parlament*) geheißen: „Die Beratungshallen ſind mit reichen Malereien, Bildern und Statuen geſchmückt, aber alles erinnert an die heidniſchen Römer und Griechen. Ein Kreuz oder ein chriſtliches Bild habe ich im geſamten Reichsratsgebäude nicht geſehen, gerade ſo, als ob es in Öſterreich keine Chriſten gäbe." Vom neuen Burgtheater, dieſem herrlichen, in akuſtiſcher Hinſicht aber ziemlich verpfuſchten Baudenkmale unſerer Monarchie, das auch der rigoroſeſte Kritiker bewundern muß, ſagt Kosmák: „Auch dort ſtaunenswerte Pracht, und überall Bilder und Statuen halb oder ganz nackter Götter und Göttinnen. Im modernen Theater kann deriei einen Menſchen nicht überraſchen, aber wie dadurch das Publikum, beſonders die raſch auffaſſende Jugend gebildet werden ſoll, iſt mir unbegreiflich. Na, ich bin eben ſo ein philiſtröſer Finſterling." — — Kommentar auch hier überflüſſig. — Daß dergleichen Tendenzpinſelei bei vorurteilsfreien Naturen keinen Genuß am Werke, und wär' es ſonſt vorzüglich, aufkommen laſſen kann und nur den Spott herausfordert, iſt ſelbſtverſtändlich. Ein ſo liebenswürdiges Talent, wie Kosmák, thäte beſſer daran, die geſchmackloſen Anrempelungen beiſeite zu laſſen. Die Tendenz einem aufdringlich auf die Naſe zu ſchreiben, iſt keines wahren Künſtlers würdig. „Surtout pas de zèle," wie Talleyrand ſagt.

Ottokar Stauf von der March.

*) Zu deutſch: Redehaus und nicht Retthaus, weil daſelbſt viel geredet und nichts gerettet wird, die Diäten ausgenommen.

Neugriechiſche Litteratur.

Am 7. Februar dieſes Jahres iſt der letzte von den griechiſchen Dichtern geſtorben, den noch nationale Ideen begeiſterten, der einzige, der noch unter dem Volke eine gewiſſe Popularität genoß, der „nationale Poet" der „ἐθνικὸς ποιητής", wie man ihn nannte; Achilleus Paraſchos.

Achilleus Paraſchos gehört zu den Dichtern des alten Schlags. Früher gab es noch in dem modernen Griechenland Poeten, die aus der Seele ihres Volkes heraus dichteten. Die naiv-glühende Flamme, die in dem griechiſchen Volksliede lodert, war noch nicht erloſchen. Solomos, Valaorites, Zalokoſtas ſind echte Dichter mit nationalem Gepräge.

An Talenten fehlt es auch unter den Modernen nicht. Aber ſie haben ſich fremden Einflüſſen preisgegeben. Unter dem Wuſt des Imitierten können wir nur ſelten noch eine wirkliche nationale Glut entdecken. Achilleus Paraſchos aber iſt, obwohl auch er dem nordiſchen Einfluß nicht gänzlich fremd geblieben iſt, in ſeinem Charakter durch und durch ein Hellene, ein Grieche, der bis zur Karikatur übertrieben alle Eigenſchaften ſeiner Nation repräſentiert, ein Mann mit lärmender Phantaſie, großen Leidenſchaften und tönenden Worten, mit großer Einbildung und beiſpielloſer Seichtigkeit. In ſeinen Gedichten ſtößt man oft auf Perlen, die neben geſchmackloſen pompöſen Metaphern ſtehen. Und die planloſe Unordnung, die in ihrem Aufbau herrſcht, ruft beinahe Ärger hervor.

Seine Gedichte — und was er ſonſt außer Gedichten geſchrieben hat, kommt beinah nicht in Betracht — können ihrem Inhalte nach unter zwei Klaſſen rubriziert werden: Liebesgedichte und Patriotiſches. Sein Eigenſtes und Beſtes ſind die letzteren.

In ſeinen Liedesgedichten nämlich ſind ſeine Gefühle geſchminkt. Es ſpiegelt ſich darin der ganze krankhafte Peſſimismus der byroniſchen Schule wieder, der entſchieden ungriechiſch iſt. Die griechiſche Empfindung allerdings iſt gewiß nicht jene berüchtigte klaſſiſche Ruhe und jene „helleniſche" Freude. Der helleniſche Schmerz iſt ein thränenvoller, ein jammernder, er beſteht in der unbefriedigten Sehnſucht nach dem Leben in ſeiner Potenz, es iſt der dithyrambiſche Schmerz. Jene nordiſche Weltverachtung aber, die peſſimiſtiſche Verdammung der Natur, weil ſie ſich anmaßt, dem Ideal zu widerſprechen, welches ein phantaſtiſcher Kopf erfunden hat, widerſpricht dem helleniſchen Charakter. Paraſchos wollte in der „Liede" wie ein Germane die Untreue verdammen, und er hat das Krankhafte des Nordens zu einer erbärmlichen Karikatur umgebildet. Was bei Heine Mitleid erweckt, ruft, von ihm dargeſtellt, nur ein ironiſches Lächeln bei dem Leſer hervor.

Wie wir ſchon geſagt haben, ſind ſeine patriotiſchen Empfindungen echter. Als Paraſchos ſeine beſten Geſänge ſchrieb, da waren noch nicht die Hoffnungen auf die Größe des Vaterlandes verſchwunden. Die Revolution gegen den König Otto, an welcher der Dichter thätig teilgenommen hat, die Revolution der Kreter gegen die Türken, die Tragödien des Kloſter Arkadi und der Schlacht bei Waſó waren die Anzeichen der ſich noch regenden Nation, und Paraſchos war die Trompete jener Regungen. Die Phraſe fehlt natürlich auch in dieſen Gedichten nicht. Aber man darf nie vergeſſen, daß das groſſe Wort ein notwendiger Beſtandteil der Ausdrucksweiſe eines echten Griechen iſt. Bei den Griechen des alten Schlages fehlt die Phraſe nur dann, wenn auch die Leidenſchaft fehlt.

Mit Paraſchos iſt der letzte Dichter jener patriotiſchen Generation hingeſchieden.

Die neuen Schriftſteller beſchränken ſich auf die Nachahmung fremder Richtungen. Jede poetiſche Schule in Frankreich hat auch ihre Nachahmer in Athen. Romantiker, Realiſten, Idealiſten, Symboliſten, Naturaliſten, alles iſt vertreten; keine Schule fehlt.

Die vorwiegendſte Bedeutung dieſer nachſtrebenden Schriftſtellerei iſt, daß dadurch die Technik und die Kunſt des Schreibens erlernt wird. Die Sprache hält mit dem Fortſchritt der Technik Stich.

Eine weſentliche Frage für die griechiſche Litteratur iſt die der Sprache. Die alten Dichter haben ſich entweder der Volksſprache, oder einer gekünſtelten, an das Altgriechiſche ſich anlehnenden, bedient. Die Volksſprache aber konnte, trotz der Dienſte, die ſie den Lyrikern leiſtete, nie zu einer allgemeinen und offiziellen Schriftſprache werden. Ihr fehlte nicht nur der Reichtum an Wörtern, ſondern auch die notwendige Ausbildung von Formen und die ſchöpferiſche Elaſtizität. Der Καθαρεύουσα andererſeits fehlte, trotz des altgriechiſchen Sprachſchatzes, der ihr zur Verfügung ſteht, die Berührung mit dem Gemüt des Volkes. Sie klang trocken und ſteif, wie das Lateiniſche im Mittelalter.

Die Aufgabe der Modernen iſt nun, eine vollkommene Sprache zu ſchaffen; entweder die Volksſprache zu bereichern und ſie gediegener und bildungsfähiger zu machen, oder das Hochgriechiſche an die Seele des Volkes heranzuziehen. Es iſt nicht zu leugnen, daß in dieſer Hinſicht Fortſchritte gemacht worden ſind. Leider iſt das innere Leben der Nation viel zu unbedeutend, als daß wir mit dem Fortſchritt der Sprache auch einen groſſen Aufſchwung der Litteratur erhoffen könnten. Das patriotiſche Gefühl iſt unter den Enttäuſchungen der letzten drei Jahrzehnte völlig erloſchen; das ſoziale Leben ſchläft,

die politiſchen Intereſſen ſind nur perſönlicher Natur, und religiöſe oder philoſophiſche Regungen ſind im modernen Griechenland noch unbekannt. Kurz: es fehlt die Gährung, es fehlt der Kampf und die Bewegung des Gemüts, welche dem Dichter ſeine Stoffe liefert. Der Nachklang des Fremden kann nie zur Größe führen. Was in anderen Ländern das notwendige Produkt der geiſtigen Bedürfniſſe iſt, muß hier als „neueſte Mode“ eingeführt werden. Es entſteht eine Litteratur, die nicht aus den Tiefen der gebärenden Mütter der Seele entquillt, ſondern, wie jeder Pariſer Salonbrauch, zum Renommee getrieben wird.

Symbolismus! Naturalismus! Dekadence! . . . Weh dem, der mit einem Chapeau claque unter dem Arm in einem Salon erſcheint! und wehe dem, der nicht weiß, daß das allerneueſte in der Litteratur die verfeinerte pſychologiſche Art Bourgets iſt.

Unter den griechiſchen Schriftſtellern der jüngeren Generation ſind die bedeutendſten: Palamas, Droſſines, Xenopoulos, Eſtaljotes und der jüngſte und allermodernſte in ſeiner Richtung, Nicolaos Epiſkopopoulos.

Palamas und Droſſines ſind durch ihre lyriſchen Gedichte bekannt, und Xenopoulos iſt der Hauptvertreter des naturaliſtiſchen Romans. Im Schauſpiel hat ſich jüngſt Argyres Eſtaljotes, der ſonſt nur durch ſeine Erzählungen bekannt war, hervorgethan. Sein „Βουρκόλακας“, der vor wenigen Wochen in der Zeitſchrift „Ἑστία“ erſchienen iſt, gehört zu dem poetiſch beſten, was die moderne griechiſche Litteratur beſitzt. Stil und Art dieſes Dramas ſind von der franzöſiſchen Neuromantik genommen. Aber die Poeſie, die durch ſeine Scenen weht, iſt die des duftenden, müden und ſchwermütigen Orients, mit ſeinen blütenſchweren und ſinnenbetäubenden Orangengärten, mit den phantaſtiſchen Träumen ſeines Aberglaubens und mit dem Klang ſeiner melancholiſchen Muſik. Als Drama beurteilt iſt der Βουρκόλακας beinah wertlos. Die Handlung iſt kindiſch. Sie iſt folgende: Aretula wird gegen den inneren Wunſch ihrer Mutter, die ihr Lieblingskind bei ſich haben will, und obwohl Aretula eine Neigung für einen anderen hegt, von ihren Brüdern an einen befreundeten Kaufmann in Babylon vermählt. Steſanes, der unglückliche Geliebte, nimmt aus Verzweiflung, und durch die Traumerſcheinung der heiligen Maria beſtimmt, die Mönchskutte. Da zieht (vielleicht als Strafe [?]) die Seuche über das Land. Die Brüder Aretulas ſterben an der Krankheit, und Konſtantes, der ältere, der der Mutter geſchworen hatte, um jeden Preis Aretula zurückzuführen, wenn ein Unglück eintreten ſollte, führt ſie nun als Βουρκόλακας, eine Art Geſpenſt, auf ſeinem Wollenroſſe zurück. Und Aretula ſtirbt vor der Thür ihres Vaterhauſes. — Die Fabel alſo iſt kindiſch. Aber auch die pſychologiſche Motivierung der Handlungen, ſelbſt die der Unmyſtiſchen, läßt vieles zu wünſchen übrig. Und dennoch iſt „Βουρκόλακας“ voll von lyriſchen Schönheiten. Die einzelnen Scenen ſind nicht nur von zarter Empfindung und traumhafter Poeſie durchdrungen, ſondern in ihrem beſonderen Aufbau, im Gegenſatz zum Aufbau des Ganzen, auch pſychologiſch richtig.

Der jüngſte unter den Modernen iſt, wie geſagt, Nikolaos Epiſkopopoulos. Er iſt bekannt geworden im letzten Jahre durch ſeine „Τρελλὰ διηγήματα“, „Verrückte Erzählungen“, eine Reihe von Novelletten, die er in verſchiedenen Schriften veröffentlicht. Seine erſte, durch welche er in die litterariſche Welt eingetreten iſt, iſt ſeine „Ζωὴ μετὰ θάνατον“. Das iſt eine Phantaſie, welche die Gedanken der Seele eines Geſtorbenen ſchildert, die ihren verweſenden Leib betrachtet. Dort ſieht ſie, wie der ewige Lebensprozeß auflöſend zerſetzt, was er zuſammengefügt hatte. Sie verfolgt die Atome, aus denen ihr Körper beſtand, in ihrem Wandern. Sie ſieht,

wie sie in den Blumen, den Rosen auf dem Grabe, zum süßen lieblichen Duften werden, dann verfolgt sie diese Atome bis in die Brust einer Jungfrau, wo sie als warmes Blut wieder pulsieren, bis in die Handmuskel des Mörders, die den Dolchstich ausführt, und bis in das Gehirn des Genius, wo sie zur Bildung eines großen Gedankens mitwirken. Die Seele schwebt dann über den Wolken, und in einem Zustande, in dem keine Zeitverhältnisse herrschen, betrachtet sie das ganze erbärmliche Treiben der Welt, bis sie endlich, von einem mächtigen Daseinsdrang gezogen, von einem wilden Druck getrieben, wieder herabsinkt und in einem Moment höchster Lust Materie um sich sammelt, um von vorn den ekligen Lebensprozeß zu beginnen. Und das Seltsamste in dieser kleinen Novellette ist, daß sie trotz ihres reflektierenden Charakters nur ein farbiges Bild ist, daß der Fortgang der Erzählung durchweg von nervösem Temperament durchdrungen ist, daß nirgends eine kalte Abstraktion sich vorfindet und alles Nerv, alles Temperament ist. Diese Skizze ist meines Erachtens das Beste, was Episkopopulos geschrieben hat. — — Seine späteren Novelletten weisen nur einen Fortschritt in der Kunst des farbigen Zeichnens auf; sie sind aber im übrigen minderwertig. In ihren Schilderungen sind oft diese Novelletten, in denen Poe zum Vorbild genommen worden ist, wirklich mustergültig; aber es sind nur übernervöse, hysterische, harte Stimmungen, die darin zum Ausdruck kommen. Man glaubt, geschnitzte, kleine Figuren von dunkelrotem Korall vor sich elektrisch zucken zu sehen. Und dann knicken diese Novelletten meistens in der Mitte ab. Obwohl sie sehr kurz sind, mangelt ihnen die Einheit in der Entwickelung der Handlung. In einer der besten von diesen, z. B. in der „Μαύρα", wird der poetische Eindruck auf einmal in der Mitte unterbrochen. In dieser Novellette wird ein junger Mann vorgeführt, der in seiner nervösen Krankhaftigkeit seine hysterische Schwester blutig haßt. Ihre übergroße Ähnlichkeit mit ihm, an allem, wirkt auf ihn mystisch abstoßend. Die Schilderung dieses seltsamen Zustandes ist so überzeugend, daß wir daran glauben müssen. Und der Haß gegen diese Schwester wächst schließlich in der Art, daß er sie töten will; aber er kann nur in seinen Gedanken den Dolch in ihre Brust stoßen; er ist sich seiner ethischen Machtlosigkeit bewußt; — und schließlich wünscht er nur, er wünscht mit der ganzen Energie seines Begehrens, daß sie sterbe. . . . . Da wird ihm, während er den Wunsch ausspricht, bekannt gemacht, daß seine Schwester plötzlich an einem hysterischen Anfall gestorben ist. Durch keine mystisch-telepathische Einwirkung, nur eine Zufälligkeit ist es. Aber in der Lektüre zerreißt diese Zufälligkeit alle gespannten Fäden der fortschreitenden Stimmung. Die Suggestion muß von vorn beginnen. Was darauf folgt, ist voll drastischer Gewalt; die Schilderung der langen, leeren, grauen Totenkammer mit der kerzengeraden Leiche unter dem leinenen Tuch; dann die schwarzen Empfindungen bei dem Anblick der Toten mit den offenen gläsernen Augen; dann die entsetzlichen Fieberphantasieen. Alles ist, als ob es von der Hand des Meisters Poe selbst herrührte. Aber die Novelle ist eben durch diese unorganisch eingetretene Peripetie in der Mitte auseinander gefallen. J. K. v. Hößlin.

Bibliographie.

Bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" sind vom 15. April bis zum 15. Mai folgende Werke eingegangen:

Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhard): Gewissensquaien. Zwei Novellen. — Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Schall & Grund.

Viktor von Andrejanow: Weltgericht. — Leipzig. Druck und Verlag von C. G. Naumann. 1895.

Armands ausgewählte Romane. An der Indianer-Grenze oder treuer Liebe Lohn. Zweiter Band. Lieferung 9 u.

10. — Weimar. Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis 40 Pf. pro Lieferung.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringer Landpfarrer. Dritte vermehrte Auflage. — Gotha. Gustav Schloeßmann. — Preis Mk. 4. —

Michail Bakunins Sozialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Prof. Michail Dragomanow. Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. Dr. B. Minzès. Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. (Herausgegeben von Theodor Schtlemann. Sechster Band.) — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

H. Beringer: Notizen und Zahlen. Statistisches Nachschlagebüchlein. Herausgeber und Verleger H. Beringer, Berlin S.W, Königgrätzerstr. 108. — Kommissionsverlag: Deutscher Verlag (G. m. b. H.) Berlin. — Preis 25 Pf.

Annie Besant: Reinkarnation oder Wiederverkörperungslehre. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 3. —

A. Bessell: Tristan und Isolde. Trauerspie in fünf Aufzügen. — Kiel, 1895. Verlag von Lipsius & Fischer. — Preis Mk. 2. —

Arthur Böhtlingk: Der Rastatter Gesandtenmord vor dem Karlsruher Schöffengericht. Eine aktenmäßige Darstellung. — Heidelberg. Vertag von J. Hörning. 1895.

Edwin Bormann: Der Anekdotenschatz Bacon-Shakespeare's. Heiter-ernsthafte Selbstdekenntnisse des Dichter-Gelehrten. — Leipzig. Edwin Bormann's Selbstverlag. 1895. — Preis: eleg. kart. M. 10. —

Georg Bormann: Bande des Blutes. Roman. — Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1895. — Preis 5 Mark.

C. W. E. Brauns: Japanische Märchen, gesammelt und der Kinderwelt erzählt. Mit 6 Bildern in Farbendruck von Otto Förstertling. — Glogau. Verlag von Carl Flemming.

Franz Brentano: Die Vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. — Stuttgart, 1895. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Nachfolger.

Anton Bullinger: Das Christentum im Lichte der deutschen Philosophie. — München. Theodor Ackermann, Königl. Hofbuchhändler. 1895. — Preis Mk. 4. —

Dietrich Eckart: Tannhäuser auf Urlaub. Ein Sommermärchen. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 1.50.

Adolf Wilhelm Ernst: Goethes Religion. Eine Studie. — Hamburg. Verlag von Conrad Kloß. 1895. — Preis Mk. 1. —

Otto Ernst: Narrenfest. Satiren und Burlesken. — Hamburg, Verlag von Conrad Kloß. 1895. —

Otto Ernst: Die größte Sünde. Drama in 5 Aufzügen. — Ebenda.

Johannes Fastenrath: Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centennarfeier der Entdeckung Amerikas. — Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner. — Preis Mk. 8.—.

F. A. Feddersen: Christlich-sozial. Moderne Psalmen. — Berlin, 1895. Verlag des Bibliographischen Bureaus. Preis 50 Pfg.

Fr. Wilh. Gerling: Familie Barren. Schauspiel in 5 Akten. — Leipzig. Verlag von Ernst Wiest Nachf. 1895.

Professor Dr. Georg v. Gizycki: Vorlesungen über sozlale Ethik. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lity v. Gizycki. — Berlin, 1895. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. — Preis Mark 1.20.

Rudolf Heinrich Greinz: Der Herrenschreiber von Hall. Eine Tyroler-Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. — München, 1895. Otto Gadler, Verlagsbuchhandtung. — Preis Mk. 2.—.

Eduard Hammer: In Angelegenheit der Umsturzvorlage. — Selbstverlag des Verfassers.

Eugen Heintzeler: Die wissenschaftlich notwendige Grundlage für eine brauchbare Weltsprache. Zugleich Beweis, daß wir eine Weltsprache schon haben. — Mit zwei Beilagen. — Meran. E. W. Ellmenreichs Verlag. 1895.

Der Kaiser und seine Ratgeber. Aus dem Tagebuch eines Deutschen Staatsmannes. — Bertin. Verlag des Litterarischen Instituts. Dr. R. Burdinski.

Karl Kiesewetter: Der Occultismus des Altertums. I. Akkader — Babylonier — Chaldäer — Assyrier — Meder — Perser — Inder — Ägypter — Hebräer. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 9.—

A. Oskar Klaußmann: Eingezogen. Erlebnisse eines Landwehrmannes. — Leipzig. Paul List. — Preis Heft Mk. 1.—

Ernst Krumbhaar: Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Fritz. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Magdeburg. Verlag von Albert Rathke. 1893. —

Rudolph Lothar: Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur. — Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1895.

Nach vierzig Jahren. Religionsphilosophischer Briefwechsel zweier Jugendfreunde in späterer Lebenszeit. — Leipzig, 1895. Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). — Preis Mk. 3.—

Hermann Nestori: Wan-li-tschang-tschöng, ein Beitrag zur Frauenfrage. — Wolfenbüttel: Julius Zwißler. — Preis Mk. 3.—

Jean Paar: Weißdornblüten. Gedichte. — Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1895.

Oskar Panizza: Der Illusionismus und die Rettung der Persönlichkeit. Skizze einer Weltanschauung. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Wilhelm v. Polenz: Der Büttnerbauer. Roman in drei Büchern. — Berlin W., Fontane & Co. 1895. —

Adelheid Popp: Die Arbeiterin im Kampf ums Dasein. — Wien. Verlag der ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ig. Brand) VI. Gumpendorferstr. 8. — Preis 20 Pfg.

W. Preyer: Zur Psychologie des Schreibens mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. — Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1895. — Preis Mk. 8.—

Stanislaw Przybyszewski: Unterwegs. Roman. — Berlin W., F. Fontane & Co. 1895.

Dr. Ch. Rappoport: Die soziale Frage und die Ethik. — Zweite Auflage. — Bern. Verlag von Goepper & Lehmann. 1895.

Friedrich Robert, Altona: Aus dem Nichts zum Glauben. An alle Denkenden gerichtet. Zweite Auflage. — Berlin, 1895. Verlag des Bibliographischen Bureaus, Alexanderstraße 2. — Preis 80 Pfg.

Constantin Rößler: Eine Weltkrisis und ihre Ärzte. — Berlin, 1895. Verlag von Hermann Walther. W., Kleiststraße 14. — Preis Mk. 1.—

Dr. S. Rubin: Kabbalah und Agada in mythologischer, symbolischer und mystischer Personification der Fruchtbarkeit in der Natur. — Wien, 1895. Kommissions-Verlag von Bermann & Altmann. — Ladenpreis Mk. 1.80.

Sankaracharya: Atma Bodha (Selbsterkenntnis). Übersetzt von Franz Hartmann, M. D. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 50 Pfg.

Sankaracharya: Das Palladium der Weisheit (Viveka Chudamani). Aus dem Sanskrit übersetzt von Molini Chatterji. — Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 2.—.

Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrierte Ausgabe. — I. Das Altertum. Mit 359 Abbildungen im Text und vier Farbendrucken. — Leipzig. Verlag von E. A. Seemann. — Preis Mk. 5.—.

Arthur Stein: Deutschland. Ein Sommermärchen. — Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Albrecht Thoma: Das Studium des Dramas an Lessings Meisterwerken. — Gotha. Verlag von E. P. Thienemann. 1895. — Preis Mk. 1.40.

Alois Wohlmuth: Benedikt Broemel. Eine Lebensgeschichte. — München. Verlag von A. Ackermanns Nachfolger. Karl Schüler. 1895.

Fürst Friedrich Wrede: Blutender Lorbeer. Roman. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 6. —

Dr. Theobald Ziegler: Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. — Vorlesungen gehalten im Wintersemester 1894/95 an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg. — Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1895.

☛ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

32101 045374012